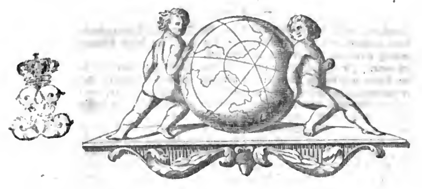



AP. Quart 9

Morgenblatt für gebildete Stände.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 1. — 1. Januar 1830.

Die literarischen Parteien.

Noch ist die deutsche Literatur in einem ziemlich chaotischen Zustande, und ihre Elemente haben sich noch nicht streng geschieden. Ihre Parteien bilden sich erst, sie stehen keineswegs schon so fertig da, wie etwa in Frankreich. Weiß wohl jeder deutsche Schriftsteller, wo er steht? wohin er will? wie rückwärts und vorwärts seine Kräfte zu verwandten Kräften sich verhalten und ins Ganze eingreifen? zu welcher Partei er gehört? Gewiß nicht. Es ist in unserer literarischen Republik noch nicht so weit gekommen, daß wir nur den Uebertreibungen des Parteihasses zu steuern hätten, wir müssen vielmehr noch über eine gewisse literarische Kindheit, Taktlosigkeit, Unentschiedenheit klagen, die es noch nicht einmal bis zu bestimmten Parteien gebracht hat, die über das, was sie eigentlich will, noch nicht recht zum Bewußtseyn gekommen ist. Würden wohl sonst so viele Schriftsteller auf eigne Faust in den Tag hinein schreiben, ohne sich im mindesten um die andern zu bekümmern, ohne zu überlegen, was vorher schon über denselben Gegenstand gesagt ist, und was man darüber sagen müsse, um die geistesverwandte Partei zu unterstützen und die entgegengesezte auf dem rechten Fleck anzugreifen? Man muß in der That über die unübersehliche Masse von Plagiaten und Mißverständnissen erstaunen, die unsre Literatur anfüllen, und über die ungemeine Ungeschicklichkeit in der literarischen Taktik. Alles schreibt, und doch wissen nur die wenigsten, was alles geschrieben wird. Hundert Schriftsteller schreiben wesentlich in demselben Sinn, aber sie lesen, sie kennen einander nicht, sie vereinigen ihre Kräfte nicht, sie bilden keine Partei, sie lassen sich einzeln schlagen oder vergessen, während sie in Masse vielleicht siegen könnten.

Das Publikum muß noch mehr dabei leiden. Weiß etwa die Nation, was sie an ihrer Literatur besizt? Wird ihr ein Budjet, eine jährliche Abrechnung über den Gedankenverbrauch vorgelegt? Findet eine regelmäßige und gesunde Cirkulation in den Schlag- und Blutadern des geistigen Organismus Statt? Kehrt, was aus der Nation in die Literatur aufgestiegen ist, zweckmäßig wieder zur Nation zurück? Dringt alles, was geschrieben wird, in die Nation ein und trägt es gute Früchte? Gewiß nicht. So lange man die Literatur nicht übersieht, so lange die Parteien nicht eine feste Stellung gewonnen haben, so lange weiß auch das Publikum nicht, woran es mit den Büchern ist, und liest auf gutes Glück, was ihm die Gelegenheit in die Hände führt, lernt sehr vieles Wissenswürdige wenig oder gar nicht kennen, und wird mit sehr vielem Nichtswürdigen behelligt, was es aus Unkenntniß und Langerweile für das Bessere nimmt.

Daß bei allen Vorzügen, welche Vielseitigkeit und unumschränkte Konkurrenz gewähren, doch unsere Literatur in einem bedauernswürdig verwirrten Zustande sich befinde, läugnet niemand mehr. Die Klagen darüber wiederholen sich von allen Seiten und werden immer dringender. Es ist daher vollkommen an der Zeit, zur Entwirrung der Literatur, zur Scheidung ihrer durcheinandergährenden Elemente, zur Aufklärung der Schriftsteller über ihre wahre Stellung, und zur Aufklärung des Publikums über die seinige mitzuwirken, und insbesondere muß dies eine Aufgabe der Kritik seyn.

Die Kritik ist das Organ der öffentlichen Meinung. Sie hat das Publikum zu vertreten, nicht den Schriftsteller. Sie spricht das Urtheil des Lesers über das Buch aus. Sie ist die tribunicische Gewalt, die ihr das Publikum anvertraut hat, um seine Rechte gegen die Schriftsteller zu schirmen, um diesen zu sagen, was dem Publikum frommt, was nicht, um alles Nützliche und Schöne der Bücherwelt allgemein zu empfehlen und zu verbreiten, alles Unnütze, Schädliche, Verkehrte zu verbannen. Allein wenn die Kritik dieses Amt erfüllen und das Interesse des Publikums kräftig und allseitig wahren will, so muß sie auch eine planvolle und strenge Kontrolle über die Literatur im Ganzen führen, von einem festen Punkt aus alle ihre Richtungen übersehen, ihre wechselnden Bewegungen verfolgen und ihre Verwicklungen lösen.

Ich kenne keine würdigere, keine nothwendigere Aufgabe der Kritik und will sie in diesen Blättern, so weit meine Kräfte zureichen, zu lösen suchen. Ich will wenigstens den Weg zu zeigen suchen, auf dem die Kritik zu ihrem Ziele gelangen kann, und die Irrwege der kurzsichtigen, unzusammenhängenden, kleinlichen und bestochenen Kritik der Schulen und Kotterien vermeiden, die zu nichts dienen, als das Urtheil des Publikums immer mehr zu verwirren, immer blöder und engherziger zu machen.

Es liegt mir nun zunächst ob, den status quo der Literatur aufzunehmen, die Bildung der literarischen Parteien und ihre Stellung gegen einander zu bezeichnen, gleichsam ihren Prozeß zu instruiren. Ist erst die Basis genau angegeben, von welcher die künftigen Operationslinien der literarischen Feldzüge ausgehn müssen, so können wir diese dann desto leichter verfolgen. Wir müssen eine strategische Uebersicht gewinnen.

Die Eintheilung der Schriftsteller und Bücher nach den verschiedenen Wissenschaften und Künsten reicht hier nicht aus. Man muß auch die Bewegung verfolgen, welche die Literatur von Jahrzehend zu Jahrzehend umgestaltet. Die Zeit schreitet vorwärts und stößt um, was ihrem Zuge nicht folgt. Was gestern noch neu war, ist heute schon alt. Die Ansichten verwandeln sich, wie die Menschen. Eine Idee verdrängt die andre, wie ein Geschlecht das andre. Alles Alte aber strebt sich zu erhalten, das Junge sich Bahn zu brechen, und man streitet um den Platz, den dieser besteigen, jener nicht verlassen will.

Den Kampf des Alten mit dem Neuen haben wir mit jeder andern Zeit gemein. Es kommt nur darauf an, von welcher Art das Alte, von welcher das Neue ist. Nur das charakterisirt unsre Zeit und unterscheidet sie von jeder andern.

Die Literatur empfängt ihre Bewegung durch einen doppelten Anstoß, von zwei Seiten her. Unabhängig nämlich von allen äußern Weltbegebenheiten, von der Gestaltung des praktischen Lebens, vom Zeitgeist, von der Tendenz und Mode des Jahrhunderts oder Jahrzehends, bildet jede Wissenschaft und Kunst allmählig ihre eigenthümlichen Anlagen aus, und wächst in geräuschloser Regsamkeit wie eine Pflanze. Die Weltbegebenheiten wirken fördernd oder hemmend darauf ein, geben ihnen aber nicht den ersten Impuls, so wie die Pflanze zwar unter dem äußern Einfluß der Witterung steht, aber doch ihr Wachsthum ursprünglich nur aus ihrem eignen Samen empfängt. Eben so unabhängig von dem Entwicklungsgange jeder besondern Wissenschaft und Kunst gehn nun aber auch die äußern Weltbegebenheiten ihren Gang fort, beherrschen das praktische Leben und drücken jedem Volk, jeder Generation ihr eigenthümliches Gepräge auf. Auf diese Weise kommt in die Literatur eine zwiefache Bewegung. Hier folgt sie mehr dem stillen Wachsthum der einzelnen Wissenschaften und Künste, dort mehr dem Wechsel des Zeitgeists. — Beides geschieht aber keineswegs immer zugleich, vielmehr herrscht in der Regel eine Bewegung vor, und drängt die andre zurück. Die Geschichte der Literatur beweist eine beinahe regelmäßige Abwechselung beider Bewegungen. Ihre Vereinigung hat jederzeit die herrlichsten Erdenblüthen zur Reife gebracht, wie in den schönen Zeiten Athens, und im Mittelalter unter den Hohenstauffen, allein sie haben sich eben nur selten vereinigt, und fast immer litt *entweder Wissenschaft und Kunst unter dem Druck politischer Barbarei, oder das politische Leben erschlaffte unter den weichlichen Ergötzungen der Muse.* Setzen wir die ältern Zeiten auf die Seite, und wenden uns sogleich zur neuern Zeit, so ist unläugbar, daß jene Barbarei während der Reformationskämpfe und diese Erschlaffung im vorigen Jahrhundert vorgeherrscht haben.

Man nennt das achtzehnte Jahrhundert das philosophische und bewundert mit Recht den Aufschwung, den Künste und Wissenschaften besonders in der lezten Hälfte desselben genommen haben. Allein es läßt sich auch nicht läugnen, je mehr damals die Musen galten, desto weibischer und erbärmlicher war das öffentliche Leben, und welcher Deutsche könnte ohne Entrüstung an die politische

Schande jener Zeit zurückdenken! Weit entfernt, wie einst im alten Griechenland das Leben selbst zu verschönern, führten in jener Perrückenzeit die Musen nur vom Leben ab in eine todte Scheinwelt, in einen dem wachen prosaischen, wirklichen Zustande streng entgegengesetzten Traum.

Diese Zeit ist nun vorübergegangen. Die Wirklichkeit, das praktische Leben ist durch die großen Ereignisse im Beginn unsers Jahrhunderts neu verjüngt worden, und in einer sehr natürlichen Reaktion hat der Zeitgeist sich jezt mehr auf die praktische und politische Seite gewendet, und von der ästhetisch-wissenschaftlichen des vorigen Jahrhunderts entfernt.

Die große Streitfrage unsrer Zeit ist nun in Beziehung auf Literatur folgende: Kann das reine Interesse der Wissenschaften und Künste mit dem Interesse des Tages, der Geschichte und Politik Hand in Hand gehen? Jeder Vernünftige wird antworten: Warum nicht? Ja! Allerdings! Aber die hadernden Parteien stellen die Frage anders und beantworten sie anders. Sie fragen: soll unter dem Vorwande, das reine Interesse der Wissenschaften und Künste zu fördern, die aristokratische Kaste der Zunftpoeten und Zunftgelehrten fortwährend ihr persönliches Interesse und das Interesse ihrer dem Leben längst abgestorbenen Schulen fördern? oder soll unter dem Vorwande, das Interesse des Zeitgeists zu fördern, der literarische Pöbel sein persönliches Interesse und das Interesse der augenblicklichen Mode fördern? und jede der beiden Parteien beantwortet diese Frage nach ihrem Sinn. Die Kunstaristokraten und Schulpedanten wollen ihre alten Vorurtheile nicht fahren lassen, um nicht auch ihre alten Vorrechte zu verlieren; die literarischen Demagogen stützen sich auf den Pöbel, und schmeicheln ihm, um durch ihn zur Herrschaft zu gelangen. Bei einem solchen Verfahren muß natürlicherweise sowohl die Wissenschaft und Kunst als auch das Zeitinteresse leiden. Die Wissenschaften und Künste können sich nicht zeitgemäß gestalten, weil ihre aristokratischen Vertheidiger sie nicht der Zeit anpassen wollen, und weil die demokratische Partei ihren Haß gegen jene Aristokraten häufig auf die Wissenschaften und Künste selbst überträgt.

Die Literatur hat nur drei Aussichten. Entweder bleibt es beim Alten, d. h. die Wissenschaft und Kunst bleibt in der todten Hand der aristokratischen Zunft, in einer vom Leben selbst getrennten Scheinwelt; oder es beginnt eine neue politische Barbarei, die alle Musen fesselt oder verbannt; oder endlich die Wissenschaften und Künste gehn aus der todten Hand der Zunft in die lebendige Hand des Volks über, das Volk in Masse erhebt sich zu höherer Bildung, der Zeitgeist vereint seine politische und praktische Richtung mit der ästhetisch-wissenschaftlichen.

Jezt kämpft man noch. Die Mehrzahl der Schriftsteller ist zu träge, indifferent und mit dem Zustand der Literatur im Ganzen zu wenig bekannt, um sich schon entschieden zu haben. Dennoch hat sich die Minderzahl der Schriftsteller schon deutlich in zwei feindselige Parteien getrennt, in die alte aristokratische Musenpartei, und in die neue der demokratischen Praktiker. Zwischen beiden aber fängt auch an eine Partei sich zu bilden, welche die Musen mit dem Leben in Harmonie zu bringen sucht, und vielleicht auf die jezt noch indifferente Mehrzahl gestüzt zulezt siegen wird.

Die Licht- und Schattenseite der **alten Partei** wird sich folgendermaßen bezeichnen lassen. Unstreitig war die lange Friedensepoche des vorigen Jahrhunderts dem Gedeihen der Wissenschaften und Künste sehr günstig. Indem die Theilnahme, die dem öffentlichen politischen Leben entzogen war, zu den Musen sich wendete, erhielten diese die erfreulichste Aufmunterung. Indem die Gelehrten und Künstler sich mit ganzer Seele dem stillen Dienst der Musen widmeten, waren ihnen auch diese nicht unhold. Nur Neid oder roher Uebermuth könnte den Werth der gelehrten Forschungen und dichterischen Meisterwerke des vorigen Jahrhunderts, namentlich in der lezten Hälfte desselben, verkennen. Es scheint überflüssig, noch mehr zu ihren Gunsten zu sagen, da das Lob und der Ruhm jener Zeit bereits eben so erschöpft scheinen, als das Gute, dem dieses Lob und dieser Ruhm gilt. — Wichtiger ist es, die Schattenseite jener Zeit zu charakterisiren, da man sich hierüber noch nicht recht verständigt zu haben scheint und den Tadel eines allgemeinen Zeitübels sehr häufig durch specielle Antipathien noch schwärzer macht, oder aber aus Ehrfurcht vor einzelnen glänzenden Namen zu nachsichtig gegen die ganze Zeit ist. Ich will einige Momente hervorheben, gegen deren Wahrheit sich nicht streiten läßt, und die am besten geeignet sind, die faulen Flecke in der hochgepriesenen Bildung und Literatur des vorigen Jahrhunderts zu bezeichnen.

Wenn es wahr ist, daß Wissenschaften und Künste unter dem Druck politischer oder kirchlicher Barbarei und unter den Stürmen großer Zeitereignisse verkümmern, so ist es doch eben so wahr, daß sie in allzu großer Willkühr ausarten, sobald ein gesundes und kräftiges Volksleben, eine wohlverständigte und strenge öffentliche Meinung ihnen nicht die Gränze vorzeichnen, über welche hinaus sie nicht verirren dürfen. Die einzelnen Talente schweifen gern aus, und in der That ist auch nur die Kraft eine ächte, die in ungezügeltster Freiheit das Maaß überschreitet. Allein dennoch ist nicht das Uebermaaß, in dem sie verderben und zur Ohnmacht sich abschwächen muß, ihr Zweck, sondern das Maaß, in dem sie dauernd und in schöner Harmonie mit andern Kräften wirken kann. Dieses Maaß

oder schreibt ihr nur die öffentliche Meinung, der nationelle Takt und der Zeitgeist vor. Gibt es keine öffentliche Meinung oder läßt sie sich von jedem ersten besten Talent imponiren, herrscht im Volk Taktlosigkeit, schrumpft der Zeitgeist in den Geist einiger Schulen und Tonangeber zusammen, so müssen auch die Wissenschaften und Künste bald unter den Launen, dem Uebermuth, den Uebertreibungen einzelner geistiger Tyrannen unseligen Mißbrauch erfahren. Darum sahen wir, wie in dem goldnen philosophischen Jahrhundert die Denker sich vom gesunden Menschenverstande so weit verirrten, daß ihre Systeme allen Zusammenhang mit dem Leben verloren, und außerhalb der Schule nirgends begriffen werden, nirgends im Volk Wurzel schlagen konnten. Die Denkkraft wurde dergestalt überspannt, daß sie häufig in Verrücktheit überschnappte. Während hier das Volk in mitleidswürdiger Bornirtheit nicht einmal den gemeinen Takt für das wirkliche Leben sich bewahrte, geschweige denn es mit philosophischem Geist zu würdigen wußte, verstiegen sich dort die Philosophen von Profession in Höhen, wo die Philosophie aufhört, Philosophie zu seyn, weil sie keinen Gegenstand mehr findet, über den sie philosophiren könnte. Hier völlige Gedankenlosigkeit, dort Verrücktheit durch das Sichüberdenken. — Eben so schweifte die Phantasie und das Gefühl bei den Dichtern aus. Während das wirkliche Leben immer unpoetischer wurde, so daß es nicht unpoetischer gedacht werden kann, als in jener Zeit der Perrücken und Zöpfe, Frisuren und Reifröcke, baute die Phantasie der Dichter ihre Luftschlösser ins Blaue hinaus und schuf eine abentheuerliche Scheinwelt, die höchstens auf dem Theater ins wirkliche Leben hineinpfuschte. Und das Herz? das liebe Herz, mit dem man sich so viel wußte? zu welcher krankhaften Ueberreizung, zu welcher unnatürlichen Schwelgerei wurden nicht die Gefühle aufgekitzelt? wie weibisch, feig und lüstern war nicht jene Sentimentalität, die allen männlichen Muth erlahmte, und allen geheimen und öffentlichen Schlechtigkeiten der Zeit fröhnte, so daß wir auf sie den Grundsatz anwenden müssen:

Der Laster größtes ist des Herzens Schwäche!

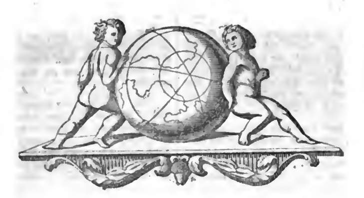
Wie sich aber Wissenschaften und Künste auf diese Weise von der Natur und Vernunft entfernten, so hörten sie auch auf, nützlich zu seyn und arteten häufig in völlig nichtige Spielerei aus. Ich will den Begriff des Nutzens hier nicht in engherzigem Sinn genommen wissen. Nicht blos das ist nützlich, was sich unmittelbar zu Brod oder Geld machen läßt. Auch die abstraktesten Wissenschaften und die wesenlosesten Gebilde der Dichter sind nützlich, sofern sie Geist und Gemüth des Volks ausbilden und veredeln. Unnütz aber sind die banausischen Beschäftigungen silbenstechender Gelehrten, die Tändeleien geistloser Versemacher. In dieser Beziehung hat jene goldne Zeit allerdings sehr viel Unnützes zu Tage gefördert, und Zeit und Mühe verschwenderisch dem Nichtswürdigen geopfert.

Aus demselben Grunde kam in allen Wissenschaften und Künsten ein verderblicher Formalismus auf. Ueberall siegte die Form über den Geist. Hätten wohl die Philosophen ihre unverständliche und oft auch unverständige Terminologie einführen dürfen, wenn sie nicht für sich selbst geschrieben hätten, wenn sie immer hätten für das Volk schreiben müssen? Würden die Dichter über der Künstelei der Formen den Inhalt vernachläßigt haben, wenn sie nicht eine Zunft für sich gebildet hätten, wenn sie weniger von Nebenbuhlern, und mehr vom Publikum beurtheilt worden wären? Würden die praktischen Wissenschaften eine so unpraktische, gelehrte, weitschweifige Behandlung erfahren haben, wenn sie nicht das Monopol einer Zunft gewesen wären, wenn das Volk selbst z. B. über kirchliche, politische und Rechtsverhältnisse aufgeklärter gewesen wäre?

Auch hängt damit die irreligiöse Richtung des vorigen Jahrhunderts genau zusammen. Alles geistige Leben trat auf die Oberfläche, die innere Tiefe ging verloren. Der Ernst und das Heilige wurde entweder fein verspottet, oder nur als Dekoration im Trauerspiel benutzt. Bekanntlich gehörte es damals zum Kennzeichen höherer Bildung, über den Glauben der Väter zu spotten, und wenn man noch einigen Respekt vor der Kirche blicken ließ, so war es nur in ästhetischer Beziehung. In der Theologie selbst, wo sich die religiöse Innigkeit hätte erhalten sollen, wich die geistlose, aber doch wenigstens leidenschaftliche und oft noch herzlich fromme Orthodoxie dem geistvollen, aber herzlosen Rationalismus, der damals nicht nur bei fast allen Protestanten, sondern auch bei einer großen Menge Katholiken überhand nahm, so daß der herrschende Glaube des achtzehnten Jahrhunderts nur der Unglaube war. Auch hier, scheint es, würden die Gelehrten nicht so weit gegangen seyn, wenn die Erschlaffung des Volks nicht jeder frivolen Verführung nachgegeben hätte.

Ueberdieß verloren die Wissenschaften und Künste jener Zeit mit der tiefen religiösen Wurzel zugleich auch den lebendigen Zusammenhang unter einander selbst. Jede pflanzte sich auf eigne Hand fort, unbekümmert um die andre, nicht selten eine mit der andern im Streite. An ein harmonisches Zusammenwirken aller war nicht zu denken. Man wußte auf der einen Seite nie, was auf der andern geschah. Die Gelehrten kehrten einander alle den Rücken zu und liefen jeder nach einer andern Richtung, obgleich sie alle mit ihren Zöpfen in der Mitte zusammengekuppelt waren wie der Rattenkönig.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 2. — 4. Januar 1830.

Die literarischen Partelen.

(Fortsetzung.)

Dieß sind die Nachtheile, die Wissenschaften und Künste in der Zeit erfuhren, in welcher sie so hoch begünstigt waren, und gerade deshalb erfuhren, weil sie so hoch begünstigt waren. Gesezt, es hätte sich immer nur um Wissenschaften und Künste gehandelt, und das praktische Leben wäre nie zur Sprache gekommen, so hätte doch schon die Uebertreibung der erstern an und für sich eine Reaktion herbeyführen müssen. Da nun aber das praktische Leben allerdings zur Sprache kam und die Zeit umgestaltete, so mußte dieser äußere Einfluß jene Reaktion in Wissenschaften und Künsten natürlich ungemein beschleunigen.

Die umgestaltende Bewegung ging vom praktischen Leben, von den Zeitereignissen aus. Wie verhielt sich vorher die Musenherrschaft zum praktischen Leben? Wir sahen zwey Klassen einander gegenüberstehn, die aristokratische der Schriftsteller, und die völlig sklavische des Publikums. Die Schriftsteller, die das Monopol der Wissenschaften und Künste besaßen, drangen dem Publikum ihre Waare nach ihrem, nicht nach seinem Belieben auf, und duldeten keine Kontrolle. Sie unterschieden sich in Virtuosen, die unbedingte Bewunderung, und in Männer vom Fach, die unbedingten Gehorsam verlangten. Bey den erstern, Dichtern und Philosophen, herrschte die Persönlichkeit und mit ihr die Eitelkeit, bey den andern, den Fakultätsgelehrten, die Wissenschaft und mit ihr der Zunftstolz vor; aber weder die einen noch die andern gestanden dem Publikum ein Recht zu, beyde drangen ihm nur die Pflicht auf, sich alles gefallen zu lassen, was sie ihm bieten wollten. Hier durfte Ueberspannung, Verrücktheit, Frivolität, geistige Unzucht und Histrionenfrechheit, dort durfte Pedanterei, Geheimnißkrämerei, gelehrte Spielerei, hochmüthige Einseitigkeit, Rabulisterei und Sophistik ungestraft ihr Wesen treiben. — Das Publikum ließ sich nicht nur alles gefallen, weil es in seiner Erschlaffung allen Takt, alles Selbstgefühl, alle Ehre verloren hatte, sondern es trug seine Ketten sogar noch mit vieler Selbstgefälligkeit, weil es in seiner Verdummung gerade noch so viel Einsicht übrig behielt, um zu begreifen, daß seine Schriftsteller wirklich die Einzigen seyen, deren Talente der Zeit noch Ehre machten. Aber welche traurige Ehre! Wahrlich nur einer Nation würdig, die keine mehr ist, nur eines versunkenen elenden Geschlechts, dessen öffentliches Leben zu einer Theaterwirthschaft herabgesunken ist. Pfui dieser leichtgläubigen weibischen Männer, dieser Schlafmützen und Perrücken! Pfui dieses stillen friedsamen, schaafmäßigen Publikums, das von den Alpen bis zum Belt die Ohren spizte, wenn Gleim in seinem Hüttchen sang, das andächtig wie in der Kirche zusah, wenn der Hohepriester der deutschen

Musen auf dem Altar des Vaterlandes — seine Toilette machte! Pfui einer Zeit, die so tief entnervt und verfault war, daß sie uns nichts, gar nichts zurückgelassen hat, als Schande, und einige Schriftsteller! Pfui der Zeit, in welcher das deutsche Reich schmachvoll unterging, nicht wie ein Lebender stirbt, sondern wie ein schon Verwester beim ersten freien Luftzug in Staub zerfällt!

Die junge Zeit, die auf diese alte gefolgt ist, hat natürlicherweise eine Reaktion im schlimmen wie im guten Sinne herbeigeführt. Indem man die alten Uebel mit Recht auszurotten sucht, sieht man nicht immer scharf genug, um nicht auch manches Gute mit zu verderben. Indem man Neues einführt, mischt sich dem guten Neuen auch schlechtes bei. Die neue Partei hat daher wie die alte ihre Schatten- und Lichtseite.

Untersuchen wir zunächst die Wohlthaten, die mit der literarischen Umwälzung verbunden sind, so dürfen wir nur darauf achten, wie Schritt für Schritt und auf allen Punkten den schon erwähnten Uebelständen der alten Zeit entgegengearbeitet wird. — Es war von der Unnatur und Unvernunft, von den excentrischen Ausschweifungen der Speculation, der Phantasie und der Gefühle die Rede. Nun denn, ist man jezt nicht bedeutend nüchterner geworden? Läßt sich das Publikum noch so viel aufbinden? waffnet sich nicht der Ernst der Zeit, der praktische Takt und der Witz gegen jeden Luxus der Autoreneitelkeit? sind die Autoren selbst nicht viel vorsichtiger und scheuer geworden? Und wo in Schulen und Kotterien noch der Geheimdienst des Unsinns fortgepflanzt wird, steht er dem Publikum gegenüber nicht isolirt, verachtet und verspottet da? Zwar sind fast alle Wissenschaften und Künste, die sich nicht unmittelbar aufs praktische Leben beziehen, wie Geschichte, Politik und Naturlehre, in ein augenblickliches Stocken gerathen; namentlich in der Philosophie und Poesie ist auf die Ueberspannung plözlich eine Abspannung gefolgt, allein es geschehen doch schon bedeutende Versuche, die Ohnmächtigen wieder zu wecken und alle Wissenschaften und Künste durch ihre Zurückführung zur Natur und Vernunft neu und schöner zu beleben. Noch herrscht die polemische Tendenz vor; noch ist man zu sehr beschäftigt, das Alte niederzureißen, allein dieß hindert nicht, daß wir nicht einer baldigen frischen Verjüngung aller Literaturzweige entgegensehn dürften.

Wir tadelten das Unnüze, Unpraktische, die gelehrte Spielerei, die poetische Kinderei der alten Zeit. Auch diese verträgt sich nicht mehr mit der neuen. Jede Messe bringt eine Unzahl von praktischen Schriften, und die Realwissenschaften halten bereits den spekulativen die Waage. Aber auch Philosophie und Poesie selbst müssen der praktischen Richtung je mehr und mehr folgen. Man hat nicht mehr so viel Zeit, um sich die Zeit vertreiben zu lassen. Wenn müßige Köpfe noch Glück machen wollen, müssen sie wenigstens ihren Bijouteriewaaren eine zeitgemäße Etikette geben und mit dem Spiel auf den Ernst anspielen.

Wir rügten den leeren Formalismus der alten Zeit. Auch er kann sich nicht lange mehr halten. Man hat überall angefangen, die Wissenschaften populär zu machen, die unnützen Formen, den gelehrten Ballast auszuscheiden und den Sachinhalt seinen wesentlichen Resultaten nach zur Kenntniß des größern Publikums zu bringen. Bearbeitungen, praktische Handbücher, Uebersichten zerstreuen je mehr und mehr den gelehrten Nimbus und ziehn die Schäze des Wissens aus dem Helldunkel der Fakultäten und gelehrten Zünfte ans Tageslicht der Oeffentlichkeit.

Wir klagten die alte Zeit der Oberflächlichkeit und Frivolität an. Auch hier ist eine wohlthätige Reaktion erfolgt. Es ist in den jüngsten Tagen wieder ein religiöser Tiefsinn erwacht, dessen Ernst und Innigkeit dem Gespött der alten Rationalisten trozt. Man hat es gewagt, wieder einmal fromm zu seyn, und die neue Frömmigkeit ist zugleich geistreicher, als die des siebzehnten Jahrhunderts. Die neuen Mystiker haben sich mit allen Waffen der Wissenschaft und der Poesie gerüstet, und sind keine so verächtlichen Gegner mehr wie die Zeloten der alten Orthodoxie.

Wir bedauerten die Vereinzelung aller Wissenschaften und Künste, den Mangel an Uebereinstimmung und Zusammenwirken aller literarisch thätigen Kräfte, den Mangel an Uebersicht, die Verwirrung in der Bücherwelt. Diese ist nun freilich durch die vielen neuen Bestrebungen noch weit verwickelter geworden, allein man fängt doch an, ihre Entwirrung zu wünschen, zu fordern, zu versuchen. Die Journale, die Literargeschichten, welche Uebersichten über das Ganze oder wenigstens über einzelne Fächer der Literatur geben, vermehren sich täglich. Die einseitigen und feindseligen Stimmen, die eine Wissenschaft ungebührlich erheben, die andre verdammen, müssen immer mehr vor der unpartheischen Stimme der Nation verstummen, welche alle Wissenschaften gleich hoch stellt, sofern sie zu ihrer Bildung und Ehre beitragen, und das Gesammtresultat aus allen sich zu eigen zu machen strebt.

Wenn wir endlich die Trennung der Nation in eine aristokratische Kaste von Schriftstellern und in ein sklavisch passives Publikum beklagten, so läßt sich wohl nicht verkennen, daß sich dieß Verhältniß jezt bedeutend geändert hat. Fast alle Autoritäten sind schwankend geworden, fast jede Schriftstellereitelkeit hat eine bittre Demüthigung erfahren. Je mehr man den Accent auf die Sachen legt, desto tonloser werden die Namen. Die Nation sieht die

Bücher nicht mehr als ein Gnadengeschenk, sondern als einen Tribut an. Sie kritisirt nicht nur die Gaben selbst, sondern auch die Art, wie sie ihr geboten werden. Das Publikum ist eine Macht geworden, der die Autoren schmeicheln müssen, wenn sie ihr nicht redlich dienen wollen. Wir haben vielleicht noch keine öffentliche Meinung, aber die Schriftsteller finden es, wenn sie Glück machen wollen, doch für gut, eine öffentliche Meinung vorauszusetzen.

Allein die neue Zeit hat auch eine ziemlich dunkle Schattenseite. Wenn früher das Urtheil gar zu zahm und gefällig war, so ist es jezt oft zu unbillig und absprechend. Man ist gegen verdiente Veteranen häufig kalt und undankbar, und es ist sogar gegen einzelne Wissenschaften, namentlich gegen die spekulativen, Gleichgültigkeit oder Unduldsamkeit eingerissen. Hat man nicht in unsrer praktischen Zeit die Frage aufgeworfen, ob die Philosophie überhaupt nöthig wäre oder nicht? Gibt es nicht eine Menge neuer Barbaren im Publikum, und selbst unter den Schriftstellern, die alles, was ins Gebiet der Abstraktion und der Phantasie einschlägt, verlachen und nur immer auf die derbste Praxis und Nützlichkeit dringen? — Bei dem Schwanken aller Autoritäten hat sich der schwächern Köpfe eine Verwirrung bemeistert, die überall die albernsten Urtheile zu Tage fördert. Die Leute wissen nicht mehr, woran sie sind. Aengstlich halten sie sich an das Alte, oder an die Mode des Augenblicks oder an den ersten besten bessern Kopf, den sie gerade in der Nähe haben. Dieß benutzen die Ehrgeizigen, um ihr eignes Ansehn geltend zu machen, und die Spötter, um sich an dem Durcheinander zu weiden, indem sie ihn noch mehr verwirren. — Auch ist das Bestreben, dem Zeitgeist zu huldigen, nicht immer rein. Auf der einen Seite lassen gute Köpfe sich bestechen und verkuppeln ihr ausgezeichnetes Talent der stets schwankenden Tages-Politik. Auf der andern Seite glaubt jezt alles berufen zu seyn, wenn nicht mitzusprechen, doch mitzuschreiben, und zügellos bricht eine literarische Pöbelherrschaft herein. Knaben, die noch in der Schule sitzen, Weiber, verdorbne Kandidaten aller Fächer, müßige Militärs, hungernde Landpfarrer, eine Unzahl Menschen von höchst mittelmäßiger Bildung schreiben Bücher, weil sie gerade nichts besseres zu thun wissen, und der Wucher der Buchhändler ruft immer neue Schaaren solcher literarischer Fabrikarbeiter aus der Erde hervor. Der Lärm dieser Modeschriftsteller ist so arg, daß man jezt viele tüchtige Männer findet, die in solcher Gesellschaft gar nicht mehr schreiben wollen, wenn sie auch Vortreffliches leisten könnten, und andre, denen alle Lektüre zum Eckel wird. — Endlich hat auch die Wiedergeburt eines ernstern religiösen Sinnes eine Menge krankhafte Erscheinungen hervorgebracht. Indem sich diese neue Religiosität mit der falschen Sentimentalität und philosophischen Verrücktheit der alten Zeit häufig vermischte, ist jene Sentimentalität nur arroganter, dieser dogmatische Unsinn nur fanatischer geworden, und so ist gerade die schönste und heilsamste der neuaufblühenden Kräfte am meisten verunreinigt worden und in ihrer gedeihlichen Entwicklung gehemmt geblieben.

So stehn die beyden Hauptparteien der Literatur im Allgemeinen gegen einander. Treten wir ein wenig näher und sehn den Leuten etwas schärfer ins Gesicht, so wird unser Interesse für die streitenden Tendenzen durch die Bekanntschaft mit den streitenden Personen noch gesteigert. Wir erhalten ohne Zweifel die deutlichste Anschauung von der Stellung der Parteien, wenn wir uns alle lebenden deutschen Schriftsteller in einer literarischen Nationalversammlung vereinigt denken, in welcher die Partei der Alten die rechte, die der Neuen die linke Seite einnimmt, dergestalt, daß die erbittertsten Gegner auf der äußersten Rechten oder Linken, die Vermittler und Friedlichgesinnten aber in dem mehr zur Rechten oder Linken geneigten Centrum sitzen. Die Vergleichung ist nicht gezwungen, sie bietet sich von selbst dar. Jede Gesellschaft, in welcher Elemente des Streits vorhanden sind, trennt sich auf diese Weise in zwei entgegengesezte Seiten und eine mehr indifferente Mitte.

Auf der äußersten Rechten hat sich die alte Aristokratie der Literatur verschanzt. Hier erblicken wir den reich galonirten und besternten Adel, und die steinernen Falten in den Gesichtern und Talaren des gelehrten Klerus. Den Adel repräsentiren die alten Dichter und Philosophen, den Klerus die alten Fakultätsmänner. Sie, die unumschränkten Beherrscher der alten Zeit, sehen mit Hohn auf die ungeschickten Versuche, mit Neid und Wuth auf die glücklichen Erfolge der Neueren herab und sind deren bitterste Gegner. Sie fühlen sich durch den Umschwung der Zeit doppelt verlezt, in ihren Grundsätzen und in ihrem Vortheil, in ihrem Glauben und in ihrer Eitelkeit. Es kränkt sie, daß Wissenschaften und Künste ein Gemeingut der Nation werden und demzufolge auch aus ihren aristokratischen Händen in die Hände des tiers état übergehn. Sie fürchten von einer neuen Barbarei die größte Gefahr für die Musen selbst, und nicht weniger für ihre eigne Person. Mit Unwillen sehn sie ihre sonst so gefeierten Namen mehr und mehr vernachläßigt oder angegriffen, und ihre Sterne hinter neuen Sternen schwinden.

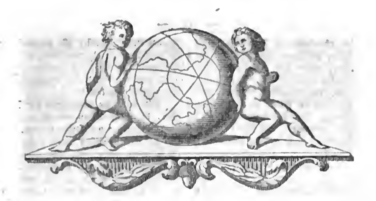
Wir wollen zuerst den Adel mustern. Ich verstehe darunter die Männer, die Steffens einmal „die vornehmen Geister“ nannte, d. h. Männer, die nicht nur einen ausgezeichneten Geist besitzen, sondern auch ein Privilegium daraus machen, die sich, weil sie ungemeine Ta-

lente besitzen, sofort auch für vornehm halten, über das Volk stellen und Lizenzen erlauben, die sich niemand anders erlauben darf. Dieß sind Dichter und Philosophen, die ihre Person für den Altar halten, vor dem das Volk knieen soll, ja für den Centralpunkt, auf den die ganze Welt sich beziehen soll, — wäbeend es den gelebrten Hierarchen der Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philologie immer mehr um die Sache ihrer Wissenschaft, als um ihre Person zu thun ist.

Die Dichter der äußersten Rechten sind die, denen die Schlegel'sche Schule den Huldigungseid geleistet hat. Der Einfluß dieser kritischen Schnle ist deßfalls nicht zu verkennen. Man kann sie dem aristokratischen Klubb der Feuillants vergleichen. Ihr mißfielen alle Dichter, die ihre aeistokratische Ehre durch Abstimmungen zu Gunsten des tiors état verunreinigten, z. B. Schiller und Jean Paul, die daber auch, wenn sie noch iebten, nicht auf der äußersten Rechten sitzen würden. Ich verkenne den Gewinn nicht, der dem Geschmack der Deutschen duech den Einfluß der Schlegel'schen Schuie geworden ist, allein es war ein einseitiger Gewinn, den ein eben so großer Nachtheil auf der andern Seite wieder aufwog. Die Vergötterung der Kunst war freilich der Kunst günstig, allein ihre Uebertreibungen gehörten zu den Uebeln der Zeit. Hat sie nicht eine Ueberfeinerung, einen geistigen Hochmuth, eine Altklugheit der sogenannten Kenner, eine ästhetische Schwelgerei und Seelennnzucht, und endlich eine Abstumpfung und geistige Ermattung herbeigeführt, an der wir jezt als an einer nationellen Krankheit kuriren? Die Vergötterung der Künstler war nicht weniger nachtheilig, als die der Kunst selbst, denn sie begünstigte weit weniger das Taient, das auch ohne sie gereift wäre, als die Aerogauz der Künstler, und sie entehrte die Nation, indem sie ihr einen Götzendienst aufdrang, der nicht weniger der Persönlichkeit des Künstlers, als seinen Werken galt und der sie lächeelich machte. Man muß die Naivetät, mit welcher sich die großen Kunstvirtuosen dem Publikum im Negligé zeigten, impertinent, und die Aufmerksamkeit, mit welcher das Publikum jede Falte in ihrem Halstuch wie ein Naturwunder anstaunte, und durch ganz Deutschland Prosit rief, wenn einer nießte, sehr albern nennen. Endlich haben diese Altmeister den Fehler begangen, in ihrem aristokratischen Dünkel die junge Zeit zu beieidigen. Der Hohn, mit welchem diese Theaterkönige auf das Volk, und auf alles, was dem Volke außerhalb der Bühne heilig ist, herabgesehn, es bespöttelt und mit dummklug suffisantem Augenzudrücken angeblinzelt haben, rechtfertigt das empörte Gefühl und die schonungslosen Angriffe der linken Seite. Schon steht ihnen ihr Schicksal klar vor Augen. Indem sie sich gegen den jugendlichen Zeitgeist gekehrt, hat er sich ohne sie, troz ihnen und gegen sie erhoben und erstarkt. Indem sie in ihrem Egoismus gegen alle jungen Talente, die mit ihnen rivalisiren konnten, kabaliet und nur solche begünstigt haben, die tief unter ihnen stehend sie nur nachäffen konnten, haben sie auch das Rechtsgefühl empört, die Personen verlezt und sich die zum Feinde gemacht, mit denen vereint sie hätten wirken sollen.

Da der Kampf schon seit einiger Zeit begonnen hat und immer heftiger zu werden droht, müssen wir die Taktik diesee Kunstaristokraten auf der äußersten Rechten ins Auge fassen. Die Einen versenken sich tiefsinnig in die Erinnerung an ihre goldne Zeit, ohne sich viel um das neue Teeiben zu bekümmern, indem sie sich durch vornehmes Ignorieen desselben künstlich in die Illusion einwiegen, es sey wirklich nicht von Bedeutung. So vor allen der Nestor der deutschen Literatur, der Alterspräsident Goethe, so A. W. von Schlegel, so Matthisson. Andre klagen und jammern über die einreißende Barbarei, wie der gute Tiedge noch neulich in einem Lehrgedicht auf eine herzbrechende Weise gethan hat. Noch andre greifen zu den Waffen des Zorns und Spottes. An der Spitze dieser Muthigen steht Tieck, gleichsam der Burke unseer poetischen Revolution, mit unübertrefflicher Ironie alle Schwächen und Uebertreibungen der Neulinge geißelnd, ohne ihre starke Seite und ihr Recht zu erwähnen. Weniger scharfsinnig, aber mit dem Nachdruck der Leidenschaftlichkeit gebärdet sich der kleine aristokratische Nachwuchs, poetische Jünglinge, die jene Kunstkolossen unablässig anstaunen und sich auf die Zehen stellen, um bald eben so groß zu werden wie sie. Unter ihnen ist das ausgezeichnetste Talent, Graf Platen, auch der trotzigste Kämpfer gegen die Richtung des Zeitgeists, die der Kunst abhold nur am praktischen Leben, an der Geschichte und Politik Interesse nimmt. Dem großen Sturmwind der Zeit, der die Nationen in Masse bewegt und dabei freilich manchem Dichter den Lorbeerkeanz vom Kopfe weht, glaubt er in das windstille Italien entfliehen zu müssen, wo ihm aber leider auch nur der Moderduft aus Kunstgräbern entgegenhaucht. Dieser späte Märtyrer der Kunst erscheint den Spöttern als ihr Don Quichote, und in der That, der schöne Traum, als Dichter ein halbes Jahrhundert zu beschäftigen wie Goethe, hat nichts reellieres mehr als die Dulcinea von Toboso. Wir haben gerade noch so viel Zeit, die Dichter zu lesen, aber nicht mehr Zeit, allen kleinen Launen ihrer Eitelkeit zu Gebote zu stehn. Ich muß die liebenswürdige und wahrhaft tragische Rolle, welche Graf Platen spielt, von der andrer Kunstritter unterscheiden. Er ist ein großer Dichter, dem die Zeit ungünstig ist und der nur den Fehler begeht, die Zeit zu mißkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 3. — 6. Januar 1830.

Die literarischen Parteien.

(Fortsetzung.)

Was soll ich aber von den kleinen Geistern in Berlin, Dresden, Weimar und andern Kunststädten, von den Mäusefamilien sagen, die im Heim des Achilles nisten und alle Jahre Junge hecken, von den neuen Meisterschulen und Pegnitzschäfereien, die der selige Müllner Göthokorare und der witzige Heine die Göthische Landmiliz nannte? Was von den kritischen Bellern, welche diese getreue Heerde bewachen? Was von den philosophischen Aesthetikern, die ihr Kunstenthusiasmus völlig verrückt gemacht hat, daß sie gleich Bachanten den Orpheus, sey es Göthe oder Shakespeare, in Stücken reißen? Diese Menschen sind trotz ihrer Selbstzufriedenheit sehr bedauernswerth. Ihre Zeit ist vorüber, umsonst träumen sie sich in die Blüthenzeit der Kunst zurück. Sie sind nur der fliegende Altweibersommer, der im herbstlichen Sonnenschein die öden Stoppelfelder versilbert, und die der erste Sturm entführt. Umsonst thun sie sich zusammen, singen beständig, daß sie singen wollen, und bekränzen sich wechselseitig, als hätten sie schon etwas Großes gethan — aber die Kraft ist versiegen gegangen und in Gelegenheitsgedichten auf Göthe hauchen sie den letzten Seufzer aus. Nachahmer und Bewunderer, Klienten, Nepoten, Alumnen und Schüler haben von jeher die mitleidswürdige Rolle gespielt, was groß begonnen, elend zu enden, und was eine schöne Blüthe war, in der traurigen Metamorphose einer faulenden Frucht untergehn zu lassen.

Die Philosophen der äußersten Rechten haben vieles mit den Dichtern gemein. Auch sie machen sich zum Mittelpunkt des Weltalls und verlangen, daß sich alles huldigend vor ihnen neige, oder ziehn sich in ein heiliges Dunkel zurück, wo sie so lange den Weihrauch, den ihnen ihre wenigen Schüler streuen, einathmen, bis sie daran ersticken und ein Windstoß der Zeit die ganze Erscheinung wie ein Wolkenschemen in die Lüfte führt. In ihrem Hochmuth haben sie sich über die Geschichte und über das Volk hinausgestellt, und anstatt dem praktischen Leben einen philosophischen Geist einzuhauchen, mit dem Licht allgemeiner Ideen alles einzelne Wissen und Wollen der Menschen zu durchdringen, überlassen sie das Volk seinem gesunden Menschenverstande und schaffen sich selbst eine rein aristokratische Philosophie, die Niemand, oft der Philosoph selber nicht versteht, und die Niemand nützt, als dem Philosophen selbst, so lange sich die Menge überreden läßt, daß in dem Dunst derselben wirklich ein verborgner Gott Orakel gebe. In völlig verkehrter Richtung ziehn sie die Erfahrungswissenschaften in ihr luftiges Reich hinauf, anstatt sich zu diesen Wissenschaften hinabzulassen. Sie verwirren alles, was jedem schon an sich

klar scheint, durch ihre philosophischen Definitionen und durch die Art, wie sie im Hohlspiegel ihrer Systeme das Bild der Welt verzerren, anstatt das aufzuklären, was dem gewöhnlichen Verstande dunkel ist. So haben sie den Glauben, die Moralität, den Geschmack verwirrt, und eine künstliche Unvernunft an die Stelle der angebornen, natürlichen Vernunft gesezt. Und aus welchem Grunde? Aus dem aristokratischen Hochmuth, mit andern Augen zu sehn, als andre Menschen, und sich eine aparte Welt mit allem Zugehör zu schaffen.

Man hüte sich indeß, in dieser Beziehung unsre großen Philosophen zu verwechseln. Kant, der von der Erfahrungsseelenlehre, und Schelling, der von der Naturerfahrung ausging, endlich Fichte, der den lebhaftesten Antheil an dem politischen Umschwung der Zeit nahm, müssen deßfalls von Hegel und seiner neuen Schule getrennt werden. Jene Philosophen wucherten mit ihrem Geist dem praktischen Leben, den empirischen Wissenschaften und den Zeitinteressen. Die neue Schule dagegen hat sich ganz von Leben, Erfahrung und Gegenwart losgerissen, und eine Welt von inhaltlosen Begriffen geschaffen, die nur insofern eine gewisse praktisch-politische Bedeutung haben, als sie bestimmt zu seyn scheinen, andern Philosophien und dem gesunden Menschenverstande selbst entgegenzuwirken. Diese Philosophie ist neu, allein sie lebt im alten Geist, und kommt wie der Jesuitismus erst hinter der Reformation her.

Die Taktik der Faktion Hegel gibt der äußersten Rechten einen Nachdruck, der den der alten Kunstpartei, der Faktion Göthe, überwiegt. Beide haben sich zwar in ihren Häuptern verständigt und durch wechselseitiges Lob eine gewisse Allianz geschlossen, aber nur die Schüler des Philosophen haben den Bund beschworen, einige Schüler des Dichters, z. B. Platen und Schubarth, haben jenen Philosophen einen Fehdehandschuh hingeworfen. Dieß hindert indeß nicht, daß nicht in der That beide Faktionen sich wechselseitig tragen und heben, denn beide setzen sich mit der jungen Zeit in Opposition, beide sprechen hier der Kunst, dort der Philosophie den Vorrang vor allen praktischen Tendenzen der Zeit zu, beide vergöttern die Person des Dichters und Denkers, beide bekämpfen den Grundsatz der neuen Zeit: daß der Geist der Völker den Geist einzelner Menschen überhole und mit sich fortreiße oder zu Boden werfe!

Der stärkere Nachdruck bey der Hegelschen Philosophie beruht theils auf ihrer Neuheit, da sie noch nicht abgenuzt, noch nicht aus der Mode gekommen, theils darauf, daß die gegenwärtige Zeit überhaupt zum Denken mehr aufgelegt ist, als zum Genuß der Kunst, an dem sie sich bereits übersättigt hat. Dennoch wird die alte Kunstpartei im Andenken der Nachwelt höher stehn, als die Hegelsche Schule. Von jener werden einige unsterbliche Gesänge einiger Meister alle gegenwärtige Parteiung, ja die verächtliche Erinnerung des vorigen Jahrhunderts selbst überdauren, während die Hegelsche Schule nichts hinterläßt, was den kommenden Geschlechtern irgend erfreulich oder nützlich seyn könnte.

Das wäre die Adelspartei der Dichter und Philosophen, der Steffensschen vornehmen Geister, der großen Persönlichkeiten, der Originalitäten. Neben ihnen sizt noch auf der äußersten Rechten die Partei des Klerus, der gelehrten Hierarchien. Alle unsre Wissenschaften wurden ursprünglich von der Geistlichkeit, dann von den Universitäten zunftmäßig getrieben, und erst in der neuern Zeit ist der Zunftzwang mit der gelehrten Gewerbefreiheit und allgemeinen Konkurrenz in Kampf getreten. Von jener alten Zeit schreibt sich nun die Orthodoxie und Pedanterei der Schulen her, die mit eiserner Hartnäckigkeit am Alten festhält, die neuen Erfindungen und Methoden der Freigelehrten mit ihren Interdikten verfolgt, und aufs heftigste gegen die Richtung der Zeit eifert, die alles Wissen populär zu machen, die Geheimthuerei zu verbannen, den gelehrten Formalismus zu vereinfachen und den im alten Schlendrian erstikten Geist der Wissenschaften wieder zu beleben trachtet. Das sind die Männer, die funfzig Jahre lang studirt haben, und sich nun ärgern, wenn man sie nicht mehr wie Meerwunder anstaunt, wenn jüngere Köpfe sie überholen, wenn ihre unnütze Arbeit keinen Dank, ja keine Aufmerksamkeit mehr findet, und wenn selbst ihre nützlichen Arbeiten nur noch ein verhältnißmäßiges Interesse erregen, da die heutige Welt zu viel zu lernen und zu thun hat, um wie ehemals alle Köpfe zu zählen, die in der ungeheuern Kulturfabrik arbeiten. Man bemerkt, daß diejenigen Fakultätsmänner, die sich mehr mit Traditions- als mit reinen Erfahrungs- und Naturwissenschaften beschäftigen, Theologen, Juristen und Philologen, die hartnäckigsten und heftigsten sind. Die Mathematiker, Physiker, Mediziner und Pädagogen gehn mehr mit der Zeit fort oder ihre Studien sind von der Art, daß sie allen Zeiten gleich gelten. Indeß herrscht auch bei diesen der aristokratische Geist der Fakultäten und des alten Schlendrians häufig vor, und neue Methoden z. B. in der Medizin dringen nicht leicht durch.

Die Theologen der äußersten Rechten sind die Rationalisten. Von der Frivolität der Zeit, von Philosophen und Dichtern unterstüzt, gelang es im vorigen Jahrhundert den Vernunftgläubigen, wenn nicht in der Kirche, doch in der theologischen Literatur zur Herrschaft zu gelangen. Selbst die katholischen Theologen aus der Schule der Illuminaten, und im Sinn der Konkordate nahmen eine sehr antirömische Richtung und wurden häufig offenkundige Vertheidiger des Rationalismus. Die alten Orthodoxen beider christlichen Kirchen waren eine geraume Zeit die unterdrückte Partei, eine wahre ecclesia pressa.

Erst nach der Restauration hat der Ernst der Zeit auch den religiösen Tiefsinn und die ächte Frömmigkeit wieder geweckt, und dem zweifelnden Verstande ist das gläubige Gemüth, der kalten Moral die warme Liebe, dem Rationalismus bey den Protestanten der Supranaturalismus und Pietismus, bei den Katholiken die alte Mystik des Mittelalters entgegengetreten. Daher das Geschrei der alten Aufklärer, sowohl unter Protestanten als Katholiken, hier des Herrn Paulus in Heidelberg, dort des Herrn Salat in Landshut. Die alten Herrn wissen sich nicht zu fassen. Sie erschrecken vor der hereinbrechenden Finsterniß und hängen mit altersschwacher Hand ihre Laternen zum Fenster hinaus. Sie fühlen, daß sie ihr Erbtheil mit werden ins Grab nehmen, — sollen sie gegen das junge fruchtbare Geschlecht nicht erbittert seyn? Wie auf den Tod Verwundete schlagen sie noch um sich her, so viele Feinde sie erreichen können. Der Hauptkämpfer dieser Partei, Voß, ist todt. Der Bleischreiber Krug ersezt ihn nicht. Es wäre zu wünschen, daß sich ein jüngerer kräftiger Geist fände, der die Sache des Rationalismus mit weniger Hochmuth und Bitterkeit und mehr Lessingischem Genie verföchte!

Die Juristen der äußersten Rechten sind die Romanisten, die ewigen Todtengräber des Rechts, die selber längst todt sind, Todte, die ihre Todten begraben. Ihr ganzer Prozeß ist ein Verwesungsprozeß, der noch immer fortdauert und dessen Ende wir wahrscheinlich nicht erleben werden. Von dieser Seite her wird nicht etwa nur der Germanismus des Rechts, das englische und französische Rechtssystem, sondern auch, was damit zusammenhängt, das konstitutionelle Leben mittelbar oder unmittelbar angefochten. Das corpus juris ist für keine Repräsentativstaaten geschrieben.

Es ist seltsam, macht aber den Deutschen Ehre, daß sich nur wenig eigentliche Politiker und Historiker auf der äußersten Rechten finden. Unsre talentvollen politischen Schriftsteller befinden sich sämmtlich auf der linken Seite, und selbst deren Gegner, die Ultramontanisten, gehören in unsrer Literatur auf die linke Seite zur Opposition. Die Historiker finden wir im Centrum. — Indeß gibt es doch einige suffisante Publicisten, die halbofficiell thun, ohne nur $\frac{1}{10}$ offiziell zu seyn, und die mit unerträglicher Altklugheit über die neue Zeit und gegen alles Neue darin sich vernehmen lassen. Es gibt Jünglinge darunter, die wie Großväter sprechen. Seit 1815 sind mehrere solche Lichter aufgeglommen und wieder geschwunden, nachdem man in den Zeitungen gelesen, sie hätten sich glücklich in ein Amt hinein gewinselt.

Eine starke Faktion bilden auf der rechten Seite die Philologen in Verbindung mit den Pädagogen von der alten Schule. Sie herrschten im vorigen Jahrhundert, denn wie natürlich konnte sich der Sinn nur so stark in antiquarische Studien vertiefen, weil er vom praktischen und öffentlichen Leben sich abwendete. Das Ansehn dieser Studien mußte sinken, sobald man vor der Gegenwart selbst wieder Griechenland, Rom und den alten Orient in den Hintergrund schwinden sah. Nun entrüsten sich aber viele dieser alten Herrn über die geringe Theilnahme, welche die Gegenwart ihren grammatikalischen Sylbenstechereien, archäologischen Spielereien, ethnographischen und mythologischen Träumereien zollt. Im alten Voß hat auch diese Partei, wie die rationalistische, ihren tüchtigsten Vorkämpfer verloren. Sie hat aber noch ihren Stützpunkt in den gelehrten Schulen, wo sie wie in Festungen verschanzt dem Realunterricht, den die linke Seite einführen will, die Thore sperrt. Noch kämpft man, noch ist das richtige Maaß der Ausgleichung zwischen dem philologischen und Realunterricht nicht gefunden. Offenbar aber haben die Philologen noch das Uebergewicht, und die Jugend lebt durch ihren Einfluß noch immer weit mehr in der Illusion der alten Welt, als im lebendigen Gefühl und Bewußtseyn der Gegenwart. Von Seiten dieser alten Schulmänner werden außer den Realwissenschaften insbesondere auch die gymnastischen Uebungen und die Singschulen und Singvereine angefochten. Obgleich die Alten selbst in der Gymnastik und Musik die Grundsäulen aller Erziehung sahen, so soll die Jugend doch nur stillsitzen und lesen.

Auch Physiker gibt es auf der äußersten Rechten. Auch hier sehn wir alte geheiligte Vorurtheile gegen nützliche und nothwendige Neuerungen sich sträuben. In dieser Hinsicht verdient besonders die ächt aristokratische Brutalität, mit der man dem würdigen Dr. Hahnemann begegnet ist und noch troz seines vierzigjährigen Verdienstes zu begegnen fortfährt, eine strenge öffentliche Rüge. Es macht unserm Zeitalter Schande, daß die Homöopathie so schwer Eingang findet. Sie müßte in jedem Fall entweder gründlicher widerlegt und schneller gestürzt, oder gründlicher gewürdigt und schneller verbreitet werden. Erfindungen von solcher Wichtigkeit sollten in unsrer aufgeklärten Zeit nicht mehr dem Fall ausgesezt seyn, durch den Egoismus einiger alten medizinischen Chorführer der Nation gleichsam aus den Händen gespielt zu werden. Auch die Sache des Magnetismus hat sich gegen die alten Vorurtheile noch nicht genug durchkämpfen können. —

Das rechte Centrum zählt größtentheils Männer auf, deren Thätigkeit und Ruf sich zwanzig Jahr später datirt, als die der Heroen von der äußersten Rechten. Sie theilen mit jenen ältern Brüdern die Grundsätze, aber nicht die Eitelkeit, und streben um der Sache willen nach einer friedlichen Ausgleichung des alten und des neuen Zeitgeistes. Sie lassen in einigen Punkten der lin-

ken Seite Gerechtigkeit widerfahren, in der Hauptsache jedoch stimmen sie mit der äußersten Rechten, aus Besorgniß, die Wissenschaften und Künste möchten Gefahr leiden, wenn der Pöbel und die Fanatiker der linken Seite den Sieg erstritten. Sie tadeln die Heftigkeit der äußersten Rechten, aber sie ehren entweder aus einem Gefühl von Pietät ihre großen Namen, oder halten es für besser, wenn doch einmal Krieg seyn soll, daß die Rechte siege, als die Linke.

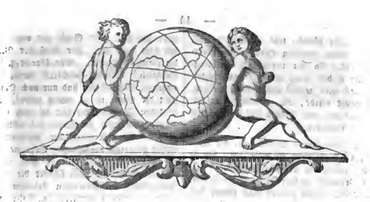
Die Dichter dieser Partei unterscheiden sich von denen der äußersten Rechten durch ihre Anspruchlosigkeit. Sie wollen zwar um keinen Preis die ewigen Rechte der Kunst an ein vorübergehendes Zeitinteresse veräußern; allein sie sind doch weit entfernt, ein aristokratisches Künstlervorrecht geltend zu machen, sich und ihre Kunst schlechthin über alles andre zu stellen und der Zeit ihre Kunstkaprizen als das Kanon der Bildung aufzudringen. Sie wollen die Kunst nicht zum politischen Werkzeug, nicht zum Spielzeug der Mode herabwürdigen lassen, aber sie wollen auch nicht das ganze Leben in ein Künstlerleben, in eine Komödiantenwirthschaft verwandeln. Dieser Geist ächter Künstlerschaft und zugleich ächter Bürgerlichkeit weht uns aus den Dichtungen Uhlands, Rückerts und vieler Jüngern entgegen.

Wir finden auf derselben Seite noch eine große Menge Dichter und Dichterinnen, die sich von den genannten dadurch unterscheiden, daß sie weniger Talent haben, daß es ihnen weniger um die Idee der Kunst zu thun ist, die aber doch in allen Fällen mit der alten Kunstpartei stimmen und ihres großen Haufens wegen dieser Partey sehr nützlich sind. Das sind vorzüglich die Verfasser und Verfasserinnen der Familienromane und einige gutherzige Lyriker, die noch immer in der Illusion der alten Zeit leben, noch immer die Denkart, die Vorurtheile, die Sitten der achtziger Jahre nicht verlernt haben. Bey ihnen finden wir noch alle Eindrücke, die sie in ihrer Jugend empfangen haben, unbegränzte Ehrfurcht vor einigen Lieblingsschriftstellern der alten Zeit, viel Lobredens von der sogenannten Aufklärung, kokettirende Tugend und Menschenliebe, Sentimentalität, und vor allem idyllische Häuslichkeit. Es sind meist Landprediger, wohlgezogene Hofräthe in kleinen Staaten, und Damen, die bei ihren vertrauten Theecirkeln abseits der großen literarischen Heerstraße das alte bequeme Wesen forttreiben. Eine seichte Moralität, die Konvenienzen der sogenannten guten Gesellschaft, eine äußerst zahme, die Leidenschaft meist in Entsagung abkühlende Liebe, häuslicher Zwist und Frieden, Armuth und Edelsinn, Menschenhaß und Reue, das sind die Themas dieser schriftstellernden guten Leute. Alles dreht sich bey ihnen um die Familiengeschichte, zur Weltgeschichte versteigen sie sich nicht. Daher sind ihre Helden auch nur aus dem Adel- und Honoratiorenstande der achtziger Jahre gewählt, und das ganze Kostüm dieser Zeit ist beibehalten, trotz der neuen Kleidermoden. Woher sonst immer und ewig die kleinen Höfe, die Patronatsherrn, die Landedelleute, der Adelstolz, die Mißheirathen, die Krähwinkliaden, die in jenen Romanen eine so bedeutende Rolle spielen? In den Leihbibliotheken nehmen Schriften dieser Art noch einen ansehnlichen Raum ein, und halten den historischen Romanen, die von der linken Seite herkommen, die Waage. Auch auf der Bühne herrschen ihre Vorurtheile noch seit Iffland und Kotzebue, und man erstaunt, in unserm konstitutionellen Zeitalter noch immer fast nichts als junge Barone, die mit ihren Bauernmädchen scherzen, oder kleinstädtische Oheime prellen, in unsern Lustspielen auftreten zu sehn.

Auch unter den Gelehrten aller Fächer bemerken wir eine bedeutende Mehrzahl solcher, die ohne die aristokratische Anmaßung und Polemik ihrer Kollegen von der äußersten Rechten zu billigen, doch, wenn es das Standesinteresse gilt, eine gewisse Zunftehre in Anspruch nehmen, und die Gewerbefreiheit verdammen, vermöge welcher die Wissenschaften popularisirt werden. Dieß sind die schulgerechten Männer, die blinden Sklaven der Wissenschaft, besonders die Handlanger, die an das Materielle des Wissens, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, an das Erfahrungs- und Gedächtnißmäßige gewiesen sind. Ohne, wie die schon genannten Faktionsmänner der äußersten Rechten absichtlich den Fortschritten des Zeitgeists entgegenzuarbeiten, thun sie es bewußtlos vermöge der Gewalt der Trägheit, die in ihren Studien liegt.

Das, was diesen großen Haufen der deutschen Gelehrten, die eigentlichen Kadres der alten Aristokratie, charakterisirt, ist das Analisiren oder Zersplittern der Wissenschaft in das allereinzelnste und besonderste. Die besondere Richtung der Zeit, die jetzt ihren Wendepunkt erreicht, brachte es mit sich, daß die Gelehrten unbewußt, wie wandernde Fische oder Vögel, immer in einer Linie bleiben, allein vom Naturinstinkt geleitet. Das ganze vorige Jahrhundert folgte der centrifugalen Richtung, ging vom Ganzen ab, um ins Einzelne, ging von der Hauptsache ab, um in die Nebensachen sich zu verlieren. So blind war dieser Instinkt, daß man die Mitte zuletzt ganz vergaß und jeden äußersten Endpunkt wieder selbstständig zum Mittelpunkt, jede geringfügigste Nebensache zur Hauptsache erhob. Hier erwarb sich der deutsche Fleiß und die deutsche Gründlichkeit ihren zweideutigen Ruhm; hier erzeugte sich jener wissenschaftliche Ballast, der alle Bibliotheken nur zu füllen scheint, um die Köpfe zu leeren.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 4. — 8. Januar 1830.

Die literärischen Partheien.

(Fortsetzung.)

Weil das Vereinzeln und Zersplittern in allen Wissenschaften vorherrschte, so blieb es keineswegs da stehn, wo ihm seine natürliche Gränze gezogen werden mußte. Es wurde vielmehr Mode, gerade das Allerunbedeutendste zum Gegenstande weitläuftiger Besprechung zu machen, eine Mode, der selbst Winkelmann und Lessing huldigten. Es war aller Ehren werth, daß Swammerdam die Insekten bis in ihre mikroskopischen Theile zerlegte, denn so untergeordnet diese Anatomie seyn mag, gehört sie doch in das Ganze der Naturwissenschaft; aber dicke Abhandlungen über die wichtige Frage, ob die Götter Homers, wenn sie vom Olymp schwebten, die Beine bewegten wie beim Gehen, oder nicht, wie beim Fliegen, und ähnliche tausend und aber tausend Abhandlungen gehören nirgends hin als in die Rumpelkammer alter gelehrter Moden.

Die Gelehrten des rechten Centrums theilen sich demnach in solche, die wissenswürdige, und in solche, die nicht wissenswürdige Dinge treiben. Beide aber haben, gegenüber der linken Seite, das Gemeinsame, daß sie die Wissenschaft immer nur im Detail behandeln.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz. Die unendliche Arbeit muß auf viele vertheilt werden. So dringend das Bedürfniß nach Einheit und Uebersicht ist, so kann dieselbe doch nur durch die Bemühung vieler allmählich errungen werden, wie das Ganze eines schönen Gebäudes erst aus vielen Bausteinen sich zusammenfügt. Es wäre schlimm, wenn wir so sehr aus einem Extrem ins Andre übersprängen, daß ein oberflächliches, summarisches Verfahren, wie es so häufig in Frankreich vorkommt, an die Stelle der treuen, fleißigen Arbeiten träte, durch welche wir das gründliche Wissen so sehr gefördert haben. Doch diese Gefahr ist nicht zu besorgen. Das Interesse der Wissenschaft selbst und der Nationalcharakter der Deutschen ist Bürge dafür, daß scharfsinnige Detailuntersuchungen, genaue Analysen immer die Grundlage unsrer wissenschaftlichen Thätigkeit bleiben werden. Dagegen ist die Gefahr der einseitigen Uebertreibung dieses Detaillirens wirklich vorhanden, und gegen sie müssen wir vorzüglich uns rüsten. Man kann den deutschen Gelehrten nicht oft, nicht stark genug sagen, daß sie das Wichtige vom Unwichtigen, den Ernst der Wissenschaft von der gelehrten Spielerei scheiden sollen. Demnächst aber muß man von ihnen verlangen, daß sie sich kürzer fassen, als bisher, daß sie die Schwierigkeiten, die der Sache nach in jedem Detail liegen, nicht noch durch unnütze Breite der Untersuchung und des Styls vermehren, und endlich, daß sie sich des gelehrten Kauderwelsches enthalten, wodurch dem Volk der Unterricht so sehr erschwert und oft unmöglich

gemacht wird. Es gibt nichts, was sich denken läßt, und was nicht auch jedem deutschen Ohre faßlich vorgetragen werden könnte. In der vornehmen Gelehrtensprache verbirgt sich in der Regel nur die Unwürdigkeit der Sache. Manches wird gelehrt ausgedrückt, weil es, wenn es populär gesagt würde, als unbedeutend erscheinen würde, gerade so wie unsre Dichter ihre Geistlosigkeit hinter schönen Verse verstecken.

Folgen die Gelehrten solchen Warnungen, die ihnen der Zeitgeist gibt, nicht, so steht zu befürchten, daß sie es der Mit- und Nachwelt am Ende selbst unmöglich machen werden, ihr Verdienst zu würdigen und die Früchte ihrer Saat zu erndten. Denn welches Volk könnte Zeit und Aufmerksamkeit genug anstreiben, um alles das nur zu lesen, geschweige zu verdauen, was sich von Jahr zu Jahr als Weisheit in den Bibliotheken anhäuft? Vergebens tröstet ihr euch mit der Hoffnung, die Gelehrten selbst würden doch immer Kenntniß davon nehmen. Wie es damit steht, zeigt sich schon jezt. Kaum der tausendste Gelehrte hat eine vollständige Kenntniß von alle dem, was schon andre in seinem Fach geleistet, und kann er sie denn haben, muß ihm bey dem unendlichen Ballast, mit welchem die Literatur jedes Jahr sich überladen hat, sich täglich mehr überladet, nicht sehr vieles entgehn?

Wir wenden uns zur linken Seite und zunächst zum **linken Centrum**. Hier erhebt sich die erste leise Opposition gegen die alte Zeit und ihre Tendenz. Die humoristischen Dichter, die im Geist Jean Pauls mit feinem Spott die Vorurtheile und Schwächen des vorigen Jahrhunderts angriffen, verdienen hier zuerst erwähnt zu werden. Jean Paul ist der einzige unter den Kunstheroen der alten Zeit, der mit der jungen Zeit fortgeschritten ist, und sich freudig zu ihren Grundsätzen bekannt hat. Schiller würde, wenn er länger gelebt hätte, ohne Zweifel noch kräftiger aufgetreten seyn. Allein der Witz hat, wenn auch meist nur spielend, doch ungemein viel beigetragen, den Kredit der alten Schulpedanterei und Kunstsentimentalität zu untergraben. Auch ist das, was man an Jean Paul, besonders früher, als das Rohe, Unkünstlerische, Unzünftige rechts getadelt hat, gerade das gewesen, was ihm links Freunde gemacht. Er wurde von der aristokratischen Poetenkaste immer ausgestoßen, mit Recht und zu seiner Ehre, denn er gehörte dem Volk an. Indeß war Jean Paul nur geeignet, das Alte stürzen zu helfen; ein Gründer des Neuen kann er nicht genannt werden.

Man wundert sich, warum noch kein neuer großer Dichter im Sinn des neuen Zeitgeists aufgetreten sey und die Zeit beherrscht habe, wie einst Göthe die seinige. Wer sich darüber wundert, versteht die Zeit nicht. Jezt sind die Nationen an der Tagesordnung, nicht die Individuen. Sonst ging alles Große von einzelnen begabten Individuen aus; jezt geht alles Große nur von der Gesammtheit, nur vom Volk aus. Der Geist der Völker überwältigt die einzelnen Geister. Wer schreibt z. B. in Frankreich Geschichte? Einzelne Gelehrte? Nein, die Nation! Die einzelnen Schriftsteller sind nur noch Organe der Nation. Mit der Poesie ist es wenig anders. Was sind die historischen Romane, die jezt in ganz Europa herrschen? Kaum kann man sie Werke des individuellen Talentes nennen. Es sind Werke der Nationen in Masse, eine wahre generatio aequivoca. Sehr natürlich empört sich die rechte Seite gegen diese ganz neue Gattung von Poesie. Eine tiefe Kluft scheidet die alte Zeit mit ihren individuellen aristokratischen Talenten und die neue mit ihren universellen demokratischen Talenten. Kaum können beide sich verständigen. Gewiß aber ist, daß man die neue Zeit auch in Bezug auf Poesie nicht nach dem Maaßstab der alten Zeit messen darf. Alles geht in unsrer Zeit von unten, von der Masse aus, und erst wenn der Zeitgeist gleichsam eine breite Basis gewonnen hat, kann an ein pyramidalisches Aufsteigen bis zu dem genialsten Geist gedacht werden, in welchem sich dieser Zeitgeist koncentrirt und spiegelt. Eine solche neue Basis aber haben die historischen Romane zu begründen angefangen, indem hier die Nationen selbst, keineswegs blos ausgezeichnete Geister, ihren Geschmack verändert haben. Gerade der Umstand, daß nur sehr wenige große Dichter diesem Geschmack gehuldigt haben, und daß er dennoch überall herrschend geworden ist, bestätigt das Welthistorische seiner Erscheinung.

Das aristokratische Zeitalter hat in Göthe einen vierzehnten Ludwig erlebt, jezt bietet der literarische Demos nur Massen dar; allein sollte es wohl unmöglich seyn, daß aus dieser Masse ein kaiserlicher Geist sich erheben könnte? Vielleicht verdiente die vielfache Schlaffheit, die in unsrer literarischen Republik eingetreten ist, einen Geist, der sie etwas stark tyrannisirte. Doch wenn eine Generation die Tyrannei verträgt und wohl gar verlängt, so überwiegt doch der Völkergeist im Ganzen so sehr alle Individualität, daß sich eine geistige Tyrannei so gut, wie die physische Napoleons, in konstitutionelle Freyheit auflösen würde.

In wissenschaftlicher Hinsicht erscheint das linke Centrum bei weitem noch bedeutender, als in poetischer. Wir sahen oben, wie die alte Zeit sich durch ihr analytisches detaillirendes Verfahren auszeichnete. In der neuen Zeit ist im Gegentheil ein synthetisches, zusammenfassendes Verfahren aufgekommen. Während die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts ausschließlich in der centrifugalen Richtung von der Mitte an die äussersten Enden, von der Hauptsache in die Nebensachen sich verirrten, kehrt man jezt umgekehrt in der centripetalen Richtung zur

Mitte und zur Hauptsache zurück. Als den eigentlichen Wendepunkt beider Richtungen darf man Schelling bezeichnen, dessen System alle Gegensätze auf die Mitte zurückbezieht. Schelling hat aber nur den philosophischen Ausdruck von dem geliefert, was auch ohne ihn im Charakter der Zeit lag. Die Reaktion mußte nothwendig erfolgen, da die alte Zeit ihren Lauf vollbracht, ihre Kräfte und selbst ihre Ueberreizung bis zur Ohnmacht erschöpft hatte. Man konnte nicht mehr weiter ins Einzelne gehn, man mußte zur Hauptsache zurückgehn.

Das koncentrische Streben der jüngsten Zeit äußert sich nun auf mannichfaltige Weise. Die Einen eifern besonders gegen die Einseitigkeit, und bemühen sich, die verschiedenen literarischen Parteien zu versöhnen, indem sie in jeder etwas Schätzenswerthes anerkennen, sie alle zugleich für das Ganze der Wissenschaft von Bedeutung finden, und keiner einzelnen unbedingt den Vorzug geben. Andre eifern besonders gegen die Weitläuftigkeit und den Ballast der Nebensachen und suchen in Kompendien, Handbüchern und Encyklopädien die Hauptsache einfach darzustellen.

Damit hängt denn auch das Uebergewicht des historischen Elements in unsrem literarischen Zeitalter aufs genaueste zusammen. Man zeigt, wie jede Wissenschaft nach und nach sich entwickelt, fortgebildet und in dieser und jener einseitigen Richtung zersplittert hat, welches die Abwege waren, welches der rechte Weg, und wie wiederum alle Wissenschaften unter einander historisch in Verbindung stehn. Auf diese Weise kommt man am sichersten zur Uebersicht, lernt man am sichersten die Fehler der Vereinzelung und Einseitigkeit vermeiden. Dieses historische Verfahren kommt jetzt so sehr in Aufnahme, daß es von Messe zu Messe das alte analytische Verfahren mehr verdrängt. Die Geschichte der Religion wird jetzt häufiger getrieben als die Dogmatik oder Exegese, es erscheinen mehr Geschichten der Philosophie, als neue Systeme; selbst die Naturwissenschaften, die Rechtswissenschaft, sie alle huldigen dem historischen Geist des Zeitalters, der alle Bemühungen und Früchte des menschlichen Geistes in ihrer geschichtlichen Folge zusammenhängend übersehn will.

Indem man aber alles vereinfacht, zur Uebersicht bringt und von den gewonnenen Schätzen einmal Rechnung ablegt, wird es auch möglich, das größere Publikum mehr als bisher in die Wissenschaften Einsicht nehmen zu lassen. Das einfache, klare Wissen ist immer auch ein populäres Wissen. Die Schwierigkeit liegt nicht in der Sache, sondern in der Methode des Vortrags. Ehe Necker das erste Budget vorlegte, waren die Finanzen dem französischen Volke böhmische Dörfer. Waren sie es nachher auch noch? — Die Nation ist reif, den Gelehrten in die Karten zu sehn, und die Gelehrten, die ihre Zeit verstehn, machen es sich zum angelegentlichsten Geschäft, die Wissenschaften durch populäre Bearbeitungen allgemein auszubreiten. Daß dabei auch Unberufene sich zudrängen, und viel Lüderlichkeit, besonders in den sogenannten Konversations- und Taschenbibliotheken und Encyklopädien mit unterläuft, hebt den Werth der guten Sache an sich nicht auf. Während mancher alte gelehrte Aristokrat mit Hohn auf solche Volksbücher herabsieht, sollte er wohl bedenken, daß, was hunderte wissen, im Ganzen des Völkerlebens mehr gilt, als was ein Einziger hundertmal besser weiß, als andre. Soll die Wissenschaft nur sich selbst nützen, oder dem Erfinder? — Besonders wohlthätig erweist sich das Popularisiren, außer in den Naturwissenschaften, in den historischen, politischen und pädagogischen, weil hier die Wissenschaft am thätigsten ins Leben eingreift. Manche ausgezeichnete Gelehrte, die für die Oeffentlichkeit begeistert sind, wie z. B. Rotteck, verlassen eben deshalb den vom Schulstaub verfinsterten Weg und ihre Studien der Geschichte werden durch Uebersicht und stete Anwendung auf die Gegenwart praktisch, das todte Wissen lebendig. Mögen die Aristokraten des Wissens immerhin behaupten, das Popularisiren nehme den Wissenschaften ihre Würde und Strenge. Dem ist nicht so. Im Anfang mag der Leichtsinn sich Lizenzen gestatten; in der Folge kann sich auch beim größern Publikum nur das erhalten, was wirklich wahr und ächt, und von allem die Hauptsache ist. Ja ich behaupte, daß die Oeffentlichkeit, die Popularität ein vorzügliches Reinigungsmittel der Wissenschaften ist, daß die dunkelsten Schlupfwinkel der Schulen der Verkehrtheit und leeren Träumerei weit mehr Vorschub leisten, als das weite und lichtvolle Forum der öffentlichen Meinung. Von jeher waren es nur Schulen, welche der Wahrheit ihr Ohr verschlossen, niemals die Völker.

Endlich hat jene koncentrische Richtung der neuen Zeit auch von der Oberflächlichkeit und dem witzigen Spiel wieder in die Tiefe und in den heiligen Ernst der Religion, der Quelle alles geistigen Lebens, zurückgeführt. Die Reaktion gegen das vorige Jahrhundert ist wesentlich auch eine religiöse. Auch in dieser Beziehung bildet Schelling den Wendepunkt.

In der Naturphilosophie liegen die Anfänge aller tiefern Geistesrichtungen unsrer Zeit. Die Schlegelsche und Hegelsche Schule haben sich nur die Schaalen dieser Philosophie angeeignet; ihr Kern fängt erst an, in der neuern Zeit zu keimen, und wird seine Blüthe erst später entfalten. Gott und Natur waren profanirt. Schelling legte den Grundstein zu einem neuen Tempel. An ihn knüpft sich auf der einen Seite die geistvolle Mystik, auf

der andern Seite die geistvolle Naturforschung der neuen Zeit. Ich will keineswegs behaupten, daß der Geist eines Mannes dieß bewirkt habe, aber der Geist der Zeit ist ihm entgegen gekommen, wie er ihm. Schelling bezeichnet nur den Anfangspunkt einer völlig welthistorischen Rückwirkung der Tiefe gegen die Oberfläche, der Weisheit gegen den Witz, der Vernunft gegen den Verstand, der Natur gegen die Kunst. Diese Reaktion liegt im ganzen Charakter unsrer Zeit, und geht mit mathematischer Nothwendigkeit aus ihrer Stellung gegen die alte Zeit hervor. Es hat sich an diese Reaktion anfangs manche religiöse Schwärmerei, manches vom längst verschwunden geglaubten Aberglauben, und auch manche hirnverrückte physikalische Hypothese und Spielerei mit Formen angeknüpft; allein dieß hindert nicht, daß die Wiederbelebung der alten Frömmigkeit und der alten Naturweisheit als eine sehr wohlthätige und nothwendige Erscheinung anerkannt werden muß. Es ist sehr bezeichnend, daß der Hochmuth einzelner Geister, indem er sich vor dem Geist der Nationen beugt, auch vor dem Geist der Natur und Gottes sich beugen muß. Je volksthümlicher wir wieder werden, um so mehr müssen auch die Religion und die tiefere Naturkenntniß wieder in ihre Rechte treten.

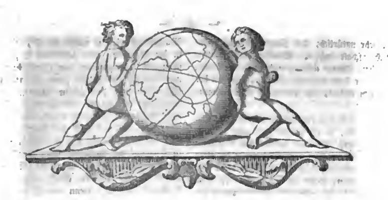
Auf der äußersten Linken haben sich eine Menge sehr heterogner Männer zusammen gefunden. Die heftigsten Gegner der Alten sind es aus sehr verschiedenen Ursachen. In ihrer Taktik gegen die rechte Seite sind sie einig, unter sich selbst aber sind sie sich wieder häufig entgegengesezt. Wir finden hier die Extreme der Parteien, die wir schon im linken Centrum kennen lernten, also theils die Ultraliberalen der Literatur, die heftigsten Kämpfer gegen die alte Gelehrten- und Künstleraristokraten, die wärmsten Freunde der Popularität, die tüchtigsten Accoucheurs der öffentlichen Meinung, theils die kräftigsten Mystiker, die den wieder erwachten religiösen Sinn bis auf die fanatische Höhe des Mittelalters zurückführen wollen. Jene Liberalen denken im Geist der Zukunft, diese Mystiker im Geist einer frühern Vergangenheit, aber von beiden Seiten her ist ihr Streben gegen die jüngstvergangne Zeit gerichtet, die zwischen dem Mittelalter und der Zukunft liegt und beiden gleich feindselig erscheint. So sahen wir in der französischen Revolution die Royalisten mit den Jakobinern gegen die Konstitutionellen, so sehn wir noch jezt die Ultraliberalen in den Niederlanden mit den Ultramontanisten gegen das Ministerium im Bunde. Ein dritter Feind macht zwei Feinde auf Augenblicke zu Waffenbrüdern.

Zu diesen zwei Faktionen der äußersten Linken gesellen sich aber eine Menge Leute, wie sie jede gährende Zeit, in welcher alte Autoritäten sinken und neue noch nicht fest stehn, hervorzurufen pflegt, Ehrgeizige nämlich und Wucherer, welche die Neuerungen benutzen, um davon persönliche Vortheile zu ziehn.

Unter den literarischen Liberalen erblicken wir zunächst die Spötter, die mit einer geistreichen Bosheit, wie sie der gutmüthige Jean Paul noch nicht kannte, alle Thorheiten und Schwächen, die uns noch vom vorigen Jahrhundert ankleben, unerbittlich geißeln. Ich nenne Börne, Heine, den Verfasser von Welt und Zeit. Ich könnte noch viele andre minder geistvolle Satyriker nennen. Die Satyre gegen die verdorbene und kindisch gewordene literarische Aristokratie und gegen das sklavische Phlegma des Publikums ist schon sehr allgemein geworden. Die öffentliche Meinung wird von sehr vielen Seiten her mit Witz bearbeitet, und dieser Witz ist nicht genug zu schätzen. Wenn er auch nur negativ wirkt, nur das Uebel vertreibt, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen, ja selbst wenn er zuweilen die Satyre muthwillig übertreibt, ist er dennoch eine sehr wohlthätige Arznei gegen die weichliche Sentimentalität, die noch immer die alten Uebel pflegt und liebkost. Positiv zu wirken, das Bessere an die Stelle des Schlimmern zu setzen, ist nicht Sache derer, die noch im heißen Kampf begriffen sind. Die Männer der äußersten Linken reißen mehr nieder, aber sie geben denen des linken Centrums Raum, bescheiden ein neues Gebäude aufzuführen.

Zorn oder Spott gegen alte ästhetische oder wissenschaftliche Vorurtheile blickt aus unzähligen Schriften der Neueren in höherm oder niederm Grade hervor, je nachdem die Hindernisse, die dem Neuen entgegenstehn, größer oder geringer, das Temperament des Neuerers hitziger oder kälter ist. Jeder Hochmuth, jede Engherzigkeit der alten Zunftaristokraten findet unter den Jüngern irgend einen und oft viele Gegner. Es gäbe in allen Wissenschaften und Künsten, und abwechselnd treten die Vertheidiger neuer Systeme und Methoden auf Augenblicke aus dem linken Centrum auf die äußerste Linke über, um unter dem Schutz des Zeitgeists, der öffentlichen Meinung und ihrer kühnsten Vertheidiger ihren Ansichten einen leichtern Sieg zu verschaffen. Nach derselben Taktik nehmen sich die entschiedenen Kämpfer für Popularität der von den alten Aristokraten verdammten Neuerungen an und machen Partei, oft in Sachen, die sie nicht verstehen, genug, wenn nur den Alten Abbruch gethan wird. Es ist ergötzlich, mit anzusehn, in welche komische Widersprüche zuweilen diese Parteisucht fällt; allein es ist auch zu bedauern, daß die öffentliche Meinung noch keineswegs reif genug ist, um in solchen Streitfällen immer richtig zu urtheilen und ihren eignen Vortheil, ihre eigne Ehre zu bewahren.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — Nº. 5. — 11. Januar 1830.

Die literarischen Parteien.

(Beschluß.)

Der tiefste Zorn gegen die alte Zeit bricht bei den Mystikern hervor. Ich nenne Görres. Wie oft dieser Proteus seine Physiognomie geändert hat, stets ist ihm der Zug des Hasses gegen die Schlafmützen des vorigen Jahrhunderts eigen geblieben. Er hat sie auf gleiche Weise als Jakobiner und als Ultramontanist bekämpft. Nur seine Liebe hat sich verwandelt, sein Haß ist derselbe geblieben. Diesen Haß aber theilen mit ihm alle Frommen unsrer Zeit, die katholischen Mystiker wie die protestantischen Pietisten, und während sie von jenen literarischen Liberalen selbst verhöhnt werden, und diesen Hohn mit der tiefsten Verachtung erwiedern, treten sie doch mit ihnen unter dieselben Fahnen und brauchen beinahe wörtlich dieselben Waffen, wenn es gilt, die Theaterkönige der feigen und tändelnden Zeit unsrer Väter anzugreifen. Diese heißen und heftigsten Mystiker haben sich in zwei Faktionen geschieden, von denen die eine, die katholische, das Mittelalter, und die andre, die protestantische, gar die Geisterwelt zu ihrer Burg erwählt hat. Görres steht an der Spitze der erstern, die andre hat an H. von Meyer in Frankfurt, und neuerdings an Kerner, Eschenmaier und an den wiederauflebenden Anhängern Schwedenborgs Häupter gefunden. Die mystische Opposition muß nothwendig eine feste Basis haben, und diese ist denn hier der Felsen Petri, dort die neue Offenbarung neuer Propheten. Beides ist einseitig, beides widerspricht sich, beides führt von dem Geist ächter Religiosität wieder zum Geist beschränkter Kirchen. Aber Extreme sind nicht zu vermeiden, und es ist recht gut, daß solche Extreme zum Vorschein kommen, so lange noch auf der andern Seite die Extreme der religiösen Oberflächlichkeit und des entschiedenen Unglaubens auch noch fortbestehn. Nur einzeln ist jedes solche Extrem gefährlich. Kommen sie alle zusammen, so müssen sie sich an einander aufreiben.

Die Liberalen, die Mystiker übertreiben, aber ihre Absicht ist rein. Sie arbeiten nicht für sich, sondern für das Volk, das sie aus seinen Täuschungen und Vorurtheilen heraus zum Selbstbewußtseyn, zur Wahrheit und Ehre, zum Großen und Heiligen zurückführen wollen. Daher sind von ihnen die neuen Aristokraten sehr verschieden, die sich nur darum auf die äußerste Linke setzen, um die Alten anzufeinden, die sie selbst gern beerben möchten. Dieß sind die kleinen Pisistratiden, die durch ihre literarischen Demagogenkünste die Anarchie begünstigen, um selbst zur Tyrannis zu gelangen. Ich nenne Müllner. Sein Beispiel wird noch manchen Nachahmer finden. Sobald die alten Autoritäten schwankend werden, und doch noch ein starkes Bedürfniß nach Autoritäten vor-

waltet, ist es sehr natürlich, daß jüngere ehrgeizige Talente um die Herrschaft buhlen. Mancher hilft die alten Literaturkönige vom Throne stürzen, und hofft, der Thron werde für ihn selber stehn bleiben. Mancher wird an der alten Unnatur zum Ritter, um seine eigne neue Unnatur geltend zu machen.

Doch gibt es auch Talente und sind noch mehr Talente zu erwarten, die, in der jungen Zeit gereift, schon von Natur aus anders sind und nothwendig eine ganz andre Richtung nehmen müssen, als die Talente der alten Zeit, denen man daher auch keinen persönlichen Neid oder Ehrgeiz vorwerfen kann, wenn sie den Geist der alten Zeit bekämpfen und sich in allseitigen Entwicklungen der jungen in unserer Zeit noch schlummernden geistigen Keime versuchen.

Schlimmer als der persönliche Ehrgeiz kleiner literarischer Tyrannen, wie Müllner, wirkt der Wucher der Büchermacher von Profession, und gewisser Buchhändler. Diese nämlich machen sich die Anarchie zu Nutze und vermehren sie, um ihre schlechte Waare theuer an den Mann zu bringen. In Rezensionen, Buchhändleranzeigen und Vorreden wird die Hefe des Schriftstellerpöbels mit Lorbeerkränzen überschüttet, wie sie kaum die ersten Genies verdienen. Redensarten, welche nur die niederträchtigste Schmeichelei den wahrhaft großen Männern spendete, werden jezt von Buchhändlern nicht selten den Männern gespendet, die sie zu Hause wie gemeine Fabrikarbeiter und Hausknechte behandeln. Das Interesse der Zeit, des Volkes, der Wissenschaft und Kunst, ja des Schriftstellers selbst muß vor dem Interesse des Buchhändlers verstummen, der lediglich seinen Geldvortheil im Auge hat, und alle seine eignen Verlagsartikel auskposaunen, alle Artikel seiner Nebenbuhler verhöhnen läßt, gleichviel, von welchem Werthe sie sind.

Durch jene Ehrgeizigen und durch diese Wucherer ist die Kritik und öffentliche Meinung noch weit mehr verwirret worden, als durch die um Ideen streitenden Parteien. In dieser gänzlichen Verläugnung der Sachen und bloßen Hervorhebung der Personen begegnet die äußerste Linke der äußersten Rechten. Die Schamlosigkeit, mit der die Namen gelobhudelt oder verunglimpft werden, ist hier und dort die nämliche.

Allein gerade die Personen sind auch wieder das, was am ehesten vergeht. Nur die Sachen bleiben. Der Lärm auf der äußersten Rechten und Linken wird aufhören, während das rechte und linke Centrum wahrscheinlich im Verlauf der Zeit die Unabhängigkeit, Reinheit und strenge Disciplin jeder Wissenschaft und Kunst mit dem Geist der Zeit und dem Bedürfniß allgemeiner Volksbildung vereinigen werden. Es scheint, wir sind so weit gekommen, daß ein blos aristokratischer und kastenmäßiger Musendienst eben so unmöglich ist, als ein Zurückfallen in die Barbarei. Alle gebildeten Völker Europas haben schon mehr oder weniger eine öffentliche Meinung gewonnen, die sich zwar nichts Unvernünftiges mehr aufbürden läßt, aber auch dem ächten Wahren und Schönen sich keineswegs verschließt. Man vergöttert in Frankreich nicht mehr die glänzende Thorheiten der Hofaristokratie, und nicht nur das Volk hat dabei gewonnen, sondern auch die Wissenschaft und Kunst selbst. Man nimmt in England die Wahrheit schon längst nicht mehr aus der Orforder Fabrik, aber nur die Scholastik leidet darunter, keineswegs der Geist. Auch bei uns wird keine Barbarei erfolgen, wenn wir je mehr und mehr eine öffentliche Meinung gewinnen, welche die glänzenden Thorheiten unsrer alten Kunstaristokraten und die Scholastik unsrer Universitäten bey Seite sezt.

Diese Hoffnung soll uns indeß nicht verleiten, die doppelte Gefahr zu mißkennen, die uns von der äußersten Rechten und Linken gegenwärtig noch droht. Zwischen beiden, den alten Aristokraten und den neuen Demagogen, müssen wir wie zwischen Strudel und Klippe hindurchsteuern.

M.

Taschenbuch.

Politisches Taschenbuch für das Jahr 1830, von Wit, gen. von Döreing. Erster Jahrgang. Die Diplomaten. Hamburg, 1830, Hoffmann und Campe. 12.

Ein neues Werk von Wit-Döreing ist gewiß, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen; denn auch darin gleicht die literarische Welt unserer sogenannten bürgerlichen, daß man nur einmal irgend einen recht auffallenden klugen oder dummen Streich gemacht zu haben braucht, um sich für alle Zukunft seinen stehenden Rang in der öffentlichen Meinung zu sichern. Oft leistet in dieser Beziehung sogar ein coup de pied, den man empfängt, dieselben Dienste, als ein coup de maître, den man macht; und in diesem Falle glauben wir Hrn. Wit-Dörring zu sehen. In alle Verhältnisse des Lebens von den niedrigsten bis zu den höchsten — so weit die Sprossen dieser modernen Jakobsleiter dem Roturier zugänglich sind — hat er sich gemischt; in allen ist er auf jede Weise gemißhandelt, mit Füßen getreten, zur Thüre hinaus geworfen worden; aber item — es half! dem lezten „Exil“ dieser Art konnte möglichster Eclat nicht entgehen, und der coup de pied verwandelte sich für den Ausgestoßenen, Aussätzigen — um in dem eigenen Jargon

des Glückskindes fort zu wälschen — in einen coup de fortune.

Weit entfernt, Hrn. Wit-Dörring diesen Wechsel zu beneiden, wünschen wir ihm vielmehr aufrichtigst Glück dazu; nur erlauben wir uns die bescheidene Hoffnung, daß Hr. Wit endlich, nachdem er den lange gesuchten Hafen gefunden, sich uns in seiner wahren Gestalt, oder, wenn ihm dieß zu bequem seyn sollte, wenigstens in einer besser gewählten Maske zeigen werde, als bisher. Wie übel das Schaafskleid ihm anstand, welches er in seinen Fragmenten und Memoiren zur Schau trug, scheint er selbst noch bei Zeiten gefühlt zu haben; aber der Wolfspelz, in den er sich darauf geworfen hat, seit er in die Fußstapfen unseres großen deutschen Humoristen ohne Humor, des „genialen" Hauff, trat, sitzt ihm wahrscheinlich nicht vortheilhafter: der Pelz ist viel zu weit, und die dürftigsten Gliedmaßen des Eigners schwimmen darin umher, wie die Fettaugen auf einer Spittelsuppe.

Unter allen schlimmen Zeichen unserer Zeit scheint es uns eines der schlimmsten, daß sogar der Teufel von unserer allgemeinen Aefferei nicht ausgeschlossen bleibt. Dieß „nordische Phantom," einst der Schrecken, das Grauen, die Todesangst so vieler Tausende, darauf das kühnste Wagniß der größten Dichtergeister, schreitet jezt in seinen Pariser Pantalons oder Tricots mit Pariser Waden, wie es ihm gerade gefällig ist, so unbefangen unter uns einher, als ob er eben vom Diner mit uns aufgestanden wäre. Wir nehmen ihn unter den Arm, wir gehen mit ihm einige Mal in dem Salon auf und nieder, und, wenn wir ihn denn recht treuherzig sehen, so fragen wir ihn vertraulich: „Aber, bester Chevalier, sagen Sie einmal aufrichtig: ist es wahr, daß Sie wirklich der Teufel? — Verzeihen Sie, daß ich mich eines so unhöflichen Ausdruckes bedienen muß." — „Mein Gott, nein," stottert das Männchen, „haben Sie das nicht längst errathen, ich bin ja der hoffnungsvolle Sohn des berühmten Marchand Tailleur.

Dieß ungefähr, oder etwas Aehnliches — vermuthen wir — möchte auch wohl die Antwort seyn, wenn wir den Herrn Herzog Sagotti in dem dritten Bande der Satansmittheilungen, oder den Freyherrn von S..., in dem politischen Taschenbuche einmal zu einem vertraulichen Spaziergange aufforderten; doch hat der leztere in der That es uns noch leichter gemacht, er hat, wie wir am Ende des Büchleins finden, den Herausgeber seiner Teufeleien zugleich zu seinem Recensenten bestellt, und wir dürften daher, da es ohnedieß bald Essenszeit ist, nur die Kritik, die wir bereits fix und fertig als Zugabe zugewogen erhalten, unseren Lesern zum Besten geben, um uns alle weitere Mühe zu ersparen. „Der Satan hat die Absicht, hören wir, in diesem Taschenbuche eine etwas scharfe Kritik des bürgerlichen Lebens zu liefern, wie es in den verschiedensten Ständen und Klassen der Gesellschaft heut zu Tage sich darlegt." — Ei, das geht gut — dachten wir: — eine ruhige verständige Exposition, aus der sogleich jedermann ersieht, woran er mit dem Verf. ist; aber ehe wir die Scheere zur Hand nahmen, um die „Nachschrift" herauszuschneiden und unserem Berichte im Originale beizulegen, lasen wir zum Glück noch etwas weiter hinein, und merkwürdig genug, während wir in dem ganzen Buche, das uns geradezu als eine Arbeit des Teufels unter die Augen tritt, keine Spur satanischer Influenz wahrnehmen konnten, zeigte sich hier, in der unschuldigen Nachschrift des Herausgebers, der Drudenfuß in Lebensgröße. „Von den Charakteren oder Personen, mit denen wir bekannt gemacht werden, ist nicht viel zu sagen, es sind keine lebenden Wesen, sondern Begriffe und Ansichten, denen man eine Form gegeben. Daher interessiren sie selbst uns gar nicht, wohl aber manches, was sie sagen." Gewiß hat der Teufel Hrn. Wit aus Rache oder Uebermuth einen Streich gespielt, und diese Recension ihm, ohne daß der arme Aff' es merkte, escamotirt: in jeder Zeile der bekannte Curialstyl des Satans, und noch dazu in jenen Frakturbuchstaben, deren er sich immer bedient, wenn er es gerathen findet, seinen Jüngern den Hals zu brechen. Die Wahrheit sagt er zwar auch dann nicht, denn dieß wäre zu sehr aus seiner Rolle gefallen; aber die Lüge ist, da sie nicht mehr täuschen soll, so direkt, daß man sie nur umzukehren hat, um den wahren Sinn zu finden. So verhält es sich z. B. mit der angeführten Stelle; jeder, der das Buch gelesen hat — und, wer uns glaubt, auch ohne es gelesen zu haben, weiß, daß sie eigentlich heißen soll: „Von den Charakteren oder Personen, mit denen wir bekannt gemacht werden, wäre viel zu sagen; wenn der Verf. sie einigermaßen scharf gezeichnet hätte, würden einige derselben uns sehr interessiren, denn es sind keine Begriffe und Ansichten, denen man nur eine Form gegeben, sondern wirkliche lebende Wesen, die indessen — können wir hinzusetzen — größtentheils nur bis zur Unkenntlichkeit entstellte Karrikaturen sind. Eben deßhalb kann das, was sie sagen, eigentlich Niemand interessiren; denn außer einigen Anekdoten, die der Verfasser auf seinen Reisen gesammelt hat, ist das Meiste so triviales Geschwätz, daß der Teufel wahrlich nicht nöthig gehabt hätte, deßhalb nach Paris zu reisen."

Wir können das Büchlein nicht besser charakterisiren, als wenn wir es selbst reden lassen; um jedoch vollkommen gerecht gegen den Verfasser zu seyn, heben wir eine von jenen Stellen aus, die wir unter vielem ganz gehaltlosen noch am anziehendsten gefunden haben.

Eduard, ein junger angehender Diplomat, der aber noch voll Begeisterung und ähnlichen unnützen Ballasts ist, welchen man bei dieser Karriere sobald als möglich über Bord werfen muß, besucht zum ersten Male die tribune des Ambassadeurs in der französischen Deputir-

tenkammer; eingeführt wird er durch einen Mann, den wir, ohne auf eine nähere Bezeichnung seines Charakters einzugehen, mit dem Verfasser nur kurzweg den Chevalier nennen wollen.

„Nicht wahr," fragt der Chevalier seinen jungen Begleiter, nachdem sich dieser einigermaßen orientirt hat, „nicht wahr, Sie hatten ein anderes Bild von der französischen Deputirtenkammer sich entworfen; Sie erwarteten einen imposanten Anblick zu finden, dem Gegenstande der Verhandlungen angemessen. Mit einem Worte, Sie erwarteten Volksvertreter und sehen nur eitle Franzosen."

Eduard. Etwas Imposantes zu finden, glaubte ich nicht. Ich wohnte den Verhandlungen aller konstitutionellen Staaten Europas bei und fand nirgends desgleichen. Aber ich erwartete etwas Anständiges und sehe auch hierin mich getäuscht."

„Wenn der selbstständige, stolze Engländer bei den parlamentarischen Verhandlungen die Würde aus den Augen setzt, so geschieht es, weil er aus Eifer für die Sache seine Person vergißt. Dem Engländer genügt sein altes räucheriges schmutziges House of Commons; um seine Kollegen zu überzeugen, oder, im ärgsten Falle, um sein Gewissen zu erleichtern, redet er, unbekümmert, ob die Tribune seine Worte annimmt, oder die Zeitungen lobpreisend sie wiedergeben."

„Wenn die ständischen Verhandlungen der Deutschen nichts Großartiges darbieten, so liegt dieß in dem einfachen Falto, daß der Deputirte nicht daran gewöhnt ist, vor dem Volke zu reden, und daß selten andere, als lokale Interessen zur Sprache kommen. Man kann den Sitzungen der Deputirten nicht ohne Langeweile beiwohnen, aber stets drängt sich dem Besuchenden doch die Ueberzeugung auf: die Leute meinen es herzlich gut mit der Sache, wie mit sich selbst."

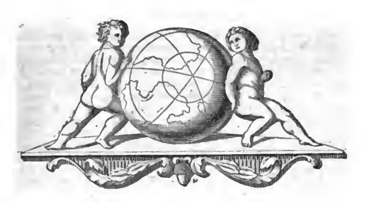
„Von dem Spielwerke der polnischen Verhandlungen mag ich gar nicht reden; sie sind per antithesin gerade wieder in den Fehler des Vormals verfallen. Früher genügte das Veto des Einen, um die Resultate allgemeinen Beschlusses zu nichte zu machen; so auch jetzt. Nach der Art der englischen Jury nämlich erzwingt der bestimmte konsequente Wille des Einen ein beliebiges Resultat."

Der Chevalier. Die französische Deputirtenkammer hat das Ueble aller andern, aber nichts von deren Gutem angenommen. Die Regierung hat alles Mögliche gethan, um dem Wesen eine anständige Façon zu geben; sie verlieh der Kammer ein herrliches Lokale, den Deputirten schöne gestickte Livreen, und verbot ihnen, den Mund aufzuthun, wenn sie ihre bunte Jacke nicht anhätten. Ja, um ihrer Redekunst zu begegnen, wieß sie ihnen einen einzigen Platz an — die Rednerbühne, — wo sie plaudern dürften; aber was hilft es, das Geschrei ist ärger als in einer Judenschule."

Dergleichen muthet Hr. Wit-Dörring uns zu, soll man nun als eine „Kritik des Lebens," „der Gesellschaft" aufnehmen; während in dieser ganzen Jeremiade uns zwar kein Wort aufgestoßen ist, dessen wir nicht schon zur Genüge von allen Zeitungen belehrt worden wären, aber auch nicht ein Wort, von welchem sich nicht mit demselben und größeren Rechte das Gegentheil behaupten ließe. Doch nichts Einzelnes ist es, was wir am meisten an diesem Buche tadeln, sondern der Geist des Ganzen, diese Sucht, alles aus den kleinlichsten unwürdigsten Triebfedern zu erklären, mit einem Worte, alles in eine Sphäre herabzuziehen, welche dem Verfasser kongenial ist. Um die Partei der „Revolutionärs" in Frankreich zu charakterisiren, wird ein Diner veranstaltet, bei welchem ein — er Herzog den Toast ausbringt: „möchten wir alle den herrlichen Augenblick erleben, wo der lezte Monarch mit den Gedärmen des lezten Pfaffen erdrosselt würde!!" Ein Neapolitaner verlangt, daß dann an die Stelle des Christenthums der Mohamedanismus eingeführt werde; Madame de St. Falkis, die Buhlerin des Herzogs entgegnet ihm: „Fi donc! — Gar keine Religion muß seyn; alle Géne muß aufhören, frei thun und lassen jeden, was er will." — Und als die Mehrzahl der saubreren Gesellschaft Miene macht, beizupflichten, ruft „der bis dahin schweigsame B. C." (Benjamin Constant!) dazwischen; „Ganz die Religion abschaffen, möchte wohl noch nicht rathsam seyn; ich riethe dazu, sie nur einstweilen zu suspendiren, bis wir eine bessere fertig hätten!"

Daß die Unterdrückung der Kortes in Spanien keine andere Veranlassung gehabt haben kann, als die Intrigue eines Günstlings des französischen Premierministers mit einer Operntänzerin in Paris, versteht sich von selbst; daran, daß überhaupt kein Ereigniß von einiger Bedeutung, welches in das allgemeine Völkerleben eingreift, aus einer zufälligen, einzelnen Ursache hervorgehen kann, sondern seinen Grund immer, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in der nothwendigen Stimmung des Ganzen haben muß, — daran denkt weder Hr. Wit-Dörring, noch irgend einer seiner Diplomaten. Es würde uns zu weit von unserer Aufgabe abführen, wenn wir uns ausführlicher über ein so wichtiges Thema verbreiten wollten; auch scheint uns dieß neueste Produkt der Industrie unsers großen Politikers in der That zu geringfügig, als daß wir dasselbe einer ernsten Widerlegung oder Berichtigung würdigen könnten; wir bemerken daher dem ehrenwerthen Hrn. Verf. nur, daß er — so leicht befriedigt sich das deutsche Publikum auch oft gezeigt hat — auf die Dauer an seinem Tische sich wenig Gäste versprechen dürfte, wenn er fortfährt, wie er angefangen hat, statt reinen Weines nur die Hefen auszuschenken.

Hermes.



Literatur=Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 6. — 13. Januar 1830.

Geisterkunde.

Die Seherin von Prevorst ꝛc. Mitgetheilt von Just. Kerner. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

Dritter Artikel.

I.

Eine erste Beurtheilung des vorstehenden Werkes hat dasselbe — als der Sache des überlieferten oder Kirchglaubens zu Hülfe kommend — mit einem unbedingten Freudenrufe begrüßt, und das ehemalige Uni=versum in eine „gemeine Sinnenwelt“ und eine „außersinnliche,“ in ein Reich der Materialitätsgesetze, und, durch die Imponderabilien vermittelt (?), in ein Reich der Wunder getheilt, von welchen Jedes für „das Andre ein Wahn“ sey. Eine zweyte Beurtheilung, alle die wunderbaren Erscheinungen, welche in das Gebiet des eigentlichen Magnetismus fallen, zugestehend, glaubte jedoch, die in jenem Werke berichteten Geistererscheinungen für bloße Traumgesichte erklären zu müssen, theils, weil unser Naturgefühl „nicht über die Gränzen der Natur hinaus, nicht hinüber in eine andere Welt reiche,“ theils, weil manche Angaben in jenen Berichten bald mit einander selbst, bald mit dem Christenthum, bald mit der Vernunft im Widerspruche ständen. — Da Mancher sich veranlaßt finden möchte, weder in unbedingte Anerkennung, noch in die unbedingte Verwerfung des Geister= oder, wenn man will, Gespenstertheiles einzustimmen, so dürften schon deßwegen die geehrten Leser dieses Blattes, nach den zwei, wie es in Nr. 90 v. J. heißt, einander „entgegengesetzten Artikeln“ einen dritten, die Vermittlung versuchenden nicht für überflüssig halten.

Um nun den Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus ein solcher Versuch unternommen werden kann, scheint es nothwendig, vor allem die Stelle zu ermitteln, welche der Somnambulismus oder Magnetismus *) im weitesten Sinne jezt einnimmt.

* * *

Unter Magnetismus im weitesten Sinne des Wortes verstehen wir hier den Kreis von Erscheinungen, welcher die seelischen Sympathien, Antipathien und Synergien (Mitwirksamkeiten), das ganze Gebiet des Vor= und Fernfühlens, des Vor= und Fernschauens, so wie des unmittelbaren Ein= und Fernwirkens in sich begreift.

*) Der erste Name bezeichnet mehr das Resultat, der zweite die Vermittlung; aber für das ganze Gebiet kennen wir keinen allgemein gültigen Namen. In der ältesten Welt nannte man das eine Weissagung, das andere Segen.

— Es ergibt sich schon aus dieser Bestimmung, daß die Erscheinungen, welche diesem Kreise angehören, am merklichsten da hervortreten werden, wo der willkührende Geist des Menschen, entweder noch am wenigsten thätig, oder wo er selbst sich möglichst seiner Willkühr begeben. So ist es schon mehrfach bemerkt worden, daß, je weiter wir in die Geschichte zurück, je näher wir dem eigentlichen Kindesalter der Menschheit kommen, um so mehr Thatsachen wir begegnen, welche jenem Kreise angehören, und nur aus den Gesetzen desselben begriffen werden können; je mehr hingegen die Seele von der Willkühr beherrscht wird, um so tiefer auch ihr *magnetisches* Leben in den Hintergrund tritt und gewissermaßen zu einer verschollenen Sage wird. Je ungebundener die Willkühr, das egoistische Meinen und Wollen waltet, um so beschränkter, um so stumpfer wird der *Seelensinn* für die Außenwelt, um so schwächer die *Seelenkraft* in Beziehung auf das sie umgebende Seelenleben. So konnte es kommen, daß das, was nur ein naturgemäßes Wirken war, zum gegennatürlichen Wunder wurde, und daß Thatsachen, welche unläugbar waren, und die man als Wunder angestaunt, in späteren Zeiten für unmöglich, für erlogen erklärt wurden. So ist es denn auch gekommen, daß das gesammte Gebiet des Magnetismus, wie ein geistiges Atlantis, von den stürmischen Wellen des Willkührlebens auf eine zeitlang den Augen der Menschen entrückt worden ist.

Immer aber hat der Mensch eine wirklich *neue* Welt, oder die er doch für eine solche hielt, entdeckt, wenn ihm die seinige alt geworden. Zum unendlichen Fortschreiten bestimmt, genügte ihm diese nicht mehr; er suchte neuen Spielraum für seine Kräfte, und dem Suchenden kam immer Unerwartetes entgegen. So war die sogenannte alte Welt wirklich *alt* geworden, als ihrem Suchen und Trachten das Christenthum entgegenkam, ein frischer Gährungsstoff für abgestandene Elemente, ein höherer Geist über der veralteten Natur. Die Welt war aber *alt* geworden, weil sie in Aegypten, in Israel, Griechenland und Rom den Lebenskreis durchschnitten hatte, den die *Natur* unmittelbar darbietet; — sie war so weit gekommen, als sie ohne eine *künftige* Welt kommen konnte. Wonach die Propheten zu Gott geschrien, was man in den Mysterien, in pythagoräischen, in essenischen Bündnissen ertrachtet, — das kam endlich durch Christus, — und noch weit mehr; aber auch zum Theil anderes.

So war auch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die neue Welt wieder alt geworden. Das Christenthum, wie es *historisch* gegeben und sich *historisch* entwickelt, war theils als Katholicismus verknöchert, theils auf den hohen Schulen der *fortschreitenden* Bildung durch beschränkten, einseitigen Naturverstand verflüchtigt, durch frivolen Witz beinahe pulverisirt worden. Pharisäer und Sadduzäer herrschten zu Rom — dem zweyten Jerusalem, und wie die Auguren im alten Rom zu Ciceros Zeiten, so belächelten zu Paris, dem zweyten Rom, die Abbés einander, wenn sie in der Kirche sich begegneten. Den feinst Gebildeten der damaligen Zeit wurde der Geist zur Materie, der Mensch zur Maschine, die Natur ein Erzeugniß der Nothwendigkeit oder gar des Zufalls, die Geschichte ein Werk des Priesterbetrugs und der Gewaltsamkeit der Tyrannen. Dieselbe Dürre und Oede herrschte in Kunst und Wissenschaft; dort nur leere Künstelei oder zerstörender Witz, hier eine rohe Empirie und ein seelenloses Verständeln. So war mit dem Glauben an die unsichtbare Welt ihnen die Hoffnung auf eine zukünftige, so, in der Todesangst um das gottverlassende, allwärts bedrohte Selbst, auch die Liebe ihnen untergangen, und ein abstrakter Verstand, und eine verführte Phantasie, wurden die Fanggarne, mit denen eine dünkelnde selbstsüchtige Willkühr sich der Welt zu bemächtigen trachtete. Von allen Wissenschaften aber war die Arzneikunde wohl im traurigsten Zustand. Die reichste, wunderbarste, stets fortgehende Schöpfung des lebendigen Organismus wurde theils als bloßer Mechanismus, theils als ein chemisches Laboratorium aufgefaßt, und deßhalb nach mathematischen, chemischen und anderen Gesetzen geringerer Naturkreise beurtheilt, in deren steter Ungültigmachung gerade die Hauptlebensfunktionen bestehen. Dieß war die gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts übermächtig gewordene Nachtseite der französischen Bildung, die ihre dunkeln Schatten weithin über die Nachbarländer verbreitete. Aber je tiefer die Nacht, um so gewaltiger wird die Sehnsucht nach dem Lichte. Die Verarmten suchen eifrig nach dem verlorenen Schatze, die Unterdrückten nach Freiheit und Recht, die in sich und mit andern Entzweiten nach Versöhnung, und nach Gott und der Geisterwelt dürsten am heftigsten, die sich am weitesten von ihnen entfernt.

Da ging über den Trümmern der zum zweitenmal gealterten Welt eine neue Sonne auf; denn das gährende Chaos hatte sich unterschieden in Stoff und Licht, in Welt und Geist, und eine neue Zeit wurde durch die Bestimmung eröffnet, daß alles Vorhandene *im Geiste* wiedergeboren werden sollte. Wie nun diese Regeneration allmählich die Staaten, die Kirche, Kunst und Wissenschaften ergriffen, ist hier nicht weiter auszuführen. Es mußte ihrer aber gedacht werden, da nur in ihr der *Magnetismus*, der als einer ihrer bedeutendsten Momente anzusehen, gehörig gewürdigt werden kann.

Seinem Wesen nach ist er so alt als die Welt, indem er auf der Idealität, auf der Flüchtigkeit aller ihrer Besonderungen, auf ihrem gemeinsamen *Ursprunge* und ihrer *Bestimmung* zur Einigkeit in Gott beruht.

Je näher daher die Menschheit ihrem Ursprung, um so mehr noch lebte sie in ihm, und so ist er der Schlüssel zu den Hieroglyphen der ältesten Geschichte. Als sie aber in der Entwicklung ihrer Besonderheiten und im Gebrauche ihrer Willkühr sich immer weiter von Gott und der Welteinigkeit entfernte, da verstummten Orakel und Propheten, die Segnungen wurden ohnmächtige Formeln, und die Heilkunst eine unfruchtbare Empirie. Da ging die Menschheit in sich, kam, sich sammelnd in Christo zur Blüthe, und durch den Sohn des wahrhaften, des mit Gott einigen Menschen, schloß die Erde einen neuen Bund mit dem Himmel. Des Menschen Sohn bezeigte sich als Gottes Sohn, und somit konnte er die Natur beherrschen, und nicht nur selbst im Wachen hellsehen, sondern auch durch gottergebenen Willen, durch, in Liebe wirkende, Seele und Lebenskraft die Kranken heilen, die durch Glauben für seine Einwirkungen empfänglich waren.

Wie nun dieses Moment des Christenthums, das durch Handauflegung stets von Neuem erweckt werden sollte, allmählich verkümmert wurde durch die Verdorbenheit der alten, die Naturrohheit der neuen Völker und die Beschränktheit beider, wie die anfangs allen Christen gemeinsame Heilgabe allmählich ausschließlich den Exorzisten und Priestern zugeschrieben, wie sie in teufelglaubigen Exorzismus und in eine traurige, hoffnungnehmende lezte Oelung ausgeartet, wie dann dieses ganze Moment, obgleich unläugbar zum Urchristenthum gehörend, dennoch, seiner Entartung wegen, von den gereizten Reformatoren ganz und gar verworfen wurde, dieß nachzuweisen, gehört einer noch zu schreibenden Kirchengeschichte an. Christus hatte gelehrt und durch die That erwiesen, was alles der Mensch vermöge, der die Eigensucht und das Eigenwollen aufgegeben, und nur in und durch Gott wirken will. Alle Menschen sollten in diesem Sinne Priester werden; er wollte nur ihr Vorbild seyn. Als er durch die Zeitvorstellungen und deren gesetzliches Organ, die Concilien, völlig über die Menschheit hinausgerückt und zur zweiten Person in der Schulabstraktion der Gottheit erhoben wurde, stellten sich eben damit seine göttlich-menschliche Thaten als Wunder auch nur zur anbetenden Bewunderung hin, und hörten auf, zur Nachahmung aufzufordern. Als daher, im vorigen Jahrhundert, veranlaßt durch alte Ueberlieferungen und vermittelt durch dieses Forschen und durch Ahnung des Einen, alldurchdringenden Lebens, die Geheimnisse des Magnetismus zum zweitenmale, und nun auf allgemeinere Weise, zur Offenbarung kamen, wurden sie von den Einen als eine neue Wunderwelt mit Jubel begrüßt, während die Anderen theils sie geradezu für unmöglich hielten, theils, wie zur Zeit die Pharisäer, sie für Werke des Bösen erklärten *). Die katholische Geistlichkeit, (mit Ausnahme einiger würdigen Pfarrer in Frankreich) verschmähte den Magnetismus; die der andern Konfessionen ignorirte, das Pariser Gelehrten-Synedrium verwarf ihn, weil das vermittelnde „agens „von keinem Sinne wahrgenommen werden könne" **) u. s. w., obgleich die bedeutendsten Erscheinungen desselben bei Gaßner in Deutschland, wie schon früher bei den protestantischen trembleurs in den Cevennen und den jansenistischen Convulsionärs in Frankreich, gerichtlich erwiesen, bei Swedenborg von Kant nothgedrungen anerkannt, bei Mesmer endlich von den würdigsten und gebildetsten Männern als unläugbar bezeugt worden waren. Freilich war das Wunderbare, welches hier unbestreitbar zur Erscheinung gekommen, mit sehr viel Zufälligem, ja Widersinnigem, mit einander widersprechenden angeblichen Thatsachen, Behauptungen, Vorurtheilen u. s. w. vermischt; aber wahrscheinlich zum Vortheil der Sache selbst. Sie wurde dadurch nicht wieder zur unbedingten Autorität, sie wurde nicht blos Gegenstand des Glaubens, sondern noch viel mehr des freien, vorurtheillosen Forschens und Prüfens.

Wirklich, während die Pariser medizinische Fakultät gemeinsam mit der Akademie der Wissenschaften das von Mesmer dargebotene Heilmittel für nicht existirend erklärte und damit begraben zu haben glaubte, wurde zuerst und fast gleichzeitig der eigentliche Somnambulismus vom edeln Jussieu u. m. a. zu Paris, von dem höchst ehrwürdigen Marquis von Puysegür auf seinem Landgute, und vom Ritter v. Barbarin zu Lyon bemerkt und beobachtet, und von den beiden leztern der Magnetismus überhaupt zuerst auf die würdigste Weise in die wirkliche Welt eingeführt, und nun in Frankreich und Deutschland rasch ausgebreitet. „Es kostete, wie Puysegür im J. 1784 an die harmonische Gesellschaft schrieb, große Anstrengung, sich nicht aufs höchste exaltiren zu lassen, wenn man alle die erstaunlichen und heilsamen Wirkungen sah, die ein Mensch mit gradem Herzen und mit Liebe zum Guten durch den Magnetismus hervorbringen könne."

Diese Wirkungen bestanden ihrem Wesentlichsten

*) Im J. 1827 wurde die Anwendung des Magnetismus in Spanien verboten, und noch 1828 erschien zu Paris von Hrn. M. de la Marne, einem eifrigen Scribenten der streng römisch-katholischen Partei in Frankreich: Étude raisonnée du Magnétisme animal, et preuves de l'intervention des puissances infernales dans les phénomènes du somnambulisme magn. — Das 5te Kap. fordert die Regierungen auf, den Magnetismus zu verbannen.

**) Rapport de Bailly 1784.

nach, wie wir es jezt aussprechen mögen, in Folgendem:

1) Gesunde vermögen durch wohlwollende Richtung ihres innern Wesens auf die Leiden eines Kranken, dieselben zu mildern oder zu heben, indem sie die eigenen Heilkräfte des Kranken erwecken und unterstützen, und entweder schon hierdurch die Heilung herbeiführen, oder dadurch, daß die, den Körper bildende, Seele zum bestimmten Fühlen der Krankheit, des Verlaufes derselben und der nöthigen Heilmittel, und durch den Geist zum klaren Schauen und Aussprechen derselben kömmt, deren pünktliche Anwendung dann die Genesung, so weit überhaupt solche möglich ist, bewirkt; und — dieß ist es, was wir Magnetismus im engeren Sinne nennen können.

2) Kranke, die auf solche Weise in Schlaf gesezt sind, können in demselben zu einem höheren, freieren Daseyn erwachen, in welchem sie nicht nur hinsichtlich ihrer Heilung, sondern auch in Beziehung auf Natur, Geschichte und Geistwelt zu Wahrnehmungen gelangen, welche sowohl ihnen, als jedem anderen Menschen im gewöhnlich wachen Zustand unerreichbar waren *).

Dieß ist die neue Welt, deren Entdeckung mit zahllosen andern wissenschaftlichen Entdeckungen, mit der Befreiung Nordamerika's, und mit der allgemeineren Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte die achtziger Jahre zum Anfang einer neuen weltgeschichtlichen Periode, des Zeitalters des Geistes, stempelt.

Als Hauptresultate dieser Entdeckung glauben wir hier das Nachfolgende hervorheben zu dürfen:

1) Bisher für unheilbar gehaltene Krankheiten wurden geheilt, und die Ahnung tiefer Denker von der eigenen Heilkraft (vis medicatrix) der menschlichen Lebensseele zur unumstößlichen Gewißheit erhoben.

2) Für die Vergangenheit war ein Schlüssel zum Verständniß der älteren Geschichte und des Christenthums, für die Gegenwart eine unverwerfliche Widerlegung des Materialismus, für die Zukunft die frohe Gewißheit der Unsterblichkeit, überhaupt endlich für die Menschheit eine neue Offenbarung Gottes, ein neues religiöses Verbündniß mit ihm, und für Alle ein neuer Wirkungskreis ächt christlicher Liebe, ein, Jedem zugängliches Mittel zur Hebung unzähliger Uebel gegeben.

Wie zu Christi Zeiten, so war auch jezt ein neues Licht, ein neuer Geist in der Menschheit aufgegangen, aber freilich auch wie damals, von der irdischen Finsterniß, die es erleuchten sollte, auf die mannichfaltigste Weise getrübt. Vorurtheile, Beschränktheit, Willkühr und Eitelkeit bemächtigten sich vielfach des dargebotenen Heilmittels, und boten hierdurch den beschränkten, verurtheilenden und eigensüchtigen Vertheidigern des alten Glaubens, der alten Philosophie und Heilkunde reichlichen Stoff zur Verhöhnung, Befeindung und Verwerfung dar. Denn nicht nur, wie Gifte in Arznei, konnte umgekehrt auch der Magnetismus in ein Gift verwandelt werden durch Unwissenheit und Willkühr; sondern auch der verständig und willkührlos angewandte Magnetismus, da er von Menschen auf Menschen angewendet wurde, ließ Zufälligkeiten und Endlichkeiten hervortreten, welche von seinen Jüngern oft um des Großen willen, womit sie zum Vorschein kamen, blindgläubig in Schutz genommen wurden, und hierdurch das Heilmittel selbst bei den Gegnern und bei der trägen Masse der von fern zusehenden dritten Partei in Verdacht brachten.

Demungeachtet breitete der Magnetismus sich rasch in Frankreich und Deutschland aus, wurde hier zwar sehr eifrig betrieben und vielfach systematisirt, verlor sich aber zuletzt fast gänzlich aus der Oeffentlichkeit, während er in Frankreich, besonders durch Puysegür und am zweckmäßigsten durch den trefflichen Deleuze *) gleichsam zum Hausmittel gemacht, bis auf den heutigen Tag bereits tausendfältige Früchte getragen **), so daß am denkwürdigen 12. Febr. 1826 sogar die königliche Akademie der Medizin (dem Ridicule zum Troz) mit 35 Stimmen gegen 25 zu beschließen sich ermüßigt fand, den 1784 verworfenen von Neuem in Untersuchung zu ziehen, — und schon im folgenden Jahre als von einer Kommission von zum Theil ganz ungläubigen Aerzten erwiesen angesehen wurde:

1) Die körperliche Unempfindlichkeit der Somnambulen bey gewisser Tiefe des Schlafes.

2) Das Voraussehen auf bestimmten Zeitpunkt der bevorstehenden Gesundheitsveränderungen.

3) Das Fernwirken eines Individuums auf ein anderes ohne Mitwirkung von dessen Einbildungskraft.

4) Die Wirksamkeit des Magnetismus als Heilmittel u. s. w. ***)

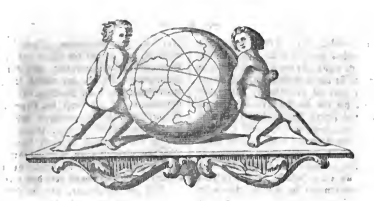
(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir verweisen in dieser Beziehung vor Allem auf die von Herrn F. v. Meyer aus der schriftlichen Hinterlassenschaft seines Oheims bereits bekannt gemachten „Wahrnehmungen einer Seherin." von welchen bereits 1787 ein Auszug und 1788 die zweite Auflage desselben erschienen.

*) Siehe dessen Instruction pratique sur le magnetisme animal, 1 Vol. Paris 1825, (welcher ein gehaltreicher Brief des Herrn Dr. Koreff beigegeben).

**) S. das Exposé par ordre alphabétique des Cures opérées en France par le magn. (depuis 1774 jusq. 1826.) 1 Vol 1826, worin mehr als 1000 Heilungen von Krankheiten jeder Art, und Zeugnisse von mehr als 200 Aerzten angeführt sind; s. die beiden Monatschriften für den Magnetismus: Le Propagateur von Chatelain und Dupotet und den Hermès von Deleuze herausgegeben ꝛc.

***) Le Propagateur du Magn. 1827. Nov. I. Année. p. 153. 154.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 7. — 15. Januar 1830.

Geisterkunde.

Die Seherin von Prevorst 2c. Mitgetheilt von Just. Kerner. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Wir haben hiermit kurz die Stellung angedeutet, welche der Magnetismus uns gegenwärtig einzunehmen scheint, und wenn sich hieraus ergeben sollte, daß wir demselben vielleicht eine noch höhere Bedeutung zuerkennen, als der Herr Verfasser des ersten Artikels über das vorliegende Werk, so glauben wir auch hinreichend die allgemeinen Gesichtspunkte bezeichnet zu haben, in welchen wir mit dem Herrn Verfasser des zweiten Artikels übereinzustimmen uns freuen.

Müssen wir einerseits zugeben, daß der Magnetismus eine noch unberechenbare Welt der Erkenntniß und Wirksamkeit darbietet, und eine Abgränzung desselben, eine Unterscheidung des Universums in ein Diesseits und Jenseits innerhalb desselben als unstatthaft erscheint, — müssen wir anderseits auch gegen jede, durch den Magnetismus vermittelte sogenannte Offenbarung protestiren, sofern sie demjenigen widerspricht, was wir vernünftigerweise, d. h. nach besonnener Prüfung und Vergleichung mit bereits allgemein Anerkanntem, als wahr, als echt und gut und schön bezeichnen müssen. Oder soll man, weil irgend eine Schrift, und wäre sie auch heilig gesprochen worden, eine höhere, würdigere, beseligendere Vorstellung von Gott und seiner Welt gewährt, als andere frühere, soll man deßhalb auch die Stellen oder die Erklärungen derselben heilig halten, welche eben diese höhere Vorstellung wieder trüben oder gar vernichten würden? Soll man zugleich sich Gott als vernünftige, unendliche Liebe vorstellen und an eine ewige, mithin zwecklose, mithin vernunft- und liebwidrige Verdammung der Sünder, soll man zugleich an Ausgetriebene oder überall lauernde Teufel und an einen allgegenwärtigen, den Menschen freilassenden Gott, an eine allgemeine ewige vergeltende, und an eine für Einige durch Stellvertretung zu sühnende Gerechtigkeit, soll man auf gleiche Weise einer phantastischen Apokalypse und einer himmelklaren Bergpredigt glauben, und dennoch „Alles prüfen und nur das Beste behalten?“ Carré de Montgeron meinte, das Werk der jansenistischen Convulsionäres „sey ähnlich der geheimnißvollen Wolke, welche auf einer Seite den auserwählten Israeliten leuchtete, auf der anderen die stolzen Aegypter, sie strafend, mit Finsterniß übergoß.“ Allerdings ist jede wirkliche Offenbarung eine solche Wolke;

aber in doppelter Hinsicht. Der stolze Unglaube, die schlechte Gemeinheit und das nicht an vernünftiges Unterscheiden gewöhnte rohe Meinen sinken freilich in tiefere Nacht, indem sie das neue Gute und Wahre verwerfen. Aber auch über die Demüthigen, Wohlwollenden, Redlichen, die sich für die Auserwählten halten, bricht dann eine tiefere Finsterniß ein, wenn sie umgekehrt das Zufällige, Widersinnige, ja sich selbst Widersprechende deßhalb annehmen zu müssen glauben, weil es zugleich mit dem göttlich Erkannten zum Vorschein gekommen ist. So haben z. B. die Protestanten im 17ten und die Philosophen im 18ten Jahrhundert alle (wirklich somnambulistische) Erscheinungen bey den Exorzismen der Nonnen zu Loudun (1639) und bei den Gaßnerischen Kranken (1772) u. s. w. für Täuschung und Betrug erklärt, während die übergläubigen Katholiken auch an alle die Teufel glaubt, die auf den starkgläubigen Zuruf der Beschwörer aus der gleichgläubigen Seele der furchtsamen Kranken geantwortet *). Beides sind Abwege, und vor beiden ist um so ernstlicher zu warnen, da jeder durch einen ihm eigenthümlichen Reiz die Wanderer verlockt. Der eine lockt die Geistesträgen durch die Bequemlichkeit, der ganzen Wahrheit ohne Weiters habhaft werden zu können; der andere schmeichelt dem selbstherrlichen Dünkel des freien Geistes, der sich eben so erhaben über den Blindgläubigen fühlt, als dieser durch den scheinbaren Reichthum des Geglaubten sich über den verarmten Ungläubigen erhoben meint.

Mit den Einen bereit alles Glaubliche zu glauben, selbst wo es lange gehegte Meinungen als irrige zu bekennen nöthigen sollte, werden wir zu jeder Zeit mit den Anderen alles dasjenige zu prüfen uns für berechtigt, ja für verpflichtet halten, was mit bereits Anerkanntem, was mit unserer eigenen Ueberzeugung in Widerspruch tritt; gar manches aber, was voreilig von diesen verworfen, von jenen angenommen wird, werden wir, als noch nicht spruchreif, auch bis auf weiteres unentschieden zu lassen uns bereit zeigen.

II.

Das Werk verspricht „Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere;“ als Quelle derselben wird eine Seherin, als Hauptvermittlung der Magnetismus bezeichnet. Wie bei einer physikalischen Entdeckung kömmt es vor Allem darauf an, die dabei in Anwendung gebrachten Instrumente und das dabei beobachtete

*) So zu Loudun die Teufel Asmodäus, Beheret, Ataph, Achaos, Sabulon u. s. w.; s. A. Bertrand, du magnet. anim. en France etc. Paris, 1826, p. 343.

Verfahren zu untersuchen. Dieß ist hier um so nothwendiger, als es aus der Natur des Magnetismus und Somnambulismus hervorgeht, und durch unzählige Erfahrungen erwiesen ist, wie vielfach die Erscheinungen in dieser Sphäre durch die Vortheile, Wünsche und Gemüthsstimmungen, so wie durch das körperliche Befinden des Magnetiseurs, des Magnetisirten und ihrer Umgebungen bedingt und bestimmt werden, so daß es höchst schwierig ist, zu einem reinen Ergebniß derselben zu gelangen. Diese Schwierigkeit wird noch auf das Aeußerste gesteigert, wenn die Willkühr des Arztes das freie Walten der erweckten Heilkräfte hemmt oder doch verkümmert.

Daß hier die Kranke, daß ihr Arzt in Allem, was sie erzählen, nur Wahrheit sagen wollten, wird sich jedem Leser dieses Buches als höchst glaublich aufdrängen. Es bedarf dagegen nur eines leichten Durchblicks, um sich zu überzeugen, wie zerrüttet das Nervensystem der Seherin, wie beschränkt ihre Religionsansichten waren, wie trüb überhaupt der geistige Spiegel, von welchem die uns dargebotenen Eröffnungen die angeblichen Reflexe sind.

Schon in ihrem 21sten Jahre in tiefes Leiden eingeführt, und gleich von einer, wir möchten sagen, dämonischen Bauersfrau durch Handauflegung in den „allerfurchtbarsten Krampf“ versezt, der jedesmal beim Wiederkommen derselben sich wiederholte, (I. 36) dann bald ärztlich, bald magnetisch, bald sympathetisch behandelt, von zwei Kindern jedesmal künstlich entbunden, auf das Tiefste durch den Tod eines dieser Kinder und ihrer Großeltern erschüttert, von den verschiedenartigsten Menschen magnetisirt, dann sogar der Behandlung eines sogenannten Teufelsbanners unterworfen, — war sie gegen Mitte des Jahres 1826 so zerrüttet, daß acht Wochen lang bei der größten Schwäche, die heftigsten Unterleibskrämpfe, Blutflüsse und Erbrechen anbauerten, (I. 36 — 48). Unter diesen Umständen wurde Hr. Dr. Kerner zu Rath gezogen. — Daß nun, da sie einmal so tief und seit so langer Zeit in die magnetischen Kreise hineingezogen war, auch nur ein verständig angewandter Magnetismus ihr Hülfe bringen konnte, hätte Herr K. aus jedem brauchbaren Handbuche *) wissen sollen, da wie er (I. S. 52) selbst berichtet, sie ihm alle bekannt sind. — Sie wurde blos mit andern ärztlichen Mitteln behandelt; „Blutflüsse, Krämpfe, Nachtschweiße dauerten immer an; das Zahnfleisch wurde skorbutisch und blutete immer, sie verlor alle ihre Zähne,“ und wir finden es natürlich, daß „sie eine Furcht vor allen Menschen anwandelte.“ — „Man kam auf den Gedanken, dämonische Einflüsse durch Gebet aus ihr zu treiben, — sie wurde wie verstockt, — sie wurde ein Marterbild und

*) Wir verweisen hier nur auf Deleuze, Instruction pratique etc. 1825. p. 254.

starb nicht. Ihre Verwandten brachten sie, fast gegen Hr. Kerners Willen nach Weinsberg." (I. 48—50.) Hier im jammervollsten Zustande angelangt, so daß, wenn man ihr nicht alle 3 bis 4 Minuten Suppe reichte, sie in Ohnmacht oder Starrkrampf verfiel, hier wurde ihr von Hrn. K. „kurz und ernst erklärt, daß er auf das, was sie im Schlafe spreche, keine Rücksicht nehme, — daß ihr somnambüles Wesen — endlich aufhören müsse," welche Erklärung er „noch mit einigen, (wie er selbst hinzusezt) allerdings harten Ausdrücken begleitete," und nun „ein rein ärztliches Verfahren homöopathischer Art fortsezte." — „Zehrfieber, Nachtschweiße, Durchfälle, völlige Erschöpfung und äußerste Abmagerung nahmen reißend zu, so daß das Ende ihrer Leiden in kurzer Zeit zu erwarten war." (I. 51—52.)

Nun erst, nach vierwöchentlichem Aufenthalt zu Weinsberg, wird „eine regelmäßige magnetische Behandlung eingeleitet," deren wohlthätige Wirksamkeit jedoch, durch den „sie so tief erschütternden Tod ihres Vaters (der aber erst am 1. Mai 1828 erfolgte!) zernichtet worden" seyn soll, so daß wie Hr. K. sagt, ihr „nur noch das Leben einer Sylphe geblieben sey." (I. 55.) Dieses Leben währte indessen noch vom 22. Dec. 1826 bis zum 5. August 1829, an welchem sie ein Daseyn verließ, das ihr so namenlose Schmerzen bereitet hatte. Vom 28. Oktober 1826 bis zum 19. Oktober 1827 war sie fortwährend in einem schlafwachen Zustand, (I. 220) und während dieser Zeit und bis zum 5. Mai 1829 wurde sie von Herrn K. und seiner Frau magnetisch behandelt. Nicht das Tagebuch dieser Behandlung, sondern nach gewissen Rubriken geordnete Auszüge aus demselben, hat Hr. K. uns in vorliegendem Werke gegeben, und nur die allerdings sehr naive Offenheit, mit welcher alles dargelegt ist, vermochte einigermaßen die schmerzlichen Gefühle zu mildern, welche das Durchlesen desselben fortwährend in uns aufregte. Wir sehen nämlich die im höchsten Grade bemitleidenswerthe Kranke, gleich einem chemischen Stoffe, durch zahllose Experimente hindurchgeführt, die mit ihrer Heilung nicht nur in keiner Beziehung standen, sondern ihr sogar meistentheils sehr schmerzliche Krämpfe, und sonstige traurige Zufälle veranlaßten. Von den an ihr versuchten Mineralien wirkten über 80 schädlich auf sie ein, nur wenige schadeten ihr nicht; Labrador-Felsspath „erzeugte ihr ganz entsezlichen Krampf," (I. 84.) Schwefel „die heftigsten Krämpfe und Lähmung der Zunge" (89), Platina „den heftigsten Krampf," Magneteisenstein „starke Nerven-Zuckungen" u. s. w (90. 91.) Man glaubt (von S. 77—93) sich in eine Folterkammer versezt, und wird in diesem traurigen Gedanken noch bestätigt, wenn man von S. 104 bis 120 alle die Versuche durchliest, die an der Kranken auch mit den verschiedensten Vegetabilien gemacht wurden. Auch von diesen, die man, wie die Mineralien, ihr nur in die Hand gab, wirkten die meisten nachtheilig auf sie ein. Ja sogar von thierischen Giften ließ man Tropfen in ihre Hand träufeln, und nannte ihr z. B. den Tropfen Fettsäure „Hirschhornwasser, das ganz unschädlich sey und innerlich genommen werde." Dieser häßlichen Täuschung ungeachtet wirkte es „auf eine beunruhigende Weise" und wurde von ihr als ein ganz scheußliches Gift bezeichnet. (I. 130.)

So wurde noch auf viele andere Weise mit einer unbegreiflichen Willkühr auf die Kranke eingestürmt, wie denn Hr. K. (I. 148) selbst berichtet, daß sie z. B. „nur mit Mühe" zum Schauen in die Seifenblasen, in welchen sie entfernte Bekannte sah, zu bringen gewesen, und (145) daß er sie nach einem seiner Freunde „zu sehen gezwungen." Sie selbst äußerte sich hierüber im schlafwachen Zustand: („dieses Schauen) ist nur dann nicht trüglich, wenn es aus mir selbst hervorgeht u. s. w. Ich thue es aber nicht mehr, ich habe wach einen gränzenlosen Widerwillen dagegen, weil ich auch wach nicht für recht halte es zu thun." (143.) Bei vielen solchen Versuchen wurden dann auch „Neugierige" zugelassen, worüber die Kranke selbst einmal im halbwachen Zustand die Strafworte niederschrieb: „Gedankenspiel: — Du führst mich vom Ziel! Mein Ahnungsvermögen ist fein, — doch wirkt der Gedanken des Andern ein." u. s. w. (145.) Von den vielen sich zudrängenden Kranken, die Heilmittel von ihr zu erhalten wünschten, sollen zwar, wie es (I. 193) heißt, nur Wenige zugelassen worden seyn; aber auch diese Wenigen brachten, wie zu erwarten stand, nur nachtheilige Wirkungen auf sie hervor, wie sie z. B. durch das ihr mitgetheilte Band einer entfernten, ihr unbekannten Frau, die indessen gestorben war, „in völlige Erstarrung und Scheintod verfiel," wovon sie sich erst nach einigen Tagen wieder erholte. (I. 197.) So fanden sich denn auch in dem Ringe, auf welchem in ihrem Innern über ihr Leben gleichsam doppelte Buchhaltung geführt wurde, „36 solcher in die Außenwelt gehender Schläfe," wo ihr jedesmal ein Tag verloren ging, und außerhalb jenes Ringes sehr viele Häckchen, die Menschen bedeuten, welche „meistens, ihr zu großer Hinderniß ihrem Schlafe beiwohnten," unter welchen sich einmal sogar ein Betrunkener gefunden. (I. 231. 240. 245.)

Eine gleiche, durchaus verwerfliche Willkührlichkeit des Magnetiseurs zeigt sich endlich auch in Beziehung auf das, der Kranken widerwärtige und immer schädlicher auf sie einwirkende, sogenannte Geistersehen. Was das erste betrifft, so findet sich (II. 52.) folgendes Selbstgeständniß des Hrn. K.: „Lange bat ich Frau H. zu bewerkstelligen, daß ich doch nur einmal einen Geist höre. Als dieß später sehr oft geschehen

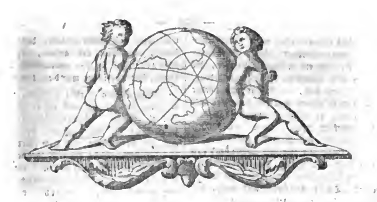
war, war mir dieß noch nicht überzeugend genug, und ich drang in sie, zu bewerkstelligen, daß auch ich einen Geist sehe." Die Kranke fertigte ihn zunächst mit einem treffenden Spottgedichte ab, welches aber wenig genuzt zu haben scheint; denn weiterhin (II. 128) klagt sie: „du machst mir mit deinem immerwährenden Drängen, daß ich bewerkstelligen soll, daß du auch einmal einen Geist sehest, den größten Kummer." Auch dieses fruchtete nichts, wie aus dem Geständnisse S. 131 und aus dem S. 146 und 147 mitgetheilten Gespräche hervorgeht, welches leztere aber für die Beurtheilung der Hellsehenden und ihrer Geschichte, des Arztes und seines Verfahrens zu wichtig ist, als daß wir es hier anzuführen uns entmüßigen könnten. „Man hat mir schon öfters zugemuthet, sagte die Kranke zu Hrn. K., mich mit diesen Geistern auch näher einzulassen; — ich könnte doch in keinem Falle die Menge von der Wahrheit dieser Erscheinungen überzeugen. Aber ich that auch in dieser Hinsicht, was ich thun konnte, ich konnte nicht mehr, ja, ich that nur zu viel! Je mehr ich mich in Fragen an die Geister einlassen würde, desto mehr würde ich mit ihnen verbunden, statt daß ich von ihnen los werden sollte." Herr K. erwiederte: „es sey sein Wunsch durchaus nicht, daß sie sich mit diesen überirdischen Naturen einlasse; (wiefern dieß richtig, ist aus dem vorhergehenden zu entnehmen!) „ihre Gesundheit liege ihm mehr am Herzen, als alle Aufschlüsse über die Geisterwelt, und sie solle Allem aufbieten, endlich von diesen Geistern frei zu werden." Sie erwiederte: „gleich anfänglich hätte sie sich vielleicht ihrer entschlagen können, aber wie hätten sie ja selbst immer gebeten, und die Ueberzeugung von dem wahren Seyn dieser Geister zu verschaffen, und sie habe ihr Möglichstes gethan; — — — nun sey es zu spät" u. s. w. — — Und allem diesem ungeachtet geht auch später Hr. K. noch jedesmal auf die Geisterseheren seiner Kranken ein, und wir finden auch nicht eine Andeutung, daß er irgend etwas gethan, sie von diesem Unwesen zu befreien. —

Sehen wir nunmehr auf diese Krankengeschichte, so können wir uns eines tiefen Schauders nicht erwehren, der wohl einen Jeden überfallen muß, wenn er das Heiligste auf so furchtbare Weise mißbraucht, wenn er das Erhabenste erniedrigt, das wirksamste Heilmittel in ein Gift verkehrt, einen vertrauenden, hülflosen Kranken zum Mittel, eine vermessene Neugierde zu befriedigen, herabgewürdigt sieht! Jeder Mensch ist Selbstzweck und darf unter keiner Bedingung zum Mittel herabgewürdigt werden.

Wie viel heiliger aber ist solche Pflicht noch gegen den vertrauend sich hingebenden Kranken, und vollends in Beziehung auf denjenigen, welcher sich einer magnetischen Behandlung unterwirft. Hier, wo nicht nur der Körper, sondern auch die Seele, ja der Wille des Kranken dem Arzte anvertraut wird, und sich in eine Abhängigkeit von demselben begibt, deren Maaß bis jezt noch nicht bestimmt werden konnte, hier nimmt auch jede vom Arzt ausgehende Willkühr einen um so sträflicheren Charakter an, je weniger dem Kranken Freiheit und Mittel zu Abhaltung und Abwehrung derselben geblieben sind. — Aber auch an und für sich unterscheidet der Magnetismus sich gerade dadurch am bedeutsamsten von jedem andern Arzneimittel, daß bei Bestimmung dieser lezteren immer irgendwie die Willkühr, wenn auch nur die theoretische des Arztes mit eingreifen muß, während der Magnetismus sich streng und ausschließlich an die Indikationen zu halten hat, welche die selbstheilende, selbst verordnende Natur ihm durch den Kranken gibt. Nur dessen hat hier der Arzt sich zu versichern, daß diese Indikationen vom Kranken in völliger innerer Freiheit, in Unbefangenheit und in Uneingenommenheit von Außenher gegeben seyen. Jedenfalls aber hat er sich auf das gewissenhafteste jedes Versuches, jedes willkührlichen Eingriffes, jeder Zulassung dritter Personen, welche nicht mit der Kranken in einer nothwendigen Beziehung stehen, zu enthalten. — Greift die Willkühr in das magnetische ein, so kann allmählig dieses Heilmittel in ein schleichendes Gift, und die reine Naturstimme des Hellschlafes in ein trübes, ja täuschendes Orakel verwandelt werden. Je vermessener, je anhaltender der gesteigerte Sinn des Magnetisirten auf Dinge hingewendet wird, die der Heilung desselben fremd oder gar entgegen sind, um so reizbarer wird sein Nervensystem, um so abhängiger von den leisesten Einwirkungen der Außenwelt, und zulezt, wie eine, gegen solchen sündlichen Unfug tief entrüstete, Hellsehende sich geäußert, — „zulezt lebt die Kranke nur mehr für den Arzt, und auch dieß nur, wenn er magnetisch schläft; — im Wachen ist er nur mehr ein elendes Automat. Gegen andere schädliche Dinge kann er sich wehren, nicht aber gegen das Gift, das ihm von seinem Arzte, der im innigsten Rapport mit ihm steht, gegeben wird; weil er fühlt, daß er ohne ihn nicht leben kann, und einen langsamen Trauertod einem schnellen Absterben vorzieht."

Wir glauben über diesen Punkt, der hauptsächlich uns zur Abfassung dieser Beurtheilung bestimmt hat, uns ausführlich erklären zu müssen, weil wir es für Pflicht hielten, gegen solchartiges Verfahren zum wenigsten die Kranken zu warnen, da, wie das vorliegende Beispiel zeigt, selbst ein Arzt, der den Magnetismus genau zu kennen behauptet, durch die That bewiesen hat, daß er das Grundgesetz desselben nicht gekannt, oder das Erkannte völlig aus den Augen verlieren konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 8. — 18. Januar 1830.

Geisterkunde.

Die Seherin von Prevorst rc. Mitgetheilt von Just. Kerner. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

Dritter Artikel.

(Fortsezung.)

War aber die Kranke durch solches Verfahren allmählig in die äußerste Abhängigkeit von der Außenwelt versezt, so ist es natürlich, daß ihr Arzt einen unbestimmbar großen Einfluß auf sie haben mußte, wovon wir außer dem oben erwähnten nur noch die merkwürdige Thatsache als schlagenden Beweis hier anführen, daß sie, die einen so großen Widerwillen vor den Geistern gehabt, „in der Nacht vom 13. auf den 14. Okt. 1827 — sich die Erscheinung der lehrenden Lichtgestalt, oder auch die eines andern Geistes aufs Sehnsüchtigste gewünscht.“ (II. 188.)

Wer war nun ihr Arzt? Was dachte, was wollte, was wünschte, wonach strebte er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebot stunden, selbst, wie wir sehen, mit höchst verwerflichen? — Wir kennen Hrn. K. nur durch das Morgenblatt und stehen nicht in der entferntesten Beziehung zu demselben. Wir haben ihn nur nach dem vorliegenden Werke zu beurtheilen. Hier bekennt er sich zu einer Weltansicht, welche im Wesentlichen die des katholischen Mittelalters ist. Auch ihm besteht das Universum aus den drei Haupt-Regionen oder „Potenzen“ der Uebernatur, „der Natur und der Unnatur.“ In der ersten wohnet Gott, oder die Gnadensonne, und die Engel oder die seligen Geister; in der zweiten die Menschen, in der dritten die unseligen Geister oder Dämonen, für welche „die Gnadensonne gänzlich untergegangen ist.“ (II. 6—9.) Aber zwischen Himmel und Hölle, aus welcher lezteren „keine Rückkehr“, steht nicht nur die gewöhnlich wahrnehmbare Menschenwelt, sondern auch der sogenannte „Hades, das Zwischenreich,“ — „das Reich der Dämmerung,“ in welchem „die (abgeschiedenen) Weltsüchtigen“ sich befinden, und worin es „eine Menge Stufenordnungen geben muß nach den Graden der Verklärung oder Verworfenheit.“ Dieser Hades steht zum Theil in dem Gebiete der Menschenwelt, und „es läßt sich leicht denken,“ meint Hr. K., daß „alle (Bewohner des Zwischenreichs) zusammen in gleicher Geistesarmuth sich befinden, wo weder Lehre noch Unterricht mehr möglich ist,“ — wo „es dem Bösen unendlich schwer werden muß, sich aus sich selbst emporzuhelfen.“ „Im Leben (hingegen) sind alle Gnadenwege geöffnet, und Jahre vermögen das schon, was

nach dem Leben Jahrhunderte nicht vermögen." (II. 50. 51.) Daß nun Bewohner „dieses Zwischenreiches, welche zahlreich, wie ein lustiges Heerlager, die Erde umgeben," — auch Menschen, die weder hellsehend, noch im innern Schauen sind, — sichtbar und hörbar werden können, dieß zu bestätigen, war der Hauptzielpunkt Kerners; — und, was er erfahren zu haben glaubte, theilte er dem Publikum mit, „dem Rufe seines Innern folgend: „daß Manchem der noch nicht zu hart eingeschlafen, (diese mitgetheilten Thatsachen) ein Wecker seyn würden." (II. 254.) So bezeichnet auch der erste Artikel über dieses Werk als eines „der Ergebnisse des Ganzen": „Thut Buße!" und hofft, daß an den mitgetheilten „Geisterscenen" sich ein Herz geistreich erbauen möge."

Also eine Generation, welche, sofern sie im Unglauben und in moralischer Lethargie lebt, großentheils dadurch hinein versezt worden, daß die katholische Kirche und überlieferungsgläubige Protestanten Lehren vertheidigen, welche in so vielen Stücken Gott und seine Welt verunstalten und entwürdigen, — eine solche Generation soll durch eben dieselbe Weltansicht in Furcht und Schrecken gesezt, sie soll durch den herzlosen Glauben an ewige Verdammniß und durch die Schilderung eines häßlichen, des Schöpfers unwürdigen, Zwischenreiches zur Herzensbesserung und Gottesverehrung erweckt werden? — Wir überlassen die Beantwortung dieser Frage dem unbefangenen Leser, und machen nur auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam, daß Alles, was Hr. K. glaubt, auch von seiner Kranken geglaubt wird*), und daß umgekehrt auch Hr. K. nicht die mindeste Bedenklichkeit gegen irgend eine Aeußerung der Kranken, und wäre sie noch so läppisch und wunderlich, erhebt. So, um nur einige Beispiele anzuführen, führt er ohne Zubemerkung an, daß die Kranke „im schlafwachen Zustande" (von ihrem eben verstorbenen Vater) gesagt: „Gott! — er schläft sanft bei Dir!" (I. 167.) So ruft sie bei Erscheinung eines Geist-Thieres „fast in Gestalt eines Bären." — „Ihr Höllengeister, packet euch, — ihr habt hier nichts zu schaffen, dieß Haus gehört in Jesu Reich;" (II. 132.) So heißt sie einen Geist den Erlöser, den sie mehrmals als „wahrhaftigen Gott" bezeichnet, „um Gnade und um sein Versöhnungsblut flehen." (II. 181. 184. 230.) So

*) Nur in dem einen Punkte finden wir einen Widerspruch zwischen beiden, daß die Kranke überzeugt war „der Glaube an das Geistersehen könne keinen Menschen besser machen." (II. 53.) Doch wünscht sie später, ihre Umgebungen von der Wirklichkeit der Geister zu überzeugen. (II. 132.)

wird ganz unbefangen erzählt, daß ein Geist, auf die Frage, wer denn der andere, auch erscheinende schwarze Geist sey, — geantwortet: „das ist einer von denen, die nie selig werden können!" (II. 188.)

Diese Stellen werden genügen, um das Gesagte zu erweisen, zugleich aber auch um zu zeigen, wie unbesonnen Hr. K. in dieser Sache verfahren, da er die Kranke z. B. nicht zur Rede gestellt, wie Höllengeister und auf ewig Verdammte, die nach ihrer Theorie nicht mehr aus der Hölle heraus können, dennoch im Zwischenreich erscheinen. — Wie also einerseits die Willkühr zu tadeln, die in dieser pseudomagnetischen Kur gewaltet, so sind anderseits die Vorurtheile, Beschränktheiten und Unbedachtsamkeiten zu beklagen, die sich hier eingemischt, und eine, wie es scheint, von Natur zu tiefen Hellsichten disponirte Kranke, theils auf traurige Abwege geführet, theils sie auf den schon eingeschlagenen bestätigt haben. Es ist aber aus Allem, was wir hinsichtlich des Arztes, seines Verfahrens und der Kranken angeführt, nunmehr hinlänglich zu ermessen, mit welcher Vorsicht, wir möchten sagen, mit welchem Mißtrauen, — nicht in die Wahrheitsliebe der Zeugen, sondern in die Wahrheit des Bezeugten, — die vorliegenden Eröffnungen zu durchlesen sind. Die erste Abtheilung desselben enthält indessen bei manchen Unrichtigkeiten, wie z. B., daß „alle Somnambülen einen ihnen sichtbaren geistigen Führer, d. h. Schutzgeist hätten," (142), manches interessante, theils Neue, theils mit andern magnetischen Thatsachen Uebereinstimmende. Wir heben hier nur folgende Punkte hervor. Die Hellsehende unterscheidet drei magnetische Zustände. Im niedrigsten, dem Halbwachen, (richtiger Halb-Schlafwachen zu nennen), denkt die Seele heller, als im gewöhnlichen Wachen, es ist „ein gesteigerter Zustand des Nervenlebens," im zweiten, dem (ganzen) Schlafwachen „hat der Geist die Oberhand;" aber nur im dritten, dem Hellschlafwachen, denkt der Schlafende „ganz nur aus der Herzgrube mit dem Geiste" (I. 210), sein Geist ist dann ganz frei, zu nichts Ungöttlichem fähig, wäre auch seine Seele mehr oder weniger unrein; gewiß kann er dann weder lügen noch täuschen." (218. 229.) — Hiermit sind ganz richtig die drei Hauptstufen des magnetischen Schlafes bezeichnet, welche jedoch noch manche Mittelzustände zulassen. Höchst wünschenswerth, ja nothwendig wäre es diesemnach gewesen, daß Herr K. bei den vielen zerstreuten Aeußerungen der Kranken jedesmal genau angegeben hätte, auf welcher Stufe des Schlafwachens sie sich gerade befunden.

Die Geister überhaupt und auch ihren Schutzgeist soll sie nun, ihrer ausdrücklichen Behauptung zufolge, immer in gewöhnlichem ganz

wachen Zustande gesehen haben *); wogegen Hr. K. behauptet, sie sey dann „immer in einem Zustande des Innern gewesen.“ (I. 451. 152.) Dieser leztere Zustand ist aber in keine der oben angeführten Kategorien zu bringen. Uebrigens wird in dem 2ten Theile mehrmals berichtet, daß Geister ihr bald im Traume, bald im halbwachen, bald im schlafwachen Zustande erschienen, (s. z. B. II. 126) womit also der frühern Behauptung der Kranken durch die That geradezu widersprochen wird. Nach einem (II. 141) mitgetheilten Gedichte waren dann wieder Geister und die in Licht gehüllte Führerin (der Schutzgeist) zugleich um Mitternacht bei ihr; während sie nach II. 143. „den Geist nur in wachem Zustande spricht,“ — ihre Führerin aber, wie Hr. K. bemerkt, ihr nur im völlig schlafwachen Zustande erscheint.“ — Wie dunkel indessen sogar ihr angebliches Heilschlafwachen gewesen, zeigt u. a. die II. S. 127 in diesem Zustande von ihr vorgebrachte, völlig unvernünftige Erzählung, wonach ein Geist, der im J. 1714 ihm anvertraute Waisen um eine große Summe betrogen, durch 9 Groschen erlöst werden soll, die an dem Jahres-Tage des Betruges von ihr an zwei andere Waisen gegeben wurden. Eine solche hyperkeltelische Sühnungstheorie gehört nicht dem Lichte an, sondern einer irregeführten, entzückten Phantasie, welche auch mit dem zu spielen sich vermißt, was, wie die ewige Gerechtigkeit, dem Menschen seine Würde gibt, indem sie ihn zum Mitgliede eines vernünftigen Allgemeinwesens erhebt. Ein Zustand, in welchem solche Phantastereien vorgebracht werden, ist kein Hellschlaf; wird er aber, wie hier, dafür ausgegeben, wie dunkel und vermischt müßten dann hiernach erst das Halbwachen und das noch tiefer stehende gar gewöhnliche Wachen seyn? — So wird denn auch an einer Stelle (I. 233) als Aeußerung der Heilsehenden angeführt: „der Geist, wenn er auf den Umkreis des ersten Kreises tritt, fängt an unrein zu werden rc.“ dann S. 234. „wenn die Seele ganz in die Sinnlichkeit und Welt versunken ist, so zieht sie auch den Geist ganz aus seiner Sphäre; — (hier) fällt der Geist vom Göttlichen ab.“ Dann aber (S. 236.) „Ich fühle, daß für jede Sünde u. s. w. dem Menschen eine Zahl im Innern gesezt wird; das Innere im Menschen notirt das, der Geist, der nichts Böses duldet, thut das, und nach dem Erwachen im Mittelreiche — ist der eigene Geist des Menschen der Richter.“

Finden wir aber solche Widersprüche schon in den Aeußerungen über dasjenige, was der Kranken das Allernächste war, worüber sie die hellste Gewißheit haben sollte, finden wir solche einander widersprechende Behauptungen von ihrem Arzte unbedenklich nach einander aufgeschrieben; so werden wir eben damit zur schärfsten Prüfung dessen aufgefordert, was uns im zweiten Theile als Einblick in eine sogenannte Geisterwelt dargeboten wird.

Der erste Artikel über dieses Werk glaubt an das wirkliche Eingreifen eines solchen Jenseits in das Diesseits, und scheint auch im vorliegenden Falle an dem wirklichen Eingegriffen haben nicht zu zweifeln. Der zweite hält überhaupt, und somit auch hier ein solches Eingreifen für unmöglich. Der Verfasser des gegenwärtigen Artikels kann weder der einen, noch der andern Meinung unbedingt beipflichten, und wird die Bedenklichkeiten, die ihn davon abhalten, in möglichster Kürze hiernach darzulegen suchen. Wir glauben nicht nur an Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode, sondern sind davon, als vom unentbehrlichsten Verbindungsgliede aller, uns gewissesten, Wahrheiten, überzeugt; — Selbstanschauung der höchsten magnetischen Zustände hat diese Ueberzeugung zur heiligsten Gewißheit erhoben; denn in solchen Zuständen schwebt schon hier der innere, unsterbliche Mensch über dem blos irdischen Körper. Das sogenannte andere Leben ist diesemnach nur eine Fortsetzung des ersten, und mit der Freiheit des Willens sezt sich auch die ewige Gerechtigkeit fort, welche schon hier auf so vielfache Weise ihr Gericht vollzieht. Jedem geschieht sein Recht, indem die gesetzlichen Folgen seiner Willkühr auf ihn zurückgewendet werden, und somit der Böse und Schlechte seine Nichtigkeit in und an sich selbst erfährt. Wir werden also auch nach dem Tode noch für Leiden empfänglich, und eine hierzu geeignete Aeußerlichkeit haben müssen. Aber auch die Liebe ist allgegenwärtig; ja die Gerechtigkeit ist selbst nur eine ihrer Offenbarungen; denn sie nimmt den Menschen als frei, und als seinem ewigen Wesen nach erhaben über eines seiner zeitlichen Vergehen; sie straft, um zu heilen, indem sie die Verschuldung tilgen hilft, welcher die Vor-Liebe, der Freilassung wegen, nicht vorbeugen konnte. Wir werden also auch nach dem Tode nur gestraft werden, um zur Heiligung und Seligkeit, den einzig lezten Endzwecken der Welt, bereitet zu werden. So wird mithin unser innerstes Wesen, das sich schon in diesem Leben

*) Eine Kranke, die vom Ref. vor 10 Jahren magnetisirt wurde, sah den heitern Greis im grauen Mantel, den sie für ihren Schutzgeist hielt, nur im gewöhnlichen und magnetischen Schlafe. Dieser sogenannte Schutzgeist ist aber nichts anders, als das, jedem Menschen einwohnende Göttliche, das, (in der praktischen Sphäre — Gewissen, in der theoretischen Vernunft, bei Sokrates Daimonion, u. s. w. genannt.) der menschlichen Seele gegenständlich wird.

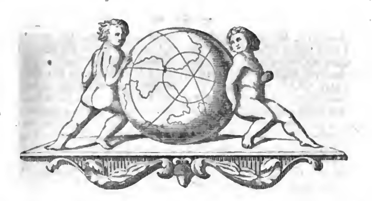
eine bestimmte Aeußerlichkeit gegeben von Gedanken, von Gefühlen und Willensrichtungen, und nur vermittelst des Nervengeistes mit der übrigen Welt in Beziehung gestanden, auch nach dem Tode ein bestimmtes, begränztes Wesen seyn, und von dem einen bestimmten Mittelpunkte aus, den wir Ich nennen, in einer bestimmten äußerlichen Sphäre walten, und die Frage ist dann nur, wo die verschiedenen Sphären zu suchen, welchen die (sehr verschiedenen) Verstorbenen, dem Zustande ihres Wesens angemessen, zugezogen werden mögen. Wie also die sogenannte andere Welt schon in dem körperlichen Leben beginnt, so können wir es nicht für unmöglich halten, daß menschliche Wesen, nach Ablegung blos des irdisch-körperlichen Gewandes, noch vermittelst des Seelenwesens, welches den Körper gebildet und lebendig erhalten hat, in Beziehung zu noch eingekörperten Seelenwesen kommen.

Nur auf diese Weise können wir jezt uns Thatsachen erklären, welche durch so viele Zeugnisse auch der ungläubigsten Menschen bestätigt sind. Wir zählen zu jenen Thatsachen die Erscheinungen, welche viele Tausend Menschen von ihren weit entfernten Freunden und Verwandten in der Stunde des Todes derselben hatten, wovon auch das vorliegende Werk mehrere, gewiß unverwerfliche, Zeugnisse enthält. Es ergibt sich ferner auch dieß aus den vorangeschickten Sätzen, daß gerade bei denjenigen, welche sich in Zuständen befinden, die dem der Abgeschiedenheit am nächsten stehen, nämlich im gewöhnlichen und im magnetischen Schlafe, — daß gerade bei ihnen die Wahrnehmung von solchen entkörperten Seelenwesen oder, (wenn man lieber will) von Geistern in Seelenkörpern für möglicher anzunehmen ist, als bei solchen, die im gewöhnlichen Wachen und an die gewöhnlichen Vermittlungen durch die irdischen Sinne gebunden sind. — Endlich mag auch dieß noch zugegeben werden, daß diejenigen, welche in die magnetischen Kreise eingeführt sind, und aus eigenem Antrieb oder auf anhaltendes Dringen des Magnetiseurs ihr geistiges Auge vorzugsweise und mit Anstrengung auf die sogenannte andere Welt hinrichten, — für etwaige Einwirkungen aus derselben empfänglich werden, die ihnen bei naturgemäßem Verfahren durchaus fremd geblieben seyn würden, wie ja selbst das leibliche Auge und überhaupt jeder leibliche Sinn durch naturwidrige Reizungen zu einer krankhaften Empfänglichkeit gesteigert werden können, in Folge welcher sie von sinnlichen Kraftäußerungen affizirt werden, die am gesunden Sinne spurlos und unwahrnehmbar vorübergehen. Wenn wir aber hiermit im Allgemeinen die Möglichkeit zugestehen müssen, daß Abgeschiedene noch vermittelst ihrer pneumatischen Aeußerlichkeit von dem verwandten Wesen der noch Lebenden irgendwie wahrgenommen werden können, sey es nun, daß sie, durch ihr Leben unter die Menschlichkeit gesunken, zu ihr sich wieder aufringend, am geistigen Leben der Menschen irgendwie Theil nehmen, oder daß sie, durch Selbstaufopferung verklärt, um schützend und pflegend wieder zu den Menschen sich zurückwenden dürften, (wovon wir jedoch noch keines von beiden als wirklich zugestehen können,) — so ist nun die andere Frage, inwiefern die uns dargebotenen Eröffnungen der sogenannten Seherin uns von der Wirklichkeit solcher Wahrnehmungen zu überzeugen vermögen?

Gar mancherlei wunderliche Umstände sind allerdings hier vielfach bezeugt, — namentlich die von Vielen gehörten Geräusche und von ihnen gesehenen Bewegungen unbelebter Gegenstände ohne entdeckbare Verursachung derselben, — die gerade die nämlichen sind, mit welchen, so weit die Ueberlieferung hinausreicht, immer Tausende sich herumgetragen haben *). Namentlich ist der von Hrn. Hofrath Hahn erzählte Spuck, so unglaublich er scheint, dennoch auf eine solche Weise bezeugt, daß man auf keine Weise ihn geradezu verwerfen kann, und manches von Herrn K. Erzählte ist mit demselben völlig gleichartig. Es besteht dieß jedoch nur in, zunächst noch unbegreiflichen, physikalischen Kraftäußerungen; nicht aber in oft widersinnigem, oft sich selbst widersprechendem Geistergeschwätze, wie es sich in so vielen andern Abschnitten von Herrn Kerners Mittheilungen aus dem sogenannten Zwischenreiche findet. Wovon jene physikalischen Wirkungen, wenn sie wirklich statt gefunden, verursacht wurden, müssen wir dahin gestellt seyn lassen; doch ist auch hierbei nicht zu übersehen, daß mehrmals wie mit Sand geworfen worden seyn soll, wo man wirklich Sand gefunden haben will, während öfters, allem Nachsuchen ungeachtet, keine Spur davon gefunden wurde. (II. 130. 135. 136. 152. 153. u. s. w.)

(Der Beschluß folgt.)

*) Noch in „des WE. Hrn. J. J. Gaßner's Weise fromm und gesund zu leben rc. (Augsb. 1775) finden wir S. 30 folgende Stelle: 3) hat der Satan mehr Gewalt zu schaden jenen furchtsamen, welche fürchten Gespenster, Geister, Teufel u. s. w., wo die Erfahrniß lehrt, daß nur jene öfters in die sogenannten Anwehungen, böse Winde kommen; — darum pflegt er (der Satan) sie durch gemachten Tumult, Schnellen, Krachen u. s. w. zu erschrecken, läßt sich ihnen sehen, bald wie ein feuriger, bald wie schwarzer, bald weißer Mann, bald in Hunds- oder andern Thieres, bald in eines verstorbenen Menschensgestalt" u. s. w. Es ist auffallend, daß Alle diese Erschreckweisen auch bei Hrn. Ks. sehr schwachen, und deshalb auch sehr furchtsamen, Kranken vorkommen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 9. — 22. Januar 1830.

Geisterkunde.

Die Seherin von Prevorst ꝛc. Mitgetheilt von Just. Kerner. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

Dritter Artikel.

(Beschluß.)

Was aber die eigentlichen Geistererscheinungen betrifft, so haben sich uns folgende Bedenklichkeiten gegen deren Wirklichkeit erhoben:

1) Das sogenannte Zwischenreich, wie es durch die angeblichen Geister offenbart worden seyn soll, ist Gottes in jeder Hinsicht unwürdig. Die Beweise davon sind theils im zweiten Artikel, theils in dem von uns schon angeführten enthalten.

2) Die Bestimmungen dieses Zwischenreiches stehen im vielfältigsten Widerspruche miteinander. Bald soll es eine Strafanstalt seyn! bald kommt aus ihm ein Geist, der erzählt, er sey „in der Seligkeit, wo alle sind, die ohne eigenes Verschulden Christum nicht kennen gelernt." (II. 171.) Bald soll es hauptsächlich für die Weltsüchtigen und Nicht-Gläubigen bestimmt und von der Hölle unterschieden seyn, und doch erscheinen der Kranken aus demselben ein Brudermörder, eine Kindesmörderin und ihr Verführer, ein Waisen-Betrüger u. dgl. mehr, da doch, wenn einmal eine Hölle statuirt wird, nicht wohl höllenwürdigere Verbrechen gedacht werden können. Bald soll „dort die Besserung einzig aus sich selbst gehn" (Sie); „der Geist sich selbst anheim gestellt seyn," und „die Wahl zwischen Himmel und Hölle haben;" (II. 15) bald sollen die Seelen dort noch „weit unwissender seyn, als sie im Leben waren," und dort „weder Lehre noch Unterricht mehr möglich seyn;" (50) bald kommen dennoch die Geister zur Kranken, um von ihr in der Religion unterrichtet zu werden, und damit sie ihnen „durch Gebet aufhülfe" (15), bald werden sie sogar „von Engeln unterrichtet," (171) „sind unbeschränkt im Sehen" (117) und „sehen und hören immer das göttliche Schöne," zu dem sie nicht hinkommen können. (115.) Diese Widersprüche, die uns bei nur einmaligem Durchlesen aufgefallen, sind aber wohl nicht die Einzigen; und wären sie es, so zeigten sie doch zur Genüge die Unvernunft eines solchen Zwischenreichs.

3) Die Geister selbst sollen sich nicht zugleich sehbar und hörbar machen können (110), und doch wird auch von der Kranken angeführt: „während ich die Geister sehe und sie mit mir sprechen, sehe und höre ich auch andere Gegenstände ꝛc." (11) und oftmals wird noch dasselbe von ihr erzählt. So fragt sie auch einen Geist,

warum sie ihn sprechen höre, die andern nicht? und er antwortet: „weil dein Gefühl geistig ist;" und dennoch hören auch andere die Geister klatschen, klopfen, stöhnen u. s. w., ja sogar eine Magd und ein Mann hören Geister sprechen. (152. 153.)

4) Die Geister, wie Hr. K. meint, veranlaßten durch ihr Erscheinen der Kranken fast immer Krämpfe, die dunkeln die heftigsten, und selbst „von der Erscheinung ihres Schutzgeistes konnte sie nie ohne tiefes Wehgefühl sprechen." (151.) Einige schwarze Geister veranlassen ihr, wie es heißt, die allerfürchterlichsten Krämpfe. (II. 116. 119. 137. 142. 149.) Ein solcher kam neun Mal an einem Nachmittag, jedesmal nur sagend: „sprich, sprich, sprich." (146.) Die Kindesmörderin sah sie mehrmals kurz vor starken Krämpfen. (s. auch II. 175. 176. 186 u. s. w.) Ein anderes Gespenst sah sie anfangs nur in der Mitternachtsstunde; dann, als sie durch dasselbe kränker geworden seyn soll, schon am Abend, dann selbst am hellen Tage. (II. 58 ff.) Selbst nach Erscheinung eines weißen Geistes bekam sie fürchterliches Herzklopfen. (113.) — Nun ist aber dem Referenten selbst schon der Fall vorgekommen, daß eine Nervenkranke sehr oft kurz vor heftigen Fieberanfällen oder Krämpfen in einem bald näheren, bald entfernteren Theile des Zimmers schwarze Gestalten, wie Schatten, ganz deutlich vor sich stehen, ihr winken, oder auch vorübergehen, und, als später ein ihr werther Freund gestorben, nun immer nur diesen ihr winken sah. Einmal sogar sah sie nächtlich, bei starker Brustbeklemmung, aber völlig wach, eine halbe Stunde lang einen schwarz gekleideten Mann neben sich am Bette sitzen. Da aber sie selbst und ihre Umgebungen diesen Erscheinungen keine andere Bedeutung beilegten, als daß sie phantastische Vorboten sich vorbereitender Krämpfe u. dgl., gleichsam Bild gewordene schwarze Krankheitsgefühle seyen, so hatten sie auch keine weitere nachtheilige Folgen, und als die Kranke magnetisirt zu werden anfing, kamen bald jene Gestalten auch selbst nicht mehr vor den stärksten Krämpfen. Daß auch bei der Kranken des Hrn. Kerners eine ähnliche krankhaft gesteigerte Produktionskraft der Phantasie ihr unglückliches Spiel getrieben, welches durch die Geistersucht ihres Arztes der Kranken die Erscheinungen in Wirklichkeiten verwandelte, wird durch das oben und schon früher Angeführte wahrscheinlich, und durch das Nachfolgende fast zur Gewißheit.

5) Einmal nämlich sprach die Kranke „im schlafwachen Zustande" mit einem Geiste, und gab dann selbst die Antwort auf ihre Fragen. Unter Anderem fragte sie: „wo soll ich diese Geisterwelt finden? Soll ich sie wissen, darf oder kann ich sie wissen? — — Warum winkst du mir?" Sie antwortet dann selbst: „Niemand soll sich auf dieß Reich verlassen u. s. w., der Schlimmere plagt immer den Bessern, daß er nicht besser werden soll u. s. w." (II. 121.) Ein andres Mal war ihr angeblich ein zorniger Geist erschienen, sie war in Krämpfe verfallen, und sprach nun mit dem Geiste, bließ ihn ihr Gesangbuch zur dritten Thüre hineinhalten, — „stand aber selbst auf, hob es zur Thüre hinaus, und erzählte nachher, sie habe den Geist angewiesen, es hinauszuhalten." (II. 115.) Dem Referenten, der ähnliche Selbstdramatisirungen bei Kranken beobachtet hat *), sind die beiden angeführten Thatsachen die stärksten Wahrscheinlichkeitsgründe für die baare Subjektivität aller der wilden und wirren Geistererscheinungen, die Hr. K. für objektive zu halten scheint!

Daß aber auch andere Personen, selbst Kinder, in solchen phantastischen Strudel hineingezogen, und, durch einen angeblich Sehenden angesteckt, auch Geisterseher werden können, dafür finden sich zahlreiche Analogien in den Geschichten der Dämonologie. Wir gedenken hier nur der zwei, angeblich vom Teufel besessenen Nonnen zu Loudun, durch welche es bald noch sechs andere wurden; der Trembleurs in den Cevennen, wo nach und nach mehrere Tausend, und unter diesen selbst Kinder von 3 bis 4 Jahren, wie durch Ansteckung in Extase kamen und weissagten, ja sogar ein Kind von 15 Monaten in ähnlichen Zustand versetzt wurde **), — endlich der bekannteren Geschichten der Konvulsionärs auf dem Grabe des h. Paris und der zahlreichen Gaßnerischen Teufelsein- und austreibungen. Ja, wir halten sogar eine positive magnetische Rück- und Einwirkung der aufgeregten Kranken auf ihre Umgebungen, und den, nach Geistern sehnsüchtigen, und hierdurch abhängig werdenden, Arzt nicht für unmöglich. Die achtzehnte Thatsache (II. 230) macht das Letztere sogar wahrscheinlich.

6) Warum endlich kommen da, wo strenge Katholiken auf ihre Weise magnetisiren, d. h. exorzisiren, — immer nur Teufel zum Vorschein, — warum bei einem katholisch-protestantischen Hadesgläubigen nur Geister aus dem Mittelreich, — warum bei so vielen hundert Somnambulen der französischen Aerzte weder diese noch jene? Kömmt hier nicht Alles auf das geistige Auge des Kranken — und seines Arztes an, welches, je nachdem es teufel-, gespenster- u. s. w. gläubig ist, die natürlichen Kraft- oder Krankheitsäußerungen auf seine Weise gestaltet und färbt? Die Hellsehende des Hrn. K.

*) Auch Bertrand, du magn. bemerkt p. 350: le phénomène d'une double âme, c. à. d. d'une double intelligence, dans un même individu, est très fréquent chez tous les extatiques. Der Pater Surin schrieb: Je suis en perpetuelle conversation avec les diables.

**) Théâtre sacré des Cévennes p. 30. deposition de Guillaume Bruynier.

scheint diese Ansicht selbst zu bestätigen. Zwar behauptet sie zuweilen, die Abgeschiedenen könnten sich nicht mehr verstellen; sie müßten sich zeigen, wie sie sind; — und um diese geistige Wesen zu sehen, mußte man ein geistiges Auge dazu haben. Demungeachtet sagte sie in magnetischem Schlafe: „der gute Geist hat dort, wo er ist, nicht die Gestalt, in der er mir hier erscheint. — Sie (die Geister) stellen sich hier mir dar in Formen, die meinen fleischlichen Augen erkenntlich sind." (II. 147. Vergl. noch 12. 26. 53 u. 54.)

Mögen aber auch einige der hier erhobenen Bedenklichkeiten zu unserer Befriedigung gelöst werden können, einige derselben sind, unserer Ueberzeugung nach, unaufhebbar, vor Allen die zuerst angeführte; denn, müßten wir an die Aussagen von Hrn. Kerners Geistern glauben, so müßten wir glauben, daß ewige Verdammniß von Gott geschaffener Wesen möglich wäre, wir müßten dann an einen unvernünftigen, lieblosen, d. h. an keinen Gott glauben; wir müßten dann auch glauben, daß in Hrn Ks. u. Es. Hades die bösen Geister die sich-bessernwollenden von der Besserung abhalten, daß sie den Menschen auf Erden noch schaden könnten; d. h. wir müßten gerade die einzigen Voraussetzungen aufgeben, bei deren Annahme wie an die Möglichkeit eines Einscheinens der sogenannten andern Welt in die gegenwärtige zu glauben vermögen.

Der Hauptnutzen dieses Buchs ist, daß es zwar unabsichtlich, aber auf recht eindringlich warnende Weise, die Hauptklippen gezeigt, welche bei magnetischem Verfahren mit der gewissenhaftesten Sorgfalt zu vermeiden, nämlich: Willkühr und Vorurtheil. Leider aber sind die, durch Beides der unglücklichen Kranken veranlaßten, Leiden nicht ungeschehn zu machen; leider auch ist bei der Menge, welche den Mißbrauch von der vernünftigen Anwendung eines Mittels nicht unterscheidet, der Magnetismus aufs Neue hierdurch verdächtigt, der doch, wie Alle, die in seine Tiefen eingeschaut haben, überzeugt seyn werden, gewiß zu den Herrlichsten und Erhabensten gehört, womit die Menschheit von der Vorsehung ausgestattet worden. „Denn," wie eine Hellsehende sich, unbefragt, gegen den Referenten darüber ausgesprochen, — „wo der Magnetismus frei von Willkühr angewendet wird, da führt auch er zur Wahrheit hin. Und die Wahrheit wird die Menschen frei machen von allen Einbildungen, Wahnbildern, irrigen Meinungen von Gott, eingebildeten bösen Geistern, Hölle und Teufel; denn alle Wahrheit führt auf den Endpunkt alles Seyns hin, daß alle zur Veredlung, Beseligung und Einigung mit Gott geschaffen sind. Teufel, böse Geister, sind die thierischen Anlagen im Menschen, wovon er sich durch freien Willen, durch geistige Kraft, Vernunft, Religion befreien kann und soll, um ins Licht zu gelangen, d. h. um die Wahrheit zu erkennen, um mit der Wahrheit ganz frei, d. i. vollkommen, wie Gott, zu werden. Dieß ist die menschliche Bestimmung von Anfang an, und für einen Menschen, der dieß erkennt, gibt es dann auch kein Hier und Dort; sondern er sieht Alles als Eines an, und erkennt in Allem Gottes Liebe und Vorsehung."

Frankfurt a. M., am 21. Decbr. 1829.

Dr. F. W. Carové.

Zusatz.

Es sey mir vergönnt, bei dieser Gelegenheit über das von Eschenmaier und Kerner in der Extra-Beilage zum Morgenblatt (Nr. 312 von 1829) Gesagte einige Bemerkungen zu machen.

Wenn E. damit anhebt: „das große Kapitel der Visionen und Träume ist eine gute Aushülfe für diejenigen, welche Erscheinungen, die den gewöhnlichen Lauf der Natur und des Lebens überschreiten, nicht begreifen noch erklären können," so muß ich darauf antworten: „das große Kapitel der Geister und Dämonen ist eine eben so gute Aushülfe für die, welche solche Erscheinungen voreilig begreifen und erklären wollen." Wenn E. so wenig alle Träume für Geister hält, als ich alle Geister für Träume halte, so werden wir uns nichts vorzuwerfen haben. Ich glaube fest an Unsterblichkeit und an eine Geisterwelt, allein ich habe die Gründe dargethan, warum ich nicht an die Geister in Weinsperg glaube.

Wo habe ich gesagt, daß der Mensch die magnetische Sehkraft willkührlich lenken, daß er nach Belieben in die Zukunft sehn und das Buch der Zeiten aufschlagen könne? Welche, auch nur leiseste Andeutung von mir berechtigt den sonst so scharfsichtigen Antikritiker, mir eine so unvernünftige Behauptung unterzuschieben?

Wenn mir irgend ein Irrthum oder ein falscher Ausdruck mit Grund vorgeworfen werden kann, so werde ich mich nie weigern, ihn einzugestehn. Ich hätte das Verhältniß der Seele zum Sonnenkreise schärfer bezeichnen sollen. Hierin hat E. Recht.

Ich verlange dieselbe Aufrichtigkeit von seiner Seite. Meine Hauptvorwürfe waren gegen die religiöse Tendenz des Kernerschen Werkes gerichtet. Er hat keinen einzigen widerlegt. Er citirt einige mildernde Stellen im Buche

selbst, und noch mehrere aus *ungedruckten Briefen* der Seheeln, die ich begreiflicherweise nicht kennen konute. Allein diese Stellen deben die vielen andern nicht auf, in welchen ich und noch ausführlicher Herr Dr. Carové eine wahrlich sehr unchristliche Lieblosigkeit und Aberglauben nachgewiesen. Warum umgeht K. diese alten krassen Stellen und den ungeheuern Widerspeuch, in welchen sie mit seinen Briefen stehn? Jcy achte es indeß schon für eine gute Frucht meiner Rezension, daß K. jene vernünftigern und mildern Briefe ans Licht gezogen hat. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Seherin *nur* das Vernünftigere und Mildere gesagt hätte, allein es ist schon gut, daß sie es *auch* gesagt hat. Ein Widerspruch mehr ist eine Einseitigkeit weniger.

Ich sey gegen die Seherin von Prevorst *eingenommen?* habe mich gegen sie *einnehmen lassen?* Da muß ich billig fragen, wer so viel Macht über mich hat? Ich kenne den Sterdlichen nicht, dee mein Urtheil lenkt. Ist es vielleicht ein Dämon, so muß ich ihm wenigstens die Gerechtigkeit wideefahren lassen, daß er konsequent ist.

Heer Kerner gibt zu, daß er sich in Bezug auf den Nervengeist nicht richtig ausgedrückt hatte. Er thut mir aber Unrecht, wenn er mir auf meine Bitte um nähern Aufschluß über die Sternbetrachtungen der Seheein die etwas darsche Antwort gibt, ich würde doch alles nur für Wahnsinn und Vision ausgeben. Ich habe ausdeücklich gesagt, daß ich das magnetische Schauen der, noch der materillen Natur angehörigen Himmelskörper für sehr glaudlich halte, und die Seheein würde nicht übel gethan haben, wenn sie ihr Auge zuweilen auch nach dem astronomischen, wie nach dem Geisterhimmel gerichtet hätte. Es ist und bleidt mir höchst auffallend, daß Kerner einer so neuen wichtigen Entdeckung im Gebiet des Magnetismus so wenig Aufmeeksamkeit geschenkt hat, daß er nur ganz flüchtig und wie im Traum hingeschrieden hat, was ihm die Seherin darüber mitgetheilt. Nur die höchste Flüchtigkeit und Abwesenheit der Gedanken kann folgende Woete entschuldigen, Theil I. Seite 148: „Sah sie aber den Mond, so sah sie nue die rechte Hälfte desselben, die andre blieb ihe veeborgen. Dieß stimmt wohl damit übeein, daß der Mond immer nur seine rechte Hälfte der Sonne zukehrt, die linke nie von der Sonne beleuchtet wird.“ Es kann doch wohl einem Physiker, wie Kernee, nicht unbekannt seyn, daß dee Mond nur *unsree Erde* immer eine Seite zukehrt, der Sonne aber in seinem Umlauf um die Erde nach einander alle Seiten, und zwae im Vollmond ganz die uns zugekehete, im Neumond ganz die von uns abgekehete Seite. Hier kann überdieß nur von einee odern und untern Seite, nie von einer rechten und linken die Rede seyn, da die Sonne im Vollmond sowohl die rechte als die linke Seite der uns zugekehrten Mondhälfte beleuchtet, und im Neumond keine von beiden. Kerner mußte dieß wissen und die Sehrrin konntr ihm unmöglich etwas sagen, was gegen den Augenschein und die unmittelbarste Gewißheit streitet. Also muß Kerner sie falsch aufgefaßt und ihre Aussage in der geößten Zerstrrung niedergescheieben haben. Ein solches Brispiel läßt uns aber eben kein geoßes Vertrauen in die Genauigkeit der Kernerschen Beobachtungen und Experimente setzen. Dagegen will ich mir recht geen von ihm den Vorwuef machen lassen, daß ich eine junge Frau auch für eine schöne Frau gehalten habe.

Es ist unläugbar ein Unterschied zwischen der Sache und der Person, zwischen der Geschichte der Srherin von Prevorst und drr Aet und Weise, wie Kerner dieselbe behandelt hat. Wenn ich die leztrre in mancher Hinsicht *mit Geund* tadeln zu müssen geglaubt, so kann mich dieß doch durchaus nicht hindern, die Woete Schuberts: „es liegen in dieser Geschichte Keime für eine ganze Saat von Gedanken über die Seele und ihr Veehältniß zum Leibe,“ mit herzlichee Bristimmung zu unterscheiden. Die Strenge des Tadels selbst ist nur ein Beweis für die Wichtigkeit der Sache, denn wer möchtr es so genau nehmen, wenn von einem Baggatell die Rede wäez? Ich bin überdieß innig überzeugt, daß in rinem so außerordentlichen und schwieeigen Falle wohl kein Arzt alles vorbedacht und jeden Fehler, jede Täuschung vermieden haben würde. Die Wichtigkeit der Sache nöthigt uns, die Fehler zu kontrolliren, welche die Schwierigkeit der Sache entschuldigt. Was kann die Personen tadeln und nichts desto weniger ihnen Dank wissen, daß sie für eine so interessante Sache so viel gethan.

Ich muß schließlich wiederholen, daß Kerner mit der Herausgabe seines Werkes nicht so sehr hätte eilen sollen. Da noch Briefe der Seherin vorhanden sind und zwae sehr wichtige, sein Werk mannichfach berichtigende Briefe, so wäre es allerdings nicht nur weltklug, sondeen auch weise (!!) gewesen, die Thatsachen und Aussagen erst gehörig zu vervollständigen, und die auffallendsten Widersprüche darin, wenn nicht aufzulösen, doch als Probleme zu bezeichnen. Es ist nicht ganz ehrlich von Kerner, daß er mir das Wort *weise* mit *weltklug* veetauscht hat. Ob ich einer weltklugen Anschmeichelung an die herrschenden Vorurtheile zu beschuldigen sey, davon mögen meine Schriften zeugen. Unser Streit ist ehrlich, lieber Kerner! Keine falschen Hiebe, wenn ich Sie bitten darf.

Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 10. — 25. Januar 1830.

Erziehungswesen.

1) Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anforderungen der Zeit. Ein Versuch von F. W. Klumpp, Professor am K. Gymnasium in Stuttgart. Erste Abtheilung. Stuttgart, bei J. F. Steinkopf. 1829.

Humanistisch nennt man bekanntlich den Unterricht in den alten Sprachen, realistisch den Unterricht in Mathematik, Geschichte, Physik, in neuen Sprachen und in der Muttersprache. Beide Unterrichtssysteme, Humanismus und Realismus, stehn sich in unsrer Zeit feindlich einander gegenüber. Wie dieß gekommen ist, wird ein kurzer historischer Rückblick darthun.

In frühern Zeiten besuchte die Jugend, welche nicht studiren wollte, auch keine Gymnasien. Der künftige Handwerker ging in die Werkstatt, der künftige Kaufmann ins Comptoir, der künftige Soldat in die Armee. An eine allgemeine Bildung dachte man nicht, jeder ward nur für seinen Stand gebildet. Die gelehrten Schulen waren demnach auch nur für die künftigen Gelehrten berechnet, und da die Gelehrsamkeit damals einseitig auf der Kenntniß der Alten beruhte, so schloß auch sie jene allgemeine Bildung aus, und die gelehrte Zunft stand in ihrer Besonderheit schroff allen andern Zünften gegenüber. Im vorigen Jahrhundert haben sich die Verhältnisse geändert. Die nicht gelehrten Stände strebten nach einer höhern Bildung, und da man diese nur in den gelehrten Schulen zu finden wußte, so schloß sich an die eigentliche studirende Jugend nach und nach eine immer steigende Zahl von Knaben und Jünglingen an, die nicht auf die Universität gehn, sondern nur die Schule durchlaufen und dann einem bürgerlichen Beruf sich widmen sollten. Da nun aber diese auch eine allgemeinere Bildung bedurften, als jene eigentlichen Gelehrten, und die Gelehrsamkeit selbst ihre Schranken erweiterte, so wurde der alte einfache Unterricht in den alten Sprachen mit verschiedenen Gegenständen des Realunterrichts vermehrt. Allein diese Verbindung war zu unnatürlich, als daß sie hätte gedeihen können. Die Ansprüche der alten gelehrten Zunft und die der ungelehrten, blos eine allgemeine Bildung verlangenden Jugend ließen sich nicht vereinbaren. Dort mußte das Studium der Alten nothwendig vorherrschen, hier mußte dieses Studium zum Theil ganz unnütz und dagegen der Realunterricht als das wesentlich Nothwendige sich erweisen. Man suchte sich auf mancherlei Art zu helfen. Entweder man überlud ein und dieselbe Schule zugleich mit dem humanistischen und Realunterricht, daß die Schüler der Masse

der Lektionen unterliegen mußten und am Ende der Ueberspannung Abspannung folgte; — oder die Philologen hielten ihre alten Gymnasien von dem Realunterricht rein, verdrängten ihn wieder, wo er sich eingeschlichen, und auf der andern Seite entstanden Realschulen und Pensionsanstalten, worin ausschließlich die Realfächer getrieben wurden. Diese Trennung scheint weit natürlicher und der Sache angemessener, als jene Vereinigung, allein nun stehn beide Systeme einander feindlich entgegen, und jeder sucht dem andern so viel zu rauben und zu schaden, als möglich. Man streitet, wo die Gränze eines jeden sey. Jedes will so weit als möglich um sich greifen.

Nachdem in Folge der französischen Revolution und ihrer rein praktischen Tendenzen eine Zeitlang der Realunterricht, die polytechnischen Schulen, die Musterschulen rc. vorgeherrscht, sind in Folge der Restauration das Studium der Alten und die strenge Zunftdisciplin wieder in ihrem alten Ruhm anerkannt, in ihr altes Recht eingesezt worden. Man spottet jezt über die Realschulen, wie man sonst über die gelehrten Schulen spottete, über die Pestalozzis, wie sonst über die bezopften Orbile. In der jüngsten Zeit aber hat der Humanismus insonderheit durch den bekannten neuern, von Thiersch redigirten Schulplan Bayerns einen glänzenden Sieg erfochten.

Da nun die siegende Partei sich keineswegs in den Schranken der Mäßigung und Billigkeit gehalten, sondern gegen den Realunterricht tyrannisch und vernichtend verfährt, so muß dieß natürlich die Freunde des leztern zum äußersten Widerstande auffordern. Unter den Stimmen, die von dieser Seite laut geworden sind, ist folgende nicht die unbedeutendste.

Professor Klumpp betrachtet die Sache aus einem rein pädagogischen Gesichtspunkt, und verdient wegen der anstandsvollen Mäßigung, mit der er bei dem Streite zu Werke geht, und wegen des reichen Maaßes von gesunder Vernunft, die er in seinen Ansichten beurkundet, die rühmlichste Auszeichnung. Er geht davon aus, daß unsre moderne Kultur keineswegs blos auf der Basis der Alten ruhe, sondern auch und hauptsächlich auf dem Christenthum, auf dem deutschen Grundcharakter, auf den großen Fortschritten der menschlichen Kenntnisse und demzufolge auch auf der Erweiterung aller Wissenschaften. Hieraus ergibt sich von selbst, daß auch die Erziehung nicht blos auf dem Studium der Alten beruhen könne. Darum erklärt sich der Verfasser ausdrücklich gegen die Einseitigkeit des Humanismus, der, alle jene andern Grundlagen verkennend, die Jugend einzig oder doch hauptsächlich mit dem Studium des Alterthums beschäftigen will, und zwar nicht blos die für die Universität bestimmte Jugend, sondern die Jugend überhaupt, und nicht blos die reifere, sondern auch sogar die zarteste Jugend.

Was den ersten Punkt betrifft, so verlangt er, der humanistische Unterricht solle selbst für die der Universität sich widmenden Schüler nicht ausschließlich gelten, sondern auch diese sollen die wichtigsten Realfächer kennen lernen. Er rügt deßfalls den Ausspruch von Thiersch: „es bedürfe keines besondern Unterrichts in der Muttersprache, diese werde schon mit der lateinischen und griechischen zugleich gelehrt.“ Wenn er vor solchen Extremen warnt, hat er wohl Recht, allein Klumpp fällt hier in den Fehler, den ich schon oben angedeutet; er will nämlich die Ansprüche des Humanismus und Realismus mit einander versöhnen, und beide zugleich auf einer Schule herrschen lassen. Dadurch muß nothwendig Ueberladung der Schüler mit Lektionen entstehen, oder, sofern er allen verschiedenen Unterrichtszweigen die Zeit knapp zumißt, müssen die wichtigsten zu viel Beschränkung erleiden. Das Minimum des Realunterrichts, das für Studirende gehört, wenn sie nicht im humanistischen Unterricht zu weit zurückbleiben sollen, ist zu wenig für die nicht studirende Jugend, und das Maximum des humanistischen Unterrichts zu viel für dieselbe. Es ist also wohl nichts natürlicher und vernünftiger, als beide zu trennen, für die studirende Jugend gelehrte Gymnasien, für die nicht studirende Realschulen zu errichten.

Was den zweiten Punkt betrifft, so verlangt der Verfasser, daß das Lateinische von dem Elementarunterricht gänzlich ausgeschlossen werde. Hierin muß wohl jeder Vernünftige mit ihm übereinstimmen, wenn die philologische Unnatur so weit geht, das Latein schon mit dem sechsten Lebensjahr, und keineswegs nur bei der studirenden, sondern auch bei der nicht studirenden Jugend anfangen zu lassen. Ist es nicht die größtmögliche Unnatur, einem Knaben, der künftig Kaufmann oder Handwerker werden soll, im sechsten Jahr Latein zu lehren?! — Wenn dagegen die gelehrten Schulen für sich und die Realschulen für sich bestehn, so ist nicht wohl einzusehn, warum in jenen die ausschließlich der Gelehrsamkeit sich widmenden Knaben nicht schon im achten Jahr die Rudimente des Latein lernen sollten.

Während wir so nicht ganz mit der Art und Weise einverstanden sind, wie K. dem Uebel steuern will, sind wir es vollkommen in Bezug auf seine Darstellung des Uebels selbst. Man kann nicht eindringlich genug gegen die Unnatur, gegen die höchst schädliche Unnatur jener Philologen sprechen, die das Recht, welches dem Humanismus gebührt, zu einem Vorrecht und zu einem schreienden Unrecht gegen den Realismus ausdehnen, und die sich noch zum Ueberfluß einbilden, sie leisteten damit Gott und der Welt einen großen Dienst.

Die Blüthe der männlichen Jugend eines ganzen Landes soll in dem zartesten Alter gemartert werden, zwei fremde todte Sprachen lernen, damit der zehntausendste,

wenn es das Glück will, Schule genug bekommt, um im philologischen Seminar mit dem Professor griechisch zu disputiren. Das heißt nicht viel weniger, als tausend Knaben entmannen, damit etwa hundert zu quäckenden Kastraten für den Luxus der Kapellen herangeschult werden. Was gewinnt denn die Masse der Jugend bei dieser antiken Disciplin? was der Staat? *Die Jugend wird zu allem andern untauglich außer zum Studiren, weil sie ja von früh an nichts anders lernt, als lateinisch und griechisch, und dann überladet sich der Staat mit jener Ueberlast von Studenten und Kandidaten, für die alle wirklichen und möglichen Aemter nicht mehr zureichen, und über die jetzt in Deutschland so allgemein geklagt wird.* Gewinnt etwa die Wissenschaft selbst dabei? Im Gegentheil, trotz allen krankhaften Anstrengungen nimmt die Klassicität ab, und wozu diese Anstrengungen einer ganzen Generation von Schülern? Es würden eben so gute, und vielleicht noch tüchtigere Philologen gezogen werden, wenn die Philologie weniger Schüler und diese dann strenger beschäftigte. Da klagt ihr über den Verfall der Philologie und merkt nicht, wo der Grund des Uebels steckt. Der wahre Grund liegt in der Entartung der Philologie selbst, in dem, was man das Minutiöse nennt. Ihr habt die alte einfache Grammatik in zehnmal zehntausend Spitzfindigkeiten zerbröckelt und auch eine Archäologie geschaffen, in deren labyrinthischen Irrgängen ihr euch selber nicht mehr zurecht findet. Der eine von euch jagt vorzugsweise nach seltnen Konjunktiven oder Genitiven, der andre nach seltnen Konjekturen und scholiastischen Winkelnotizen, und während eure Eitelkeit der lieben Jugend dieses kostbare Desert auftischt, entbehren sie der gesunden kräftigen Hausmannskost. Der alte Donat hat taktfeste Lateiner gezogen, die lateinisch beten und fluchen konnten, ihr zieht nur stumme Dissertationenschreiber.

Kehrt zur alten Einfachheit und Strenge zurück, und beschränkt euch auf eine geringere Anzahl der ausschließlich den Studien gewidmeten Jünglinge, so wird alles besser werden. Fahrt ihr aber fort, theils *den alten festen Stamm des Wissens in gelehrte Hobelspäne zu zersplittern, theils die Disciplin durch ihre Ausdehnung auf unberufene laue Schüler zu erschlaffen*, so werdet ihr die Früchte eurer Verkehrtheit ärnten. Unberufen aber nenne ich alle die Schüler, die nicht studiren wollen, und nur gezwungen am philologischen Unterricht Theil nehmen, um ihn sogleich im bürgerlichen Leben wieder auszuschwitzen, und unberufen alle die, welche sich den Universitäten nur deßwegen widmen, weil sie einmal auf den untern Schulen nichts anders lernen können, als was zur Universität vorbereitet.

Dieß sag' ich zu eurem eignen Vortheil, damit ihr mich nicht der Unparteilichkeit beschuldigt. Viel mehr noch könnte ich zum Vortheil des von euch so schmählich behandelten Realismus sagen, denn wichtiger ist diese Seite, als die, auf der ihr steht, um so viel wichtiger, als die Bildung eines ganzen Volkes wichtiger ist, denn die seiner Gelehrten allein.

Zuvörderst muß euch die Falschheit vorgerückt werden, mit welcher ihr *die Realschulen als schlecht und unnütz verspottet, nachdem gerade Ihr ihr Gedeihen verhindert habt.* Ihr stehlt dem betriebsamen Manne sein Vermögen und scheltet ihn dann einen Bankerottirer. Ihr nehmt der jungen Pflanze Licht und Boden und scheltet sie dann ein unnützes Unkraut. Wohl ist es wahr, daß sich in den Realunterricht viel Ungehöriges eingeschlichen hat, und der unter euch, der mit so viel attischem Witz zu sagen beliebte „man lehre in den Realschulen die Zähne des Krokodills und die Haare im Schwanze des Kameels zählen," hat wohl Recht, allein woher rühren solche Mißgriffe anders, als aus dem Umstande, daß jene Schulen verachtet, zurückgedrängt, der Willkühr einzelner Lehrer überlassen, noch kein gesundes Leben, noch keine feste Organisation gewonnen haben. Würden sich die Realschulen vermehren, würde der Staat eine vorzügliche Aufmerksamkeit darauf wenden, so würden sich die Lehrer sammt der Methode bald verbessern.

Es handelt sich darum, die Jugend für ihren künftigen Beruf zu erziehn. Dem künftigen Geistlichen, Staatsmann, Juristen, Arzt und Gelehrten gebührt der Unterricht in den alten Sprachen, aber dem künftigen Soldaten, Kaufmann, Künstler, Handwerker, Landwirth gebührt der Unterricht in der Muttersprache, in den neuen lebenden Sprachen, in Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaften. Nichts kann gewisser und einleuchtender seyn. Wer nicht studirt, muß nothwendig durch den Unterricht in den alten todten Sprachen die kostbare Zeit verlieren, die er zur Bildung in den Realfächern so nöthig braucht, und wer weiß nicht, wie wenig Ernst es allen nicht für die Universität bestimmten Schülern mit jenen humanistischen Zwangstudien ist, wie wenig es möglich ist, ihnen die Nothwendigkeit derselben begreiflich zu machen, wie schnell sie das mechanisch und unwillig Erlernte wieder vergessen und verlachen, sobald sie ihrem eigentlichen Beruf wiedergegeben sind. Wie mancher, der zur Noth den Homer übersetzen gelernt, wünscht später statt dieser ihm völlig unnützen Fertigkeit besser in der Mathematik, Geographie, und in neuern Sprachen zu Hause zu seyn, deren Bedürfniß ihm so bald fühlbar wird? Wie lächerlich macht ihr euch, wenn ihr von *indirekten* Vortheilen sprecht, die eure klassische Philologie der Jugend

gewähre, von der Schärfung des Verstandes durch die in der lateinischen Sprache liegenden Logik, von der Erhebung der Gemüther durch die Bekanntschaft mit der Größe der Alten, von der idealen humanen Richtung, welche die Jugend erhalte, wenn sie von den nüchternen Bestrebungen der Gegenwart ab in die Illusion der alten Welt geführt werde, endlich von der Bezähmung des jugendlichen Uebermuths durch die Kunst, sie über die Gegenwart in völliger Unwissenheit zu lassen und sie mit den Kerkermauern eines todten Wissens eng zu umschließen! Was sind diese indirekten Vortheile gegen die aller Welt in die Augen fallenden direkten Vortheile des Realunterrichts? Was hilft es, die Jugend künstlich aus einer Gegenwart zu entfernen, in die sie doch zurückkehrt? Der an unsrer deutschen Jugend so übel berüchtigte, in Frankreich und England völlig unbekannte, Uebermuth entspringt nur aus dem Kontrast der Gegenwart mit jener Illusion der alten Welt, in welche der Humanismus die Jugend versezt. Würde man diese Jugend von früh auf an die Bedürfnisse der Gegenwart gewöhnen, sie für ihren Beruf in der Gegenwart vorbereiten, so **würde jene Unbekanntschaft mit der Außenwelt, jene Dünkelhaftigkeit idealisirender Träumer und jene freche Lizenz im Urtheil über die bestehenden Verhältnisse von selbst wegfallen.**

Wer soll über die Bedürfnisse der **Nationalerziehung** urtheilen? Etwa nur alte, eingefleischte Philologen, Gräkomanen? Nein! Kommt es darauf an, eine streng gelehrte Anstalt, ein philologisches Seminar zu gründen, dann mögen sie die erste Stimme haben. Handelt es sich aber um die Erziehung der gesammten Jugend, und namentlich der Mehrzahl **nicht** den gelehrten Studien sich widmender Knaben und Jünglinge, so steht das Urtheil auch Andern zu, den Meistern andrer Zünfte, und der alles erwägende umsichtige Staatsmann wird die verschiedenen Bedürfnisse ausgleichen und in Harmonie bringen. So wenig ein Soldat, ein Kaufmann, ein Künstler geschickt wäre, von seinem beschränkten Standpunkt aus die ganze Erziehung zu leiten, wenn er ihr das Gepräge seines **einzelnen** Standes aufprägt, so wenig ist auch ein Philologe geschickt dazu. Die Nation braucht nicht lauter Soldaten, nicht lauter Rechenmeister, aber auch nicht lauter Lateiner und Griechen.

Wer die Erziehung eines Staates leiten will, muß **alle** Bedürfnisse genau abwägen und jedes in seiner Art berücksichtigen. Das Kriterium der Staatskunst ist, jede Kraft zu entwickeln, jede am rechten Ort zu brauchen, und das schädliche Uebergewicht jeder einzelnen zu verhindern. In diesem Sinn läßt sich das Uebergewicht des Humanismus im Unterricht mit einer richtigen Staatskunst **nicht** vereinigen. Aus diesem unwiderleglichen Princip aber, mit dem ich jedem Widerspruch begegnen will, folgt auch für die Behandlung der einzelnen Unterrichtszweige die Maxime, daß der Lehrer jeder einzelnen Wissenschaft sich enthalte, wieder innerhalb dieser Wissenschaft selbst irgend eine Seite derselben mit unziemlicher Vorliebe zu behandeln, und die andere darüber zu vernachläßigen. Wenden wir diese Maxime auf den humanistischen Unterricht an, so folgt, daß die Lehrer nicht mehr, wie jezt so häufig geschieht, über dieser oder jener grammatikalischen oder archäologischen Liebhaberei die Hauptsache des Unterrichts vergessen dürfen; und wenden wir sie auf den Realunterricht an, so folgt daraus, daß die Lehrer nicht mehr wie bisher die deutsche, für das praktische bürgerliche Leben bestimmte Jugend mit ihrer persönlichen Liebhaberei für dieses oder jene specielle Fach der Naturwissenschaft, behelligen dürfen. Die von den Philologen verspotteten Real-Lehrer, die den künftigen deutschen Handwerkern von ausländischen Pflanzen und Thieren vorerzählen, thun nichts besseres und nichts schlimmeres als die Philologen, die ihre Schüler abrichten, nach den seltensten Konstruktionen zu haschen, oder mythologischen und ethnographischen Hypothesen nachzugrübeln. Jene sollen bei der Hauptsache, bei dem, was die Jugend zunächst braucht, bleiben, und diese ebenfalls.

Allwärts ist in der Erziehung der persönlichen Willkühr und Einseitigkeit zu steuern. Wenn diese Lehrwillkühr auf Universitäten insofern vertheidigt und kräftig geschüzt werden muß, als man hier die genialsten Gelehrten der Nation, die Erfinder und Entdecker neuer Lehren und Methoden, vorausßetzen muß, so ist doch bei allen niedern, nur für die Universität oder das Leben vorbereitenden Schulen eine feste Norm des Unterrichts, seinem Gegenstande wie seiner Form nach, höchst wünschenswerth. Hier ist die Willkühr am schädlichsten, weil sie sich hier leichter versteckt und erst in ihren späten Folgen erkannt werden kann. Auf den Universitätsprofessor sieht die Nation, er steht unter der Kontrolle der gelehrten Welt und selbst der schon gereiften Schüler; aber der untergeordnete Gymnasial-Lehrer genießt in der Verborgenheit und unreifen Schülern gegenüber eine viel zu gefährliche Freiheit. Wer ist wohl durch ein deutsches Gymnasium gegangen, ohne sich noch wenigstens eines närrischen Professors zu erinnern, der wegen abnormer Liebhabereien in seinem Fach zum Kinderspott geworden war? Wer kennt nicht solche Karrikaturen, über die schon die Väter lachten und die dennoch ruhig ihr Dienstjubiläum unter den Enkeln feiern? —

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 11. — 29. Januar 1830.

Vermischte Schriften.

Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Erster bis siebenter Band. Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1829.

Börne ist ein so originelles Genie, daß ihn der deutsche Klassifikationsgeist schwerlich in eine Klasse unterbringen wird. Wohl mögen wir sagen, er sey einigermaßen mit Jean Paul und Görres verwandt, aber streng genommen gibt es unter den Genies keine Vetterschaften. Von Jean Paul unterscheidet er sich durch Bitterkeit, von Görres durch Resignation. Wenn Jean Paul immer eher die Rose zeigt als den Dorn, verfertigt Börne ganze Bouquets, Kränze, Guirlanden und Lauben von Dornen allein. Wenn Görres niemals spottend niederreißt, ohne etwas Neues dafür aufzubauen, vernichtet Bernes Spott alles, die Hoffnung des Künftigen, wie das Vorhandne.

Niemand kann Börne lesen, ohne von seinem liebenswürdigen und unerschöpflichen Witz ununterbrochen entzückt zu werden, aber das Nachgefühl, das er zurück läßt, ist traurig. Die reizenden und ewig wechselnden Arabesken seiner Laune sind nur Hieroglyphen des tiefsten Schmerzes. Die Mutter dieser gaukelnden Scherze ist die Melancholie, die mit bitterm Lächeln ihren Spielen zusieht, und den Spott selbst zu verachten scheint, wie seinen Gegenstand.

Noch entdeckte kein Schriftsteller mit so eindringlichem Scharfsinn jede Schwäche und Thorheit seiner Zeit, noch verfolgte sie keiner mit so unerbittlichem Haß. Börne ist nicht ungerecht, er sieht nicht zu schwarz, aber indem er nur überall die Schattenseite hervorhebt, mit Vorliebe nur immer auf die Dummheit und Schlechtigkeit Jagd macht, vermissen wir in seinen Schriften das Gegengewicht. Ein Laboratorium, worin alle Gifte der Natur gesammelt sind, ist noch nicht die Natur selbst. Werke, wie die vorliegenden, worin alle wirklichen und möglichen Dummheiten der Deutschen systematisch zusammengetragen sind, geben noch kein treues Bild der Deutschen.

Börnes Krankheit ist Deutschheit, seine Deutschheit Krankheit. Er stellt sich dar, wie ein in einen Bären verwandelter Mensch, der unter Bären mit dem tragikomischen Gefühl leben muß, ein Mensch zu seyn und doch nicht aus dem Pelze fahren zu können, ein Bär zu seyn, und doch sich dessen schämen zu müssen. Ein wunderbares Zeichen der Zeit! Schon im Alterthum gab es Menschenhasser, aber es gab keine Griechen, welche das griechische, keine Römer, welche das römische Volk gehaßt hätten. Auch im Mittelalter finden sich Weltüberwinder die Menge, aber keine Deutsche, welche die Deutschen als solche gehaßt

hätten. Unsrer Zeit blieb es vorbehalten, eine ganz neue Seite des menschlichen Gemüths im Nationalhaß der eignen Nation aufzudecken. Dieß zeigt von tiefer Zerrüttung entweder der Gemüther oder der Nation, oder beider. Ist es das Vaterland, dem die Liebe, ist es die Liebe, der das Vaterland fehlt?

So glühend haßt nur, wer so glühend liebt. Ja, es ist die Liebe, deren Schmerz aus tiefster Tiefe aufkocht und in vulkanischer Eruption seinen Flammenregen um sich sprüht — damit die Leute sich an dem lustigen Feuerwerk ergötzen.

Die Deutschen sind gutmüthig genug, sich alle Ausbrüche des Hasses gefallen zu lassen, auch ohne zu ahnen, daß dieser Haß nur Liebe ist, welche die Pole gewechselt hat. Sie werden also nicht Thoren genug seyn, an Börne zu Rittern werden zu wollen. Sie sind auch zu ästhetisch, als daß sie in Börnes geistreichen Schriften nicht blos den Witz herausgenießen sollten, ohne darauf zu achten, daß sie die Zielscheibe desselben sind. Kein Deutscher meint sich, wenn die Deutschen gemeint sind. Wie muß es Börne ärgern, von den Deutschen ohne weitres an den Triumphwagen ihres literarischen Ruhmes gespannt zu werden. Wie sarkastisch rächen sie sich, ohne es zu wissen, indem sie ihm nur Beifall klatschen und ihn tüchtig loben und lesen. Und welcher schöne Sieg der Aufklärung! Er läßt kein gutes Haar an uns, aber je geistvoller, je treffender sein Spott ist, um desto mehr kann sich unsere Literatur dieser neuen Acquisition rühmen. Er mag es machen, wie er will, er macht uns Ehre. Er fluche uns, trete uns, speie uns an, er bleibt doch unser lieber Börne, eine Zierde der vaterländischen Literatur!

Guter Börne! wenn sie dich nur wieder haßten, wie gerne ließest du dich mit ihren Lorbeern, anstatt bekränzen, zu Tode geißeln!

In Frankreich würde das unfehlbar geschehn. Der Franzose ist galant gegen sein Vaterland wie gegen seine Frau, erlaubt sich höchstens einen leichten Scherz, aber beleidigt sie nicht, noch läßt er sie beleidigen. Ein französischer Börne würde von den Franzosen in Stücken zerrissen, wenn es überhaupt einen geben könnte. Ich wünschte, Börne würde ins Französische übersezt. Es wäre interessant, zu erfahren, ob die Franzosen sich mehr darüber wundern würden, daß Börne den Deutschen so viel bietet, oder darüber, daß sie sich von ihm so viel bieten lassen? Vielleicht werden sie erstaunt fragen: wie? ein solcher Verbrecher an der Majestät der Nation wird nicht einmal zur Rechenschaft gezogen? Ach, es steht noch schlimmer. Ein solcher Wahrsager kann in Deutschland nicht einmal Märtyrer werden, wenn er auch noch so viel Muth dazu hätte!

Doch — *audiatur et altera pars*! Die Deutschen erlauben sich anders zu seyn, als Börne wünscht. Sie thun es ohne Verabredung, ganz von selbst, mit einem Wort, sie sind eben, wie sie sind. Es ist ihre Natur, so und nicht anders zu seyn. Kann man das tadeln? und ist es nicht wunderlich, der Natur Geseze vorzuschreiben? kann man vom Bär verlangen, er soll ein Fuchs, vom Birnbaum verlangen, er soll eine Palme, von der Kartoffel verlangen, sie soll eine Citrone seyn? Die Deutschen sind entweder unverbesserlich, nun denn, so muß man sie gehn lassen; oder es sind noch unerzogene Kinder oder Wilde, nun denn, so muß man glimpflich mit ihnen verfahren, sich zu ihren Fähigkeiten herablassen, sie väterlich unterweisen; oder sie sind schon vortrefflich genug, nun denn, so ist es Scheelsucht oder Spleen, wenn man ihre Vorzüge nicht anerkennt. Sich über Dinge quälen, die nicht mehr zu ändern sind, den Deutschen immer noch zusetzen, wenn sie doch keine Raison annehmen, ist nicht weniger närrisch, als wenn man auf einem todten Gaule reiten wollte. Verbessern wollen durch Verachtung und Mißhandlung, ist nicht weniger närrisch als die Methode jener Mutter, die sich beklagte: „Ich weiß nicht, warum meine Kinder nicht munter werden, obgleich ich sie alle Tage deßhalb prügle.“ Und nun gar, ein Volk verachten, das sich selbst zu schätzen so große Ursache hat, und ihm alles absprechen, wo es so viel besizt, das ist nicht weniger närrisch, als Hunger sterben wollen, wenn auf allen Tischen die vollen Schüsseln dampfen.

In jedem dieser Fälle ist das Recht auf der Seite der Deutschen, und das Unrecht auf Börnes Seite. In welchem Falle sind wir wirklich? Ich glaube, in allen dreien zugleich. Es ist etwas an uns, das leider nicht zu ändern ist, etwas, das der Verbesserung fähig ist, und endlich doch auch etwas, das vollkommen gut ist, so wie es ist.

Wer indeß die Bücher gerade so lesen wollte, wie sie gemeint sind, der würde manchmal übel wegkommen. Das ist eben der Triumph der literarischen Konstitution, daß der Autor, als die ausübende Macht, zwar die Initiative hat und schreiben darf, wie er will, das Publikum aber, als eine Kammer der Gemeinen, die Amendements macht und lesen darf, wie sie will. Das lesende Publikum macht aus jedem Buch etwas andres, als was sein Autor damit gewollt hat. Sein Geist neutralisirt den Geist des Autors, und in seinem weiten literarischen Magen mischen sich die stärksten Büchergifte dergestalt mit andern Stoffen, daß sie unschädlich werden. Da mag der Autor seine Speise in der Hölle würzen, man verschlingt sie ohne Gefahr und findet den Bissen himmlisch. — Mag also auch Börne in noch so feindseligem Geist geschrieben haben, es schadet uns gar nichts. Was wir davon etwa zur Besserung benutzen können, das schreiben wir uns hinter die Ohren; das übrige ist alleweil ein hübscher Spaß, über den wir lachen. Der Autor wird einstimmig her-

ausgerufen, und wenn er uns noch so saure Gesichter macht, wir applaudiren, daß uns die Hände springen.

Börne hätte über keinen uns ferner liegenden Gegenstand witzig seyn können, als über die Deutschen. Nur wo er sich zu den Franzosen verirrt, rückt er uns wieder näher und gibt uns manche Lehre. Was er von uns selbst sagt, das gewährt uns, wie ein Mährchen, einen rein ästhetischen Genuß; besonders aber, was er über unsern politischen Zustand sagt. Kein Witz wird so unbefangen nach seinem rein ästhetischen Werthe von den Deutschen beurtheilt, als der politische. Betrifft der Witz die Religion, die Wissenschaft, die Kunst, da hat jeder seine Meinung und diese nimmt ihn für oder wider den Witz ein, er mag gut oder schlecht seyn; aber betrifft er die Politik, da stört keine Meinung, kein Vorurtheil den Genuß. Wir lesen jeden neuen Aristophanes so parteilos, wie ein Professor der griechischen Sprache den alten. Wir sind isolirt für die politische Witz-Elektricität. Wir sehn nur die Flamme, aber spüren den Schlag nicht.

Wenn wir von Börnes Witz, obgleich er uns trifft, nicht getroffen werden, so vermögen wir ihn desto besser mit deutscher Gutmüthigkeit zu genießen und mit deutscher Gründlichkeit zu feiren. Er wäre witziger, als andrer Leute Witz, wenn wir davon getroffen würden, er ist es auch ohnedieß dadurch, daß unsre Philosophie ihn unter hundert andern Witzarten als den Witz an sich, als den reinen, absoluten, eigentlichen, als den witzigen Witz definiren muß. Börnes Witz mischt sich nämlich auch nicht das kleinste fremde Element bei, das etwa die zerstörende Wirkung desselben einschränken oder aufheben könnte. Er läßt nicht merken, wie der gute Jean Paul, daß es ihm eigentlich kein Ernst sey. Er küßt die Lippen nicht wieder, an die er eine Maulschelle adressirt. Er sticht nicht, um witzig zu seyn, sondern er ist witzig, um zu stechen. Seine geistigen Todschläge sind keine Scherze, seine Scherze sind Todschläge. Jean Paul verzeiht jedem, der ihn angreift; Börne nicht einmal dem, den er angreift. Der Witz ist eine Waffe; wenn sie nicht schneidet und sticht, nicht verwundet und mordet, so ist sie keine Waffe, so ist der Witz kein Witz mehr. Ein Witz, der Niemand verletzt, ist wie der hölzerne Säbel eines Knaben, Nürnberger Spielzeug. — Görres ist in seinem Alles durchschneidenden, bis auf die Knochen brennenden, politischen Witz Börne sehr verwandt, allein er gleicht jenen frommen Juden, die nur mit einem Arme fochten, während sie mit dem andern am Tempel bauten. Vor dem feurigen Eilgwagen dieses ächten Propheten der neuen Zeit ist das Todesroß neben das Freudenroß des Lebens gespannt. Börne läßt den Tod allein auf seinem fahlen Rosse durch Deutschland traben, zieht Harlekins bunte Kleider über seine dürren Gebeine, setzt die Schellenkappe auf seinen nackten Schedel und gibt ihm die Sense als Pritsche in die Knochenfaust. Das ist der Witz im Königsornat, als Herr, nicht mehr dienend der gutmüthigen Laune oder dem strafenden Ernst, der Schadenfroh, der auf eigene Hand und zu eigner Lust alles absenst und nichts ärntet noch säet.

Der Witz macht nichts Großes und Ganzes, er zerstört nur das Große und Ganze. Deßhalb sind alle Schriften Börnes nur Rezensionen, Fragmente, Aphorismen. Er zeigt uns nicht ein Heer in Parade, sondern ein Schlachtfeld, auf welchem wir nur aus der Lage der Leichen erkennen, wo einst die Lebenden standen. Hier liegen die armen deutschen und französischen Poeten mit ihren zerbrochnen Leyern und zerschnittnen Herzen. Dort die Schauspieler ohne Arme und Beine. Dort die deutschen Gelehrten, von denen man nicht weiß, ob sie blos eingeschlafen oder todt sind. Dort die Patrioten von 1814 ohne Köpfe. Dort die dicken Philister mit aufgeschnittenen Bäuchen. Ringsumher Censurlücken als Schanzgräben, Gruithuisens Fernröhren als vernagelte Kanonenläufe, Schreibfedern als Gewehre, Doktorhüte als Grenadiermützen, alte Zeitungsblätter als Patronen.

Der erste und zweite Band dieser Werke enthält Theaterkritiken, der dritte und vierte vermischte, meist politische Aufsätze, der fünfte Schilderungen aus Paris, der sechste kleinere, ebenfalls meist politische Fragmente und Aphorismen, der siebente vermischte Rezensionen. Ich darf voraussetzen, daß diese, entweder ohne oder nur mit sehr geringer Ausnahme schon früher in Zeitschriften abgedruckten Aufsätze den deutschen Lesern längst bekannt sind, und ich berufe mich auf diese Bekanntschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Erziehungswesen.

(Beschluß.)

2) Beleuchtung des Auffallendsten in dem neusten Plane zu Errichtung der Lateinschulen und Gymnasien in Bayern. Nach welthistorischen und staatspädagogischen Grundbegriffen. Aus dem Sophronizon besonders abgedruckt. Heidelberg, Winter, 1829.

Diese anonyme, angeblich von einem Bayern verfaßte, und vom Herr Geh. Kirchenrath Paulus mit einem Nachwort begleitete Schrift behauptet: „der bayersche Schulplan sey ein durch den gehei-

men Einfluß der Jesuitenpartei in Bayern erzeugter Versuch, diesen Staat wieder in den finstern Zustand des Mittelalters zu versetzen."

Kennt der Herr Kirchenrath die Fabel vom lügenhaften Knaben, der so oft die Leute mit dem Rufe, der Wolf kommt, anführte, bis man ihm nicht mehr glaubte, als der Wolf wirklich kam? Wahrhaftig, ich könnte Ihnen nicht glauben, Herr Kirchenrath, und wenn die Jesuiten wirklich schon um die Ecke kämen. Sie haben uns gar zu oft an der Nase geführt. — Doch behüte Gott, daß ich Ihnen Unrecht thäte. Vielleicht glauben Sie an all' das närrische Zeug, was Sie uns da aufbürden wollen. Vielleicht sind Sie wirklich so überzeugt, als Sie sich anstellen. Vielleicht, ja wohl gewiß. Ich habe immer den Kopf geschüttelt, wenn man Sie den infallibien Papst der Denkgläubigen, den Erzvater der Vernunft nannte. Nein, man muß Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, Sie sind ein Mystiker. Worin anders, als in einem tief mystischen Ungrunde liegt Ihr inneres Schauen, der Seherblick, der Sie die geheimen Triebfedern aller Begebenheiten entdecken, alle Schleier durchdringen läßt? Woher anders, als aus magischer Kraft schöpfen Sie die wunderbare Kraft Ihrer Feder, die überall wie eine Wünschelruthe anschlägt, und womit Sie keinen Bogen Papier anrühren können, ohne daß — ein Jesuit herausspringt. Ein mystischer Visionär oder ein Magier sind Sie, ein neuer Doktor Faust, statt von Teufeln — von Jesuiten besessen. Ein Jesuit ist auf die Netzhaut Ihres Auges gemalt, und wohin Sie blicken, steht eben leibhaftig ein Jesuit da.

Wenn irgend etwas optische Täuschung ist, so ist es die Jesuitengefahr in Deutschland und in unserm Jahrhundert. Sollte sie je künftig sich realisiren, so könnte es eben nur dadurch geschehen, daß wir so lange an sie geglaubt. Was man lange genug für möglich hält, das wird am Ende möglich. Ich denke, es kommt darauf an, den Jesuiten zu zeigen, daß sie nicht gefährlich sind, daß wir sie nicht fürchten. Was können sie denn mehr verlangen, als daß wir sie für gefährlich halten und fürchten? Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Wenn man zu oft an die Sünde denkt, so kommt sie. Wahrlich, nur wenn der Glaube an die Jesuiten allgemein würde, würden sie wirklich wieder mächtig werden; nur durch unsre Schwäche, durch ihre eigne Stärke nie und in keinem Fall mehr.

Wenn man das Gehässige in dem Parteitriumph des Humanismus mit dem Ekelnamen Jesuitismus belegen will, so hat doch dieser Name hier nur eine bildliche Bedeutung. Es ist nicht ganz unrichtig, wenn man den Zunftgeist der philologischen Sekte, die den ganzen Unterricht allein beherrschen will, jesuitisch nennt, da auch die Jesuiten, als eine besondere Sekte, einst allein die ganze Kirche beherrschen wollten. Aber die Humanisten sind deßwegen noch keine wirklichen Jesuiten, und die Jesuiten nicht Humanisten.

Es ist auffallend, daß jezt im Sophronizon des Herrn Paulus dasselbe gegen die Jesuiten gesagt wird, was ich vor fünf Jahren gegen Voß sagte. Damals hieß jesuitisch, was ich vertheidigte, jezt heißt jesuitisch, was ich angriff. Wie übel nahm es Herr Paulus, daß ich die Gräkomanie seines Freundes Voß verspottete. Jezt gibt er dieselbe Gräkomanie in Bayern den Jesuiten Schuld. Nein! Die Anklage wird dadurch nicht von der protestantischen Schulorthodoxie abgewälzt. Die große Phalanx der Philologen ist hauptsächlich auf der protestantischen Seite und in Ländern zu suchen, wo die Jesuiten auch nicht den entferntesten Einfluß üben. Trozt denn der Humanismus dem Realismus und den Anforderungen der gesunden Vernunft in Betreff der Volkserziehung allein in Bayern, gar nirgends anderswo? Und ist etwa der neue philologische Geist in Bayern älter als der in Preußen, Sachsen und Schwaben?

Das heißt wahrlich die Jesuiten bei den Haaren herbeiziehn, um sein Müthchen an ihnen zu kühlen. Wäre es diesen kriegerischen Männern im Sophronizon um die Sache der Volkserziehung und des Realismus selbst zu thun, und nicht blos um die Gelegenheit, wieder einmal den Jesuiten eins anzuhängen, so würden sie die Untersuchung vielleicht zulezt nach Bayern geführt haben, als nach der jüngsten Kolonie des nordischen Humanismus.

Wie kann man die Wahrheit vertheidigen wollen, wenn man selbst nicht wahr ist? Wie kann man den Feind besiegen, wenn man ihm den Rücken kehrt, um mit einem Luftbild zu fechten? Wie kann man das Feuer löschen, wenn man auf die entgegengesezte Seite speizt?

M.

Berichtigungen.

Nr. 6. S. 22. Sp. 2. Z. 18 v. o. l. Fangarme st. Fanggarne.
— 7. — 26. — 2. — 5 v. o. l. Vorurtheile st. Vortheile.
— 8. — 31. — 1. — 23 v. o. l. würden st. wurden.
— 8. — 31. — 1. — 25 v. o. l. entzügelten st. entzückten.
— 8. — 32. — 2. — 5 v. o. l. nun st. um.
— 9. — 36. — 2. — 19 v. u. l. Man st. Was.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 12. — 1. Februar 1830.

Vermischte Schriften.

Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Erster bis siebenter Band. Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1829.

(Beschluß.)

Börne stellt die Theaterkritiken witzig voran, denn das Unbedeutendste ist in Deutschland das Bedeutendste geworden, die Bühne zur Weltbühne; die Komödianten, Sänger und Tänzer, oder, noch mehr, die Komödiantinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen sind die wichtigsten, die vielbesprochensten Personen, der Stolz der Nation, die Helden des Tages. So sagt er. Und dennoch sey uns auch dieser Ruhm nicht einmal zu gönnen. „Das französische Schauspiel, das klassische zumal, ist mir weit mehr zuwider, als das deutsche; aber nur, wenn ich es lese, nicht, wenn ich im Lande es darstellen sehe. Dann gewahre ich bald, daß die Gebrechen des französischen Dramas die der Franzosen, die ihrer Nationalität sind; die Gebrechen des deutschen Dramas aber zeugen von der Unnationalität der Deutschen, und das ist zum Verzweifeln, das ist keine bloße Komödie. Ein Volk, das nur der Pferch zum Volke macht, das, außer demselben, den Wolf fürchtet, und den Hund verehrt, und wenn ein Gewitter kommt, die Köpfe zusammensteckt und geduldig über sich her donnern läßt; ein Volk, das beim Jahresschluß der Geschichte gar nicht mitgerechnet wird, ja, das sich selbst nicht zählt, wo es selbst die Rechnung macht, — ein solches Volk mag recht gut, recht wollig, ganz brauchbar für das Haus seyn; aber es wird kein Drama haben, es wird in jedem fremden Drama nur der Chor seyn, der weise Betrachtungen anstellt, es wird nie selbst ein Held seyn. Alle unsre dramatischen Dichter, die schlechten, die guten und die besten, haben das Nationelle der Unnationalität, den Charakter der Charakterlosigkeit. Unser stilles, bescheidenes, verschämtes Wesen, unsere Tugend hinter dem Ofen und unsere Scheinschlechtigkeit im öffentlichen Leben, unsre bürgerliche Unmündigkeit und unsre großes Maul am Schreibtische — alles dieses vereint, steht der Entwicklung der dramatischen Kunst mächtig im Wege. Reden heißt uns handeln, und schweigen groß handeln. Die Skulptur kam in der christlichen Zeit, durch die Entwöhnung nackte Gestalten zu sehen, herunter, und die Ungewohnheit, nackte Charaktere zu sehen, läßt die dramatische Kunst in Deutschland nicht aufkommen. Zwar versezt sich der Deutsche leicht in jedes neue Verhältniß, in jede fremde Empfindung; aber diese Leichtigkeit wird durch die andere, sich aus jeder Lage zu versetzen, wieder zu Nichte gemacht. Der Deutsche reflektirt über alles, sieht alles aus der Vogelperspektive,

und ist darum nie in der Mitte der Sache. So ist er erhaben über den Scherz, handhabt ihn, und ist nie scherzhaft."

Arme Poeten! wie geht er mit euch um! Tieck hat in seinen dramaturgischen Blättern die Bühnendichter mit Ruthen gestrichen, Börne geißelt sie mit Skorpionen, ja er zerreißt, er pulverisirt sie. Da möge sich jeder seine disjecta membra poetae wieder zusammenlesen, wenn er kann. Alles wird zersprengt, zersezt, die dramatischen Personen im Schauspiel, der Dichter, der Schauspieler, ja das Publikum. Nichts bleibt als der Witz, der zermalmende, der Sieger, der selbst die Trophäen in Stücke bricht. Nichts wird geschont, auch der größte Dichter nicht. Armer Schiller, rette deinen Tell, armer Shakespeare, deinen Hamlet! Die festesten Dome der alten Kunst wanken. Tief in ihrem Grunde liegt Pulver. Ein Funke Wahrheit hineingeworfen, und es stürzt, was nicht unzerstörbar in der ewigen Natur wurzelt.

Es ist erfreulich, die Kunst diese Feuerprobe bestehn zu sehn. Das bengalische Feuer unsrer ästhetischen Lehrbücher blendet nur, jenes Feuer des Witzes scheidet und brennt das reine Gold aus jedem fremden Zusatz heraus. Börne nennt sich selbst nur einen Naturkritiker, in dem Sinn, wie man früher Naturdichter unterschied. O wären nur alle Kritiker solche Naturkritiker! Die Natur allein ist die Mutter der ächten Kunst. Das Kind, das sie verläugnet, kann auch nur ein Wechselbalg seyn. Freilich haben unsre Zunftgelehrten für die zünftige Kunst auch eine zünftige Kritik erfunden; freilich haben sie das Kunstwerk nicht mehr nach der Natur, den Dichter nicht mehr nach dem Menschen beurtheilt; freilich sind sie zu Wappenkönigen geworden, die nur auf das Zeichen des Standes, nicht mehr auf den Mann sehn, — aber dieser Feudalismus der Kunst ist eben der lezte, der noch vor dem Zeitgeist die Waffen nicht gestreckt hat. Es hilft nichts, auch er muß sie strecken. Ist die Bühne die kleine Welt, so wird der Geist, der die Welt bewegt, auch über die Bretter gehn müssen. Und gerade da, wo sich die Unnatur recht eigentlich zur Schau stellt, sollte sie der Natur mehr trotzen, als in den gelehrten Winkeln, wo sie sich verstecken kann? Haben die Einen lange genug gesagt: das ist schön, darum ist es auch natürlich, wahr, recht! — so müssen endlich die Andern kommen und sagen: das ist nicht natürlich, nicht wahr, nicht recht, darum ist es auch nicht schön! Man ist älter, man ist vernünftiger geworden, man hat den Menschen und die Welt in Natura besser kennen und beurtheilen gelernt. Soll uns nun etwa ein Theaterheld noch täuschen können? Ein solcher Held sprach lange in den schönsten Versen die erhabensten Floskeln, rührte alles, weckte ungetheilte Bewunderung. Nun kommt ein nüchterner Mann und sagt: der Held ist eigentlich und recht besehn ein ganz gemeiner Bursche. Seht hin, so ist es. — Ja wahrhaftig! Die Schuppen fallen uns von den Augen, und Thränen stürzen nach. Ach, nun haben wir ihn auf ewig verloren, den Helden unsrer Jugendträume! Narren, was habt ihr verloren? Ein Steckenpferd. Es sind noch lebendige Rosse genug in der Welt, die des Reiters warten. Wer greint um ein Steckenpferd?

Börne wirft die Spielzeuge des deutschen Publikums mitleidslos über den Haufen und verleidet uns durch seinen impertinenten Spott alle öffentlichen und sogar geheimen Liebhabereien. Er geht so weit, daß man bisweilen glaubt, er spotte über eine Sache blos deßwegen, weil sie eine Lieblingssache der Deutschen ist; gesezt auch, er hat Recht, so müssen wir doch über den Zufall erstaunen, daß die verspottete Sache gerade immer eine Lieblingssache der Deutschen ist.

Mit den Poeten geht Börne, wie ein Fremder mit ungezogenen und wunderlichen Kindern um, aber mit den Männern vom Staat, wie ein muthwilliger Prinz mit einem überlästigen Hofmeister. Besonders macht er sich viel mit Polizei und Censur zu thun, mit dem äußersten Vorhofe, worin der Deutsche gewöhnlich antichambrirt, ohne je in das Allerheiligste Innre der Politik einzudringen. Dennoch ist Börne unerhört keck und achtet keine Schildwache. Kann er in das verbotene Paradies nicht eintreten, so klettert er doch auf den Zaun desselben und thut in den Fruchtüberhang vom Baum des Erkenntnisses manchen Apfelgriff. Aber ich hatte mich kaum mit ihm ein Dutzend Jahre rückwärts geträumt, als mir einfiel, daß die Welt eben unter der Zeit vorwärts gerückt ist. Und siehe, die Illusion war verschwunden. Börne's politischer Witz kam mir auf einmal erstaunlich alt vor, und ich mußte mich erst besinnen, eh' ich bemerkte, daß nur ich selbst mit der Welt älter geworden wäre. Die Sache bleibt die nämliche. Alter Witz und junge Menschen, oder junger Witz und alte Menschen. Es läuft auf eins hinaus, sie passen eben nicht mehr recht zusammen. Zwischen 1819 und 1829 liegt ein viel größerer Zwischenraum, als zwischen 1789 und 1819. Jene dreißig Jahre waren Tage, ein Lenzmonat. Diese zehn Jahre sind Jahrhunderte, ein Jahrtausend. Börnes Witz ist also um kleine tausend Jahre zurück, und es gehört ein antiquarisches Studium dazu, das Kostüm der Zeit, auf die er sich bezieht, zu erkennen. Alle seine Gedanken sind Edelsteine, aber die Folie, die Fassung gehört einer Zeit an, die gewesen ist. Er ruft seine köstlichen Bonmots aus dem Fenster einem Reiter zu, der schon vor vielen Jahren davon geritten ist. Er lacht unbändig, aber nur wie die Zuschauer auf Hogarths Kupferstich, die wir allein sehen, ohne das Stück, worüber sie lachen. Als man

noch sentimal patriotisirte, da konnte man noch lachen. Jezt ist man nicht mehr gerührt und jezt lacht man auch nicht mehr. Die Deutschen sind in diesem Sinne alle ganz verholländert, kalt, altklug, verhegelt. Da sey noch einer empfindsam oder witzig. Wir sehn ihn steif an und gehn weiter. Der Reis Effendi kann nicht ruhiger einem Dragoman zuhören. Wenn Börne nicht über das Theater, nicht über die Pariser Sitten, nicht über mancherlei deutsche Philister- und Gelehrten-Narrheiten, wenn er nur über politische Gegenstände geschrieben hätte, so würde man ihn jezt so wenig mehr lesen, als man Görres liest. Auch Petrarka wäre vergessen, wenn er nicht unter andern Verse gemacht hätte.

Aus der Deutschthümlerei konnte man sich allerdings nur durch Witz retten. Aber jezt ist die Zeit der politischen Xenien so gut vorbei, als die der politischen Nikolaiten. Die Gelegenheit läßt sich nur ein einziges Mal beim Schopfe fassen, insonderheit vom Witz. Aber die Wahrheit? Was da? Die Wahrheit darf nicht nackt gehn, sie kommt so gut vom Schneider, wie die Lüge. Die Mode ändert alle Tage. Und wenn die Wahrheit klar wie die Sonne wäre, wer wagt zu behaupten, die Sonne von vorgestern sey noch die Sonne von heute?

Der politische Witz lebt wie der Blitz nur einen Augenblick. Wer ihn nicht sieht, nicht von ihm getroffen wird, dem kann er nicht aufgehoben, nicht eingepöckelt werden. Er ist weg, so wie er da ist. Was hilft uns jezt das kalte Nordlicht, das uns den Gewitterhimmel des glühenden Sommers lügt? Es macht nicht einmal die Blätter eines Baumes rauschen. Ruhig hängen die Eiszapfen an den dürren Zweigen.

Die Exaltation, die unser deutsches Phlegma einst in Begeisterung und Witz elektrisch zersetzte, ist niedergeschlagen. Es war eine ungewöhnliche, und, wenn Gewohnheit zur Natur werden kann, auch eine unnatürliche Anstrengung. Die Hitze der Begeisterung verließ zuerst das Herz und sezte sich in den Kopf, wo sie als Witz noch eine Weile wetterleuchtete, bis sie auch hier sich vollkommen abkühlte. Ich denke, das ging mit sehr natürlichen Dingen zu, denn eine Ueberspannung kann niemals lange dauern. Die darauf folgende Abspannung ist vielleicht von zu viel Nüchternheit und Kälte begleitet, aber ist sie im Ganzen wohl etwas beklagenswerthes? Nein! Die jetzige Ruhe ist der deutschen Art vollkommen angemessen, die Deutschen befinden sich wohl dabei. Nennt es Börne einen Schlaf, nun so ist es ein gesunder Schlaf, und wohl dem, der ruhig schläft. Ich möchte es einen Pflanzenschlaf nennen, ein stilles gedeihliches Wachsthum. Dieß gilt von unserm physischen wie vom geistigen Zustand. Im Ganzen hat der äußere Wohlstand zugenommen, und eine unübersehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit ist abgeschafft. Auch die Literatur beweist, daß wir geistig fortschreiten, und das lezte Jahrzehent, so unscheinbar es sich gegenüber dem vorlezten ausnimmt, ist innerlich viel reicher an Kraft und Keimen der Entwicklung gewesen. Am höchsten Maaßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; unter allen Tyranneien verträgt der Mensch die der Vernunft vielleicht am wenigsten. Man verlangte zu viel auf einmal; jezt wuchern wir mit dem Wenigen, was wir wirklich haben, und das ist der einzige solide Weg, sich zu verbessern. Daß wir bei unsrer gegenwärtigen anspruchslosen und tüchtigen Arbeitsamkeit das „Sich unglücklich fühlen“ der alten Enthusiasten nicht mehr recht begreifen und leiden können, ist ein recht gutes Zeichen, sollten wir auch deßhalb einer noch verstocktern Helotengeduld bezüchtigt werden. Haben die Einen, die rückwärtsblickenden Jungen, lange genug sich über das geärgert, was sie nicht thun konnten, so müssen sich die Andern, die vorwärts blickenden Jungen, über das freuen, was sie wirklich thun können, und wär' es auch nur wenig. Börne hat bei allem Haß gegen das Alte zu wenig Liebe für das Junge; seine Imagination vertieft sich zu sehr in die Verwesung des Vergangnen und er sieht unter der morschen und zu Mehl aufgeweichten Rinde der alten Weidenstümpfe zu wenig die jungen grünen Keimsprossen hervorblicken.

Aus dem Gefühl der Unbehaglichkeit und aus dem Spott kann nur Zerstörung hervorgehn; was sich gesund und frisch im physischen wie im geistigen Leben entwickeln soll, muß aus dem Gefühl des Behagens und der Theilnahme hervorgehn. Jener Spott selbst hat nur insofern einen Sinn und einen Werth, als da, wo er niederreißt, Liebe und Fleiß etwas Besseres wieder aufbauen. Dieß geschieht aber wirklich. Vergleichen wir unsern gegenwärtigen Zustand mit dem vor Auflösung des Reichs, so müssen wir auch einsehn, daß wir in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan haben. Man darf nur vergleichen, um billig zu seyn. Ich will die gewerblichen, wissenschaftlichen, und auch politischen Vortheile, deren wir uns jezt erfreuen, nicht einzeln aufzählen. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß wir den unschätzbaren Vortheil des vorgerückten Alters genießen, eine Menge von Thorheiten durchgemacht zu haben, und durch die Zeit selbst klüger geworden zu seyn. Dieses Klügerwerden der Deutschen in Masse läßt sich troz der vielen alten Dummheiten einzelner Schulen und Parteien nicht abstreiten. Ich glaube nun auch, die Klugheit kommt nicht gleich, wenn man die Dummheit eingesehn, sie kommt erst, wenn man sie verschmerzt hat, es gehört eine beträchtliche Pause, eine Zeit der Vernarbung dazu. So

lange man sich noch ärgert, nicht klüger gewesen zu seyn, so lange ist man noch nicht klug. Schon deßwegen glaube ich, daß wir in zehn Jahren klüger oder erst klug geworden sind, während wir vor zehn Jahren nur voreilig glaubten, es schon zu seyn. Wir befinden uns jezt in jener beträchtlichen Pause, ja wohl, wir pausiren, aber diese Pause gilt etwas in der Musik; der Komponist der Weltgeschichte muß hier das Pausezeichen machen. Gewiß ist die Stille, in welcher das deutsche Leben sich jezt in sich selbst versenkt hat, ein Zeichen seiner innerlichen Fruchtbarkeit, und ich finde sie mehr dem ruhigen Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter zu vergleichen, als dem thierischen Winterschlaf eines Bären, wie sie uns Börne darstellt. Es ist nicht die Zeit, unmuthig und grollend in Lethargie zu versinken; anspruchslose Thätigkeit in allen Zweigen des praktischen und wissenschaftlichen Lebens darf sich ihrer ungestörten und gedeihlichen Wirksamkeit freuen. Die Thätigkeit und der Frohsinn, die uns nicht nur treu gedieben, sondern noch lebhafter erwacht sind, versprechen und gewähren uns mehr, als die düstre Klage und die Unzufriedenheit mit Allem uns rauben kann.

Börne flieht den verhaßten Anblick der Deutschen, und fühlt sich jung und mitten in der Gegenwart nur unter den Franzosen. Er wäre der glücklichste, muthwilligste, liebenswürdigste Franzose, wenn er nur kein Deutscher wäre; er wäre der muntre Laertes, wenn er nur nicht der trübsinnige Hamlet wäre. Aber wen die Sorge verfolgt, den läßt sie nicht, wie schon der schlechte Horaz behauptet, mit dem sezt sie sich hinten ins Kabriolet auf den Eilwagen und fährt mit ihm über den Rhein. Selbst mitten unter den lustigen Parisern kann Börne jenes unglückseilge Pfund deutscher Einsicht nicht loswerden, das ihm mit Qualen wuchert, sich nirgends retten vor der eignen nadelspitzen Urtheilskraft, die durch allen Schein hindurchsticht und, nirgends die Wahrheit findend, immer zuletzt in seinem eignen blutenden Herzen ihren Stachel begräbt.

Wie wir in alten Mährchen lesen, daß ein Talisman seinem Besitzer gewöhnlich gefährlich und verderblich wird, so gibt es auch keinen stärkern und keinen gefährlichern Talisman, als die Vernunft. Wer Vernunft besizt, ist nicht weniger unglücklich, als wer den Zauberkristall besizt, in dem er alle Dinge sieht, wie sie wirklich sind, nicht mehr wie sie nur scheinen. Es geht ihm dann so viel Schönes und Beglückendes vom Bilde der Welt verloren, es drängt sich ihm so viel Häßliches und Furchtbares auf, daß er dem neuen Anblick erliegen müßte, wenn er sich nicht mit Witz bewaffnete. Gegen das Schreckliche, das in der Weisheit liegt, schüzt nur der Witz.

Allein die Vernunft ist eben keine gewöhnliche Gabe des Menschen, sie ist ein Talisman, es ist immer ein wenig Zauberei dabei. Wir sind nicht gemacht, um ganz und nur vernünftig zu seyn. Nur in einem ewigen Wiegen und Schaukeln zwischen Vernunft und Unvernunft befinden wir uns wohl und gesund. Zu viel Vernunft macht uns zu unglücklich, zu viel Unvernunft zu glücklich. Wir können beides nicht ertragen. Daher sind die Paläste der Weisheit den Irrenhäusern so nahe, daher springen die Pole der Philosophie und des Wahnsinns, des Witzes und des Aberwitzes so leicht in einander über.

Börne ist, wenn nicht für die Menschen überhaupt, doch für die Deutschen und für unsre Generation zu vernünftig, und findet uns folglich auch zu unvernünftig. Daher die Dissonanz zwischen ihm und der Zeit, in der er lebt; daher der böse Septimenaccord, der in jedem Thema von ihm vortönt, und die Schärfe seines Alles durchschneidenden Witzes ist.

Fürchten wir uns indeß nicht. Nicht leicht wird es wieder einer so weit in der Vernunft bringen, wie Börne. Es ist dafür gesorgt, daß wir uns in der Weisheit nicht übernehmen. Wir athmen nur die Luft der Vernunft, aber wir können nicht darin fliegen; wir stehn mit unsern Beinen so fest auf dem treuen und sichern Boden der Unvernunft, als ob wir hinein gewachsen wären. Machen wir auch ein Paar Luftsprünge, wir kommen immer wieder auf die Beine zu stehn. Es hat ganz und gar keine Gefahr.

Bey dem unendlichen Widerspruch zwischen dem Menschen und der Vernunft, zwischen dem, was ist und seyn kann, und dem, was seyn sollte, sind wir berechtigt, die Mittelstraße für die menschliche Vernunft zu halten, und jene absolute Vernunft als eine göttliche von der Erde an den Himmel zu verweisen. In diesem Sinn halte ich es nicht einmal für vernünftig zu seyn. Wenigstens bleibt die Unvernunft so lange ein Mittel in der Hand der Vernunft, bis die Vernunft allein ausreicht. Wer hat je die Unvernunft durch Vernunft besiegt? Sehn wir uns in der ganzen Weltgeschichte um. Ueberall und immer hat man die schädliche Unvernunft nur durch eine minder schädliche vertrieben, die Menschenpocken durch die Kuhpocken. Antidota haben gewöhnlich in der Weltgeschichte noch seltner als in der Medizin den Zweck erreicht. Die Menschheit will homöopathisch kurirt seyn, das Arzneimittel muß dem Krankheitsstoff ähnlich seyn.

M.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 13. — 3. Februar 1830.

Aesthetik.

K. W. F. Solgers Vorlesungen über Aesthetik. Herausgegeben von K. W. L. Heyse. Leipzig, Brockhaus, 1829.

Wenn der Herausgeber hofft, diese strengwissenschaftliche und folgerechte Aesthetik werde dem unbestimmten und widerspruchsvollen Meinen und Glauben in Geschmackssachen, mit einem Wort dem „Kunstgeschwätz," ein Ende machen, so bin ich im Gegentheil überzeugt, sie wird das Kunstgeschwätz nur oermehren, nur noch mehr verwirren. Man muß tiefer in die Natur des Uebels eingehn und den Ursprung der Krankheit ausforschen. Der geheime Grund aller Mißgriffe und Täuschungen im Gebiet der Geschmackslehre liegt darin, daß man das Schöne beständig aus einem fremden, nicht rein ästhetischen Gesichtspunkt betrachtet. Es gibt wesentlich oier falsche oder fremde Gesichtspunkte für die Betrachtung der Schönen, auf welche sich die Ansichten von allen bisherigen Systemen der Aesthetik oder Geschmackslehren ohne Ausnahme zurückführen lassen.

Eine Klasse von Aesthetikern, besonders in der jüngsten Zeit, sieht im Schönen nicht das Schöne selbst, sondern die Idee des Schönen. Dieß sind die Philosophen, die, wie Ast, Trahndorf und Solger, nur immer vom abstrakten Wesen des Schönen an sich, nie oon der Wirklichkeit, von der Erscheinung des Schönen selbst reden, die ihre Werke mit einer ungeheuern Tabelle folgerecht aus einander entwickelter abstrakter Begriffe, mit einer endlosen Genealogie philosophischer Stammwörter anfüllen, und die man ganz durchstudiren kann, ohne daß sie uns ein einziges Mal erinnern, wooon eigentlich die Rede ist, ohne daß sie uns ein einziges Mal eine bestimmte und lebendige Vorstellung oon irgend etwas Schönem erwecken. Sie sehn eben nicht das Schöne, sondern nur im Schönen das Wahre, oder das, was sich daoon abstrahiren läßt.

Eine andre Klasse von Aesthetikern sieht wieder nicht auf das Schöne, sondern nur auf die Wirkung, die es heroorbringt, oder auf die Ursache, durch die es entsteht. Dieß sind die empirischen Psychologen, die wie alle Aesthetiker aus der Schule Kants nur immer theils vom Erhebenden und Rührenden, Reizenden und Komischen, Naioen und Sentimentalen, theils von Phantasie, Genie, Talent, Witz reden, kurz von Dingen, die entweder Folgen oder Mittel des Schönen sind, aber nicht das Schöne selbst. Durch sie erfährt man, daß Genie dazu gehörr, etwas Schönes zu machen, und daß das Schöne reizt und rührt, erhebt, zu lachen oder zu weinen macht;

aber was das Schöne eben selber sey, das erfährt man nicht.

Eine dritte Klasse von Aesthetikern sieht nur auf die zufälligen geschichtlichen Bedingungen des Schönen, auf das Kostüm, auf die Geschichte der Kunst und Künstler. Dieß sind die Antiquare und sogenannten Kenner, die wie Winkelmann, Böttiger 2c. uns zwar sehr gründliche Studien zur Kunstgeschichte liefern, aber keine Aesthetik.

Eine vierte Klasse endlich sieht nur auf das Technische, und liefert Anweisungen zum Handgebrauch für den Künstler, handelt aber darin nur vom Pinsel und nicht vom Bilde, nur vom Kontrapunkt und nicht von der Musik.

Es wäre mehr als wunderlich, wenn ich diese vier, der reinen Aesthetik fremden Gesichtspunkte überhaupt verwerfen wollte. Nein, es muß eine Philosophie des Schönen geben, eine Lehre von dem ästhetischen Seelenvermögen, eine Kunstgeschichte und eine Technologie; — allein diese sind keine Aesthetik und dürfen keine seyn wollen. Nur das ist der Fehler, daß man die Aesthetik mit ihnen verwechselt, daß man über diesen Nebensachen die Hauptsache ganz aus der Acht gelassen hat. Ich will ein Beispiel gebrauchen. Gesezt, wir hätten ein schönes Bild vor uns, und nun sollte ein Aesthetiker uns sagen, worin seine Schönheit bestehe. Würde uns das wohl gesagt, wenn Ast aus seinem Handbuch uns vorläse: „es ist die Identität des Subjektiven und Objektiven," oder Trahndorf: „es ist das Erfassen der Welt für das Erfassen," oder Solger: „es ist die Durchdringung von Idee und Wirklichkeit"? Würde es uns gesagt, wenn der Psycholog uns versicherte, es erhebe oder reize ihn, und wenn er ausmittelte, es sey mehr das Produkt des Genies oder des Talentes? Würde es uns gesagt, wenn der Archäologe bemerkte, der Schöpfer dieses Bildes habe damals und da und dort gelebt, dieser oder jener Kopf darauf sey Porträt dieses oder jenes Zeitgenossen 2c.? Würde es uns gesagt, wenn der technische Kenner bemerkte, hier oder da sey etwas retouchirt, hier sey der Pinsel markig, dort die Perspektive richtig 2c.? Das wäre denn genug um die Sache herum geschwazt, aber die Sache selbst bliebe unberührt; wir wüßten von dem Bilde alles, nur nicht, was das Schöne daran sey.

Nicht die Abstraktion, der Begriff, die Idee, nicht die Ursache oder Wirkung, nicht die historischen Umstände, nicht die technischen Mittel, sondern die Sache selbst ist das Schöne. Die ächte und eigentliche Aesthetik müßte den gemalten Gegenstand beschreiben, die Kennzeichen seiner Schönheit genau angeben. Sie müßte dieß aber bei jedem möglichen schönen Gegenstande, denn jeder ist wesentlich vom andern verschieden, kein einziger folgt aus dem andern, kein einziger läßt sich mit dem andern unter eine Regel bringen. Alles was schön ist, ist es nur auf seine Weise, ist nur einmal in seiner Art überhaupt vorhanden. Die Schönheit besteht gerade in der Eigenthümlichkeit, in dem, was etwas Einziges und etwas Andres ist, als alle übrigen Dinge. Die Aesthetik müßte also alle wirklichen und möglichen Schönheiten jede einzeln und für sich betrachten, wenn es eine Aesthetik geben soll. Kann es demnach eine geben? Warum nicht? Aber sie wird immer nur Bruchstück bleiben, wie die Kunst selbst.

Es kommt darauf an, daß wir uns über die Aufgabe so wenig als über die Hindernisse täuschen. Wenn es der erste Grundsatz der Aesthetik seyn muß: jedes Schöne ist nur sich selber gleich, nur einmal vorhanden, mit keinem andern Schönen unter einen Begriff zu stellen, — so folgt auch nothwendig, daß die Aesthetik für die Kunst nur das seyn kann, was die Naturbeschreibung für die Natur ist, nämlich ein treuer Spiegel, eine reine Auffassung aller unterscheidenden Merkmale jeder besondern ästhetischen Erscheinung. Vollständig und vollendet läßt sich eine solche Aesthetik nie durchführen, aber ihre Aufgabe bleibt nichtsdestoweniger dieselbe. Sobald man vom Einzelnen abstrahirt, Gattungsbegriffe gibt, allgemeine Regeln aufstellt, so schließt man gerade das von der Aesthetik aus, was in jedem einzelnen Schönen eben das Schöne, nämlich das ihm Eigene und Unvergleichliche ist, und in diesem Fall ist die Aesthetik nicht mehr Aesthetik, sondern, wie wir oben gesehn, entweder Metaphysik, oder Psychologie, oder Geschichte, oder Technologie.

Solger's Aesthetik ist nur eine Metaphysik des Schönen und schließt sich eng an die ähnlichen Werke von Ast und Trahndorf an. Sie enthält nichts als Abstraktionen, allgemeine Bestimmungen und Zertheilungen der sogenannten Idee, ein Geschlechtsregister philosophischer Begriffsspaltungen, die oben in der Luft schweben, während unten das grüne Land des Schönen mit Wolken bedeckt ist.

Ich weiß nicht, ob der geneigte Leser das naturphilosophische System von Wagner in Würzburg kennt. Es ist das einseitigste unter allen, die aus Schellings Schule hervorgegangen und darum auch scheinbar das konsequenteste. Dieser Philosoph nennt die ganze Welt eine Ehe, die zwei Hälften, aus denen sie besteht, ein Ehepaar. Der Mann ist der Sauerstoff, das Weib der Wasserstoff, und sie allein erfüllen, mannichfaltig sich berührend und trennend, mischend und entmischend die ganze Welt. Von Licht und Schwere, von den Elementen an durch die

Mineralien, Pflanzen und Thiere bis zum Menschen und dessen geistigen Vermögen hinauf ist alles Sauerstoff oder Wasserstoff, oder Mischung aus beiden. — Ein *solches* Verfahren hat man auch auf die Aesthetik angewandt. Ast, ein andrer Schüler Schellings, hat in seinem Lehrbuch der Aesthetik nur den Sauerstoff in das Subjekt, den Wasserstoff in das Objekt umgetauft, und aus der Ehe von Subjekt und Objekt in ununterbrochener Geschlechtsfolge alle Reiche des Schönen geboren werden lassen, so daß wir uns Shakespeares Hamlet und Goethes Philinchen aus Subjekt und Objekt zu erklären haben. — Und nun Solger? Er macht es im Grunde nicht besser, obgleich er ein wenig feiner unterscheidet. Er tauft wieder jenen Sauerstoff oder jenes Subjekt in das Wort Idee um, und den Wasserstoff oder das Objekt in das Wort Existenz oder Wirklichkeit, und leitet die ganze Familie des Schönen aus der Ehe von Idee und Wirklichkeit ab.

Er sagt: Nichts ist schön an sich, wir machen erst das Schöne, indem wir entweder ausgehend von der *Idee* mit derselben die Wirklichkeit durchdringen, oder ausgehend von der *Wirklichkeit* dieselbe der Idee zur Durchdringung entgegenführen. Die Richtung von der Idee aus bezeichnet das *Erhabene*, da wo sich die Idee mit der ihr entgegenkommenden Wirklichkeit durchdringt, die *Würde*, und da wo sich die Idee ganz in die Wirklichkeit verliert, das *Tragische*. Die Richtung von der Wirklichkeit aus bezeichnet das *Schöne* (im engeren Sinne), da wo sie sich mit der ihr entgegenkommenden Idee durchdringt, *die Anmuth*, und da wo sie sich in die Idee verliert, das *Komische*. — Sofern der schöne Gegenstand die Idee vollendet in sich enthält, ist er *Symbol*; sofern er erst die Thätigkeit in der Annäherung zwischen Idee und Wirklichkeit bezeichnet, ist er *Allegorie*. Sofern aber der Künstler die Idee in die Wirklichkeit einführt, entsteht in ihm die *Begeisterung*, sofern er die Wirklichkeit in der Idee vernichtet, *die Ironie*. — In der *alten* Kunst herrschte das Symbol vor, in der *neuern* Kunst die Allegorie. — In der *bildenden* Kunst oder Kunst im engeren Sinn herrscht wieder das Symbol vor, in der *Poesie* die Allegorie; und zwar wieder in der Plastik und Baukunst mehr das Symbol, in der Malerei und Musik die Allegorie; deßgleichen in der epischen Poesie mehr das Symbol, in der lyrischen mehr die Allegorie, in der dramatischen aber die vollkommenste Durchdringung von Symbol und Allegorie.

Dieß reicht hin, die Faktoren der ganzen philosophischen Rechnung zu bezeichnen. Wie schon die ästhetischen Reiche in Symbol und Allegorie zerfallen, so wieder die einzelnen Provinzen und die kleinern Bezirke. Rechts liegt immer das Symbol, links die Allegorie. Wo ein Maximum des Symbolischen herrscht, ist immer zugleich ein Minimum des Allegorischen und umgekehrt, die Ausgleichung liegt endlich im Drama. — Ganz auf dieselbe Weise verfuhr Ast. Bei ihm ist alles subjektiv und objektiv, subjektiv-objektiv und objektiv-subjektiv, subjekt-subjekt-objektiv und objekt-objekt-subjektiv ꝛc.; bei Solger alles symbolisch und allegorisch, symbolisch-allegorisch und allegorisch-symbolisch, symbolisch-symbolisch-allegorisch und allegorisch-allegorisch-symbolisch ꝛc. ꝛc. Die ganze Sache hätte auf ein Paar Seiten in einer einfachen Progressionstabelle zusammengefaßt werden können.

Das nun heißt man in Deutschland eine Aesthetik, das ist wieder einmal ein Buch, das seine andächtige Gemeinde findet, von dem man mit konventioneller Begeisterung spricht, und das — in zehn Jahren dahin wandert, wo alle Systeme in friedlicher Eintracht bei einander schlafen, in die Bibliotheken und in die historischen Vorreden neuer Systemmacher. Ich gestehe, ich habe aus dem Buche nicht gelernt, warum mir auch nur ein einziger schöner Gegenstand jezt mehr oder weniger gefallen sollte, als vorher, und schwerlich wird ein Künstler daraus lernen, wie er einen bestimmten Gegenstand jezt anders und besser machen soll, als er es vorher im Sinne gehabt; er müßte denn sehr scharfsinnig seyn, die philosophische Geheimsprache aus dem Grunde verstehn und vom Allgemeinsten auf das Besonderste schnell den Schluß ziehn, den Uebergang und die Anwendung machen können.

Ich gebe zu, daß Solger in seinem Buche einen sehr richtigen Geschmack und eine sehr genaue Kenntniß des Schönen *verhüllt* hat, allein er dätte sie eben offenbaren sollen, nicht verhüllen. In *dieser* Form wird seine Geschmackslehre wenig Nutzen stiften. Sie wird das philosophische Kunstraisonnement vermehren, aber den Blick nicht schärfen und läutern. Sie gibt nur Abstraktionen, keine Vorstellungen. In Vergleichung mit andern Philosophien der Aesthetik ist wohl die vorliegende schärfer in den Unterscheidungen, reicher und vollständiger in den Ausführungen, klarer und einfacher in der Anordnung; allein dieser Gewinn kommt nur der Philosophie zu Gute, nicht der Aesthetik.

Um zu beweisen, wie das ganze Buch mit Abstraktionen erfüllt ist, und sich durchgängig in der philosophischen Schut-Terminologie bewegt, so daß es dem Leser, der von der Schulphilosophie nicht Profession macht, ganz ungenießbar wird, will ich mehrere Stellen aus der Mitte heraus anführen. Ueber den *Humor*, Seite 215: „In dem Humor tritt die Idee als blos wirksam in der Mannichfaltigkeit der Existenz auf und erscheint sich daher selbst

als ihre eigne Aufhebung. Daher ist hier immer das Gefühl der Richtigkeit und Kleinlichkeit verknüpft mit dem Gefühle des positiven Werthes der Entwickelung der Idee in der Gegenwart. Die Idee wird unter ganz bestimmten Verhältnissen individuell aufgefaßt; sie offenbart sich im Besonderen und Wirklichen; daher die ganze Welt immer nur in einzelnen, doch universellen Richtungen betrachtet wird."

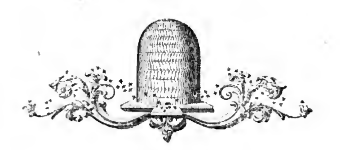
Ueber Plastik und Malerei, Seite 260: „Die Idee zeigt sich in ihrer Verbindung mit der Wirklichkeit entweder symbolisch oder allegorisch. Symbolisch mit dem Stoffe verbunden, dürfen wir uns die Idee nicht als allgemeinen Begriff denken, welchen der Stoff nur modificirte. Dieß Verhältniß würde der Poesie zufallen und kein abgeschlossenes Daseyn bilden. Werden Begriff und Besonderheit symbolisch ganz verbunden und darin die Idee dargestellt, so muß der Begriff in einem besondern einzelnen Dinge ausgedrückt erscheinen, also in einem Körper, in welchem der Begriff mit dem besondern Dinge ganz verschmilzt. So entsteht die Skulptur oder Plastik, die eigentliche symbolische Kunst. Denken wir die Beziehung des Begriffes zu dem Besonderen so, daß sie ein allgemeiner Gedanke, keine einzelne Erscheinung ist, so ist dieß die allegorische Ansicht. Hier ist die Idee die vorausgesetzte verbindende Thätigkeit, und das Besondere muß in seinem Zusammenhange mit dem Begriffe, immer in Beziehung auf diesen, als Bestandtheil eines Zusammenhanges erscheinen. Dieß geschieht in der zweiten Kunst: der Malerei."

Ueber die lyrische Poesie, Seite 298: „Die lyrische Poesie geht von dem Gegensatze des Allgemeinen und Besonderen aus, welcher sich darin zeigt, daß die Entgegengesetzten durch wirkliche Thätigkeit auf einander bezogen werden müssen und dadurch die Idee bilden. Nicht die vollendete, sondern die sich erzeugende Idee ist Gegenstand der lyrischen Kunst, in welcher daher immer ein Streben von dem Besonderen zum Allgemeinen, oder umgekehrt stattfindet. — Die lyrische Poesie beruht entweder auf der Entfaltung eines höhern Begriffes in der Wirklichkeit (religiöser Lyrik); oder darauf, daß sich das Endliche zum Begriff hinauf läutert, sich nach ihm sehnend auf ihn bezieht. Dieses gegenseitige Streben, wodurch alles Beziehung und Uebergang wird, macht den lyrischen Charakter aus; nicht die Subjektivität allein. Es kann auch reine Darstellung der Beziehungen den Inhalt des Lyrischen bilden, wobei die Persönlichkeit des Künstlers nicht bedeutend hervor tritt; also bloße mit Reflexion verbundene Darstellung, wie bei Pindar; nur daß die Stoffe immer in bestimmter Beziehung, nicht in selbstständig abgerundeter Form, wie im Epos erscheinen."

Es mag seyn, daß aller Reiz der Verstandesspekulation nur in der Zurückführung aller möglichen Besonderheiten auf einen allgemeinen Gattungsbegriff besteht, aber diesem Reize im Gebiet des Schönen nachjagen, heißt nicht viel mehr, als mitten im Paradiese die Feldmeßkunst treiben. Geometrisch betrachtet, ist zwar jedes Blumenbeet nur ein Theil der ganzen Gartenfläche, eine rechte oder linke, eine obere oder untere Seite; ästhetisch betrachtet aber ist jede einzelne Blume einzig in ihrer Art und durchaus verschieden von der andern. Der Aesthetik nutzen jene allgemeinen Definitionen ganz und gar nichts. Sie hat es überall und immer nur mit den individuellsten Besonderheiten zu thun. Wie viele vortreffliche Definitionen hat man nicht z. B. von der Anmuth ausgedacht, so daß man kaum weiß, welcher man den Vorzug geben soll, und doch — wo gibt es in der ganzen Welt ein einziges Wesen, das diese Definition ausfüllte oder von ihr ausgefüllt würde? Die Anmuth der Venus ist eine andre als die der Hebe, als die der Madonna, als die der Magdalena. Wer immer anmuthig ist, ist es auf seine Weise, und eine Anmuth an sich existirt gar nicht, daher der Versuch, sie in den Grazien zu verkörpern, immer eine so kalte Allegorie bleibt, und die Grazien selbst zu nichts anderm dienen, als ihren Gürtel herzuleihen, und der Venus zu folgen. — Alle solche Abstraktionen sind eben nur dadurch möglich, daß ihnen eine Mannichfaltigkeit von Schönheiten zu Grunde liegt, und wenn es der Philosophie auf jene ankommt, so kann es der Aesthetik nur auf diese ankommen.

Weit entfernt, Kunst und Geschmack zu fördern, sind jene philosophischen Kunstlehren denselben immer nur hinderlich gewesen. Gesetzt, der bildende Künstler habe sich weniger um die falschen Theorien bekümmert und sey stets der Natur treuer geblieben, so ist doch gewiß manchem Dichter der neuern Zeit der Vorwurf zu machen, er habe nach philosophischen Rezepten laborirt. Am meisten aber ist die Kunstkritik und dadurch auch überhaupt der Geschmack des Publikums durch Theorien verdorben worden. Statt unbefangen dem Genuß des Schönen und dem natürlichen Urtheil sich zu überlassen, pflegt man jetzt einen absoluten Maaßstab mitzubringen, an dem alles gemessen wird. Man untersteht sich, die Natur selbst aus dem Lehrbuch Lügen strafen zu wollen, und umgekehrt das Unnatürlichste zu preisen, weil es in das System paßt, und wenn es einmal ein vernünftiger Mann, wie Börne, wagt, an der Stelle der Kunstkritik die Naturkritik zu proklamiren, so findet man das nur witzig.

M.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 14. — 5. Februar 1830.

Geschichte.

Lettres sur l'histoire de France pour servir d'introduction à l'étude de cette histoire par Augustin Thierry. 2e édition revue, corrigée et augmentée. Paris 1829. 1 Vol.

Dieß Buch hat wesentlich zur Umgestaltung der französischen Ansichten über Geschichtschreibung im Allgemeinen und der französischen Geschichte insbesondere gewirkt. Frau von Staël sagt: nicht die Freiheit ist neu in Frankreich, sondern die Unterdrückung. Es ist, als wenn dieser Gedanke den geistvollen Thierry mächtig ergriffen hätte, denn 1820 schrieb er in dem Courrier français mehrere Briefe, wo die Geschichte aus einem in Frankreich ganz neuen Gesichtspunkt betrachtet war. Seine Ideen und Versuche machten dort großes Aufsehen und brachten bald die volle Umgestaltung der historischen Studien in Frankreich hervor. Man entschloß sich zu dem, was Johannes Müller schon vor vierzig Jahren in Deutschland gethan. Wer nun eine richtige Vorstellung der vergangenen Zeit haben wollte, mußte mit Thierry alle neuern Bücher bei Seite legen und dafür die alten studiren; nicht Geschichte durfte er mehr lesen, sondern Chroniken, um aus ihnen die Wahrheit herauszufinden, die seit geraumer Zeit unter konventionellen Phrasen und Formeln, so wie unter dem schwülstigen und pomphaften Styl der französischen Geschichtschreiber erdrückt worden war. Man begnügte sich nun nicht mehr mit den monarchischen oder republikanischen Abstraktionen der lezt vergangenen Zeit, sondern man wandte sich zu den Quellen. Da fühlte man, daß sich unter dem Staub lang vergangener Jahrhunderte etwas Lebendiges rege.

Thierry begnügte sich aber nicht, die falsche Wissenschaft mit den Waffen der Kritik anzugreifen, er wandte die neuen Grundsätze selbst an in seiner trefflichen Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen. Jezt sah man zum ersten Mal die Altvordern in ihrer eigenthümlichen Gestalt, in ihrem wahren Gewande. In diesem Werke kommen keine leeren, pompösen Erzählungen und Darstellungen vor, wo nur wenige privilegirte Personen zum Vorschein kommen, die Masse der Nation aber hinter den Hofgewändern verschwindet, wo nichts Bedeutendes, Großes, Inhaltschweres zu lernen ist, und man nichts von dem mitfühlenden Interesse empfindet, das die Menschen für das Geschick ihres Gleichen gewinnt. In jenen Büchern, auf welche die französische Literatur so lange stolz war, verschwindet alle bestimmte Zeichnung einzelner Personen, alle mannichfaltige Darstellung der Charaktere und Zeiten vor einem gewissen abstrak-

ten Typus von Würde, Vornehmthun oder gar Heroismus; Clovis und Ludwig XIV. haben dieselbe Farbe und schreiten einher wie die Prinzen der französischen Tragödie. In Thierrys Werke zeigt sich ein umfassenderes Urtheil und Gefühl, die Menschen erregen als Menschen Interesse, nicht weil sie berühmt sind, und weil sie in der Gesellschaft eine bedeutende Stelle einnahmen: überall herrscht tiefes Studium der Charaktere und der Einzelnheiten. Dadurch tritt das Gesicht jeder Epoche scharf und rein hervor. Thierry nach soll der Historiker mit lebendigem Gefühl und Interesse das Geschick einer Nation durch der Jahrhunderte Lauf verfolgen, wie die Schritte eines Freundes auf gefahrvollem Wege.

Bedeutend und wichtig war schon das Thierry'sche Werk wegen seiner neuen großartigen Ansicht der Geschichte. Der Gegenstand selbst aber ist doch nur eine Episode. Sie machte den Wunsch rege, die vollständige Geschichte Frankreichs auf diese Weise behandelt zu sehen, daß die Vorzeit und ihre Menschen ohne Unterschied des Rangs und des Ursprungs in ihrer eigenthümlichen Gestalt und Bewegung erscheinen.

Thierry fühlte wohl das dringende Bedürfniß einer solchen Darstellung, der aber eine unermeßliche ganz neue Arbeit vorausgehen mußte. Seine immer zunehmende Krankheit hat den trefflichen Mann bisher gehindert, sie selbst zu übernehmen. Indessen wollte er doch durch obiges Werk andern die Arbeit erleichtern und vorbereiten. Darum vereinigte er jene ersten Briefe über die Geschichtschreibung in Frankreich mit spätern, worin mehrere zweifelhafte Punkte der Geschichte beleuchtet werden. So enthält das bescheidene Buch die größte Anzahl anziehender und ganz neuer Thatsachen über die französische Geschichte.

Zuerst widerlegt Thierry die bisher gültige Meinung über die Gründung der Monarchie durch Clovis, über die Befreiung der Gemeinden unter Ludwig dem Dicken, über die vermeintlichen Theilungen der Monarchie und über den wahren Charakter der Thronerblichkeit unter den ersten Dynastien. Aus alle dem geht siegreich hervor, daß es in Frankreich keine Freigelassene gab, weil da die Leibeigenschaft herrschte, daß die Rechte des Volks nicht neu sind, sondern aus uralter Zeit stammen, und daß die jezt lebende Generation sie lediglich dem Muth ihrer Voreltern verdankt.

Die zweite Ausgabe dieser Briefe hat bedeutende Verbesserungen und Vermehrungen erhalten. Was er früher nur ahnte und meinte, das ist ihm nun zur vollen Gewißheit geworden, und er belegt es mit unwiderleglichen Beweisen. Aus alle dem geht klar hervor, daß die Franzosen schon vor langen Jahrhunderten recht gut den Begriff von Freiheit gehabt haben, daß sie solche eben so fest und sicher wollten wie heut zu Tage, und daß es nicht ihre Schuld, sondern die Folge menschlicher Ereignisse war, wenn sie diese Freiheit nicht voll und ganz erringen konnten. Darüber sagt der Verfasser:

„In dem, was wir seit einem halben Jahrhundert bei uns sehen, ist lange nicht alles neu. Nicht nur der Geburt nach gehören wie den Franzosen vor dem achtzehnten Jahrhundert an, sondern auch durch Ideen, Hoffnungen und Wünsche. Nur sind uns ihre Gedanken und Handlungen nicht treu genug überliefert worden."

„Lange vor uns, im Mittelalter, lebten die wackern Bürger, und als sie vor sechs Jahrhunderten die Mauern und die Civilisation der alten Städte wieder aufrichteten, forschten sie auch nach den öffentlichen Rechten und Freiheiten. Sie waren aller Ehren werth, und der zahlreichste, jedoch ganz vergessene Theil der Nation verdient in unserer Geschichte wieder aufzuleben. Man bilde sich doch nicht ein, daß die Mittelklasse oder der eigentliche Stamm der Nation erst seit gestern Patriotismus und Energie zeige. Man mag das Große und Hochherzige der bürgerlichen Aufstände läugnen, wodurch im XI. und XIII. Jahrhundert Frankreich seine zahlreichen Kommünen erhielt; man mag wegwerfend von den bürgerlichen Erregungen und selbst von den Jacquerien des XIV. Jahrhunderts reden. Nehme man aber irgend eine Epoche fremden Einfalls, und man wird die Tapferkeit und den Enthusiasmus erkennen, womit das Volk dem Land und seinem Fürsten ergeben war, und nie zurück blieb. Woher kam die mächtige Hülfe, wodurch die Engländer über das Meer zurückgejagt und Karl VII. wieder auf den Thron gesezt wurde? in jener Zeit, wo Alles verloren schien, und die ganze Tapferkeit und das ganze kriegerische Talent der Dunois und Lahire in geordneten und gemäßigten Rückzügen bestand. Die Rettung kam von der Begeisterung armer Landleute und Stadtmilizen. Denn der religiöse Charakter jener merkwürdigen Zeit ist nur Form; Religion war das mächtigste Zeichen und Mittel, das Volk zu begeistern. Man muß nicht in den klassischen Geschichtsbüchern, sondern in den Chroniken und Memoiren jener Zeit lesen. Die Begeisterung des Volks ist darin mit ihren wunderlichen, aber naiven und kindlichen Zügen beschrieben. Die Bewegungen der Masse waren zwar scheinbar nicht klug, aber immer schnell und rasch, und nichts widerstend ihnen auf die Länge. Eben so kräftig helfend trat das Volk auf, als die furchtsame Ligue des deutschen Kaisers, Englands und des mächtigen Grafen von Flandern Frankreich unter Philipp Augusts Regierung angriff. Die Chroniken des XIII. Jahrhunderts berichten, daß in der berühmten Schlacht von Bouvines zuerst 150 Reiter aus dem Thal Soissons kämpften, sämmtlich Bürger und Landleute, ihnen folgten eine Menge Bauern, das Banner von St. Denis an der Spitze, das sich gleich in das

erste Glied stellte. Die Chronik sagt: Cependant retourne l'oriflamme St. Denis et les légions des communes vinrent après, et spécialement les communes de Corbie, d'Amiens, d'Arras, de Beauvais, de Compiegne, et accoururent à la bataille de roi, là où elles voyaient l'enseigne royal en champ d'azur et aux fleurs de lys d'or. Les communes outrépassèrent toutes les batailles des chevaliers, et se mirent devant encontre Othon et sa bataille. Quand Othon vit tels gens, il n'en fut pas moult joyeux." .

„Diese schlichten, einfachen Worte — von denen weder Mezeray, noch Velly noch Anquetil etwas gesagt haben, sprechen mehr zum Lob der französischen Bürger im Mittelalter *als viele Seiten*, wo pomphaft von der Nation *oder vom* Volk gesprochen wird. Es gibt bei uns Historiker, welche das französische Volk, ja die souveraine Nation schon unter Clovis und Karl dem Großen finden. Unglücklicherweise fehlt es ihren gutgemeinten Historien an allem Leben, an Farbe und lokaler Wahrheit. Ja dem Adel und dem Königthum geht es in unserer Geschichte nicht besser, wiewohl sie darin den Ehrenplatz einnehmen."

Das interessante Buch enthält noch eine geistreiche Zusammenstellung der verschiedenen Arten, Geschichte zu schreiben, nämlich der Geschichte der Chroniken, der politischen Geschichte, welche die Alten nachahmt, und der philosophischen, die Velly in Frankreich erfunden, und die bis auf den heutigen Tag so viel unglückliche Nachahmer gehabt hat. Gleichfalls anziehend ist ein Brief über den Charakter der Franken, der Burgunder und der Westgothen.

M—r.

Altdeutsche Literatur.

Ein schoen und kurzweilig Gedicht von einem Riesen genannt Sigenot, wie der Koenig Dieterichen von Bern überwand, und in einen Schlangenturm warf, darnach aber von dem alten Meister Hildebrand erschlagen, und der Koenig durch diesen erlöset ward. Aus der ältesten Geschrift guten Freunden zu Lust und Lieb also zum erstenmal ans Liecht gestellt in dem kalten Winter 1829 durch Meister Seppen von Eppishusen einen farenden Schueler. Gedruckt am obern Markt, uf Neu Jar 1830.

Dem edlen, um die altdeutsche Literatur schon längst hochverdienten Herausgeber, den jeder als Meister Seppen von Eppishusen kennt und liebt, ist im Frühling des vorigen Jahres ein neuer und köstlicher Fund gelungen. Er hat **die älteste Handschrift** von wenigstens einem **Theile des Heldenbuchs** entdeckt. Bekanntlich hatte man von diesem Zwillingsbruder des Nibelungenliedes bisher keine andern als Papierhandschriften aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die nicht einmal so viel vom Grundtext enthielten, als die ältestrn gedruckten Ausgaben. Der nun (am Bodensee) entdeckte „codex ist im kleinsten folio, auf starkes pergament, und mit eben so kleiner als zierlicher laienschrift, noch in der ersten hälfte des XIII. iarhunderts geschrieben; er enthält 118 blätter, von denen die meisten mit drei, merere auch mit zwei schriftcolumnen bedekt sind. Sein inhalt sind alte teutsche gedichte, und zwar:

I. **Wilhelm von Orlenz**, ein gedicht von mer als 15000 versen, und unbestreitbar das schönste unter mereren grossen gedichten, welche von **Rudolf von Ems, dienstmann zu Montfort**, auf uns gekommen sind. Es fällt in seine beste zeit; denn er selbst sagt darin, daß er es nach dem guten Gerhart, und Barlaam und Josaphat gedichtet habe, welche noch in seine knaben zeit gehören; man wurde aber damal mit 25 iaren noch ein knabe genannt. Rudolf starb, wie bekannt, im dienste kais. Konrad IV. in Italien. K. Konrad folgte 1250 seinem vater Friederich II. im reiche und starb 1254. Rudolfs lezte Arbeit war seine weltchronik, die er für kais. Konrad unternam; aber ire vollendung nicht erlebte; es scheint also, daß der zeit nach Wilh. von Orlenz, zwischen dem Barlaam und der weltchronik inne stehe. Dies gedicht nun enthält, am ende der ersten abteilung, gleich der Alexandreis desselben verfassers, eine litteratur oder verzeichniss der im bekannten teutschen dichter und irer werke, unter welchen auch Konrad v. Fussbrunnen, der verfasser des zweiten gedichtes dieser handschrift, erscheint. Noch wurde vom Wilh. v. Orlenz keine handschrift des XIII. iarhunderts, ia, noch keine pergamenthandschrift aufgefunden; denn das verloren gegangene fragment der Uffenbachischen bibliothek, ist hieher nicht zu rechnen. Möchte doch, da wir nun eine gute, mit dem verfasser gleichzeitige handschrift desselben besitzen, unser vererter altmeister Benecke sich zur herausgabe entschliessen!.—

II. Das zweite gedicht dieser handschrift ist **vom leben Mariä und Jesus kindheit**. Eine liebliche legende, aus dem stoffe der sogenannten apokryph: evangelien, von dem sich selbst nennenden **Konrad von Fuozizbrunnen**, warscheinlich einer geistlichen person, bearbeitet. Fuozizbrunnen ist, nach einer mitteilung meines hochvererten freundes des graven Friederich von Mülinen, das heut zu tage so genannte Schwendelnbad im kanton Bern, welches bis ins XV. iarhundert erstern namen fürte;

es war, nach gedachter auskunft, eine besizung der alten freiherrn von Signau, und der dichter konrad, möchte wol diesem hause angehört haben. Dies gedicht ist von mir für die zeitschrift des erzbistums Freiburg abgeschrieben, und wird bald in derselben erscheinen.

III. Die himmelfart Mariä, von konrad von Himelfürte, ist der stof des dritten gedichtes in dieser handschrift. In der Berliner handschrift nennt er sich von Henneswärte; aber wir wollen uns an die ältere urkunde halten. Dies gedicht hat wol größeren wert in seinem altertume als in poetischem schwunge. Der verfasser, welcher sich den armen pfaffen konrad nennt, und aller vermutung nach ein mönch war, hat es warscheinlich nach einer lateinischen überlieferung bearbeitet: ein pergament codex des XII. jarhunderts auf der öffentl. bibliotek zu Bern enthält Lectiones de assumptione beatae Mariae.

IV. und V. sind one zweifel die wichtigsten stüke der handschrift. Der Rise Sigenot, und Eggen ausfart, gehören in den Kreis des Heldenbuches, welches nach dem Nibelungenlied, die ältesten teutschen heldengedichte enthält. Zu bedauern ist, daß das ende von Eggen ausfahrt nicht vollständig ist, und in dem kampfe Dieterichs mit Fasolts schwester der schreiber aufhörte, ungeachtet noch Platz zur vollendung vorhanden war. In den ältesten drukausgaben beider gedichte, ist noch mer vom grundterte vorhanden, als in den wenigen bekannten papier handschriften, die sämmtlich aus dem XV. jarhundert sind: Kasp. von der Roen's überarbeitung des heldenbuches, ist eigentlich eine verböserung desselben und auch aus dem XV. J. H.."

In dem vorliegenden Werkchen ist nur Sigenot abgedruckt. Es muß uns daher genügen, nur im Allgemeinen entfernte Freunde unsrer alten Poesie auf diesen seltnen und unschätzbaren Fund aufmerksam gemacht zu haben. Auch die Vergleichung der bekannten Texte mit diesem ältesten wollen wir dem speciellen Studium der Alterthumsforscher überlassen. Doch sey es uns erlaubt, bei dieser Gelegenheit den Wunsch auszusprechen, die jezt wieder so sehr ermattete Liebe zur altdeutschen Literatur möchte neu belebt werden. Diese Liebe erwachte in der Zeit, in welcher Deutschland der heillosesten Schmach Preis gegeben war. Man flüchtete vor der ehrlosen Gegenwart in die Erinnerung einer heiligen und schönen, herzerfreuenden Vergangenheit. Aber leider wurde diese Liebe zur Liebhaberei, und hatte das Schicksal jeder Mode, bald wieder altmodisch zu werden. Wir müssen uns das beschämende Geständniß thun, daß die Vaterlandsliebe selbst weit genug aus der Art schlug, um als eine bloße Mode behandelt zu werden. Die Begeisterung wurde affektirt, nachher lachte man darüber. Wie alle Liebhabereien jener Zeit, schäzt man auch die altdeutsche Literatur jezt um so viel zu wenig, als man sie einen Augenblick überschätzen zu müssen glaubte. Es ist aber volle Zeit, ihr das Recht angedeihen zu lassen, das ihr abgesehn von Modegunst oder Modeungunst gebührt. Dieß kann nun durch kritische Ausgaben, durch philologische und antiquarische Untersuchungen nur theilweise, würde aber wahrscheinlich ganz erreicht werden, wenn Männer von historischem und zugleich poetischem Geist (wie Görres und Uhland) eine Geschichte der altdeutschen Poesie schrieben, die uns das Aeußere derselben überblicken und ihren innern Geist durchdringen ließe. Man studirt und genießt diese alte Poesie zu sehr in Bruchstücken, es fehlt noch ein Pantheon derselben, in welchem jeder Schüler und Liebhaber vereinigt finden könnte, was er zu suchen hat. Wir besitzen altdeutsche Sprachlehren, Mythologien, Sagengeschichten, Blumenlesen, worin einzelne Theile der alten Literatur sehr glücklich behandelt sind, aber noch keine umfassende Uebersicht über das Ganze, die mehr als ein Katalog und Namenregister wäre. Insbesondere hat man bisher auf den Geist unsrer alten Poesie weniger Aufmerksamkeit verwendet, als auf das Materielle. So wichtig die Sprachstudien, die Vergleichung der Handschriften, die korrekten Ausgaben, die archäologischen Commentare sind, so sind sie doch nicht wichtiger als das Studium des die alten Werke durchdringenden Geistes, als die Schätzung ihres inneren Werthes. Auch hiefür ist zwar schon manches geleistet, aber es läßt sich nicht verkennen, daß einige Enthusiasten des Mittelalters in ihre Anpreisungen der alten Poesie zu viel von der eignen haben einfließen lassen. Nicht alle Freunde haben so besonnen gesprochen, wie Uhland in seinem Walther von der Vogelweide.

Die jezt eingetretene Nüchternheit hat wenigstens das Gute, daß sie der patriotischen Uebertreibung keinen Vorschub mehr leistet. Möchte sie darum nicht zu lange beim entgegengesezten Extrem, unpatriotischer Lauigkeit, verweilen. Wir wollen das Beste hoffen. Sollte aber die Ungunst der Zeit den Bemühungen der vaterländischen Alterthumsforscher nur mit Gleichgültigkeit und Undank lohnen, so dürfen sie sich doch mit der Hoffnung trösten, daß die Folgezeit ihrem Andenken den wärmsten Dank zollen wird. Wenn tausend andere Bücher längst vermodert seyn werden, wird man die heutigen Sammlungen und Studien der altdeutschen Literatur noch hoch und theuer halten.

M.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 15. — 8. Februar 1830.

Geschichte.

Geschichte des osmanischen Reichs, großentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Zweiter, dritter Band, 1828. Vierter, fünfter Band, 1829. Pesth, in C. A. Hartlebens Verlag.

Ohne den Ruhm andrer großen Orientalisten unsrer Zeit schmälern zu wollen, dürfen wir doch unter denen, die sich insbesondere mit der Literatur des muhamedanischen Orients beschäftigen, Herrn von Hammer unbedenklich die erste Stelle anweisen. In Betreff der indischen und chinesischen Literatur muß wohl das größte Verdienst den englischen und französischen Orientalisten zuerkannt werden, als denen, die an Ort und Stelle die Quellen erkundet und den Europäern zuerst mitgetheilt haben. In Betreff der arabischen, persischen und türkischen Literatur aber gebührt dem deutschen Orientalisten der höchste Ruhm. Kein europäischer Gelehrter hat so viele muhamedanische Werke gesammelt, keiner sie so geistvoll übersezt und kommentirt, als Herr von Hammer. Seine Shirin, sein Hafis, Montenebbi und Baki, und jezt das Riesenwerk der osmanischen Geschichte machen seinen Namen unsterblich. Nachdem er uns die größten Dichter Vorderasiens kennen gelehrt, führt er uns die Helden des gewaltigen Volkes vorüber, dessen Kraft sich die Herrschaft über jene schönen Länder errungen hat.

Der erste Band des vorliegenden Meisterwerks ist bereits in diesen Blättern beurtheilt worden *). Es wird nicht überflüssig seyn, hier nochmals auf zwei Punkte aufmerksam zu machen, die in der frühern Rezension hervorgehoben sind. Zunächst nämlich verdient das Werk des Herrn von Hammer deßwegen die höchste Auszeichnung, weil es größtentheils aus bisher unbekannten, in morgenländischen Sprachen niedergeschriebnen Quellen geschöpft ist, und somit nicht nur zahlreiche Irrthümer der aus blos christlichen und Feindesnachrichten geschöpften Geschichtswerke widerlegt, sondern auch die genauesten und anziehendsten Details der innern Vorgänge im türkischen Reich ans Licht zieht, die bisher wenig oder zum Theil gar nicht bekannt waren. Zweitens aber ist das Werk durch den Umstand ausgezeichnet, daß sich der Verfasser auf einen rein türkischen Standpunkt stellt, und, ohne auf die Klagen der Christenheit gegen diesen alten Erbfeind Rücksicht zu nehmen, die Siege der Türken mit der größten Unbefangenheit, ja nicht selten mit einer Vorliebe erzählt, die den Christen ungünstig ist. Leider

*) Literaturblatt von 1827. Nr. 44. 45.

berechtigt, leider verpflichtet ihn die historische Wahrheit zu diesem Verfahren, denn es ist unläugbar, daß in der ersten türkischen Heldenzeit allerdings das poetische Recht, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, auf der Seite der Türken war. Zu der Barbarei, welche die Christen damals mit den Türken theilten, worin sie sie sogar übertrafen, fügten sie noch die Schande der Feigheit und Verrätherei, gegen welche nicht selten die türkische Großmuth glänzend absticht.

Dieß bestätigen auffallend die Thatsachen, mit deren Erzählung der zweite Band beginnt. Der erste schloß mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken; dieser zweite beginnt mit den fernern Siegen Muhameds II. über die Griechen, über die Venetianer und Genueser in den Seestädten und über die wilden Völker des Hämus und der Donau. Da erscheint denn der Sieger allerdings bei weitem würdiger und größer als die Besiegten. Während Muhamed die eroberte Hauptstadt und das umliegende Land mit überlegnem Geist und schonender Mäßigung organisirt, den christlichen Gottesdienst seiner neuen Unterthanen in Schutz nimmt, und zugleich seine Heldenlaufbahn durch neue Siege fortsezt, — sehn wir auf der andern Seite die griechischen Fürsten hier feig ohne Gegenwehr sich unterwerfen, dort einander selbst verrathen, und einen, der die Seinigen und selbst seine Schätze im Stich läßt, um allein mit dem Todtenkopf eines Heiligen zu entfliehen. Ein einziger Mann stellt sich mit wahrem Heldenmuth dem Andrang der Türken entgegen, und entreißt ihnen mehr als einmal in mörderischen Schlachten den Siegeslorbeer. Aber dieser Mann, Wlad, der Walachenfürst, ist der gräßlichste Wütherich, den jemals die Erde gesehn. Das Volk nennt ihn den Pfahlwütherich, weil Pfählen und Spießen seine tägliche Ergötzung ist, und die genaue Schilderung, die Herr von Hammer von seinen Grausamkeiten gibt, übertrifft alles, was man je von den Gräueln der Türken gehört hat. Ein Beispiel mag hier statt aller dienen. Wlad hatte während des Kriegs 20,000 Türken und mit den Türken verbündete Bulgaren gefangen genommen, und alle diese Gefangnen ließ er an einem Tage und auf einem Platze lebendig spießen. Das ist dann freilich noch ärger, als türkisch, und neben solcher Riesengröße der Mordgier erscheint das Würgen der Sarazenen nur alltäglich. Doch können wir nicht ohne Rührung mitten unter diesen gräuelhaften Scenen des Völkerruins das tragische Ende griechischer Schönheit und Bildung betrachten, welche leider die Strafe der griechischen Laster theilen mußten. Von dem lezten byzantinischen Geschichtschreiber erzählt Herr von Hammer S. 209: „Die Blüthe des Adels der eroberten Städte, die edelsten griechischen, pontischen, genuesischen, venetianischen, servischen, walachischen Knaben las Muhamed II. sich zum Dienste der Kammer aus. Tugendhafte Widersetzlichkeit wider die Zumuthungen schändlicher Begier war des Henkersbeils gewiß; so starben als Märtyrer der Unschuld und des Glaubens die Söhne des Großherzogs Notaras bei der Eroberung Konstantinopels, so die edle Tochter Erizzos bei der Eroberung Negropontes, so der vierzehnjährige Sohn des Protovestiarius Phranza, welchem Weib, Tochter und Sohn in den Harem des Tyrannen geschleppt wurden, wo die Tochter an der Pest, der Sohn Joannes vom Sultan selbst durchbohrt fiel. Der schwergebeugte Vater folgte seinem Herrn, dem Despoten Thomas, aus Morea bis auf Corfu, wo er als Mönch die grause Geschichte seiner Zeit fast bis ans Ende der Regierung Muhameds beschrieb, und nur drei Jahr vor des Eroberers Tode (1478) und unmittelbar, wie es scheint, vor dem seinigen, die Feder niederlegte, der lezte der Byzantiner, die uns bis hieher als Gewährsmänner eines Theils dieser Geschichte zur Seite gegangen sind.“

Der Verfasser verfolgt die politische Geschichte der Türken in ununterbrochnem Zusammenhange, und was er über die Verfassung, den Kultus, die Sitten, Literatur und Kunst und überhaupt über die innern Verhältnisse des türkischen Lebens Interessantes zu sagen hat, das führt er jedesmal nach dem Tode eines Sultans und beim Rückblick auf dessen Regierung an. Dieß Verfahren ist um so schicklicher, als die innern Veränderungen im türkischen Reich fast immer theils von der äußern Geschichte, theils von dem eigenthümlichen Charakter des Despoten abhängig erscheinen.

Der zweite Band schildert die türkische Macht fortwährend im Steigen und umfaßt das Leben Muhameds II. und Selims I. Wir sehn, wie Muhamed im Westen Griechenland unterwirft, über die Donau geht, in Oestreich, Ungarn und Italien einfällt und Rhodus zu belagern anfängt, im Norden die Krimm erobert und zum ersten Mal mit Polen und Rußland in politische Berührung kommt, endlich im Osten das karamanische Reich sich unterwirft. Eben so wichtig aber, als seine Eroberungen, erscheint die Organisation und Gesetzgebung, die er dem Reiche gibt. In ihr sieht Herr von Hammer den ersten Keim zum künftigen Ruin dieses Reiches, indem sie durch die Legitimation des Brudermords in der Herrscherfamilie, und durch die Gründung und Verstärkung mächtiger aristokratischer Körper im Staate auf doppelte Weise die Sultane gefährden mußte. Auch zeigte sich dieß nach wenigen Generationen. Indem jeder neue Thronfolger, dem grausamen Gesetz Muhameds zufolge, seine männlichen Verwandten, damit sie ihm nicht den Thron streitig machen könnten, hinrichten ließ, blieben zulezt nur Schwächlinge für den Thron übrig, und zugleich gewannen die Janitscharen, Ulemas und andre mächtige Genossenschaften ein Uebergewicht, das bis auf die heutige

Zeit dem türkischen Reich höchst gefährlich geworden ist. Bei Gelegenheit der Organisirungen Muhameds II. erklärt Herr von Hammer unter andern den Namen der Pforte. S. 216. „Wie das Thor ein Ebenbild des Hauses im Kleinen, so ist die Pforte der allgemein angenommene Ausdruck für die Regierung, weil von der ältesten Zeit her die Geschäfte der Völker an dem Palastthor der Könige geschlichtet wurden. An dem Thore des Königspalastes waren die Wachen geschaart, und durch sieben Leibwachen führte ehemals der Weg zum Palaste des griechischen Kaisers. Das Thor ward also nicht nur Bild der Regierung im Allgemeinen (als hohe Pforte), sondern auch im Besonderen für die Kriegsmacht, deren einzelne Waffengattungen Thore genannt wurden, und aus zweimal sieben solchen Thoren bestand die Macht des Heeres. Der dritte bildliche Sinn endlich des Wortes Thor bezieht sich nicht auf die Regierung oder das Reich im Allgemeinen, sondern blos zunächst auf den Hof und den Harem, welcher das Haus oder das Thor der Glückseligkeit heißt, während die Pforte der Regierung die hohe Pforte des Reichs oder des Glückes genannt wird. Das Reich ist glücklich und der Hof glückselig.“

Die Regierung Sultan Selims I. ist weniger durch europäische Begebenheiten ausgezeichnet, als durch siegreiche Kämpfe der Türken mit ihren eignen Glaubensgenossen in Persien und Aegypten. Besonders ist der große persische Krieg von Interesse, weil er ein Religionskrieg war. Der kriegerische Schach Persiens, Ismail, erneuerte die Ansprüche der Schii gegen die Sunni, um vermittelst der Religion den Persern das Uebergewicht unter allen muhamedanischen Glaubensgenossen zu verschaffen, und die steigende Macht der Türken zu untergraben. Sultan Selim aber vergalt ihm Gleiches mit Gleichem, und ließ, um auch seinerseits den Fanatismus zu entflammen, alle Schii im osmanischen Reich umbringen. Dieser ungeheuren Blutthat folgte wie natürlich ein mörderischer Krieg, der um so merkwürdiger ist, als er mit den christlichen Religionskämpfen der Reformation in die gleiche Zeit fiel und eben so unentschieden endete. Hören wir den Verfasser selbst, S. 395: „Schach Ismails Erscheinung mit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bildet eine der merkwürdigsten Epochen der asiatischen Staaten- und Kirchengeschichte zugleich. Zur selben Zeit, als in Europa das Feuer der christlichen Kirchenspaltung schon unter der Asche glomm, schlug das der islamitischen aus der Asche, in welcher es seit anderthalb Jahrhunderten zusammen gesunken war, wieder in helle Flammen auf. Die Kirchenspaltung der Sunni und Schii greift so tief in die Geschichte des osmanischen und persischen Reiches ein, und ist von dem Beginne des lezten bis auf den heutigen Tag so enge mit derselben verbunden, daß eine nähere Kenntniß dieses Zwiespaltes zur Verständlichkeit osmanischer oder persischer Geschichten nicht minder unerläßlich, als in dem Studium der europäischen neuern Geschichte die Kenntniß der Reformation, ihres Ursprunges, Geistes und Zweckes. Der große Unterschied zwischen der durch die Reformation bewirkten christlichen Kirchenspaltung und der unter Schach Ismail nur erneuerten islamitischen liegt nicht nur in der Zeit ihres Anfanges und Alters, sondern hauptsächlich in der gänzlichen Verschiedenheit des ursprünglichen Geistes, der sie beseelt. Wenn gleich die christliche Religion oft zum Hebel gedienet hat, um die Fackel des Kriegsbrandes in die Welt zu schleudern, so ist doch weder der Geist des Christenthums, noch der seiner Kirchenspaltung ursprünglich ein politischer, und Kirche und Staat, welche in der Theokratie der Juden und in den meisten asiatischen Religionen, wie Leib und Seele, unzertrennlich mit einander verbunden sind, gehen im Christenthum auf parallelem Pfade neben einander fort. Im Islam war schon bei der Gründung desselben Kirche und Staat mit einander in Eins verwachsen; jeder Streich wider den Thron geführt, traf unmittelbar auch den Altar, und die große Spaltung der Sunni und der Schii ist nicht blos eine kirchliche theoretische über die Glaubenslehre, sondern zugleich eine politische praktische über die Thronfolge. Auch hat sich der Baum des Islams nicht erst nach einem Wachsthume von einigen Jahrhunderten, wie der Baum des Christenthums, in zwei Hauptstämme gespalten, sondern die zwei Hauptstämme desselben, die Sunni und Schii erheben sich schon vom Grunde aus getrennt. Ob die Nachfolge des Propheten nicht unmittelbar seinem Eidam Ali vor den drei andern Chalifen Ebubekr, Omar und Osman; ob nach dem Tode Alis die Herrschaft seinen Söhnen vor dem Hause Ommia gebührt habe oder nicht, darüber entzweiten sich schon nach den ersten dreißig Jahren die Anhänger des Hauses Ali und seine Gegner. Die lezten, die mächtigeren und im Besitze des Chalifenstuhls, nannten sich Sunni, d. i. die Befolger der Ueberlieferung in Wort und That, und legten den Anhängern Ali's den Sektennamen der Schii, d. i. der Abtrünnigen, oder den von Rewafis, d. i. Ketzern, bei.“

Die frühern Streitigkeiten beider Sekten sind bekannt. Die Schii blieben stets die Unterdrückten, und wagten endlich nicht mehr, sich zu erheben. „Dritthalb Jahrhunderte schlief die Sekte der Schii unter dem Schutte der Mauern Bagdads, bis dieselben, von der Scheichenfamilie des glücklichen Throngründers Ismail wieder zu unheilstiftender Macht emporgehoben, die herrschende Sekte Persiens geworden und geblieben ist. Die türkische Familie Osman, und die persische Ssaffi, wiewohl weder mit dem Hause Ali's, noch mit dem Moawia's im geringsten verwandt, vermählten nichts desto weniger ihre

Thronrechte mit jenen Thronansprüchen und ihren Herrscherzwist mit dem der Sekten, zu denen sie sich bekannten, so daß, wie wohl von den längst in die tiefste Unbedeutendheit gesunkenen Nachkommen Ali's als Thronanmaßern keine Rede mehr ist, dennoch die beiden Sekten der Sunni und Schii, als die herrschenden Religionen der Osmanen und Perser, als zweier von Anbeginne und Natur aus feindlicher Nachbarreiche und Völker, neuerdings, mit der Politik unmittelbar verschwistert, feindlich gegen einander aufgetreten, und bis heute so gegenüber stehen geblieben sind."

Der dritte Band dieser Geschichte enthält die glorreiche Regierung Suleimans des Großen, welche den Kulminationspunkt der türkischen Macht und zugleich der türkischen Kultur, Wissenschaft und Kunst darstellt. Hier tritt auch die türkische Geschichte wieder in nahe Berührung mit der deutschen, indem bekanntlich Suleimann die Kräfte seines Reichs in immer wiederholten Stürmen gegen Ungarn und Oestreich erschöpfte. Die Wechsel dieses langen Krieges sind sehr interessant, und wie sie von großer welthistorischer Wichtigkeit erscheinen, bieten sie nicht weniger eine glänzende poetische Seite dar. Daher ist dieser dritte Band die Krone des ganzen Hammerschen Werkes. Der Verfasser schildert uns mit den lebhaftesten Farben und mit der genauesten Ausführlichkeit alle Feldzüge des größten der türkischen Helden. Wir sehn, wie Suleiman schon im zweiten Feldzuge gegen die Ungarn in der großen Schlacht bei Mohaez ihr Reich zertrümmert. In dieser Schlacht fällt ihr junger König, ohne einen Erben zu hinterlassen. Oestreich spricht die ungarische Krone an, und dieß veranlaßt den dritten Feldzug, der die Türken zum ersten Mal bis vor Wien führt, das sie jedoch vergeblich belagern. Der Kampf wüthet indeß in Ungarn fort, dem Suleiman in Johann Zopelia einen König gibt. Die Oestreicher erleiden unter Katzianer eine schimpfliche Niederlage. Endlich aber scheitert der lezte Feldzug Suleimans durch dessen bekannten Tod vor der Felsenfeste Zigeth. In den Zwischenräumen dieser ungarischen Feldzüge sehn wir den osmanischen Helden nicht minder thätig gegen andre Feinde. Er vollendet siegreich die berühmte Belagerung von Rhodus und wirft die Johanniter nach Malta. Auch hier sucht er sie zur See auf, und dieß ist die Blüthenzeit der türkischen Marine unter dem berüchtigten Seehelden Cheireddin Barbarosa. Endlich zeichnet das ruhmvolle Leben Suleimans auch ein Feldzug gegen die Perser aus. Ueberdieß lebten unter seiner Regierung auch die besten Schriftsteller der Türken, vor allen der berühmte Baki. Suleiman begünstigte die Studien, und seine Organisationen und Gesetze sind nicht minder wichtig als die Muhameds II. Er regelte unter anderm das Kriegs- und Lehenwesen dergestalt, daß im engern Kreise um seinen Thron die Janitschaaren und Sipahis theils mit Aemtern und Gelde, im weitern Kreise aber die Sipahis des zweiten Rangs mit Staatsgütern, als mit Lehnen, besoldet wurden. Herr von Hammer gibt bei dieser Gelegenheit einen interessanten Ueberblick über das türkische Güterwesen. S. 478. „Alle Ländereien in islamitischen Staaten sind dreierlei; erstens die Zehentgründe, d. i. die zur Zeit der Eroberung in den Besitz von Moslimen gekommenen, welche ihr wahres Eigenthum (Mülk), und wofür sie die Zehnt (Aaschr), aber keine Grundsteuer entrichten. Zweitens die Grundbesteuerten, welche zur Zeit der Eroberung ihren nicht mohammedanischen Besitzern gegen dem überlassen worden, daß sie außer der Kopf- oder Personalsteuer noch eine doppelte, dingliche entrichten sollen, nämlich eine Grundsteuer, und eine Ertragnißsteuer. Auch diese Gründe sind der Besitzer vollkommenes Eigenthum, wie die vorigen, von denen sie sich nur durch höhere Besteuerung unterscheiden. Die dritten endlich, die sogenannten Landesgründe, werden vom Staate, nur mit Vorbehalt des Eigenthumsrechtes für den Staat, auf lebenslänglichen Besitz gegen Leistung von Kriegsdiensten überlassen. Diese lezten sind die Lehensgründe; ihrem Besitzer, dem Lehensträger, zahlt der Unterthan oder Bauer Pachtzins, die Grundsteuer unter dem Namen des Hufen- und Scheffelgeldes, und die Ertragnißsteuer unter dem Namen des Zehents, wiewohl dieselbe mehr als den zehnten Theil des Ertragnisses, nämlich das Neuntel, Achtel und bis auf die Hälfte beträgt."

„Von dem Lehenwesen, wie dasselbe nach den hier klar ausgesprochenen Grundsätzen islamitischen Staatsrechtes in Rumili und Anatoli besteht, ist das in Aegypten eingeführte Pachtungswesen der Staatsgüter zwar nicht durch den Grundsatz des Eigenthumes, wohl aber durch die Verschiedenheit dee Erhebung der Einkünfte, wesentlich unterschieden. Diese Güter, welche in Rumili und Anatoli als kleinere oder größere Lehen vergeben werden, heißen in Aegypten Pachtgründe, und dieselben sind weder gegen gleiche Leistungen, noch mit dem ausschließlichen Erträgnisse wie die Lehen verliehen, indem während der Lehenträger, als lebenslänglicher Eigenthümer betrachtet, das volle Erträgniß vom Unterthan, Bauer, einnimmt, und an den Staat nichts zahlt, der Pächter im Gegentheil an den Staat Pachtzins abführt, und nur den Ueberschuß desselben mit dem Bauer theilt; dieß ist die Verschiedenheit der in Rumili und Anatoli als Lehen, und der in Aegypten als Pacht verliehenen Staatsgründe, woraus erhellt, daß in den europäischen und asiatischen Ländern des osmanischen Reiches der Lehensträger sowohl, als sein Unterthan weit besser daran, als in Aegypten der Pächter und sein Bauer."

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 16. — 10. Februar 1830.

Geschichte.

Geschichte des osmanischen Reichs, großentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Zweiter, dritter Band, 1828. Vierter, fünfter Band, 1829. Pesth, in C. A. Hartlebens Verlag.

(Beschluß.)

Nach dem Tode des großen Suleimann geräth das türkische Reich allmählich in Verfall. S. 489. „Die unter den folgenden Regierungen in die Augen springenden Ursachen des Verfalles des osmanischen Reiches sind von abendländischen Schriftstellern vielfach beleuchtet worden, aber von keinem derselben mit so tiefer Sachkenntniß, als von dem unter Murad IV. lebenden Kotschibeg, welcher durch sein Werk über den Verfall des osmanischen Reiches den Namen des türkischen Montesquieu verdient, wie der des arabischen dem Verfasser der historischen Prolegomen Ibn Chaldun zuerkannt wird."

Kotschibeg gibt folgende fünf Ursachen des Verfalls an. „Erstens: Suleimans Zurückziehung, nicht seiner Thätigkeit von den Geschäften, wohl aber seiner Person von dem Diwan." Die Nachahmung dieses Beispiels unter den spätern schwächern Fürsten bewirkte, daß die Sultane die Regierung ihren Dienern überließen. „Zweitens: Suleiman gab das verderbliche Beispiel der Verwechslung von Hofämtern mit Staatsämtern." Indem fortan Günstlinge des Harems verdienten Staatsmännern vorgezogen wurden, wurde allen Hofränken Thür und Thor geöffnet. Drittens riß eben dadurch eine verderbliche Bestechlichkeit und Verkäuflichkeit der Aemter ein. Viertens kam bei Hofe eine alles verschlingende Verschwendung auf, und fünftens ahmten die Wesire und alle, die zur Regierung gehörten, diese Verschwendung im Kleinen nach, und jeder Statthalter hielt sich einen Hof, wie ehemals nur der Sultan selbst. Nimmt man nun noch das System des Verwandtenmords und den Geist des Aufruhrs in den aristokratischen Körperschaften hinzu, so sind wohl alle Schäden, die den Ruin des türkischen Reichs allmählich herbeiführen mußten, aufgedeckt.

Der dritte Band enthält noch das Leben des Sultan Selim, der zwar Yemen und die Insel Cypern eroberte, unter welchem aber die türkische Marine in der großen Seeschlacht bei Lepanto zertrümmert wurde, um sich nie wieder zu erholen.

Der vierte Band umfaßt die Regierungen Murads III., Mahommeds III., Ahmeds I., Osmans, Mustafas, die fast nichts ausgezeichnetes darbieten. Die auswärtigen Kriege mit Ungarn, Polen, Persien werden nur noch matt geführt, desto wilder und anarchischer geht es aber

im Innern des Reiches zu, wo beständige Absetzungen, Hinrichtungen, Empörungen, unter dem Einfluß der Weiber im Harem, der ehrgeizigen Großen und der aufrührerischen Janitscharen abwechseln. Von Europa her wurde das türkische Reich damals um so weniger beunruhigt, als dieß die Zeit war, die unmittelbar dem dreißigjährigen Kriege voranging, wo alle christlichen Mächte gegen einander selbst gespannt waren. Es ist in der That ein Glück für Deutschland, daß der dreißigjährige Krieg schon in die Zeit der türkischen Erschlaffung fiel. Hätte Suleiman damals gelebt, wie hätte dieser Held das entvölkerte und verblutende Deutschland überraschen können!

Der fünfte Band schildert die Regierungsjahre des tyrannischen Wüthrichs Murad IV., des eckelhaft weichen und feigen Wollüstlings Ibrahim, und des jungen, im siebenten Jahr zum Thron gelangenden, Mohamed, bis zur Ernennung Mohammed Köprilis zum Großwesier im Jahr 1656. Auch diese Zeit bietet außer der Belagerung Kandias und Kämpfen mit den Polen, Kosacken und Persern wenige interessante Kriege mit dem Ausland dar, und nur wieder eine unübersehbare Menge innerer Intriguen und Empörungen, besonders unter der Weiberherrschaft der Walide während Ibrahims Serailregierung und Mohameds Jugend. Auch die Eunuchen und Pagen spielen neben den Weibern eine nicht unbedeutende Rolle. Ich enthebe zum Schluß diesem fünften Bande eine interessante Notiz über das Verhältniß der Weiber im Orient. S. 297. „Der Stufengrad, auf welchem das Weib als Frau, als Gemahlin, als Beischläferin steht, wird in den vorderasiatischen wie in den europäischen Sprachen zwar klar abgeschattet, aber keine der ersten hat ein Wort für die eigentliche Hausfrau, sondern nur für den Hausherrn, welchen der Perser Kelhoda, d. i. Gadengott, nennt, woraus das deutsche Gatte entstanden; bei den übrigen Benennungen der Verhältnisse des Weibes zum Manne liegt der Begriff abgesonderter Eingeschlossenheit oder eines Gemaches zum Grunde. Das arabische Wort Harem, irrig in Europa für gleichbedeutend mit Lottergemach gehalten, bezeichnet den Begriff unantastbaren Heiligthumes; des Persers Schebistan bedeutet das Nacht- oder Schlafgemach, und des Türken Odalik (welches in die europäischen Sprachen durch die französische als Odalisque eingewandert) steht zunächst dem deutschen Frauenzimmer. Der Morgenländer betrachtet also die Weiber in der gewöhnlichsten Beziehung nicht als Personen, aber auch nicht als Sachen, sondern als einen abgeschlossenen, für Fremde unantastbaren Raum der Lust, als ein Gemach, wie auch das deutsche Gemachel oder Gemahl ausweiset. Ein anderes ists mit dem Namen der Mutter und der sohngebärenden Günstlingin, wovon jene die Walide, d. i. die Gebärerin, diese die Chasseki, d. i. die Innigste, heißt; jene der Oberaufsicht über das Harem, diese den innigsten Lüsten, und bald eine, bald die andere, oft beide als Theilnehmerinnen der Herrschaft beigezogen, so daß der arabische und persische Ehrentitel, die Herrscherin und Frau des Harems, welcher nur die Herrschaft über dasselbe in sich schließt, gar oft in der Wirklichkeit zur Frau des Reiches und Herrin des Herrschers ausgedehnt worden.“

„In der vorosmanischen, tartarischen und türkischen Geschichte strahlen viele Namen großer Frauen, welche als Mutter oder Günstlingin mit dem Sohne oder Gemahle die Herrschaft des Reiches theilten; nur die Geschichte arabischer Dynastien kennt kaum einen oder andern Namen thateingreifender Herrscherinnen, aber desto mehrere gelehrter Frauen und Dichterinnen, oder romantischer Ideale von Schönheit und Liebe. Der Despotismus des Chalifats stand dem des persischen Reiches, des Königs der Könige, an eisernem und blutigem Zwange nicht nach, und dennoch zollte der Araber den Frauen jene Huldigung, welche den Geist arabischen Ritterthums beseelt, und welche, durch die Kreuzzüge und Mauren nach Europa verpflanzt, die Rauheit des europäischen Ritterthums veredelt hat. Aus diesen Thatsachen der Geschichte geht hervor, daß die Einmischung der Frauen in die Reichsgeschäfte als Herrscherinnen selbst mit dem höchsten Despotismus nicht unverträglich, und hingegen ehrfurchtsvolle denselben gezollte Huldigung deshalb nicht ein Recht ihrer Theilnahme an Regierungsgeschäften anerkennt; daß der asiatische Despotismus nicht, wie geschätzte Schriftsteller gemeint, aus dem Zwange des Harem, und umgekehrt dieser nicht aus jenem abzuleiten, indem selbst bei den freiheitliebenden Griechen die Frauen im Gynaikeion nicht viel besser gehalten wurden, als in morgenländischen Haremen, und indem unter dem despotischen Joche arabischer Chalifen und Emire sich dennoch die Blüthe ritterlicher Frauenhuldigung durch Lied und Schwerdt entfaltet. Nach Ansicht des Arabers gebührt den Frauen der Zoll der Huldigung aller edleren Gefühle des Mannes, die Unterjochung aller Leidenschaften unter dem dieselben veredelnden Zepter der Liebe, der höchste Schmuck der Ehre und der Rede, die ausschließende Herrschaft über die Nebenbuhlerinnen, aber keineswegs die Herrschaft im Reiche, welche des Mannes durch verjährten Herkommens und des Rechtes des Stärkeren Legitimität. Von dieser Zartheit arabischer Gefühle hat türkische Natur keinen Grundzug, und dennoch zeigt uns die osmanische Geschichte den Despoten so oft von der Sklavin beherrscht, und den Divan vom Harem aus gegängelt.“

M.

Biographie.

Thomas Morus. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Georg Thomas Rudhart. Nürnberg, Druck und Verlag von Friedrich Campe, 1829.

Während eines längern Aufenthaltes in Göttingen hat der Verfasser, welcher sich nach der Vorrede als Professor der Geschichte am königl. Lyceum zu Bamberg unterzeichnet, auf der dortigen Bibliothek, die zumal an Werken über die englische Literatur und Geschichte großen Reichthum besizt, alle zur Verfertigung einer biographischen Schilderung des Thomas Morus auffindbaren Materialien gesammelt, und sein Werk ist ein würdiges Gegenstück der Biographie der Zeitgenossen und Freundes von Thomas Morus', Hans Holbeins von Ulrich Hegner.

In den lezten Jahren der Regierung Eduards IV. von England zu London geboren, empfing Thomas Morus eine strenge Erziehung, aber die ersten Strahlen der wiedererwachten klassischen Literatur fielen nach England in den Tagen seiner Jugend. Die Männer, welche die griechische Sprache nach dem Insellande gebracht hatten, wurden seine Lehrer, bald seine Freunde. Den schönen Wissenschaften und dem Studium der Alten wünschte der ausgezeichnete Jüngling sein Leben widmen zu dürfen, zumal nachdem er des Erasmus Freundschaft gewonnen hatte, und noch glühender durch diesen für den hohen Zweck, die Finsternisse ihrer Zeit und Umgebung durch das Licht griechischer Disciplinen zu verbannen, begeistert worden war. Als 22jähriges Mitglied des Unterhauses erwarb er sich durch seine kühne Opposition gegen eine übertriebene Steuerforderung Heinrichs VII. die königliche Ungnade. Er zog sich in die Karthause bei London zurück. Aber bald entriß er sich wieder der Einsamkeit. Nach einer kurzen Reise durch Frankreich und die Niederlande heirathete er und stieg vom Untersheriff bald zum Friedensrichter. Heinrich VIII. zog den lange Widerstrebenden endlich in seine Dienste, benüzte ihn zu den wichtigsten Geschäften, namentlich bei den Verträgen mit Franz I., mit Karl V. u. a. m. Auch über seine Eheangelegenheit befragte ihn der König und forderte aufrichtige Darlegung der Ansichten Mores, der dem wohlwollenden Entgegenkommen Heinrichs die aufrichtige Erklärung, daß Heinrichs Scheidung von Catharina von Arragonien und dessen Verbindung mit Anna Boleyn den göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwiderlaufe, schuldig zu seyn glaubte. Aber hier begann nun auch des Königs Plan, Mores Anerkennung seiner Wünsche zu erzwingen und durch die Billigung des von ganz Europa verehrten Staatsmannes seine gewaltsamen Schritte zu rechtfertigen. Was der Kanzler von Lancaster nicht genehmigt hatte, dazu sollte der Lordkanzler von England sich entschließen. Als aber More in der qualvollen Ueberzeugung, daß seine Ansichten und des Königes Bestrebungen sich durchkreuzen, das große Siegel in Heinrichs Hände zurückgegeben hatte, wurde der Plan der Verfolgung durchgeführt. Keine Klage, weder die gegen frühere Bestechung, noch die gegen Mores Theilnahme an den verrätherischen Aeußerungen einer Schwärmerei, noch die über Beleidigung des Königes, weil More den Suprematseid, der alle kirchliche Gewalt und Würde auf die Person des weltlichen Regenten Englands übertrug, zu leisten sich geweigert hatte, konnte von den Richtern und Gegnern Mores in ein gültiges Verdammungsurtheil umgewandelt werden, bis endlich der Verräther Rich durch einen Eid bekräftigte, er habe beleidigende Ausdrücke aus Mores Munde über den König vernommen. Am 6. Juni 1535 wurde der Schuldlose enthauptet.

Seine öffentliche Wirksamkeit wird als eine untadelhafte geschildert, und als die Quelle seines Eifers im Berufe seine strenge Frömmigkeit nachgewiesen. Durch seine früheste Erziehung hatte seine Jugend den Charakter der härtesten Selbstverläugnung bekommen. Er übte sich nach einer beinahe mönchischen Regel in Gebeten und Bußwerken, trug auf bloßem Leibe das Cilicium, schlief auf einer hölzernen Bank und ministrirte sogar noch als Lordkanzler von England dem Priester in Chelsea, wo sein Landhaus war, die Messe. Er legte mit einer mystischen Begeisterung und Liebe in alle Handlungen und Formen des römischen Gottesdienstes eine höhere Bedeutung, und diese Genüge, die er in dem Schooß der römischen Kirche fand, machte ihn zum entschiedenen Gegner der Reformation. Er hatte früher — nicht den nächsten, wie seine Feinde später urtheilten, wohl aber einigen Antheil an Heinrichs VIII. Streitschrift gegen Luther, sofern er die vorhandenen Materien zur Herausgabe ordnete. Die Gegenschrift Luthers erwiederte er anonym und überbot leider, er, der feingebildete Hofmann, der Zögling griechischer Wissenschaft, an Grobheit und Gemeinheit die Ausdrücke Luthers. Daß er als Reichskanzler die Ketzer grausam und blutig verfolgt habe, wird von dem Verf. als nichtige Beschuldigung seiner Gegner erwiesen. Doch kann es nicht geläugnet werden, daß Morus in der *Theorie* zu den äußersten Mitteln griff, die neue Lehre zu vertilgen. Lezteres aber that er vorzüglich darum, weil sie ihm staatsgefährlich erschien. Ueber die Ehescheidung und das kirchliche Supremat Heinrichs hat er nichts geschrieben, wohl aber ist er auf die Ueberzeugung hin von der Unrechtmäßigkeit beider als Märtyrer des katholischen Glaubens und der Anhänglichkeit an das Oberhaupt der römischen Kirche gestorben.

Troß seinen ernsten Beschäftigungen und Schicksale besaß Morus einen fröhlichen Witz. Es gab für ihn kein Unglück, dem er nicht irgend eine freundliche, oft eine komische Seite abzugewinnen wußte. Sein heiterer Sinn blieb ihm bis in seine lezte Stunde. Mehrere Anekdoten und witzige Aeußerungen werden von ihm erwähnt, z. B. bei seiner Hinrichtung. Am Fuße des Blutgerüstes angelangt, und im Begriffe hinaufzusteigen, sagte er zu einem der Sheriffsdiener: „Bitte, helft mir hinauf; fürs Herunterkommen laßt mich selbst sorgen.“ Nachdem er einen Psalm gebetet — das Volk anzureden, war ihm verboten, — erhob er sich fröhlich und sagte zu dem, ihn um Vergebung bittenden Scharfrichter, indem er ihn küßte: „Du wirst mir heute den größten Dienst erzeigen, der in eines Menschen Macht stehet. Nur Muth, und zage nicht, dein Amt zu verrichten. Mein Hals ist sehr kurz, daher nimm Dich in Acht, damit Du nicht schief hauest, sondern Ehre davon hast.“ Als ihm nun der Henker das Haupt verhüllen wollte, sagte er: „das will ich selbst thun,“ und band sich sein Tuch um die Augen. Seinen Kopf auf den Block legend, hieß er den Scharfrichter so lange einhalten, bis er seinen Bart bei Seite gehoben: „denn er hat keinen Verrath begangen.“

Der Witz Mores trat auch in seinen ersten literarischen Arbeiten hervor. Im Hause des Erzbischofs und Kanzlers Morton, wo er einen Theil seiner Jugendzeit zu seiner Bildung zubrachte, entstanden die ersten seiner epigrammatischen Dichtungen. Später gab er seine Epigramme in einer besonderen Sammlung auf Zureden des Erasmus und anderer Freunde heraus. Er übersezte Mehreres von Lucian ins Lateinische, korrespondirte rastlos mit Erasmus und focht dessen Sache gegen den Choragen der niederländischen Geistlichkeit, Dorpius, so glücklich aus, daß der Gegner zu den Freunden der griechischen Literatur überging. Mit diesen griechischen Studien verband More Sinn für das Historische, besonders für vaterländische Geschichte, wovon sein „Richard III.“ zeugt, welcher freilich unter den Nachwehen einer schlimmen Zeit, und nach den Aussagen der erbittertsten Feinde Richards und im Sinne der allgemeinen Volksstimme jenes Jahrhunders abgefaßt, nur ein Beispiel der eifrigen Geschichtsforschung Mores und seines ausgezeichnet schönen Gebrauchs der damaligen englischen Sprache, nicht aber ein Spiegel der wahren Thatsachen und Charaktere ist. — Was jedoch den größten Ruhm ihm gewann, ist sein politischer Roman, Utopia, in welchem er nach Art der platonischen Republik das Ideal eines vernünftigen und glücklichen Staates entwarf, dieses Gemälde mit den freundlichen Farben einer anziehenden Darstellung belebte und durch humoristische Winke über den wirklichen Zustand der Kirche und Staatsverfassung in seinem Jahrhundert würzte. So sehr auch einige sich bemüht haben, die Ideen dieses Romans im Widerspruche mit Mores später hervortretenden religiösen und politischen Ansichten zu erkennen; so hat unser Verfasser doch auf genügende Weise gezeigt, wie schon in der Utopia neben Toleranz und Freisinn die Grundzüge der Ueberzeugung liegen, welche nachher im Kampfe mit den Ketzern sich geltend machte.

Wenn von Mores Leben die Rede ist, so darf sein häusliches Verhältniß nicht übergangen werden. Man besizt noch jezt als ein unschätzbares Zeugniß seines Familienlebens einen Brief des ihm innig befreundeten Erasmus an den Bischof Faber zu Wien: „Zu Chelsea, nahe bei London,“ heißt es hier, „hat sich Morus ein Landhaus erbaut, weder schlecht noch auch prächtig, um Neid zu erregen, sondern bequem. Dort lebt er mit seinem Weibe, seinem Sohne und seiner Schwiegertochter, drei Töchtern und eben so vielen Schwiegersöhnen, nebst eilf Enkeln im traulichen Umgang. — Du wirst sagen, Platons Akademie sey hier. Doch ich thue dem Hause Unrecht durch diesen Vergleich; füglicher sollte ich dasselbe eine Schule der christlichen Religion nennen.“ (S. 210.) Er sorgte nämlich nicht allein für eine ächt fromme Erziehung seiner ganzen Familie, deren Glieder alle bei ihm wohnen mußten; sondern suchte sie, auch den weiblichen Theil, zu einer gelehrten Bildung zu erheben. Erasmus rühmt die Gelehrsamkeit der Lieblingstochter des Morus, den Reichthum ihrer Ideen, die Eleganz des lateinischen Styls in ihren Briefen. Hier nahm er den großen Hans Holbein, der von Erasmus empfohlen war, gastlich auf. Hier besuchte ihn in seinen besseren Tagen König Heinrich VIII., um sich an Mores heiterem Familienleben zu erquicken.

Von diesem schönen Kreise ist außer der Schilderung des Erasmus noch ein Bild des Holbein in England vorhanden, welches der Verfasser nur aus Hegners Werk über Holbein kennt, das er aber in treuer Stahlkopie von Dean's Grabstichel in dem neuen englischen Almanach The Bijou für 1829 sehen kann. Eine Vorarbeit zu diesem Bilde ist ohne Zweifel die Zeichnung von Mores Kopf, die in dem Chamberlaine'schen Werke gefunden wird. Herr Professor Rudhart hat diese Zeichnung von Fleischmann kopiren lassen und seinem Werke vorgesezt. Der feine Stich Fleischmann's gibt allerdings Mores Züge wieder, jedoch zu marquirt, namentlich auf der Stirne und den Wangen.

G.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 17. — 12. Februar 1830.

Erziehungswesen.

1) Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung. Für gebildete Mütter und Töchter von Rosette Niederer, geb. Kasthofer, Vorsteherin einer Erziehungsanstalt zu Yverdun. Berlin, bei August Rücker, 1828.

Ein Buch über Erziehung, über weibliche Erziehung, von einer Erzieherin geschrieben, fünf hundert Seiten stark — wen das nicht einschläfert, der muß selbst eine Erzieherin seyn. Ich bin wirklich über dem Buch eingeschlafen, ich glaube, die meisten Leser werden dasselbe thun, und so könnte ich ja wohl das Buch selber schlafen lassen. Aber nein: Im Traum ist mir der Geist des Buchs erschienen, und hat mich demüthig um Erlösung angefleht.

Ja ich will ihn erlösen, ich will mit meiner Mutter brechen, spricht Hamlet, und grausam, doch nicht unnatürlich werd' ich seyn.

Schwachheit, dein Name ist Weib. O liebenswürdiges Geschlecht, warum setzest du uns oft in eine so grausame Verlegenheit, daß wir aufhören müssen, galant zu seyn, wenn wir wahr seyn wollen, daß wir aufhören müssen wahr zu seyn, wenn wir galant seyn wollen? Wer dich in so hohem Grade zu lieben das Talent besitzt, wer die Galanterie, nein nicht zu seinen Pflichten, vielmehr zu seinen Rechten, zu seinen Genüssen und Freuden zählt, wie ich, was kann ihm Schlimmeres begegnen, als einer Dame sagen zu müssen: was Sie geschrieben, Madame, gefällt mir nicht? Wenn ich das Glück hätte, die Dame persönlich zu kennen, ihr gegenüber zu sitzen, würde mir ihre kleine Eitelkeit und Koketterie, ihre Redseligkeit und der ganze närrische Schnickschnack ihrer Philosophie wahrscheinlich sehr liebenswürdig vorkommen. Ich würde sie nicht reden hören, ich würde sie reden sehn, und wer sollte nicht einem schönen Munde alles verzeihen, ja wer sollte nicht mit mir sogar behaupten, daß einem schönen Munde nichts schöner steht, als eine kleine Albernheit? Allein ich bin so glücklich nicht. Statt einer liebenswürdigen Frau hab ich nur ein dickes, dickes Buch vor mir. Und Bücher? Nun, ich denke, Bücher sind niemals die Töchter, sondern immer nur die Söhne ihrer Verfasserinnen, und ich darf das Söhnchen wohl ein wenig in die Zucht nehmen, unbeschadet der Galanterie gegen die Mutter.

Zwischen Deutschland und Frankreich eingezwängt, dem geistigen Einfluß beider Länder offen, aber in der Regel immer um funfzig Jahr hinter denselben zurück, hat die Schweiz unter anderm auch die Mode der alten deutschen Philanthropine und der Pariser Theophilanthro-

pine während der Revolution mitgemacht, und brüstet sich damit noch jezt, während kein Mensch in Deutschland oder Frankreich mehr an Basedow und Larevelliere-Lepaux denkt. Der Mittelpunkt der pädagogischen Schwärmerei in der Schweiz war bekanntlich Pestalozzi. Seine Musterschule, worin man den Metallkönig der reinsten Menschlichkeit auszukochen suchte, seine extrafeine ächte Weltbürger-Fabrik war bekanntlich das gelobte Land aller schwindelnden Pädagogen und ist jezt ihr heiliges Grab geworden. Eine davon abgezweigte Tochteranstalt ist die von Herrn und Frau Niederer, die ehemals mit Pestalozzi verbunden waren. Ist es nun das Bedürfniß, nachdem alle früher bekannten pädagogischen Ideen bis auf den Faden abgetragen sind, eine neue auszuhecken, um der zerlumpten Musterpädagogik wieder etwas zu Kredit zu helfen; oder ist es die zufällige rein persönliche Genialität der Madame Niederer, genug, sie proklamirt in dem vorliegenden dicken Buche ein neues pädagogisches Princip und eine daraus fließende überschwenglich selige Zukunft des Menschengeschlechts.

Einer Pensionsmutter Eitelkeit *vorzuwerfen*, wäre thöricht, weil man sie allemal *voraussetzen* muß, weil Pensionsanstalten nichts anderes als systematische Abrichtungen zur Eitelkeit sind, weil hier die Eitelkeit allein ersezt, was im Schooß der Familie die kindliche und mütterliche Liebe, und das Naturgefühl thut. Ich kann es daher nur rühmen, daß Madame Niederer wenigstens noch so viel Natur und liebenswürdige Naivetät besizt, ihre Eitelkeit unverholen einzugestehn, sie nicht hinter falscher Bescheidenheit zu verbergen. Wie natürlich, wie liebenswürdig naiv ist nicht auf der ersten Seite die Aeußerung: „Worte, die ich unsern theuren Zöglingen so oft ans Herz legte, wenn sie um mich versammelt waren, wie Kinder der Vorsehung (!) um ihre liebende Mutter.“ Eine Andre würde hier demüthiglich von ersten schüchternen Versuchen, von unmaßgeblichen Ansichten rc. reden und den Rezensenten den Bart streicheln. Aber Frau Niederer schämt sich dieser Scheinheiligkeit. Sie sagt gerade heraus: ich bin die Vorsehung!

Kann man nach dieser kleinen Einleitung etwas andres erwarten, als die Behauptung, alles Heil der Erziehung und der Welt überhaupt müsse von den Weibern ausgehn? Diese Behauptung folgt wirklich. Madame Niederer macht uns Männern kein schlechteres Kompliment, als daß die Welt bisher in die leidigste Unordnung gerathen und auf einer sehr niedern Stufe der Bildung stehn geblieben sey, weil wir Männer bisher allein geherrscht und die Bildung geleitet haben. Sie sagt: laßt uns Weibern ans Regiment, und ihr sollt sehn, wie gut wir es machen werden! — Sie fällt nun zwar nicht ganz mit der Thür ins Haus, sie verlangt vorerst nur, die Männer sollen sich in die weibliche Erziehung nicht mischen, die Weiber sich ganz und gar selbst überlassen; allein sie dehnt dann doch wieder den Wirkungskreis der Weiber auf die Männer so weit aus, daß sie mit ein klein wenig Kühnheit mehr nur immer geradezu hätte sagen sollen: auch die Männer sollen nur von den Weibern erzogen und ihr ganzes Lebenlang mit dem Ring in der Nase herumgeführt werden.

Wie, Madame? Sie wissen nicht, daß es schon längst so weit gekommen ist, daß es niemals anders war? Wer hat Sie so verblendet, daß Sie das kleine Geheimniß der Weltregierung, das jedes Frauenzimmer mit auf die Welt bringt, nicht begreifen? Ja, es ist gewiß, das liebenswürdige Geschlecht regiert die Welt allein, aber — nur dadurch, daß es die Kette, woran es unser Geschlecht schleppt, unsichtbar zu machen weiß. Ein Schleier ist der ganze Zauber ihres Reizes, wie ihrer Herrschaft, der Schleier der Grazien, ohne den eine Venus selbst nicht siegen kann, ein Schleier, der den Reiz und die Herrschaft verbirgt und durch das Verbergen unwiderstehlich macht. Und diesen Schleier wollen Sie wegreißen? Wir sollen uns von den Schönen nicht mehr wie von Frauenzimmern, sondern wie von Männern beherrschen lassen? nicht mehr sub rosa, sondern kanzleimäßig? euch den Befehl nicht mehr abküssen, sondern euern moralischen Vorlesungen zuhören? O glauben Sie ja nicht, daß wir uns das gefallen lassen werden. Dann erst wäre es mit eurer Herrschaft zu Ende, dann erst würden wir von euern Fesseln frei werden, weil ihr nicht mehr liebenswürdig wäret.

Ich erlaube mir, gegen Ihren projektirten Amazonenstaat im Namen der ganzen Männerwelt zu protestiren, und Sie von Ihren philosophischen Verirrungen Schritt vor Schritt bis zu dem Punkt zurückzuführen, wo Sie wieder innerhalb der mit Rosen überkleideten Schranken Ihres Geschlechts stehn werden und ich mit einem demuthsvollen Handkuß von Ihnen Abschied nehmen kann.

Ich wiederhole hier die schöne Stelle Ihres Buchs, in welcher Sie das ganze Gewicht Ihres reizenden Unwillens gegen unsre Tyrannei niedergelegt haben (S. 8 ff.) und erlaube mir nur, das, was mir besondrer Rücksicht werth scheint, zu unterstreichen. „Ungeachtet Offenbarung und Christenthum das Weib in *volle Gleichheit der rein menschlichen Rechte und Pflichten mit dem Mann* eingesezt haben, sehen wir dieselben auf dem Gebiete der Erziehung keineswegs umfassend angewandt, und nirgends in ihrer Bedeutung entwickelt. Einige stehen dießfalls noch immer so tief, daß sie in unserm Geschlecht nur *ein leidendes* Werkzeug für

die hohe und selbstständige Aufgabe des Männlichen erblicken. Sie möchten daher das Licht wissenschaftlichen Unterrichts und alles, was zu einem freibewußten selbstständigen Gemüths- und Geistesleben führen kann, aus der weiblichen Erziehung verbannt wissen. — Das Wohl beider Geschlechter gründet sich auf ihre Harmonie im Leben, und diese ist nur durch Harmonie der Bildung möglich, so daß stets das Weib dem Manne auf gleicher Stufe entspreche, und eins das Andre in diesem Sinne ergänze. Es ist daher die höchste Aufgabe des weiblichen Geschlechts, fortzuschreiten mit dem Geist und den Bedürfnissen der Zeit, damit die Zeit uns nicht zum Vorwurf gereiche, und damit wir in ihr Befriedigung finden und geben können. Dieß kann aber nur dadurch geschehn, daß das weibliche Geschlecht sich fähig mache, nicht nur häuslich und sittlich, sondern auch pädagogisch und geistig seine rechte Stelle einzunehmen und zu erfüllen. Bis jetzt haben die Männer allein die weibliche Erziehung, wenn auch nicht geleitet, doch bestimmt, und zwar mit Recht, weil unser Geschlecht diesfalls unentwickelt hinter seiner Würde und Bestimmung zurückblieb. — Das weibliche Daseyn umfaßt das ganze menschliche Daseyn. Unser Geschlecht steht mit und neben dem männlichen auf allen Tiefen und Höhen der Menschheit, nach Ständen, Verhältnissen und Bildungsstufen, doch in allem nach seiner Art. Es kann hinter den dießfälligen Schranken seiner Bildung nicht zurückbleiben, ohne Unbefriedigtheit und Störung im Wohl aller zu verursachen. Es darf sie nicht überspringen, ohne in Unart auszuschweifen, und durch Unnatur die Gesellschaft, vorzüglich aber sich selbst zu bestrafen. (!!!) Seine Eigenthümlichkeit in ihrem Wesen und Umfang zu erforschen und darzustellen, seine Erziehung, und vor allem auch seine Selbsterziehung darauf zu gründen, ist gegenwärtig sein eigenthümlicher, allgemeiner und öffentlicher Beruf."

Sie drücken sich ferner in einer andern schönen Stelle (S. 241) noch deutlicher über das Verhältniß des weiblichen Geistes zum männlichen aus. „Der Verstand des Weibes ist eins mit dem Verstande des Mannes, wo beide verständig, das Herz des Weibes eins mit dem Herzen des Mannes, wo beide herzlich sind. Die geistige Urkraft der Seele bringt im Mädchen wie im Knaben das Bewußtseyn und die innere Anschauung hervor, erzeugt schöpferisch den Urstoff, aus dem der Geist sich selber erbaut, wodurch er alle Gegenstände des Wissens zu erkennen fähig wird, und ruft dem Licht: Es werde! — Allein jedes faßt die gleichen Gegenstände auf eine ihm eigenthümliche Art auf; jedes schaut sie und eignet sie sich an durch ein verschiedenes Organ. Das Weib bemächtigt sich der männlichen Verstandeswelt nur mit dem Gemüthe, selbst da, wo es verirrend, sie mit dem bloßen Verstande zu erfassen strebt, und glaubt es zu vermögen. Der Mann bemächtigt sich der weiblichen Gemüthswelt nur mit dem Verstande, auch da, wo er nicht minder verirrend, sie als Gefühls-Phantast mit dem reinen Gemüth erfaßt zu haben wähnt. Doch geradezu aus dieser eingebornen Verschiedenheit entspringt die Fülle und Herrlichkeit, wodurch beide Geschlechter sich einander in der Geistesbildung ergänzen."

Und noch in einer andern schönen Stelle (S. 133 ff.) phantasiren Sie uns von der künftig zu hoffenden Wirksamkeit des Weibes gar herrliche Sachen vor: „Wenn die Häuslichkeit nur in der Geschäftigkeit, in dem Amt der Schlüssel, in der Kochkunst bestünde — dann, ja dann wären wir reich an Vorbildern für dieselbe, und die Beispiele von reinem Familienglück wären nicht so selten. Es würde weniger Verwirrung, Verwöhnung und Verschrobenheit aus der mütterlichen Erziehung hervorgehen. Der Kinder Gemüth würde allgemein mehr gebildet und erhoben; wir würden mehr Innigkeit, Einigkeit und Erhebung in den meisten Ehen sehen, und nach kurz durchlebten Flitterwochen nicht die bloße Beängstigung der Pflicht, nicht mit den Jahren zunehmende Abnahme, sondern Erhöhung wahrer Schätzung beider Geschlechter für einander erblicken. — Freilich trägt unser Geschlecht nur die Hälfte der Schuld, und die der andern Hälfte zu untersuchen und herzuzählen, liegt außer dem Zweck dieser Schrift. Aber im gleichen Verhältniß, wie wir unsre Sündenlast mindern, und unsre Tugend und Tüchtigkeit erhöhen, werden die Früchte unsres Wirkens auch an dem männlichen Geschlecht gesegnet seyn. Und so wie wir allgemein Achtung und Dank verdienen, werden wir auch allgemeine Achtung und Dank ernten in denen, die wir zur Tugend und Tüchtigkeit gebildet, mit denen wir uns in Tugend vereinigt und reinem Wandel gelebt haben." — „Das Wesen der Häuslichkeit ist nicht nur treue Hingebung des Weibes an die Pflichten, die das Haus von der Gattin, Hausfrau und Mutter fordert, es ist auch stufenweise Entwicklung und Erhöhung des Pflichtkreises mit der Erweiterung der Verhältnisse; ein ächt christliches Umfassen und Stillen aller natürlichen Bedürfnisse, welche jedes Glied der Familie, auf allen Stufen der Lebensalter, für seinen Körper, sein Gemüth und seinen Geist anspricht; folglich ein reines Aufnehmen aller menschlichen Sphären, die bildend unser Daseyn erhöhen, und ein Beherrschen der Umstände und der Gemüther in der Familie, durch die Macht eines in sich vollendeten Gemüths."

Lassen Sie mich nun darauf antworten. Sie sagen,

Offenbarung und Christenthum hätten die Gleichheit der rein menschlichen Rechte und Pflichten bei beiden Geschlechtern eingesezt. Lesen Sie in Ihrer Pension die Bibel? haben Sie nicht gelesen: „und er soll dein Herr seyn?" oder haben Sie diese Stelle, wie die holländische Buchdrucksfrau etwa übersezt: „und er soll dein Narr seyn!" da Sie schwerlich in unsern aufgeklärten Zeiten in Gefahr kommen, wie jene gute Frau für diesen Druckfehler den Kopf zu verlieren? O nicht doch, Sie haben die ungalante Bibel nicht, Sie haben nur die hausfreundlich galanten Stunden der Andacht gelesen. Oder Sie müßten wissen, daß die Bibel den Weibern nichts predigt, als Demuth, Demuth und noch einmal Demuth.

Was soll das heißen, wir Männer hielten euch Weiber nur für das leidende Werkzeug unsrer hohen und selbstständigen Aufgabe? Wie, Madame? wir hätten euch also doch nöthig, könnten ohne euch unsre Aufgabe nicht lösen? Bilden Sie sich das ja nicht ein. Verstehn Sie unter unsrer hohen Aufgabe mehr als die Fortpflanzung des Geschlechts, verstehn Sie darunter Kirche und Staat, Wissenschaft und Kunst, so begreifen Sie doch wohl, daß dabei die Weiber nicht unsre Werkzeuge sind, daß wir damit, seit die Welt steht, auch ohne euch fertig geworden sind. Ihr habt mit unsrer hohen Aufgabe gar nichts zu schaffen, ihr taugt uns dafür als Werkzeuge gar nichts. Abgesehn von dieser hohen Aufgabe der Religion, Politik und Kultur aber, im häuslichen Kreise und im Naturleben, seyd ihr nicht unsre Werkzeuge, nein, unsre liebe Gehülfinnen, ja noch mehr, unsre Herrinnen, unsre Königinnen.

Aber Sie behaupten, jene hohe Aufgabe sey auch die der Weiber, die Weiber seyen uns an geistigen Kräften gleich, auch sie besäßen die schöpferische Kraft, wodurch der Geist sich selbst erbauet, auch sie besäßen ein freibewußtes, selbstständiges Geistesleben, auch sie also müßten zur geistigen Bildung der Menschheit beitragen, d. h. nicht mehr blos der Wirthschaft vorstehn, sondern auch Reiche regieren, Reden halten, Sekten stiften und vor allen Dingen Bücher schreiben. Oder heißt es nicht so? Freilich heißt es so. Euer schöpferischer Geist kann doch nicht weniger thun, als der unsrige? Sie sagen ja ausdrücklich, dem Weibe gehören alle Sphären zu, die bildend unser Daseyn erhöhen, und weisen fast in jeder Zeile darauf hin, daß sie darunter vorzüglich die geistigen Sphären verstehn, also Religion und Politik, Wissenschaft und Kunst. Ja Sie sind von der Nothwendigkeit, die Damen müßten uns hierin nachhelfen, so lebhaft überzeugt, daß Sie von Erweiterung der Verhältnisse sprechen, daß Sie von einem öffentlichen Beruf Ihres Geschlechts sprechen, daß Sie sogar von Vorwürfen sprechen, die man dereinst Ihrem Geschlecht wegen seiner Unthätigkeit machen werde. Ach, daß doch ja die Zeit nicht länger den Damen zum Vorwurf gereiche! Geschwind, stiften Sie eine neue Sekte, Schule, Universität, hecken Sie neue philosophische Systeme aus, entdecken Sie neue Planeten, einen neuen chemischen Stoff, werden Sie ein weiblicher Raphael oder Mozart. Dichten Sie mit Ihren Gedichten alle unsre schlechten Dichter zu Boden. Es ist ohnehin nicht viel an ihnen zu verderben.

Nein, Madame, so entzückt ich mich zu Ihrem ersten Schüler bekennen würde, so weiß ich doch gewiß, daß ich in den Fall nicht kommen werde. Eine so hohe Meinung ich von den Talenten Ihres Geschlechts hege, so beglücken uns diese Talente doch in einer ganz andern Sphäre, als in der, wo unsre Kraft sich kämpfend übt. Die Damen besitzen so viele Vorzüge vor uns, daß es in der That ein Raub an ihnen wäre, wenn sie auch nur auf Augenblicke unsre Kräfte mit den ihrigen vertauschen wollten. Nein, die schöpferische Geisteskraft, die Religionen und Staaten, Systeme und Gesetze, wissenschaftliche Entdeckungen und Kunstwerke aus dem Nichts hervorzaubert, die schöpferische Kraft besizt ihr nicht. Ihr besizt sie nicht etwa deßwegen nicht, weil die ganze Weltgeschichte nichts davon aufzuweisen hat, sondern die Weltgeschichte hat nichts davon aufzuweisen, weil ihr nichts davon besizt. Sie scheinen auch selbst zu fühlen, daß Ihr Geschlecht in der Probe schlecht bestehn würde, deßwegen modificiren Sie Ihre hohe Meinung von der geistigen Gleichheit desselben mit dem unsern dahin, daß Sie den Geist mit dem Gemüth, wir das Gemüth mit dem Geist auffassen sollen. Ach, Madame, das ist Wischiwaschi. Gestehn wir uns ehrlich, daß mit solchen klingelnden psychologischen Phrasen nichts erklärt wird. Sie verlangen, das Weib soll gemüthliche Ansichten von Dingen haben, von denen der Mann eine klare geistige Einsicht hat. O bleiben Sie mir um Gotteswillen mit gemüthlichen Ansichten weg! Was heißt das mehr als unklare Ansichten, dumme Ansichten, denn es kann immer nur eine richtige geben! Haben Sie nicht kurz vorher selbst gesagt: das Weib sehe alles eben so klar, als der Mann? Es sey nur eine Natur, nur eine Wahrheit, für die das Weib so empfänglich sey, als der Mann? Und doch soll das Weib nun wieder nur eine gemüthliche Ansicht, keine geistige Einsicht davon haben? Warum widersprechen Sie sich? Regt sich Ihr kleines Gewissen, schöne Dame? Wollen Sie sich eine Hinterthür offen halten, wenn Sie mit Ihrem Gleichheitsprincip nicht durchdringen sollten? Wollen Sie, wenn man an Ihren Einsichten zweifeln sollte, Ihrem Buch wenigstens den schönen Namen einer gemüthlichen Ansicht retten?

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 18. — 15. Februar 1830.

Erziehungswesen.

1) Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung. Für gebildete Mütter und Töchter von Rosette Niederer, geb. Kasthofer, Vorsteherin einer Erziehungsanstalt zu Yverdun. Berlin, bei August Rücker, 1828.

(Fortsetzung.)

Sie verlangen vor allen Dingen, das weibliche Geschlecht solle sich selbst erziehn, weil die Männer theils nichts vom weiblichen Wesen verstehn, theils ein poetisches Interesse haben, es auf tyrannische Weise zu unterdrücken, seine geistigen Kräfte nicht zur natürlichen Entwicklung kommen zu lassen, es weit hinter seiner Würde und Bestimmung zurückzuhalten. Madame, ich erinnre Sie an alle die Absurditäten, die in Amazonenstaaten, Nonnenklöstern und — weiblichen Pensionsanstalten von jeher vorgekommen sind. Weiber und Weiber thun nie gut zusammen. Ein Weib und ein Mann geben wenigstens einen Engel, aber zwei Weiber ohne Mann eine ganze Legion Teufel. Unter der größten Männertyrannei ist das schöne Geschlecht stets der Natur treuer und liebenswürdiger geblieben, als in der amazonenhaften Freiheit. Gerade die Demuth ist es, die alle weiblichen Tugenden und Reize entwickelt, gerade der selbstische Dünkel, der alle ihre Engel und Grazien austreibt. Auch ist die Erziehung, die in unsern gebildeten Staaten der weiblichen Jugend von den Männern, wenn nicht unmittelbar ertheilt, doch bestimmt wird, nichts weniger als barbarisch oder die weibliche Entwicklung störend. Der Unterricht in rein weiblichen Geschäften bleibt auch den Weibern überlassen, den Unterricht in geistigen Dingen besorgen schicklicher die Männer, denn der Grund, aus welchem Weiber nicht auf der Kanzel und dem Katheder auftreten, ist sehr triftig. Zum wissenschaftlichen wie zum religiösen Unterricht gehört ein männlicher Ernst, eine männliche Würde, eine männliche Klarheit, gehören Eigenschaften, die, wenn sie auch bei Weibern noch so häufig sich finden sollten, doch gewiß selten von andern Weibern anerkannt werden. Das Weib ist nicht bestimmt, auf das Weib so zu wirken, wie der Mann auf den Mann. — Daß übrigens die Männer der weiblichen Bildung eine Schranke ziehn, daß sie sie nicht gern bis zur lächerlichen Nachäffung der männlichen Bildung hinaufkünsteln lassen, das ist sehr vernünftig, ist ihre Pflicht. Der Beruf des Weibes, die Naturanlage des Weibes ist eine andre als die des Mannes. Nie wird sie es als eine Gelehrte und Künstlerin weiter bringen, als bis zu einer bloßen Kopie des männlichen Schöpfergeistes, die man blos der Seltenheit wegen anstaunt, von der man sich aber der Unnatur wegen mit

Widerwillen abwendet. Solche geschlechtslose Wesen werden von Männern wie von Weibern gleich sehr geflohen; sie taugen weder in den Rath der Männer, noch in die Küche und ins Ehebett. Sie machen sich und andre unglücklich, und wehe dem Vater, wehe dem Gatten, der etwa der Madame Niederer folgen und seine Tochter, seine Gattin den Ikarusflug zu jener geistigen Höhe des Mannes machen lassen wollte.

Madame, Sie bilden sich ein, oder wollen uns einbilden, die meisten Ehen seyen darum so unglücklich, weil die Männer die Frauen zu ungebildet finden, weil sich ihr Geist nicht genug bei ihnen nähren kann. Wie? Haben Sie denn in Ihrer Pension von der übrigen Welt so gar nichts gemerkt? Ich kann Sie versichern und rufe ganz Europa zu Zeugen auf, daß eine verbrannte Suppe zehntausendmal eher Anlaß zu ehelichem Streit gibt, als eine naive Unwissenheit in gelehrten Dingen; daß ein unreinlicher Morgenanzug zehntausendmal eher die Frau in unsern Augen verhaßt macht, als ein unorthographisch geschriebener Brief, und den Mann wollte ich sehn, der eine gesunde, junge, schöne, saubre, zärtliche, treue und muntre Frau weniger lieben würde, wenn sie auch von den Alten und von der Romantik, von der Astronomie und Chemie kein Sterbenswörtchen wüßte. Was sich doch gewisse Damen alles einbilden, was uns Männern gefallen oder nicht gefallen müßte! Das, womit eine noch gefallen kann, das, meint sie, müsse uns allein gefallen. — Wenn ich dreist behaupten darf, daß in ganz Europa kein vernünftiger Mann von Frau und Tochter eine hohe geistige und gelehrte Bildung verlangen wird, wenn sie anders körperliche, häusliche und Herzenstugenden besitzen; so behaupte ich im Gegentheil auch, daß seit einem halben Jahrhundert, seit in dem höhern Mittel-, besonders dem Beamten-, Gelehrten- und Kaufmannsstande die geistige Ueberbildung der Weiber, wenigstens hin und wieder, Mode geworden ist, eine Menge Ehemänner durch ihre verbildeten Gattinnen unglücklich geworden sind. Ich versichre Sie, Madame, wir Männer sind, einige wenige Männchen abgerechnet, so durchaus prosaisch, daß wir die gelehrten, geistig verklärten, die schreibenden und malenden Damen unausstehlich finden, wenn sie nicht sehr, sehr schön sind, und ach! das ist selten, denn eine, die schön ist, gibt sich nicht die Mühe, durch etwas Schlechteres zu gefallen.

Doch, ich bitte Sie, halten Sie mich deßwegen nicht für einen Barbaren. Ich schwöre Ihnen, daß ich den Geist überall schätze, und ganz vorzüglich an Frauenzimmern, weil er hier den ihm eigenthümlichen Reiz mit dem des Geschlechts verdoppelt. Ich kenne sehr geistreiche Damen, ja meine kleine Erfahrung hat mir im Durchschnitt mehr kluge Frauen gezeigt, als kluge Männer. Allein dieser Geist, er sey nun bloßer Mutterwitz, blos kluge Vorsicht und Rücksicht in Geschäften, blos der Geist der Intrigue, oder in höherm Sinn ein scharfsinniges und feines Urtheil, ein schnelles und untrügliches Erkennen, ein sichrer Takt für das Reine, Sittliche, Heilige, — immer bleibt dieser Geist von dem schöpferischen oder zerstörenden Geist des Mannes specifisch verschieden, nie versteigt er sich bis zur Schöpfung neuer weltbewegender Ideen, oder kunstreicher Systeme und Gesetze, und auch auf der entgegengesezten Seite nie zum schneidenden Humor und Sarkasmus. Er verhält sich nur leidend und auffassend für alles Höhere, keineswegs schöpferisch, und wo er herrscht, beherrscht er nur die Umgebung, das Nächste, herrscht er mehr durch Liebenswürdigkeit oder List, als durch die Gewalt nackter Wahrheit. Also ist dieser Geist sehr verschieden von dem, was Sie von ihm verlangen. Er ist ein reizender Gegensatz des männlichen Geistes, aber keineswegs sein Nebenbuhler auf gleicher Bahn. Es geht euerm Geist nicht anders, wie euerm Körper. In seinem natürlichen weiblichen Charakter ehren und lieben wird ihn; wenn ihr aber denken und dichten, erfinden und bilden wollt, wie wir, so fallt ihr in dieselbe Unnatur und werdet eben so lächerlich, als wenn ihr fechten, Flöte blasen und Taback rauchen wollt, wie wir.

Uebrigens ist es eine unumstößliche Wahrheit, daß sich die Damen immer nur gegen ihren Körper mit einer wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit betragen, gegen ihren Geist immer nur stiefmütterlich. Der Mann vergißt den Körper alle Augenblicke über dem Geist, die Frau nie. Auch die geistreichste gibt eher den Ruhm ihres Geistes, als den Ruhm ihrer Schönheit auf, und so lange noch ein kleiner Finger an ihr reizend ist, hält sie diesen höher, als alle ihre Gelehrsamkeit. Ich befand mich einst bei einer sehr geistreichen, berühmten Dame und war so boshaft, als ein Andrer ihr das bündigste Kompliment wegen Ihres Geistes machte, nur ihre, troz ihrer vorgerückten Jahre noch reizende kleine Hand zu loben, und wer mit einem unendlich süßen Lächeln belohnt wurde, das war ich!

Sie haben sich also verirrt, Madame, ja gewiß haben Sie das, Sie sind über die reizende Rosenhecke, die Ihr Geschlecht einhegt, neugierig hinübergestiegen in das rauhe Feld der Männer, aus dem Paradiese auf den Acker, wo Adam hackt. Glücklich genug, wenn ein liebreicher Engel sie zurückleitet! Bleiben Sie in Ihren Schranken, es ist der Zauberkreis Ihrer Macht, Ihrer Liebenswürdigkeit! Lehren Sie Ihren schönen Töchtern die Demuth, lehren Sie Ihnen, nein lassen Sie sie in der ihnen angebornen Unbefangenheit! Stiften Sie keine Revolution in der Mädchenwelt, lassen Sie sie Rosen pflücken ins Haar, nicht nach dem Doktorhute greifen! Liefern Sie den Männern bescheidne fleißige Gattinnen ins Haus,

nicht Schwärmerinnen, nicht Doktrinairinnen, nicht Närrinnen! Verrücken Sie die kleinen Engelsköpfchen nicht, setzen Sie den Grazien keine Brillen, keine gelehrten Perücken auf!

Ich bin Ihnen noch die Genugthuung schuldig, den besondern Regeln der Gesundheit, des Anstands, der Sittlichkeit, die Sie in Ihrem Werke der weiblichen Jugend ertheilen, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn Sie nicht von vorn herein so sonderbare Grundsätze aufgestellt, und als den Schlußstein Ihres Systems nicht immer den geistigen Wetteifer Ihres Geschlechts mit dem unsrigen bezeichnet hätten, so würde das, was Sie über Körper- und Herzensbildung der Mädchen gesagt haben, Ihr Werk von andern dieser Art gar nicht unterscheiden; denn Sie sagen darüber nichts anders, als was jeder Erzieher billigt und schon selber weiß. Sie sagen es nur etwas redseliger, poetischer, als andre, und Sie füllen den größten Raum ihres Buchs mit Beschreibungen von Gemüthszuständen an, wo andre nur einfache praktische Lehren gegeben hätten. Die Gebote, die Beispiele sind unter den Reflexionen erstickt, und in den Reflexionen selbst ist der Geist unter Gemeinplätzen erstickt. Sie beschreiben unter anderm viele Seiten hindurch mit aller möglichen poetischen Wärme und mit allem möglichen Schmuck der psychologischen Phraseologie die Mutterliebe. Sind Sie selbst Mutter? Nein, Sie können es unmöglich seyn. Die Mutter fühlt, wer mag beschreiben, was sie fühlt? Und wozu müden Sie sich mit einer so unmöglichen Darstellung ab? Wo Natur nicht die Mutterliebe lehrt, wird sie da ein Buch lehren? Wo die Natur sie lehrt, bedarf es da eines Buchs?

Sie haben sich selbst sehr geschadet, Madame, daß Sie in den Waffen des Mannes mit Männern in die Schranken treten, ohne zuvor von Männern gelernt zu haben, wie man diese Waffen führt. Werfen Sie sie weg, diese Waffen! Wer wird so ungalant seyn, gegen Sie fechten zu wollen, wie gegen einen Mann, aber wer kann eher den Handkuß der Huldigung bei Ihnen anbringen, bis Sie den Helm, den Speer, das Schild fallen lassen und mit der reizenden Wehrlosigkeit siegen, gegen welche wir keine Waffen mehr haben. Werfen Sie die Schreibfeder weg, und mit ihr den halben Flügel, auf dem Sie sich in die kalten Regionen der Philosophie wagten. Nehmen Sie Spindel und Kochlöffel zur Hand, lehren Sie die Gattinnen unsrer Söhne, daß sie uns nicht die Suppe verbrennen, während sie Chemie studiren, und daß sie nicht das Kind schreien lassen, während sie eine Hymne auf die Mutterliebe dichten.

(Der Beschluß folgt.)

Seelenkunde.

Jahrbücher für Anthropologie und zur Pathologie und Therapie des Irreseyns. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. Friedrich Nasse. Erster Band. Mit einer Abbildung. Leipzig, Cnobloch, 1830.

Die Weisheit ist in unsern Tagen ziemlich zweideutig geworden. Die Weisen zanken sich über das, was weise sey. Unter diesen Umständen scheint es das weiseste, vor allen Dingen zu untersuchen, was nicht weise sey. Die Narrheit ist zum Glück weniger zweideutig; von ihr aus läßt sich vielleicht ausmitteln, was die Weisheit ist. Sie verhält sich zum Menschen ungefähr wie das Nichts zu Gott. Die Philosophen haben sich in jüngster Zeit genöthigt gesehn, Gott aus dem Nichts heraus zu konstruiren, warum sollten sie nicht auch die Weisheit aus der Narrheit konstruiren?

Auf jeden Fall ist jede Narrheit die Krankheit irgend eines Vermögens unsrer Seele oder unsres Geistes, und Krankheiten haben das Eigne, erstens das kranke Organ scharf von den übrigen Organen zu sondern und auffallend herauszustellen, zweitens die äußerste Gränze zu bezeichnen, bis zu welcher die krankhaft gereizte Kraft eines Organs möglicherweise gesteigert werden kann. Daher dienen körperliche Krankheiten zur genauern Kenntniß der körperlichen, und geistige Krankheiten zur genauen Kenntniß der geistigen Organe. Die Krankheit ist gewissermaßen ein Scheidewasser, das eine bestimmte Kraft des Organismus von den andern ausscheidet, und ein Vergrößerungsglas, das dieselbe dem Auge näher bringt.

Offizielle Jahrbücher der Narrheit, eine Chronik der Verrückten, eine erfahrungsmäßige, jährlich fortgesetzte Naturgeschichte des Wahnsinns muß demnach für die Geschichte des menschlichen Geistes sehr ersprießlich seyn, ersprießlicher vielleicht, als so manche Jahrbücher, worin die Narrheit sich für Weisheit ausgibt.

Ausgezeichnete Philosophen und Aerzte haben sich zu diesem Unternehmen vereinigt. Wie billig sind in dem vorliegenden ersten Bande einige Abhandlungen vorausgeschickt, die eine Theorie des Irreseyns enthalten, und den Leser orientiren. Diesen folgen dann theils aphoristische, theils zusammenhängende Erfahrungssätze und Krankheitsberichte, als authentische Beiträge zur wirklichen Geschichte der Narrheit. — Die erste Abhandlung von H. Ritter sucht den Begriff des „Charakters“ zu bestimmen, als die Eigenthümlichkeit des Ich, wor-

auf es bei allen Untersuchungen über das Innere des Menschen zuerst ankommt. Die zweite Abhandlung von Eschenmayer gibt eine äußerst interessante Uebersicht aller möglichen Arten des Wahnsinns. Was der geniale Verfasser in der Seelenlehre, und namentlich in der Lehre von den ungewöhnlichen und krankhaften Seelenzuständen schon geleistet hat, ist weltbekannt, und ich bekenne mich zu seinem eifrigen Schüler, wenn ich auch bei Gelegenheit der „Seherin von Prevorst“ seiner Geistertheorie nicht habe beipflichten können. Das, was er schon früher und so wieder hier über Wahnsinn, und das, was er in seiner kleinen Schrift über den Magnetismus geschrieben, ist wohl das Trefflichste, was die Theorie in diesen Gebieten der Seelenlehre vermocht hat. Es ist der Mühe Werth, von jener Wahnsinnstheorie hier einen kleinen Abriß zu geben.

E. stellt den Grundsatz auf, der Wahnsinn gehe nie aus des Menschen Selbst hervor, sondern sey immer nur eine Störung desselben durch eine fremde Macht. Dieß beugt der lieblosen und den Menschen entehrenden Ansicht von angeborner Unvernunft vor. E. setzt die Harmonie der menschlichen Seele, als den Normalzustand, fest, und bezeichnet jede Verrücktheit als eine Disharmonie, die sich wieder, wenigstens durch den Tod, aufheben muß. — E. schreibt der Seele vier Hauptfunktionen zu, das Einbilden, Denken, Fühlen und Wollen. Eine jede von diesen kann auf eine dreifache Weise gestört werden, durch Abspannung oder Ueberspannung, oder durch einen Wechsel von Abspannung und Ueberspannung. — Abspannung, Niederdrückung der Einbildungskraft erzeugt den Blödsinn, die Simpelhaftigkeit; Ueberspannung, Ueberreiz derselben die Träumerei und Phantasterei; Wechsel in beiden das Schwanken zwischen Blödigkeit und Vorwitz, Stumpfsinn und Geschwätzigkeit. Abspannung der Denkkraft erzeugt die fixen Ideen, wobei die Seele beständig auf einen Gegenstand gerichtet bleibt, Ueberspannung aber die Gedankenverwirrung, den eigentlichen Wahnwitz, der Wechsel beider endlich den Wahnsinn mit leichten Zwischenräumen (lucida intervalla). Abspannung des Gefühls erzeugt den starren Blödsinn, Ueberspannung desselben das Ueberschnappen, z. B. in der Freude bei unverhofftem Glück, der Wechsel zwischen beiden den schnellen Uebergang von Kleinmuth zu Uebermuth, von Weinen zum Lachen. Abspannung des Gemüths erzeugt die Schwermuth, Ueberspannung die verkehrten Neigungen, der Wechsel beider den Wechsel von Melancholie und Wahnsinn. Abspannung des Begehrungsvermögens erzeugt die stille Wuth oder gänzliche Willenlosigkeit, Ueberspannung die Raserei oder Tobsucht, der Wechsel beider die Uebergänge von stiller und lauter Wuth. — Hierzu kommen noch die Arten des Wahnsinns, die aus der Nichtentwicklung der Seelenkräfte entspringen, z. B. der Kretinismus und der erbliche Wahnsinn. — Jede dieser Hauptarten hat natürlicherweise wieder ihre Unterarten, theils dem Grade nach, theils der eigentlichen Richtung nach. Insbesondere bieten die fixen Ideen und die verkehrten Neigungen eine unübersehbare Mannichfaltigkeit dar, sofern die Denkweisen und Gemüthsneigungen der Menschen unendlich verschieden sind.

Unter den folgenden Abhandlungen zeichnen sich besonders die psychologischen Fragmente von Obermedizinalrath Dr. Hohenbaum, und die Krankheitsgeschichten der Irren von Dr. Schneider und Dr. Amelung aus, indem der erstere sehr interessante Phänomene von ungewöhnlicher Seelenthätigkeiten und Seelenstörungen bespricht, die beiden andern aber eine Reihe merkwürdiger Wahnsinniger abschildern. Die anatomischen Untersuchungen von Hofmedikus Dr. Bergmann gehören mehr für die Eingeweihten der Kunst. Die Abhandlung des Herausgebers über die Gemüths- und Geisteseigenschaften der Irren ist besonders deßwegen von Bedeutung, weil sie eine Menge Tugenden namhaft macht, welche die Wahnsinnigen neben ihrem Wahnsinn und gerade aus Veranlassung desselben auszeichnet, Tugenden, die derselbe Mensch wahrscheinlich nicht, oder nicht in dem Grade besessen haben würde, wenn er nicht wahnsinnig gewesen wäre, z. B. unbestechliche Wahrheitsliebe, seltne Großmuth, und so auch geniale Gedanken, auffallende Klugheit ꝛc. Dieß erinnert an den Magnetismus, in welchem der Mensch in einem noch höhern Grade auf der einen Seite zu gewinnen scheint, was er auf der andern verliert.

Den Schluß bildet eine polemische Entgegnung des Herausgebers gegen Clarus, ihren Streit über die gerichtliche Zurechnungsfähigkeit der Irren betreffend. Ohne uns in diesen subtilen Streit hier einzulassen, wollen wir nur den Aerzten und Juristen gegenüber wie ein billig urtheilendes Geschwornen-Gericht die Ansicht geltend machen, daß man, wo der geringste Zweifel obwaltet, ob der Angeklagte gemüthskrank, also unzurechnungsfähig sey oder nicht, unbedenklich die Frage bejahen und sich zu Gunsten der Angeklagten entscheiden müsse. Unbekümmert um das strengere Urtheil der Wissenschaft, geben wir dem unter den Streitenden Recht, der dem billigen Urtheil der Menschlichkeit am nächsten kommt.

Hoffentlich machen diese in jeder Beziehung lesenswürdigen Jahrbücher das Glück, das sie verdienen, und werden regelmäßig fortgesetzt.

M.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 19. — 17. Februar 1830.

Erziehungswesen.

(Beschluß.)

2) Bildersaal deutscher Dichtung. Durch August Adolf Ludw. Follen, Professor an der Kantonsschule in Aarau. Erster Theil: Epos und episch-lyrische Dichtung. Zweiter Theil: Lyrik und Didaktik. Winterthur 1828, 1829. Im Verlage der Steinerischen Buchhandlung.

Dieses Werk hat drei wesentliche Bestandtheile. Der wichtigste ist die poetische Encyklopädie oder Anthologie, die in zwei starken Oktavbänden vorliegende Sammlung von epischen, lyrischen und didaktischen Gedichten. Hieran schließt sich zweitens eine theoretische Anweisung, wie die Poesie auf Schulen zu behandeln sey, in den Vorreden zu beiden Bänden; und drittens soll in einem noch nicht erschienenen dritten Bande eine Geschichte der deutschen Sprache und Literatur für den Schulgebrauch nachfolgen.

Zuerst von der Anthologie. Sie ist vortrefflich, und in jeder Hinsicht besser, als alle frühere Sammlungen dieser Art. Wir besitzen keine, die bei so mäßigem Preise zugleich so reichhaltig, und keine, die bei so großem Reichthum zugleich so systematisch ist. Der Schüler wird hier mit jeder epischen und lyrischen Gattung bekannt gemacht, und der Herausgeber ist nicht auf die Versformen allein bedacht gewesen, sondern hat auch, namentlich im zweiten lyrischen und didaktischen Theil, auf die poetische Gegenstände Rücksicht genommen, und in einer wohlgeordneten Uebersicht dargethan, welche Gegenstände aus der Natur oder sittlichen Welt sich am meisten für diese oder jene poetische Form eignen und am häufigsten in derselben dargestellt werden. Da er übrigens nur von der deutschen Poesie handelt, so war es ihm vergönnt, die deutschen Nachbildungen fremder Poesien nur mit Einschränkung in seine Sammlung aufzunehmen. Was der Nationalität oder der Zeit und dem Ideengange nach mehr mit der deutschen Poesie verwandt ist, also die romantische Poesie unsrer Nachbarvölker, hat er dabei auch mehr berücksichtigen dürfen; dagegen hat er die Uebersetzungen oder Nachbildungen der antiken Poesie, als unsrer Nationalität, unsrer Zeit und unserm Ideengange fremd, gänzlich ausschließen zu müssen geglaubt. Dem Prinzip nach hat er gewiß recht, und wer auch die griechischen Versmaaße als bei uns eingebürgert betrachten sollte, wird sie wenigstens in der vorliegenden Sammlung nicht vermissen, da es der philologische Unterricht ja ohnehin mit sich bringt, daß die Schüler in der Prosodie der alten Dichter, mit denen sie sich Tag für Tag beschäftigen, mehr als genug unterwiesen werden.

Außer dieser systematischen Vollständigkeit zeichnet sich die Sammlung ferner vor allen ähnlichen durch ihren poetischen Werth aus. Der Herausgeber, selbst ein vortrefflicher, für sein Verdienst wohl zu wenig bekannter Dichter, besizt auch eine so reiche Kenntniß der Poesie und einen so feinen Geschmack, daß er, ungleich so vielen andern Sammlern, die delikateste Auswahl des Besten aus allem Vorhandnen getroffen hat. Die Auswahl war hier um so schwieriger, da der systematischen Ordnung und des pädagogischen Zwecks wegen so vieles nicht aufgenommen werden konnte, und dennoch wird man in der ganzen reichen Sammlung auch nicht ein einziges Gedicht finden, das man unpoetisch nennen könnte. Dazu kommt noch, daß der Herausgeber außer den besten ältern Dichtern auch die jüngern und jüngsten benuzt hat, während die meisten ältern Anthologien wirklich schon veraltet sind, so daß sich die Sammlung auch durch ihre Neuheit, durch etwas, wenn nicht Modisches, doch Zeitgemäßes auszeichnet.

Endlich muß ganz vorzüglich der pädagogische Takt gerühmt werden, der den Sammler geleitet hat. Er hat die unendlich schwierige Aufgabe gelöst, zugleich dem pädagogischen Bedürfniß und dem poetischen zu genügen, und während alle hier gegebnen Gedichte wirklich schön sind, ist auch kein einziges darunter, das als unziemend oder schädlich für das jugendliche Alter ausgeschieden werden müßte. Der Geschmack des Dichters geht hier mit der Vorsicht des Jugendfreundes immer Hand in Hand.

Somit ist diese Sammlung höchst praktisch und brauchbar für die Schulen. Selbst da, wo nur der alte Schlendrian der Deklamirübungen Statt findet, muß sie als die beste deutsche Anthologie, als die reichste und mannichfaltigste Materialiensammlung willkommen seyn; und auch in dem Fall, daß manche Pädagogen mit den in den beiden Vorreden ausgesprochenen theoretischen Grundsätzen des Herausgebers nicht ganz einverstanden seyn sollten, werden sie doch der Sammlung selbst die größte Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie dieß auch Herr Direktor Harnisch, der Hauptgegner jener Theorie, in der, in der Vorrede des zweiten Bandes vom Herausgeber beantworteten Rezension gethan hat.

Was nun diese Theorie betrifft, so ist die Hauptsache derselben folgendes. Der Verfasser stellt die Phantasie als die am frühesten sich entwickelnde und fortwährend alle andern belebende, allen andern zu Grunde liegende Seelenkraft dar, und verlangt, die Pädagogik solle sie als solche anerkennen und ihre Ausbildung nicht nur der des Verstandes gleich, sondern sie sogar derselben voranstellen. Er unterstüzt diesen Satz durch Hinweisung auf die ästhetische Erziehung der Griechen, und durch das, was Herder und Pestalozzi in dieser Hinsicht früher schon angeregt. Bekanntlich hat Pestalozzi auf die Ausbildung des Formensinnes im frühesten Kindesalter gedrungen, die für dasselbe weit wichtiger sey, als die allzufrühe Anstrengung des abstrahirenden Verstandes im grammatikalischen Unterricht. In derselben Weise dringt nun Follen darauf, daß im reiferen Jugendalter die Belebung und Reinigung der Phantasie durch ästhetische Bildung der allzufrühen Anstrengung des spekulirenden Verstandes in dem philosophischen Unterricht vorgezogen werden müsse. Mit einem Wort, er will der von unsrer modernen Pädagogik fast gänzlich vernachläßigten Phantasie zu dem ihr gebührenden Range über, oder wenigstens neben dem Verstande verhelfen, der jezt fast ausschließlich allein bei der Jugend ausgebildet und überbildet wird.

„Man sollte meinen, unsere philosophischen Pädagogen, voran die Anthropologen und Psychologen, hätten durch ganz einfache Beachtung, sowohl der Entwickelung der Seelenkräfte bei jedem gut organisirten Kinde, als durch Betrachtung des Antheils, den die Phantasie beim Erfassen und Verfolgen jedes, auch des trockensten Gegenstandes der realsten und der trivialsten Wissenschaft, als schlechthin unentbehrliche Mithelferin nimmt, sich längst im Falle befunden, die rechte Spur zu entdecken und sich gedrungen gefühlt, dieselbe lehrend nachzuweisen und deren praktische Benutzung zu verlangen. Denn, in Betreff des ersteren, was ist bei dem Kinde lebendiger und früher ausgebildet, als einerseits die Begierde nach Mährchen und Geschichten, und anderseits, der Spieltrieb desselben? — mithin Phantasie, empfangend und selbstthätig darstellend; wesentlich die gleiche Erscheinung, wie im Kulturgange der Völker, deren kindliche Phantasie auch vor allem nach Mähren und Geschichten greift, dieselben zur Sage gestaltet, dann zum Epos: nach jenem ursprünglichen Gesetze der Phantasie, Alles ins Schöne herauf zu bilden, bis es die heitere Region der Kunst gewinnt und so „die einzige zweite Welt in der hiesigen" erfüllt, von welcher, und auch aus welcher, unser Jean Paul redet und von der alle Dichter uns thatsächliches Zeugniß gaben."

„Aber das Wesen der Phantasie ist in weit größerem Umfang aufzufassen, bis dahin, wo sie als die Grundkraft des Menschengeistes, demnach einestheils als die Helferin und Vermittlerin alles Verstehens, anderntheils als das schöpferische Element erscheint, vermöge welches allein der Mensch mit Fug und Recht ein Ebenbild des Schöpfers genannt wird. Schauet zu, ob euer Verstand auch nur eine mathematische Figur, eine Zahl begreifen kann, bevor die Phantasie euch eine Gestalt derselben geschaffen und euerem Seelenauge vorgestellt hat! Und so hat Pestalozzi einen tiefen pädagogischen Griff in die Menschennatur gethan, wenn er statt Abstraktionen erfüllten Raum, wenn er räumliche Gestalten der Zahlen dem Lehrlinge als sichere Wegweiser voranstellt und damit das

Träumen und Tappen der Phantasie in wache Thätigkeit derselben verwandelt.“

„Ich verlange nächst dem gelehrten Wissen, noch eine gebildete geistige Produktionskraft. Diese dem Schüler zu vermitteln, ist die *ganze andere Hälfte* der Aufgabe jeder Schule, welche eine Bildung erzweckt, wie sie *jedem Menschen*, der auf vollständige, *allgemein* menschliche Ausbildung Anspruch macht, er widme sich übrigens fortan welchem wissenschaftlichen und Lebenszweck er immer wolle, schlechthin nothwendig ist. Und in dieser Richtung wird die große Lücke sichtbar, welche die neuere und neueste Pädagogik, so viel sie sonst ihre Kreise erweitert hat, übrig gelassen; der Mangel, an welchem unsere Bücherwelt, unsere Kunst, unser öffentliches und Privatleben so sehr und allgemein leidet, daß wir kaum noch das Bedürfniß eines bessern Zustandes empfinden!“

„Es ist aber endlich Zeit, daß die Pädagogik ihre große Aufgabe löse, beide Richtungen zusammen zu fassen, und sie zu sich selbst so wie zu einander ins rechte Ebenmaaß zu setzen!“

„Aber auch der, welcher sich nicht überzeugen kann oder will, wie die Phantasie die Erzeugerin aller übrigen *Geisteskräfte* sey, und dagegen nur eine Koexistenz und *Ebenbürtigkeit* derselben annimmt, wird gleichwohl zugeben müssen, erstens, daß der Phantasie, als dem eminent produktiven Vermögen, wenigstens eine *ebenmäßige* Ausbildung gebühre, wie den übrigen; zweitens, daß diese Sorgfalt ihr *früher* müsse zugewandt werden, als dem reflektirenden Verstande; drittens, daß die Phantasie, (und freilich der belebende Pulsschlag aller Geisteskräfte) insbesondere die Weckerin des *Sprachvermögens* ist, und so mittelbar wenigstens der *Ideen* selber, so wie die ermuthigende Führerin zur *Beredsamkeit*.“

Gegen diese Grundsätze läßt sich nicht streiten. Es ist unwidersprechlich gewiß, daß die Phantasie die Mutter aller übrigen Seelenkräfte ist, daß sie im Kinde zuerst sich entwickelt, daß sie auch später noch all unser Denken und Fühlen belebt und den mächtigsten Einfluß darauf übt. Und daraus folgt denn mit Nothwendigkeit, daß die Pflege, Reinigung und Ausbildung der Phantasie ein dringendes Erforderniß der Erziehung sey, daß dadurch keineswegs blos der Geschmack oder das poetische Talent allein, sondern auch Verstand und Herz überhaupt gebildet werden.

Je wichtiger und heiliger aber der Zweck ist, um desto genauer müssen auch die Mittel erwogen werden. Das Mittel, welches am nächsten liegt, ist die deutsche Poesie, mit deren Meisterwerken die Jugend bekannt gemacht werden, in der sie selbst sich versuchen soll. Hierbei sind aber zwei Umstände nicht außer Acht zu lassen. Einmal ist unsre deutsche Poesie der gesunden Natur nicht treu geblieben, sie hat an allen krankhaften Ausschweifungen der Ueberbildung Theil genommen. Ungleich der griechischen Poesie, die dem ganzen Volk angehörte und aus Leben sich anschloß, ist sie nur eine Angelegenheit der höhern Stände geworden, und hat sich vom wirklichen Leben in ein magisches Traum- und Scheinleben der Bücherwelt zurückgezogen. Daher ist ein aristokratisches und unpopuläres Element in sie gekommen. Sie ist häufig zur Delikatesse der vornehmen Geister geworden, ohne daß das übrige Volk die Genüsse und den Geschmack derselben theilen könnte, noch möchte. Aus diesem Gesichtspunkt nun muß sie mit schonungsloser Strenge geprüft und gesichtet werden, ehe man sie bei der Jugend einführt. Nichts wäre verkehrter, als wenn die noch in glücklicher Unbefangenheit aufblühende Jugend von dem Gift angesteckt würde, das die ästhetische Verbildung und Ueberbildung, die eigentlich galante Krankheit unseres Zeitalters, erzeugt hat. Und nur zu leicht läßt sich die Jugend durch den Schein blenden, nur zu leicht läßt sie sich durch zu frühen Genuß der verbotnen Früchte zur Genialitätssucht und zur Affektation geistiger Vornehmigkeit verführen. — Sodann wird der Geist der Poesie nur zu leicht über der Form vergessen, und diese dann als eine bloße Spielerei behandelt. Die tändelnde Verskünstelei ist der Tod der Poesie, aber sie findet sich überall ein, wo die Phantasie entweder fehlt oder noch nicht genug gebildet ist. Also neigt besonders die Jugend dazu, wie die zahllosen schülerhaften Versuche beweisen, mit denen sich junge Dichter ankündigen, um für immer wieder vergessen zu werden. — Beides erzeugt bei der Jugend die *ästhetische Renommisterei*, die sich etwas darauf zu Gute thut, die nützliche Prosa und die strengen Wissenschaften zu verachten, eine Verachtung, die sich bitter rächt.

Ich spreche nicht von einer künftig möglichen Gefahr, sondern von einem theilweise schon wirklich vorhandnen Uebel. Es gibt in unsrer Zeit nicht wenig junge Leute, die zu früh von den Hochgenüssen unserer belletristischen Hochtories gekostet haben, und an so delikate Speise verwöhnt, vom Wahnsinn ohnmächtiger Nacheiferung ergriffen, in schlechten Gedichten sich abgequält haben, und für das praktische Leben völlig untauglich, im eigentlichen Sinne des Worts verdorbne Genies, frühreife und frühwelkende geistige Krüppel geworden sind. Viele, sehr viele, die bei dem bekannten Nachahmungstriebe der Jugend etwas, das einem poetischen Talent ähnlich sah, haben blicken lassen und von unvorsichtigen Erziehern zu früh als junge Genies proklamirt worden sind, haben es für unerträglich erachtet, sich einem bürgerlichen Beruf zu widmen, und sie sind es, die jetzt die Masse der elenden Handwerksschriftsteller bilden, oder mit zertrümmerten Hoffnungen und tief gedemüthigtem Stolze zu sehr alltäglichen Geschäften zurückgekehrt sind. Ich habe als Journalist Gelegenheit gehabt, eine große Menge solcher, gern das Handwerk begrüßen-

der Buchmacher-Gesellen kennen zu lernen, und die unzähmbarsten, aber auch die verzweiflungsvollsten waren allemal die, die vom aristokratischen Hochmuth besessen, durch ihr Verständniß aller eleusinischen Geheimnisse der vornehmen Poesie über die gemeine Welt hoch erhaben zu seyn, sich auch zu allen praktischen Geschäften untauglich gemacht hatten. An dem Jammer dieser Unglücklichen waren aber in der Regel gefällige Professoren und Hofräthe Schuld, die ihre jungen Talente aus der verschloßnen Knospe mit den Fingernägeln herausgekrazt, und dann, als keine gesunde Blume zum Vorschein kommen wollte, sich von ihnen abgewendet und sie hinwelken lassen. — Solchen Beispielen muß man dann andre gegenüberstellen, da ächte poetische Talente ohne alle Anleitung, ja unter dem Druck prosaischer Verhältnisse dennoch siegend aus eigner Kraft durchgedrungen sind.

Die ästhetische Bildung findet ihre gefährlichste Klippe in dem Umstande, daß der aristokratische Dünkel junger Poetlein durch Druck und Verbreitung ihrer Gedichte so reiche Nahrung erhält. Bei den Griechen, bei den Skalden im Norden war dieß anders. Da bildeten sich die Talente anspruchslos in der Stille, und nur das größte Talent konnte allgemeine Theilnahme finden. So lange man jedes Gedicht, um es zu verbreiten, abschreiben oder auswendig lernen mußte, verbreitete man auch nur das Ausgezeichnetste. Jezt aber wird leicht auch das Unbedeutendste durch den Druck verbreitet, und das erste, woran der junge Poet in der Regel denkt, ist, sich gedruckt zu sehn. Wer also den Geschmack und das poetische Talent der Jugend zu bilden unternimmt, muß in unsrer Zeit beständig jenen falschen Ehrgeiz voraussetzen, und alle Mittel anwenden, ihn im Keim zu ersticken, wenn er nicht mit dem besten Willen selbst Unheil anstiften soll.

Während nun eine Belebung und Reinigung der Phantasie jezt und zu allen Zeiten ein wichtiges Erforderniß der Erziehung ist, scheint jezt wenigstens ein förmlicher Unterricht in der Verskunst nicht zweckmäßig. Die Verse sind theils das Unwesentliche an der Poesie selbst, theils gerade das, was die Eitelkeit der jungen Leute am meisten reizt. Hundert junge Menschen fallen in den gefährlichen Irrthum, sich für Dichter zu halten, sobald sie in einer gebildeten Sprache, die für sie dichtet und denkt, einen Vers machen können; während kaum Einer es wagen würde, sich auf seine Prosa, selbst wenn sie weit besser wäre, etwas einzubilden. Man gewöhne die Jugend, gute, selbst schöne Gedanken deutlich und vor allen Dingen kurz in Prosa auszudrücken, und dieß wird nicht nur ihre Phantasie und Denkkraft weit besser regeln, als der Vers, sondern sie auch weit weniger zu der Eitelkeit unreifer Autorschaft verführen. Ganz besonders aber hüte man sich, junge Menschen förmlich zur Nachahmung großer Dichter anzuleiten.

Auch bei der Geschmackslehre, bei dem Geschäft, jungen Leuten die vorzüglichsten Dichter bekannt und auf ihre Schönheit aufmerksam zu machen, hüte man sich, sogleich in das Feinste und Zarteste des poetischen Geistes wie der poetischen Form einzugehn. Man halte sich zunächst an das Starke, Erhabne, weil hiefür die Jugend am meisten empfänglich ist, weil die Grundstriche auch in der Poesie eher als die Haarstriche, die Grundmauern eher als die Basreliefs da seyn müssen. Wie die Jugend die großen historischen Schicksals- und Charaktergemälde des Herodot, Plutarch und Livius eher begreift, als die politischen Feinheiten des Thucydides, so begreift sie auch Schiller eher als Goethe und Tieck. Jeder Leser wird mich verstehn. Man muß die nach dem Großen und Blendenden trachtende Phantasie, das nach dem sittlich Erhabnen trachtende Gemüth der Jugend durch Hinweisung auf große epische oder reiche mährchenhafte Poesien, und auf erhabne sittliche Charaktergemälde oder ergreifende Sentenzen der didaktischen Poesie nähren, dagegen alle verweichlichenden oder die Leidenschaft weckenden Reize der lyrischen Poesie und alle nur dem männlichen Alter angemessenen Keckheiten des Humor oder Sophismen der Ironie von der Jugend fern halten.

Unser Verfasser hat diese vernünftigen pädagogischen Grundsätze in seiner Anthologie aufs genaueste angewendet, und nicht nur in deren epischem, sondern auch im lyrischen Theil durchgängig die Phantasie ansprechende, bilderreiche, große und kräftige oder sittlich erhabne Poesien ausgewählt, und wo er das Zartere wählte, es an die einfachsten Naturgefühle geknüpft und ihm in der poetischen Landschaftsmalerei einen schönen sinnlichen Hintergrund gegeben.

Das Wichtigste für Lehrer und Schüler ist wohl ein gutes Handbuch der deutschen Literatur. Kenntniß der vaterländischen Literatur ist nicht nur ein Erforderniß für jeden Gebildeten, sondern sie hat auch indirekt das große Verdienst, durch Hinweisung auf die besten Schriftsteller die Jugend von der Lektüre der schlechten abzuhalten. Troz des vorwaltenden Unterrichts in alten Sprachen fühlt sich doch der größte Theil der Jugend in müßigen Stunden zur Lektüre deutscher Bücher und namentlich belletristischer hinaezogen oder der Zufall schiebt sie ihr überall in die Hände. Hat nun die Jugend gar keinen Wegweiser, keinen Maaßstab, so wird sie theils viele kostbare Zeit, theils den Geschmack selbst mit schlechten Büchern verderben. Vor schlechten Büchern schüzt nichts als ein gutes Buch derselben Gattung.

Da Professor Follen schon in seiner Gedichtsammlung so viel Umsicht, Geschmack und Takt bewiesen, dürfen wir dasselbe von dem dritten Theil seines Bildersaals, der noch zu erwartenden Literargeschichte voraussetzen. Möchte es seinem tüchtigen Streben gelingen, in der pädagogischen Welt erfolgreich durchzudringen. M.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 20. — 19. Februar 1830.

Romane.

Man verbindet mit dem Namen Roman eine herkömmliche Geringschätzung. Dem epischen, lyrischen, dramatischen Dichter erweist man jede Art von Hochachtung, den Verfasser eines Romans aber nennt man wegwerfend einen Romanschreiber und zweifelt, ob er eigentlich den Dichtern beizuzählen sey. Andere Dichtungen studirt man als Kunstwerke, Romane werden in der Regel nur zum Zeitvertreib gelesen. — Es scheint, daß diese sonderbare Geringschätzung einer poetischen Form, die nichtsdestoweniger die beliebteste ist, auf einem veralteten Vorurtheile beruhe. In der That war es nur ein Vorurtheil, das die Romane verdammte, als sie im vorigen Jahrhundert mehr und mehr in die Mode kamen. Die damals noch mächtigen Theologen fanden die Romane zu profan, die Moralisten zu frivol und sittenverderblich. Endlich hielt man damals nur das für Poesie, was in Versen geschrieben war, und die Versemacher verfehlten nicht, als Zunftpoeten, auf die Romanschreiber, als auf unzünftige Prosaisten herabzusehn. Zwar kamen die Romane durch Rousseau, Sterne, Fielding, Goethe, Jean Paul ꝛc. zu großen Ehren, allein sie wurden durch die zahllosen Nachahmer dieser dichterischen Heroen bald wieder in Mißkredit gebracht, und das alte Vorurtheil gegen die poetische Prosa wurde durch den gerechten Unwillen gegen den Nachahmerpöbel unterstützt. Die Romanform war und blieb in Vergleich mit andern poetischen Formen gering geschätzt.

Trotz alledem ist gegenwärtig keine andere Form so beliebt, als gerade die Romanform. Das alte Epos ist ganz zurückgedrängt, und die Versuche es zu verjüngen, fallen durchgängig unglücklich aus. Die lyrische Poesie ist auch nicht mehr recht an der Tagesordnung. Man liest im Allgemeinen nicht gern lyrische Gedichte. Sie verschwinden je mehr und mehr aus den Journalen und Taschenbüchern. Selbst die besten lyrischen Dichter, wie Uhland, Rückert, Platen erringen nur langsam den Ruhm, der sonst den unbedeutendsten Versmachern entgegen kam. Die dramatische Kunst ist, nachdem sie kaum noch auf dem höchsten Gipfel der Vollendung zu stehn schien, plötzlich tief herabgesunken. Die Romane dagegen stehn jetzt in jeder Hinsicht oben an. In den Journalen und Taschenbüchern haben die Novellen entschieden das Uebergewicht, und das große Publikum der Leihbibliotheken so wie die örtlichen Lesevereine lesen fast nichts mehr als Romane. Deutschland producirt jährlich drei- bis vierhundert Romane, mit Inbegriff der Uebersetzungen, während Schauspiele, epische Gedichte und lyrische Gedichtsammlungen zusammengenommen im Volumen kaum ein Drittel davon einnehmen. Dieses Uebergewicht der Papiermasse entscheidet aber nicht allein; es ist gewiß, daß

im Durchschnitt jeder Roman wenigstens zehnmal mehr Leser findet, als irgend ein anderes poetisches Produkt, weil verhältnißmäßig nur sehr wenig epische, dramatische und lyrische Werke in die Lesebibliotheken aufgenommen werden, wohl aber alle Romane.

Es geht nun hieraus hervor, daß unter allen Dichterwerken die Romane den stärksten und ausgebreitetsten Einfluß auf das lesende Publikum, mit einem Wort auf das Volk üben. Schon deßwegen muß man ihnen eine weit höhere Bedeutung zuerkennen, als es gewöhnlich zu geschehn pflegt, und die Kritik, die etwa blos von einem hohen ästhetischen Standpunkt aus vornehm auf die Romane herabsehn oder sie sogar ignoriren wollte, würde den wahren Gesichtspunkt verfehlen. Werke, die vielleicht in ästhetischer Hinsicht unter der Kritik sind und keiner Erwähnung verdienen, können nichtsdestoweniger in moralischer Hinsicht vermöge ihrer Wirkung auf ein großes Publikum eine neue und hohe Bedeutung erhalten, welche die Kritik keineswegs übersehn darf. Ich betrachte daher die Romane nicht blos als Dichterwerke und in Bezug auf ihren poetischen Werth, sondern als **Bücher, die am meisten gelesen werden**, in Bezug auf die Wirkungen, die sie in den Meinungen und Sitten der Nation hervorbringen müssen. In dieser Beziehung verdienen sie mehr als irgend ein andrer Literaturzweig die Aufmerksamkeit der Kritiker.

Gegenwärtig zerfällt die Masse der Romane in zwei große Hälften. Die eine bilden Schilderungen des **modernen Lebens**, die andern Schilderungen der **Vorzeit**.

Die erstern haben in der Regel Liebe oder Ehe zum Gegenstande. Sie schweifen nicht hinaus auf den großen Schauplatz der Weltgeschichte, sie bleiben im engen Kreise des Privat- und Familienlebens. Nur die unbedeutendsten unter ihnen schildern bloße Begebenheiten, sonderbare Fügungen, Unglücksfälle und Glücksfälle. Die meisten gehn tiefer und schildern das menschliche Herz in seinen Wonnen und Leiden, in seinen großen Entschließungen oder Verirrungen, oder den Geist auf seinen verschiednen Bildungsstufen, in seinen mannichfaltigen, oft sonderbaren Abweichungen, und beides gewöhnlich im Kampf mit den Vorurtheilen und Konvenienzen der Welt. Einige wenige Romane gehn noch weiter, und schließen sich gewissermaßen schon an den historischen Roman an, indem sie mit historischem und philosophischem Geiste die charakteristischen Eigenheiten des Zeitalters in Meinungen, Sitten und Verhältnissen bald billigend, bald ironisirend darstellen.

Betrachten wir indeß diese Schilderungen des modernen Lebens ein wenig näher, so entdecken wir bald, daß sehr viele, ja, wir dürfen wohl sagen, die meisten **unwahr** sind, und daß zwischen der wirklichen Welt und dem Bilde, das die Schriftsteller und namentlich auch die Schriftstellerinnen sich davon machen, ein großer Unterschied ist. Wir bemerken, daß die Romane mehr das Gepräge der persönlichen Meinungen und Wünsche, Neigungen und Gewohnheiten ihrer Verfasser tragen, als das Gepräge der Natur und allgemein herrschenden Sitte. Auf diese Weise aber bringen die Romane jede Art von menschlicher Unnatur und Unvernunft zu Markte, und erfüllen die Köpfe der Leser mit einer Menge von falschen Ansichten, Täuschungen, Eitelkeiten, wenn sie nicht zugleich auch die Herzen verderben. Die Klage, daß Jünglinge und Mädchen durch Romane verdorben werden, ist so alt, als die Romane selbst und wohl begründet. Keine unverhohlne Unsittlichkeit kommt zwar nur noch höchst selten in Romanen vor, aber desto häufiger erscheint sie unter der Maske der Tugend und Schönheit. Was aber noch schlimmer ist, die Tugend selbst ist in den Romanen eine andre, als in der Wirklichkeit, daher man sie auch nur mit einem besondern Namen die Romantugend nennt. Welche Schwächlichkeit und Herzensverkehrtheit ist nicht schon in Romanen zur Tugend gestempelt worden!

In unsrer Zeit ist an diesen Romanen besonders dreierlei auffallend. Erstens: Wir leben im Jahr 1830, aber selbst die Romane, die sich pikiren, den Zuschnitt und die Farbe der neuesten Mode zu tragen, die den Schauplatz und die Zeit der Handlung ausdrücklich nach Deutschland und in das lezte Jahrzehend verlegen, bleiben troß alledem um funfzig Jahre im Zeitgeist zurück, und schildern die Verhältnisse und Lebensansichten der Menschen noch gerade so, wie in den achtziger Jahren. Dieß ist hauptsächlich in den Romanen der schon etwas bejahrten Verfasser, und noch häufiger in den Romanen der adeligen Verfasserinnen der Fall, deren es bekanntlich in Deutschland sehr viele gibt. Die Einen träumen in den Gewohnheiten der Jugend fort, die Andern versetzen sich gern in die Zeit zurück, in welcher der Unterschied der Stände greller war, und gewisse Eitelkeiten mehr respektirt wurden. An diese schließen sich dann wieder eine Menge jüngere Romanschreiber an, die aus zwanzig alten Romanen einen ein-und-zwanzigsten neuen zusammenschreiben, ohne sich um den Unterschied zwischen der wirklichen Welt und der Romanwelt zu bekümmern. So ist es denn gekommen, daß bis auf den heutigen Tag in der Mehrzahl moderner Romane ein ganz anderer Zeitgeist waltet, als im wirklichen Leben der Gegenwart. Noch immer spielen diese Romane an kleinen deutschen Höfen und werden größtentheils nur vom Adel gespielt. Noch immer sind ihre Hauptmotive: Strenge der väterlichen und sogar mütterlichen Gewalt, Adelstolz, Zittern

und Beben vor dem bloßen Gedanken einer Mesalliance, bizarre Pedanterei altmodischer Sonderlinge, gänzliche Hülflosigkeit junger Männer, die wegen eines Liebesabentheuers mit ihren Familien zerfallen, weinerliche Empfindelei oder Sturm und Drang wahnsinniger Leidenschaft, Idyllisiren und Idealisiren der Jugend bei gänzlicher Mißkennung der Verhältnisse und unpraktischer Faselei. Diese Motive mochten ehemals natürlich seyn, aber sie sind es jezt nicht mehr. Die Staaten haben sich erweitert, die Stände gemischt, die Jugend ist freier und vernünftiger geworden, jedem Talent steht seine Bahn offen, jeder kennt seine Rechte, die Gesellschaft athmet Einen Geist und jeder Einzelne vermeidet das Sonderbare. Sind die pedantischen Väter selten geworden, so sind es die verzweifelnden Söhne und die empfindsamen Töchter noch viel mehr. Wozu all der Jammer in unserm aufgeklärten, nüchternen, toleranten Zeitalter?

Zweitens. Die allgemeine Genialitätssucht, die zu Anfang des Jahrhunderts Mode wurde, hat sich, von der Natur abirrend, nur in Extremen Luft machen können. Manche waren wirklich sonderbare Genies, andre wollten es seyn. In manchen erzeugte die Fülle der Kraft ein Uebermaaß, andre, von Natur schwach, überreizten sich. Alles Wirkliche, Natürliche, Vernünftige wurde auf den Kopf gestellt. Man hielt es für das Zeichen des Genies, so ungemein als möglich zu seyn, wenn es auch noch so ungereimt herauskam. Daher eine ganze Sippschaft von Romanhelden, in denen sich die geniale Tollheit, die freche Anmaßung, der Cynismus und die Bizarrerei der moralisch-ästhetischen Verblidung abspiegelte, die interessanten Sonderlinge, die vielgereisten Hagestolze, die göthisirenden Vornehmen, die Heinsischen und Friedrich Schlegel'schen Wollüstlinge, die katholisirenden Maler, die schwermüthigen Dichter, die tollen Musiker &c., die man als die geistigen Helden der Zeit, als die Ideale moderner Männlichkeit bezeichnet, und die doch nur rein das Gegentheil, der geistige Auswurf der Zeit, die Karrikaturen der Männlichkeit sind. Wir haben gesehn, daß diese Romanhelden sich einerseits unter dem Deckmantel der Genialität alles erlauben, was ihre Genußsucht und Eitelkeit begehrt, zum Troz der guten Sitten und selbst der Natur, und daß sie andrerseits wieder eine genial seyn sollende Menschenverachtung, eine weltbürgerliche Melancholie, einen affektirten Haß gegen das Alltägliche zur Schau tragen. Beides ist in unsrer Zeit lächerlich, und die Romanschreiber scheinen dieß zu fühlen, denn Romane dieser Art werden immer seltner.

Leider aber sind nun die Damen von jener Bizarrerie angesteckt worden, und hier schwebt die Krankheit noch auf einer bedenklichen Höhe. Man kann beinah keinen der zahllosen von Damen geschriebnen Romane aufschlagen, ohne darin auf die widerwärtigsten Unnatürlichkeiten zu stoßen. Die Romanheldinnen dieser Damen haben eine gewisse schwindsüchtige Familienphysiognomie, die ihre innere Krankheit auf der Stelle verräth. Zwar beschränken sich einige unsrer schreibenden Damen blos auf getreue Darstellung der Modewelt, des Gesellschaftstons, der Abendunterhaltungen und versteigen sich höchstens bis zur Rührung einer Hochzeitfeier, die meisten aber wollen etwas mehr leisten und uns das weibliche Herz in seinen Tiefen aufschließen. Dazu bedienen sie sich denn ohne Ausnahme eines einzigen, ewig wiederkehrenden Motivs, der Entsagung, daher alle Damenromane auch nothwendig Entsagungsromane sind, ausgenommen die oben erwähnten Salonsromane. Von dieser Entsagung nun gibt es zwei Arten. Entweder entsagen die Heldinnen ihren Geliebten und dem Ehestande aus kindlichem Gehorsam gegen den Willen der Eltern, oder aus Genialitätssucht, aus Bizarrerie. Der erste Fall wäre ganz erträglich, wenn er nur nicht gar zu oft in Romanen vorkäme, wenn die armen Fräuleins nicht gar zu schwächlich, weinerlich und lammartig sich geberdeten, wenn ihre Liebhaber ein wenig mehr Kraft und Geschick zeigten. Es ist in der That auffallend, daß in dem vollkommen gleichen Fall der Lustspieldichter dem kühnen Liebhaber den Sieg über die tyrannischen Eltern verleiht, während die romanschreibenden Damen denselben Liebhaber ohne Noth jammern und verzweifeln lassen. — Der zweite Fall ist ganz unerträglich. Gesezt, ein Spiel der Natur oder eine unglückliche Erziehung hat das Weib seiner Bestimmung entfremdet, so darf doch eine solche widernatürliche Ausnahme nie zur Regel erhoben werden. Seit einiger Zeit aber gefällt es unsern schreibenden Damen, die Männerverachtung und willkührliche Ehelosigkeit zu preisen, und Romanheldinnen, welche diesem Grundsatz nachleben, als die höchsten Ideale der Weiblichkeit zu empfehlen. Sie ahmen darin nur den oben bezeichneten Dichtern nach, die in den abgeschmacktesten Sonderlingen die Ideale der Männlichkeit sehn. Aber die Erscheinung ist noch auffallender. Die Männer haben eine gewisse Narrenfreiheit, die den Weibern nicht ziemt. Es ist nun zwar nicht zu besorgen, daß solche prude Romanheldinnen ihre Leserinnen anstecken werden, denn in diesem Punkt ist das unerzogenste Bürgermädchen klüger als alle hochgebildeten Sapphos zusammengenommen; aber wozu denn die Unnatur predigen, wenn sie doch lächerlich ist und lächerlich macht?

Drittens. Es gibt noch immer eine nicht unbedeutende Anzahl Romane, worin sich eine ganz rohe und gemeine Gesinnung breit macht. In der Regel entgehn diese Romane der Zuchtruthe der Kritik und verstecken sich in den Winkeln der Lesebibliotheken vor dem Blicke

des gebildeten Publikums. Dennoch aber haben sie ein großes ungebildetes Publikum, und tragen nicht wenig dazu bei, den Geschmack, ja die Sitten desselben zu verderben. Es ist auffallend, in einer Zeit, in welcher der Geschmack und die Sittlichkeit auf der einen Seite sich so sehr verfeinert haben, auf der andern noch solche Barbarei zu finden.

Die historischen Romane gehn über den Kreis des Privatlebens hinaus, versetzen uns auf den großen Schauplatz der Weltgeschichte und schildern uns wirkliche Helden, oder doch Personen, die solchen Helden nahe standen und deren Schicksal mit den Schicksalen der Länder und Völker, mit irgend einer großen Epoche der Geschichte in Verbindung steht. Hier wird der Blick erweitert, und das Auge ergözt und erhebt sich an Gegenständen, die uns vielleicht nicht so nahe angehn, als das Privatleben, doch ungleich bedeutender sind. Die historischen Romane verhalten sich zu den modernen Liebesromanen wie das neue Jahrhundert zum alten. In den langen Friedenszeiten nach dem dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege wurde in Deutschland das Familienleben der geistige Mittelpunkt des Volks. Die französische Revolution und Napoleon rissen uns aus der Häuslichkeit heraus auf die Weltbühne. Das Interesse, das sich sonst nur an Familienbegebenheiten knüpfte, wurde den Weltbegebenheiten zugewendet. Diesem allgemeinen Zuge der Geister folgten auch die Romane. Hatte früher der Liebes- und Familienroman geherrscht, so kam nunmehr der Geschichtsroman an die Reihe, und gegenwärtig halten sich beide die Waage. — Es wäre wohl thöricht, wenn wir einen um des andern willen geringer schätzen wollten. Interessirt uns die Geschichte, so wird uns darum das Privatleben nicht gleichgültig. Befinden wir uns wohl im Schooße der Familie, so schließen wir darum die Augen nicht zu vor den Schauspielen der Weltgeschichte. Beide Romangattungen können, sich wechselseitig ergänzend, friedlich neben einander bestehn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtkunst.

Einhundert Epigramme, von Otto Graf von Haugwitz. Breslau, bei Korn dem Aeltern, 1828.

Zum Glück bewies mir vor Kurzem ein Berliner Aesthetiker, der eigenthümliche, antike und bleibende Charakter des Epigramms sey das Sententiöse, und obgleich es allerdings auch zugleich etwas Spitziges seyn könne, obgleich die Wahrheit der epigrammatischen Sentenz auch recht gut eine bittre Wahrheit seyn könne, so sei doch die Meinung, ein Epigramm müsse immer bitter seyn, so gemein geworden, daß es wenig Geschmack verrathe, ihr noch anzuhängen, und daß der klassische Epigrammatist sich bemühen müsse, alles Bittre, Spitzige, Satyrische zu vermeiden. Ich weiß nun doch, warum oben genannter Graf wohl gethan hat, seine ungespitzten, ja völlig platten Gemeinsprüche dennoch Epigramme zu nennen, und ich muß es löblich finden, daß er die Theorie des Aesthetikers mit seiner Praxis unterstüzt, damit das lächerliche Vorurtheil, über Epigramme lachen zu wollen, endlich ausgerottet werde. Diese gräflichen Epigramme sind ganz klassisch, sind doch auch gar nicht lächerlich, ja man könnte sie eher weinerlich nennen, weil so viel Kränkung und Trost darin vorkommt, weil der Dichter die Menschen so häufig beklagt oder unwillig über sie ist, und sich damit zufrieden gibt, daß er selbst wenigstens besser sey. Die Neuheit der Gedanken, die Kühnheit der Bilder und Wendungen erregen Bewunderung, z. B.:

Kennst du die widerlichste der Widerlichkeiten? der Unsinn
Ist's, der mit der Vernunft heiliger Würde sich bläht.

* * *

So vollendet die Zeit; fort eilt sie, und mächtig erlischet
Jeglich leuchtender Punkt, welcher das Leben erhellt.

* * *

Alles begräbt der Tod, und Menschen, und Zeit und Ideen.
Was dir wieder erscheint, Lieber, ist Schemen und Staub.

Und so geht es denn friedfertig und schläfrig fort, und Referent ist barfuß durch die ganze Epigrammenhecke gelaufen, ohne sich ein einzigesmal zu ritzen. Doch halt! da guckt doch ein kleiner Stachel sub rosa hervor, ein Häckchen für unartige Rezensenten:

Folge der Bahn, mein Adler! Dich kümm're wenig ihr Urtheil,
Wenig, wie den Komet, welchen der Pöbel bespricht.

Dießmal hat uns der Komet Wasser gebracht, aber zum Glück nur so wenig, daß kaum ein Vergißmeinnicht davon leben kann.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 21. — 22. Februar 1830.

Romane.

(Fortsetzung.)

Leider ist aber bei den historischen Romanen nicht weniger zu klagen, als bei den Familienromanen. Wie sie jezt gewöhnlich sind, muß uns vorzüglich Folgendes an ihnen auffallen. Erstens. Wir erwarten ein treues und eben seiner Treue wegen auch originelles Gemälde des Zeitalters, in welches uns der Dichter versezt, und was finden wir in den meisten Fällen? Nichts mehr und nichts weniger als wieder das aus tausend Romanen längstbekannte moderne Liebespaar, das mit seinen Kämpfen, Leiden und Entsagungen den ganzen Vordergrund des Gemäldes einnimmt, während der sogenannte historische Hintergrund nur höchst dürftig mit einigen, den Geschichtschreibern entlehnten Farben angemalt ist. Da mag die Scene nach Spanien oder Polen, nach der Türkei oder Schottland, in die Zeit Karls des Großen oder Luthers, der Hohenstauffen oder Friedrichs des Großen verlegt seyn, immer steht vorn der wohlbekannte junge Liebhaber, und das empfindsame Fräulein, das eine Zeitlang liebt und weint, und am Ende heroisch entsagt. Auch reden diese Liebesleute in jedem Lande und zu jeder Zeit ganz auf die nämliche Weise, und bedienen sich genau derselben hochtrabenden Phrasen von Tugend und Edelsinn. Das nennt man dann einen historischen Roman. Der einzige Unterschied besteht in der Dekoration. Hanswurst bleibt auf der Bühne stehn, nur hinter ihm werden die Coulissen gewechselt, heute ist er der Sohn eines schottischen Clans, morgen eines Nürnberger Bürgers aus dem sechszehnten Jahrhundert, übermorgen ein französischer Emigrant. Treten auch zuweilen wirkliche Helden der Geschichte auf, so ziehn sie doch größtentheils nur stumm über die Bühne, und stören nur höchst selten auf einige Augenblicke die wochenlangen Dialoge der Liebesleute oder derer, die gegen diese Liebe kabaliren. Schneidet man diese Dialoge und den ganzen modernen Vordergrund weg, so bleiben von manchem dicken historischen Roman nicht zehn Seiten übrig, die wirklich historisch sind.

Zweitens. In sehr vielen historischen Romanen wird die einfache Geschichte durch eine Zuthat von wunderlichen Abentheuern verunstaltet, die nicht weniger unpassend sind, als die eben gerügten modernen Liebesdialoge. Da müssen mystische Spione, verkappte Schutzgeister, wahnsinnige oder prophetische alte Weiber und unmenschliche Bösewichter die Mattigkeit der liebenden Hauptpersonen auffrischen, und dieser Mischmasch von Langweiligkeit und Tollheit heißt nichtsdestoweniger ein historischer Roman. So werden oft ganz bekannte Begebenheiten der Geschichte, die einen großen Reichthum von poetischen Charakteren und Situationen darbieten, bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Der Roman führt nicht die bekannten Helden der

Geschichte auf, sondern ganz fremde Gestalten, und erzählt nicht die bekannten Ereignisse, sondern Abentheuer über Abentheuer, die gar nichts mit der wirklichen Geschichte gemein haben.

Endlich können wir nicht unerwähnt lassen, was bei Romanen von jeder Gattung leider so auffallend ist, — die langweilige Schreibart. Sie ist keineswegs ein Fehler der Geistesarmuth allein, sie ist mehr, eine Liebhaberei, eine Mode, der selbst viele der bessern Schriftsteller huldigen. In der löblichen Absicht, die Leser zu mystificiren und so lange als möglich auf den Ausgang zu spannen, befleißigt man sich absichtlich des Ausdehnens, der weiten leeren Zwischenräume, der umständlichen Vorbereitungen und eines gewissen künstlichen Versteckenspiels, das zehnmal die Entwicklung ahnen läßt und uns zehnmal täuscht. Dabei vergißt man aber, daß der Roman kein Schauspiel ist, daß eine langweilige Vorbereitung, ein über die Gebühr ausgedehnter, die Zwischenräume füllender Dialog, uns nicht so angenehm beschäftigt, als die vorbereitenden und episodischen Scenen auf der Bühne, und daß, wenn wir am Ende den Ausgang kennen, nichts in der Welt mehr im Stande ist, uns zu einer nochmaligen Lektüre des mühsam durchgearbeiteten Romans zu vermögen. Nur Romane, die auf jeder Seite durch ihre geistreiche Darstellung fesseln, werden immer wieder und immer mit neuem Entzücken gelesen; Romane dagegen, die absichtlich so geschrieben sind, daß sie den Leser auf jeder Seite durch das Leere und Unbedeutende ärgern und nur so weit anregen, daß er hastig weiter liest, um endlich zum Interessanten zu kommen, solche Romane werden auch nur einmal gelesen, wie man eine Mahlzeit verzehret, um bald wieder zu einer andern zu gehn.

Ich will nun ein halbes Hundert neuer Romane die Revue passiren lassen. Was ich hier im Allgemeinen gesagt, werden sie im Einzelnen bestätigen und noch anschaulicher machen. Ich ordne zusammen, was sich verwandt ist, stelle die modernen Romane voran, lasse die historischen folgen und schließe mit einigen Uebersetzungen ausländischer Romane.

1) *Die Liebesgeschichten. Novelle von Posgaru. Breslau, bei Josef Max und Komp. 1829.* — Der Verfasser dieser Novelle beurkundet schon bei seinem ersten Auftreten eine Meisterschaft, daß man ihm prophezeihen darf, er werde, wenn er so fortfährt, einer unsrer ersten Schriftsteller werden. Mit dem Zauber Goethischer Klarheit und Ruhe verbindet er die feine Ironie Tiecks, und doch ist er nichts weniger als ein Nachahmer. Es war seines Geistes würdig, seine vielversprechende Laufbahn damit zu beginnen, sich von der alten Schule loszusagen, eine Scheidewand zu setzen zwischen sich und das imitatorum pecus. Doch es war auch natürlich. Es ist nichts natürlicher, als daß auch die junge Zeit ihre Genien erzeugt, und daß die jungen Geister von Anfang an ihren Standpunkt etwas weiter vorwärts nehmen, während nur die Heerde der Schwächlinge ihren Ursprung immer um einige zehn Jahre rückwärts datiet bis zum Geburtsjahr dieses oder jenes großen Werks, dieses oder jenes großen Mannes, dem sie nachäffen. Abgelaufen ist die alte Zeit, unwiderbringlich, und die neue Zeit fängt an, sich ihre Geister zu erziehn. Aus den Nebeln, die sich immer dicker und dicker auf die alte Zeit niedersenken, ringen allmählich einzelne Sterne sich los. In funfzig Jahren wird ein neuer literarischer Himmel mit neuen Sternbildern über Deutschland aufgegangen seyn. Eine geistig so sehr thätige Zeit, eine Zeit, die ein lebendiges neues Princip in sich trägt, deren kleinste Aufgabe die ist, das kranke Princip der alten Zeit zu bekämpfen — eine solche Zeit sollte sich durch nichts von der jüngstvergangnen auszeichnen? sollte ihre Männer nicht finden?

Das uns vorliegende geniale Kunstwerk gehört zu denen, die den Wendepunkt des poetischen Zeitalters bezeichnen. Es faßt den Gegensatz dessen, was die alte Kunstschule Goethes und der Schlegel erstrebt und erreicht hat, mit dem, was die neue Zeit erstrebt und noch nicht erreicht hat, in den Gegensatz von *Schönheit und Recht* zusammen, und mit rührender, ergreifender Wahrheit charakterisirt es *die Selbstvernichtung des Schönen durch seine Unsittlichkeit*, als den traurigen Ausgang der alten poetischen Zeit, und *die Hypochondrie der moralischen Sehnsucht*, als die Wehen des neuen noch der festen Grundlage, noch aller Fülle der Wirklichkeit entbehrenden Zeitgeists. Man muß gestehn, daß die Punkte, um welches sich alles geistige Leben der Gegenwart dreht, hier aufs schärffste bezeichnet sind.

Die Fabel der Novelle ist äußerst einfach. Auf der einen Seite bildet ein ästhetisch-liederlicher Graf, ein malitiöser Hofrath, ein derber Arzt und ein junger, fenlengnter, immer entzückter Dichter, der jeden Spaß seiner ironischen Freunde verträgt, eine fein epikuräische, auf dem üppigen Schloß des Grafen in Goethes Namen versammelte Gemeinde. Auf der andern Seite tritt ein Freund des Grafen, ein reisender Baron auf, dessen gesunde Männlichkeit und goldreine Sittlichkeit gegen jene Gesellschaft einen lebhaften Kontrast bildet. Beim fröhlichen Mahle streiten sie über die höchsten Ideen, die für das Leben gelten sollten, und hier entscheidet sich alles für das Schöne und den Genuß, dort für das Gute und Rechte. Bewundernswürdig ist die Schlangenklugheit der Selbstbeschönigung, und die geistreiche Ironie, mit welcher die Freunde die etwas derben moralischen Erinnerungen des Barons von sich weisen, und mit ächt poetischem Takt weiß der Dichter die wenigen schlagenden Wahrheiten des Moralisten durch die vielen glänzenden Sophismen der Aesthetiker dergestalt zu paralisiren, daß

dieß Gespräch in der That das ganze Uebergewicht, welches gegenwärtig noch die alte Kunstschule behauptet, und die Nutzlosigkeit der unpoetischen Moralprediger zu erkennen gibt. Es ist die höchste poetische Gerechtigkeit, die er der Poesie selbst widerfahren läßt. Mit Worten siegt jener poetische Epikuräismus, aber eine ernste That verkehrt aller Worte Süßigkeit und Lust in bittre Wermuth. Die Freunde erzählen ihre Liebesabentheuer, und diese Erzählungen steigern die poetische Lust bis zum Gipfel, denn ein jedes Abentheuer trägt den Charakter seines Helden und bekommt dadurch einen gewissen Haut-gout des Humors, den der Kenner als die größte Delikatesse der Novellenpoesie anerkennen muß. Zulezt erzählt der Graf sein Abentheuer, die Verführung eines unschuldigen Landmädchens. Hier wird der Knoten des Stückes geschürzt. Der Baron, der mit der tiefsten moralischen Indignation die Erzählung angehört, kann sich nicht länger halten und macht dem Freund die bittersten Vorwürfe über den Seelenmord, den er an einem liebenswürdigen Geschöpf begangen, und über die Behaglichkeit, mit der er das selber erzählt. Auch der Graf wird seinerseits empfindlich und die Freunde trennen sich im Unwillen. Aber während dieser Streit als über eine längst geendete Begebenheit geführt wird, werden wir plötzlich inne, daß diese tragische Begebenheit noch keineswegs geendet ist, und ihre furchtbare Gegenwart tritt mitten in die frivole Lust der Erinnerung hinein. Ein Bruder des verführten Mädchens, Soldat und voll Ehrliebe, hat gelobt, die Schmach zu rächen. Das Mädchen selbst folgt ihm, um ihn von einer blutigen That abzuhalten. Verkleidet langt sie auf dem Gut des Grafen an, und wird hier von der Gräfin, seiner Braut, im Garten entdeckt. Der Graf kommt dazu, und in dem Augenblick, in welchem er die Verführte wieder erkennt, rennt ihr racheglühender Bruder ihm den Degen in den Leib.

Ich kann mich nicht enthalten, um zugleich eine Probe von dem trefflichen Styl des Verfassers zu geben, einige der interessantesten Stellen aus jenen Gesprächen anzuführen:

„Eben weil sich alles öffentliche Leben in die Tintenfäßer der Büreaus verborgen hat, und was daraus ans Licht tritt, der freien Rede wenig zugänglich ist, flüchten wir uns gern in ein Gebiet, wohin uns unsre Sinnesart ohnehin treibt. Der Reichthum des innern Lebens, den unsre Dichter kundig zu entfalten wissen, entschädigt uns für die Armuth des politischen Daseyns. Wir gewinnen Schätze, von denen die übrigen Völker keine Ahnung haben: wir wissen in die Tiefe der Seele zu steigen, in ihren Abgründen sind wir heimisch und bekannt, und heben die verborgnen Perlen ans Licht.“

„Diese Tiefsinnigkeit der deutschen Poesie, versezte Farding, welche auch in den bessern Novellen sich zeigt, will ich an ihren Ort gestellt seyn lassen. Ich liebe unser Vaterland zu sehr, um nicht gern einen Vorzug anzuerkennen, auf den wir etwa stolz seyn können. Wenn ich mit der Richtung unserer Literatur nicht zufrieden bin, so trifft dieß nicht gerade den innern dichterischen Werth, ich spreche nur von dem Eindruck, den das ganze auf mich macht, im Vergleich mit dem, den ich aus der Fremde mitgebracht habe; und ich kann nicht anders, als die größere Behaglichkeit rühmen, mit welcher ich z. B. in England und Frankreich dem Treiben der Menschen und Bücher zugesehen habe, während mich eine Art von Schwindel ergriff, als ich nach fünfjähriger Abwesenheit mich zuerst wieder mit dem diesrheinischen Wesen bekannt machte. Ich mache weniger den Anspruch ein Kunsturtheil zu fällen, als ich mich auf ein moralisches aber sicheres Gefühl berufe.“

„Ich glaube nicht, daß sich unter den namhaftesten Schriftstellern Englands und Frankreichs auch nur Einer auffinden läßt, dessen Hervorbringungen nicht die entschiedene Farbe der nationellen, politischen oder religiösen Ansicht tragen, in welcher der Verfasser befangen ist. Ueberall wird sichtbar, daß er sich in einem klar begränzten Kreise bewegt, innerhalb dessen er das Wahre und das Rechte festhält. Um uns hievon zu überzeugen, dürfen wir nur irgend einen der historischen Romane Walter Scotts, z. B. die Schwärmer und etwa Tiecks Aufruhr in den Sevennen der Vergleichung wegen in die Hand nehmen. Beide haben sich mit der politischen und kirchlichen Unparteilichkeit geistreicher und redlicher Geschichtschreiber ihres historischen Stoffs bemächtigt; aber mit wie sehr verschiedener Unparteilichkeit! Dem Britten ist nicht vorzuwerfen, daß er irgendwo eine geschichtliche Erscheinung aus einem Gesichtspunkte betrachtete, der uns als poetisch ungerecht erscheinen müßte, und dennoch, ich weiß nicht wie, wird es uns klar, daß er weiß, was wahr und recht sey, und daß sich manches von dem, was er mit so viel Liebe schildert, zu der Wahrheit nur wie eine Verirrung verhalte. Dagegen übt Tieck ein solches „Sich mit Liebe versenken,“ ein Lieblingsausdruck der neuen Schule, vor dem ich einen gewissen Schauder empfinde, daß es in der That ein unbehagliches Gefühl ist, mit welchem wir nach der eignen Meinung des Verfassers umhersuchen, ungewiß, ob er ein Heide oder Christ, Katholik oder Protestant, Monarchist oder Demokart sey, ob er Mord und Todschlag billige und ein verführtes Mädchen bemitleide. Das erfahren wir nicht, und überzeugen uns endlich, daß er auf einer dichterischen Höhe stehe, von welcher herabgesehn die sittlichen Gegensätze verschwinden, von wo aus alles nur bezeichnungsweise recht oder schlecht, wahr oder falsch erscheint, und wie es gerade schicklich in der Dichtung seine Stellung nehmen kann. Das nennen die Leute Objektivität, und halten es für ein ganz eigenes klassisches Wesen, als dessen Meister

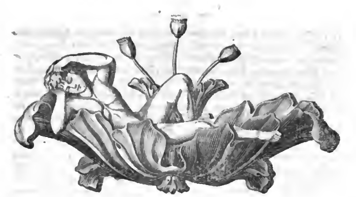
sie Goethe und Tieck verehren; als ob das ganze klassische Alterthum ein ähnliches Beispiel von bedenklicher Zerflossenheit aufzuweisen hätte, und als ob es eine Poesie geben könnte, losgerissen von dem heiligen Grunde eines subjektiven Fürwahrhaltens. Freilich übt das ungeheure Talent, welches wir in den Dichtungen von denen wir reden, bewundern, einen Zauber auf uns aus, der uns unwiderstehlich fortreißt, aber ich glaube jezt nicht mehr mißverstanden zu werden, wenn ich eben darin etwas Unsittliches finde: eine Verschwendung von geistiger Kraft, die mich dahin führen soll, anzunehmen, das Höchste theoretisch und praktisch sey: erhaben zu stehn über Allem, was die Herzen guter Menschen bewegt, und was zu erstreben Tausende hingesunkener Geschlechter für die Aufgabe ihres Lebens gehalten haben. Keine andere Aufgabe aber haben wir Deutschen, die wir uns durch diese vornehme Schule bilden lassen wollen, zu lösen, als die, uns jedem sittlichen Interesse alsbald zu entziehen, so wie es droht, unsrer dichterischen Undefangenheit unbequem zu werden. Denn das Bequeme ist eben die Losung dieser Lebensphilosophie." —

„Wer sollte nicht durch die gewaltige Kunst befriedigt werden, mit der Ihr Philosophen Alles so wohl einzurichten und darzuthun wißt! Wie wißt Ihr Alles im Allerinnersten und Tiefsten zu fassen, und dem Laster Eure poetischen Lumpen umzuhängen, daß es wie eine vornehme und liebenswürdige Person einher schreitet! O mein Freund, ist denn diese Kunst, mit der ihr das Rechte und Schlechte ineinander wirrt, etwas Anderes, als die Sophistik des verdorbenen Herzens? Unsre Wege gehn auseinander, wir verstehn uns nicht mehr; Du kannst nicht begreifen, wie mich deine Weise, das Leben zu betrachten, verlezt. Es ist unnütz, daß ich davon rede. Ich kann die ganze skandalöse Chronik eines sittenlosen Hofes hören, ja mitten in dem schlechten Wesen leben, und geduldig bleiben. Ich kann den bewußtlosen Leichtsinn entschuldigen, der sich in den Strudel der Lust stürzt, ich vermag es dann noch, anzunehmen, daß im Innern verborgen ein heiliger Punkt sich dem Erwachenden bewahrt, den das äußerliche Thun nur verhüllt, nicht vernichtet. Aber wie Ihr die Sünde treibt und betrachtet, und in Euer innerstes Leben aufnehmt, da ist kein Gedanke mehr da, der nicht vergiftet wäre. Alle Scheu und Schaam ist gewichen, und statt Euch vor Euch selbst zu verbergen, sucht Ihr in der Vergangenheit alle Gestalten des Bösen auf, um sie in anmuthiger Reihe vor der Einbildungskraft vorüber ziehn zu lassen." —

„Es ist eine auffallende Erscheinung, daß vorzugsweise die Männer heut zu Tage einer ganz eignen Art von Hypochondrie ausgesezt sind, die sich auf mancherlei Weise verräth. Ihr Einfluß ist selbst in den geselligen Zirkeln zu bemerken und ist mir im vorigen Winter in den Gesellschaften der Residenz aufgefallen. Man sieht die meisten Männer, und zwar selbst solche, die der allgemeine Ruf zu den geistreichen zählt, auf eine mißmüthige, oder wenigstens vollkommen gleichgültige Weise sich von der Gesellschaft fortziehn lassen, ohne daß sie sich irgend um etwas bemühten, was eine Lust, oder wenigstens eine Bewegung hervorbringen könnte. Es ist nichts, was ihre Theilnahme erregt; und diese Apathie scheint im umgekehrten Verhältniß des Alters zu stehn. Muntere alte Herrn hab ich darüber klagen hören, daß es keine Tänzer mehr gibt, und in der That sieht man nicht mehr das Fröhliche wie von Hüons Horn hingerissen werden. In der Untersuchung sind sie ernst und einsylbig; die angenehme Kunst, über ein Nichts behaglich zu schwatzen, ist ausgestorben. Wenn ich die langweilige Qual sah, mit der sie irgend eine abgerissene Bemerkung vorbrachten, wünschte ich mir oft ein Gespräch über das Wetter aus der guten alten Zeit; und ich war versucht, gedankenvolle Phrasen mit der Frage zu unterbrechen, die man in England häufig hören soll: Haben Sie die Sonne heute schon gesehn?"

Aus diesen kleinen Proben mag der geneigte Leser die interessanten und geistvollen, und dennoch äußerst leicht und anmuthig geführten Dialoge der Novelle beurtheilen. Der Verfasser hat die höhere Bedeutung der Novelle erkannt, wie sie Cervantes, Tieck, Steffens erkannt haben. Die Novellen sind in neuerer Zeit offenbar von ihrer wahren Bestimmung abgewichen. Namentlich unter uns Deutschen ist es Sitte geworden, in den Novellen und Romanen nur Geschichten, nur Handlungen zu schildern, die Meinungen dagegen in die ausschließlich gelehrten Werke zu verbannen. Dieß ist ein Fehler, der unsrer Literatur sehr zum Nachtheil gereicht. Wir müssen wünschen; daß nicht blos in gelehrten Werken docirt, sondern in anmuthigen Unterhaltungsschriften auch conversirt werde über das, was der Gegenwart am interessantesten ist. Die Novelle muß moderne Poesie par excellence seyn, in ihr muß der Geist beständig auf der Höhe der Zeit schweben, in ihr müssen die neuesten Ansichten des Lebens und der Kunst vorgebracht und gegen einander ausgetauscht werden. Diese Form paßt, wie Plato, Lucian und Cervantes bewiesen haben, auf alle Zeiten, schreitet mit jeder Zeit fort und ist vor allen der unsern angemessen, weil in unsrer Zeit die Meinungen beinah eine größere Wichtigkeit erlangt haben, als die Handlungen. Und wie unendlich viel mannichfaltiger und unterhaltender sind geistreiche Gespräche über alles, was unsre Zeit bewegt, als die unerträglich langweiligen Dialoge zwischen Liebenden in den gewöhnlichen modernen Romanen, und zwischen Herrn und Knechten, Bekannten und Unbekannten in den historischen. Endlich hat noch kein großer Novellendichter existirt, den sein Geist nicht unwillkührlich gedrängt hätte, in die Handlungen Meinungen einzustreuen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 22. — 26. Februar 1830.

Romane.

(Fortsetzung.)

2) Die Ehelosen. Von Therese Huber. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1829. — Die kürzlich verstorbene Verfasserin war eine Frau von großem Talent und noch größerer Lebenserfahrung. Abgesehn von dem Einfluß, den ihr berühmter Vater Heyne, den ihre berühmten Gatten, Forster und Huber, auf ihren Geist geübt haben mögen, hat sie bei mannichfachem Wechsel des Wohnorts und des Umgangs Gelegenheit gehabt, Deutschland in der guten alten Zeit vor der Revolution, dann die Revolution selbst kennen zu lernen, da Forster sich in den Strudel derselben stürzte und Huber als Publicist jeder ihrer Bewegungen folgte. Es war ihr vergönnt, die Menschen von sehr verschiednen Seiten zu sehn, und altes und neues Leben genau mit einander zu vergleichen. Diese Menschenkenntniß, und eine nur durch Erfahrung zu erringende Ruhe und Klarheit, ja selbst philosophische Kälte, mit der sie das wechselnde Treiben der Menschen ansah, sind in ihren spätern Schriften unverkennbar und geben ihnen häufig ein beinah männliches, keineswegs männisches, Gepräge. Sie unterscheidet sich in dieser Beziehung sehr vortheilhaft von ihren deutschen Nebenbuhlerinnen, denen man es größtentheils ansieht, daß sie nicht erlebt, was sie schildern, oder nur so Unbedeutendes erlebt, als sie schildern.

Allein die reichere Erfahrung, das männliche Urtheil blickt in den Romanen der Frau Therese Huber nur durch, ist nicht immer das Vorherrschende darin. Auch sie war zu sehr Weib, um nicht als Schriftstellerin manche Schwächen ihres Geschlechts zu verrathen, und sie war zu sehr Schriftstellerin, um nicht manche der kleinen Bizarrerien zu theilen, die bei der schreibenden Damenwelt die Stelle des nur den Männern eignen Humors zu vertreten scheinen.

Die Ehelosen mögen dieses Urtheil bestätigen. Die Verfasserin hat in diesem Roman einen reichen Schatz von Menschenkenntniß niedergelegt. Man muß die Schilderung der alten reichsbürgerlichen Familie mit all ihrer pedantischen Aengstlichkeit, ökonomischen Gemeinheit und gemüthlichen Weichlichkeit, womit die Geschichte eröffnet wird, meisterhaft nennen. Nur höchst selten und von den besten Meistern ist der deutsche Philister so treu in seiner Eigenthümlichkeit geschildert worden. Auch der Offizier, dem es mit vieler Mühe gelingt, die Tochter aus jenem Hause heimzuführen, ist in seiner deutschen Ehrlichkeit und anspruchslosen Männlichkeit sehr gut charakterisirt, und es ist wahrlich kein kleines Zugeständniß, wenn man einmal von einer Schriftstellerin sagt, sie habe einen Mann geschildert, da selbst die Staëls und Mor-

ganz nur Mitteldinger von Bären und Affen, aber keine Männer darzustellen wissen. — Im Verfolge der Geschichte jedoch entwickelt die Verfasserin nach und nach Ansichten, und führt nach und nach Charaktere ein, deren Unnatur unser günstiges Uetheil sehr herabstimmen muß. Die kränkelnde Gattin jenes Offiziers nimmt ein Gesellschafts-fräulein an, und durch diese wird noch ein anderes Feäulein, eine Stiftsdame, in den Roman gezogen, welche beide, Anna und Elisabeth, die eigentlichen Heldinnen desselben, nämlich die Ehelosen sind. Kotzebue brachte den schönen Namen der Unvermählten, Therese Huber bringt den der Ehelosen auf, um auf eine schonende Weise das zu bezeichnen, was die gemeine Welt bisher ohne Aeg eine alte Jungfer genannt hat. Spott über Personen dieser Gattung ist eben so grausam, als trivial; allein man muß sich doch auch hüten, ins entgegengesezte Extrem zu fallen, die alten Jungfern als die höchsten Ideale der Weiblichkeit aufzustellen, und Frauen und Müttern jenen ehelosen Engeln schlechteedings hintanzusetzen. Treibt man eine so übeetriebne Sentimentalität und Andacht mit ihnen, so muß dieß gerade den Spott wieder wecken und gewissermaßen rechtfeetigen, da er vermieden weeden sollte.

Die Verfasserin begeht diesen Fehler. Wir erstaunen, aus der Feder einer Gattin und Mutter Sätze fließen zu sehn, die der Natur hohnsprechen, und die man höchstens der Affektation einer wirklichen alten Jungfer verzeihen könnte. Sie behauptet, nur im rohen Naturstande sey die Bestimmung des Weibs, Mutter zu werden. „Daß die Ehe in dem Zustande der Gesellschaft, wie er sich jezt gestaltet hat, nicht mehr Naturgebot sey, wage ich in meinen Ehelosen darzustellen.“ (Voerede S. XI.) Sie geht noch weiter. Sie entschuldigt die Ehelosigkeit nicht etwa blos als Ausnahme, sondern sie verlangt eine förmliche Erziehung zur Ehelosigkeit, und tadelt es sehr bitter, daß man die Mädchen zu nichts anderm bestimme, bilde und erziehe, als zum Heirathen. (S. XIV.) Die sklavische Unterwerfung unter den Mann und unter den allgemeinen Naturzweck erscheint ihr als etwas der höhern geistigen Bestimmung des Weibes sehr unwürdiges. Sey diese Unterordnung auch frühee im rohen Naturstande natürlich gewesen, so sey sie es doch jezt nicht mehr; jezt sey die Sinnlichkeit durch Veredlung der Gefühle bezwungen und unter die Heerschaft des Verstands gedeacht (S. XI). Sie erzählt selbst (S. IX), eine Mutter habe ihr eingeworfen, die Ehelosigkeit sey ein Stand, den das Mädchen wider Willen wähle, der sie unglücklich mache, und in dem sie Teost bedüefe. Die Verfasseein ist aber weit davon entfeent, dieß zuzugeben, sie erwiedert mit stolzem Spott, diese Unglücklichen sollen sich nicht für unglücklich halten, vielmehr gerade für die Ideale ihres Geschlechts, sie sollen freiwillig den ehelosen Stand, als den, der weiblichen Bestimmung angemessensten, wählen! Wo, meint sie, liege denn das Unglück? Die Trennung von den rohen Männern sey ja ein Glück, ein gebildetes Mädchen könne gar keinen Mann finden, der ihrer würdig wäre, und da sie den Männern nichts schuldig sey, da sie keine Verpflichtung zur Gattenwürde habe, könne sie nur den Kindern etwas schuldig seyn, nur eine Verpflichtung zur Mutterwüede haben. Aber diese leztere könne sie eefüllen, ohne selbst Mutter zu seyn. Das Muttergefühl der natürlichen Mutter sey nur ein roher thierischer Trieb: „Für das sittlich ausgebildete Mädchen ist nur der geistige Inhalt der Mutterschaft Bedürfniß geblieben.“ (Theil II. S. 88).

Das ist die Altejungfern-Sophistik, die den vorliegenden, sonst so veeständigen Roman mit ihrer Thorheit anfüllt. Anna erscheint als die ältere Schwester zweier Kinder, welche sie nach der Eltern Tode zu derselben Ehelosigkeit erzieht, die sie sich selbst als Ziel gesteckt hat. Sie ist untröstlich, da ihre Absicht mißlingt, da beide Geschwister gegen ihren Willen dennoch heirathen. O die Undankbaren! Elisabeth hat an ein Paar Liebhabern die Peobe gemacht, daß die Männer überhaupt nichts taugen, daß kein Mann ihre weibliche Zartheit zu verstehn im Stande sey. Auch sie hat sich also zur Erziehung fremder Kinder entschlossen, und wirklich beeifeen sich Väter und Mütter des ganzen Romans, ihre Kindee diesen beiden Heiligen zu übeegeben. Da man reich ist, dehnt man die liebreiche Erziehung auch auf die Armen aus, und es wird ein ideales Schwesternhaus projektiet, worin arme Mädchen zur Ehelosigkeit eezogen werden sollen, ein Altejungfernseminar.

Ich bin weit entfernt, solche neue Grundsätze der weiblichen Eeziehung im Ernst einer Widerlegung wüedig zu achten, da, so lange die Welt steht, die Natur Natur dleiben wied, die Mädchen immer liebee heirathen als sitzen dleiben, die Müttee ihee Kinder immer lieber selbst erziehn, als sie neidischen bizaeren alten Jungfern überlassen werden. Allein ich muß bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß Grundsätze, wie sie hier eine geehrte Frau ausspeicht, in unsrer Zeit sehr häufig ausgespeochen weeden, und so wenig sie im wirklichen Leben Wurzel schlagen können, doch in der liteearischen Welt ziemlichen Kredit finden. Wir stoßen hier auf ein Symptom der Keankheit, die außerdem in vielen andern Symptomen sich kund gibt. Ich meine das oben schon besprochne große chronische Uebel dee moealisch-ästhetischen Verbildung durch Ueberbildung, ein Uebel, das die Nerven des alten literarischen Geschlechts durch Ueberreizung unheilbar zerstört hat, aber auch mit diesem Geschlecht absterben wied, wenn wie Jüngern es verstehn, uns vor der veeführerischen Ansteckung zu bewaheen. Die krankhafte Ueberfeinerung der Gefühle, deren geheimstes

und wirksamstes Gift nicht etwa in Goethes Schriften und vorzüglich im Werther und in den Wahlverwandschaften, sondern schon weit früher in den Romanen von Rousseau, Goethes Vorbildern, gesucht werden muß, hat zu zwei Extremen geführt, die wechselseitig einander entgegengesetzt, doch einander wechselseitig hervorrufen und tragen, nämlich zum Extrem des ästhetischen Sybaritismus, der unbedenklich dem ästhetischen Genuß die Moral aufopfert, der überall nur genießen, genial, vornehm genießen will und gerade in der Zerstörung der moralischen Grundfesten des menschlichen Wesens den pikantesten Genuß, den süßesten Triumph der poetischen Genialität sucht, — und zum Extrem der ästhetischen Prüderie, die umgekehrt den von der Moral erlaubten, ja gebotenen Genuß verschmäht, und auf eine eigne neue, geniale, vornehme Manier moralisch seyn will, die ewigen, unbestrittnen Naturgesetze verläugnet oder verkehrt, die heilige Natur selbst nur gemein findet und sich für zu kostbar hält, um natürlich zu seyn. Beide Extreme entspringen aus der gleichen Ueberreizung der Gefühle. Eins ruft das andre, die Schwelgerei ruft den Ueberdruß, die Genußsucht die Genußverachtung, die Buhlerin die Betschwester hervor. Jenem Sybaritismus huldigen mehr die cynischen Männer, dieser Prüderie mehr die konventionellen Damen. Zu Anfang des Jahrhunderts herrschte jener vor. Den raffinirt wollüstigen Romanen jener Periode sind jezt unsre prüden Altenjungfernromanen gefolgt. Beide haben das Privilegium der ästhetischen Vornehmigkeit angesprochen, (Friedrich Schlegel in seiner — Johanna Schopenhauer in ihrer Weise), und beide sind nur Symptome derselben Krankheit, der Unnatur durch hyperästhetische Kultur.

Wenn man auf diese Art berechtigt ist, Romane, wie den vorliegenden, für Reu- und Bußübungen zu halten, durch welche die alte Schuld der poetischen Sybariten gesühnt wird, so betrachtet man sie aus dem mildesten Gesichtspunkt. Ist die Buhlerin erst eine Prude, eine Betschwester geworden, so ist das auch ein Zeichen, daß sie alt geworden ist. Diese literarische Unnatur, die wir aus dem vorigen Jahrhundert ins jetzige herübergeschleppt, scheint also im Absterben begriffen. Wir sind über die Religion der Wollust, über Schlegels Luzinde hinaus, wir werden vielleicht noch schneller über die Altejungfernmoral hinauskommen, die uns jezt noch langweilt.

Ein kleiner Zug des hier besprochnen Romans scheint mir noch bemerkenswerth. Es kommt unter andern eine junge Dame darin vor, die zu schriftstellern anfängt und ihrem Manne das erworbne Honorar in die Hauskasse liefert, worüber er denn in Entzücken geräth und beständig zwischen der innigsten Liebe und der höchsten Achtung für ein so talentvolles Weibchen selig in der Mitte schwebt. Gibt es wirklich dergleichen Männer? Ist es wirklich ein Glück, der Gatte einer Schriftstellerin zu seyn? Das hätte uns Forster oder Huber, aber nicht ihre Frau selbst beantworten sollen.

5) Selbstopfer. Von Leontine Romainville. Leipzig, Brockhaus, 1829. — Schon der Titel deutet an, daß wir auch hier wieder eine von den Entsagungsgeschichten vor uns haben, die das Lieblingsthema der deutschen Schriftstellerinnen sind. Wie viele hundert Damenromane sind nicht schon erschienen, worin die Heldin ein Mädchen war, das ihrem Geliebten aus Großmuth entsagt, weil es ihre Eltern, weil es die Standesverhältnisse verlangen, weil ein anderes Gelübde sie oder ihn bindet, oder gar weil sie nach dem Grundsatz der Frau Therese Huber den Altenjungfernstand für das Ideal weiblicher Bestimmung hält und auch da nur platonisch liebt, wo sie auch nicht platonisch lieben könnte. Wenn Selbstaufopferung das sittlich und eben darum auch poetisch Höchste, wenn sie unbezweifelt der schönste Gegenstand der tragischen Poesie ist, so muß sich der Dichter doch eben deßhalb mit besonderer Sorgfalt in Acht nehmen, sie lächerlich zu machen. Dieß geschieht aber in allen Fällen, in welchen die Selbstaufopferung aus einer bloßen Grille, aus einer Bizarrerie weiblicher Ueberbildung, weiblicher Unnatur entspringt; und gerade diese Bizarrerie ist es, die von unsern Schriftstellerinnen in den meisten Fällen der Aufopferung zu Grunde gelegt wird. Dieselbe Unnatur, dieselbe widerwärtige Pruderie, die ich oben schon der Frau Therese Huber vorwarf, herrscht in den meisten Damenromanen. Die Unvermählte, die Ehelose aus freiwilliger Selbstquälerei, aus unnützem, mißverstandnem Heroismus ist zur stehenden Figur, zur Charaktermaske in den Damenromanen geworden. Man trifft sie Duzendweise in den Almanachen und in den Romanen jeder Messe an.

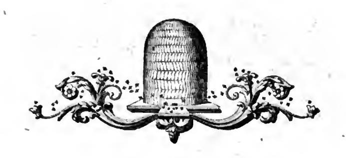
Auch hier ist die Heldin diese Charaktermaske. Zwei junge Deutsche reisen nach Paris und werden dort in das Haus eines Banquiers eingeführt. Einer von ihnen verliebt sich in die Tochter des Hauses, die seine Liebe erwiedert, aber ihm entsagt. Er kann nie erfahren, warum? Sie härmt sich endlich zu Tode und da kommt es heraus, warum sie den Geliebten nicht hat heirathen wollen. Sie ist nämlich nicht die Tochter des Banquiers, sondern nur ein angenommenes Kind; der Sohn des Banquiers, ihr vermeintlicher Bruder hat sich in sie verliebt, und obgleich sie ihn nicht liebt, noch weniger ihn durch eine Heirath glücklich zu machen gedenkt, hält sie es doch für Pflicht gegen ihre Pflegeältern, ihn zu schonen, und auch keinen andern zu heirathen. Den Einen liebt sie und will ihn doch nicht heirathen. Den Andern will sie schonen und quält ihn doch durch ihre Liebe zu jenem so arg, als wenn sie aus der Liebe vollends eine

Ehe gemacht hätte. Sie macht alle unglücklich und quält sich selbst zu Tode. War der vermeinte Bruder eines solchen Opfers werth, und hat er durch dieses Opfer irgend etwas gewonnen? Nichts weniger. Die Eltern würden mit Freuden die Ehe der Tochter mit dem jungen Deutschen gesegnet haben, und der Bruder müßte ein Narr und Bösewicht zugleich gewesen seyn, wenn er von einem Mädchen nicht abgestanden wäre, das ihn augenscheinlich nicht liebte. Hier ist also wieder ein endloser Jammer aus falscher, mißverstandner Zartheit. — Uebrigens sind in dem Roman artige Schilderungen der Pariser Lokalitäten und Sitten eingestreut, die bei weitem interessanter sind, als die Liebesgeschichte selbst.

4) **Der Schloßberg bei Töplitz. Eine Geschichte des siebzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, von Wilhelmine Lorenz. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack, 1829.** — Die Fassung dieses Romans ist nicht übel. Eine Gesellschaft versammelt sich im Angesicht einer alten Burg, an die sich interessante Traditionen knüpfen, und während ein Mitglied der Gesellschaft die alte Geschichte der Burg erzählt, spinnt sich unter den Gliedern der Gesellschaft ein neuer Roman an. Das ist ein ganz artiger Plan zu einem Doppelroman, aber die Verfasserin hat ihn besser angelegt, als durchgeführt. Die Gesellschaft, ach, sie ist doch gar zu langweilig. Was das sich komplimentirt und durcheinander gattert und schnattert! Da findet sich eine interessante Dame ein. „Der Name Arminia ließ in der Fremden eine ziemlich bekannte deutsche Schriftstellerin entdecken.“ Wie dreht und windet sich nun alles in Respekt und Andacht! Wie süß muß es einer Schriftstellerin seyn, sich selbst so in effigie zu vergöttern, und ihrem Ebenbild im Roman all das Lob vorzuräuchern, das ihr die bösen Rezensenten nicht gönnen! Wahrlich, die Verfasserin meint es mit ihrer Arminia so gut, als es irgend ein Frauenzimmer vor dem Spiegel mit sich selber meinen kann. Wenn sie nur wenigstens einen ironischen Hofrath oder Baron angebracht hätte, den die eitle Arminia ennuyirte, oder eine moquante Dame, die ihren gelehrten oder romantischen Anzug kritisirte, aber nein! alle, Herren und Damen, beten die Glückliche blos schlechtweg an, und sie genießt den ungestörtesten Triumph. Die Herren beugen ihre kleinen Geister vor dem ihren, und zollen ihr unbegränzte Achtung, die Damen lieben sie sogar, und nichts ist Verstellung, alles pure Wahrheit und Natur. Man umflattert und umklammert sie, sie soll erzählen, sie soll vorlesen, die neue Corrinna. „Bitte, bitte, liebe neue Freundin, erfüllen Sie unser Aller Wunsch, lassen Sie uns belehrt von hinnen gehn!“ Was will die Gute antworten? „So lieben Wünschen zu widerstehn, erfordert mehr Kraft, als mir verliehen, und ich ergebe mich gern.“ Nun zieht sie ihr ungeheures Manuscript hervor und liest, und da wir Leser und Rezensenten offenbar mit zur Gesellschaft gehören, so wäre es wohl die größte Indelikatesse von der Welt, wenn wir nach einer solchen Einleitung nicht beim Ausgang klatschen und loben sollten, was Hand und Zunge vermag. Im Buche selber steht, die Erzählung ist ein Meisterstück, rührt und entzückt alle Zuhörer, die Erzählerin ist eine über den Tadel hoch erhabne gefeierte Dichterin, eine Göttin. Was hülfe es nun, wenn ich es anders meinte, es bliebe doch im Buche stehn, was steht. Ich bemerke nur noch, daß der neue Roman, der sich in jener Gesellschaft und im neunzehnten Jahrhundert anspinnt, auf das Thema hinausläuft, von dem alle Damenpoesie unsrer Zeit (von der Corinna der Frau von Staël an) ausgeht und auf das sie beständig zurückkommt, nämlich auf **Entsagung**. Sie entsagen allem, diese Schreibseligen, nur nicht der Dinte.

5) **Alban und Nanny. Ein Roman von Penseroso. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack, 1829.** — Wieder einmal eine Mesallianz-Geschichte, voll Liebeskummer, Entsagung und Versöhnung. Alban ist ein junger reisender Virtuose, Nanny seine Schwester. Er verliebt sich in ein vornehmes Fräulein, sie in einen vornehmen Grafen. Das Fräulein heirathet einen Edelmann, Alban bleibt ihr dennoch treu. Der Edelmann geht nach Rußland und wird ihr untreu. Sie, in frommer Duldung, reist zu ihm und vergibt ihm. Alban, in frommer Duldung, begleitet sie als Ehrenwächter, übergibt sie dem reuigen Gemahl und geht entsagend zu Schiffe. Die Ostsee verschlingt ihn. — Nanny entsagt ihrem Grafen ebenfalls und verspricht dessen Mutter, ihn nie zu heirathen. Der Graf, der weder Muth hat, dem Vorurtheil zu trotzen, noch sein Unglück zu ertragen, fällt in eine schwere Krankheit. Die Mutter, dadurch bewegt, schlägt ihm vor, seinem jüngern Bruder das Erstgeburtrecht abzutreten und dann Nanny zu heirathen. Er willigt ein und zieht mit Nanny nach Amerika. Hier stirbt er, sein jüngrer Bruder stirbt auch, und Nanny kommt zurück, die reiche gräfliche Erbschaft in Empfang zu nehmen. Wer Lust hat, sich durch die Thränen, Süßigkeiten, Schwächlichkeiten, den falschen Jammer und die komischen Leiden der in diesem Roman auftretenden Personen durchzuarbeiten, thu' es; ich thu' es gewiß nicht zum zweiten Mal. Ein reisender Virtuose, der den seufzenden Werther spielt, und ein majorenner Graf, der Liebe, Ehre und Leben einer höchst unzärtlichen und pedantischen Mutter aufopfert, sind Wesen, die weder natürlich genug sind, um nicht poetisch, noch poetisch genug, um nicht natürlich seyn zu dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 23. — 1. März 1830.

Geschichte.

Histoire de la Pologne avant et sous Jean Sobieski par A. Salvandy. 3 Vol. Paris 1829.

In Sparta zeigten die Väter ihren Söhnen betrunkene Sklaven, um ihnen Abscheu vor der Völlerei einzuflößen. So weist man auf Polen hin, wenn man ein Volk vor dem Wahlreich und vor der Freiheit ohne Gesetz warnen will. Das Land erscheint dann wie ein armer zur Lehre und Warnung anderer leidender, niedergedrückter und mißhandelter Sklave.

Ja, die Polen sind ein Volk, das sich durch seine politische Unbedeutenheit vor andern auszeichnet. Die Momente seines Ruhms, werden ihm nicht einmal wie andern Völkern als Ruhm angerechnet, denn nie haben die Polen für sich selbst gearbeitet. Wenn sie in den großen europäischen Kriegen mitstritten, so war es immer ohne Namen; sie waren gut genug um durch Ueberrumpelungen und Coups de main Schlachten zu gewinnen, aber nicht für sich, sondern für andere, die sich in die Beute theilten. Der Polen militärischer Ruhm hat ihnen nie wirkliche Kraft gegeben, so wie aus ihren tumultuarischen Aufständen nie wahre Freiheit hervorging. Wie alle alte Nationen, zählen sie Jahre und Jahrhunderte, sie sind aber dadurch nicht weiser geworden. Große Unfälle haben sie erlitten, ohne dadurch klüger zu werden. Sie machten eine traurige Erfahrung nach der andern, dieß trug ihnen aber kein einziges volksthümliches, dauerndes Gesetz ein. Polen ist in dem Alter, wo andere Völkerverbindungen in Verfall gerathen, weil sie sich über- und ausgelebt haben, weil sie zu civilisirt geworden sind und weil es ihnen zu wohl gieng. Demungeachtet steht das Volk noch bei den ersten Rudimenten, aber nicht in Jugendkraft, sondern im Verfall des Alters.

Es ist wahrhaftig schwer, die Geschichte eines politischen Zustands zu schreiben, der keinen Namen hat, denn er ist nicht Republik, nicht Monarchie, nicht sklavisch, nicht frei, nicht civilisirt und nicht barbarisch. Nach welchen Grundsätzen soll Licht in das Chaos gebracht werden? Woran soll man sich in diesem verworrenen Wesen halten? Und was gewinnt am Ende die Geschichte bei der Kenntniß alles des Glücks und Unglücks, welches dieß sonderbare Menschenaggregat betraf, bei der Erzählung der unsinnigen und leeren Kriege? Welch' armes, unglückliches Volk! Heute lebt es noch ruhig in seiner Heimath, morgen hat es sie schon verloren und ist flüchtig; es thut immer Rückschritte, während das ganze übrige Europa vorwärts eilt; an seiner Gränze blüht und gedeiht Rußland, von dem es vor einem halben Jahrhundert zerrissen und unterjocht wurde, es blüht und gedeiht Preußen, England, Frankreich, Oestreich. Aber diese al-

gemeine Bewegung macht den Polen keine Lust, mit dem übrigen Europa gleichen Schritt zu halten. Sie sind ein vom politischen Tod umfangenes Volk, wo die Gegenwart die Zukunft verschlungen hat, wo nichts Früchte trug, nicht einmal der Ruhm; und wo die klügsten und kühnsten Könige nichts thun konnten, als mit unwirksamen Mitteln den langen, schrecklichen Todeskampf des Volks aufzuhalten.

Es ist mühsam und peinlich, der Polen Geschichte zu schreiben, und es bleibt immer sehr ungewiß, ob es einem damit glückt. Der Verf. hat immer viel unternommen, wiewohl er nur sechszig Jahre aus der polnischen Geschichte behandelt. Salvandy tritt auf diesem unsichern Boden als Geschichtschreiber und fast als Lobredner eines glänzenden, großmüthigen und stolzen Geschlechts auf, dessen Geschick allerdings Theilnahme und Mitleiden erregen kann.

Voraus geht eine Einleitung voll Thatsachen, die den Leser auf den ganz sonderbaren Charakter der polnischen Geschichte aufmerksam macht. Es wird hier mit Gründlichkeit und Sachkenntniß von den ersten Zeiten dieses Landes gehandelt und in einigen wahren und großen Zügen folgt die Darstellung dreier Königsregierungen vor Sobiesky. Hier kommen so viel Kriege, Zertrümmerungen und Zerreißungen vor, daß man erstaunen muß, wie Polen bis zu Sobiesky bestehen konnte. Es wird von drei Königen gesprochen, von denen Einer sehr geschickt, der Andere sehr weise war, die wir aber mit dem Verfasser nicht groß nennen möchten, denn sie haben nichts gethan, und wenn man Salvandy's Buch zumacht, so erinnert man sich kaum ihrer Namen. Groß sind nur die Männer zu nennen, deren Daseyn auf der Erde auch noch in den fernsten Zeiten empfunden wird, gleich der Wellenbrandung, die auch an die fernsten Meeresküsten schlägt. Die Nachwelt ist sparsamer mit dem Beinamen groß, und wenn sie ihn geben soll, so muß sie noch in der späten Nachwirkung das Handeln oder Schaffen eines Mannes fühlen. Polen hat keine solche Könige, daher wäre auch das Andenken an sie verloren, wenn die Landesarchive untergiengen.

Endlich ward Johann Sobiesky geboren. Hier beginnt Salvandy eigentlich erst seine Geschichte. Sobiesky war zuerst Musketier Ludwigs des XIV. und diente in der rothen Kompagnie Richelieus. Darauf ging er wieder nach Polen zurück, das er in zwei großen Schlachten rettete. Bei Kotzim rieb er eine türkische Armee auf und bei Podhaïz zerstreute er mit 20,000 Mann ein Heer von 200,000 Kosacken. Der große Condé kannte den Plan dieser Schlacht und bedauerte dabei, daß sie zu Nichts helfen werde, als daß Sobiesky nur einige Stunden von seinem Vaterland falle. Diese Schlacht dauerte sechszehn Tage. Die ungeheure Menge heranstürmender Kosacken hatte nichts gegen sich als Fortifikationen und Sobiesky's Genie; für sich aber die ungeheure Ueberlegenheit an Zahl, Ueberfluß an Lebensmitteln und die Meinung Condé's.

Durch die Rettung seines Vaterlands gewann Sobiesky die polnische Königskrone, gerade wie man durch Verdienst zu einem höhern Militärgrad gelangt. Sehr anziehend ists, dem Verfasser in der Beschreibung von Sobiesky's ganz kriegerischem Leben, in die Heldentage von Wien und Hungarn und in hundert Schlachten zu folgen. Dieser ganze Theil des Buchs ist voll Leben, Bewegung und ritterlicher Farbe. Man sieht, daß der Verfasser von seinem Gegenstand begeistert ist, und daß er mit ganzem Herzen oft selbst mit Leidenschaft an jenen Zeiten hängt. In der Erzählung klingen auch die Erscheinungen jener Zeit recht gut, so wenig sie auch in der That der Aufbewahrung werth sind. Ich mag den Verfasser wohl sprechen hören von diesen polnischen Reichstagen zur Königswahl, wo man zu Pferd mit gezogenem Säbel deliberirte, und der unruhige Adel einen Zeitvertreib fand, sich unter einander umzubringen, und wo man nur dadurch Unanimität der Stimmen erhielt, daß man die Andersdenkenden umbrachte. Dem Verfasser behagen dergleichen Dinge ausnehmend, und nichts geht ihm über die polnischen Heldenthaten, über den Luxus der Nationalkleidung, über die weiten Pelze von seltenem nordischen Rauchwerk, kurz über den ganzen äußerlichen Pomp der Vornehmen. Der Verfasser bedenkt nicht, daß die herrlichen Kleider das arme, nackte Volk ohne Unterricht, Handel und Gewerbfleiß nicht bedeckten, daß das Volk keinen Bürgerstand hat, daß es von Juden — diesen offiziellen Lieferanten des geldbedürftigen, aus Mittelalter erinnernden Adels — ausgesogen und aufs Blut gedrückt wird. Diese Vampyre gedeihen trefflich in Polen wie in jedem Lande, wo der verschwenderische Adel in Herrlichkeit und in Freuden lebt, während das Volk, das erzeugt, in Unwissenheit, Armuth, Jammer und Sklaverei ein kümmerliches Daseyn fristet.

Der Verfasser hat sich wohl gehütet, ein Wort von diesem Volk zu sagen. Vielleicht mangelten ihm dazu auch Quellen. Ueber das arme Volk ist so wenig geschrieben, so wenig gedacht worden. Ueberdieß ist ja in Polen der Adel die Nation. Außer den Reichstagen und den Schlachtfeldern, wo nur der Adel ein Wort zu reden hatte, ist Polen ganz leer an Menschen und Ereignissen. Das adliche Polen lebt nur in Kampf und Streit. Frieden war ihm Vernichtung. Umsonst fragte man: wo war das Volk? nahm es Theil an den Wahlstreitigkeiten? hatte es Rechte? durfte es Wünsche aussprechen? wie benahm es sich bei den Wahlversammlungen unter freiem Himmel, wo um einen Thron ohne Unterthanen gespielt, gehandelt und gestritten wurde? Was dachte sich das Volk beim Vaterland? Wie ertrug es sein Unglück?

Salvandy sagt von alledem kein Wort. Dafür geht er über die polnischen Adelssitten sehr ins Genaue und verweilt lange mit sichtlichem Vergnügen dabei. Man möchte fast sagen, das Buch sey deßhalb geschrieben.

Joh. Sobiesky starb 1696. Dem König, welcher für Civilisation und Religion gekämpft und gesiegt hatte, wurde keine Leichenrede gehalten. Bossuet, der Latellier und Anna von Gonzaga aus Hofliebedienerei gelobt hatte, Bossuet sagte kein Wort über Sobiesky. Natürlich! der König von Frankreich konnte den Mann nicht leiden, dessen Ruhm ganz persönlich war, der sich ohne Ahnen, ohne Gefolge, blos durch eigene Kraft auf den Thron erhoben hatte. Dieß alles mißfiel einem erblichen König, dem Sohn eines alten Geschlechts, der überall und auf allen seinen Wegen auf Männer stieß, die durch Geist und That weit über ihm standen. Und doch sieht man Sobiesky's Stern in Frankreich kaum hinter dem „großen König," und leicht wird vergessen, daß Polens Jahrhundert mit dem Ludwigs XIV. gleichzeitig war.

Polen war nichts weiter als ein weites Feldlager, wo unruhige Generationen ihre Zelte aufschlugen und ganz bewaffnet ihre Biwachten bezogen. Der König war der Hüter des Lagers. Starb er, so fiel das Land dem ersten, dem besten Besitznehmer zu, die fremden Könige ernannten ihre Kronkandidaten, die sie durch Intriken oder Armeen im Land aufrecht erhielten. — Nach Sobiesky wurde Polen immer offner und bloßer, bis endlich die freundschaftlichen Theilungen folgten, wodurch es in Stücke zerrissen und von den Nachbarstaaten zerfleischt wurde.

So liegt jezt nördlich von Oestreich auf beiden Ufern der Weichsel ein offnes flaches Land, 1813 das Herzogthum Warschau, hernach aber Groß-Polen genannt. Zur Hälfte gehört es Preußen, zur Hälfte Rußland. Weiter hinab nach dem schwarzen Meer zu, diesseits und jenseits des Pruth gehört alles Land den Russen, die Sobiesky's ganzes Königreich durchreisen können, ohne aus ihrem Land zu schreiten... Das ist Polen nach dem Gesetz des Krieges und durch die Gnade der Traktaten. Was läßt sich dazu sagen? — Es liegt in dem wundersamen Leben dieses Volks ein geheimnißvoller Wink der Vorsehung, den jezt menschliche Weisheit noch nicht durchdringen und ergründen kann.

M — r.

Romane.

(Fortsetzung.)

6) Die Schwestern im Königssaal. Ein historischer Roman von Penseroso. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack, 1828. — Die deutsche Romanenliteratur besizt tugendhafte Maitressen schon zu Dutzenden. Hier ist wieder eine prima sorte. Drei junge englische Ladys finden sich an einem deutschen Hofe ein. Anna, die schönste, überläßt sich dem König aus reiner Liebe, und bildet sich ein, auch von ihm völlig arkadisch geliebt zu seyn. Daß der König eine Gemahlin hat, daß Anna die ganz gemeine Rolle einer Maitresse spielt und einen jungen Prinzen zur Welt bringt, thut der hohen Tugend des Liebespaares durchaus keinen Eintrag. Unsern Romanhelden geht es hierin, wie gewissen Pietisten. Der Geist, meinen sie, kann nicht sündigen, also mag das Fleisch sündigen, so viel es will. Die gute Anna wird aber bald aus ihrem Schäfertraum gerissen. Der Fürst nimmt eine italienische Sängerin zur zweiten Maitresse, und dieß erschüttert sie dergestalt, daß sie alsbald den Clarissentod stirbt. Ist dergleichen wohl erhört? Warum nicht? Goethes Ottilie hat ja längst die hohe Tugend, die heilige Unschuld, die schöne Naivetät der Mädchen, die sich in verheirathete Männer verlieben, gerechtfertigt. Welcher Deutsche, dem der ästhetische Sinn nicht ganz versagt geblieben ist, darf zwischen Goethe und der Natur noch schwanken? Fiat Goethe, pereat natura! — Der Roman ist noch nicht zu Ende. Nach Annas Tode verliebt sich der König auch in ihre reizende Schwester Camilla, und bietet ihr den Thron an. Alle Anstalten zur königlichen Hochzeit werden getroffen, aber die junge Königin schiebt am Hochzeittage dem König — ein Kammermädchen unter und flieht aus dem Lande, um einen unbedeutenden Grafen zu heirathen. So glaubt sie Anna und die Tugend zu rächen. Ist das erhört? Nein, das ist ganz wider die Abrede. Darüber erschrickt der Kritiker nicht weniger, als der königliche Bräutigam. Im Ernst, ich glaube, es gibt weder eine tugendhafte Maitresse, wie Anna, noch eine uneigennützige Prude, wie Camilla. Wäre Anna leichtsinnig gewesen und hätte Camilla die Hand des Königs angenommen, so wäre das vielleicht unpoetisch, aber doch sehr wahrscheinlich. Das Umgekehrte ist so unwahrscheinlich, daß es nicht einmal poetisch ist. Wo in aller Welt gibt es eine Maitresse, die mit dem Bastard im Arm und der beleidigten Gattin ihres Verführers gegenüber noch die unschuldige Miß Gurli spielt? Wo in aller Welt gibt es ein Fräulein, das eine Königskrone ausschlägt?

7) Phantasiegemälde von Dr. Georg Döring. Für 1830. Frankfurt a. M. Sauerländer. — Phantasiegemälde? Nun wahrhaftig, das Buch kommt zu diesem Namen, wie der Mops zum Namen einer Göttin. Was hat wohl die Phantasie, die freie schöpferische Kraft, mit den Reminiszenzen des schaalsten Alltagslebens zu schaffen? Bedarf es der mindesten Phantasie, sich einzubilden, was man täglich erlebt, einen hellerleuchteten Gesellschaftssaal, geputzte Damen am Boston-

tisch, einen reisenden Virtuosen am Flügel, ein Fräulein, das sich entschließt, etwas zu singen, einen verliebten Baron, etwas Konversations-Aesthetik; dann Besuche, Zärtlichkeit, kleine Hindernisse, endlich eine freiherrliche Hochzeit, alles bestens nach der Mode, die Leute wie ihre Reden, die Schicksale wie die Dekorationen, alles nach dem Zuschnitt der lezten Abendunterhaltung. Gegen diese allernüchternste Prosa ist der edle Clauren selbst noch ein kühner Phantast. — Uebrigens gefällt sich der Verf. nicht blos darin, das gemeine Leben, sondern auch das Leben in seiner Gemeinheit darzustellen. Daher läßt er den Helden der Novelle, einen Herrn von Almen, seinem Gegner drohen, er werde ihn bei der Polizei verklagen (S. 53), und das erzählt uns der Herr Doktor, als ob sich so etwas von selbst verstünde, als ob die Ehre eines Edelmanns und eines Romanhelden gar nicht darunter leiden könnte. So schildert er auch ein Fräulein am Bostontisch, die sich erlaubt, falsch zu spielen, mehr aus der Kasse zu nehmen, als ihr gebührt, weniger zu geben, als sie soll rc. (S. 8). Trefflich! Man sieht, der Herr Doktor kennt nicht die gute, sondern die beste Gesellschaft. Wenn das geniale Gemälde seiner Phantasie auf die Nachwelt kommen sollte, würde diese einen eigenen Begriff von unsrer Noblesse bekommen.

8) Die Mumie von Rotterdam. Novelle von Georg Döring. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1829. — Diese zwei Bände starke Novelle spielt in Holland, dieß mag ihre Breite und Langweiligkeit rechtfertigen. Ein sehr langweiliger und reicher Kaufmann will dem Sohn eines minder reichen, aber eben so langweiligen seine Tochter nicht geben, willigt aber endlich in die Ehe, nachdem das Liebespaar entflohen, und er selbst durch einige Verluste ärmer geworden ist. Dazwischen spielt ein langweiliger Professor aus Leyden, der sich in den Kopf gesezt hat, den reichen Kaufmann seiner Magerkeit wegen als ägyptische Mumie einzubalsamiren. Im Geleit dieses Professors sind zwei junge französische Studenten, die mit einer zweiten Entführung der Braut eine kleine Diversion machen. Mit diesen wenigen Begebenheiten und ellenlangen langweiligen Dialogen sind denn zwei dicke Bände angefüllt.

9) Probiernadeln. Erzählungen von Carl Stegmayer. Wien, Adolph, 1828. Ich bedaure den Verfasser. Bei so glühender Sehnsucht, witzig zu seyn, hätte die stiefmütterliche Natur doch auch ein Uebriges thun können. Aber sie hat gar nichts gethan, und so lesen wir denn in dem ganzen kleinen Buch von Anfang bis zu Ende, daß der Verfasser hat witzig seyn wollen, es aber leider nicht gewesen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Denkwürdigkeiten von Sir Hudson Lowe, Gouverneur von St. Helena, über Napoleons Gefangenschaft und Tod. Zwei Bände. Stuttgart, Hoffmann, 1830.

Der erste Blick in dieses Buch beweist, daß es nicht von Hudson Lowe selbst, sondern von seinen grimmigsten Feinden geschrieben ist. Es enthält die ganze Summe der Anklagen und Verwünschungen, die je über ihn ausgeschüttet worden, und über die man boshafterweise ihn selbst Bericht erstatten läßt. Ohne Zweifel ist es von einem der Gefährten Napoleons auf St. Helena geschrieben, und der Umstand, daß die Erzählung bis zu dem Abgang des Grafen Las Cases von St. Helena ausführlicher ist, als die folgende, und daß Las Cases von Hudson Lowe die bittersten persönlichen Beleidigungen erfahren hat, berechtigt zu der Vermuthung, daß dieser Graf der Abfassung dieser historischen Satyre nicht ganz fremd sey.

Es handelt sich indeß hier nicht blos von einer Rache an Hudson Lowe. Dieser Mann hat schon die Verwünschungen von ganz Europa ausgehalten. Ist St. Helena auch nicht gerade ein Altar für Napoleon, so ist es doch zuverläßig ein Pranger für Hudson Lowe geworden, und es ist an seiner ganzen Figur kein Plätzchen mehr übrig, das nicht schon über und über mit Koth beworfen wäre. Ihn noch mehr in der Achtung der Welt herabzuwürdigen, als es schon geschehn, ist unmöglich, und die Herausgeber der vorliegenden Memoiren waren zu klug, um zu glauben, daß sich die Welt für eine Schrift interessiren würde, die nur einen abgethanen, ausgesprochnen Mann beträfe. Sie haben daher den Sir Hudson nur vorgeschoben, und ihr eigentlicher Zweck ist, die damalige Politik der Kabinette anzuklagen, namentlich das englische Ministerium. Auch die begeisterte Vorliebe für Napoleon, die sich in dieser Schrift kund gibt, scheint nur vorgeschoben, und die wahre Absicht ist, Frankreichs alten Haß gegen England auf eine unverdächtige Art wieder aufzuregen, die Engländer in der für die Franzosen gehässigsten und beleidigendsten Gestalt zu zeigen. Da dieß in einem Augenblick geschieht, in welchem die Verbrüderung des englischen Ministeriums mit dem französischen die Franzosen ohnehin schon erbittert hat, so kann man beinahe nicht zweifeln, daß die untergeschobnen Memoiren des Hudson Lowe ein coup de main der Opposition sind, wie der fils de l'homme von Barthelemy und Mery, wie die konstitutionelle Rundreise des Herrn von Lafayette im vorigen Herbst und andres dergleichen.

Mag man sie indeß in der einen oder andern Beziehung lesen, als ein neues gedrängtes Journal der lezten Unglücksjahre Napoleons, oder als eine boshafte Parteischrift, sie ist in beiden Fällen interessant, und enthält sie fast nichts als Wiederholungen, so ist doch die Form neu und pikant, und die Sache selbst hat so viel Schreckliches, Rührendes und Komisches zugleich, daß man nicht ermüdet, sie wiederholt ins Gedächtniß zu rufen.

M.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 24. — 3. März 1830.

Romane.

(Fortsetzung.)

10) Die Familie Willmore, eine romantische Darstellung von Philippine Gräfin Beust, geb. Gräfin Sandrezky und Sandraschütz. Breslau 1829, bei J. F. Korn d. ä. — Ein sehr gut und mit liebenswürdiger Laune geschriebnes Buch. Schade nur, daß der Gegenstand so unbedeutend ist. Der schöne Styl, die geistreiche Darstellung im Einzelnen ist fast zu gut für die gar zu leichte kleine Geschichtsfabel. Wir werden in eine gräfliche Familie eingeführt, deren Tochtermann auf seinen Reisen zufällig in persische Gefangenschaft gerathen ist. Hier lernt er einen Sohn des Schachs kennen, der sich erbietet, nach Deutschland zu gehn und seiner Familie Nachricht von ihm zu geben. Almansor, der wunderliche Fremdling, kommt in das deutsche Grafenhaus und macht eine junge Comtesse ihrem erklärten Liebhaber abspenstig. Zum Glück kommt der Gefangene selbst bald nach; es erklärt sich, daß Almansors Mutter selbst eine gefangene deutsche Gräfin, und dem Hause, in dem er jezt als Gast sich befindet, nahe verwandt gewesen. Da er überdieß große Schätze mitgebracht hat, so steht man nicht länger an, ihm die Hand der schönen Comtesse zu überlassen. Diese kleine Geschichte ist troz ihrer Unwahrscheinlichkeit von der Verfasserin sehr artig und unterhaltend erzählt, und besonders ist die Munterkeit und der geistreiche Muthwille des Styls liebenswürdig zu nennen, da die schreibenden Damen so selten lustig sind, uns gewöhnlich mit Sentimentalität langweilen.

Ein charakteristischer Zug in diesem kleinen Roman ist der Adelstolz, dessen Pedanterei indeß im Munde einer so angenehmen Dame etwas Artiges erhält. Wen sollte es nicht ergötzen, wenn sie über die Mäkler und Juden, welche die verschuldeten Güter ihrer adligen Nachbarn plündern, andächtig seufzt, — und wenn sie mit diplomatischer Treue alle Vertragsartikel aufzählt, welche die gefangene deutsche Gräfin dem Schach Persiens gemacht, um ohne Beschimpfung ihres Wappens seinen Harem zu zieren?

11) Lebensbilder. Novellen und Erzählungen von Dr. G. Reinbeck, Hofrath und Professor. Drei Bändchen. Essen, Bedecker. 1829. — Ein Berliner Rezensent hat dem Verfasser dieser Lebensbilder das gute Herz vorgeworfen. Seltsamer Vorwurf! Wenn wir die leeren Herzen unserer Romanschreiber, und zum Theil auch ihre bösen, wenigstens kranken, durch falsche Bildung verdorbnen Herzen leider oft genug anklagen und verdammen müssen, so muß uns doch ein gutes Herz immer herzlich will-

kommen seyn. Schildert der Dichter ein Herz besser, als es im gemeinen Leben ist, so ist das sein gutes Recht, wenn er nur dabei nicht gegen alle Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit sündigt, was hier nicht der Fall ist.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich von den Unterhaltungsschriften, die zumeist dem Publikum der Lesebibliotheken, den Familienlesezirkeln, Frauenzimmern und jungen Leuten in die Hände kommen, vor allen Dingen verlange, daß sie auf das sittliche Gefühl und auf das Herz einen wohlthätigen Einfluß üben. Auf hohen poetischen Werth kommt es hier weniger an, als auf reine Moralität und feine Empfindung. In diesem Sinne sind die alten Romane von Starke und zum Theil auch von Lafontaine, in welchen unverdorbne gute Herzen und Familienglück geschildert wurden, bei weitem den modernen Romanen vorzuziehn, in welchen kranke Herzen und Familienunfrieden die Hauptrolle spielen. Die Beispiele des Guten wirken immer besser als die warnenden Jammergemälde, eine gesunde Kost besser als eine Arznei. Wohl der jungen Braut, die im Roman eine andre junge frohe Braut wiederfindet! Weh ihr, wenn ihr heitres Glück durch die Bekanntschaft mit einer herzkranken Romanheldin getrübt wird! Warum die Gesunden mit dem Bild der Krankheit, die Guten mit dem Bild des Uebels quälen?

Unser Verfasser, vor Jahren als Erzähler beliebt, gehört auch noch ganz der alten Zeit an, die in diesem Sinn den Namen der guten verdient. Er hat seiner Natur gemäß, mit Vorliebe die guten Seiten der Menschen aufgefaßt, und wenn man dieß eine Einseitigkeit nennen will, so empfiehlt doch gerade diese Einseitigkeit seine Erzählungen als Unterhaltungs- und Bildungsschriften. Sie können das Herz des Lesers und der Leserin nur heiter stimmen und veredeln.

Die drei Bändchen enthalten sieben Erzählungen, wovon nur Eine eine Rittergeschichte, die übrigen Schilderungen aus dem modernen Leben sind. Glückliche Liebe ist ihr vorzüglichster Gegenstand. Schwärmereien kommen dabei nicht vor, vielmehr ist der Vernunft und gesunden Besonnenheit das ihr gebührende Recht neben der Zärtlichkeit erwiesen, besonders in der vierten Erzählung, die Freundin des Fürsten, und in der letzten, die zweite Liebe, in welcher der Beweis geführt wird, daß eine zweite, auf wechselseitige Achtung gegründete Liebe ein höheres und dauernderes Glück gewährt, als die erste, die nur auf jugendliche Neigung sich gründet.

Die Sprache ist dem Inhalt angemessen, edel und heiter.

12) Novellen und Erzählungen von Heinrich Stahl. Zwei Theile. Hamm, Schulzische Buchhandlung. 1829. Auch diese Erzählungen gehören zur Gattung der vorigen. Nur trägt der Verfasser etwas stärkere romantische Farben auf und versteigt sich einmal in die Schilderung des Gräßlichen. Dieß geschieht in der Erzählung, der Spieler, die wirklich ein schauderyolles Gemälde menschlicher Verworfenheit und menschlichen Elends, als Folgen der Spielsucht enthält. Die Erzählungen, Doktor Basser, und Leiden der Liebe, schildern unglückliche Liebschaften von zwei Prinzessinnen. Die übrigen Erzählungen sind aber heitern Inhalts und der Darstellung glücklicher Liebe gewidmet. Die vorzüglichste ist die Erzählung, die Verlobten, worin der Unfug der Frömmelei in einem sehr treuen bürgerlichen Sittengemälde aufgedeckt wird. Feine Menschenkenntniß, lebhafte Darstellung und ein durchaus edler Sinn zeichnen diese Erzählungen durchgängig aus. Nur selten stoßen wir auf eine kleine Sonderbarkeit im Style z. B. S. 119. „Stolze nicht auf ꝛc.“ statt „Sey nicht stolz auf ꝛc.“

13) Augustin, ein Roman von Paul Hellmuth. Leipzig, Wienbrack, 1829. — Dieser Roman unterscheidet sich von vielen seinesgleichen durch Natürlichkeit, Frische und gesunde Lebensansichten. So etwas muß man immer willkommen heißen. Kränkliche Ueberspannung ist so sehr die andere Natur unsrer Romanhelden geworden, daß man sich nicht glücklich genug schätzen kann, wenn einmal wieder die ächte Natur zum Vorschein kommt. — Augustin ist ein kräftiger junger Mann, der mit heitrem Sinn der Zukunft entgegengeht, obgleich er nur mit der sehr bescheidnen Rolle eines kleinstädtischen Schulkollaborators beginnt. Seine gute Laune und sein männlicher Verstand setzen ihn über alle kleine Unbequemlichkeiten seiner Lage hinweg, und weit entfernt, sich durch die schlimmen Erfahrungen, die er bei näherer Bekanntschaft mit dem Menschen macht, kränken oder reizen zu lassen, dienen sie nur, ihn noch mehr zu kräftigen. Auf diese Weise ist sein Wesen und Benehmen durchaus erfreulich und ganz der Rolle angemessen, die ein vernünftiger junger Mann in unsrer Zeit zu spielen hat. Mit Recht ist alle falsche Schwärmerei, alle Klägtichkeit, alle romanhafte Unnatur aus diesem treuen Spiegel einer gesunden Wirklichkeit weggelassen. Nur am Schluß begeht der Verfasser einen Fehler, den man ihm kaum hätte zutrauen sollen. Es entdeckt sich nämlich, daß Augustin von adliger Geburt ist. Wozu das? Soll etwa die besonnene Kraft, die der junge Mann durchgängig zeigt, auf Rechnung des adligen Blutes kommen? oder soll einer Mesallianz vorgebeugt werden? Auf jeden Fall gewinnt Augustin durch diese Verwandlung nichts, im Gegentheil, sein Charakter allein, keineswegs seine Geburt, kann uns Theilnahme einflößen.

Hin und wieder sind dem Roman gelegentliche Raisonnements eingestreut, worin sich des Verfassers gesunde und verständige Lebensansicht ausspricht. Unter andern

geräth Augustin mit einem jungen Mädchen, seiner Schülerin, in Streit über deutsche Dichter. „Was der Mann, dieser Myops, durch die Brille seines Verstandes mühsam aufsucht, und nach jahrelangem Forschen endlich entdeckt zu haben glaubt, das Alles sieht die richtig gebildete Frau klarer, das faßt sie schneller auf, und weil ihr Wissen ein unmittelbares, ein Anschauen ist, so stößt sie oft durch eine einzige Frage und Bemerkung das ganze künstliche System des Mannes über den Haufen. Es ging mir so mit den gepriesenen Dichtern Deutschlands. Es fiel mir nicht ein, daß irgend Jemand an ihrem Werthe zweifeln könne, denn er war ja längst durch das Mikroskop des Verstandes aufgefunden und in Spiritus gesezt worden. Dennoch wagte es das blutjunge Mädchen, und kritisirte, daß ich in Erstaunen gerieth. Es schüttelte gar gewaltig den Lockenkopf über das Treiben der Ottilien, Mignons und wie die gefeierten Lieblinge der Gläubigen heißen mögen. Sie hatte keinen Begriff von einer Liebe, die den Menschen zum Sklaven, und die moralische Freiheit — ohne die doch jede Zurechnung, Schuld und Lohn, aufhört — zum Unding macht; von einer Leidenschaft, in deren Flammen der Mensch rettungslos untergehen muß, und von einer innern Nöthigung, sich einer sündhaften Neigung hinzugeben, ohne die Qualen des Gewissens zu fühlen. Sie sprach darüber mit einer Bestimmtheit, daß ich immer mehr in dem Gedanken befestigt wurde, sie habe selbst schon gekämpft. Wie ich denn auch meine Lieblinge in Schutz nahm, und sie als Kinder ausgezeichnetee Geister zu empfehlen suchte — sie wurde immer wärmer und eifriger. „Es kann Ihr Ernst nicht seyn“ — entgegnete sie, — „sie damit empfehlen zu wollen, und durch die Erwähnung, welchem ausgezeichneten Dichter sie ihr Daseyn verdanken, jedem Zweifler den Mund zu schließen. Jeder Charakter — und das haben Sie ja selbst öfters behauptet, soll auf seinen eigenen Füßen stehen, soll für sich selbst klar und verständlich seyn, und nicht durch den Taufschein, den er in kritischen Augenblicken vorzeigt, oder durch den Paß, den das grosse Publikum ihm schreibt, sich Liebe und Achtung erringen, sondern eben durch sich selbst. Aber nun betrachten Sie die sogenannten Meisterwerke der Nation! Vermissen Sie da nicht fast überall jede Klarheit des Willens und Strebens, jenes Bewußtseyns der sittlichen Freiheit, wodurch ein Charakter uns anspricht, fesselt und mit sich fortreißt?“ — Sie hielt erschöpft inne, doch da ich schwieg, fuhr sie fort:

„Ich verlange darum nicht, daß ein Jeder den Kampf mit dem Leben siegreich bestehen, daß er alle Hindernisse besiegen, und jedem Angriffe eines feindlichen Schicksals trotzen solle. Ach Tausende mögen wohl im Kampf mit dem Schicksal unterliegen, und ich verdamme Niemand, der schwächer ist als sein Herz. Mein Auge füllt sich mit Thränen, wenn ich eine Ophelia ohne Rettung sehe — aber macht doch darum eine Gesunkene noch nicht zu einer Heiligen, und verschont uns doch mit der bengalischen Flamme im Augenblick der Apotheose. — Auf eine andere Weise soll uns die Dichtung erheben. Sie soll es uns anschaulich machen, was der Mensch leisten kann, wenn er für eine grosse Idee begeistert ist, wenn er seine Bestimmung fühlt. Sie soll uns zwar die zahllosen Kämpfe vor's Auge stellen, in die ihn das Schicksal verwickelt, all' die Gefahren, die ihn bedrohen, die Leidenschaften, in deren Gluthen er sich, wenn er sich einbildet, ein Salamander zu seyn — verzehren muß — aber auch all' die Mittel, die ihn über sein Schicksal zu erheben vermögen, und ihn die Verwirrung lösen lassen. Mit einem Worte: das Element einer jeden Dichtung muß die Religion seyn, oder, richtiger, ihre Wurzel, die uns zwar verborgen bleibt, während wir die Blüthen und Früchte genießen, die aus ihr hervorgetrieben, die aber nicht fehlen darf, soll der weitastige Baum nicht zu einem Christbaum werden, den die Phantasie mit Lichtern und allerhand bunten Früchten schmückt.“

11) Der Zeitgeist. Humoristische Erzählung von A. von Schaden. Gera, Heinsius, 1828. — Der Verf. hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit Julius von Voß, doch ist er weder ganz so geistreich, noch so cynisch. Hier gibt er ein recht heitres Gemälde nach der wirklichen Welt, worin er besonders die Verbildung und den lächerlichen Luxus der niedern Stände, die geheimen Sünden dee Beamteten, die Gemeinheit der Convenienzheirathen und ähnliche Laster oder Thorheiten unsrer Zeit mit sehr guter Laune geißelt.

15) Phantasiestücke und Historien von E. Weisflog. Fortgesezt von Dr. Morveil. Zwei Bändchen. Stuttgart, Fr. Brodhag'sche Buchhandlung, 1829. — Die Vorrede enthält zwei fingirte Briefe von Jean Paul und Hoffmann an den Verf., worin der Styl derselben nachgeahmt ist. Wenn dergleichen Nachahmungen in der Regel das Kennzeichen eines subordinirten Geistes sind, so muß man doch dem Verf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Novellen selbst weit besser und eigenthümlicher sind, als man nach der Vorrede hätte erwarten sollen. Drei dieser Novellen schildern mit sehr heitrer Laune das Stillleben armer Studenten, und besonders die erste ist ungemein ansprechend. Der Held derselben studirt in Berlin und wird in einer Kleinbürgerfamilie daselbst aufgenommen. Dieß gibt dem Verf. Gelegenheit, die häuslichen Sitten und öffentlichen Vergnügungen jener Kleinbürger auszumalen, und er thut es mit sehr viel Talent für die Genremalerei. Besonders ergötzlich ist die Schilderung einer Buchbinderfamilie und einer durch einen heftigen Platzregen unterbrochnen Sonntagspartie. Auch die beiden andern Erzählungen, worin Studentenarmuth geschildert wird, bieten manchen feinen Zug dar, und

wenn wir dabei an ähnliche Darstellungen Jean Pauls z. B. im Firlein erinnert werden, so gereicht dieß dem Verf. nicht zum Nachtheil. Eine vierte Erzählung, worin ebenfalls Studentenabentheuer geschildert werden, und die fünfte, eine altspanische Novelle haben weniger Eigenthümliches.

16) Schneeglöckchen von G. Telto. Magdeburg, Creutz'sche Buchhandlung, 1828. — Zwei kleine Erzählungen, deren gutherziger Inhalt und bequemer Styl die Feder eines Frauenzimmers verrathen. Die erste, Apollonia, schildert die Liebesgeschichte eines Barons, der in die Schill'sche Affaire verwickelt und durch ein Zigeunermädchen gerettet wird. Dieses Mädchen liebt ihn, und hat auf seinen Dank den größten Anspruch, aber edelmüthig entsagt sie ihm und führt ihn seiner alten Geliebten zu. Die zweite Erzählung, Herz und Kopf, schildert eine edelmüthige Tochter, welche die Verbrechen ihres Vaters versöhnt. Das gute Herz, das sich durchgängig in dem kleinen Buch ausspricht, möge zu seiner Empfehlung gereichen.

17) Novellenkranz von Dr. Joseph Nürnberger. Berlin, Nauck, 1830. — Den Lesern des Morgenblatts ist der Verf. durch seine naturhistorischen Aufsätze in gutem Andenken. Auch er hat sich in das Novellenfach gewagt, nachdem ihm unter den Naturforschern bereits der geniale Steffens auf diesem poetischen Wege vorangeschritten war. Unter allen gelehrten Fächern ist wohl offenbar außer dem der Geschichte das der Naturkunde am meisten der Poesie verwandt, und so wie es eine ganze große Gattung von Geschichtsromanen gibt, so könnte es auch wohl eine eigne Gattung von Naturromanen geben, von Romanen, worin der poetische Geist der Natur aufgefaßt würde, wie in den historischen Romanen der poetische Geist der Geschichte aufgefaßt wird. Die Natur ist unendlich reich an erhabenen reizenden Bildern, an Geheimnissen, Symbolen und poetischen Beziehungen, die von den Dichtern noch lange nicht hinlänglich erkannt und benutzt worden sind. Oft wird selbst der nüchternste Naturforscher von dem Wunder der Natur ergriffen, aber ihm fehlt die Gabe der Darstellung, und der Dichter, der diese Gabe besitzt, lernt die Tiefe der Natur nicht genug kennen. Männer, welche Wissenschaft und Kunst vereinigen, jene ächten Sonnenkinder des Genies, die wie Südfrüchte Blüthen und Früchte zugleich tragen, sind eben so selten, als sie uns willkommen seyn müssen. Einige Naturschilderungen von Steffens, namentlich aus Norwegen, sind in dieser Art vollendete Meisterstücke, wie sie nur ein Mann hervorbringen kann, der weder blos Naturforscher, noch blos Dichter ist, sondern beides innig in einer Person vereinigt. Doch überwiegt bei Steffens im Ganzen noch die Reflexion des Philosophen, und der größte Dichter der Natur ist noch nicht gefunden.

Herr Dr. Nürnberger hat sich eine so hohe Aufgabe nicht gestellt. Auch gehört er nicht zu denen, die sich mit poetischer Andacht in das Wunder der Natur versenken, nicht zu den Romantikern der Natur, sondern zu den Rationalisten, die ihre Besonnenheit nie verläßt, und die im Wunderbaren nur das Sonderbare sehn. Er gibt uns daher auch die vorliegenden Blätter mehr wie ein Spiel seiner Laune, als wie ein Werk der Begeisterung, und obgleich er in den meisten der hier vorliegenden kleinen fragmentarischen Erzählungen das Magische in der Natur, wunderbare Zufälle, Visionen rc. zu seinem Gegenstande macht, so haben diese doch durchgängig einen heitern Charakter und er enthält sich dabei aller mystischen Vertiefungen und frommen Nutzanwendungen. Nur die erste Erzählung, die das Gespräch eines Zweiflers mit seinem Genius enthält, hat die fromme Miene, die der Gegenstand verlangt. Die lezte Erzählung unterscheidet sich von allen andern, da sie eine Uebersetzung aus dem Spanischen des Guzman von Alfarache ist. — Was die Form betrifft, so hätte der Verf. wohl nicht so oft die nämliche gebrauchen sollen. Denn fünf seiner Erzählungen gibt er als Fragmente aus dem Nachlaß oder brieflichen Mittheilungen seiner Freunde und sie fangen abgebrochen in der Mitte an. Auch kommen Stellen aus Virgil, Horaz und andern Alten häufiger in diesem Buche vor, als es die heutige Mode gestattet.

18) Pantheon, eine Sammlung vorzüglicher Novellen und Erzählungen der Lieblingsdichter Europas. Herausgegeben von mehrern Literaturfreunden. Erster bis zwölfter Band. Stuttgart, Hoffmann, 1829. — Die besten Novellen zu sammeln, ist ein glücklicher Gedanke, allein es ist kaum möglich diesen Gedanken auszuführen, ohne sich des Nachdrucks schuldig zu machen. Soll wirklich alles Ausgezeichnete im Novellenfach in die Sammlung aufgenommen werden, so dürfte häufig die Zustimmung der Verfasser fehlen. Es scheint, daß aus diesem Grunde in den bis jezt gelieferten zwölf Bänden des Pantheon verhältnißmäßig nur wenige neue deutsche Originalnovellen aufgenommen sind, und desto mehr Uebersetzungen oder Auszüge aus größern Werken. Indeß hat der Inhalt dadurch nicht gelitten. Das Pantheon enthält mit wenigen Ausnahmen lauter gute, ja treffliche Erzählungen, wie schon die Namen der Verfasser beweisen: Holberg, Henriette Hanke, Karamsin, Washington Irving, Miß Clarke, Spindler, Viktor Hugo, Lope de Vega, Bertoletti, Haulsch, Niemcewicz, Gibbons, Amalie Schoppe, Pougens, Oehlenschläger, Bulgarin, Pigault le Brun, Tieck, Horaz Smith, Don Telesforo de Trueba y Cosio, Neuffer, Kisfaludi, Therese Huber, Frau von Krüdener, Blumenhagen, Reinbeck, Langbein, Giovanni Fiorentino, Caroline Pichler, Thomas Hood, Zschokke, Egon Ebert. Die Idee, aus größern Romanen, z. B. aus Holbergs Niklas Klimm, aus der Olesia von Miß Clarke, aus dem trefflichen englischen Roman Herbert Milton rc. Auszüge zu geben, ist nicht unglücklich, da sich allerdings unbeschadet der Poesie mancher zu lang ausgedehnte Roman ins Kurze ziehn läßt. Gewagter ist der Versuch, größere epische Gedichte, z. B. Eberts Wlasta, in einem prosaischen Auszug zu geben, wie hier geschehen ist, doch kann man es nicht tadeln. Der prosaische Auszug eines guten Gedichts ist immer besser als eine schlechte Original-Erzählung.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 25. — 5. März 1830.

Romane.

(Fortsetzung.)

19) Die Demagogen. Novelle aus der Geschichte unsrer Tage, von Belani. Zwei Bändchen. Leipzig, Wienbrack, 1829. — Noch nie hat die Buchmacherei die Geduld des deutschen Publikums so unverschämt auf die Probe gestellt, als mit diesem Buche. Der bekannte Demagogen- und Carbonarispuck schien dem Verfasser ein fruchtbarer Stoff, nicht etwa für die Poesie, aber für den Erwerb. Er durfte sich schmeicheln, der Gegenstand allein werde viele Leser anlocken. Er hatte das schöne Beispiel des ehrenwerthen Herrn Wit-Dörring vor Augen. Allein er kennt das Publikum der Lesebibliotheken noch besser. Nackte Geschichte darf er nicht erzählen, politisch raisonniren darf er nicht, mitleidig darf er nicht seyn, er darf nicht einmal witzig seyn. Ein Geschichtswerk, eine politische Abhandlung, eine Satyre wiegt nicht schwer genug auf der Goldwage der Buchmacher. Eine haarsträubende Mordgeschichte, wie sie der Bänkelsänger an den Straßenecken absingt, mit seinem Stabe hinweisend auf die hochroth gefärbten Mord- und Schaffotscenen seines plumpen Bildes, so etwas wird gelesen. Kommt noch ein wenig Geheimniß, Freimaurerei, Gespensterspuck dazu — noch besser! Wenn man endlich auch Nothzucht und schwärmerische Liebe anzubringen weiß, so ist allem gedient! Das heißt auf den Leser Sturm laufen, und eine solche Zudringlichkeit hat in Deutschland noch immer Glück gemacht. Goethe selbst ist nicht öfter gelesen worden, als sein Schwager Vulpius, der den Rinaldini geschrieben hat, oder als Spieß, Cramer und Meißner. Der Verfasser der Demagogen ist selbst ein Demagoge. Wer verdient diesen Ehrennamen mehr, als jene Romansudler, die der rohesten Phantasie und der gemeinsten Gesinnung des niedrigsten, aber auch zahlreichsten Publikums schmeicheln, um sich in der Literatur festzusetzen, die den Schillingsmännern ihren Matrosenwitz ausfeamen, um auf ihren breiten Schultern ins Parlament getragen zu werden!

Gesezt, es gibt noch ein ansehnliches Publikum für die albernsten Raub-, Mord- und Gespenstergeschichten, so sollten doch wohl die Schriftsteller sich schämen, einen so rohen Geschmack zu pflegen. Wenn nun aber vollends noch frisch blutende Wunden von gestern aufgerissen werden, um die fleischer- und henkermäßige Lust am Anblick des Blutes zu stillen, so ist dieß völlig unstatthaft. Die Sache, von der hier die Rede ist, mag zu sehr ernsthaften Betrachtungen und zum Theil zur Satyre Anlaß geben, aber sie gehört vor den Richterstuhl der Vernunft, eines reifen Verstandes, sie darf nicht zur scheußlichen Karri-

katur verunstaltet, der rohen Vorstellungsweise des Pöbels Peeis gegeben werden.

Der Roman beginnt mit Nothzucht und fährt fort mit Mord. Ein Mord drängt den andern. Meuchelmördeeschüsse knallen, Dolche blinken durch das ganze Buch, und die ehrsame Polizei ist immee hinterdeein, um immer zu spät zu kommen. Die beiden Helden des Romans, ein paae deutsche Demagogen, taumeln unter Moed und Liedschaften hin und her, stoßen immer an und peallen wieder ad, wie Kreisel. In Deutschland thun sie nichts, als der Polizei auswelchen, aber Itallen öffnet einen inteeessanten Schauplatz. Wie werden in die Höhlen der Carbonaejs geführt, und alle Schauer der Feeimauree, Tempelheeen und Vehmgerichte müssen uns durchschütteln. Man sieht fast mehr Dolche als Meuschen, und sie bleiben nicht müßig. Hier wird aus Spaß, dort aus Ernst gemoedet. Hier steht der Todte wieder auf, dort bleidt er liegen. Der Roman fängt an historisch zu werden. Pepe tritt auf, Prati, Follen, und wie die Herren sonst heißen mögen, den ehrsamen Wit nicht zu vergessen. Dee Veesasser scheint keinen peesönlich gekannt zu haben, sonst würden seine Bilder nicht so gar unwahr und abgeschmackt seyn, sonst wüede er sie nicht alle blos mit blutgefärbtem Finger wie ein Fleischerknecht roth an die Wand gemalt haben. Er beingt histoeische Personen, Zeitgenossen auf die Bühne, aber ee gibt sich nicht die geringste Mühe, ein Portrait zu treffen. Um alles bei den Haaren heebeizuziehn, was das Inteeesse des Romans fördern kann, um in den großen Blutstrom desselben jeden Bach hineinzuleiten, läßt der Veesasser auch einen seiner Helden und zwar zufällig den nämlichen, zufällig bei Kotzebues Mord in dessen Hause und bei dem Mord des Heezogs von Berry voe dem Opernhause als Augenzeuge zugegen seyn. — Und nun endlich das Ende vom Liede, die Entwicklung? — Hört, hört! Der eine der beiden Helden hat zu dem fuechtbaren Bunde geschwoeen, dee alle Füesten meucheln will, und schon dem Märtyreetode geweiht, schon der Unsterdlichkeit Lordeerkrone gewiß, geht er hin, um — einen deutschen Grafen zu ermoeden. Nur einen Grafen? Ja wohl, nur einen Geafen. Der neue Ravaillac holt weit aus, er fängt die Sache gründlich deutsch so recht von unten an. Der Herr Graf unterdeücken die Freiheit Ihrer Hasen und Rehe, Sie erkennen die Menschenrechte Ihrer wilden Schweine nicht an, Sie jagen in Dero Forsten ganz gemüthlich, — da laueet hinter dem Busch der Rächer des edlen Wildprets und Bauz! will ee Sie eeschießen, und Bauz! wied er selber erschossen. Und von wem? Hört, höet! Sein Busenfreund und Bundesbrudee, der andre deutsche Held, hat Gewissensbisse gefühlt, hat sich übeelegt, daß dee Mord doch eine geoße Sünde sey, und um seinen geliebten Feeund zu hindern, ein Mörder zu werden, weiß er kein besseres Mittel, als — ihn selber zu ermoeden. Er schleicht ihm nach, stellt sich hinter einen andern Busch, und so wie jener auf den Grafen anlegt, legt er auf ihn an. Bauz! da liegt er. — Die Theone sind gerettet, o Wunder! und ohne auf eine Belohnung Anspeuch zu machen, geht der Edle nach Amerika.

20) Die Ausgestoßnen, eine romantische Geschichte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Geschichtlichen Quellen entlehnt van F. L. Zöllner. Gera, Heinsius, 1829. — Dieser Roman ist wo möglich noch toller als der voeige, ein Non plus ultra von Nichtswürdigkeit. Ob es wohl solche Romane geben muß, damit von jeder möglichen Aet wenigstens einer in der Literatur vorhanden sey, wie die Natur alle Arten von schädlichen Thieren und giftigen Pflanzen enthält?

Der Held ist ein Student, der die Tochter seines Wohlthäters liedt, aber das Unglück hat, den Beuder derselben, seinen Jugendfreund, im Duell umzubringen. Obgleich er ein Mann von Kopf ist und ihm hundert Wege offen stehn, ehelich durch die Welt zu kommen, wird er aus Verzweiflung — Räuberhauptmann. Der ausgezeichnetste unter seinen neuen Kameraden ist Sylvester, der die Gattin seines Beuders geliebt und diesen aus Neid gemeuchelmoedet hat. Dieß hindert indeß den Verfasser nicht, ihn als einen sehr edeln Mann daezustellen und zu des Hauptmanns sentimentalen Busenfeeund zu machen. Sie beschäftigen sich à la Karl Moor mit allerlei menschenfreundlichen Thaten, plündeen ein Kloster und bestrafen den unzüchtigen Abt, stüemen ein Schloß, entreißen eine gezwungne Beaut dem Bräutigam und geben sie ihrem wahren Geliebten ꝛc. Endlich wird ihnen das Handwerk gelegt. Soldaten ziehn gegen sie aus, sie werden geschlagen. Der Held eettet sich, und geräth unter eine Bande Zigeuner. Ein schönes Zigeunermädchen veeliedt sich in ihn und ist so edelmüthig, ihm bei seiner alten Geliebten als Kundschafterin zu dienen. Ee wird gefangen, und soll hingerichtet werden. Da entdeckt es sich zum Glück, daß dee Minister des Landes sein Vater ist. Auch dee todtgeglaudte Bruder seiner Geliebten ist wieder auferstanden. Alles endet herrlich und in Freuden. Der Minister rettet seinen Sohn und läßt ihn sammt seiner Geliebten nach Amerika hinübeeschiffen, wohin die Romanschreider gewöhnlich die Liebespaare wandern lassen, wenn sie in Eueopa unnütz geworden sind.

Kaum kann man Schillers Räubeen die Schuld geben, einen so elenden Roman veeanlaßt zu haben. Kael Moor hatte mehr Drang und mehr Naturell zum Räuber, ee ist durchgängig edler gehalten, und das tragische Ende versöhnt uns mit ihm. Hier aber teitt ein Wicht auf,

wird ohne alle Noth und Ursach Räuber, geht mit den schlechtesten Buben wie mit platonischen Freunden um und entgeht am Ende doch dem Galgen, kommt als ein wohlconditionirter deutscher Bräutigam lustig in Amerika an. Außer Müllners Derindur sind wohl noch keine so gemeine Gesellen zu Helden gestempelt worden, als der Ausgestoßne dieses Romans, den wir denn auch mit einem kritischen Fußtritt aus der Literatur ausstoßen wollen.

21) Waldemar. Ein Roman von Amalie Schoppe, geb. Weise. Zwei Theile. Gera, Heinsius'sche Buchhandlung, 1829. — Die Verfasserin dieses Romans besizt eine ungeheure Fruchtbarkeit, sie ist der weibliche Lafontaine, ihre Bücher müssen schon eine artige Bibliothek füllen. Aber es geht ihr auch, wie den Damen, die sich zu weit in ihre Briefe hineinschreiben und am Ende nicht mehr wissen, was sie schreiben. Die Feder lauft dem Verstande davon.

Ihr Held ist dießmal Waldemar, ein junger Edelmann, der seine Cousine liebt. Ihr Vater, sein Onkel, haßt ihn, seines unehrerbietigen Trotzes wegen, und verspricht ihre Hand einem Andern. Nun folgen Trotz- und Jammerscenen ohne Ende. Waldemar läuft davon, und dieser von der Verfasserin als äußerst edel und hochherzig gerühmte Jüngling bedient sich der niedrigsten und bübischesten Mittel, sich seiner Geliebten zu bemächtigen, welches ihm endlich durch einen untergeschobenen Brief gelingt, in welchem er den Onkel die Heirath bewilligen läßt. Der Betrug wird erst nach der Hochzeit entdeckt, die junge Frau stößt den Betrüger mit Verachtung zurück und flieht zu ihrem Vater. Nun bedient sich aber wieder dieser von der Verfasserin so ehrenwerth geschilderte Vater und diese so edle, so hochherzige Tochter des niedrigsten und bübischesten Mittels, jenen Betrug unschädlich zu machen. Sie ist schwanger. Man beschließt, das Kind so wie die ganze Heirath zu verheimlichen, das Kind, sobald es geboren seyn würde, zu entfernen, auf immer vor Waldemar selbst zu verbergen, und diesen dann freundlich einzuladen, noch einmal öffentlich und feierlich die Hochzeit zu vollziehn. So hofft man, die äußre Weltehre zu retten, und darum raubt die unnatürliche Mutter dem Kinde seinen Vater, darum stößt sie das Kind ihres Herzens von sich, darum entweiht sie durch eine zweite Heirath das Sakrament und treibt mit dem Heiligen ihren schändlichen Spott. Und das schreibt eine Frau, die auf Bildung Anspruch macht, die sogar Erziehungsschriften geschrieben hat. Es fällt ihr nicht einmal ein, etwas Tadelnswürdiges darin zu finden. Die saubern Helden ihres Romans sind und bleiben ihr edle hochherzige Wesen, die sich natürlicherweise zulezt versöhnen. —

Ein solcher Roman gibt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Die Gesinnung, die das heiligste aller Gefühle, die Mutterliebe, verläugnet, und das ehrwürdige Sakrament der Ehe zu einem Spiel herabwürdigt, kann keine allgemeine genannt werden. Eine solche Gesinnung ist der Natur und unsern Sitten fremd. Sie kann nur als Ausnahme gelten. Wenn sich nun eine solche Ausnahme bei Männern findet, so wird sie immer mit Cynismus gepaart seyn. Der Mann wird sie nicht als Regel mit Ueberzeugung, sondern nur als Ausnahme aus Laune und gegen seine bessere Ueberzeugung mit absichtlicher Frechheit geltend machen. Hier aber bekennt sich eine Dame zu dieser Gesinnung, ohne Arg und mit gutem Gewissen. Sie ist überzeugt, sie habe Recht und man könne gar nicht edler empfinden. Ich bin nun der Meinung, daß die weibliche Natur allerdings so empfänglich und ehrlich ist, daß der männliche Cynismus in ihr zur Sitte, die künstliche Roheit der Männer in ihr zur natürlichen, die Lüge der Männer in ihr zum frommen Aberglauben werden kann und immer geworden ist. Welche lügenhafte Lehre der Männer hätte nicht andächtige Bekennerinnen gefunden! Dieß beweist die Geschichte aller Sekten. Auch die Frivolität unsrer modernen Dichter hat bei den Damen dieses Glück gemacht. Was der Dichter ironisch sagt, das fassen eine Menge Damen sogleich sentimental auf. Der Dichter baut dem Teufel eine Kapelle, die Damen bauen gleich wie über die heilige Hütte vom Loretto eine Kirche darüber. Der Dichter lästert, die Damen sprechen es ihm als Gebet nach. So ist die Religion der ästhetischen Unsittlichkeit und Unnatur entstanden, die vorzüglich bei den schreibenden Damen so großen Anhang gefunden hat. Ihre Quelle liegt in unsern frivolen Dichtern, die so viel überredende Gewalt über das offenherzige Geschlecht üben. In der weiblichen Seele selbst kann sie nicht liegen. Sie macht die Weiber unnatürlich, sie drängt ihnen etwas Fremdes auf.

Die Ehe und die Mütterlichkeit sind übrigens Dinge, über die auch der genialste Dichter bei aller bestechenden Zauberkunst seines ästhetischen Cynismus nicht leicht die Weiber zu täuschen vermag. Die Unnatur der Grundsätze wird daher nur bei den Weibern vorzüglich Eingang finden, die sich schon von der Natur entfernt haben, um statt ihrer die Kunst zu suchen, also vor allem bei den schreibenden Weibern. Beinah alle diese Schriftstellerinnen schließen sich in dem Maaße mehr an irgend einen Dichter an, in welchem sie sich von der Natur selbst trennen. So gibt es in Deutschland mehrere Dutzend schreibende Damen, denen Goethe die ganze

Natur erzieht, denen die Wahlverwandtschaften mehr Unterricht ertheilen, als ihr eignes Herz.

Wir finden Werthers Weichlichkeit und der natürlichen Tochter Pruderie in hundert unseren Damenromanen wieder, und entschuldigen das eine gewöhnlich mit der Empfindsamkeit, das andre mit der Sittsamkeit, die wir an Damen auch im Extrem gelten lassen müssen. Wenn wir aber auch die vornehme Frivolität der Wahlverwandtschaften in Damenromanen wiederfinden, so muß uns das ganz unweiblich und häßlich vorkommen.

22) Mosaik. Eine Sammlung ernster und launiger Original-Erzählungen von Gustav Sellen. Gera, Heinsius'sche Buchhandlung, 1829. — Wenn ein Dichter es nöthig findet, bei seinen Erzählungen oder Lustspielen ausdrücklich hinzuzusetzen, daß sie original, daß sie vaterländische, selbstverfertigte Produkte seyen, so weiß man sogleich, daß sie nicht weit her sind. Ich kenne keine einzige gute Original-Erzählung, kein einziges gutes Original-Lustspiel. Kein guter Schriftsteller bedient sich einer solchen Marktschreierphrase.

Die sieben hier von Gustav Sellen gesammelten Erzählungen sind in Erfindung und Styl mittelmäßig, nicht besser und nicht schlechter, als hundert andre Erzählungen, die jährlich in Deutschland aus dem Faß in das Faß der Danaiden fließen. Allein wir bemerken hin und wieder etwas Frivoles darin, etwas, was die Moralität beleidigt. Wenn uns der Dichter in der fünften Erzählung einen jungen Offizier darstellt, der mit einer Brutalität, die höchstens vor 1806 einmal Mode war, einem Civilisten Ohrfeigen gibt, dafür auf drei Monate auf die Festung kommt, vom Kommandanten aber aus kollegialischer Freundschaft heimlich herausgelassen wird, in dieser Zwischenzeit hohes Spiel treibt und so viel Geld gewinnt, daß er ein reiches Mädchen heirathen kann, — so heißt dieß wohl die Geduld des gebildeten Publikums mißbrauchen. Nur die roheste Wachstube in den Zeiten vor 1806 konnte sich an einer so nichtswürdigen Fähnrichsheldenthat ergötzen. — Eben so indelikate Züge finden sich in der ersten Erzählung. Hier wird eine Scene aus dem schwedisch-dänischen Bauernaufruhr unter Nils Dake geschildert. Ein junger Edelmann liebt die Tochter des alten Stur, der sie bereits an einen andern Edelmann versagt hat. Da aber dieser letztere zu den Rebellen übergeht, so gelingt es dem erstern durch seine Loyalität, das Mädchen wegzufischen. Wenn nun der alte loyale Vater sich gefreut hätte, daß seine Tochter den Rebellen nicht liebt, so wäre das in der Ordnung. Aber nach des Dichters Erzählung freut er sich darüber, daß der ungeliebte Eidam ein Rebell geworden und dem Henker verfallen ist, weil er dadurch seines Versprechens überhoben wird. „Man denke sich nun seine Freude, da er unumstößlich bewiesen erhielt, daß Harald gemeinschaftliche Sache mit den Rebellen gemacht habe, folglich selbst Rebell und als solcher unwürdig sey, sein Eidam zu werden.“ (S. 17.) Das ist doch wahrlich nicht edelmännisch gedacht, den, dem man das Wort gegeben, zum Henker zu wünschen, um das Wort mit Anstand brechen zu können. Ueberdieß begeht der Verfasser in der Schilderung der schwedischen Bauern die gröbsten Fehler. Er hat ja keine russischen oder polnischen Bauern vor sich. Die schwedischen waren von jeher freiheitsliebend und verhältnißmäßig frei. Damals waren sie noch dazu im Aufstand begriffen, und wer hätte es wagen dürfen, ihnen ungestraft zuzurufen, was Herr Gustav Sellen einen Edelmann zu ihnen sagen läßt: „Hinter den Pflug mit euch, ihr Sklavenseelen!“ (S. 13). Einen andern läßt er sogar zu Nils Dake selbst sagen: „Frecher Bösewicht,“ (S. 32) und dieser Bauernkönig läßt sich mitten in seinem Lager, umgeben von seiner ganzen Macht, von einem armen Edelmann, der unter ihm zu dienen gekommen ist, so en canaille behandeln, ohne nur zu mucksen. Das heißt Charakterzeichnung.

Des Verfassers Phantasie beschäftigt sich besonders gern mit Spieltischen, denn unter sieben Erzählungen, welche die Sammlung enthält, handeln nicht weniger als viere von Spielern. Außer der fünften, schon erwähnten Erzählung vom Glück eines Spielers, handeln die dritte und sechste von der Reue und Besserung verführter Spieler, und die zweite Erzählung, die unter allen wohl die launigste und beste ist, schildert einen reichen Vater, der seine Tochter nur dem Freier geben will, der der Versuchung des Weins und des Spiels widersteht, in welcher Probe aber der Held der Erzählung wie seine Vorgänger erliegt. — Die vierte Erzählung ist so ganz unbedeutend, daß sie nur dieser Unbedeutenheit wegen Erwähnung verdient. Ein Bräutigam hört, seine entfernte Braut sey gestorben, eilt jammernd herbei und findet, daß die Todte nur die gleichnamige Mutter seiner Braut ist. Das heißt Erfinden. — Die letzte Erzählung ist eine gräuliche Kriminalgeschichte, nur durch den Umstand bemerkenswerth, daß der Bösewicht in dem Augenblick, da er der Gerechtigkeit anheimfällt, von selber stirbt. Der Dichter hatte zu viel Mitleiden, ihn dem Henker zu überlassen, und da er keinen anderweitigen Mord oder Selbstmord requiren wollte, so ließ er ihn eben kurzweg sterben. Ist er einmal todt, so mögen die Rezensenten sich die Köpfe immerhin zerbrechen, woran er wohl gestorben seyn kann.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 26. — 8. März 1830.

Romane.

(Fortsetzung.)

23) **Dimitrij. Historische Novelle von E. Niedmann. Zwei Bändchen. Braunschweig, im Verlags-Comptoir. 1829.** — Die bekannte Geschichte des falschen Demetrius, welche Schiller dramatisch zu behandeln angefangen hatte, ist hier in der Romanform behandelt. Der Verfasser ist, wie Schiller, in der Hauptsache der Geschichte vollkommen treu geblieben, und hat sich nur in der Zeichnung der Charaktere und in der Ausschmückung der Situationen und Scenen die poetische Freiheit erlaubt, die jederzeit nothwendig ist, wenn die Geschichte mehr aus dem Gesichtspunkt des Schönen als des Wahren aufgefaßt werden soll.

Es ist mir lange kein historischer Roman vorgekommen, der mich so lebhaft angezogen und bis zum Schlusse so angenehm beschäftigt hätte. Der Gegenstand ist schon an sich hoch tragisch und zugleich mährchenhaft; das Schicksal des Helden spricht zum Herzen, und das Abentheuerliche der Unternehmung, das Frembartige der Scenen spricht zur Phantasie. Der Dichter hat aber diesen Gegenstand durch seine Darstellung noch bedeutend verschönert. Vor allem ist das warme Kolorit in der Erzählung zu rühmen. Niedmann beurkundet ein großes Talent in der beschreibenden, malenden Poesie. Seine Gestalten treten höchst lebendig vor das Auge. Ueberdieß folgen die Scenen rasch auf einander. Im ganzen Roman ist Leben und Fülle. Von den ellenlangen Dialogen und langweiligen Spannungen in Walter Scotts Manier, die jezt leider so sehr Mode geworden sind, ist hier keine Spur. Das Klima dieses Romans, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist das des blühenden deutschen Frühlings, nicht der englischen, mit Steinkohlendampf geschwängerten Straßenluft. Die Phantasie ist taghell, nicht neblig.

Was den Schicksalsgang und die Charaktere dieses Romans anlangt, so verdienen dieselben eine nähere Prüfung. Niedmann ist hierin von Schiller abgewichen und vertheidigt sein Verfahren in einem Nachworte. Schiller beginnt sein Trauerspiel mit dem polnischen Reichstag, auf welchem der falsche Demetrius seine Ansprüche an den russischen Thron erklärt und die Polen um Beistand bittet. Dieß ist ein würdiger theatralischer Eingang. Niedmann durfte aber in seinem, eine größere Ausdehnung der Zeit zulassenden, Romane die Geschichte ein wenig früher anfangen und uns seinen Helden in dessen früherem Jugendalter und in der Zeit darstellen, da er selbst sich noch nicht für den jungen Czaar hielt. Diese Jugendzeit, die Schiller nur flüchtig berührt, ist hier sehr ausführlich und in reizenden Farben geschildert. Dimitrij als Page seiner hohen Geliebten Marina bildet

einen schönen Kontrast mit dem spätern Dimitrij, der eben diese Marina als Czaarin in Moskau einführt. — Nicht mit Unrecht bemerkt der Verfasser, Schiller lasse den Demetrius nur in Worten, aber nicht in Thaten Held seyn, und ein Mensch, der ohne eigne innere Würde einer bloßen Täuschung zum Opfer werde, gewähre nicht genug tragisches Interesse. Er selbst stellt uns daher seinen Helden schon früher, noch ehe man ihm sagt, daß er für einen Thron geboren sey, als einen tapfern und hochherzigen Jüngling dar, der nachher, da man es ihm sagt, auch glaubt, er sey der Czaar, weil er sich für würdig hält, es zu seyn. — Auch die Marina hat Schiller nicht hoch genug gestellt. Er macht sie zu einer gemeinen Intrigantin, die mit ihrem Buhler Odowalsky ihren Gatten Demetrius am Gängelbande lenkt. Niedmann läßt ihr ihren ganzen Ehrgeiz, macht aber aus der Buhlerin eine Liebende, und stellt auch sie wie ihren Gatten als eine Getäuschte, nicht als die Täuschende dar. Ihr so verebeltes Bild ist die reizendste Zier des Romans. Der romantische Aufschwung des schönen Weibes, das ihren Pagen trotz seiner Niedrigkeit wegen seines Muthes und seiner Schönheit liebt, dann diese Liebe wunderbar belohnt und verklärt sieht, da der Page zum Czaar wird, — dieses mährchenhafte Liebesglück, dieser ächtromantische Heroismus der Liebe ist wahrlich poetischer, als die diplomatische Buhlerei einer politischen Maschinistin.

Wie sehr aber in dieser Hinsicht ein vorurtheilsfreier Geschmack dem Niedmann'schen Roman vor der Schiller'schen Skizze den Vorzug geben muß, so ist doch Niedmann in einen Fehler verfallen, der die schöne Wirkung des Romans ausnehmend stört. Ich muß mich um so mehr wundern, wie er in einen so gemeinen Fehler fallen konnte, da er sonst so viel Takt, ein so richtiges und feines poetisches Gefühl zeigt. Er mußte allerdings jenen Odowalsky als den politischen Maschinisten, als den geheimen Schicksalslenker darstellen. In seiner Hand lagen alle Scheinbeweise für die fürstliche Abkunft des Demetrius, und auch wieder alle Beweise, daß er wirklich der ächte Demetrius nicht sey. Er schuf den falschen Demetrius, sein Ehrgeiz spann die Fäden der Begebenheiten an. Allein hier ist nun offenbar Schiller bei der historischen und zugleich poetischen Wahrheit stehn geblieben; Niedmann dagegen überschreitet alle Schranken der Geschichte wie der Poesie, und macht aus Odowalsky eine jener fatalen Romanfiguren, die wie der Spion von Cooper überall und nirgends sind, gespenstergleich bald hier bald dort spucken, alles wissen und alles mystificiren, alle übernatürliche Kräfte von Zauberern entwickeln und am Ende als nüchterne, gemeine Menschen dastehn. Es ist einerlei, ob eine solche Figur, wie im Spion, ein obligater Schutzgeist oder wie hier ein obligater Bösewicht ist, es ist und bleibt eine höchst unnatürliche Romanfigur, eben weil es nur eine Romanfigur ist, weil sie aller Wahrheit und Wahrscheinlichkeit entbehrt. Ueberdieß ist eine solche Figur nichts Neues mehr, sie kommt in hundert Romanen vor, sie ist höchst abgenuzt. Wer so viel Talent besizt, wie Niedmann, sollte sich keines solchen Mittels mehr bedienen. Die schöne Wahrheit und Natur, die in seinem Roman durchgängig herrscht, wird höchst unpoetisch gestört durch das frazzenhafte Bild und die tollen Spukereien jenes Bösewichts.

Von dieser dritten Hauptperson des Romans abgesehn, sind alle übrigen wie die beiden ersten trefflich charakterisirt, besonders der Kastellan, der König von Polen, der Czaar Boris, der Erzbischof von Moskau, die treue Polin Lodoiska. Der Roman enthält eine reiche Fülle von Charakteren, wie von Scenen, die alle höchst lebendig gemalt sind. Unter den einzelnen Scenen verdienen besondre Auszeichnung die Jagd und das Gastmal in Polen, die Scenen am polnischen Hofe und das Volksgetümmel in Krakau, der Tod des Boris, der Einzug der Marina in Moskau, Demetrius unter den Verschwornen. Nur eine Kleinigkeit sey mir noch zu rügen erlaubt. Theil I. S. 181 spricht der König von Polen: „wenn ich mir auch selbst aus der Heiligkeit der Staatsverträge wenig mache, so ist doch der Adel Polens stolz und fest ꝛc." Gesezt ein Fürst dächte so, so würde er sich doch in Gegenwart Andrer wohl nie so äußern.

21) Die Weissagung der Libussa. Historisches Gemälde aus dem neunten Jahrhundert. Von Ludwig Bechstein. Zwei Theile. Stuttgart, Gebrüder Franckh, 1829. — Dieser Roman ist dem vorigen nahe verwandt, sowohl seinem Gegenstande als seiner Form nach. Auch er versezt uns in das slavische Mittelalter, auch in ihm handelt es sich um den Besitz einer Krone, auch seine romantische Farben sind höchst warm und lebendig. Der Dichter verräth ein ausgezeichnetes Talent für den historischen Roman, und nur hin und wieder stoßen wir auf kleine Nachläßigkeiten oder Steifigkeiten.

Steif ist die allegorische Einleitung. Wenn uns der Dichter in die wunderbare Sagenzeit Böhmens einführen will, darf er keine griechische Muse zur Wegweiserin nehmen. Das griechische Kostüm paßt zu dem romantischen nicht, am wenigsten zum slavischen. — Nachläßig ist, daß es auf dem Titel heißt: „im neunten Jahrhundert," während die im Buche selbst erzählten Begebenheiten sich im eilften Jahrhundert zutragen.

Die Geschichte trägt das Gepräge des Mittelalters. Eine stolze Vasallenfamilie erbt von Geschlecht zu Geschlecht ihren Haß und ihre Fehde gegen die herrschende

Königsfamilie fort, — das ist ganz im Geist der trotzigen Feudalzeit, und wiederholt sich in den poetischen Sagen aller neuern Völker, von den Arabern bis zu den Skandinaviern. Die meisten Heldengedichte des Mittelalters haben ihre beiden Brennpunkte in einem legitimen König oder Kaiser, und in einem ihm untergeordneten Vasallen, der als Held durch sein persönliches Verdienst dem Erbverdienst jenes Herrschers die Waage hält, und ihm entweder wie Siegfried dem Günther, Dietrich von Bern dem Etzel, Roland Karl dem Großen, der treue Eckart seinem Herzog, der Cid den spanischen Königen ꝛc. mit aufopfernder Treue dient, oder aber ihm trotzig Fehde bietet, wie die Haimonskinder, wie Hakon Jarl, wie Heinrich der Löwe ꝛc. In dem vorliegenden Roman erscheint das böhmische Geschlecht der Wrsch in diesem Gegensatz gegen das königliche Geschlecht Kroks. Libussa, die berühmte Tochter des alten Krok, die Zauberin und Seherin, sieht im Geist voraus, daß die Nachkommen des ersten Wrsch, der ihrem Gemahl getrotzt, seinen Haß erben und ihren eignen Nachkommen noch in späten Jahrhunderten Unheil bringen werden. Sterbend warnt sie vor den Söhnen des Wrsch, aber die böhmischen Könige sind sämmtlich zu großmüthig und gutherzig, um dieser Warnung genau zu folgen; sie vertrauen den kecken Vasallen zu viel und stürzen sich selbst in die Gefahr.

Der Held des Romans ist Wrsch, das Haupt der Familie im eilften Jahrhundert, der tapferste, überlegenste und zugleich grausamste unter allen, die je aus seinem Stamme hervorgegangen. Sein rastloses Bemühen ist, die Söhne Kroks vom böhmischen Throne zu stürzen. Den Schwächlingen zu dienen, ist seiner Heidenkraft unerträglich, aber er ist theils nicht mächtig genug, um mit offner Gewalt zu siegen, theils liegt in seiner Seele jene Mischung von Heroismus und Tücke, die uns an so vielen Helden der slavischen, vorzüglich aber böhmischen Geschichte auffällt, z. B. an Wallenstein. Er führt also neben dem Schwert des Feindes den Dolch des Verräthers, und mordet seine Gegner wie auf dem Schlachtfeld, so im Kabinet unter der Maske der Freundschaft. Den alten König Böhmens lockt er nach Polen und läßt ihn blenden. Gegen dessen Sohn, den jungen König, führt er die Polen bis nach Prag; da er aber dem polnischen König die Eroberung nicht gönnt, so geht er wieder zu seinem Landesherrn über, rettet ihn dadurch und macht sich durch diese Rettung wieder beliebt. Alsbald spinnt er neuen Verrath an, und um den Sohn, wie den Vater zu stürzen, überredet er den Bruder des jungen Königs, dieser stelle ihm nach dem Leben. Der Bruder empört sich, siegt mit Hülfe des Wrsch, läßt den König blenden, wie seinen Vater, und wird selbst König. Nun hat es Wrsch nur noch mit diesem Einen zu thun, und trachtet auch ihn zu vernichten, doch der Himmel beschützt die Nachkommen der frommen Libussa und Wrsch endet als Ueberwundner.

Die Scenen in diesem Roman wechseln rasch, und der Dichter hat es verstanden, sie sehr lebendig und malerisch dem Auge vorüberzuführen. Das Grausame und Blutige darin ist vollkommen dem Geist der Zeit und des Landes angemessen und es wäre ein Fehler gewesen, wenn es die Sentimentalität des Dichters allzusehr gemildert hätte. Er hat offenbar besser gethan, es durch zarte und sanfte Schilderungen der Frauenliebe zu versöhnen, und dieß ist wieder ganz im Geist der Zeit und des Landes, da einmal im Mittelalter das Wildeste mit dem Zartesten, das Härteste mit dem Weichsten, das Faustrecht mit dem Minnesang sich einte. Insbesondere aber findet sich bei den slavischen Völkern neben einer fast asiatischen Grausamkeit eine mehr als germanische Milde der Weiblichkeit und Poesie. In diesem Sinn ist der kräftigste Charakter des Romans der alte Wrsch, und der zarteste die engeltreue Gattin des blinden Königs.

Da in der ältern böhmischen Geschichte die Prophetinnen eine so bedeutende Rolle spielen, war es dem Dichter vergönnt, auch eine stehende Lieblingsfigur der Romane von Walter Scott, ein altes wahnsinniges und wahrsagendes Weib, ohne Verletzung des Kostüms, hier anzubringen. Allein ich gestehe, Figuren dieser Art haben etwas so Abschreckendes für mich, daß ich sie nicht zu beurtheilen wage, daß ich mich schlechtweg vor ihnen entsetze. Es muß wohl ein Vorurtheil von meiner Seite seyn, da die Dichter schwerlich so oft diese garstigen Hexen anbringen würden, wenn sie nicht beim Publikum Beifall fänden. Ich bescheide mich, Unrecht zu haben, aber ich müßte lügen, wenn ich meinen Eckel vor den alten Megären und ihrem fürchterlichen Kopfnicken und fistelndem „Hihi, mein Söhnchen, hihi" läugnen sollte. Ich ließe mirs noch gefallen, wenn sie nur nicht sentimental thäten, wenn sie nur nicht weinten, nicht immer an ihre Liebhaber dächten, die sie einmal vor funfzig Jahren gehabt. Eine Macbeths-Hexe, die nichts ist, als böse, und eine Ophelia, die in ihrem Wahnsinn so liebenswürdig ist, die laß ich mir gefallen. Aber ein Weib, das eine Macbeths-Hexe und Ophelia zugleich seyn soll, das ist zuviel auf einmal, das ertrage, wer stärkere Nerven hat.

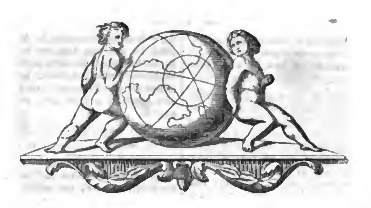
25) Sammlung neuer Schriften von Alexander Bronikowsky. Erster bis dritter Theil. Halberstadt, Brüggemann, 1829. — Wir besitzen schon eine ansehnliche Menge von Bronikowsky'schen Romanen und Novellen. Sie gehören unstreitig zu den bessern, und besonders verdienen seine Schilderungen aus der ältern Geschichte Polens und aus dem Hofleben im siebzehnten Jahrhundert in demselben Maaße größere Auszeichnung, als er sie mit besondrer Vorliebe zu be-

handeln scheint. Weniger sprechen seine Gemälde des modernen Lebens an. Mit einem solchen Gemälde beginnt diese Sammlung. Ein russischer Oberst und Günstling bei Hofe verliebt sich in die Braut seines Kameraden, und diese wird durch seine Vorzüge so sehr geblendet, daß sie ihrem Bräutigam untreu wird. Der Bräutigam seinerseits ist ein viel zu edler Romanheld, als daß er nicht auf der Stelle zur Entsagung bereit seyn sollte. Er zerdrückt eine Thräne in seinem Auge und legt die Hand seiner Braut in die seines Freundes. Aber die Sache thut nicht gut. Der Höfling spielt den Klavigo, die Braut erscheint ihm bald zu unbedeutend, zu arm, zu wenig für den Hof gemacht, und er wird ihr untreu. Nun tritt aber ihr tapfrer Bruder dazwischen, und beide tödten sich im Duell. Auch dieser Bruder ist gar zu edel. Er umarmt den Verräther seiner Schwester, den Entehrer seines Hauses, eh' es zum Treffen geht, noch einmal brüderlich und warm. Das streitet gegen alle Natur. Beaumarchais umarmt Klavigo auch, aber kalt, weggewendet. Es ist seltsam, daß man in Goethes Schriften so fleißig das Unnatürliche studirt, und so selten das Natürliche, worin namentlich seine frühern Werke so ausgezeichnet sind. — Bei weitem besser sind die folgenden, und unter diesen vorzüglich die beiden polnischen Erzählungen, die Wahl des Königs Michael und die Zusammenkunft des Jakob Sobiesky mit zwei andern Kronprätendenten jener Zeit, Jakob Stuart und Stanislaus Lesczinsky zu Straßburg. Diese Sittengemälde sind Meisterstücke in ihrer Art, und das erste durch seinen fast mährchenhaften Reiz, das zweite durch seinen fast komischen Anstrich zu einer poetischeren Bedeutung erhoben, als bei Sittengemälden gewöhnlich der Fall ist. Von den drei noch übrigen Erzählungen schildert die eine den Untergang des Flecken Pleurs in Graubündten durch den berühmten Bergsturz, die andre die Geschichte eines jungen Mönchs im Hospitium von St. Bernhard, die dritte eine sächsische Kriminalgeschichte aus der Zeit, in welcher die Hoheitsrechte des Churfürsten noch von dem mächtigen Adel bestritten wurden. Auch diese Erzählungen sind unterhaltend, doch von zu gewöhnlichem Zuschnitt, als daß sie jenen polnischen gleich gestellt werden könnten.

26) Fontainebleau. Zwei Theile. Bremen, Heyse, 1829. — Man könnte diesen Roman den geistreichsten unter den langweiligen, oder den langweiligsten unter den geistreichen nennen, wenigstens habe ich die zwei so heterogenen Elemente, Geist und unerträgliche Breite, nie so innig vermischt gefunden, als hier. Der ganze erste dicke Band enthält nicht mehr, als die Reise zweier unbekannter Damen, aus Spanien nach Paris. Ein junger Ritter, der zufällig ihr Begleiter und Beschützer geworden ist, brennt vor Neugierde, zu erfahren, wer sie sind, kann es aber so wenig ermitteln als der Leser. Ein unbekannter Mann, der in geheimnißvoller Beziehung mit jenen Damen zu stehn scheint, läßt sich unterwegs zuweilen bei nächtlicher Weile blicken; es gibt verschiedne Rencontres, aber man erhält keinen Aufschluß. Der langweilige spanische Stallmeister Karls V., der denselben Weg macht, ist die einzige ergötzliche Erscheinung im ersten Bande, und gibt zu einigen Wirthshausgesprächen Anlaß, die voll ächten Humors sind trotz ihrer unendlichen Länge. Im zweiten Band erweitert sich der Blick. Wir langen am Hofe Franz des Ersten an, in der interessanten Zeit, in welcher der deutsche Kaiser demselben seinen bekannten Besuch machte. Die beiden Reisedamen treten in den Hintergrund, es sind Töchter eines gefallenen Offiziers, deren sich die Königin angenommen, und das Geheimniß, das uns so lange gespannt hat, ist der Eröffnung kaum werth. Auch der junge Ritter verliert alles Interesse, und erhält es erst am Ende des Werks wieder, indem wir erfahren, er sey eine wirkliche historische Person, nämlich Lorges, der später Heinrich II. durch einen unglücklichen Zufall im Turniere tödtete. Je uninteressanter aber die Haupthelden des ersten Bandes werden, desto mehr Theilnahme erregen die Helden des zweiten Bandes, Karl V., Franz I., der Herzog von Orleans, die Frau von Estampes, die wir im Innern der Paläste ihre Intriguen gegen einander spielen sehn. Hier ist der Verfasser nicht nur der Geschichte treu geblieben, sondern er hat uns die Personen, die Sitten, das Kostüm der Zeit Franz des Ersten so ausführlich und lebendig geschildert, daß wir jeden Stuhl im Zimmer, jede Bandschleife im Anzug, jede Miene im Gesicht vor uns zu sehn glauben.

27) Neue nordische Sagen. Mitgetheilt von Amalie Schoppe, geb. Weise. Mit neun Kupfern. Heidelberg, Engelmann, 1829. — In der Bearbeitung historischer Stoffe und alter Sagen ist die Verfasserin gewandt und glücklich. Hier erinnert nichts an jenen mißgebornen Waldemar, der uns eine so lebhafte Indignation eingeflößt. Unter den hier behandelten Sagen ist die erste, der Knecht Pück, die beste. Sie reiht sich an ähnliche Sagen von häßlichen, aber hülfreichen Gnomen an, die wir bei allen neuern Völkern wiederfinden, und daß der Gnome gerade einem frommen Mönche Dienste leistet, gibt der Erzählung einen eigenthümlichen Reiz, indem Christliches und Heidnisches anmuthig verbunden wird. Die zweite Sage, Ulf Trugelson Sprageleg und die Seinen, enthält die Geschichte eines von Geburt an verfolgten Königsenkels, der endlich doch noch zum Thron gelangt. Sie hat nicht den mährchenhaften Reiz, der uns in der erstern anzieht. Die Kupfer sind der Kosten wohl nicht werth.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 27. — 10. März 1830.

Politische Satyre.

1830. Satire politique, par Barthélemy. Paris, chez Dénain, 1830. (Motto: To be or not to be, that is the question.)

Von der politischen Tendenz dieser Satyre zu reden, überlassen wir den politischen Blättern, wenn anders kein Interdikt eines avancement-süchtigen Procureur-Generals ihrem Urtheile zuvorkömmt und die Verbreitung des Büchleins hindert. Wir reden nur von dem Kunstwerthe der neuesten Satyre eines Dichters, der zum ersten Male ohne die Beihülfe seines Freundes Méry auftritt. In Verein mit Méry schrieb bekanntlich Barthélemy seine Satyren gegen Villèle, Peyronnet, die Jesuiten und Konsorten, das in Deutschland bereits bekannte Gedicht über Napoleon, die Epistel an Bourmont, welcher General durch seinen Abfall berühmt geworden und nächstens, sagt man, durch Bekämpfung des Dey's von Algier den Titel eines Scipio Africanus, wie auch französischen Marschalls, erringen will. Die poetische Vertheidigungsrede, welche seit Kurzem in ganz Europa Theilnahme erweckt hat, nur nicht bei dem französischen Gerichte, welches den Verf. zum Gefängnisse verurtheilt hat, ist ebenfalls ohne Beihülfe Mérys geschrieben, welchen Familienverhältnisse nach seiner Heimath rissen; aber das erste ausführliche Gedicht, nach welchem sich Barthélemys persönliches Talent einigermaßen abmessen läßt, ist die erwähnte Satyre 1830.

Die joviale Laune der frühern Gedichte scheint fast ausschließlich Méry anzugehören, und Barthélemy der Ernst. An Sachkenntniß und kräftigen Ausfällen mag Lezterer das Uebergewicht haben, an Wärme und Phantasie Méry. Die persönlichen Verhältnisse Barthélemys seit dem lezten Urtheilsspruch, oder gar die Verhältnisse seines Vaterlandes überhaupt, mochten geeignet seyn, eher seinen kritischen Ernst anzufeuern, als das Maaß jovialer Laune, welches er etwa selber besizt. Seine persönlichen Verhältnisse — denn sogar die gewandte Vertheidigung des Advokaten Merilhou, nach Dupin der talentreichste Sachwalter Frankreichs, konnten ihn nicht der Haft entreißen, vor welcher auch nach Zerstörung der Bastille kein aufrichtiger französischer Schriftsteller gesichert ist. Die Verhältnisse des Vaterlandes überhaupt, — denn Hr. Barthélemy wenigstens redet sich ein, es sey nicht unmöglich, daß nächstens ein neuer Cromwell am französischen Parlamentshause anschreibe: „hier ist eine Kammer zu vermiethen."

Daher das Motto: To be or not to be. Nach Barthélemys Dichtung ist nur Eine Wahl zu treffen:

Pour nous, qui proclamons la Charte souveraine,
Pour eux, qui sont voués aux règnes absolus,
Il ne reste qu'un choix, d'être ou de n'être plus;

und wie Hr. Viennet vor einem Jahr jene merkwürdige Poesie in ein Blatt einrücken ließ, die nichts anders ist als ein encyklopädischer politischer Zeitungsartikel in Alexandrinern, fast eben so singt gegenwärtig Barthélémy seitenlange politische Grundsätze, die er in Alexandrinern, oder in Prosa aufgelöst, vor der Kammer vortragen würde, wenn er nicht zu jung oder wenn er reich genug wäre, um Abgeordneter zu seyn. Mitunter kann sich die Gewohnheit der Dichtersprache nicht völlig verläugnen:

Oh! si jamais des rois les faveurs tutélaires
Essayaient le royaume en des mains populaires,
Si ces hommes nouveaux, citoyens comme nous,
Conspiraient une fois pour le bonheur de tous;
Sans doute que leurs mains, semant un sol vivace,
De l'état rajeuni reverdiraient la face...

Sechs Zeilen Prosa mit Reimen und zwei dichterischen Bildern. Dagegen treten in der Satyre 1830 Lichtpunkte hervor, welche zeigen, daß selbst das Trockne der Ministerial- und Parlamentar-Angelegenheiten den dichterischen Funken nicht nothwendigerweise zum Erlöschen bringt. Barthélémy reiht sich an die bedeutende Anzahl derer, welche nach dem Vorbilde der brittischen Verfassung den Eintritt jüngerer Kandidaten in die Kammer verfechten; die älteren ladet er ein, der Ruhe, welcher sie bedürfen, zu genießen:

Là, nous leur dirons que, dans les jeux antiques,
Les Phénix, les Nestor, athlètes surannés,
Se tenaient hors du cirque à l'écart confinés;
Dans les rangs des lutteurs s'ils eussent pris leur place,
Un long rire homérique eût puni leur audace;
Debout dans le champ clos leurs jeunes fils veillans
Exprimaient la vigueur de leurs muscles saillans;
Eux seuls osaient prétendre aux palmes olympiques,
Leurs mains seules touchaient à ces disques épiques,
A ces cestes pesans, armure des héros,
Où le plomb s'enlaçait au cuir de sept taureaux.
Tandis que ruisselait dans l'arène ébranlée
Une ardente sueur avec le sang mêlée,
Les groupes des vieillards, sur les gradins assis,
De loin suivaient des yeux le combat indécis,
Et contaient longuement au crédule auditoire
De leurs exploits passés la fabuleuse histoire...

Dergleichen lebendige Stellen sind noch einige in dem Büchlein, wiewohl in geringerer Zahl als in dem frühe-ren Gedicht Waterloo. Wie bei dem Fils de l'homme, findet sich auch nach 1830 ein anziehender Anhang in Prosa: kurzweilig wird darin erzählt, wie in Frankreich die Staatsverwalter das Budget nicht für sich verlangen, sondern für ihre Nachfolger — sic vos non vobis. Trotz aller Opposition gibt B. nicht viel auf den Ministerwechsel.

En vain de leur pouvoir brisez-vous les dehors,
Leur âme qui survit émigre en d'autres corps.

1830 ist nur eine Zwischenarbeit. Die douze jours de la révolution, welche nächstens erscheinen, nahmen die Anstrengung des, oder hoffentlich der beiden Dichter in Anspruch. Immerhin ist die Zwischenarbeit, besonders in Vergleich mit ähnlichen neueren Erzeugnissen in Frankreich, zu bedeutend, als daß ihr nicht wenigstens diese kurze Erwähnung gebührt hätte.

Romane.

(Fortsetzung.)

28) Der Camisarde, ein historischer Roman von Friedrich Seybold. Zwei Theile. Stuttgart, Hoffmann, 1829. — Das Feld des historischen Romans ist in der neuern Zeit von Männern kultivirt worden, von denen man es durchaus nicht erwartet hätte, z. B. von Steffens. So mag es auch überraschen, den Mann, der die Neckarzeitung in ihrer glänzendsten Periode redigirte, und der bisher nur als politischer Schriftsteller bekannt war, plötzlich unter den Dichtern auftreten zu sehn. Indeß liegt der historische Roman dem Gebiet des Politikers nicht fern, und es wäre zu wünschen, daß die Dichter, die sich an historische Stoffe wagen, mehr Politiker wären, als sie es gewöhnlich sind. Es gibt Perioden der Geschichte, deren Dichter schlechterdings ein Thucydides, ein Tacitus, ein Macchiavelli seyn muß, wenn er nicht weit hinter dem Geist und der Poesie seines Gegenstandes zurückbleiben soll. Schöne militärische Tableaux im Hintergrunde und ein alltägliches Liebespaar im Vordergrunde machen noch keinen historischen Roman. Wenigstens ist in der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte die Politik so sehr die Seele aller Begebenheiten, daß sie auch deren poetische Seele ist. Die poetische Politik oder politische Poesie scheint nur ein Widerspruch. Die Geschichte der französischen Revolution ist Beweises genug. Hier trenne Politik und Poesie, wer es vermag.

Seybold hat den nämlichen Stoff behandelt, wie Tieck in seinem Krieg in den Cevennen. Nun ist es wohl sehr leicht, vom formellen Standpunkt aus den

erstern herabzusehen. Tiecks Darstellungsweise ist so unübertrefflich, sein Ruhm als Dichter so über jeden Zweifel erhaben, daß es wohl Niemanden einfallen wird, was die Form betrifft, mit ihm rivalisiren zu wollen. Aber die Sache muß aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet werden. Es kommt hier keineswegs auf die Form allein an, vielmehr auf die Gesinnung, auf die Tendenz. Der Gegenstand ist von religiös-politischer Natur, ein Glaubenskrieg. Hierbei ist nun vor allen Dingen erforderlich, daß der Dichter klar und entschieden sey, auf welcher Seite sich das Recht, auf welcher das Unrecht befinde. Er muß eine Meinung haben und diese unumwunden aussprechen. Er muß, ohne zu übertreiben, doch auch nirgends das Recht verkürzen oder das Unrecht beschönigen. Das ist das Erste und Nothwendigste, was wir vom Dichter eines Glaubenskriegs verlangen. Die schöne Form ist erst das Zweite. Was Tieck betrifft, so hat der geistvolle Posgaru in der im Eingang dieses Aufsatzes citirten Stelle ihm den Vorwurf schon gemacht, er spreche seine Gesinnung nicht entschieden genug aus. Auffallend kontrastirt damit eine Stelle der Börne'schen Schriften, worin dieser treffliche Politiker gewissermaßen mit sich selbst im Widerspruch den Satz aufstellt: ein Dichter dürfe niemals eine bestimmte politische Meinung aussprechen. Der Streit ist in unsern Tagen, wo so viel politisirt und zugleich gedichtet wird, wo sogar die politischen Stoffe durch die historischen Romane immer mehr in der Poesie eingebürgert werden, nicht ohne Interesse, und ich will noch ein wenig näher darauf eingehn.

Wenn zwei Parteien sich kämpfend gegenüberstehn, wie bei Homer die Griechen und Trojaner, wie bei Shakespeare die beiden Rosen, wie im Mittelalter die Gibellinen und Welfen, wie in der Reformation die Katholiken und Protestanten, wie in lezten großen Kriegen Napoleon und die Völker, dann darf und muß der Dichter unpartheyisch seyn, weil, wenn auch nicht immer das Recht, doch die Charaktergröße, das Genie, die Heldenkraft auf beiden Seiten gleich vertheilt ist. Wenn aber von der Unterdrückung des Rechts durch rohe Uebermacht und unmenschliche Grausamkeit die Rede ist, wie bei Egmont, Wilhelm Tell ꝛc., so ist es dem Dichter keineswegs erlaubt, unpartheyisch zu bleiben, weil die menschliche Natur in solchen Fällen es niemals bleiben kann. Dieß ist auch der Fall beim Cevennenkrieg. Hier sehn wir ein in jeder Hinsicht wackeres Bergvolk durch die Henker eines brutalen Sultans und seiner bigotten Favoritin würgen. Hier ist nicht nur das Recht, sondern auch die Größe auf der Seite der Unterdrückten, denn wahre poetische Helden finden wir nur unter den Kamisarden, nirgend bei der Henkerbande, die sie verfolgt. Hier ist die Glorie der Unschuld auf der einen Seite zu strahlend, der schwarze Verrath, die barbarische Roheit auf der andern Seite zu empörend, als daß es möglich wäre, unentschieden zu bleiben. Selbst der eifrigste Royalist und Katholik kann das scheußliche Gemälde des Cevennenkriegs nicht beschönigen, er kann nur die Augen davon abwenden. Will man den üblen Eindruck schwächen, so muß man auf andre Scenen der Geschichte hinweisen, in denen die absolute Fürstengewalt und die Begeisterung für den katholischen Glauben eine würdigere Rolle spielen. Diese Scene läßt sich durch nichts rechtfertigen. Versucht man es aber, gerade in dieses Gemälde mildernde Farben einzutragen, indem man, wie Tieck gethan, bei allen Gräueln des Mönchsfanatismus und des Hofdespotismus an die schönere Seite des Katholicismus und der höfischen Kultur erinnert, so begeht man den Fehler, den bestimmten Charakter einer Thatsache durch Verschönerung zu entstellen. Wenn die vierzehnten Ludwige und sechsten Alexander wüthen, ist es nicht Zeit, die absolute Monarchie und das Papstthum zu vertheidigen. In diesen Abgrund von Schlechtigkeit hineingeworfen, wird doch jede Blume des Himmels zu einer Distel der Hölle. Man kränze jene Tyrannen mit Disteln und verspare die Blumen auf bessere Häupter. Jede Partei muß sich entschließen, ihre schlechten Subjekte Preis zu geben; ihre Helden bleiben ihr darum unverloren. Man muß Zeit, Ort und Personen unterscheiden. Wer die romantische Zeit der Jungfrau von Orleans wie Voltaire behandeln wollte, würde sie gröblich entstellen; wer aber in der Zeit des Cevennenkriegs noch etwas von der katholischen Romantik haben will, der muß es auf eigne Kosten hineintragen und es wird nirgends zur Geschichte passen.

So wahr auch alles ist, was Tieck den Parteien in den Mund legt, so passen doch diese Betrachtungen nicht alle in jene Zeit. So schön es ist, so ist es doch für jene Zeit zu schön. Es ist zu viel Kunst dabei, und dieß fällt uns bei einem Gegenstand auf, der unmittelbar zum Naturgefühl spricht, und über dessen Sinn uns keine Kunst zu täuschen vermag. — Seybold ist diesem Naturgefühl treu geblieben und hat ohne Hehl seinen ingrimmigen Haß gegen die Partei der Unterdrücker, und seine Vorliebe für die Unterdrückten ausgesprochen.

Die Form des Seybold'schen Romans kann man dagegen wohl vernachläßigt nennen. Wir haben von diesem Schriftsteller zuweilen sehr scharfe und geistreiche politische Artikel gelesen, denen der etwas zu gewöhnliche Erzählungston in diesem Roman bei weitem nicht gleichkommt. Am wenigsten weiß der Verfasser mit dem Rührenden, Erhabnen und Schrecklichen umzugehn, woran wohl die bei ihm immer vorherrschende Ironie Schuld ist. Vortrefflich sind dagegen die Parthien des Romans, die einen

komischen Anstrich erlaubt haben. Namentlich muß eine Scene ausgezeichnet werden, die höchst witzig erfunden ist und kein gemeines Talent für politische Satyre beurkundet. Ein Prälat, ein General und ein Intendant, die alle Unternehmungen gegen die Camisarden leiten, haben sich in einem Saale zu einem freundschaftlichen Schmause versammelt. „In einem Hinterstübchen war für das Kleeblatt der Kammerdiener des Triumvirats ein elegantes Tischchen gedeckt, das nicht minder kostbar bedient wurde, als die Tafel der Herren im Salon. Nachdem der Nachtisch aufgetragen war, gab der Kammerdiener des Prälaten, mit einem Anstand, der ins Komische fiel, die würdevolle Haltung seines Herrn nachahmend, der Dienerschaft, welche ehrfurchtsvoll servirt hatte, ein stummes Zeichen, sich zu entfernen. — Was hältst du von diesen Zeitläufen, Freund Broglio, fragte er den Kammerdiener des Generals, den er mit dem Namen seines Herrn anredete. Wir werden wohl bald, wie mein Hochwürdiger meint, Eures weltlichen Arms bedürfen? — Verflucht seyst du mit deinem ganzen Pfaffengeschmeiße, polterte dieser heraus, denn ihr allein seyd Schuld an allem diesem Unheil, wie mein Herr sagt. Die Menschenrechte sind verletzt, wie mein Herr sagt, und wie in den Büchern steht, die er liest. Und bei Hofe, sagt mein Herr, glauben sie auch nichts, und glauben, was sie wollen, und die vornehmen Pfaffen glauben selbst nicht, was sie sagen, sagt mein Herr. Und kurzum, der Mensch ist doch ein Mensch, so zu sagen, und kann glauben, was er will, hat mein Herr gesagt; und die Glaubensfreiheit sey ein Menschenrecht, stehe in den Büchern, sagt mein Herr. — Und das ist alles nicht wahr, was in den Büchern steht, fiel der Kammerdiener des Intendanten ein, sagt mein Herr, und der König hat die Bücher verboten, und der heilige Vater hat befohlen, daß sie verbrannt werden, sagt mein Herr, und dein Herr sey ein Büchernarr, der sich durch die einfältigen Bücherwürmer, welche die Bücher schreiben, den Kopf verrücken lasse und nicht wisse, was er wolle, hat mein Herr gesagt. — Und dein Herr, sagt mein Herr, ist ein alter Esel, der keinen Buchstaben von der neuen Phi — Phisophie versteht und keinen Phi — Phisophen gelesen hat. — Und mein Herr ist kein Esel, sondern Intendant und von gutem Adel; das verbitte ich mir. — Und mein Herr ist kein Narr, sondern Graf und General; das verbitte ich mir auch. — Nur nicht so hitzig, theuerste Freunde, sprach der Kammerdiener des Prälaten mit vieler Würde und gab sich ein tiefgelehrtes Ansehen. Der Gegenstand eines Streites muß immer approfundirt werden, wie mein Hochwürdiger sagt; dein Herr, lieber Broglio, ist ein Freund der Philosophie, und liest die Philosophen; er spricht mithin von Menschenrechten und Glaubensfreiheit; er bleibt aber demungeachtet General des Königs, und wird keinen Anstand nehmen, gegen die nämlichen Ketzer zu fechten, denen er das Recht einräumt, zu glauben was sie wollen. Er ist kein wirklicher Narr, sondern blos ein Büchernarr, und seine Grundsätze haben keinen Einfluß auf seine Handlungen. Solche Leute sind brauchbar zu dem, wozu man sie braucht, sagt mein Herr, und man kann sie mithin reden und denken lassen, was sie wollen. Was aber Euch Beide betrifft, so kann es Euch ganz gleichgültig seyn, ob Ihr einen Esel oder Narren bedient, wenn Ihr Euch nur wohl dabei befindet. Glaubt nur, unsere Herren halten sich an den nämlichen Grundsatz, und thun wohl daran. Reicht Euch also die Hände zur Versöhnung und kümmert Euch, als vernünftige Diener, nichts um den Verstand oder Unverstand Eurer Herren. — In der Küche verzehrte die niedere Dienerschaft die übrigen Brocken, die von der Tafel der Herren Kammerdiener abgetragen wurden. — Ich möchte doch, beym Teufel, wissen, sprach ein unzufriedener Lakai, was diese Großhannsen da innen mehr sind, als wir, daß sie, wie Fürsten, an der Tafel sitzen, während wir hier stehend alte Beine abnagen? — Narr, erwiederte ihm ein Witzling der Küche, das ist die Stufenleiter der Dienerschaft, krieche eine Stufe hinauf, und sehe zu, ob du einen herunter werfen kannst, um seine Stelle einzunehmen. Wenn du einmal Kammerdiener bist, kannst du es noch weit bringen in der Welt. Inzwischen aber begnüge dich mit den abgetragenen Brocken; es ist doch besser als gar nichts. — Pour l'amour de Dieu, rief eine demüthige Stimme und unter der Thüre zeigte sich das abgezehrte Gesicht eines zerlumpten Bettlers. Einen Bissen, meine gnädigen Herren! — Man kann doch keinen Bissen ruhig essen vor dem Volk, brummte ein Lakai und warf ihm einige Knochen zu.“

29) Erzählungen von A. von Sartorius. Leipzig, Brockhaus, 1828. — Die Verfasserin hat bedeutendes Talent für das Kostüm. Sie versteht es, das Eigenthümliche eines Zeitalters bis in die feinsten Nüancen auszumalen und dem Bilde eine täuschende Aehnlichkeit zu geben. Die erste Erzählung stellt uns die Abentheuer eines preußischen Werbers aus der Zeit Friedrichs des Großen dar, die zweite Gustav Adolphs Einzug und Aufenthalt in Erfurt, die dritte eine Anekdote aus dem Leben Ludwigs XIV. und der Frau von Maintenon. In allen dreien ist der Charakter der Zeit gut aufgefaßt, sind die Umrisse scharf und das Kolorit lebhaft. Der Styl ist überdieß gebildet und angenehm.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 28. — 12. März 1830.

Romane.

(Fortsezung.)

30) **Die Pappenheimer, historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, von A. von Tromlitz. Vier Bändchen. Dresden und Leipzig, Arnold, 1829.** — Wer kennt nicht die Pappenheimer, seit Schiller sie auf die Bühne gebracht? Herr von Tromlitz hat uns hier ihre frühern Thaten bis zum Tode ihres ersten Führers geschildert, wie Schiller ihre spätern Thaten bis zum Tode ihres zweiten Führers. Der dreißigjährige Krieg ist weder von Trauerspieldichtern noch von Romanschreibern ganz zu erschöpfen, so reich ist er an Helden und Heldenthaten, großen Schicksalen und großen Leiden. Pappenheim sammt seiner Schaar spielt nur eine untergeordnete Rolle darin, nichtsdestoweniger taugt er, einen Roman allein auszufüllen. Seine politische Wichtigkeit ist geringer als seine militärische, und wenn er uns nicht in die große Politik der Parteien einführt, so führt er uns doch ins Lager, auf die Schlachtfelder, in die Kantonnirungen und auf die wilden Streifzüge, die den eigentlichen malerischen Theil des dreißigjährigen Kriegs bilden. Das hat auch der Dichter sehr gut eingesehn, und in seinem Roman drängen sich wie in den Annalen jener Zeit die Bilder des Kriegsgetümmels, Patrouillen und Nachtwachen, Einquartirungen und Märsche, Scharmützel und Retiraden, Belagerungen und Feldschlachten. Es wäre vielleicht schlimm, wenn dergleichen Schilderungen je aufhörten, uns zu ergözen, so oft sie sich auch wiederholen. Wir müßten Sybariten werden, wenn wir nicht immer freudig aufhorchten, sobald eine Trommel gerührt wird, und kriegerische Trompeten schmettern.

Aber mit den militärischen Prunkscenen ist es nicht gethan. Soll aus der Geschichte ein Roman gemacht werden, so muß ein wenig Liebe dazu kommen und ein Bösewicht. Ohne eine Geliebte zur Rechten und einen falschen diabolischen Freund zur Linken kann ein gewöhnlicher historischer Romanheld gar nicht bestehn. Sie müssen ihm immer als guter und böser Dämon vom Dichter mitgegeben werden. Man mache die Probe. Ich wette, der geneigte Leser findet unter zehn historischen Romanen nicht einen, dem diese beiden Zugaben, die Geliebte und der Bösewicht, fehlen, daher man den lezten auch insgemein den obligaten Bösewicht nennt.

Dieser Obligate ist im vorliegenden Roman ein gewisser La Croix, ein Offizier unter den Pappenheimern. Es gereicht dem Dichter zum Ruhm, die Teufelmäßigkeit desselben nicht übertrieben und einen Fehler vermieden zu haben, in den die neuen Romandichter so häufig verfallen. La Croix ist sogar eine wirkliche historische Person, eine von den vielen Mordbrennerseelen, die im dreißigjährigen

Kriege weniger das Loos der Schlachten entschieden, als die Länder mit ausstudirter Grausamkeit und Habgier aussogen.

Aber die zärtliche Parthie des Romans scheint mir nicht so glücklich gelungen. Hier fällt der Dichter aus der Zeit, die er schildert, heraus. Er quartirt nämlich Pappenheim bei einem Amtmann in der Nähe von Magdeburg ein, zur Zeit, da Magdeburg von Tilly belagert wurde. Die Tochter des Amtmanns, Anna, verliebt sich in den ritterlichen Helden, und ergibt sich ihm sogar, um für ihren gefährdeten Vater Gnade zu erkaufen. Pappenheim verachtet die Entehrte und behandelt sie roh. Nun wird das gute Kind auf einmal platonisch, eine Vestalin, und geberdet sich sehr feierlich und prude. Es hilft nichts, Pappenheim achtet sie nicht. Da wird sie böse und die strenge Vestalin scheut sich nicht, La Croix, den sie gleich sehr haßt und verachtet, ihren Besitz zu versprechen, wenn er sie an Pappenheim rächen will. Der Rächer nimmt sich aber etwas lange Zeit. Da geht Anna selbst ins Lager zu Pappenheim, fest entschlossen, ihn zu tödten. Sie vergiftet ihm einen Becher Wein. Da er ihn aber an die Lippen sezt, da geht das gute Herz wieder über, sie entreißt ihm den Becher und gesteht ihm alles. Er läßt sie gehn; sie geht und seufzt fort um ihn. La Croix will sie zur Heirath zwingen, sie wird aber gerettet und kommt später nach der Schlacht bei Lützen noch gerade zurecht, Pappenheim sterben zu sehn. — Diese Liebesgeschichte ist rührend und die Situation eines protestantischen und bürgerlichen Mädchens in diesem Verhältniß zu einem katholischen und ritterlichen General pikant; aber der Dichter hätte das Mädchen wohl ein wenig mehr im Kostüm der Zeit schildern sollen. Sie spricht nicht wie eine schlichte Amtmannstochter des siebzehnten Jahrhunderts, sondern wie eine durch Romanlektüre verbildete, reflektirende und mit ihrem Herzen kokettirende Großstädterin unsrer Zeit. Und sie handelt, wie wohl hundert Romanheldinnen handeln, aber nicht handeln sollten. Die Mischung und der Wechsel von Schwäche und Heldenmuth in einer weiblichen Seele ist nicht unnatürlich, aber die Vereinigung von Gemeinheit und Seelengröße, von Selbsterniedrigung und weiblicher Hoheit, von Wegwerfung und Platonismus ist unnatürlich und unpoetisch zugleich. Es ist nicht möglich, daß wir dem Dichter glauben, wenn er uns dasselbe Mädchen, das sich eine Seite vorher an Pappenheim und La Croix wegwirft, eine Seite nachher so stolz und prude schildert, wie Goethes natürliche Tochter. In diesem Falle hätte er uns lieber ein Klärchen wie im Egmont; oder ein Käthchen von Heilbronn schildern sollen. Wie schön kleidet diese Mädchen die bürgerliche Demuth, wie wenig kleidet Annen hier ihr Hochmuth!

31) **Norika, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des sechszehnten Jahrhunderts herausgegeben von August Hagen. Zwei Bändchen. Breslau, Jos. Max und Komp. 1829.** — Wer sich mit Vorliebe für altdeutsche Kunst und altdeutsches Bürgerleben interessirt, dem müssen diese Novellen höchst willkommen seyn, denn der Verfasser hat nicht nur mit der sorgfältigsten Genauigkeit alles, was uns vom Leben und von den Werken der alten Nürnberger Maler, Bildhauer und Meistersänger übrig ist, in ein reiches Gemälde zusammengestellt, sondern auch diesem Bilde den Geist der Liebe eingehaucht, die er für seinen Gegenstand fühlt. Allein Darstellungen dieser Art haben das mit ihrem Gegenstande gemein, daß sie eine unbedingte Vorliebe voraussetzen, wenn sie nicht dem Geschmack unsrer Zeit in mancher Hinsicht mißfallen sollen. Die altdeutsche Kunst hat bei allen ihren eigenthümlichen Vorzügen auch wieder etwas so eigenthümlich Armes und Enges, daß wir uns bei ihrer Betrachtung einer gewissen Beklemmung der Seele nicht erwehren können. Wir glauben den Druck zu empfinden, der auf jener ganzen Zeit lag. Dieß ist noch mehr der Fall, wenn wir uns in das reichsbürgerliche Leben zurückversetzen. Die politische Freiheit, die fromme Sitte, die Redlichkeit in Wort und That, alle diese an sich unschätzbaren Tugenden erhalten in jener Zeit ein gewisses pedantisches Gepräge, eine Art von Zwang und Schwerfälligkeit, an die wir nicht denken können, ohne uns peinlich beengt zu fühlen. Der Spaß selbst wird hier steif und hölzern, und unsre sentimentalen Dichter verstehn es nicht einmal, diesen Spaß so wiederzugeben, wie ihn die alte Zeit sich wirklich gemacht hat. So wird der alten Ehrbarkeit noch die moderne Prüderie aufgebürdet, und Eulenspiegel muß sich verständig geberden oder wird nicht zugelassen. Als Spindler in seinem Bastard sich nicht scheute, die Roheit der Reformationszeit zu schildern, tadelte man ihn heftig, was schwerlich geschehn wäre, wenn er nur ehrsame, reinliche, keusche Nürnberger, treufleißige Schüler von Dürer und Hans Sachs geschildert hätte. Und dennoch würden Gemälde, welche die Grausamkeit, Ignoranz, wilde Sinnlichkeit und grobe Hanswursterei jener Bürgerzeit auch abschilderten, und nicht blos die schöne Seite derselben mit sentimentaler Vorliebe idealisirten, der Wahrheit weit getreuer seyn. Ich will damit der Roheit nicht das Wort reden, aber wenn es sich einmal um wirkliche Geschichte handelt, so muß man auch bei der Wahrheit bleiben; und ich kann mir den historischen Romandichter recht wohl denken, der ein rohes Zeitalter schildern könnte, ohne unser Ohr zu beleidigen. Die englischen und französischen Dichter besitzen mehr Talent dafür, als die deutschen, welche gar zu gern idealisiren und durch ihre Vorliebe beschönigen, was ein unbefangnes Auge ganz anders ansieht.

Sofern dir vorliegenden Novellen von den Kunstwerken und Künstiern aus dem Zeitaiter Albrecht Dürers handeln, müssen sir uns natürlicherweise an Franz Sternbalds Wanderungen von Tieck erinnern. Sie unterscheiden sich von diesen dadurch, daß sie weniger ästhetische Reflexionen und mehr kunsthistorische Thatsachen enthalten. Der lezte Umstand macht sie zu einer Geschichtr der Kunst in romantischem Gewande, und sichert ihnen auch dann noch ein historisches Interesse, wenn längst die leidige Mode der Malerromane verschwunden seyn wird. Die Geschichte wirklicher großer Künstler behält immer ihren Werth, und muß von den romantischen Geschichten junger idealer Künstler, worin die läppische Eitelkeit der Zunft sich selbst bespiegelt, wohl unterschieden werden. Nichts ehrwürdiger, als ein alter wackrer Künstler, nichts unwürdiger, als ein junger Romanheld, der mit blauen Augen, langwallenden Goldlocken, dir Guitarre auf dem Rücken und Malergeräthschaften im Reisebündel nach Italien pilgert und in tollgewordner Prosa uns all das bodenlose Kunstgeschwätz und die hohle Aufgeblasenheit moderner Schöngeister auskramt!

32) Burg Stauffeneck, rine Geschichte aus der vaterländischen Vorzeit. Drei Bücher. Eßlingen, Seegrr, 1828. — Herrmann, Neffe eines Geistlichen, welcher studirt und sich eine Zeitlang in Nürnberg und Italien aufhält, heirathet heimlich die Tochter eines schwäbischen Ritters. Dieser ermordet seine Tochter in der Wuth, Herrmann widmet sich dem Kloster und wird als Abt zu Lorch im Bauernkriege umgebracht. Dieß ist der einfache Faden der Geschichte, die aber der Verfasser mit mannichfaltigen und wohlgelungnen Schilderungen des alterthümlichen Lebens ausgeschmückt hat. Mit besondrer Vorliebe ist das alte Schwabenland, ein Turnier in Stuttgart, das Klosterleben, das damalige Treiben auf Universitäten, die Künstlerthätigkeit in Nürnberg, der Kontrast der Deutschen mit den Italienern und endlich der Bauernkrieg geschildert. Der in der vaterländischen Geschichte wohlbewandertr und als Verfasser einer Geschichte Würtembergs bekanntr H. Pfaff hat sich bemüht, der Wahrheit möglichst treu zu bleiben, und daran in der That besser gethan, als wenn er den Pinsel zu tief in die romantischen Farben der Phantasie getaucht hätte, dir in der Regel die einfachen und erhabnen Bilder der Geschichte eher verunstalten und überkleistern, als verschönern. In der Geliebten Herrmanns hat der Verfasser ein einfaches, treu liebendes Fräulein dargestellt, ohne alle die Sentimentalität und Koketterie, welche dir Romanheldinnen gewöhnlich unausstehlich macht.

33) Prinz Siegmund von Sachsen und seine Brüder. Ein historisches Gemälde des funfzehnten Jahrhunderts, von Wilhelmine Lorenz. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack, 1828. — Siegmund, ein jüngerer Sohn Friedrichs des Streitbaren, verliebt sich in ein Fräulein, kann aber nicht zu ihrem Besitz gelangen, da seine Verwandten in die Mißheirath nicht willigen und die ihrigen sie dem Kloster bestimmt haben. Sie wird Nonne und er — Mönch. Dennoch sucht er noch immer mit ihr in Verbindung zu bleiben, macht sich der Geistlichkeit verhaßt und wird von seinen Brüdern eingesperrt. Sie stirbt im Kloster, er folgt ihr bald nach, nachdem ihn sein älterer Bruder, Churfürst Friedrich, wegen vermeintlicher Theilnahme an dem berühmten Prinzenraub Kunz von Kauffungens in noch engere Haft hat setzen lassen. — Der Roman hat viel Rührendes, aber die Verfasserin hat ihren Helden wohl etwas zu weichherzig geschildert. Eine Schwäche, Ungeschicklichkeit, ohnmächtige Klage und unmännliche Nachgiebigkeit folgt hier der andern. So wird uns der Held am Ende widerlich, und nur die Heldin, der wir keine größere Kraft zumuthen dürfen, nimmt unser ungetheiltes Mitleid in Anspruch. — Als eine große Unnatur muß gerügt werden, daß Siegmund schon in seinem zehnten Jahre den seufzenden Liebhaber spielt und einen Blumenstrauß, den seine Geliebte fallen lassen, aufhebt und schamhaft verbirgt, sinnend stehn bleibt, wo er sie erblickt und sich zagbaft bei Andern nach ihr erkundigt. Da ist wieder einmal die arme Mignon in Goethes Meister Schuld. Aber hatte denn die Verfasserin keinen Bruder oder Sohn, um sich zu überzeugen, was ein Knabe von zehn Jahren thut oder nicht thut?

34) Novellen von Elise von Hohenhausen. Drei Bändchen. Mit einem Titelkupfer. Braunschweig, im Verlags-Comptoir, 1829. — Sechs von diesen Novellen sind historischen Inhalts und dem Gegenstand nach von sehr heterogener Art, denn die eine behandelt die Zeit des Cicero, die andre die des deutschen Arminius, eine dritte die brandenburgische Vorzeit, eine vierte Schweden unter Karl XII., eine fünfte Dänemark unter Struensee, eine sechste Rußland unter Katharina II. Die Form ist dagegen überall die nämliche. Der Stoff mag noch so männlich seyn, wenn ihn Damen behandeln, so verläugnen sie nie, daß sie Damen sind. An starke Färbung, scharfe Umrisse, kräftigen und charakteristischen Ausdruck ist bei historischen Gemälden der Damen nie zu denken. Genug, wenn sie im Wesentlichen der Geschichte treu bleiben, die liebenden Paare mit Anstand reden und handeln lassen und sich im Dialog der hergebrachten modernen Phrasen bedienen. Die Verfasserin hat so gut erzählt, als eine Andre. Wir erwarten von Damen bessere Romane, welche die heutige Welt schildern, aber nicht bessere historische Romane. In diesem Gebiet wird immer nur der Mann Großes leisten. — Von den drei noch übrigen Novellen ist die eine ein verunglücktes Gegenstück zu einer Hoffmann'schen Humoreske. Dergleichen liegt

ganz außerhalb der weiblichen Sphäre. Die beiden andern Novellen schildern endlich das moderne Gesellschaftsleben, allein obgleich die Damen in diesem Gebiet eigentlich zu Hause sind, so sprechen doch gerade diese Novellen der Verfasserin bei weitem weniger an, als die historischen. In der einen herrscht der Thee vor, in der andern die Spielkarten, und, hilf Himmel, welche Conversation? So fade, so unnütz, so verloren, als man es nur immer von einer Berliner Theegesellschaft erwarten kann! Welche Namen werden da als große Namen genannt! Welche Poetlein zählt man da unter die deutschen Dichterheroen! Ueber welche ephemere Leistungen der ärmsten Geister spricht man da wie über Weltbegebenheiten! Doch muß man das nicht streng nehmen. Die Konversation, das Kunstgeschwätz folgt der Mode, wie der Anzug, ist nur ein fortgesezter, ein erweiterter Putz, und die Damen vertauschen einen Modeschriftsteller mit dem andern, wie ein gelbes Band mit einem rothen. Morgen kommt ein andres an die Reihe und am Ende wandern alle zu Winkel.

35) Heimgebrachtes, auf romantischen Streifereien gesammelt von Ludwig Storch. Stuttgart, Brodhag, 1829. — Zwei Novellen. Die eine enthält die abentheuerlichen Fahrten eines um des Glaubens willen verfolgten Schulmanns, der von Ungarn nach Italien und endlich nach dem protestantischen Deutschland kommt, wo er Ruhe findet. Die andre enthält die Geschichte des Mordbrenners Labrosse, der unter Ludwig XIV. das Elsaß verheerte. Hier wird eine unglückliche Liebe zum Motiv seines Menschenhasses und seiner Verteufelung gemacht. Das Gemälde ist mit allen erdenklichen Gräßlichkeiten ausstaffirt, auch fehlt wieder nicht die Lieblingsstaffage des historischen Romans, das wahnsinnige alte Weib, Labrosses Mutter. Bei alledem hat der Verfasser ein gutes Herz. Er gibt Labrosse einen Freund, Quesnoi, der sich durch die schändlichsten und empörendsten Bubenstreiche desselben doch nicht abhalten läßt, ihn immerfort zu lieben. Herr Storch hat, wie ich schon in einer frühern Rezension seines Kunz von Kaufungen bemerkt, Talent, aber er nimmt es mit dem Anstand, mit der Sitte und mit der Ehre eben nicht genau.

36) Wunderbare Schicksale eines deutschen Ritters, zur Zeit der Hohenstauffen. Zwei Bändchen. Ulm, Ebner, 1828. — Ein Roman aus der alten guten Zeit Urachs des Wilden, Kuno von Kyburgs und Kaspar a Spadas. Es scheint, dergleichen Romane finden noch immer ihre Liebhaber, obgleich sie schon lange lange aus der Mode sind. In ihnen dauert der alte Streit der Welfen und Gibellinen noch immer fort. Immer noch sind es liberale Ritter, welche die Ränke der Pfaffen zu Schande machen. Auch hier ist der edle Ritter von Humpenfels auserkoren, sammt seinem trefflichen Knappen Kurd die schnöden Listen eines bübischen Abts, der die Güter seines Neffen an sich reißen will, mit tapfrer Faust zu durchhauen. Ich habe den Roman nicht ohne großes Vergnügen gelesen. Wenn man eben vom Theetisch einer ästhetischen Dame kommt, wo nur dünnes Konversationswasser herumgereicht wird, thut es ordentlich wohl, so einen alten Herrn von Humpenfels seinen ungeheuren Humpen in den Bart schütten zu sehn. — Uebrigens erhalten die Chemiker in diesem Roman eine schätzbare Nachricht, die sie da schwerlich gesucht hätten. Der gottlose Abt bedient sich nämlich bereits der Blausäure zur Vergiftung, folglich muß dieses Gift schon im dreizehnten Jahrhundert bekannt gewesen seyn.

37) Schnellert und Rothenstein. Ein romantisches Gemälde aus dem Reiche der Geister- und Fabelwelt, nach einer Sage bearbeitet von August. Würzburg, Stahel, 1829. — Dieß ist die bekannte Sage vom Burggeist zu Rothenstein, der als wilder Jäger umherzieht. Der Roman selbst ist ungefähr wie der obige, à la Spieß und Kramer behandelt; dagegen ist der historische Anhang, der eine Menge urkundliche Zeugnisse über jenen, in neuerer Zeit wieder aufgewärmten Geisterspuck im Odenwalde enthält, schätzenswerth.

38) Nikanor, der Alte von Fronteja. Fortsetzung der Geschichte des Rinaldo Rinaldini; von Moritz Richter. Leipzig, Wienbrack, 1828. Es gibt in Deutschland offenbar zweierlei Literaturen, eine patrizische und eine plebejische. Die erstere nimmt von der leztern vielleicht zu wenig Notiz. Welcher unsrer großen Kritiker und Literarhistoriker hat es noch der Mühe Werth gehalten, dem Rinaldini seine Aufmerksamkeit zu schenken, und doch hat dieser Roman wenigstens sechs Auflagen erlebt und eine ganze Legion Schwester- und Tochterromane veranlaßt. Wie mancher vielgepriesene Roman der gefriertsten Dichter hat kümmerlich eine Auflage abgesezt! Wer hat nun den Vorzug, der gelobt und nicht gelesen, oder der gelesen und nicht gelobt wird? Außer einigen Schiller'schen Trauerspielen ist sicher kein poetisches Werk der Neuern so oft gelesen worden als Rinaldini. In so zahllosen Exemplaren er in allen Winkelleihbibliotheken verbreitet ist, wird man kaum eins finden, das nicht von hundert Fingern beschmuzt und zerlesen wäre. Wie viele Herzen haben sich nun wohl an dem groben Feuer dieses Romans erwärmt? Daß er noch jezt sein Publikum hat, beweist unter andern dieser neue Roman, der sich gleich dem Ferrandino und vielen andern an ihn anschließt. Nikanor ist Rinaldinis Vater. Hier wird dessen fernere Geschichte, so wie die seines Enkels, des Sohnes Rinaldinis erzählt. Von der Nachahmung eines schlechten Romans kann man noch weniger erwarten, als von diesem selbst. Nikanor ist gerade so abgeschmackt, als Rinaldini; da er aber nicht schlüpfrig ist, wie dieser, so fehlt ihm gerade das, wodurch dieser sein zweideutiges Glück gemacht hat. (Forts. folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 29. — 15. März 1830.

Universitätswesen.

Ueber den Zustand der Universität Tübingen seit dem 18. Januar 1829, von Friedrich Thiersch. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Die Debatten über den hier besprochnen speciellen Fall dürfen und müssen wir wohl denen überlassen, denen auch die Entscheidung darüber zusteht. Wir halten es für unsre journalistische Befugniß zunächst nur, unser Votum über die allgemeinen Grundsätze abzugeben, die bei dieser Gelegenheit öffentlich zur Sprache gebracht worden sind.

Als sich König Gustav III. einst auf der Universität Upsala befand, rief er aus: in diesen Mauern kann man nie zu frei seyn! Dieß schöne Wort ist verhallt, man hat es nicht mit goldnen Buchstaben an die Thore der Universitätsstädte und über die Thüren der akademischen Hörsäle geschrieben. Man hat einen andern Sinnspruch gewählt: in diesen Mauern soll nur Zwang und Kriecherei, Schrecken und Furcht herrschen! „Nun ist zwar," so redet Thiersch, „die Zeit glücklich vorübergegangen, in welcher die Argwöhnischen, die Allarmisten, die Furchtsamen und die Heuchler der Furcht zu einem augenblicklichen Einfluß gelangt waren; die Kommission, welche Jahrelang gleich einer dunklen Gewitterwolke zu Mainz gelagert war, hat sich ohne Blitz und Donner weggezogen, oder, ohne Bild, ist spurlos und erfolglos auseinander gegangen; aber die außerordentlichen Regierungskommissäre bei den Universitäten, der Anhang und die Folgen derselben sind zurück geblieben, und die Universitäten haben sich von dem Mißgeschicke noch jetzo nicht erholt, das durch Einsetzung und Einwirkung jener Männer über sie gekommen ist. Diese haben überall, zum Theil auch in Ländern des festesten und unbestrittensten Bestandes der Universitäten, wie an der sächsischen Hochschule zu Leipzig, an ihren Grundlagen gegraben und gewühlt, haben den Senat, die Professoren gemeistert, die Obliegenheiten derselben an sich genommen, und in mehr als einem Falle die akademischen Behörden zu bloßen Werkzeugen und Vollstreckern der Beschlüsse und Befehle, die von ihnen ausgegangen, wie z. B. der von ihnen verhängten Dimission und Relegation, herabgewürdigt. Auch da, wo man sonst das Jahr über wenig oder nichts von ihnen hört, treten sie zuweilen in ihrer dem Ansehen und der Würde der Universitäten feindseligen Gestalt plötzlich hervor, und nicht das geringste Unheil sind die geheimen Berichte voll schlimmer Dinge über den Geist der Lehrer und der Jugend, durch welche sie ihre Thätigkeit zu bewähren, oder ihren Abneigungen zu genügen gemeint sind. — Es ist endlich Zeit, nachdem auch die Argwöhnischsten

und Beschränktesten für Deutschland zu fürchten aufgehört haben, daß die Geburt des schlimmsten Argwohns abgethan, und die Universitäten nach so vieler und langer Demüthigung und Kränkung ihrer theuersten Interessen endlich wieder in die Befugnisse und in das Vertrauen eingesezt werden, dessen sie nie unwürdig geworden sind.“

So spricht Thiersch, derzeitiger Rektor der Universität in München, und es ist ein Zeichen der Zeit, das wir gerade von dort her und gerade jezt erwarten mußten. München kann dem allgemein ihm zugewandten Vertrauen nur entsprechen, wenn es eine großartige und freie Tendenz ausspricht. Von einer jungen Universität unter den Auspicien eines großgesinnten Königs, unter der Leitung der ausgezeichnetsten und berühmtesten Männer können wir nicht weniger erwarten. Sie muß sich in den Orden ihrer Schwestern durch ein königliches Gastgeschenk einkaufen. Als ein solches ist die Proklamation der Grundsätze, welche Thiersch ausgesprochen, anzuerkennen. Wir betrachten ihn insofern als Repräsentanten Münchens, nicht als Privatmann.

Er wagt es, wieder einmal das Wort **Lehrfreiheit** auszusprechen, und an dieser Stelle gesprochen, klingt es laut genug, um ein Echo in ganz Deutschland zu wecken.

Es ist an der Zeit, näher in die Frage der Lehrfreiheit auf Universitäten einzugehn. Alle Ansichten darüber lassen sich auf zwei Gesichtspunkte zurückführen. Einen dieser Gesichtspunkte halten vorzüglich die Professoren fest, den andern aber die Ministerien und deren Kommissäre, durch welche die Lehrfreiheit der erstern beschränkt zu werden pflegt. Was soll eine Universität eigentlich seyn? Das ist die Frage, die hierbei zuerst aufgeworfen werden muß.

Die Einen verstehn unter Universität im alten Sinne des Worts die universitas literarum, eine vom Staatszweck, ja sogar von nationellen Bedingungen unabhängige Anstalt zur Beförderung und Verbreitung der Wissenschaften. Der reinwissenschaftliche Zweck dieser Anstalt erfordert von Seiten des Staats nur Garantien, ohne daß sich umgekehrt die Universität gegen den Staat verpflichtete. Die Lehrer sollen ein hinlängliches Einkommen, öffentliche Achtung und uneingeschränkte Freiheit zu denken, zu reden und zu schreiben besitzen, damit jeder auf seine Weise irgend eine oder mehrere Wissenschaften weiter ausbilden und ihre Disciplin bei der heranreifenden Generation fortpflanzen kann. Dadurch wird die Universität dem Staat immer einen großen Dienst leisten, allein sie kann sich nicht anheischig machen, jeder ministeriellen Laune nachzuleben, und etwas nicht oder anders zu lehren, weil es so im augenblicklichen Interesse oder gar im Vortheil der Behörde liegt.

Die Andern verstehn unter Universität eine Staatsanstalt, deren einziger Zweck ist, Staatsdiener zu bilden. Sie halten es nicht für eine Pflicht des Staats, das Interesse der Wissenschaften an sich zu fördern, sondern sie halten es nur für ein Recht des Staats, die Vortheile der Wissenschaften für sein eignes Interesse zu benutzen, und aus demselben Grunde schreiben sie dem Staat auch das Recht zu, die Wissenschaften zu hemmen und zu unterdrücken, sobald dieselben mit dem Staatszweck nicht vereinbar sind. Bleibt sich auch der Zweck der Wissenschaften zu allen Zeiten gleich, und wechselt der Zweck des Staats beständig mit seiner Form oder mit den Personen, die am Ruder sitzen, so verlangen sie doch, daß jener Zweck diesem allemal weichen, und daß der wissenschaftliche Geist auf Universitäten allemal dem ministeriellen Geist folgen müsse.

Um eine Universität rein im ersterwähnten Sinne zu errichten, erfordert es eine Weltbürgerrepublick, ein Utopien. Es wird nie möglich seyn, den Zweck der Universität, als einen allgemeinen kosmopolitischen, von dem besondern politischen Zweck der jeweiligen Staatsbehörde völlig unabhängig zu machen. Umgekehrt aber muß eine Universität, die rein in leztern Sinn blos für den Staatszweck berechnet ist, ein blindes Werkzeug des Despotismus werden. Die Ausführung des Einen ist unmöglich, die Konsequenz des Andern abscheulich. Man muß sich also wohl zu einem Mittelweg entschließen, sollte man auch dabei den Vorwurf der Mittelmäßigkeit nicht ganz vermeiden können.

Dieser Mittelweg ist derselbe, den man bereits bei dem Konflikt der Kirche mit dem Staat eingeschlagen hat. Die Wissensfreiheit steht in demselben Verhältniß zum Staate wie die Gewissensfreiheit, die wissenschaftliche Lehrfreiheit wie die religiöse Glaubensfreiheit. Ist es zu längnen, daß jezt nur noch eine politische Kirche existirt, daß die Kirche unter die Vormundschaft des Staats gesezt ist? Wir wollen hier nicht untersuchen, ob dieß recht, ob dieß würdig ist; genug, es ist jezt so, und wenn sich das Gewissen unterwirft, wie sollte es der seiner Natur nach indifferente Verstand nicht auch? wenn die Kirche Sklavin ist, wie sollte es die Wissenschaft weniger seyn? — Aber der Zwang ist sanft. Um ihn so unfühlbar als möglich zu machen und doch die Vortheile desselben zu genießen, hat die weltliche Macht in neuerer Zeit durchgängig den Mittelweg der Toleranz eingeschlagen, und alles erlaubt, was sie nicht verboten hat. Sie hat aber nur verboten, was ihr selbst nachtheilig ist, und um so mehr andres, ihr Gleichgültiges gestattet. Daher ist in der Kirche zu derselben Zeit, in welcher sie äußerlich in die babylonische Gefangenschaft gerathen ist, innerlich eine früher unbekannte Freiheit eingetreten, und die Toleranz nimmt in ihren weiten Mantel ohne Unterschied die gesunden und die räudigen Schaafe, die Inquisitoren und die Ketzer, die Pietisten und Indifferentisten. Gebt dem

Kaiser, was des Kaisers ist, heißt es jezt, und Gott, was euch beliebt!!!

Wäre es nicht zweckmäßig, dieselbe Toleranz auf die Wissenschaften auszudehnen, und auch hier wenigstens auf der andern Seite um so viel mehr Freiheit eintreten zu lassen, je weniger dieselbe auf der einen Seite Statt findet? Es muß von vorn herein zugegeben werden, daß des Staates Existenz sein Recht ist, und daß er demzufolge auch vollkommen Recht hat, auf den unter seinem Einfluß stehenden Universitäten jede Lehre zu unterdrücken, die seiner Existenz auf irgend eine Weise gefährlich werden könnte. Allein der Staat kann sich dieses Recht wahren, ohne zugleich auch die Rechte der Universität, so weit sie mit jenem Recht nicht im Widerspruch stehn, zu vernichten. Je strenger in diesem einen Punkt, desto toleranter kann der Staat in jedem andern seyn. Dieß ist aber noch nicht der Fall. Der Lehrzwang erstreckt sich viel weiter, als es die Politik erfordert, die Professoren auf den meisten deutschen Universitäten seufzen noch unter einem Druck, der keinen politischen Grund mehr hat, der dem Staat nicht den mindesten Vortheil, wohl aber Nachtheil bringt, sofern dadurch der wissenschaftliche Wetteifer gehemmt und ein dumpfer und trister Geist auf Universitäten verbreitet wird.

Man setze den Lehrer ab, der staatsgefährliche Ideen verbreitet; man strafe die Jugend, die unbesonnen oder freveln, statt zu lernen, schon selbst urtheilen und handeln will. Das ist in der Ordnung. Aber wenn die Lehrer, aller Politik fremd, nur ihre rein wissenschaftlichen Zwecke verfolgen, und die Jugend bescheiden und ernst ihren Studien obliegt, was bedarf es da noch eines lästigen, eines entehrenden Zwanges? — Dieser Zwang beruht, wie Thiersch sehr richtig und gründlich nachweist, in der Diktatur eines einzelnen Mannes, von dessen Willen und Privatlaune mittelbar oder unmittelbar die ganze Universität abhängt, dessen Machtgeboten oder Chikanen die Professoren nicht weniger unterworfen sind, als die Studenten. Als solche Diktatoren betrachtet Thiersch die den Universitäten in der Demagogenzeit vorgesezten Regierungs-Kommissäre, und vor allen erklärt er sich gegen die, welche nicht einmal selbst Professoren sind, sondern Bureaukraten, die, unter barschen Formen zu administriren gewohnt, weder die eigenthümlichen Bedürfnisse und Formen einer Universität zu achten, noch die Feinheit zu zeigen wissen, mit welcher Jugendlehrer, große Gelehrte, berühmte Schriftsteller, die ersten Geister der Nation behandelt seyn wollen. — Ist der Diktator selbst Professor, so entstehn wieder neue große Uebelstände. Er wird die ihm anvertraute Gewalt benutzen, um seine Kollegen zu demüthigen, seine Nebenbuhler zu unterdrücken, seine Nepoten und Schmeichler vorzuschieben. Ueberdieß wird alsdann auch ein schädlicher Hörzwang einreißen. Thiersch äußert sich folgendergestalt: „Man rühmt sich, keine Zwangs-Kollegien zu haben? Wozu sind die Semestralprüfungen, wenn ihnen nicht die Vorlesungen voran gehen? Wer zu jenen nöthigt, nöthigt auch zu diesen. Auch die Milderung, daß nur zwei bis drei Hauptfächer zu hören geboten sey, ist nur eine scheinbare, denn hinter den Semestralprüfungen stehen die Fakultätsprüfungen, und umfassen den ganzen Inbegriff der Fächer, die zu dem Fachstudium gerechnet werden. Sie aber sind ganz und gar in die Hände der die Fakultät bildenden Professoren gelegt, und wie könnte der Jüngling wagen, sich zu einer aus irgend einem Fache bei einem Fakultisten zu stellen, der darüber gelesen, ohne daß er Vorlesungen darüber besucht hätte? Der Hörzwang ist also theils unmittelbar, theils durch die Fakultätsprüfung geboten, und da ohne diesen und ohne einen Auszug aus den Zeugnissen der Semestralprüfungen kein Zugang zu der Staatsprüfung ist, so erscheint das System des Zwanges in sich so gut und fest abgeschlossen, wie es je unter den Jesuiten zu Ingolstadt gewesen ist. Für die Sache ist es vollkommen einerlei, ob es von einem klugen Vater dieser Gesellschaft oder von einem Ministerialreferenten gerathen wurde. Sieht man dieser trostlosen Wirthschaft tiefer in die Rechnung, so ist in vielen Fällen dem jungen Manne nicht einmal die Wahl gelassen, welchen Lehrvorträgen er folgen will, wenn derselbe Gegenstand von mehreren gelesen wird. Wer möchte z. B. in der medicinischen Fakultät zur Prüfung in Fächern sich melden, über die der Kanzler gelesen hat, ohne sie bei ihm gehört zu haben, und sind es solche, über die nicht er, sondern sein Sohn Vorträge gehalten, so kommt es auf dasselbe hinaus. Gesezt auch, der Vater entäußerte sich des hier seinem Herzen sehr nahe gelegenen Wunsches und Bestrebens, wie soll der Jüngling die Ueberzeugung schöpfen, daß er es thut, daß er es ihm nicht in irgend einer Art entgelten läßt, wenn er an dem Hörsaale des Sohnes vorüberging, um einem andern Lehrer, der ihm mehr zusagte, vielleicht dem Gegner desselben, zu folgen? Dann gehe man in die andern Fakultäten, wo der Vetter, der Günstling, der Freund sizt; desselben Netz ist über sie in gleicher Weise zum Fischfang ausgespannt. Die Persönlichkeit des jeweiligen Kanzlers ist dabei sogar gleichgültig, denn jeder Nachfolger wird ähnliche Ansichten, Rücksichten und Verhältnisse zu seiner Stellung bringen, nicht die Person, sondern das System trägt vor allem und zunächst die Schuld, welches hier seine lezten häßlichen Eigenschaften an das Licht wendet und sie dem öffentlichen Unwillen und der Verwerfung Preis gibt.“ Thiersch geht aber noch weiter. Er findet unter jedem Titel, gesetzlich oder ungesetzlich, unmittelbar oder mittelbar die Präponderanz Eines Mannes, mit einem Wort die Monarchie auf Universitäten verderblich, unwürdig, unzuläßig, und verlangt eine rein republika-

nische Senatsregierung mit selbstgewähltem Rektor, vollkommen kollegialische Gleichheit der Professoren, und eigne, dem Rektor und Senat zuständige Universitätsgerichtsbarkeit. Aeußerst beherzigenswerth ist das, was er über die zwar ungesetzliche, aber faktische Diktatur einzelner Professoren sagt, welche, wie früher Heyne in Göttingen und jezt Hegel in Berlin, ohne ausdrücklich zur Herrschaft autorisirt zu seyn, doch einen Einfluß gewinnen, der die kollegialische Gleichheit und die Hörfreiheit stört, und entweder einer ganzen Universität das einseitige Gepräge eines Systems aufzwingt, oder häßliche Kabalen und Quälereien erzeugt. Thiersch sagt: „Schon jedes zufällige, nicht auf reinwissenschaftlichem Boden ruhende Uebergewicht irgend eines Einzelnen der Universität ist ihr im höchsten Grade schädlich. Heyne, der große Lehrer und Gelehrte in Göttingen, und der in jeder Hinsicht mehr werth war, als viele Kanzler auf andern zusammen, hatte durch Münchhausen und dann durch Brandes, in Bezug auf den innern Gang der Universität, ohne irgend eine äußere Form, ein Uebergewicht bekommen, das er in den meisten Fällen wohlthätig, unter anderm aber auch dazu anwendete, die philosophischen Bewegungen der Zeit von Göttingen fern zu halten. Nach dem, was Heeren von ihm in seinem Leben berichtet, war er gewohnt von sich zu rühmen, er habe zu bewirken gewußt, daß während seines Aufenthalts in Göttingen ein philosophisches System nicht zugelassen und aufgekommen sey. Weit von allem menschlichen Wissen, besonders dem im Alterthum begriffenen, ihm gerade die Philosophie am wenigsten und in ihrem spekulativen Theile gar nicht zugänglich geworden, war er gewohnt die Erscheinung derselben, in welcher Form sie auch seyn mochte, für ein Ungemach und eine Störung zu halten, die man von dem ernsten Sitze der Musen entfernen müsse. An einer andern nordischen Universität hat jetzo in umgekehrter Richtung ein Philosoph mit einem an sich sehr abgeschlossenen und eigenthümlichen, für viele zurückstoßenden Systeme sich des Zutrauens der Machthabenden und dadurch eines Einflusses versichert, der auf den Gang der Studien und sogar auf die Folge des Ganges bei Anstellungen einseitig und schädlich einwirkt. Es ist nicht ein Gebrauch, es ist beinahe schon eine Nothwendigkeit geworden, seine Vorlesungen zu besuchen; seine Ansichten gelten bei Beförderung zu akademischen Lehrämtern, zu Schulämtern, und sogar, sagt man, zu solchen Aemtern, die mit der Philosophie in weiter keinem Verbande stehen. — Unnöthig wäre, diese Beispiele zu häuffen, zu zeigen, wie hier ein Arzt, dort ein Theolog, anderwärts ein Jurist, ein Historiker durch Gunst und Vertrauen geboben, das Gepräge seines Geistes, seiner Ansicht, seiner Wissenschaft zu dem Stempel allgemeiner Geltung zu erheben sucht, und dadurch dem freien, selbstständigen und ehrenhaften Gange der deutschen wissenschaftlichen Bildung und Entwickelung, so viel er vermag, hemmend und verwirrend entgegen tritt."

Wir können hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Herr Thiersch von dem Vorwurf, den er Andern macht, selbst nicht ganz frei gesprochen werden kann; denn es ist nicht zu verkennen, daß er, der ausgezeichnete, der große Philologe, auf die Redaktion des baierischen Schulplans einen zu mächtigen Einfluß geübt hat, wodurch dieser Plan in die Einseitigkeit gefallen ist, welche wir unlängst in diesen Blättern gerügt haben. Allein wir haben Thiersch schon damals entschuldigt. Er hat nach seiner Ueberzeugung gesprochen, mehr konnte man nicht verlangen. Der Fehler lag nur darin, daß an der Redaktion jenes Schulplans nicht auch Männer Theil nahmen, deren Ansichten denen von Thiersch die Waage gehalten und jedes einseitige Uebergewicht des Humanismus oder Realismus paralysirt hätten. Die Schuld liegt, wie Thiersch selbst in der vorliegenden Schrift so bündig auseinandersezt, in allen solchen Fällen nicht in den Personen, sondern im System.

M.

Romane.

(Fortsezung.)

Zum Schluß sey hier noch einiger Uebersetzungen ausländischer Romane erwähnt. Unter den größeren Romansammlungen zeichnet sich vor allen die Brockhausische aus: 39) Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes. Erster bis neunzehnter Band. Leipzig, Brockhaus, 1825—1829. Sie enthält den Don Quichote, den Landprediger von Wackefield, den Gil Blas, den Erzschelm von Quevedo Villegas, den Tom Jones, Niels Klims Wallfahrt, die lezten Briefe des Jacopo Ortis und die Delphine der Frau von Staël. In dieser Weise verspricht sie fortzufahren und nur die ausgezeichnetsten und berühmtesten Romane zu bringen. Dieß unterscheidet sie von der 40) Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker in neuen Verdeutschungen, und deren Zwillingsschwester 41) Pocket edition of English classicy, die seit einigen Jahren bei den Gebrüdern Schumann in Zwickau herauskommen, und die zusammen schon über 400 kleine Bändchen fassen. Diese nämlich häufen alle die endlosen Romane von Walter Scott, Cooper, Irwing rc. zusammen, von denen gewiß nicht alle in dem Ansehn bleiben werden, was ihnen die Mode eine kurze Zeitlang verlieh. Wenn Alles von Walter Scott klassisch ist, was ist dann nicht klassisch, und wo wird dann am Ende die Taschenbibliothek aufhören? Sie muß mit Grazie in infinitum gehn. Indeß sind diese kleinen Zwickauer Ausgaben dem Auge gefällig durch die Reinlichkeit und Weiße des Papiers.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 30. — 19. März 1830.

Romane.

(Beschluß.)

42) Der lezte Tag eines Verurtheilten. Herausgegeben von Victor Hugo. Stuttgart, Franckh, 1829. — Das Morgenblatt hat schon im vorigen Jahre Proben aus diesem interessanten französischen Werke mitgetheilt. Es ist in doppelter Beziehung merkwürdig, durch seinen poetischen Werth und durch seine politische Beziehung.

Victor Hugo ist unstreitig jezt das größte poetische Talent unter den Franzosen und der Heros ihrer neuen Romantik. Doch kaum gehört er Frankreich an. Zu Valencia geboren, athmet er spanisches Feuer und die tiefe Farbengluth seiner Phantasie verräth auch im französischen Laut noch die spanische Seele. Er oder keiner vermag der Romantik in Frankreich den Sieg zu verschaffen. Nicht blos kritische Einsicht in die Mängel der alten akademischen Poesie, nicht blos schwache Nachahmung der Deutschen und Engländer kann die französische Poesie reformiren. Dieß vermag allein ein großer origineller Dichter, und ein solcher ist Victor Hugo, feuriger, kräftiger, dichterischer als alle andern neuen französischen Romantiker. Seine Gedichte — noch sind sie in Deutschland nur theilweise hie und da übersezt — enthalten die reichste Fülle ächter poetischer Schönheit. Sie unterscheiden sich vornämlich durch das Anschauliche, zur Phantasie sprechende, fast orientalisch Schmuckreiche, durch die kühnen und schönen Bilder, und durch das leidenschaftliche Warme von der Kälte der bisherigen französischen Reflexionspoesie, und dennoch sind sie ganz national und schließen uns die Tiefen der Poesie auf, die bisher mehr im Leben als in den Schriften der Franzosen lag. Man hat längst darauf aufmerksam gemacht, daß das Leben der Franzosen in ihren Feldlagern, auf ihren fernen Eroberungszügen, selbst im Tumult der Pariser Straßen poetischer ist, als die Poesie auf ihren Bühnen und in ihren Gedichten. Dieser Widerspruch muß doch wohl endlich aufhören. Das Zeitalter Ludwigs XIV. hat durch alle Stürme der Zeit hindurch wenigstens noch auf die französische Poesie seinen Einfluß behauptet. Dieß muß endlich aufhören, die Revolution muß endlich auch die Poesie erreichen.

Wir sollen uns nicht wundern, daß in Victor Hugo ein Dichter auftritt, dessen Phantasie wie die eines französischen Veteranen die Bilder dreier Welttheile spielend löst und verknüpft, der dem tiefsten Jammer der Menschenbrust, und dem erhabensten Stolz und Aufschwung gleich vertraut ist, dem eine unermeßliche geschichtliche und geographische Erfahrung das Leben in durchsichtiger Klarheit zeigt. Wir dürfen uns nur wundern, daß das große Leben der Franzosen nicht schon längst auch Dich-

ter gefunden, wie seine Helden und Staatsmänner waren.

Das vorliegende kleine Werk ist aber nicht blos durch seinen Verfasser merkwürdig, sondern auch durch seinen Gegenstand und durch seinen Endzweck. Es ist nicht das Größte von dem, was der Dichter bisher gegeben und noch geben wird. Allein indem es beinah über die Schranken der Poesie hinaus geht, dient es desto mehr einem wichtigen, moralischen und politischen Interesse. Es hat den Zweck, die Unmenschlichkeit der Todesstrafe zu zeigen, und den Gesetzgebern Frankreichs, bei denen neuerdings die Frage angeregt worden ist, ob die Todesstrafe fortbestehn solle, oder nicht, einen Spiegel der Wahrheit vorzuhalten. Der Dichter schildert die lezten Begebenheiten, Gedanken und Empfindungen eines zum Tode Verurtheilten von dem Augenblick seiner Verurtheilung an bis zum Augenblick seines Todes. Mit der tiefsten Menschenkenntniß enthüllt er uns, was in der Seele des Unglücklichen vorgeht, und zeigt den schreienden Kontrast eines fühlenden Herzens und gebildeten Geistes mit dem barbarischen Mechanismus der Kriminaljustiz. Man kann nichts Rührenderes und nichts Gräßlicheres lesen. Mag es einigermaßen Uebertreibung seyn, wenn uns Victor Hugo den Verurtheilten so reizbar, weichherzig, geistreich schildert, wie Shakespeare den Hamlet oder wie Jean Paul seine meisten Jünglinge, so darf doch der Dichter vom Gewöhnlichen abgehn und das Ungewöhnliche, aber dennoch Mögliche darstellen. Es ist wahr, die meisten Verbrecher sind roh, hartnäckig, wenige empfinden so zart, noch weniger denken so fein, wie Victor Hugo seinen Helden empfinden und denken läßt. Aber alle diese Gefühle und Betrachtungen sind dennoch natürlich, menschlich. Der Stumpfsinn kann sie übertäuben, sie liegen dennoch in der menschlichen Seele, und der Richter muß sie eben so nothwendig voraussetzen, als der Dichter. Indeß hat sich Victor Hugo in der edlen Absicht, ein Advokat der Menschlichkeit zu seyn, doch zu einer Abweichung vom Wahren und Natürlichen verleiten lassen. Sein Held ist nämlich beständig nur mit dem Gedanken an den bevorstehenden Tod beschäftigt, ohne auch rückwärts an das begangene Verbrechen zu denken, weshalb er verurtheilt wird. Dieß ist ohne Zweifel unpsychologisch. Der Schuldige denkt sicher nicht nur an die Strafe, sondern auch an die Schuld, und der Unschuldige an seine Unschuld. Gesezt, daß dieser Gedanke von der Todesfurcht gänzlich erstickt werden könnte, so würde das wohl nur bei den feigsten Seelen möglich seyn und an den Zustand des Wahnsinns gränzen. Indeß lag es in des Dichters Absicht, nur der Advokat zu seyn, nur alles hervorzuheben, was zum Mitleid stimmt.

In jedem Fall ist der Versuch, den ungeheuern Kontrast der barbarischen Todesstrafe mit unserer gegenwärtigen Geistes- und Herzensbildung anschaulich zu machen, von hoher Bedeutung und verdient Beherzigung. Die Todesstrafe ist noch ein Ueberbleibsel alter heidnischer und mosaischer Barbarei, und widerstreitet aufs entschiedenste dem Christenthum und der Humanität. Seit Christus diese Strafe litt, hätte sie nie wieder unter Christen aufkommen sollen, und seitdem wir uns zu dem Grundsatz erhoben haben, daß die Strafe nicht Rache, sondern Besserung bezwecken müsse, hätten auch die Todesstrafen des christlichen Mittelalters aufhören sollen.

45) Herbert Milton oder Leben der höhern Stände in London. Ein Roman aus dem Englischen übersezt von C. Richard. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1828. — Dieß ist einer der besten neuern englischen Romane und ganz nach der Mode, da er die Mode selbst schildert. Englische Blätter haben sich vortheilhaft darüber ausgesprochen und zugestanden: „Man sieht auf den ersten Blick, daß hier keine uneingeweihte Feder schreibt; es sind nicht Myladys Worte, durch den Mund ihrer Kammerfrau aufgefaßt, — sondern die ächten Laute, wie sie von den Lippen der Dame selber ertönten.“ Auch wer nicht Gelegenheit gehabt hat, die vornehme Welt im West-Ende von London kennen zu lernen, muß den Gemälden in diesem Roman das Zeugniß geben, daß sie innere Wahrheit und jene lebendige Frische haben, die man immer nur aus der Natur und unmittelbaren Anschauung schöpft. Das Wahre, Natürliche, Menschliche in diesen Darstellungen läßt sich nicht verkennen, und dieß unterscheidet den englischen Roman sehr vortheilhaft von jenen unzählbaren deutschen Romanen, worin das Leben der deutschen vornehmen Welt geschildert wird. In Herbert Milton ist keine Spur von jener hohen Tugend zu finden, womit jeder deutsche Romanbaron prunkt, nichts von jener feinen Empfindsamkeit, in welche die deutschen Romanfräulein verfließen. Ist der Held, Herbert Milton, auch tugendhaft, so ist er doch nur eine rohe Tugend, nur ein guter Junge von Natur, ohne daß es dabei eines Aufwands von Grundsätzen und hochgeistigeer Moralphilosophie bedürfte, und im Uebrigen kommt in dem Roman mehr Laster, Roheit und Schwäche vor, als Tugend. Der unbekannte Verfasser des Herbert Milton hat die Menschen genommen, wie sie sind, und lauter wahre, natürliche Charaktere, lauter mögliche Situationen geschildert, ja man hat in England behauptet, er habe nur wirkliche noch lebende Personen portraitirt. Troz dieser prosaischen Natürlichkeit ist der Roman keineswegs unpoetisch. Das Leben der höhern Stände in England hat viel romantische Abwechslung, durch welche die moderne Monotonie der Salonunterhaltungen weit öfter unterbrochen wird, als in irgend einem andern Lande. Diese romantischen Abwechslungen liegen nicht nur in dem großen politischen Leben der Engländer, in den ununterbrochnen ministeriellen und

Parlamentskriegen, in den amtlichen und Handelsreisen nach allen Welttheilen, sondern auch in den einheimischen Vergnügungen der wilden Jagden, Wettkämpfe, Pferderennen ꝛc. Welch' barocke Mischung von Ministern und Parlamentsgliedern, deren Ernst und Stolz sich nur mit dem altrömischen vergleichen läßt, von Seehelden und indischen Tyrannen, die alle Schätze, Sitten, Trachten und Farben der Erde nach London schleppen, von rohen Landjunkern mit der Hetzpeitsche und duftenden Stutzern, von ewig regsamen Handelsspekulanten und melancholischen Dichterfreunden!

Der Verfasser hat in seinem Roman alle diese Bilder des englischen Torylebens bunt durcheinandergemischt, und ein jedes angebracht, wo es ihm am passendsten schien. Die Begebenheiten des jungen Herbert Milton bilden den Faden, an den sich die verschiedenen Schilderungen anreihen. Herbert ist der Sohn sehr reicher Eltern, und ein Vetter von ihm, Alfred, der selbst nach der Erbschaft lüstern ist, wendet alle nur erdenklichen Listen an, Herbert zu verderben und sich an dessen Stelle zu setzen, was ihm jedoch mißlingt. Daß der Verf. gerade eine solche Familienintrigue in den Vordergrund des Romans gestellt hat, ist vielleicht nicht blos zufällige poetische Willkühr. Es scheint, daß in der englischen Aristokratie die kleinen Erbfolgekriege und Familienverschwörungen nicht selten sind. Dergleichen kommt in den ältern englischen Romanen sehr häufig vor, z. B. bei Fielding und Smollet. Wo an die Erstgeburt so große Vorrechte geknüpft sind, ist dieß immer natürlich.

44) Der Katholik und die Protestantin und eilf andere Erzählungen aus dem Forget me not für 1829 und andern englischen Taschenbüchern, frei übersetzt von P. H. W. Schnaase, nebst einem Anhang vom Uebersetzer. Leipzig, Rein, 1829. — Im Grunde ist dieses Futter englischer Taschenbücher eine leichte, würzlose Kost, allein die Engländer beurkunden doch dabei mehr Geschmack als die Deutschen. Während die deutschen Taschenbücher nur mit wenigen, oft nur mit zwei überaus langen und verwickelten Novellen ausgefüllt sind, durch die man sich mit Anstrengung hindurcharbeiten muß, bieten uns die englischen ein Dutzend und mehr kleine glänzende Gemälde, durch die man sich eben so bequem als angenehm hindurchblättert. Sie vermeiden absichtlich mit dem Gediegnen das Schwerfällige, und geben das blos Reizende, Mannichfaltige, das uns einen Augenblick angenehm beschäftigt. Taschenbücher haben doch nur eine ephemere Bestimmung, Niemand mag sie zum zweiten Mal lesen, also ist es vollkommen zweckmäßig, sich auf den Genuß des Augenblicks einzurichten. Die englischen Taschenbücher suchen nicht nur durch treffliche Kupfer, sondern auch durch gutgewählte und abwechselnde Erzählungen weniger Herz und Verstand als die Phantasie anzuregen. Darum bringen sie, wie auch hier geschehn, vorzüglich kleine Natur- und Sittengemälde aus den Ländern, die den Engländer besonders nahe angehn, hier z. B. aus Irland, den jonischen Inseln, den afrikanischen Kolonien, Portugall, Frankreich. Ueberdieß huldigen sie der Mode und den Zeitinteressen, der Emancipationsstreit wird erwähnt, die Erinnerungen an Napoleon ꝛc. So sollten auch die deutschen Taschenbücher verfahren, aber unsre Novellisten werden sich nicht so bald gewöhnen, kurz, leicht und zierlich zu schreiben. Das muß alles, wo nicht in Ideen tief, doch in der Ausführung breit seyn, damit es mehr Bogen, mehr Honorar gibt, und damit der Verfasser sobald als möglich seine Almanachsnovellen sammeln und in dicken Bänden der Lesewelt zum zweiten Mal übergeben kann.

45) Die Eroberung von Granada, von Washington Irving. Aus dem Englischen von Gustav Seilen. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack, 1830. — Es ist in neuester Zeit mehrfach von Geschichtschreibern und Dichtern auf den tragischen Untergang der Mauren in Spanien aufmerksam gemacht worden. Diese Begebenheit war allerdings früher nicht gehörig behandelt und ist ein sehr dankbarer poetischer Stoff. Erst ganz kürzlich hat der Freiherr von Auffenberg demselben einen Cyklus von Trauerspielen gewidmet, dessen Schluß noch nicht fertig ist, und worüber wir später berichten werden. — Der vorliegende Geschichtsroman neigt mehr zur wirklichen Geschichte, als zum Roman hin, jedoch unbeschadet der Poesie, denn diese liegt im Stoffe selbst. Washington Irving hat das Ganze in der Form einer Chronik niedergeschrieben und dabei wirkliche alte Chroniken und andere Nachrichten zu Grunde gelegt. Diese Form ist in ihrer Einfachheit gefällig und einer Schilderung der romantischen Vorzeit angemessen. — Von der Geschichte selbst sagen wir nichts. Wem sollten die kühnen Entschließungen des Kardinal Ximenes, und der Gründer der spanischen Integrität, Ferdinand und Isabelle, wem sollte Boabdil, wem der Untergang der Abenceragen, die Gründung von Santa Fé und die Unterwerfung Granadas unbekannt seyn?

46) Der Castilianer. Aus dem Englischen des Telesforo de Trueba y Cosio, Verfasser des Gomez Arias, von *r. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack, 1829. — Auch dieser Roman schildert eine Scene aus der spanischen Geschichte, die Regierung Don Pedros des Grausamen, Königs von Kastilien. Denselben Stoff hat vor einigen Jahren Fedor Jsmar in einem Trauerspiel behandelt, das ich in diesen Blättern beurtheilt habe. Ich äußerte damals schon, daß der Stoff nicht sonderlich poetisch sey. Der König ist der Henker seiner Unterthanen und wird am Ende durch seinen eignen Bruder umgebracht. Das ist türkisch, aber

nicht poetisch. Der spanische Dichter hat daher wohl gethan, dem Roman eine freundlichere und poetischere Wendung dadurch zu geben, daß er einen Diener Pedros, der mit unwandelbarer Treue seinem Herrn auch im Unglück anhängt, zur Hauptperson des Romans macht. Allein der Roman ist über alle Gebühr ausgedehnt und so breit geschlagen, als man es nur immer von einem Roman verlangen kann, der zugleich ein historischer und ein englischer ist.

47) Elisabeth, oder die Verbannten in Sibirien; von Madame Cottin. Aus dem Französischen übersezt von J. M. Reichenecker. Ulm, Ebner, 1828. — Die diesem Roman zu Grunde liegende Anekdote ist schon früher als Novelle behandelt worden. Sie ist in der That sehr rührend und einer poetischen Ausschmückung werth. Elisabeth Potowsky, die Tochter eines Verbannten, entschließt sich, allein und zu Fuß aus Sibirien bis nach Petersburg zu gehn, und zu den Füßen des Kaisers Gnade für ihren Vater zu erflehen. Sie vollbringt die kühne That und erreicht ihren Zweck.

48) Sophia von Lissau oder Kampf des Judenthums und Christenthums. Nach der zweiten Auflage des Englischen frei übersezt von Gustav Selten. Leipzig, Wienbrack, 1828. — Hier wird eine edle jüdische Familie geschildert und der Kontrast der noch gebräuchlichen altjüdischen Sitten und Ceremonien mit dem modernen Leben, der Kontrast der altjüdischen Rechtgläubigkeit mit der ihr immer gefährlicher werdenden Hinneigung einzelner aufgeklärter Juden zu christlichen und besonders rationalistischen, deistischen Ideen. Der Roman ist mit der Ruhe, ja Kälte geschrieben, die wir an englischen Romanen gewohnt sind. Es mischt sich auch nicht der leiseste Spott in die Schilderung der jüdischen Gebräuche, und dieß ist löblich. Man fühlt sich zuweilen versucht, die fromme Judenfamilie wie eine Herrnhuterfamilie zu betrachten, so ernst und salbungsvoll ist uns ihre Andacht und Sitte geschildert.

49) Romantische Dichtungen von Lope de Vega Carpio, aus dem Spanischen übersezt von E. Richard. Aachen und Leipzig, Mayer. — Der vorliegende siebente bis neunte Band enthält die Uebersetzung von Dorothea. Diese, wie alle frühern Bände, zeichnen sich durch Schönheit des Papiers und Drucks aus, und es wäre zu wünschen, daß wir auf diese Weise einmal den ganzen Lope de Vega erhielten. Er hat freilich unendlich viel geschrieben und seine Werke gehn erstaunlich in die Breite, allein er ist, wie einer der ersten, so auch einer der besten Novellendichter.

50) Eine empfindsame Reise durch Frankreich und Italien von Mr. Yorick. Uebersezt, mit der Lebensbeschreibung des Autors und erläuternden Bemerkungen von Dr. H. A. Clemen. Essen, Bädecker, 1827. — Da man längst die unübertreffliche Uebersetzung von Bode besizt, so wäre eine neue Auflage derselben weit wünschenswerther gewesen, als die vorliegende höchst ungewandte und hölzerne neue Uebersetzung. Wie munter fängt nicht B. das Werkchen an: „In Frankreich, sagt' ich, verstehn sie das Ding besser." Wie schleppend Herr Clemen: „Sie verstehen, sagte ich, diese Sache in Frankreich besser." Wie angenehm Bode: „Gewiß, schöne Dame, sagt' ich, und hob ihre Hand, so wie ich begann, ein wenig leicht in die Höh', dieß ist eine von den seltsamen Fügungen des Glücks ꝛc." Wie steif Herr Clemen: „Es ist ohne Zweifel, schöne Dame, sagte ich, indem ich leicht ihre Hand ein wenig aufhob als ich begann, einer von Fortunens launenhaften Streichen ꝛc. (S. 29.) Wie leicht Bode: „Wir kommen in der Welt mehr dadurch fort, daß wir Gefälligkeiten annehmen, als daß wir welche erzeigen." Wie unbequem Herr Clemen: „Wir kommen in der Welt nicht so sehr durch die Dienstleistungen fort, welche wir erzeigen, als die wir empfangen." (S. 188.) Ich enthalte mich, noch mehr Stellen zu vergleichen, kann aber den Leser auf mein Wort versichern, daß die ganze neue Uebersetzung auf diese Weise gegen die alte absticht, und jeder wird durch eigne Vergleichung sich davon überzeugen können. — Es wäre sonach kaum der Mühe werth, dieses schülerhaften Machwerks zu erwähnen, wenn es sich nicht durch eine gar närrische Vorrede auszeichnete. Der Uebersetzer nimmt den Mund erstaunlich voll, macht die größten Ansprüche, wirft höchst verächtliche Seitenblicke auf das deutsche Uebersetzungswesen, und thut, als ob er für Sterne wenigstens geworden wäre, was Schlegel für Shakespeare. Er liest uns sogar ein philosophisch-ästhetisches Kollegium über Yoricks Geist, aber seine Ideenverwirrung macht, daß er sich im Lobe Goethes wie in einer Sackgasse verrennt. Goethes? Armer Yorick, mußt auch du ihm zum Schildhalter dienen? — Armer Yorick! hättest du je gedacht, daß je in einer Vorrede zu deiner empfindsamen Reise der empfindsame Satz stehn würde: „Wenn Arminius deutsche Nation und deutsche Sprache rettete, Luther das deutsche Gemüth befreite, indem er es deutsch beten lehrte, so scheint Goethe, zu dem Guten und Wahren sich fügend, und den Schönen seinen Tempel erbauend, die Trias des Göttlichen, so weit es auf Erden erscheint, vollendet zu haben." S. XVIII. — Armer Yorick! Müssen deutsche Dummheiten noch auf deinem Todtenschädel ein spöttisches Lächeln erzwingen? Wenn der Deutsche einmal ins Faseln geräth, so ist er unerreichbar, denn seine Gaskonnaden haben einen Beischmack von Philosophie, der ihre Lächerlichkeit unwiderstehlich macht. Nun so lache, armer Yorik, lache, Todtenkopf, über die Querköpfe!

M.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — Nº. 31. — 22. März 1830.

Aufforderung

an alle deutschen Verlagshandlungen.

Bei der außerordentlichen Menge von jährlich erscheinenden deutschen Büchern könnte es troz meiner sorgfältigen Aufmerksamkeit auf die Meßkataloge der Fall seyn, daß mir zuweilen ein gutes Buch wegen Unscheinbarkeit des Titels oder Namlosigkeit des Verfassers entgienge, da es doch eine Rezension in diesen Blättern verdiente.

Ich muß daher die resp. Verlagshandlungen ersuchen, mich bei meinem, wie ich hoffe, gemeinnützigen kritischen Bestreben thätig zu unterstützen und mir die Werke zur Rezension einzusenden, die sich für das größere Publikum eignen, mit Ausnahme derer, die nur strenge Fakultätswissenschaften und Gewerbskünste betreffen oder von zu speziell örtlichem Interesse sind. Zwar haben mir die Herrn Verleger bisher immer viele Werke zugeschickt, allein da ich den Plan und Raum des Literaturblatts durch die Freigebigkeit der Verlagshandlung zu erweitern im Stande war, ist es mir auch möglich, mehr Werke als bisher darin zu besprechen, und es ist mein Wille, kein Werk unbeachtet zu lassen, das für das größere Publikum von Interesse seyn kann. Indem ich in der Beurtheilung so gerecht als möglich zu seyn mich bestrebe, wünsche ich es auch in der Wahl der Werke zu seyn, was gewiß eben so wichtig ist.

Dr. Menzel.

Alterthumskunde.

1) Die Sündfluth, nebst drei andern der wichtigsten Episoden des Mahâ-bhârata. Aus der Ursprache übersezt von Franz Bopp. Berlin 1829.

Obgleich man die Chroniken Caschemir's, wovon uns Wilson vor einiger Zeit vielversprechende Proben mitgetheilt hat, der allgemeinen Annahme: In Indien gibt es keine Geschichte, entgegensetzen könnte, so bleibt dieser allgemeine Satz nichtsdestoweniger in seinem herkömmlichen Recht. Die Ausnahmen stoßen die Regel nicht um, sondern bestätigen sie vielmehr; denn, wenn auch hie und da einzelne Könige ihren Schreibern Befehl ertheilt haben, die Vorfälle ihrer Regierung aufzuzeichnen, wenn auch einmal ein Bramine sich zur Beachtung und Aufzeichnung der weltlichen Begebenheiten herabläßt, so bleibt es nichtsdestoweniger wahr, daß nach indischen Ansichten die ganze Existenz der Welt ein Unglück, und keineswegs werth ist, daß ein vollkommener Weise, ein Bramine sie beachte. In zwei, gegenseitig sich nahe berührenden Massen, in Poesie und Philosophie oder Theologie, zerfällt die ganze indische Literatur, und nirgendwo finden sich sichere Data, nach welchen die Poesien und Philosopheme, wie sie in der Zeit sich entwickelt haben mochten, geordnet werden könnten. Man bedenke nun, Manus Gesetzbuch soll ein bloßes Kompendium der Wâden seyn, und doch wird in den Wâden selbst auf Manus verwiesen; dieses Gesetzbuch soll aber sehr alt seyn, und doch wird des Reiches Dschen darin erwähnt, das erst von der großen Dynastie Tsin (gegen 200 v. Ch.) so genannt worden ist. So wird hier von Neuem die Behauptung bestätigt, daß nur von China her in die Kultur- und Religionsgeschichte Indiens Licht gebracht werden könne. Die gewöhnliche Annahme, nach welcher auf die Wâda's, Manus Gesetzbuch, Ramâjâna und Mahâ-bhârata gefolgt wären, läßt sich nur aus innern Gründen und aus dem Styl dieser Werke unterstützen; — wie unzuverläßig aber solche Stützen bei einer noch so wenig bekannten Literatur, bei einer sich durchaus gleichbleibenden Priesterkultur sind, braucht dem Kundigen nicht erst bemerkt zu werden. Die Aegyptier beharrten, wie schon Plato berichtet, tausend Jahre und noch länger auf demselben Standpunkte ihrer priesterlichen Kunst und Wissenschaft. Dieß ist die Schattenseite der indischen und aller priesterlichen Kultur, die zum Theil nur von den erhabenen Geistesschwingungen, wie wir sie nicht selten in den Poesien und religiösen Philosophemen vorfinden, aufgewogen wird. Der Meister der Sanskritsprache, Franz Bopp, hat nicht allein durch seine Lehrbücher und einzelne Abhandlungen dem wissenschaftlichen Manne die Pforten zu Brachmas und Wischnus Heiligthümern eröffnet, sondern auch dem Laien durch seine wörtlich getreuen und doch allgemein verständlichen Uebersetzungen den Zugang zu diesen langverwachsenen Auen einer ganz besondern Geistesbildung gestattet.

Der Mahâ-bhârata scheint, wie die andern großen indischen Sammelwerke, Produkte aus verschiedenen Zeitaltern zu enthalten; die hier mitgetheilte Sündfluth scheint aber eines der ältesten Stücke; sagt doch schon der Dichter selbst am Ende seiner Erzählung (S. 10): „So ist nun jene alte, berühmte Geschichte, die vom Fische nämlich, von mir erzählt, die alle Sünden wegnehmende.“ Nach B. hat diese Sache selbst das Ansehen einer Ueberlieferung aus vorbrahmanischer Zeit (XVIII) und deßhalb gäben sich auch die Scholiasten alle Mühe, diese ihrer Religions- und philosophischen Ansicht nicht entsprechende Sage zu verdrehen und zu allegorisiren. Es ist nicht Wischnu, der als Allvater dem Manus die Ueberschwemmung verkündet, sondern der Fisch spricht für alle, nur nicht für Scholiasten, deutlich genug: „Ich bin der Herr der Geschöpfe Brahmâ; Erhabeneres als ich gibt es nichts!“ Warum übrigens diese Fluth gekommen, ist in der indischen Sage nicht so deutlich, als in denen anderer Nationen. Die Worte: „die Reinigungszeit der Geschöpfe ist genaht,“ scheinen aber, wie B. richtig bemerkt, ebenfalls auf einen entarteten, sündhaften Zustand der Welt hinzudeuten.

Die zweite Episode in sieben Gesängen, Sâwitri überschrieben, gehört zu den vortrefflichsten poetischen Erzeugnissen, die uns aus dem indischen Alterthume bekannt geworden sind; Sâwitri ist ein Ideal weiblicher Tugend und Vortrefflichkeit. Ihr ist wohl bewußt, daß der von dem Dichter als sehr beschränkt und unwissend dargestellte Todesgott Jamas nach Jahresfrist ihren Gemahl abrufen wird, — und doch widmet sie ihm ihr Leben. „Lebensreich oder lebensarm,“ antwortet die Treffliche ihrem Vater und den Schicksalskundigen Nâradas, „tugendhaft oder tugendlos, einmal ist er gewählt von mir zum Gatten, nicht einen zweiten wähle ich. Mit dem Geiste wird der Entschluß gefaßt, verkündet mit der Rede dann, und mit der That hernach vollbracht, darum ist Schiedrichter nur der Geist.“ Sie hielt ihren Kummer in sich verschlossen, verkündete weder den Schwiegerältern noch ihrem Gemahl das schreckliche Schicksal; mit schwerem Herzen sah sie aber dem verhängnißvollen Tag entgegen: „„Heute ist jener Tag!““ dachte sie jetzo, und opferte schnell dem Feuer, nachdem sie mit Sonnenaufgang die Morgengebräuche verrichtete; sie folgte allenthalben ihrem Gatten, mit Satjawân (so hieß ihr Gatte) lächelnd, aber mit bebendem Herzen. Mannichfaltige und reizende Wälder, von Pfauen durchtönte, sah sie die großäugige. Und klarfluthige Flüsse und blühende, sehr herrliche Bäume. „Siehe!“ sprach Satjawân mit süßer Rede zu Sâvitri. Sie aber sah auf den Gatten beständig, die Tadellose, denn todt glaubte sie ihn zur Zeit, des Sehers Rede

gedenkend. Folgend dem Gatten ging sie, die sanft gebende, wie zweifachen Herzens und gedenkend jener Zeit.“ Jamas, der Gott des Todes, kommt selbst, um Satjawân abzuholen, „denn dieser pflichtverbundene,“ sagt der Gott zu Sâvitri, „dieser schöngestaltete, welcher ein Meer ist von Tugenden, verdient, nicht von meinen Leuten geholt zu werden; darum bin ich selbst gekommen. Dieser vortrefflichen Gattin genügt keine Gunst des mächtigen Gottes: „Ich begehre ohne den Gatten kein Vergnügen,“ ruft sie aus, „ich begehre ohne den Gatten nicht den Himmel, ich begehre ohne den Gatten nichts Liebes, des Gatten beraubt vermag ich nicht zu leben.“ Jamas gibt ihr endlich den Gatten los und verkündet ihm ein Alter von vier Hunderten der Jahre. Die Fundamental-Ansicht des indischen Alterthums, der Mensch könne durch den eigenen Willen den Gott oder das Schicksal bezwingen, leuchtet auch aus diesem lieblichen Gedichte.

Die zweite Episode, der Raub der Draupadi, wird nur für den Sprach- und Alterthumsforscher von besonderem Interesse seyn; die Gesänge aus Ardschunas Rückkehr sind ein willkommenes Gegenstück zu der von Bopp schon früher übersetzten Ardschunas Himmelsreise. Ardschunas erzählt die Thaten, die er während der fünf Jahre verrichtete, die er in Indras Palast zugebracht hatte. Zu ihm spricht Indras: „Im Pfeilkampf wird Niemand dir gleich seyn, o Held! Unbethörbar, stets rechtlich, wahrheitsprechend, mit besiegten Sinnen!“ Und in der That auch vollbringt er, was keinem der Götter möglich war. Wenn auch keine andere Beweise dafür vorhanden wären, so würde diese Episode allein für den Monotheismus Indiens sprechen. Alle Güter verhalten sich wie die einzelnen beschränkten Naturkräfte zur großen, durch sich selbst seyenden, allerhaltenden Urkraft. Die Kämpfe Ardschunas erinnern nicht selten an den Gigantenkampf in der griechischen Mythologie. — Die Uebersetzung ist allenthalben, auch für den Laien, klar und verständlich, und dem Referenten ist im Ganzen nur ein Wort aufgestoßen, worunter er sich nichts denken kann. S. 146 sieht nämlich Ardschunas eine große Stadt, „eine wunschwandernde, — ein Wort, welches wie aus dem Nachfolgenden erhellt, eine Stadt bedeutet, welche nach Wunsch der Einwohner bald dahin bald dorthin wandert. In diesem Falle muß sie wohl „eine nach Wunsch wandernde,“ genannt werden.

N.

2) Uebersicht der wichtigsten bis jezt gemachten Versuche zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen. Nach Brown, von Moritz Fritsch. Leipzig, Baumgärtner, 1828.

Diese kleine Schrift enthält eine vollständige Geschichte der Hieroglyphenentzifferung. Der Gegenstand ist äußerst interessant. Die Hieroglyphen selbst sind dabei weniger bedeutend, als der Streit, der über sie geführt worden ist. Man ist am Ende auf ein sehr einfaches, ja auf ein so nüchternes Resultat gekommen, daß man beinahe hier das Sprichwort anwenden kann: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus! Allein die großen Erwartungen, welche man von der Enträthselung der Hieroglyphen gehegt hat, die abentheuerlichen Deutungsversuche, die ungeheuern Hypothesen, die man gewagt hat, sind für die Geschichte der Gelehrsamkeit von bleibendem Interesse. Es gibt wohl keinen Gegenstand der antiquarischen Forschung, der dem menschlichen Geiste härtere Arbeit gekostet und tollere Hirngeburten gelehrten Wahnsinnes hervorgebracht hätte, weil bei der dunkeln Bilderschrift der Hieroglyphen die Willkühr der Phantasie und die Grübelei des Verstandes den freiesten Spielraum hatten.

Schon die Griechen täuschten sich über die Hieroglyphen. Sie waren gewohnt, unter Bildern religiöse Symbole zu verstehen, und so sahen sie denn auch die Hieroglyphenbilder keineswegs für eine Buchstabenschrift, sondern für eine Ideenschrift an, d. h. sie hielten jede einzelne Hieroglyphe nicht für einen Buchstaben, sondern für den vollständigen Ausdruck einer ganzen Idee. Dieses Vorurtheil pflanzte sich auf die spätern Gelehrten fort. „In der festen Ueberzeugung, daß jede Hieroglyphe eine besondere Idee ausdrücke, nahm man sich vor, mit Gewalt den verborgenen Sinn derselben an's Licht zu ziehen. Niemand zweifelte, daß die tiefsten Geheimnisse der Naturwissenschaften und Künste in ihnen verhüllt wären, und die allereinfachsten Charaktere betrachtete man als Träger der sublimsten, das Begriffsvermögen des Haufens weit übersteigenden, und jener erhabenen, fast unzerstörbaren Archive, an die man ihre Erhaltung knüpfte, einzig würdigen Ideen. So waltete die Einbildungskraft anstatt der Vernunft; Muthmaßungen traten an die Stelle von Thatsachen; die Gelehrten, die sich mit diesen Untersuchungen beschäftigten, verloren sich in endlosen Labyrinthen, und fanden, gleich Miltons Dämonen, irre geleitet durch ihre metaphisischen Speculationen, in den Regionen, in die sie sich gewagt, keinen Grund.“

Von dieser Art war die Methode des Pater Kircher, der in sechs Folianten zu beweisen suchte, daß die Hieroglyphen die ganze mystische Tiefe der kabbalistischen Philosophie aufschlößen. Als Probe seiner tiefsinnigen Faseleien setzen wir eine seiner Erklärungen hieher. Auf einem Obelisk zu Rom, auf dem in Hieroglyphenschrift der einfache Titel: αὐτοκράτωρ, Kaiser, geschrieben ist, las er nichts geringeres als: „der Urheber der Fruchtbarkeit und der ganzen Vegetation ist Osiris, dem die Götter durch die Vermittlung des heiligen Mophtha die zeugende

Fähigkeit verliehen." Zwar erklärte sich der scharfsinnige Engländer Warburton gegen diese Deutungsweise und behauptete, die Hieroglyphen bezeichneten keineswegs lauter symbolische und religiöse Gegenstände, sondern es seyen auch Namen und Inschriften von ganz profaner Art darunter verborgen. Allein Kirchers Methode behielt dennoch das Uebergewicht, weil sie der Wundersucht des Zeitalters entsprach. Er bildete eine Schule, die in derselben Methode die geheime ägyptische Priesterweisheit aus den Hieroglyphen zu studiren trachtete.

Der Verfasser einer 1812 zu Paris unter dem Titel: De l'etude des Hieroglyphes erschienenen Schrift hoffte der Sache auf den Grund zu kommen, indem er die bekannten Symbole aller Völker mit den Hieroglyphenbildern vergleichen und aus der Aehnlichkeit beider die letzteren erklären wollte.

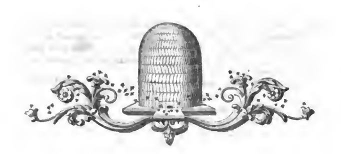
Der Verfasser des Essai sur les Hieroglyphes egyptiennes wollte lauter hebräische Buchstaben und Ideen in den Hieroglyphen entdecken, und der Ritter Panin behauptete sogar, die Davidischen Psalmen seyen nur Uebersetzungen derselben. Noch im Jahre 1824 hat Professor Pfaff in Erlangen, allen neuern Entdeckungen zum Trotz in seiner Schrift: „Hieroglyphik, ihr Wesen und ihre Quellen," die Behauptung festgehalten, daß die Hieroglyphen eine Fülle von Weisheit und tiefen Weltanschauungen enthielten.

Im Gegensatz gegen diese heilige begann die unheilige Methode der Hieroglyphenerklärung, als die Franzosen 1798 nach Aegypten kamen. Sylvester de Sacy und der Schwede Akerblad fingen an, die berühmte zu Rosette gefundene Inschrift zu untersuchen, und kamen so weit, wenigstens die Eigennamen von dem übrigen Text zu unterscheiden. Hierauf unternahm Dr. Young eine noch schärfere Prüfung, und er war der erste, der die neue Methode gründete und die Entdeckung machte, die Hieroglyphenbilder bezeichneten den Anfangsbuchstaben von dem Namen, dessen Gegenstand sie bildlich darstellen. Allein er glaubte diese Erklärung noch einschränken zu müssen und ließ sie nur von den Hieroglyphen gelten, welche fremde Wörter ausdrücken, nicht von den ägyptischen selbst. Champollion, der kurz nachher das System Youngs weiter ausführte, hat mit demselben um die Ehre der ersten Entdeckung gestritten, allein unser Verfasser beweist aus ältern Briefstellen des Dr. Young, daß diesem letzteren die Ehre gebühre. Nichts desto weniger verdanken wir dem Scharfsinn Champollions die weitere Anwendung des Systems auf die ägyptischen Namen. Ihm folgte Salt auf der gleichen Bahn und fuhr fort, immer mehr einzelne Hieroglyphen zu entziffern.

Der Verfasser stellt hauptsächlich drei Argumente auf, wodurch die bezeichnete Methode als richtig erörtert wird. Erstens bedienen sich die Chinesen noch heut zu Tage einer ähnlichen Zeichenzusammensetzung bei ihrer Schrift. Zweitens beweist die auf der Inschrift von Rosette beigefügte griechische Uebersetzung die Richtigkeit der auf den hieroglyphischen Text derselben angewandten Erklärung. Drittens aber ist das stärkste Argument unter allen die vollkommene Uebereinstimmung der durch die neue Erklärungsweise entdeckten Namen und Inschriften mit der aus andern Quellen bekannten Geschichte Aegyptens. „So findet man den Namen Ptolemäus blos auf solchen Gebäuden vor, deren Bauart und Styl schon eine weit neuere Zeit, als die der ältesten Monumente Aegyptens, verkünden. Der Name Kleopatra wird als der der Mutter des Ptolemäus zu Ernent und Koos angegeben, und eben am letztern Orte befindet sich auch eine griechische Inschrift, welche besagt, daß Kleopatra mit ihrem Sohne zugleich die Regierung führe. Eine Königin gleiches Namens findet man in Gau-Kibir, zu Dakke, in einem kleinen, der Aphrodite geweihten Tempel zu Philä und in einem andern Tempel des Aeskulap als Gemahlin des Ptolemäus erwähnt, und überall entspricht dieser Name den, in denselben Distrikten gefundenen griechischen Inschriften. In vielen andern Tempeln ist eine Kleopatra stets mit einem Ptolemäus verbunden; so auch auf dem schönen Peristyl zu Karnak, wo der Ptolemäus als Sohn des Ptolemäus und der Arsinoe angegeben wird. Der Name Alexanders, Sohn des Amun, findet sich neben dem seines Vaters Philipp, und zu Edfou ist der Name Ptolemäus von dem Beinamen Alexander und dem seiner Gemahlin Berenice begleitet. Ferner sind die Titel Autokrator, Sebastos, Ensebes, Kaiser beständig nur mit den Namen römischer Kaiser, nie mit denen von Ptolemäern verbunden. Die Beinamen: Germanicus, Dacicus trifft man nur bei den Kaisern an, die sie auch auf ihren Münzen führten. Der Name Hadrian steht stets regelmäßig vor dem des Trajan; und der größte Theil der Kaiserinnen seit Augustus bis auf Commodus findet sich nur auf Gebäuden genannt, deren Erbauungszeit in die nachptolemäische Periode gehört."

Champollion hat seine Untersuchungen rastlos fortgesetzt, und der Verfasser würdigt ausführlich dessen Verdienste um die Uebersetzung einer großen Menge von Hieroglyphen, aus denen wir indeß keineswegs, wie früher gehofft wurde, mystische Weisheit, sondern nur Namen von Göttern und Königen und einzelne historische Notizen schöpfen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 32. — 26. März 1830.

Alterthumskunde.

2) Uebersicht der wichtigsten bis jezt gemachten Versuche zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen. Nach Brown, von Moritz Fritsch. Leipzig, Baumgärtner, 1828.

(Beschluß.)

Was die Hieroglyphenschrift selbst betrifft, so lehrt Champollion, daß man dabei sehr unterscheiden müsse, indem es viele Gattungen derselben gebe. Obgleich er darin hauptsächlich eine Buchstabenschrift gefunden, so bleibt er doch in so weit bei der ältesten Meinung stehn, daß neben dieser Buchstabenschrift auch eine rein symbolische Ideenschrift aus den ältesten Zeiten überliefert bestanden habe. Er nimmt dreierlei Schriftgattungen an:

I. Die hieroglyphische oder heilige.

II. Die hieratische oder Priesterschrift.

III. Die demotische (enchorische, epistolographische) oder Volksschrift.

I. Die hieroglyphische Schrift besteht aus drei verschiedenen Arten von Zeichen, die gleichzeitig in Aegypten angewendet wurden:

1) Aus bildlichen Charakteren, welche den auszudrückenden Gegenstand in seiner Abbildung darstellen;

2) aus symbolischen, topischen oder räthselhaften Charakteren, die eine Idee durch das Bild eines physischen Objekts, mit dem sie in einer wahren, oder blos eingebildeten, mittel- oder unmittelbaren, nahen oder entfernten Beziehung steht, andeuten; und

3) aus phonetischen Zeichen, welche unter den Bildern physischer Gegenstände nur einfache Sprachlaute ausdrücken.

Die bildlichen und symbolischen Charaktere sind nun in den hieroglyphischen Texten in weit geringerer Masse vorhanden als die phonetischen, welche als wahre alphabetische Zeichen die Laute der Landessprache der alten Aegypter ausdrückten. — Durch das Zusammensetzen dieser phonetischen Zeichen werden nun zwar Worte gebildet, wie durch die Buchstaben eines jeden andern Alphabets, allein sie sind dessenungeachtet einer verschiedenen Anordnung fähig. In horizontale Reihen gestellt, werden sie, je nach der Richtung der, in den Gruppen befindlichen Hauptfiguren entweder von der Rechten zur Linken, oder umgekehrt von der Linken zur Rechten gelesen; befinden sich aber die Inschriften auf senkrechten Säulen; so liest man sie in der Regel von vorn nach hinten zu. In den

phonetisch geschriebenen Worten sind die mittleren Vocale, gleich wie im Hebräischen, Phönicischen, Arabischen und den meisten orientalischen Sprachen unterdrückt. Jeder Laut läßt sich durch mehrere homophone Zeichen ausdrücken; allein die besondere vorzugsweise Anwendung des einen vor dem andern scheint ihr gewisses Gesetz gehabt zu haben, das sich vermuthlich auf die Natur der auszudrückenden Idee und ihre eigenthümliche Beziehung auf die materielle Form des Zeichens gründete. — In den hieroglyphischen Texten kommen hin und wieder auch Abkürzungen phonetischer Gruppen vor. — Oft sind in einem und demselben hieroglyphischen Texte gewisse wiederkehrende Ideen bald durch ein bildliches, bald durch ein symbolisches Zeichen, bald auch durch eine phonetische Gruppe wörtlich ausgedrückt. Andere Ideen sind wieder durch Gruppen symbolischer und bildlicher Charaktere, oder auch durch eine Zusammenstellung, bildlicher und phonetischer Zeichen gegeben.

II. Die *hieratische* oder Priesterschrift ist unmittelbar von der hieroglyphischen ausgegangen, und bildet eigentlich blos eine Tachygraphie derselben. Die Zeichen sind zwar vereinfacht und abgekürzt, sie umfassen aber nichtsdestoweniger bildliche, symbolische und phonetische Charaktere, obgleich die Stelle der beiden ersten Gattungen oft durch phonetische, oft auch durch willkührliche Zeichen (so nennen wir diejenigen, von den uns die Hieroglyphen, aus denen sie entstanden, fehlen) ersetzt wird. — Alle noch existirende hieratische Manuscripte, sie mögen nun aus der Periode der Pharaonen oder der Ptolemäer und römischen Kaiser herrühren, sind blos Tachygraphien der hieroglyphischen, und weichen nur in einigen wenigen Zeichen ab. Wahrscheinlich bediente man sich dieser Schriftart blos zum Umschreiben von Texten, die sich auf religiöse und geheime Gegenstände bezogen.

III. Die *demotische, epistolographische* oder *enchorische* Schrift ist sowohl von der hieroglyphischen, als von der hieratischen, von welcher letztern sie jedoch unmittelbar ausgegangen ist, verschieden. Die demotischen Zeichen sind nämlich blos einzelne, aus der hieratischen Schrift entlehnte Charaktere. Die bildlichen Zeichen sind in dieser Gattung fast gänzlich ausgeschlossen, jedoch sind die symbolischen für den Ausdruck religiöser Ideen und Gegenstände beibehalten. Die darin vorkommenden Zeichen sind auch im Ganzen weniger zahlreich, als in den beiden übrigen Gattungen. Eben so wie in den hieroglyphischen und hieratischen Texten sind die mittleren Vokale in fremden, sowohl als einheimischen Worten unterdrückt. Fast alle Vokale und Konsonanten lassen sich durch mehrere Zeichen ausdrücken, die zwar der Form nach verschieden sind, aber doch nur einen und denselben Laut bezeichnen; allein es herrscht unter den demotischen Homophonen, wie gesagt, lange keine so große Mannichfaltigkeit, wie in den beiden andern Schriftgattungen. Die Aegypter haben sich übrigens aller drei Methoden eine geraume Zeit hindurch neben einander bedient.“

Dieses System Champollions hat indeß bedeutenden Widerspruch in Deutschland gefunden. Früher Spohn und nach ihm noch ausführlicher Seyfarth stellten den Grundsatz auf, daß alle Hieroglyphen ohne Ausnahme alphabetischer und nicht symbolischer Natur seyen. Der letztere hat in seinem gelehrten Prachtwerk Rudimenta hieroglyphices Champollions System eigentlich geradezu umgekehrt, indem er annimmt, daß die einfachste demotische Schrift auch die älteste sey, daß später erst die hieratische Schrift durch künstliche Ausschmückung und Verzierung der demotischen und noch später durch noch weitere Ausmalung und Verschönerung erst die Hieroglyphen entstanden seyen. Er sieht daher in jeder Hieroglyphe nichts als einen verkünstelten Buchstaben und sucht dessen Bedeutung allezeit aus der Aehnlichkeit mit einem gemeinem Buchstaben zu erkennen. Champollion hat diese ihm ganz entgegengesetzte Theorie angegriffen und Seyfarth sie wiederum vertheidigt. Erst der Verfolg der Untersuchungen und die Anwendung beider Erklärungsarten auf immer mehr Hieroglyphen wird hier Irrthum und Wahrheit gehörig trennen. Mehr innere Gründe sprechen aber wohl für die Ansicht Champollions. Sie entspricht mehr dem Geist des Alterthums, während Seyfarths Ansicht wohl einen etwas zu modernen Begriff von malerischer Spielerei und Schönschreibkunst ins Alterthum überträgt.

3) Darstellung der griechischen Mythologie. Erster Theil. Einleitende Abhandlungen enthaltend. Von Christian Hermann Weiße, Professor der Philosophie in Leipzig. Leipzig, Barth, 1828.

Es ist leider in Deutschland eine nur zu gewöhnliche Erscheinung, daß die gründlichsten Gelehrten die geistreichsten Ideen in einem unbeholfnen Styl vortragen. Bald müssen wir die *unverständliche Terminologie* beklagen, die ganz geläufige und klare Begriffe mit den fremdartigsten, neuesten und geschraubtesten Wortbildungen ausdrückt, bald die *Weitschweifigkeit*, die ganz einfache Sätze zu unendlichen Abhandlungen ausspinnt, sich ewig wiederholt und nie fertig werden kann. Das letztere ist in dem vorliegenden Werke der Fall, dessen Styl von einer äußerst umständlichen und beinah weiblichen Redseligkeit und Breite ist. Der Verfasser schreibt sehr faßlich, klar, populär, aber viel zu breit.

Je weniger wir aber den Styl loben können, desto mehr hat uns der Inhalt selbst Achtung eingeflößt. Der

Verf. kündigt an, er habe einen neuen Standpunkt für die Wissenschaft der Mythologie gewonnen, wodurch sie nicht etwa blos mit einzelnen neuen Ansichten, Erklärungen und Deutungen bereichert wird, sondern ihrem gesammten Inhalt nach in einem durchaus neuen Licht erscheinen muß. Dieß ist keine eitle Prahlerei. Die Sache verhält sich wirklich so, und wir stimmen seiner neuen Ansicht im Wesentlichen vollkommen bei.

Der Verfasser stellt sich über die Parteien, durch welche bisher bekanntlich das Feld der Mythologie zu einem wilden Kampfplatz gemacht worden ist. Wem fällt nicht sogleich die berüchtigte Fehde zwischen Voß und Kreuzer ein? Voß sah in allen alten Mythen nur das willkührliche Spiel der poetischen Phantasie, Kreuzer dagegen eine tiefsinnige religiöse Symbolik. Weiße gibt nun zu, daß Kreuzer in gewisser Hinsicht Recht gehabt, sofern nämlich die ältere, namentlich orientalische Götterlehre in der That uralte Natursymbolik enthalte, daß er aber geirrt, sofern er auch die spätere Mythologie aus demselben Gesichtspunkt erklärt und beurtheilt habe. Voß gibt er mit Recht ganz Unrecht und gesteht ihm nur eine Art von Instinkt zu, vermöge dessen er Kreuzers Fehler gemerkt habe, ohne ihn verbessern zu können. Voß nämlich läugnet die Symbolik auch da, wo sie hingehört, und da, wo nicht mehr Symbolik zu suchen ist, findet er doch etwas ganz andres, als was er finden sollte, bloße poetische Willkühr und Zufälligkeit anstatt eines nothwendigen, in der Natur der alten Völker gegründeten Systems.

Weiße trennt die ältere orientalische Mythologie von der spätern occidentalischen. Seiner Ansicht nach war nur jene in dem Creuzer'schen Sinne Symbolik, d. h. Versinnlichung der ältesten Weisheit, der ältesten Religion und Philosophie. Die jüngere abendländische, namentlich griechische Mythologie dagegen war poetischer Ausdruck des Völkerlebens, der Geschichte. Im alten Orient versenkte sich der Geist in die Natur, im Occident aber in die Geschichte. Die Völker des Orients blieben auf der ersten Stufe menschlicher Bildung stehn, ihr Geist blieb befangen in der Natur. Sie waren nicht bestimmt, diesen Kreis zu überschreiten. Als daher die Gestaltungen erschöpft waren, welche der Geist in diesem Naturleben erreichen konnte, verschwand er wieder oder erstarrte in den alten Formen und blieb ein entseelter Mechanismus. Anders die Nationen des Occidents. Diese trugen die Bestimmung in sich, über jene erste Formation der weltgeschichtlichen Erscheinungen hinauszugehn, den Geist zu entfesseln, und die Keime zu neuen Gestaltungen zu entfalten. „Diese Keime in der Mythologie dieser Völker zu erkennen, die Sagenwelt Europas also, nicht nur im Gegensatz der spätern Geschichtsperioden als ursprüngliche Natureinheit des Geistes, sondern eben so sehr im Gegensatz der orientalischen Welt als Uebergang dieser Natureinheit in das weitere und freyere Leben des Geistes darzustellen, halten wir für die Aufgabe unserer Wissenschaft. Das Geistige und Göttliche, welches der Morgenländer in dem Naturleben anschaute, erblickte der Abendländer in dem Reiche des Menschlichen und des Geschichtlichen; die Anbetung, die jener der Naturseele und den Naturgesetzen zollte, trug dieser auf individuelle göttliche Wesen über, die den Hergang des historischen Lebens der Menschen und Völker darstellten. Auch diese Wesen zwar waren in äußere und sinnliche Bilder gehüllt, denn noch war jene Befreiung des Geistes nur in der Anlage, nicht in der Wirklichkeit vollbracht; aber diese Bilder selbst waren mehr aus dem, zwar sinnlichen und äußeren Leben der Menschenwelt entnommen, als aus dem Bereiche der bloßen Natur. Die höchste und vollständigste Thätigkeit des göttlichen Weltgeistes schien somit in den individuellen Menschengeist vollständig eingegangen; es schloß sich der Kreis einer Götterwelt wahrhaft persönlicher und doch zugleich allgemeiner, die Natur durchdringender Wesenheiten, und beseelt und geleitet durch diese ward die Welt der Heroen, die Bildnerin zugleich und eigentlicher Gegenstand eben dieses Sagenreiches ist. In der Heroensage daher finden wir die wahre Geschichte eben jener Urzeit dargestellt, der die mythischen Religionen selbst ihrer Entstehung nach angehören. Nicht jedoch als erzähle diese Sage die besondern Begebenheiten als solche, sondern sie faßt dasjenige, was wir den Geist derselben zu nennen gewohnt sind, den allgemeinen, weltgeschichtlichen Hergang in seinen innersten geistigen Motiven und in seinen großartig-bedeutungsvollen, als typisch sich ankündigenden Zügen auf, und überliefert ihn eingekleidet in Bilder, die als einfache und einzelne, jedoch, um das darin enthaltene höhere Geistige anzudeuten, mit Wundern durchwebte Historie erscheinen. In der Art und Weise aber der Bildung und Entstehung dieser Sagenwelt drückte sich diese höhere Freiheit und Steigerung des Geistigen dadurch aus, daß, wie früher im Orient die Anordnung und das Verständniß des Natursymbols Eigenthum einer Priesterkaste blieb, die, wie sie selbst der blinden Herrschaft der Natur fröhnen mußte, so die Völker in einer auf Dummheit und Aberglauben gestützten Zwangherrschaft hielt, in Griechenland der Geist der Individuen in freierem Flügelschlage sich entfaltete, und im Schwunge des poetischen Enthusiasmus, der nicht ausschließendes Gut einer Kaste seyn kann, zu dem Menschlich-Göttlichen von den verschiedensten Seiten her den Eingang fand. — Wir haben hiemit die Gränzlinie be-

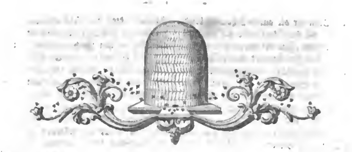
zeichnet, die wir zwischen Symbol und Mythus ziehen, welcher beider Vermengung in unsrer Zeit so viele Mißverständnisse veranlaßt hat. Das Symbol gehört dem Naturleben an, der Mythus dem Leben des Geistes und der Geschichte, jenes ward erzeugt durch Priesterweisheit, dieser durch Nationalpoesie; die Heimath des ersteren ist der Orient, des lezteren Europa und vornämlich Griechenland. Beiden jedoch gemein ist ihre Universalität, indem jedes die Gesammtheit aller geistigen Besitzthümer der Zeit enthält, in welcher es entstand; so wie auch ihre innere Nothwendigkeit, indem das in ihnen Enthaltene auf keine andere Weise, als eben auf diese, von jenen Urvölkern ausgedrückt werden konnte. Das Symbol geht dem Mythus voran, und bildet die Grundlage des lezteren, wie das Leben der Natur Basis und Ausgangspunkt des Geisterlebens ist."

Eben so schön und richtig bezeichnet der Verfasser auch das Ende der alten Mythologie. Wie nämlich die Orientalen in ihrer Natursymbolik erstarrten, ohne an dem heitern und großartigen Geschichtsleben der Griechen Theil zu nehmen, so erstarrten auch wieder die Griechen und Römer in ihrem Volksmythus, sobald derselbe alle seine Gestaltungen durchlaufen hatte. Der Geist schwand aus den Mythen. Man häufte regellos aus allen Weltenden die verschiedenen Sagen zusammen. Die mystischen Alexandriner suchten darin nach der ältesten symbolischen Weisheit, die lustigen Römer, wie Ovid, befriedigten damit die Neugier und Wundersucht, und zulezt vernichteten Spötter, wie Luzian, allen Glauben an die Wahrheit, alle Ehrfurcht vor dem tiefen Sinn der Mythen. Der Geist warf auch diese morschgewordene Hülle von sich und begann mit dem Christenthum eine neue Gestalt der Welt.

Dieß sind im engsten Umriß die Ideen, nach welchen Weiße die Mythologie zu behandeln unternimmt. Das vorliegende Werk ist nur die Einleitung eines größern, worin er seine Unterscheidung des Natursymbols und Volksmythus im Einzelnen durchführen will. Wir gestehn, daß dieß noch immer eine unendliche schwierige Aufgabe bleibt, wenn man auch den ersten Grundsatz, den man dabei zu befolgen hat, richtig gefunden hat. Was uns der Verfasser beispielsweise von dem Mythus der Io und Danae sagt, kann als Probe dienen. Er findet in der Io die Personifikation des jonischen Volksstammes, in der Danae die des griechischen Volks überhaupt, und in den mythischen Begebenheiten dieser Personen die Charakteristik der griechischen Nationalität und Geschichte. So etwas aber im Einzelnen durchzuführen, ohne zu irren, ohne sich in den unzähligen Zweideutigkeiten der Mythologie zu verwickeln, scheint uns eine herkulische Arbeit. — Immerhin bleibt der Grundsatz richtig und unantastbar. Augenscheinlich liegt den spätern occidentalischen Mythen die Menschengeschichte zu Grunde und nicht die Naturgeschichte, und wenn es schwer ist, jene immer genau auszumitteln, so ist es doch unmöglich und widersinnig, diese darin finden zu wollen. Wenn uns früher symbolische Ausleger die Danae als die Erde, Jupiter mit seinem goldnen Regen als den gemeinen wirklichen Wolkenregen und den in dieser Verbindung erzeugten Perseus als die Herbstfrucht darstellten, so ist dieß wohl offenbar unpoetischer und unpassender, als wenn Weiße in dieser Mythe einen geschichtlichen Sinn sucht, und z. B. im Perseus den Ausdruck für eine der vorzüglichsten Richtungen des griechischen Heroenthums findet.

Uebrigens läßt sich Weiße von der Lust, Konsequenzen zu ziehn, viel zu weit verführen. Indem er annimmt, daß sich der Geist im Alterthum theils dem Natursymbol, theils dem Volksmythus einverleibt habe, betrachtet er die ganze mythologische Welt als eine sinnliche Veranschaulichung des Geistes, als das vollkommene Gegenbild unsrer jetzigen abstrakten Religion und Philosophie. Er glaubt daher, daß in der leztern der Schlüssel zur erstern liege, daß unsre Philosophie und nur sie im Stande sey, die Mythen zu erklären, indem sie sich selbst darin spiegelt, daß aber auch umgekehrt die Mythen uns neue Entdeckungen in unsrer Religion und Philosophie werden machen lassen, sofern sie uns schon im klaren Bilde zeigen, was wir in uns selbst erst noch suchen sollen. Ja er hofft, daß, so wie das einfache Princip des Christenthums uns anleitet, im Heidenthum ein eben so einfaches Princip zu suchen, umgekehrt auch die Mannichfaltigkeit des Heidenthums uns „eine Wünschelruthe in die Hand geben werde, um manche verborgne Schätze in den noch lange nicht erschöpften und nie zu erschöpfenden Schätzen des Evangeliums zu heben." Das wird sich nicht thun lassen. Das Christenthum ist und bleibt das Allereinfachste, und wenn es in einer äußern Mannichfaltigkeit kirchlicher Gestalten und Traditionen versteinert, so ist dieß eben eine Nachwirkung des Heidenthums, eine Einmischung des heidnischen Elementes in das christliche, keineswegs aber ein Aufschließen der im Christenthum selbst liegenden Keime. Das Christenthum existirt nur durch seine Einfalt im Gegensatz gegen das Mannichfaltige aller andern Religionen und Weltansichten. — Abgesehn von diesen Irrthümern gibt das vorliegende Werk wieder einen schönen Beweis davon, wie jezt in allen Wissenschaften je mehr und mehr das historische Verfahren überhand nimmt und mit Glück angewendet wird.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 33. — 29. März 1830.

Alterthumskunde.

(Fortsetzung.)

4) Allgemeine Einleitung in das Studium der Archäologie. von Dr. F. C. Petersen, Professor der Philosophie ꝛc, zu Kopenhagen. Aus dem Dänischen übersezt von P. Friedrichsen, Rektor an der Gelehrtenschule in Husum. Leipzig, Hahn, 1829.

Petersen ist für die Kunstgeschichte, was Gibbon für die politische. Seine Archäologie ist ihrem ersten historischen Theile nach eine Geschichte des Untergangs der antiken Kunst, eine Geschichte des Vandalismus. Der Verfasser entwirft zuerst ein glänzendes Bild von den zahllosen Wunderwerken der alten Baukunst, Plastik und Malerei, und geht dabei, obwohl in gedrängter Kürze, aufs Einzelnste ein, indem er aus den zerstreuten Nachrichten der Alten eine Art von Inventarium des im Alterthum vorhandenen Kunstschönen auszieht, ein Inventarium, das freilich nicht anders als unvollständig seyn kann, uns aber doch durch seinen Reichthum in Erstaunen sezt. Eine so systematische, kurze und doch alles Bekannte umfassende Uebersicht der antiken Kunstwerke hat uns bisher gefehlt, obgleich wir an sehr ausgedehnten und einzelne Kunstfächer sehr ausführlich besprechenden archäologischen Werken keinen Mangel leiden. Nachdem der Verfasser gezeigt, was vorhanden war, berichtet er, wie es zu Grunde gegangen ist, und nun folgen die Gräuelgemälde des bilderstürmenden Fanatismus und der Völkerwanderung, die uns zwar im Allgemeinen längst bekannt sind, in dieser speciellen Beziehung auf die Zerstörung der alten Kunstdenkmäler aber ein neues trauriges Interesse erhalten. Wir fühlen wenig Mitleid mit den entarteten Römern, die unter den Streichen der Barbaren fallen, und der Eifer der ersten Christen bei der Abschaffung des Heidenthums erweckt sogar Dank bei uns und Bewunderung. Betrachten wir aber die herrliche Kunstwelt, die damals zu Grunde gieng, so müssen wir, wenn nicht mit den Menschen, doch mit den Steinen Mitleid haben, und möchten den Arm nicht nur der nordischen Barbaren, sondern auch der christlichen Mönche aufhalten, ehe sie ihn zerstörend an Werke legen, die in ihrer Art auch Heiligthümer sind. An die lezten Zerstörungen der antiken Kunstwerke im Orient durch die Türken reiht sich indeß fast unmittelbar schon die Geschichte der Wiedererweckung derselben im Occident durch kunstliebende Päpste an. Schon der Vorgänger Leos X., den man bekanntlich wegen seiner Verehrung für die alte Kunst den heidnischen Papst nannte, belohnte Personen, die unter Roms Schutt alte Statuen auffanden, z. B. die berühmte Gruppe des Laokoon (1506). Der Verfasser zeigt,

wie nun allmählich der Sinn für die antike Schönheit belebt wurde, wie man anfieng, die spärlichen Reste der zertrümmerten Kunstwelt zu sammeln, wie besonders Herkulanum und Pompeji im achtzehnten Jahrhundert eine reiche Ausbeute gewährten. Eben so sorgfältig, wie Petersen früher die Nachrichten über den Status quo der alten Kunst zusammengetragen, sammelt er nun auch alle zerstreuten Nachrichten der Neuern über das, was hier und dort wieder aufgefunden ist, und entwirft ein neues Inventarium von dem verhältnißmäßig armen und doch noch immer sehr reichen Erbe, das wir gerettet haben. Leider aber bieten diese Kunstnachrichten aus der neuern Zeit auch wieder manche Züge dar, die uns beweisen, daß mit der alten Kunst auch der alte Vandalismus hin und wieder neu aufgelebt ist. Manche seltne Kunstwerke scheinen nur darum dem Schooß der Erde entstiegen zu seyn, um von neuen Barbaren zertrümmert zu werden. Besonders in der Periode der französischen Revolution trat ein System des Raubes und der Verschleppung alter Kunstdenkmäler ein, wobei nur zu viel aufs Neue verstümmelt, zertrümmert, verzettelt wurde. Von manchen bedeutenden Sachen kann Petersen nicht angeben, wo sie seit der Revolution hingekommen sind. Unwillkührlich müssen wir dabei an das schöne Gedicht des Königs Ludwig von Baiern denken, worin dieser beklagt, daß die geretteten Kunstschätze, ihrem heimathlichen Boden entrissen, überall zerstreut werden.

Dieses große historische Gemälde füllt nur die erste Hälfte des schätzbaren Werks, die andere Hälfte ist theoretischen Inhalts und spricht sich über das Studium und über die ästhetische Betrachtungsweise der antiken Kunstdenkmale aus. Petersen zeigt dabei eine so große Vorliebe für Winkelmann, daß er dessen ganze Biographie in den Text aufnimmt, und damit allein 62 Seiten anfüllt. Dieß ist offenbar zu viel, da Winkelmanns Leben, so wichtig es auch für die Kunstgeschichte ist, doch nicht wichtiger ist, als die Geschichte der antiken Kunst selbst, der kaum mehr Seiten gewidmet sind. Ueberdieß ist Ws. Biographie schon allgemein bekannt. — In der Theorie bindet sich indeß Petersen nicht so sklavisch an Winkelmann, daß er nicht die Ideen der neuern Aesthetiker berücksichtigt hätte. Auch er huldigt den Grundsätzen der neuen Schule, als deren Haupt wir Solger betrachten dürfen. Ich habe mich schon früher in diesen Blättern gegen Solgers Aesthetik ausgesprochen und muß hier auf diesen in unsrer Zeit nicht unbedeutsamen Gegenstand zurückkommen. Auch Petersen nämlich behauptet, wie Solger, das Schöne sey eine Durchdringung der Idee und Erscheinung oder Form, und die Idee entspringe nur in dem menschlichen Geiste, der Künstler trage sie erst aus seinem Geist in die Wirklichkeit oder Erscheinung über und durchdringe damit die Form, woraus das schöne Kunstwerk hervorgehe. Ich halte diese jezt sehr allgemein unter den Aesthetikern herrschende Ansicht (der unter andern auch Weiße in dem oben besprochnen mythologischen Werke huldigt) für falsch.

Ich behaupte dagegen: die Idee liegt nicht im Geist des Künstlers, sondern im äußern Gegenstande, oder im Geist des Künstlers nur insofern, als sie im äußern Gegenstande liegt. Jede Gattung von äußern Dingen, sey es in der Natur oder im Leben, trägt ihre Idee in sich. Der Künstler kann diese Idee nicht in sich erzeugen, sondern nur außer sich erkennen und die Natur nach der in ihr liegenden Idee kopiren. Die ganze Reihenfolge von ästhetischen Ideen, welche vermeintlich im Geist des Menschen entspringen, taugt nichts, ist ein trockues System von Abstraktionen. Ihr muß die lebendige Reihenfolge von Ideen entgegengesezt werden, die in den äußern Dingen selbst liegen. Das Erhabne, Reizende, Würdige, Anmuthige, Tragische, Komische rc. sind nur todte Begriffe, abgezogen von einer Menge ganz heterogener Gegenstände; lebendige Ideen dagegen, die jedwede etwas Wesenhaftes, Selbstständiges und Eignes haben, sind z. B. die Idee des Mannes, des Weibes, des Frühlings, des Todes, der Liebe, des Krieges, der Ehre rc. rc. Dieß sind Centralpunkte von bestimmten und eigenthümlichen ästhetischen Kreisen. Diese natürliche Ideenreihe war den antiken Künstlern auch offenbar geläufiger, als die philosophische Begriffsreihe unsrer modernen Aesthetiker. Die Idee des Mannes und des Weibes schwebten diesen Künstlern gewiß lebhafter vor, als die Ideen des Erhabnen und Reizenden. Der Mann ist erhaben, aber das Erhabne macht noch nicht den Mann. Das Weib ist reizend, aber das Reizende macht noch nicht das Weib. Es ist dem Philosophen leicht, die Begriffe des Erhabnen und Reizenden von Mann und Weib zu abstrahiren, aber es wäre dem Künstler rein unmöglich, aus dem bloßen Begriffe des Erhabnen und Reizenden heraus einen Mann und ein Weib zu bilden, wenn diese nicht in der Natur vorhanden wären. Die antiken Künstler haben nicht philosophirt. Sie haben die in der ganzen Masse der Männerwelt liegende Idee der Männlichkeit erkannt und in der Masse der Weiber die Idee der Weiblichkeit. Sie studirten alle Merkmale der Männlichkeit und Weiblichkeit und stellten in ihrem Apoll das vollendete Bild der erstern, in ihrer Venus das der leztern dar. Gerade da, wo sie wirklich sich bemühten, abstrakte Begriffe darzustellen, z. B. die Anmuth in den Grazien, haben sie sich etwas allegorisch Kaltes, Modernes zu Schulden kommen lassen, und nur da, wo sie der unmittelbar in der Natur liegenden Idee folgten, sind ihre Darstellungen untadelhaft vollkommen, warm, lebendig, ewig, wie das Naturleben selbst. Ihre Venus ist das ewige Weib, ihre Diana, Juno, Pallas, Hebe sind Nuancen des Weibes, aber ihre Grazien, ihre Horen, ihre Musen rc. sind nur verkör-

perte Begriffe, nur zufällig schön und nur zufällig so wie sie sind. Man kann diese Allegorien auch anders ausdrücken, aber die Idee des Weibes läßt sich nicht anders ausdrücken. Das ist der Unterschied.

Im Grunde halten sich alle Künstler zu allen Zeiten an jene ewigen in der Natur selbst liegenden Ideen, auch ohne sich davon Rechenschaft abzulegen. Vom Phidias, der die Ideen des Mannes oder Weibes in den edelsten Situationen und Nuaneen darstellt, bis herab zum Thiermaler, der auch den Pferden ihre Idealität abzugewinnen sucht, gehn die Künstler beständig, wenn sie nicht von herrschenden Meinungen mißleitet werden, von den Naturideen aus. Das thun sogar die Baumeister. Es ist nicht wahr, daß sie abstrakte mathematische Begriffe verwirklichen wollen, daß sie etwa blos von der Idee des Zirkels oder des Dreieckes ausgehn. Nein, sie gehn von der Idee eines Gebäudes aus, von der Idee eines Tempels, eines Palastes, eines Theaters, und wenden dabei die Mathematik nur an als ein dienendes Mittel. Das thun auch überall die Dichter. Sie stellen die Ideen einer Leidenschaft oder Tugend, einer natürlichen Situation z. B. des Familienlebens, des Krieges, der Kirche, des Staates ꝛc. dar, die denn von selbst erhaben oder reizend, tragisch oder komisch sind, und keineswegs todte Begriffe des Tragischen oder Komischen, aus denen sich nimmermehr ein wirklicher tragischer Held oder eine wirkliche Handlung und Begebenheit herausschöpfen läßt.

Diese natürlichen, in den Dingen ihrer Gattung noch liegenden Ideen schwebten auch beständig den Kritikern vor. Welches Kunstwerk in der Welt läßt sich aus unseren philosophischen Handbüchern der Aesthetik beurtheilen? Ich kann z. B. nicht den geringsten Roman rezensiren, ohne dabei zu fragen: entspricht diese Handlungsweise des Helden der Idee der Männlichkeit, der Liebe, der Ehre ꝛc. oder nicht? entspricht diese Situation der Idee des Familienlebens, der Nationalität, des Staats ꝛc. oder nicht? Man kann jedes nur nach der in ihm selbst liegenden Idee beurtheilen, den Ritter nach der Idee der Ritterlichkeit, den Priester nach der Idee des Priesterthums, den Deutschen oder Franzosen oder Engländer nach der Idee ihrer Nationalität. So urtheilt auch jeder Rezensent unwillkührlich und es fällt ihm nicht ein, dabei an die unnützen Rubriken der ästhetischen Lehrbücher zu denken. Die Kritik der bildenden Künste kann auf keine Weise anders verfahren. Auch sie muß immer zuerst sehn, ob ein Bauwerk, eine Statue, ein Gemälde der Idee entspricht, die in ihrem bestimmten Gegenstande liegt. Nur wenn die Kritik diese Ideen richtig erkennt, kann sie auch richtig urtheilen, und nur in diesem Falle können wir auch alle das Schöne empfinden, das der Künstler in sein Werk gelegt hat. In einer Gemäldengallerie nur nach den Begriffen der Erhabenheit oder Anmuth jagen, heißt nicht viel mehr, als nur nach der rothen oder blauen Farbe jagen. Was man aus mehrern Gemälden gemeinsam abstrahirt, ist nur das Mittel, das Wesenlose; das Wesentliche ist das, was jedem Bilde einzig eigenthümlich ist, sein bestimmter Gegenstand.

Man wende mir nicht ein, daß ich hier die Schönheit mit der Wahrheit verwechsle. Ich bin weit entfernt, zu verlangen, daß ein Kunstwerk nur die treue Kopie des Wirklichen, nur wahr seyn solle. Nein, es soll wahr, aber auch schön seyn, indem es die wirklichen Dinge keineswegs kopirt, wie sie sind, sondern die in ihnen liegende Idee zur Erscheinung bringt. Das treue Porträt eines Mannes ist wahr, aber noch nicht schön; das Ideal der Männlichkeit ist wahr und zugleich schön. Das Schöne liegt aber hier keineswegs in etwas Abstraktem, Allgemeinem, das sich von der Männlichkeit trennen ließe, sondern es liegt einzig nur in der Wahrheit, mit welcher hier nicht ein einzelner Mann, aber die Männlichkeit aufgefaßt ist. Es gibt schlechterdings keinen allgemeinen ästhetischen Maaßstab, an dem man jedes mögliche Schöne messen könnte. Jede Gattung von Dingen hat ihr eignes ästhetisches Maaß, einen eigenthümlichen Typus, der auch in der vollendeten Idealität derselbe bleibt, und sich von dem Typus jeder andern Gattung aufs strengste unterscheidet. Es gibt nun verschiedne ästhetische Grade, je nachdem die Individuen einer Gattung ihrem eignen Ideal näher oder ferner stehn, aber das Ideal einer Gattung selbst ist vermöge des in ihr liegenden eigenthümlichen und unveränderlichen Typus niemals mit andern Idealen in eine und dieselbe ästhetische Reihe zu stellen. Der Unterschied der Gegenstände macht die hergebrachten ästhetischen Rubriken, die von subjektiven Unterscheidungen herrühren, völlig unpraktisch. Die Natur prägt den Künstlern ihre ewigen Typen ein, und die rohen Arrondirungssysteme der philosophischen Aesthetiker können diese Typen niemals verwischen.

5) Briefe über die Mythologie der Griechen und Römer, mit den vorzüglichsten Darstellungen der Dichter, für Jünglinge und Mädchen, von S. F. B. Stivarius, Prediger zu Cappel im Lippischen. Lemgo, Meyer, 1829.

Es muß gebilligt werden, daß der Verfasser sich in diesem der Jugend gewidmeten Werke aller und jeder symbolischen Erklärung enthalten hat, da es der Jugend zunächst nur darauf ankommen kann, die alten Götter und ihre Mythen der äußern bildlichen und poetischen Erscheinung nach kennen zu lernen. Wir besitzen schon mehrere nicht schlechte Mythologien für die Damen oder für die Jugend, worin derselbe Grundsatz befolgt ist. Der Verfasser hat aber der vorliegenden Darstellung einen besondern Reiz zu geben gewußt, indem er überall so viel

als möglich die eignen Beschreibungen abgekürzt und dafür alle die Stellen der alten Dichter, worin die Götter und ihre Abentheuer geschildert werden, wörtlich nach den besten Uebersetzungen eingeschaltet hat. Dieß gibt dem Buch einen poetischen Werth und macht seine Lektüre angenehm. Ueberdieß lernt auch die Jugend aus den Dichtern selbst die Sache am besten kennen. — Wie sich bei einer Jugendschrift und von einem geistlichen Verfasser erwarten ließ, ist alles Cynische der alten Mythologie, wodurch die Sitten beleidigt werden könnten, hier weggelassen. Das Werk empfiehlt sich auch durch Wohlfeilheit; das mir vorliegende Exemplar ist aber auf gar schlechtem Papier gedruckt.

6) Briefe über den Fortgang der asiatischen Studien in Paris, von einem der orientalischen Sprachen beflissenen jungen Deutschen. Zweite vermehrte Auflage. Ulm, Neubronner, 1830.

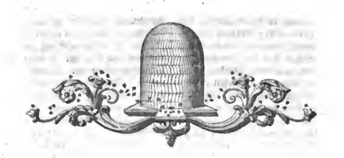
Diese kleine Streitschrift betrifft Intriguen und Zänkereien, die unter den Mitgliedern der asiatischen Gesellschaft in Paris ausgebrochen sind, und deren Schuld hier dem berühmten Sylvester de Sacy zugeschoben wird, weil derselbe theils den Studien über die neuere muhamedanische Poesie ein zu großes Uebergewicht über die wichtigern Untersuchungen der ältern orientalischen Philosophie und Geschichte verliehen, theils seinen Einfluß bei Besetzung einer Sekretärstelle der Gesellschaft einem seiner Nepoten, dem Herrn Garcin de Tassy zugewendet habe, der diese Stelle nicht verdiene. Was den leztern Gegenstand des Streits betrifft, so wollen wir dergleichen Persönlichkeiten auf sich beruhen lassen. Nur der Umstand, daß die muhamedanische Poesie einen einseitigen Vorzug erhalten sollte, scheint der Rede werth. Indeß finden wir die Herabsetzung dieser Poesie von Seiten des anonymen Verfassers übertrieben. S. 17. verlangt er, man solle die orientalischen Dichter nur lesen, um daraus die Sprache, das Leben und den Geist der orientalischen Völker kennen zu lernen, nicht aber wegen ihres poetischen Werthes. Er hält es für unmöglich, diese Dichter zu übersetzen, nennt die vorhandnen Uebersetzungen „lächerliche Frazzen,“ und findet die Originale selbst abgeschmackt. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten, allein der Geschmack, zu dem ich mich in diesem Falle bekenne, ist der aller gebildeten Deutschen, denen die Natur nicht jeden Sinn für Poesie versagt hat. Ich will statt aller andern Uebersetzungen morgenländischer Poesie nur die der persischen Schirin von Hammer erwähnen. Wer dieses Gedicht *nicht* zu den schönsten zählt, die je gedichtet worden, wer seinen Verfasser *nicht* unbedingt dem Homer, Ossian, Shakespeare gleichstellt, der ist nach meiner Ansicht für die Poesie blind. Dürfen wir uns sonach wundern, daß der Verf. S. 16 geradezu behauptet: „unser *praktisches Zeitalter* und von der andern Seite der *Hang zur Spekulation* haben der *Poesie ein Ende gemacht*.“ Es gibt also gar keine Poesie mehr? soll keine mehr geben? Dieser Gedanke selbst ist nur ein poetischer. (Forts. folgt.)

Volksschriften.

Ernst Liebreichs Wanderungen auf dem Markte des Lebens. Nebst einem Schatzkästlein poetischer Lebensweisheit. Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt, von C. L. Hahn, Verfasser des Anton und Moritz. Mainz, 1829, in der S. Müller'schen Buchhandlung.

Dieß Buch ist ein Pendant zum alten Noth- und Hülfsbüchlein, zu Zschokke's Goldmacherdorf ꝛc. Die praktische Lebensweisheit ist hier personificirt in einem wandernden Handelsmann, dem Vater Liebreich, der auf seinen Reisen überall Gelegenheit findet, die unter den niedern Ständen noch herrschenden Mängel und Vorurtheile kennen zu lernen und dagegen nützliche Belehrungen und Anweisungen zu ertheilen. Die Tendenz des Buchs ist genau die nämliche, wie bei Becker und Zschokke. Es muntert zu Fleiß und Industrie auf, es empfiehlt nützliche Neuerungen in der Oekonomie, es warnt den Landmann vor mancherlei Betrug, es gibt ihm sittliche Ermahnungen und eifert gegen die Spuren von Aberglauben, die sich etwa jezt *noch* unter dem Landvolk vorfinden. Auch die Sprache ist die nämliche, wie in jenen ältern Volksschriften. Der Ton ist herablassend und affektirt das Einfache und die gemeine Verständlichkeit des Volkstons.

Worin versehn es aber diese gutgemeinten Schriften, daß sie nie an ihre Adresse gelangen, daß das Volk keine Notiz davon nimmt, daß sie zwar von den sogenannten Volksfreunden unter den höhern Ständen empfohlen und gekauft, aber in den Hütten des Landmanns selbst niemals einheimisch werden? Es scheint erstens, die *Literatur* sey nicht der Weg, das Volk über das praktische Leben zu belehren. Hier gilt nur Wort und Beispiel, und es ist ein sehr gesunder Naturinstinkt, der die niedern Stände von der Lesewuth der höhern fern hält. Zweitens scheint es, daß jene affektirte Zutraulichkeit der Volksschriftsteller dem Volk verdächtig vorkommt, und mit Recht. Wenn man das Volk vor Betrug warnen will, muß man sich auch hüten, die Sprache des Betrügers, die affektirte, heuchlerische, zu gebrauchen. Drittens scheint es, die Romanform ist dem Volk widerlich. Ein Buch, das in möglichster Kürze blos ökonomische und technologische Regeln wie die Rezepte eines Kochbuchs zusammenstellte, würde weit leichter verbreitet werden, als jene Bauernromane. Endlich scheint es auch, daß die seichte Aufklärerei und das nüchterne Moralisiren jener Bücher den tiefen Ton nicht treffen kann, der in den Herzen des Volks anklingt.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 34. — 2. April 1830.

Alterthumskunde.

(Fortsetzung.)

7) Quadro della storia letteraria di Armenia, estesa da Mons. Placidio Sukias Somal. Venezia dalla tipographia armena di S. Lazaro, 1829.

Eine Nation ohne Nationalität, ein Volk ohne einen besondern von andern Völkern es eigenthümlich charakterisirenden Geist, hat keine eigene Literatur und folglich auch keine Literaturgeschichte. Die Literatur eines geistig abhängigen Volkes ist bloß ein Nachtrag oder ein Anhang zu derjenigen, wovon sie abhängig ist; alle Literaturen der vorderasiatischen christlichen Nationen bilden demnach bloße Nachträge oder Anhänge zur griechisch-byzantinischen. Zwar hatten die Syrer und Armenier, die Iberer und Albanier, bevor das Christenthum feste Wurzeln faßte, eine eigenthümliche Civilisation und eine eigenthümliche Literatur; wir meinen nämlich diejenige Kultur, die man die zoroastrisch-baktrische nennen könnte, aber sie ward von der neuen Lehre bis auf wenige unscheinbare Ueberreste zertreten und vernichtet. Die armenischen *Tempelarchive* zu Any und Haschdischad bewahrten, wie wir durch bestimmte Zeugnisse wissen, eine Masse von Werken zur geistlichen und bürgerlichen Geschichte Vorderasiens; hier hat der Syrer Bardesanes Materialien gesammelt zu seiner vielgepriesenen, jezt leider nur in wenigen Bruchstücken vorhandenen Geschichte dieser Gegenden. Die Bildsäulen der Götter und die schriftlichen Monumente traf aber ein gleiches Loos, — sie wurden zertreten und vernichtet. Mit dem Christenthume erscheint auch in Armenien die griechisch-byzantische Kultur und Civilisation, — wir könnten deshalb die ganze armenische Literatur für einen bloßen Anhang oder Nachtrag zur byzantinisch-christlichen erklären. So viel im Allgemeinen über die armenische Literatur und über die der andern vorderasiatischen Nationen.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist der Prior des bekannten armenischen Klosters auf St. Lazaro bei Venedig, und diese armenische Literaturgeschichte ist nicht allein die erste, die jemals gedruckt, sondern auch, so viel wir wissen, überhaupt die erste, die jemals geschrieben wurde. In kritischer Beziehung läßt diese Geschichte viel zu wünschen übrig, aber als eine Materialiensammlung betrachtet, hat sie auch für denjenigen, der die armenische Literatur genau kennt, ein großes Interesse. Die vorchristliche Zeit ist, wie man sich leicht denken kann, äußerst mangelhaft; die neuere armenische Literatur beginnt mit

dem Beginne des Christenthums in diesem Lande. Der armenische Apostel, Gregorius der Erleuchter, ist auch der erste armenische Schriftsteller; wir haben von ihm eine Sammlung mehrerer Homilien und Canones, die aber selbst den einheimischen, geistlichen Kritikern etwas verdächtig sind. Der, den man mit Sicherheit für den ersten armenischen Schriftsteller halten kann, ist Agathangelos, der Kanzler Tiridats des Großen, regiert von 268 — 342 unserer Zeitrechnung. Agathangelos beschreibt die Einführung des Christenthums unter Tiridat dem Großen, und alle Einrichtungen, die darauf folgten. Es ist hier nicht der Ort, in das Einzelne der armenischen Literaturgeschichte einzugehen; es mag aber auch für das größere Publikum von Interesse seyn, zu erfahren, welch' ein Schatz für die Geschichte Vorderasiens hier vorhanden ist. Die armenische Literatur zählt seit der Mitte des vierten Jahrhunderts bis zum Ende des achtzehnten ungefähr zwei hundert Schriftsteller, wovon beinahe die Hälfte zu den Historikern und Chronisten gezählt werden muß. Von dieser Masse geschichtlichen Stoffes ist blos die Geschichte des Moses von Chorene und ein Fragment einer Geschichte von Georgien durch die Uebersetzung der Whiston und Saint-Martins bekannt; eine Geschichte der Religionskriege zwischen den Armeniern und Persern gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, verfaßt von einem gleichzeitigen Autor, Elisäus, wird nächstens von dem Unterzeichneten in London erscheinen. Moses, Elisäus, Lazar, Mambre und Gorjun sind berühmte Historiker aus dem fünften Jahrhundert, im sechsten ragte vor andern hervor Abraham der Mamigonier, der seine Werke auf Ersuchen eines albanischen Königs Watchinagan geschrieben hat. Der ausgezeichnetste Historiker des neunten Jahrhunderts ist Thomas Arzrunz, ein Mann, der über die Verhältnisse seines Vaterlandes und der umliegenden Länder große Untersuchungen angestellt hat; sein blos in Handschriften vorhandenes Werk über die Geschichte Armeniens und vorzüglich über die seines berühmten Geschlechtes der Arzrunier ist von der größten Wichtigkeit für die Kenntniß der Kurden und der meisten sogenannten kaukasischen Völkerschaften. Es finden sich bei ihm Nachrichten über den Zustand vieler, ihre Unabhängigkeit und Freiheit mit einem gewissen Grad von Rohheit und Barbarei erkaufenden Bergvölker, die von dem größten Interesse sind für Menschen- und Völkerkunde. Die Geschichte der vorderasiatischen Länder zu den Zeiten der Kreuzzüge und die Thaten der Kreuzfahrer selbst beschrieben: Gregorius Pahlawik, Mattheus von Edessa, der Priester Samuel, Nerses der Anmuthige und manche andere, deren Werke verloren gegangen sind. Vorzüglich kann sich das dreizehnte Jahrhundert dreier ausgezeichneten Historiker rühmen, Wanagan, Vartan der Große und Cyriakos; das Werk des erstern beschäftigt sich großentheils mit der Geschichte der Mongolen und was dem Verfasser in der Gefangenschaft und Sklaverei widerfahren ist; Wanagan ward nämlich, wie viele andere wissenschaftliche Männer seiner Zeit, von den Horden des Tschinggis um 50 Piaster verkauft. Leider konnte man bis jetzo nur einzelne Bruchstücke von diesem wichtigen historischen Monument auffinden. Die allgemeine Weltgeschichte von Vartan dem Großen geht bis 1267 unserer Zeitrechnung, hat sich vollständig erhalten und ist unstreitig das für uns wichtigste Werk der armenischen Literatur. Vartan der Große wußte persisch, arabisch, syrisch, griechisch und mongolisch, und zog alle in diesen Sprachen geschriebene Monumente bei der Abfassung seiner allgemeinen Weltgeschichte zu Rath; sein Werk enthält, selbst über die älteste Geschichte Asiens, äußerst merkwürdige, bisher ganz unbekannte Thatsachen. Freilich müßte die Glaubwürdigkeit seiner Angaben erst kritisch ermittelt werden. Auch dieses Werk ist leider noch ungedruckt und der Unterzeichnete kennt es blos aus der bedeutenden Handschriftensammlung der Mechitaristen auf St. Lazaro. Verdient nun eine Literatur, die so reicher historischen Schätze sich rühmen kann, nicht die Aufmerksamkeit aller derjenigen, denen die Geschichte der Menschheit und vorzüglich Asiens am Herzen liegt?

Carl Friedr. Neumann.

8) Mémoire sur la vie et les ouvrages de David, philosophe arménien du Ve. siècle de notre ère, et principalement sur ses traductions de quelques écrits d'Aristote, par C. F. Neumann, professeur etc. Extrait du nouveau Journal Asiatique. Paris, imprimerie Royale, 1829.

Der gelehrte Verfasser gibt in dieser interessanten kleinen Schrift Nachricht über die uns noch beinahe völlig unbekannte armenische Literatur und über einen großen Philosophen, David, von dem bisher kaum der Name erwähnt worden ist. Was die alte Literatur der Armenier überhaupt betrifft, so stellt uns der Verfasser von vorn herein auf den, der Natur der Sache nach richtigsten Standpunkt, wenn er uns sagt, daß sie ihrem christlich-theologischen Inhalt nach den Einfluß der jüdischen und syrischen, und ihrem profanen Inhalt nach den Einfluß der griechischen und arabischen Literatur verräth. Dieß kommt daher, weil die Armenier ihre Kultur erst durch Christen und Muhamedaner empfingen, und in der Theologie die jüdischen und syrischen Christen, in den profanen Wissenschaften und Künsten aber die Griechen und Araber

das meiste geleistet haben. — Was David, le philosophe par excellence de la nation arménienne, betrifft, so lebte derselbe zu Ende des fünften Jahrhunderts und war ein Schüler des berühmten Moses von Chorene. Seine Schriften finden sich gesammelt in Nr. 106 der armenischen Manuscripte der königlichen Bibliothek zu Paris. Sie sind theils theologischen, theils philosophischen Inhalts. Als Theologe war David orthodox und schrieb gegen die im Orient mächtigen Nestorianer. Als Philosoph gehörte er zu den Neoplatonikern, welche Aristoteles mit Plato zu vermitteln strebten, ein Versuch, den man in unsern Tagen erneuert hat, und der stets erfolglos bleiben wird, da sich die beiden großen griechischen Denker ewig schnurstracks entgegengesetzt bleiben werden. Wir haben indeß eine nähere Auseinandersetzung des Davidischen Systems von Herrn Neumann noch zu erwarten. Das Wichtigste in den aufgefundenen armenischen Handschriften scheinen die Uebersetzungen aus dem Aristoteles. Die meisten griechischen Handschriften des Aristoteles sind aus dem vierzehnten Jahrhundert, nur einige wenige aus dem zehnten und eilften. Die nun ein halbes Jahrtausend ältere armenische Uebersetzung muß also zur Vergleichung des Textes und zur Ausmittlung der Lesarten sehr wichtig seyn. In der vorliegenden Schrift hat der Verfasser das aristotelische Werk über die Kategorien mit der armenischen Uebersetzung Davids verglichen und die auffallendsten Varianten, oder merkwürdige Stellen, z. B. die Uebersetzung einiger von Aristoteles in sein Werk eingestreuter homerischer Verse, mitgetheilt.

Wir haben von Herrn Neumann noch manche schätzbare Studien über orientalische Literatur zu erwarten und wünschen ihm zu seinem schwierigen Unternehmen Glück und den Dank der gelehrten Mitwelt.

9) Fundgruben des alten Nordens. Bearbeitet und herausgegeben durch Dr. G. Th. Legis. Erster Band. Mit fünf Steindrücken. Leipzig, Barth, 1829.

Der gelehrte Verfasser verspricht eine Reihe von Untersuchungen über nordische Alterthümer und behandelt im ersten Bande zunächst die Runen. Eine Erklärung und Geschichte der Runen muß nicht blos der Antiquar, sondern auch das größere Publikum interessiren, da das nordische Alterthum zu den vielbesprochensten Gegenständen gehört und durch vielgelesene Dichterwerke, Bearbeitungen alter Sagen, Romanzen, Romane ꝛc. uns beständig in Erinnerung gebracht wird. Das bekannte Werk über die Runen von Wilhelm Grimm behandelte nur die deutschen Runen; ein umfassendes Werk über die nordischen Runen, als die ältesten, zahlreichsten und wichtigsten, fehlte bisher unsrer Literatur. Hier erhalten wir ein solches, und es verdient den Dank des Publikums. Ist es nicht ganz erschöpfend, löst es nicht jeden Zweifel, so liegt das nur in der Schwierigkeit des Gegenstandes selbst.

Nachdem der Verfasser sich in der Einleitung über die ältesten nordischen Sprachdenkmale überhaupt ausgesprochen und dabei eine vielumfassende Literaturkenntniß an den Tag gelegt hat, geht er auf die Runen über, und erklärt zuerst den Namen derselben. Er leitet diesen aus dem Phönizischen ab, und stellt der ganzen Untersuchung überhaupt die Hypothese voran: die Runen seyen als das erste unter den germanischen Stämmen bekannte Alphabet und mit ihnen überhaupt die Schriftsprache ursprünglich von den Phöniziern nach dem Norden gebracht worden. Er unterstützt diese Hypothese durch die bekannte historische Thatsache, daß die Phönizier an den Ostseeküsten Bernsteinhandel getrieben haben; ferner durch den Umstand, daß die Runen in der Form und Zahl große Aehnlichkeit mit der phönizischen Kielschrift und mit den celtiberischen, augenscheinlich von den Phöniziern nach Spanien gebrachten, letras desconocidas haben, endlich damit, daß noch jezt in der arabischen, der phönizischen so nahe verwandten Sprache runah so viel als Zauber heißt, welcher Begriff der Zauberei bekanntlich auch im Norden mit den Runen verbunden wurde. Diese Hypothese ist wohl unstreitig besser, als jede andre, bleibt aber nichtsdestoweniger nur Hypothese. Es wäre verkehrt, einem so gebildeten Volk, als die Phönizier waren, allen Einfluß auf die nordischen Völker absprechen zu wollen, aber schwer läßt sich die Gränze ziehen, bis wie weit dieser Einfluß gieng. Die Runen haben, troz ihrer Aehnlichkeit mit dem phönizischen Alphabet, auf der andern Seite wieder durch ihre Namen, durch ihre Bedeutung und durch ihre Beziehung auf die nordischen Götter ein so heimatliches Gepräge, daß man sie ungern als ein fremdes Pfropfreis auf dem Stamme nordischer Eigenthümlichkeit erblickt.

Vom Namen der Runen geht der Verfasser zu ihren Gebrauchsarten über, unterscheidet eine geheime und eine gemeine Runensprache, und zeigt uns das Vorkommen der Runen auf Steinen und Felsen, Denkmälern und Gräbern, hölzernen Balken (die nordischen Gesetzbücher heißen daher auch Balken) und Stäben (Kalenderstäbe), Waffen und Münzen ꝛc. Auch macht er auf die wunderlichen Verschlingungen der Runenschrift aufmerksam, deren Zeilen sich häufig wie Schlangen durcheinander winden. Dann beschreibt er die merkwürdigsten Runendenkmäler, die man aufgefunden hat, von den großen Steindenkmälern in Skandinavien und in England an bis

zu den später in Deutschland aufgefundenen Runenalphabeten und den Runen auf den berühmten steinernen Löwen in Venedig. Wie die nordischen Runen nach England, Deutschland und Griechenland (von da nach Venedig) gekommen, das unterliegt keinen großen Schwierigkeiten, wenn man an die Völkerwanderung und an die Züge der Normannen denkt. Schwieriger ist die Untersuchung über die slavischen Runen, d. h. über die Runen, die man auf slavischen Geräthschaften und Götzenbildern gefunden, welche bei Prilwitz in Mecklenburg entdeckt wurden. Der Verfasser nimmt an, „daß nur der, den Runen zu jener Zeit in so vielen Ländern gewordene eigenthümliche Ruf die wendischen Künstler oder Priester veranlaßt haben konnte, ihre Götzen mit den heiligen und geheimnißvollen Zeichen der nachbarlichen Skandinavier zu schmücken.“ Diese Annahme ist allzu gewagt, denn wir dürfen glauben, daß die alten Priester mit ihren Götzen keineswegs so willkührlich umgegangen sind, fremde Schriftzeichen zum Schmuck darauf anzubringen. Weit begründeter scheint mir die Vermuthung, die Runen seyen bei den Slavenstämmen an der Ostsee nicht später, vielleicht sogar schon früher eingeführt gewesen, als bei den germanischen Skandinaviern. Bekanntlich waren die Slaven von Wollin bis Novogrod in sehr alter Zeit gebildeter, als die benachbarten Germanen, und besaßen Städte und Handelsstraßen, welche die Germanen noch nicht besaßen. Warum sollten sie nicht auch das Runenalphabet gekannt und gebraucht haben? Die slavischen Wenden und Preußen standen wahrscheinlich auch mit den Phöniziern in engerer Verbindung, als die germanischen Normannen. Darüber ist nur durch größere Aufklärung des slavischen Alterthums Aufschluß zu erwarten.

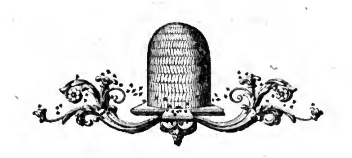
Der Verfasser schildert ferner die 15 oder 16 ältesten Runen, so wie die, welche später hinzugesezt wurden. Eine jede derselben drückt einen Buchstaben aus, hat aber daneben noch mannichfaltige Bedeutung für das Leben, für den Kalender, für die Zauberei. Jede hat einen besondern Namen, der einem der gewöhnlichsten und wichtigsten Gegenstände des Lebens entspricht, aber auch wieder eine figürliche Bedeutung hat, und ferner auf Götternamen und Wochentage sich bezieht. So bedeutet die Rune Sol den Buchstaben S, ferner die Sonne, den Sonntag; die Rune Made den Buchstaben M, ferner den Mond, den Mondtag, den Menschen, den Mann; die Rune Tyr den Buchstaben T, ferner den Gott Tyr, den Dienstag, den Stier, die Ehre, den Ruhm; die Rune Os den Buchstaben O, ferner den Gott Odin, den Odinstag oder Mittwoch, die Pforte, die Mündung; die Rune Thor den Buchstaben Th, ferner den Gott Thor, den Donnerstag, den Riesen, die Hülfe, den Dämon; die Rune Fe den Buchstaben F, ferner den Gott Freye, den Freitag, das Vieh, das bewegliche Gut, das Geld, Reichthum; die Rune Laugr den Buchstaben L, ferner den Gott Locke, den Sonnabend, das Wasser, das Meer rc.

Bei der Untersuchung über das Alter der Runen kommt der Verfasser auf die phönizische Hypothese zurück, und sucht ferner nachzuweisen, daß die Runen nach Deutschland, wenn auch vom Norden aus, doch schon vor Odins Zeiten gekommen seyen, und daß die Angelsachsen sie aus Deutschland nach England mitgenommen, sie nicht erst von den Normannen bekommen hätten.

In einem Anhange spricht sich der Verfasser über die schriftähnlichen Zeichen aus, die man auf dem sogenannten markomannischen Thurm zu Klingenberg in Böhmen entdeckt und für Runen gehalten hat. Er sagt, daß er selbst zu diesem Thurm gewandert sey, um sich durch den Augenschein zu belehren, und er ist unbedingt der Meinung, daß diese Zeichen nur Steinmetzzeichen seyn könnten, keineswegs aber Ueberreste einer alten Schrift. Da er indeß eine Abbildung derselben beigelegt hat, so muß ich gestehn, daß ich in Zweifel bin, ob sie wirklich nur Steinmetzzeichen seyn sollten. Sie sehn in der That wie Buchstaben aus, theils wie Runen, theils wie die mehr zusammengesetzten chinesischen Schriftzeichen. Wie, wenn sie wären, was sie scheinen? Warum sollten es gerade Steinmetzzeichen seyn, aus welchem Grunde? Wo haben sich die Steinmetzen solcher Zeichen bedient, und warum nicht bei allen Steinen, warum nur bei einigen, die ohne alle Ordnung, wie es der Zufall wollte, in den Thurm eingemauert sind. Es dünkt mich ungleich wahrscheinlicher, daß die Steine von einem noch ältern zertrümmerten Mauerwerke hergenommen sind, auf welchem sie in anderer Ordnung und im Zusammenhange wirklich eine Schrift enthalten haben. Wenigstens sollte man nicht so leichthin die Möglichkeit läugnen.

Die zweite Abtheilung des Werks verbreitet sich über die Verskunst und Literatur der Skalden. Erst werden die Versarten beschrieben und darin das nordische Princip der Alliteration, im Gegensatz gegen die südliche Assonanz nachgewiesen. Dann schildert der Verfasser den außerordentlichen Reichthum der Skaldenliteratur, und gibt ein Verzeichniß der berühmtesten Skalden, deren Werke oder Namen auf uns gekommen sind. Endlich theilt er uns die Skaldenlieder aus der Eglissaga und den berühmten Schwanengesang des Regnar Lodbrock in der Uebersetzung mit, und vertheidigt in einem kritischen Nachwort die Aechtheit des leztern.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 35. — 5. April 1830.

Alterthumskunde.

(Fortsetzung.)

10) Die deutsche Heldensage von Wilhelm Grimm. Göttingen, Dietrich, 1829.

Die Brüder Grimm sind wetteifernd unermüdlich thätig für das Studium der ältern deutschen Sprache und Literatur. Die beiden großen Meisterwerke Jakob Grimms, die deutsche Sprachlehre und die deutschen Rechtsalterthümer, werden unvergängliche Denkmale dieses Fleißes bleiben. Auch das vorliegende Werk von Wilhelm Grimm ist ein ausgezeichnetes, und sehr wichtig für die Geschichte der altdeutschen Poesie. Es stellt alle Nachrichten über die deutschen Heldensagen zusammen, und umschreibt den großen Kreis derselben. Bei weitem den größten Theil des Buchs nehmen die 172 (im Nachtrag noch mit 5 weitern vermehrten) Zeugnisse alter Schriften und andrer Denkmale ein, durch welche die uns überlieferte einheimische Heldensage (der Nibelungen und des Heldenbuchs) kommentirt wird. Alles, was uns die Geschichte von den Helden und Ereignissen, oder von den religiösen Vorstellungen, Sitten und Gebräuchen meldet, die in unserer Heldensage vorkommen, oder von den Gedichten und Dichtern selbst, ist hier aufs sorgfältigste zusammentragen; deßgleichen alles, was die Sagen fremder Völker, die spätern Sagen und die noch jezt mündlich beim Volk umlaufenden Sagen mit jener altdeutschen Heldensage gemein haben, oder was indirekt darüber Aufschluß geben kann. Ein vollständigerer, geschichtlicher und archäologischer Kommentar der Nibelungen war bisher nie vorhanden, und es versteht sich von selbst, daß derselbe nicht blos für die Literargeschichte des Mittelalters, sondern überhaupt für die nähere Kenntniß des mittelalterlichen Geistes und Lebens von Bedeutung ist.

Diesen Zeugnissen folgen Untersuchungen über den Ursprung und die Fortbildung der deutschen Heldensage. „Unter den verschiedenen Meinungen darüber haben sich zwei geltend zu machen gesucht, die einander geradezu entgegen stehn. Die eine findet den eigentlichen Inhalt in der ältern Göttersage, und nimmt an, daß diese bei längerer Fortdauer sich mehr verhüllt, irdisch und sinnlich umgestaltet habe. Die andre hält geschichtliche Wahrheit für die erste Grundlage, nur mit freier Phantasie ausgebildet und durch die Zuthat des Wunderbaren geschmückt.“ Hier haben wir also bei den deutschen Sagen den nämlichen Streit wieder, wie bei den griechischen Mythen, wovon oben bei Gelegenheit des mythologischen Werkes von Prof. Weiße die Rede war. Haben die alten Völkersagen einen religiösen oder einen geschichtlichen Ursprung; sind es in Symbole verhüllte Religionssysteme, oder sind es in Fabeln verhüllte Geschichtserinnerungen?

Diese Frage wird bei den Sagen aller neuern sowohl als ältern Völker immer aufgeworfen werden müssen. Grimm wagt sie in Bezug auf unsre einheimische Sage nicht so bestimmt zu entscheiden, als es Weiße in Bezug auf die griechische Mythe gethan hat. Mit Recht verlangt er vor allen Dingen, man solle erst alles, was zur Sage gehört, mit diplomatischer Treue sammeln und kritisch fichten, ehe man an die Auslegung geht. Dieß hat er sich zur Aufgabe gemacht, und den Ruhm einer neuen Erklärung für minder solid gehalten, als den Ruhm einer fleißigen Sammlung und Sichtung des vorhandenen Stoffes. Es kommt ihm daher in den noch folgenden Untersuchungen nur darauf an, zu zeigen, wie viele und mannichfaltige Veränderungen die ursprüngliche Sage erlebt habe, theils durch den Wechsel der religiösen Vorstellungen, theils durch den Wechsel des Zeitgeists überhaupt, theils durch die Einflechtung verschiedener geschichtlicher Personen oder Lokalitäten, theils durch die Uebertragung und Vermischung späterer und früherer, fremder und einheimischer Sagen, theils durch die rein poetische, phantastisch-willkührliche Ausschmückung. Von dem allen finden sich deutliche Spuren, und daraus geht hervor, daß es sehr einseitig seyn würde, nur einen Einfluß bei der Sagenbildung anzunehmen, sey es der religiöse, historische oder der Einfluß der bloßen poetischen Willkühr. Alles hat hier zusammengewirkt, und zu verschiednen Zeiten, an verschiednen Orten, bei verschiednen Stämmen, im Geist verschiedner Dichter hat die Sage nothwendig alle die vielen Schattirungen und Färbungen annehmen müssen, welche sie wirklich darbietet.

11) Chrestomathie zur Geschichte der deutschen Sprache und Poesie für die obern Klassen der Gymnasien. Herausgegeben von Franz Budde, Oberlehrer am Gymnasium zu Coesfeld. Erster Theil: Ulphilas bis Haller. Münster, Theissing, 1829.

Der Verf. bekennt sich zu dem bekannten Grundsatze Jakob Grimms, daß nämlich die bisherige Methode des deutschen Sprachunterrichts auf Schulen schlechterdings nicht tauge, daß man dabei historisch verfahren, und mit dem Unterricht in der altdeutschen Sprache den Grund legen müsse. Ich finde diesen Grundsatz nicht ganz praktisch. Er läßt sich nur auf fremde Sprachen anwenden, nie auf die Muttersprache. Wir thun wohl, bei systematischer Erlernung einer fremden Sprache, z. B. der griechischen, den historischen Gang zu verfolgen, und von den alten homerischen Dialekten allmählig aufzusteigen zum Atticismus. Ein französischer Gelehrter würde auch wohlthun, wenn er die deutsche Sprache gründlich erlernen wollte, mit Grimms Grammatik und Lesung des gothischen Ulphilas zu beginnen und dem Entwicklungsgange unsrer Sprache bis auf Luther und die Neuern zu folgen. Allein wir selbst können diesen systematischen Weg nicht einschlagen. Wir werden in der neudeutschen Sprache aufgezogen und können von dieser immer nur rückwärts hinabsteigen zu den ältern Dialekten, nicht von diesen aufwärts. Für den praktischen Gebrauch reicht der bisherige deutsche Sprachunterricht in der Kinderstube und Schulstube vollkommen aus, und die Kenntniß der ältern deutschen Dialekte ist mittelbar nur für den nothwendig, der die Schönheiten der altdeutschen Poesie kennen lernen will, und unmittelbar nur für den Sprachforscher vom Fach. Die Jugend kann im Gebrauch der neudeutschen Muttersprache tüchtig unterwiesen werden, ohne daß sie nur ein gothisches Wort versteht, und weder zum Geschäftsstyl, noch selbst zum kunstreichen Styl eines Lessing, Wieland, Goethe, Tieck ist die Kenntniß des Gothischen erforderlich, so wenig als das Studium des provencalischen und altfranzösischen Dialekts erforderlich ist, um Mignets Prosa oder Viktor Hugos Poesie zu erzeugen. Die antiquarische Sprachforschung kann nur Sache weniger Grammatiker vom Fach seyn. Sie hat nur einen wissenschaftlichen Werth, aber keinen praktischen. Sie gehört für Privatgelehrte, höchstens für Universitäten, aber ganz gewiß nicht für Schulen. Sie ist auf Schulen etwas wesentlich Unnützes, da die Jugend durchaus keinen praktischen Gebrauch davon machen kann, und sich höchstens an dem fremdartigen Klang alter Wörter eine Zeitlang ergözt, um sie jenseits der Schule im Leben alsbald wieder zu vergessen; und sie ist sogar schädlich, sofern sie Zeit und Mühe in Anspruch nimmt, die weit nützlicher angewendet werden könnten, zumal bei der jezt auf Schulen herrschenden Ueberladungsmethode. An sich kann dieses Sprachstudium für die Jugend gar kein Interesse, gar keinen Nutzen haben, sondern nur mittelbar, so weit es nöthig ist, um die Nibelungen und einige andre Gedichte verständlich zu machen. Wer sollte nicht billigen, daß die Nibelungen auf Schulen gelesen werden? Aber dazu gehört nicht mehr, als ein gutes Vokabularium, keineswegs eine tief eindringende, gar bis ins Gothische zurückgehende Sprachkenntniß. Im Gegentheil wird die Jugend gerade um den Gewinn, den sie von der Lektüre der Nibelungen haben könnte, gebracht, wenn der Lehrer dabei auf die Sprache, anstatt auf den poetischen Inhalt den Accent legt.

Aus den angegebnen Gründen halte ich eine Blumenlese aus neuern deutschen Dichtern oder aus guten Uebersetzungen, wie der kürzlich in diesen Blättern rühmlichst erwähnte Bildersaal von Follen, für weit praktischer, als die vorliegende Chrestomathie, die mit Bruchstücken aus dem Ulphilas anfängt und der eine fünffache Grammatik, der gothischen, althochdeutschen, altsächsischen, mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Sprache vorangeht. So ausgezeichnet dieses Werk durch seine gedrängte Kürze,

Klarheit, Reichhaltigkeit und gute Auswahl des Stoffes ist, so bin ich doch der Meinung, sollte es nur auf Universitäten bei Kollegien über die Geschichte der altdeutschen Poesie und von allen besondern Liebhaben dieser Poesie gebraucht werden, nicht aber auf Schulen, wo vor allen Dingen die neudeutsche Sprache eingeübt werden muß, und wo von den altdeutschen Dichterwerken nichts weiter gelesen werden darf, als die Nibelungen, wenn der Schüler nicht überladen oder ihm die kostbare Zeit für andre nothwendigere Studien entzogen werden soll. Das Werk ist vortrefflich, nur sollte es nicht für Schulen bestimmt seyn.

12) Beschreibung der vierzehn alten deutschen Todtenhügel, welche 1827 und 1828 bei Sinsheim geöffnet wurden. Ein höchst wichtiger Beitrag zur ältesten Geschichte der Deutschen von Carl Wilhelmi, Stadtpfarrer in Sinsheim ꝛc. Mit vier lithographirten Abbildungen. Heidelberg, Engelmann, 1830.

Bei Sinsheim, unfern von Heidelberg, wurden im Sommer 1827 mitten in einem schönen Eichwalde vierzehn niedre und dicht mit Bäumen bewachsne Hügel geöffnet, von denen man vermuthete, daß sie altdeutsche Grabhügel seyn möchten. Die Erwartung wurde glänzend bestätigt, denn man fand nicht weniger als 81 Gräber darin. Die Hügel selbst waren nur 3—8 Fuß hoch, aber sehr breit, und ganz von lockrer Erde aufgeworfen, ohne Steine. Dieß stimmt auffallend mit einer Bemerkung des Tacitus, Germ. 27, überein, wonach die alten Germanen reiche und schwere Grabmähler, als drückend für die Todten, verschmähten. Jeder Hügel enthielt mehrere Leichen, von denen jedoch nicht mehr als drei Schichten über einander lagen. Die Leichen befanden sich in sehr verschiednen Lagen nach allen Himmelsgegenden zu, und eine jede war in einem mit einer weißen Materie beileideten Raum eingeschlossen, der überdieß außer der Leiche mit Asche angefüllt war. Zu den Füßen einiger dieser Todten fand man Geschirre mit Thierknochen, wahrscheinlich Ueberreste von Speisen, die man ihnen mit ins Grab gegeben hatte. Man fand eine Leiche von 6 Fuß 10 Zoll; die übrigen hatten eine gewöhnliche Größe und es befanden sich auch Kindergerippe dabei. Die meisten waren schon von der Zeit verwittert, nur einige fand man mehr oder weniger erhalten, und besonders rettete man einige vollkommen schöne Todtenschädel, die noch alle Zähne mit ihrem weißen Glanz aufzuweisen hatten. Die Schädelbildung ward als die der kaukasischen Race, also als ächt deutsch erkannt. Alle diese Leichen hatten theils eherne, theils eiserne Ringe um den Hals, um die Arme und Beine, und zwar bald mehr, bald weniger. Eine Leiche zeigte sehr viele Ringe, und war überaus reich damit ausgeputzt. Das Eisen war fast durchgängig vom Rost zerfressen, das Erz aber glänzte in einem sehr schönen Grünspan. Die Ringe waren größtentheils inwendig hohl und elastisch federnd, daß man sie öffnen und schließen konnte. Von anderm Putz fand man eherne Ohrringe, Fingerringe, Heftnadeln, hinter den Halsringen befestigte kleine Ringe, durch die man wahrscheinlich das Haar zog, Gürtelschnallen, Halsschnüre von blauen und gelben Glaskorallen, worunter einige schöne Augen hatten, Amulette von rothen Sandsteinchen, eine Bernsteinkoralle, einen Bergkristall, einen mit Eisen eingefaßten Eberzahn. Die männlichen Leichen hielten im rechten Arm ein breites Schwert. Mehrere dieser Schwerter waren noch ziemlich erhalten, andre aber vom Rost zerfressen. Außer den Schwertern fand man auch Lanzenspitzen in den Gräbern, ferner steinerne Opfermesser, Sandsteine, einen runden Jaspis mit herzförmiger Oeffnung, ein Kettchen, eine nußförmliche Figur von Erz, mehrere Krüge und Urnen mit Asche oder Erde gefüllt. Neben den Leichen befanden sich Höhlungen mit Brandstätten, Thierknochen, Kohlen und Heerdsteinen.

Die Eichen, womit die Hügel rings überwachsen waren, hatten zum Theil mitten unter den Gräbern Wurzel gefaßt. Man fand ein Gerippe, das dadurch ganz verschoben war, und ein Schwert, dessen rostzerfressenes Eisen von Wurzeln durchbrochen war. Ein schönes Bild!

Man muß dem Verf. vollkommen beipflichten, wenn er aus allen Beobachtungen über diese Todtenhügel den Schluß zieht, daß sie friedliche Familiengräber, und zwar aus der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, enthalten. Da man weder Schriftzeichen, noch Münzen, noch edle Metalle darin fand, und dagegen Zierathen (Arm- und Beinringe), die noch auf halbe Nacktheit hindeuten, so muß man annehmen, daß die hier Begrabnen entweder vor der Bekanntschaft der Deutschen mit den Römern, oder doch nur in der ersten Zeit derselben gelebt haben. Ueberdieß beweisen die eisernen Halsringe, daß diese Todten Katten gewesen sind, denn sie passen vollkommen zu der Beschreibung, welche Tacitus von den Ringen gibt, die sich die Katten als ein Zeichen der Tapferkeit um den Hals gelegt. Auch liegt Sinsheim unfern der hessischen Gränze.

So haben wir also ein neues bündiges Zeugniß für die Wahrhaftigkeit des Tacitus, und wir können es dem Verfasser nicht verdenken, daß er über seinen Fund die herzinnigste Freude zu erkennen gibt.

Von archivarischen Sammlungen und kritischen Arbeiten, die ältere deutsche Geschichte und Literatur betreffend, liegen uns mehrere schöne Werke vor, die indeß nur für den Mann vom Fach Interesse haben können. Dahin gehört:.

13) Diutiska, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus alten Handschriften, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, wovon das jüngsterschienene zweite Heft des dritten Bandes theils Inhaltsanzeigen, Auszüge und Kollationen, theils Berichtigungen und Ergänzungen schon gedruckter Werke aus wichtigen, namentlich Wiener Handschriften mittheilt, und auf diese Weise die altdeutsche Literaturkenntniß mannichfach sowohl bereichert als kritisch sichtet.

14) Sammlung historischer Schriften und Urkunden von Max, Freiherrn von Freiberg, Vorstand des K. Archivs in München. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, und

15) Sammlung deutscher Rechtsalterthümer, von demselben Verfasser, Mainz, bei Müller.

Jene Sammlung enthält geschichtliche Urkunden, diese alte Statuten und Gesetzbücher, vorzüglich Baiern betreffend. Beide bereichern den Schatz der für die nähere Kenntniß der deutschen Geschichte und ältern Verfassung so wichtigen archivarischen Sammlungen.

16) Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens, herausgegeben von Dr. Paul Wigand. Lemgo, Meyer.

Wie jene beiden Sammlungen baverische Urkunden enthielten, so enthält diese westphälische, mit diplomatischer Treue abgedruckt und mit kurzem Kommentar versehn.

17) Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwalds. Gesammelt von Dr. Aloys Schreiber. Zweite sehr vermehrte Auflage. Heidelberg, 1829, bei Engelmann.

Die meisten dieser Sagen sind durch die Handbücher für Rheinreisende schon bekannt. Auch hat sie Karl Geib nach und nach in dem Taschenbuch Cornelia in die Romanzenform gebracht. Ich muß gestehn, daß ich sie, ihrer innern Schönheit wegen, mit großem Vergnügen wieder gelesen habe, und daß sie mir in dem ausprunchslosen prosaischen Gewande, in welchem sie hier erscheinen, bei weitem mehr zusagen als in den steifen Versen des Hrn. Geib.

Eine Lokalfarbe, etwas Charakteristisches, was diese Rheinsagen von andern deutschen Sagen, z. B. von Donausagen, Sagen von der Elbe, von Franken, Schwaben und der Schweiz auffallend unterscheiden, sucht man wohl vergebens. Sie tragen das allgemeine deutsche Gepräge und stimmen vielfach mit andern bekannten Sagen genau zusammen. Die meisten sind sehr poetisch und wären es wohl werth, einen Dichter zu finden, der nicht blos handwerksmäßig Romanzen daraus hämmerte. Es ist überhaupt ein Vorurtheil, solche alten Sagenstoffe vorzugsweise nur für die Romanze geeignet zu finden. Viele erfordern die erweiterte epische Form, die Form der Novelle, des Romans; andre haben ein sehr lebendiges dramatisches Element in sich. Auch muß ich mich bei dieser Gelegenheit gegen das Vorurtheil aussprechen, welches die ironische oder gar possenhafte Behandlung alter Sagen für gänzlich unstatthaft hält. Es gibt allerdings Sagen, die wesentlich ironisch sind, in denen eine uralte Ironie des Volks oder der Natur selbst sich ausspricht, und nicht weniger gibt es Sagen, die durchaus komisch, oder so albern sind, daß sie nur Witz und Laune zu etwas Erfreulichem gestalten können.

Dieß bei Gelegenheit. Unter den vorliegenden Sagen sind wohl die schönsten: Faltenstein, Stolzeneck, das Horn, die Edelfrau-Höhle, die Kapelle, die Falkenburg, der Pfeil, Kaiser Friedrich der Rothbart, der Zweikampf, die Burgfrau von Baden, die todte Braut, die Felsenhöhle. Eine der schönsten Sagen möge hier als Probe der Darstellung ausgezeichnet werden.

Das Burgfräulein von Windeck.

Vier Stunden von Baden liegen auf einer Bergspitze die Ruinen des Schlosses Windeck mit zwei noch mächtigen Thürmen. Ein Burgfräulein soll daselbst bisweilen noch sichtbar werden. Einst, so erzählte mir ein grauer Winzer, einst verfolgte ein Jäger ein Stück Hochwild bis zu den Trümmern der Burg, wo es sich plötzlich verlor. Es war ein heißer Tag; der Jäger trocknete sich den Schweiß von der Stirne und sagte: Wer mir doch jezt einen Trunk brächte aus dem verschütteten Keller da unten, wo noch manches Faß mit köstlichem Wein liegen soll!

Kaum war das Wort aus seinem Munde, da trat eine wunderschöne Jungfrau hinter der Epheumauer hervor; sie war schneeweiß gekleidet, an ihrem schwarzen Gürtel hingen ein Gebund Schlüssel und in der Hand trug sie einen silbernen Becher. Dem jungen Waidmann pochte das Herz gewaltig, zumal da sie ihm jezt zunickte und den Becher entgegen hielt. Ihre holdselige Gestalt machte, daß er sich schnell ein Herz faßte, auf sie zugieng und den Becher nahm und mit einem Zug leerte. Aber der Wein floß wie Feuer durch seine Adern, und er entbrannte in wahnsinniger Liebe zu dem Fräulein. Sie mochte es in seinen Blicken lesen, denn sie schaute ihn ernsthaft an, und verlor sich schnell hinter dem Gemäuer

Von diesem Tage an hatte der Jüngling weder Ruhe noch Rast. Wo er gieng und stand, da sah er vor sich die schöne Jungfrau, wie sie ihm zunickte und den Becher reichte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend verweilte er unter den Ruinen, in der Hoffnung, sie werde sich ihm wieder zeigen. Allmählig ergriff ihn ein Siechthum und eines Tages fanden Holzhauer ihn todt am Eingange des Schlosses. Man sagt, das Burgfräulein sey ihm noch einmal erschienen in der lezten Stunde, da er weder leben noch sterben konnte, und habe ihm einen Kuß gegeben, und in diesem Augenblick sey er verschieden. (Forts. folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 36. — 7. April 1830.

Alterthumskunde.

(Fortsetzung.)

18) Leben und Werke der Troubadours. Ein Beitrag zur nähern Kenntniß des Mittelalters von Friedrich Diez. Zwickau, Schumann, 1829.

Dieses Werk ist gewissermaßen der zweite Theil zu dem vor einigen Jahren erschienenen Werk desselben Verfassers: die Poesie der Troubadours (Zwickau, Schumann, 1826), worüber ich in Nr. 40, 41 des Literaturblatts von 1827 ausführlich Bericht erstattet habe. Jener erste Theil war theoretisch, der vorliegende zweite ist historisch. In jenem wurde von der Dichtkunst, in diesem wird von den Dichtern selbst gehandelt. Diez macht nicht weniger als 363 Troubadours namhaft, und erzählt uns das Leben und die Schicksale derer, die uns am meisten zu interessiren geeignet sind.

Wenn es sich hier blos um gewöhnliche biographische Notizen von Geburt und Tod, Titel und Stand handelte, so wäre eine so mühsame Zusammenstellung alter Notizen über alte Namen wohl sehr undankbar. Das Leben der Troubadours unterscheidet sich aber sehr vortheilhaft von dem Leben älterer und neuerer Dichter. Sie lebten nicht blos, weil sie dichteten, sondern sie dichteten, weil sie lebten. Ihr Leben selbst ist Poesie, und ihre Poesie hat keinen andern Gegenstand und Zweck, als dieses Leben. Alle ihre Gedichte beziehn sich auf ihre eignen Handlungen und Schicksale, auf ihre Liebesabentheuer, auf ihre ritterlichen Fehden, auf die großen politischen und religiösen Kämpfe des Zeitalters, an welchen sie fast alle als Fürsten oder Ritter selbst Theil nahmen. Diez hat also hier mehr gegeben, als einen Beitrag zur Geschichte der Poesie, nämlich auch einen Beitrag zur Charakteristik des Mittelalters überhaupt.

Die romanischen Troubadours unterscheiden sich von den deutschen Minnesängern hauptsächlich durch das lebhafte Handeln und durch die Theilnahme am großen politischen Leben der Zeit. Selbst die Liebe erscheint bei den Deutschen mehr als unfruchtbares Gefühl oder Reflexion, bei jenen Troubadours aber mehr als Handlung, als Geschichte, stets bezüglich auf wirkliche Liebesabentheuer. Politisches kommt aber bey unsern Minnesängern außerordentlich wenig vor, während die politischen Straf- und Spottgedichte, die Kriegslieder ꝛc. einen Haupttheil der provenzalischen Poesie ausmachen und mehrere der angesehensten Troubadours fast ausschließlich nur kriegerische und politische Sirventes dichteten.

Es ist nicht ohne tiefe Bedeutung, daß wir diese Troubadours fast ohne Ausnahme in ihren Liedern die Partei der **Ghibellinen** nehmen sehn. Bekanntlich

trennte sich das ganze christliche Mittelalter in die Parteien der Waiblinger und Welfen. Die erstern waren auf der Seite des Kaisers, die andern auf der Seite des Papsts. Die Reformationsversuche der hohenstaufischen Kaiser weckten den Widerstand der Päpste und diese hezten die Franzosen gegen das deutsche Reich. Die Provenzalen, damals noch in ihrer Sprache, Nationalität und politischen Freiheit scharf getrennt von den Nordfranzosen, aber als deren schwächere nächste Nachbarn in beständiger Furcht, von ihnen erdrückt zu werden, mußten es schon aus diesem Grunde mit dem Kaiser halten. Ein zweiter Grund lag in der poetischen Eigenthümlichkeit der Nation. Ritterlich, phantastisch, zartfühlend, feingebildet vor allen Zeitgenossen mußten sie sich natürlich an die poetischen Kaiser des hohenstaufischen Hauses anschließen, deren glänzendstes Haupt, Friedrich II., so wie dessen lezter unglücklicher Sprößling, Conradin, selbst Troubadoure oder Minnesänger waren. Ein dritter Grund endlich lag in der frühen Stimmung der Provenzalen zur Reformation. Den ersten großen Kampf gegen die Kirche erhoben die Albigenser in der Provence, und unter ihnen vor allem der bei den Troubadouren hochgefeierte Graf Raimund von Toulouse. — Aus ähnlichen Gründen nehmen die Troubadours auch die Partei des Richard Löwenherz. Die Engländer mußten schon als Feinde der Franzosen der Provenzalen Freunde seyn. Dasselbe gilt von ihrer oft geäußerten Vorliebe für die Spanier.

Unter solchen Umständen greift die Poesie der Troubadours tief in die Interessen der Zeit ein, und es ist damals beinahe nichts von Wichtigkeit geschehn, das nicht in jener Poesie einen Anklang geweckt hätte. Auch die innere Politik blieb jenen Sängern nicht fremd. Die ritterliche Aristokratie spricht sich nicht selten in ihren Liedern gegen andre Stände aus.

Bei den ältern Troubadours finden wir zunächst glühende Gesänge zum Lobe der Kreuzzüge, poetische Proklamationen an die Christenheit, Todesweihungen und Verheißungen ewigen Lohns für tapfre Thaten gegen die Ungläubigen. Doch regt sich auch schon der ghibellinische Oppositionsgeist, und Marcabrun läßt in einem seiner Gedichte ein Mädchen rührend über die Kreuzzüge klagen:

> Herr — sprach sie drauf — das mag wohl seyn,
> Daß Gott von aller Noth und Pein
> In jener Welt mich will befreyn,
> Er, der den Sündern gern vergibt:
> Doch hier büß ich den Liebsten ein;
> Auch ihn muß ich der Kälte zeih'n,
> Da er so weit von dannen zieht.

Bald folgen die heftigsten Angriffe auf die Hierarchie, die dreihundert Jahre vor Luther schon auffallend an dessen Sprache und Geist erinnern. Am schonungslosesten sind die Strafgedichte von Peire Cardinal und Guillem Figueira. Der erstere singt unter anderm: „Die Geistlichen nennen sich Hirten und sind Todschläger; sie haben den Schein der Heiligkeit, wenn man auf ihre Kleidung sieht; stets fällt mir Alengrin ein, der eines Tages in einen Pferch brechen wollte, aber aus Furcht vor den Hunden sich in ein Hammelfell steckte, womit er sie täuschte und dann, was ihm behagte, verschlang und entführte. — Könige und Kaiser, Herzoge, Grafen, Comtur's und Ritter pflegten die Welt zu regieren; jezt üben Pfaffen die Herrschaft aus mit Raub und Verrath, mit Heuchelei, Gewalt und Ermahnung; es verdrießt sie, wenn man ihnen nicht alles abtritt, und wie man auch zögere, so muß es endlich geschehen. — Aasvögel und Geier wittern nicht so leicht das modernde Fleisch, als Pfaffen und Prediger den Reichen wittern; gleich ist er ihr Freund, und schlägt ihn eine Krankheit darnieder, so muß er Schenkungen machen zum Nachtheil der Verwandten. — Franzosen und Pfaffen haben das Lob der Schlechtigkeit: denn das Gute ist ihnen zuwider; Wucherer und Verräther besitzen eben so die ganze Welt, denn mit Lug und Trug haben sie die Welt so verwirrt, daß es keinen Orden mehr gibt, der ihre Lehre nicht kennt."

Außerordentlich kühn ist, was Peire Cardinal schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts über die Lehre von den Höllenstrafen äußert:

> Ich dicht' hiermit ein neues Rügelied,
> Das hören soll am Tage des Gerichts
> Er, der mich schuf und bildete aus Nichts:
> Denn wenn er dort zur Rechenschaft mich zieht
> Und mich hinab stößt zu der Hölle Schaaren,
> So sag ich: „Herr, du solltest mild verfahren,
> Denn ich bekämpfte stets die böse Welt.
> Erlaß mir drum die Pein, wenn dirs gefällt.
>
> Nie sollt' uns auch sein Thor verschlossen seyn,
> Und daß der heilige Petrus es bewacht,
> Dient ihm zur Schande; nein, aus eigner Macht
> Vergnügt und lachend zöge man dort ein!
> Denn der Hof will mir nicht vollkommen scheinen,
> Wo ein Theil lacht, indeß die Andern weinen;
> Und wird er auch als hoher Herr verehrt,
> Wir hadern doch, wenn er den Eintritt wehrt.

Auf folgende kühne Weise zürnt Figueira über Rom: „Ich wundre mich nicht, Rom, daß die Menschen verirren, denn du hast die Welt in Kampf und Elend gestürzt; Tugend und Verdienst stirbt und wird begraben durch dich, arglistiges Rom, alles Bösen Leitstern, Gipfel und Wurzel; durch dich ward der edle König von England verrathen. — Rom, du nagst an dem Fleisch und

den Knochen der Einfältigen und ziehst sie abgezehrt mit dir in die Gruft; zu sehr überschreitest du Gottes Schranken: deine Habgier ist so groß, daß du Sünden für Geld vergiebst, du belastest dich, Rom, mit schändlicher Bürde."

„Rom, wisse, deine niedrigen Ränke und deine Tollheit haben uns um Damiata gebracht. Schändlich handelst du, Rom, Gott schmettre dich für deine Habsucht und Arglist zu Boden; fürwahr, du bist von bösem Schlage, Rom, und nie ist deinen Worten zu trauen."

„Rom, den Sarazenen thust du wenig Schaden, aber Griechen und Lateiner treibst du ins Gemetzel. In dem Feuer des Höllenschlundes und im Verderben, Rom, hast du deinen Sitz. Gott gebe mir keinen Antheil an dem Ablaß und der Pilgerfahrt von Avignon."

„Rom, fürwahr, zu sehr betreibst du die ruchlosesten Predigten gegen Toulouse; häßlich, wie eine wüthende Schlange, benagst du Kleinen und Großen die Hände. Aber wenn der treffliche Graf nur noch zwei Jahre lebt, wird Frankreich deine Ränke büßen."

Im Gegensatz gegen den Papst und die Franzosen werden in sehr vielen Liedern die Kaiser, die Engländer und Spanier gelobt. Richard Löwenherz war selbst Troubadour und seine berühmtesten Lieder sind in dieser Sammlung übersetzt. Die ghibellinischen Sänger erinnern uns oft an Dante, der, selbst ein Ghibelline, bekanntlich in Prosa und Versen die Partei des Kaisers hielt, und in dessen göttlicher Komödie viele der hier angeführten Troubadoure genannt und gepriesen werden. Besonders rührend erscheint das Klagelied des Bertolome Zorgi auf den Tod des unglücklichen Conradin von Schwaben und seines Freundes, Friedrich von Oestreich, woraus wir einige Strophen hervorheben:

„Wenn zu großem Entsetzen die Welt untergienge, es sollte mich nicht befremden, wenn sich auch alles, was da glänzt, verdunkelte; da der glorreiche König, durch welchen der Edelmuth noch blühte und Anmuth, hoher Ruhm und alle Vorzüge noch walteten, und Oestreichs erhabener Herzog Friedrich, der an preiswürdigem Verdienst und an Tugend reich war, so schändlich ermordet sind. Ha, welch ein Verlust! Da aber die Welt solchen Schaden erlitten, so muß sie uns verhaßt seyn: denn der Hochmuth hat sich erkühnet, Verdienst und hohe Geburt zu beschimpfen." — „Wie können Deutsche und Alemanen nur leben, wenn sie das Andenken an diesen Verlust im Herzen tragen, denn sie haben ihr Bestes mit diesen Beiden verloren und nur an Schmach gewonnen. Wenn sie nicht sogleich Rache nehmen, bleiben sie stets mit Schande bedeckt, so hart verfuhr Karl! Noch lebt Don Enrique, aber auch ihn wird er dem bittern Tode weihn: denn er kennt den Muth der Spanier und will zeigen, daß er sich nicht scheut, ein so erhabenes Haupt zu beschimpfen."

Zum Beweise, wie sehr die Troubadours jeder bedeutenden Weltbegebenheit auch in der Ferne ihre Aufmerksamkeit schenkten, mag dienen, daß der große Zug der Mongolen, dessen Macht sich in Schlesien brach, in mehreren ihrer Gedichte erwähnt wird. — Auch der Kampf der Spanier mit den Mauren wird berührt, ferner eine Menge kleinere und größere Fehden der Fürsten, Grafen und Ritter jener Zeit. Mehrere Gedichte streiten über den Vorzug der Nationen, der Länder, der Fürsten, und in sehr vielen ertönt das Lob der gastlichen und die Künste schützenden Höfe.

Herrschte an diesen Höfen ein zarter Sinn für Poesie, so doch auch ungemeine Ueppigkeit und Verschwendung. Selbst von kleinen Höfen werden uns Dinge erzählt, die unglaublich scheinen würden, wenn wir nicht bedächten, wie reich und blühend damals die Provence war. Ein Edelmann, Bertram Rambaut, ließ ein Stück Land bei Beaucaire pflügen und 30,000 Sols in Pfennigen daselbst aussäen. Wilhelm von Martel, der 300 Ritter in seinem Gefolge hatte, ließ alle Speisen in seiner Küche an dem Feuer von Wachsfakeln zubereiten. Die Gräfin von Urgel hatte eine Krone, deren Werth man auf 40,000 Sols schätzte, eingeschickt, um einen gewissen Wilhelm Mita, den man zum König der Spielleute ausrufen wollte, damit schmücken zu lassen. Raimund von Venous machte den Beschluß damit, daß er dreißig Pferde herbei führen und sie lebendig verbrennen ließ.

Solche Verschwendungen fanden denn bei den ärmern Sängern natürlicherweise immer ihre Lobredner. Doch finden wir auch, daß selbstständigere Troubadoure sich sehr gegen die Eingriffe erhoben, welche die Fürsten in die alten Vorrechte des Adels thaten. So zürnt und klagt namentlich Guillem von Montagnagout über die neueingeführten königlichen Gerichte und Advokaten. — Aeußerst interessant ist in dieser Hinsicht auch folgender politischer Katechismus eines mittelalterlichen Aristokraten, des tapfern und hochberühmten Bertram von Born:

„Es behagt mir, wenn ich die niederträchtigen Reichen, die mit dem Adel zu streiten wagen, im Unglück sehe. Es behagt mir, wenn ich ihrer Tag für Tag zwanzig bis dreißig vernichte, wenn ich sie nackt und unbekleidet und ihr Brod betteln sehe. Lüge ich, so möge mich meine Freundin belügen."

„Der Bauer folgt der Art und Weise des Schweines. Ein sittliches Leben ist ihm zuwider. Erhebt er sich auch zu großem Reichthum, so verliert er den Verstand, drum

muß man ihm den Trog leer halten, man muß ihm von dem Seinigen abschneiden, und ihn dem Wind und Regen aussetzen.“

„Wer seinen Bauer nicht drückt, der bestärkt ihn in seiner Bosheit; thöricht, wer ihm sein Gut nicht schmälert, sobald er sich überheben will!... Niemand darf ihn beklagen, wenn er ihm Arme und Beine brechen und ihm das Nöthigste mangeln sieht.“

Viele Gedichte sind **kritischen** Inhalts und enthalten Lob oder Tadel der Dichter unter einander. Man stritt theils über die schwere und leichte, künstliche und natürliche, schwülstige und einfache Manier des Gesangs, theils über die eigenthümlichen Vorzüge der Dichter und über den Ruhm. Tout comme chez nous. Wo wären viele Dichter beisammen ohne Eifersucht, Neid, Prahlerei und Eigennutz! Die Dichter haben manches mit den Juden gemein. Sie sind ein Gotterleuchtetes Volk, aber auch feig, eitel, egoistisch. Doch nicht die Dichter allein, alle Künstler sind so, versteht sich in Masse und die ehrenvollen Ausnahmen abgezogen. Wo Kunst gilt, ist auch Kunstneid.

Das alles sind Elemente, die eine größere Lebendigkeit bei den Troubadouren beurkunden, als sie sich bei unsern Minnesängern findet. Die politischen und polemischen Gesänge der Provenzalen werden aber bei den Deutschen durch etwas Andres aufgewogen, nämlich durch die zarten und reichen Naturschilderungen. Hierin sind die Minnesänger weit ergiebiger. Der Deutsche versenkte sich wie der Inder noch liebend in das stille Wunder der Natur, während der Provenzale trotz seiner schönen Natur die Dekoration über der Handlung, die Natur über dem historischen Leben vergaß.

Was jedoch die Hauptsache und beiden in gleichem Grade gemein ist, das ist **das Lob der Frauen und der Liebe**. Dieß ist der Glanzpunkt der provenzalischen wie der deutschen Minnepoesie. Zwar schattiren sich beide Nationen auch hier wieder so, daß bei den Provenzalen die Abentheuer, und bei den Deutschen die Gefühle und Betrachtungen der Liebe eine große Rolle spielen, doch bei beiden stand die Liebe, als die eigentliche Seele des Gesanges, oben an. — Das Charakteristische der provenzalischen Liebe ist im Leben wie im Liede theils die schmachtende Hingebung der Ritter an ihre Damen, ohne dafür belohnt zu werden, die von der Luft lebende Galanterie seufzender Schäfer, theils die Spitzfindigkeit in den Kollisionsfällen der Liebe. So derbes Liebesglück, und so einfache Situationen wie bei unsern Minnesängern sind bei den Troubadouren selten. Der Grund davon liegt in dem Umstande, daß die deutschen Sänger ehrlich aus dem Herzen sangen, während die Troubadoure in den meisten Fällen ihre Leidenschaft nur erkünstelten. Die Deutschen besangen ihre einfachen deutschen Jungfrauen, die sie wirklich liebten, die Provenzalen besangen sehr häufig nur vornehme und verheirathete Damen, entweder ohne Liebe oder doch ohne Hoffnung der Gegenliebe, blos aus Eitelkeit oder aus einem rein politischen Zweck. Die Damen suchten von den besten Dichtern gepriesen zu werden, und die Dichter suchten die schönsten und vornehmsten Damen, um durch den höhern Gegenstand des Gedichts das Gedicht selbst wichtiger zu machen. Es gab daher völlig kalte und conventionelle Bündnisse zwischen Rittern und Damen, die, ohne wirklich zu lieben, nur eine poetische Liebe fingirten, um dadurch wechselseitig berühmt zu werden. Doch war dieß keineswegs durchgängig der Fall. Sehr häufig beseelte die Dichter auch die heftigste Liebe zu ihren Damen, oder sie hezten sich vermittelst der Poesie in die Liebe hinein, und verliebten sich, wenn sie sich oft genug in Gedichten gestellt hatten, als ob sie liebten, zulezt wirklich. Der Ehrgeiz und der ästhetische Sinn blieben aber immer mit der Liebe gepaart. Die Troubadours gingen stets nur den schönsten Damen nach und solchen, deren Eroberung sehr schwierig oder glänzend scheinen mußte. Gesezt auch, sie liebten einen minder würdigen Gegenstand, so wagten sie ihn doch nicht zu besingen (z. B. Gaucelm Faidet S. 362). Von den deutschen Minnesängern müssen wir im Gegentheil vermuthen, daß sie gewöhnlich nur dem Herzen gefolgt sind, ohne alle Eitelkeit, und daß viele ihrer ungenannten Schönen, weder so schön, noch so vornehm, noch so intrigant gewesen sind, als die provenzalischen Damen. Auch finden wir bei den Minnesängern, daß jeder Dichter seine eigne Schöne oder mehrere besang, während umgekehrt in der Provence oft eine einzige Dame von zwanzig Rittern zugleich wetteifernd gefeiert wurde.

Zur nähern Charakteristik der Art und Weise, wie die Provenzalen liebten, mögen folgende, ihren Lebensbeschreibungen enthobne Züge dienen. — **Bernart** liebte die schöne Vizgräfin von Ventadour lange und heimlich, genügsam und poetisch. Endlich, da sie ihn so zärtlich leiden sah, verstattete sie ihm als die höchste Gunst einen Kuß. Er glaubte dadurch völlig geheilt in den Himmel entrückt zu seyn; allein bald singt er:

Nie dacht' ich, daß mich der Genuß
Des schönen Mundes brächt in Noth;
Doch küssend gab er mir den Tod,
Wo nicht mich heilt ein zweiter Kuß:
So ist er, da dieß ihm eigen,
Peleus Lanze zu vergleichen,
Von der ein Stoß nur dann genesen ließ,
Wenn man sie nochmals in die Wunde stieß.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 37. — 9. April 1830.

Alterthumskunde.

18) Leben und Werke der Troubadours. Ein Beitrag zur nähern Kenntniß des Mittelalters von Friedrich Diez. Zwickau, Schumann, 1829.

(Beschluß.)

Leider aber merkte der Graf seine Liebe und er fand für gut, dessen Haus zu verlassen. Darauf zog er lange singend und klagend umher, verliebte sich zwar aufs neue, fand aber nirgends sein Glück und entsagte endlich den Frauen:

Seh' ich die Lerche, die mit Lust
Die Flügel auf zur Sonne schwingt,
Und dann herab schwebt unbewußt
Vor Wonne, die ihr Herz durchdringt.
Ach welche Wehmuth faßt mich an,
Wenn ich ein Wesen fröhlich seh',
Es nimmt mich Wunder, daß mir dann
Das Herz nicht schmilzt vor Sehnsuchtsweh!

Den Fraun entsag' ich ganz und gar,
Auf sie vertrau ich nimmermehr;
Wie sehr ich stets ihr Beistand war,
So bin ich es doch nun nicht mehr.
Soll ich mich keiner Gunst erfreun,
Von ihr, die mir das Leben nimmt,
So will ich alle fliehn und scheun,
Denn alle sind sie gleichgesinnt...

Jauffre Rudel, Prinz von Blaya, verliebte sich in die Gräfin von Tripolis, ohne sie je gesehen zu haben, blos wegen ihres Rufes. Er besang sie und reiste endlich zu ihr. Unterwegs aber befiel ihn eine schwere Krankheit und er kam nur in ihr Haus, um in ihren Armen zu verscheiden. — Guillem von Cabestaing liebte die Frau von Roussillon. Ihr Gemahl schöpfte Argwohn und stellte Guillem zur Rede. Dieser gab listig vor, er liebe nicht die Frau, sondern deren Schwester, und diese, die Guillem wohlwollte, ließ sich das gern gefallen. Allein die Frau von Roussillon, die wirklich glaubte, Guillem liebe ihre Schwester, wurde darüber sehr betrübt, und Guillem konnte sie nur beruhigen, indem er ihr in einem wunderschönen Liede seine Treue betheuerte. Der Herr von Roussillon hörte dieß Lied, erkannte, daß er betrogen war, und schlug Guillem das Haupt ab. Sein Herz aber ließ er braten und seine Gemahlin aß es ohne Argwohn. Nach der Mahlzeit hielt er ihr Guillems Haupt vor die Augen und frug sie, wie ihr sein Herz geschmeckt habe. Sie antwortete: es sey so gut gewesen, daß sie nie etwas anders mehr essen werde. Da stürzte ihr Gemahl mit dem Schwert auf sie zu, sie aber floh, warf sich von ei-

nem Balkon herab und zerschmetterte sich. — Peire Vidal verliebte sich in die schöne Loba von Penautier und ließ sich ihretwegen Wolf nennen. Ja in einem Anfall von Narrheit kleidete er sich in ein Wolfsfell und ließ sich im Gebirge von Hirten und Hunden jagen. Diese aber spielten ihm so übel mit, daß er für todt in Lobas Wohnung getragen wurde, wo ihn ihr Gatte, der Herr von Cabaret, mitleidig heilen ließ. — Pons von Capdueil wollte die Liebe seiner Freundin Adalasia von Mercoeur prüfen und stellte sich in eine andre Dame verliebt. Allein es bekam ihm übel. Die neue Geliebte wollte nichts von ihm wissen und die alte verstieß ihn wegen seiner Treulosigkeit. Da bat und flehte er Adalasien in rührenden Liedern, ihm die verscherzte Gunst wieder zu schenken, aber es gelang ihm nicht eher, bis er drei andre vornehme Damen für sich gewann, die zu Adalasien reisten, um sie mit Pons auszusöhnen. — Gaucelm Faidit zog mit einer öffentlichen Dirne umher, die er zwar liebte, aber nicht zu besingen wagte. Als Dichter schloß er sich vielmehr an die berühmte Vizgräfin von Ventadour an, die es nicht verschmähte, sich von ihm lieben und besingen zu lassen, ihm aber auch nicht die kleinste Gunst dafür gewährte. Dieß erbitterte ihn und er kündigte ihr seinen poetischen Dienst auf. Der Gräfin war es indeß sehr unangenehm, einen ihrer feurigsten Sänger zu verlieren, sie bat daher eine Freundin um Rath. Diese ersann sogleich eine boshafte List. Sie ließ Faidit sagen: ein kleiner Vogel in der Hand sey besser als ein Kranich am Himmel. Er begab sich zu ihr und nun erklärte sie ihm, sie selbst wolle ihn durch ihre Liebe für die Kälte der Gräfin entschädigen, wenn er dieser, ihrer Freundin, nur auf eine recht artige und höfliche Art entsagen wolle. Dieser liebevolle Antrag beschwichtigte den Zorn des Sängers und er dichtete eine Canzone, worin er von der Gräfin ohne Groll und mit aller möglichen Achtung schied, anspielend auf das neue Glück, das ihm widerfahren war. Aber wie erstaunte er, da er seine neue Freundin wieder aufsuchte und diese ihm ihr Versprechen nicht hielt, sondern ihm so kalt begegnete, wie früher die Gräfin. Er hatte sich unsäglich lächerlich gemacht, war aber klug genug, die beste Parthie zu ergreifen und in einer zweiten schönen Canzone die Gräfin um Verzeihung zu bitten. — Richard von Barbezieux liebte eine schöne provenzalische Dame, verscherzte aber ihre Gunst da er sich einst verleiten ließ, mit dieser Gunst zu prahlen. In seinem Unglück zog er sich in einen tiefen Wald zurück und lebte als Einsiedler. Da er aber nach einiger Zeit von einem Turnier hörte, dem auch seine Dame beywohnen würde, begab er sich dahin, wurde entdeckt und sah sich alsbald vom ganzen Adel umringt, der den wiedergefundenen Lieblingssänger mit Jauchzen bewillkommte und ihn zu singen bat. Allein er erklärte, nicht eher singen zu wollen, bis er von seiner Dame Frieden habe. Diese war indeß noch immer erzürnt und gelobte, sie werde ihm nicht eher verzeihen, bis hundert Barone, hundert Ritter, hundert Edelfrauen und hundert Fräulein für ihn um Gnade bäten. Da dichtete Richard eine schöne Canzone, stellte ein glänzendes Fest an und bewirkte, daß der ganze versammelte Adel für ihn um Gnade bat, worauf ihm seine Dame verzieh. — Guillem von Saint-Didier liebte die Vizgräfin von Polignac, die aber den bizarren Einfall hatte, ihm zu erklären, sie werde seine Liebe nicht eher erwiedern, bis ihr eigner Gemahl sie darum bitten würde. Nun dichtete Guillem ein Lied, worin ein Ehemann seine eigne Gattin um Liebe für einen andern bittet, und er brachte es dahin, daß der Vizgraf, ohne etwas Arges dabei zu ahnen, das Lied auswendig lernte und seiner Gemahlin vorsang, worauf die Vizgräfin Guillem Wort halten und ihn zum Ritter annehmen mußte. Allein da er ihr nicht treu blieb, sondern auch die schöne Gräfin von Roussillon besang, so rächte sie sich dadurch, daß sie einen andern Buhler annahm und Guillems Abwesenheit benuzte, um auf dessen eignem Schloß mit ihrem neuen Ritter eine Nacht zuzubringen. Die Folge war, daß Guillem sich ganz der Frau von Roussillon widmete. — Raimon von Miraval liebte Ermengarde von Castres, die aber schon einen andern begünstigten Liebhaber hatte. Um ihren Muthwillen an ihm zu üben, versprach sie ihm ihre Liebe unter der Bedingung, daß er sich von seiner Frau scheiden ließe und sie selbst heirathete. Raimon begab sich sogleich zu seiner Gattin, die sich gleichfalls mit der Dichtkunst beschäftigte, und sagte ihr, er wolle kein Weib haben, die dichten könne, ein Troubadour sey genug in einem Hause, sie solle zu ihrem Vater heimziehn. Die Frau war damit zufrieden, denn auch sie hatte einen heimlichen Buhler. Dieser holte sie ab und Raimon gab sie selbst in seine Hände. Liebetrunken eilte er nun zu Ermengarden, die ihn mit verstellter Freundlichkeit empfing und ihn bat, auf seinem Schloß eine prächtige Hochzeit zu veranstalten. Während er sich aber damit beschäftigte, zog sie auf das Schloß ihres wahren Geliebten und ließ sich mit diesem trauen. Raimon fiel darüber in Schwermuth. — Guillem von Balaun wollte erproben, ob es ein so großes Glück sey, verscherzte Liebe wieder zu gewinnen, als man ihm gesagt hatte, und mißhandelte deßhalb seine Geliebte so lange, bis sie ihm völlig entsagte. Als er nun aber das Vergnügen der wiedererrungenen Liebe schmecken wollte, schlug es ihm fehl. Sie wollte nichts mehr von ihm wissen. Alle seine Bitten fruchteten nichts. Endlich erklärte sie sich bereit, ihm zu verzeihen, wenn er sich den Nagel des kleinen Fingers ausziehn und ihn ihr nebst einem Gedicht überreichen wolle. Er unterwarf sich dieser schmerzhaften Probe und erhielt Verzeihung.

Die Troubadours beschäftigten sich auch häufig mit Streitfragen über die Liebe, wobei manche wunderliche Spitzfindigkeiten vorkommen, z. B. Blacatz stellt die Frage: „Soll euch eine edle Frau im Geheimen vollkommne Liebe erzeigen, oder sich öffentlich, aber ohne Grund für eure Geliebte erklären?“ Er vertheidigt den lezten Fall. Ferner stellt er die Frage, ob die schwache Neigung einer Frau von hoher Abkunft oder die vollkommne Gunstbezeugung eines Fräuleins von niederm Range vorzuziehen sey? und er vertheidigt den ersten Fall. Dieß ist ganz im Sinn der Troubadours geurtheilt und gibt uns mehr als irgend etwas anders über den Charakter ihrer Liebe Aufschluß. Sie ziehn überall der Liebe den Ruhm vor und den poetischen Schein des Glücks dem wirklichen Glück. Recht artig ist auch folgende Frage des Savaric von Mauleon:

Gaucelm, drei Liebesspiele, seht,
Hab ich für euch und Uc erdacht:
Nehmt bei der Wahl euch nur in Acht,
Denn mir gehört, was ihr verschmäht:
Drei Werber seyen ohne Ruh
Der Freundin so mit Bitten zu,
Daß allen sie zugleich mit Kunst,
Ein Zeichen spendet ihrer Gunst:
Den einen sieht sie an, entzückt,
Den andern Händedruck beglückt,
Des dritten Fuß sie lächelnd drückt.
Nun sagt' mir, welchem sie geneigt
Die meiste Lieb' hiermit erzeigt?

So auch eine zweite Frage desselben Dichters. Ein Ritter, von einer lange geliebten Dame verschmäht, schließt sich einer andern an, die ihn sogleich mit Liebe überschüttet. Darüber eifersüchtig bietet ihm auch die erste Dame ihre Liebe an. Für welche soll er sich nun entscheiden? Savaric entscheidet sich für die erste Geliebte, denn ein Ritter dürfe niemals die Treue brechen, und ein Weib, die so schnell ihre Gunst verschenke, sey weniger werth, als eine, die sich lange versagt.

Wie zart und bescheiden aber auch die Troubadours in der Regel liebten und sich von ihren Damen alles gefallen ließen, findet sich doch ein merkwürdiges Beispiel von derber Unzartheit. Rambaut, Graf von Orange, gibt folgende Liebesregeln: „Wollt ihr Frauen gewinnen, so müßt ihr, wenn sie euch schnöd begegnen, wo ihr Freundlichkeit erwarten könntet, mit Drohungen antworten. Erwiedern sie euch noch unartiger, so gebt ihnen die Faust auf die Nase; sind sie grausam, so seyd noch grausamer, mit Härte werdet ihr Frieden erringen. — Selbst die besten lassen sich gewinnen; bei ihnen müßt ihr euch auf Verläumdung, schlechten Gesang und Prahlereien legen; ihr müßt den gemeinsten Weibern Ehre erzeigen, sie den andern gleichstellen, auf eure Häuser aber Acht geben, daß sie weder Schiffe noch Kirchen scheinen. — Damit werdet ihr zum Ziele kommen. Ich indessen halte es anders; an mir ist nichts zu bessern, ich liebe die Frauen wie meine Schwestern und werde mich immer treu, demüthig, aufrichtig, redlich, sanft, liebevoll und herzlich gegen sie bezeugen. — Davor müßt ihr euch hüten; es ist Thorheit und Unverstand. Wollt ihrs lange Leiden und Klagen sparen, so beherzigt meine Lehren.“

19) Altenglische Sagen und Mährchen, nach alten Volksbüchern. Herausgegeben von William J. Thoms. Deutsch und mit Zusätzen von Richard Otto Spazier. Erstes Bändchen. Braunschweig, Vieweg, 1830.

Es ist sehr verdienstlich, diese trefflichen alten Volksmährchen zu sammeln, gleichviel ob sie England allein angehören, oder auch zugleich dem Kontinent. Das leztere ist fast durchgängig der Fall, da die mittelalterlichen Sagen gleich den orientalischen, ägyptischen und griechischen Mythen von Land zu Land gewandert sind und beinahe alle neuern Völker daran Antheil haben. Die englischen zeichnen sich hauptsächlich durch einen gewissen humoristischen Anstrich aus, und in diesem Humor offenbart sich zwar zuweilen eine noch weit cynischere Derbheit, als es bei unsern einheimischen Sagen gewöhnlich ist, oft aber auch eine ungleich feinere Zartheit. Ueberhaupt sind die englischen Bearbeitungen im Ganzen lesbarer, als die bekannten deutschen Volksbücher, die auf allen Jahrmärkten verkauft werden.

Den Inhalt dieses ersten Bändchens bilden Robert der Teufel, der Zauberer Virgilius, Pater Rusch, Robin Hood, sämmtlich äußerst sinnreiche, tief poetische und zugleich bunte und unterhaltende Mährchen. Die Uebersetzung ist leicht und angenehm zu lesen, und es muß besonders gerühmt werden, daß sie den alten naiven Ton der Urschrift wieder gibt, ohne dabei in Affectation und in jene unglückliche Steifigkeit zu verfallen, die uns bei dergleichen Arbeiten so oft den Genuß verbittert. Auch Druck und Papier sind anständig.

Es scheint nicht nöthig, über den Inhalt selbst noch etwas zu sagen, um ihn zu empfehlen. Die Zeit, in welcher man solche Volksmährchen verachtete, ist Gott sey Dank vorüber, und es zweifelt Niemand mehr, daß in ihnen ein unerschöpflicher Quell ächter Poesie aufgethan sey. Nur betrachtet man sie vielleicht hin und wieder noch zu sehr als bloße Antiquitäten, die nur auf die Theilnahme der Gelehrten und der besondern Liebhaber Anspruch machen können; und in Rücksicht auf dieses Vorurtheil glaube ich sie unbedenklich auch dem größern Lesepublikum als eine äußerst unterhaltende Lektüre empfehlen zu können, gewiß so unterhaltend, wie die Mährchen der tausend und einen Nacht. Es wäre in der That

traurig, wenn diese, in einer Zeit flacher, geschmackloser Aufklärerei unbillig vergeßnen Volksmährchen nicht zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt würden, nämlich zu der Bestimmung, allgemeine Volkslektüre zu seyn. Das können sie heute noch so gut wie vor mehreren Jahrhunderten seyn. Sind etwa unsre zehntausend moderne Novellen besser, als jene wenigen Duzende ächter alter Mährchen? Wie viele werden von jenen zehntausenden binnen fünf hundert Jahren noch übrig seyn, während man dann noch immer diese wenigen Duzende mit Vergnügen lesen wird? M.

Heilkunde.

Aerztliches Gemälde des weiblichen Lebens, im gesunden und krankhaften Zustande, aus physiologischem, intellektuellem und moralischem Standpunkte. Ein Lehrbuch für Deutschlands Frauen von Dr. J. J. Sachs. Berlin, in der Vereinsbuchhandlung, 1830.

Es ist ein gutes Zeichen, daß in der neuern Zeit so viele Aerzte bemüht sind, sich entbehrlich zu machen, d. h. in populären Handbüchern dem Volk solche Gesundheitsregeln zu geben, die der Krankheit vorbeugen. Früher war die medizinische Weisheit nicht so uneigennützig, nicht so populär. Es ist nicht zu verkennen, daß auch hier der Zeitgeist wirksam ist. Die vielen Gesundheitslehren auf der einen, die Homöopathie auf der andern Seite sind ganz zeitgemäße Erscheinungen, zu denen sich die alte medicinische Barbarei wie ein finstres Mittelalter verhält. Wo wenig Vernunft ist, sind viele Pfaffen; wo wenig Recht ist, sind viele Henker; wo wenig Diät ist, sind viele Aerzte. Die Vernunft hat die mönchischen Bäuche, das Recht hat die vielen Feudalhenker vertrieben; hoffentlich wird auch die Diät die Aerzte, die Gesundheitslehre die Krankheitslehre wohlthätig einschränken.

Das vorliegende Werk reiht sich einer Menge ähnlicher an. Da das schöne Geschlecht Zufällen unterworfen ist, die man nur die Krankheiten der Gesunden nennen kann, weil sie nur Crisen des Normalzustandes, nichts Abnormes sind, so sind dieselben auch vorzüglich Gegenstände der Gesundheitslehre und der Diätvorschriften, und es sind schon zahllose Schriften vorhanden, worin den Frauenzimmern für alle Fälle, bei denen der Arzt noch entbehrt werden kann, Rath ertheilt wird. Hr. Doktor Sachs wiederholt die bekannten Regeln, die auch andre schon gegeben, mit großer Klarheit, hat aber noch den besondern Vorzug, daß er überall das Einfache und Natürliche empfiehlt, und vor einer übertriebnen Aengstlichkeit nicht weniger warnt, wie vor einem übertriebnen Leichtsinn. Wenn man diese und ähnliche neueste Schriften mit ältern Schriften desselben Inhalts vergleicht, so bemerkt man überhaupt mit Vergnügen, daß das schöne Geschlecht jezt wieder weit natürlicher geworden ist, als es vor funfzig Jahren war. Die Aerzte klagen jezt bei weitem nicht mehr so stark über das ungesunde Einschnüren, über die Unnatur der Mütter, die ihre Kinder nicht selbst stillen wollen ꝛc. und sie sind auch nicht mehr so überaus ängstlich. Die vapeurs, die Ohnmachten, die Krämpfe sind jezt nicht mehr Mode, wenn sie auch noch da sind. Der Arzt darf eine gesunde Dame auch für gesund halten, man verlangt nicht mehr, krank zu heißen, wenn man es nicht ist.

Der Verf. hat ferner den richtigen und schönen Grundsatz, daß die körperliche Gesundheit vorzüglich auch von der Seele aus, durch sittliche Reinheit bewahrt werden müsse, und er begnügt sich deßfalls nicht mit gemeinen diätätischen Vorschriften, sondern er verlangt auch Erweckung des religiösen und moralischen Sinnes, Hütung vor verderblichen Leidenschaften und Abschaffung unnatürlicher Sitten. Wenn ihm hiefür die rühmlichste Anerkennung zu Theil werden muß, so darf man es wohl entschuldigen, daß er hin und wieder vom sittlichen Eifer zu weit geführt wird. Die Illusion des Arztes ist eine andre, als die der übrigen Menschen. Physische Erscheinungen aller Art sind ihm nichts außerordentliches mehr, und er sieht leicht nur das Moralische da, wo wir Laien erst das Physische sehn. Wenn er die Sache, mit der er vollkommen vertraut ist, aus dem höchsten wissenschaftlichen oder moralischen Standpunkt betrachtet, so vergißt er leicht, daß wir, die wir noch nicht damit vertraut sind, erst unsre Neugierde an der Erscheinung befriedigen und dabei auf ganz andre Gedanken fallen, als die er in uns zu wecken wünscht. Das gilt von allen Belehrungen, die ängstliche Erzieher der Jugend ertheilen, um sie vor der Sünde zu warnen. In den meisten Fällen haben solche Belehrungen den umgekehrten Erfolg, sie geben den ersten Reiz zur Sünde. Dieß hat auch der Verf. selbst erkannt und deutlich ausgesprochen. Wie mag er aber nun doch S. 282 folgenden ganz unstatthaften Vorschlag machen? „Denkende Eltern mögen prüfen, ob es nicht gut ist, unverdorbne junge Kinder, die das 3te — 5te Jahr noch nicht überschritten haben, den schmerzhaften Akt (der Geburt) ansehen zu lassen; nicht nur wird dadurch die kindliche Liebe befestigt, wenn man dem zarten Gemüth in der für dasselbe verständlichen Sprache andeutet, unter welcher schmerzensvollen Qual dasselbe von der Mutter zur Welt befördert ward, sondern auch die bedenkliche und doch natürliche Frage, mit welcher Kinder so häufig Erwachsne in Verlegenheit setzen, woher der Mensch komme? — wird dadurch für immer unterdrückt, ohne noch vieler andrer Vortheile (?) zu gedenken, die dieser mächtige Eindruck auf das zarte, für Alles empfängliche Alter zur Folge haben kann!" —



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 38. — 12. April 1830.

Literargeschichte.

Zufällig sind in der neuesten Zeit mehrere Werke erschienen, die uns vom Leben und von den äußern Verhältnissen einiger unsrer berühmtesten, theils unlängst verstorbner, theils noch lebender Schriftsteller unterhalten. Nun sind freilich dergleichen biographische Skizzen, Briefsammlungen, Nachlesen ꝛc. in der Regel die Partie honteuse der Literatur, weil sie entweder blos die Spähne und den Auskehricht aus den Werkstätten enthalten, aus welchen ehemals unsterbliche Meisterwerke hervorgiengen, oder weil sie uns die großen Geister in ihrer nackten Menschlichkeit zeigen und uns aus ihrem Privatleben Dinge erzählen, die entweder sehr unbedeutend oder wohl gar skandalös sind, und die Ehrfurcht verringern, die wir bisher vor ihnen hegten. Es wäre häufig zu wünschen, wir wüßten gar nichts vom Leben großer Schriftsteller, ihre Werke würden uns gleichsam nur von einer Hand aus den Wolken gereicht, wir schrieben sie Göttern oder Engeln zu. Denn wie plump wird unsre Illusion gestört, wie schmerzhaft werden unsre Empfindungen durchschnitten, wenn wir hie und da erfahren, derselbe Dichter, der die zartesten und heiligsten Lieder gesungen, sey nebenbei ein Trunkenbold, oder ein niederträchtiger höfischer Schmeichler gewesen, derselbe Gelehrte, der uns die Tiefen der Weisheit aufgeschlossen, sey nebenbei ein habsüchtiger Wucherer, ein neidischer und hämischer Kollege, ein hochmüthiger Narr im Leben gewesen. So wünscht wohl jeder vom Leben des Horaz, Sallust, Bako, Sterne, Voltaire, Rousseau, Beaumarchais ꝛc. weniger zu wissen. Die Menschen werden (Gott sey Dank!) nie bis zu dem Grade aufgeklärt werden, daß sie dem Talente jedes Laster verzeihen, und gesezt, es käme dahin, so wird man doch dem Talente nie die Lächerlichkeit verzeihen, der es sich in seinen moralischen Fehlern aussezt. Was aber ist trauriger, als wenn Dummköpfe ein förmliches Recht erhalten, über gute Köpfe zu spotten, wenn der Pöbel zum Lachen gereizt wird, wo er nur bewundern sollte? — Indeß ist die Lebensgeschichte talentvoller Menschen, die ihr Talent mißbraucht, belehrend und warnend für alle, die ihrem Beispiel etwa zu folgen Lust hätten. Die Oeffentlichkeit wird dann zur gerechten Rache und beweist, daß man nicht ungestraft ein großer Mann heißt, wenn man nicht auch ein edler Mann ist.

Es gibt nur zwei Gattungen von Schriftstellern, deren Leben so wichtig als ihre Werke selbst und der Aufzeichnung werth ist. Dieß sind die **wichtigen** Männer, die auf die Geschichte der Wissenschaften und Künste durch die Gründung von neuen Schulen und Methoden, Manieren und Systemen einen großen Einfluß geübt haben, und die **originellen** Männer, deren Schicksale oder

deren Gemüth wunderbar und außerordentlich war, so daß sich ihr Leben selbst zu einem Gedicht gestaltet.

Die neueste Literargeschichte bietet Exemplare von jeder dieser Gattungen dar. Unstreitig aber nimmt unter allen hieher gehörigen Werken den ersten Rang ein:

1) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Sechs Theile. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1828 — 1829.

Es scheint sich alles zu vereinigen, um diesem Werke die größte Theilnahme zu verschaffen. Schiller und Goethe sind die berühmtesten und beliebtesten Dichter deutscher Nation. Authentische Nachrichten über ihr Leben, eigenhändige Briefe derselben, worin ohne Zweifel immer noch neue tiefe und schöne Gedanken sich finden, müssen dem Publikum dieser Lieblingsschriftsteller, d. h. dem gesammten deutschen Publikum willkommen seyn. Und gesezt, man sey in unsern Tagen nicht mehr wie vor dreyßig und vierzig Jahren gestimmt, und der Verlauf der Zeit habe dem Enthusiasmus für jene Dichter schon die Jugendfrische abgestreift, so wird doch dieser Enthusiasmus der ersten Liebe wieder ersezt durch das Interesse der kritischen Fehde, die sich in jüngerer Zeit für oder wider Schiller und Goethe erhoben hat, und den Verstand des Zeitalters in einem nicht geringern Maaße in Anspruch nimmt, als früher ungetheilte Anbetung die Herzen fesselte. Der Herausgeber jenes Briefwechsels konnte also eben so große Theilnahme beim Publikum voraussetzen, als das Publikum von dem Werke selbst die größten Erwartungen hegen durfte.

Ich bilde mir ein, diese Erwartungen sind nicht getäuscht worden, ja sie mögen wohl noch übertroffen worden seyn, denn welcher Leser fände seine vorgefaßte Ansicht in dem Buche selbst etwa nicht bestätigt? Die Feinde finden darin ihren Trost, wie die Freunde. Der Briefwechsel wird nur auf die einen unangenehmen Eindruck machen, die, zu welcher Partei sie auch gehören mögen, zu zart empfinden, um gewisse Profanationen nicht zu beklagen.

Ich habe enthusiastische Verehrer von Goethe und Schiller den Briefwechsel mit ungeheucheltem Entzücken preisen hören, und nicht etwa blos die kindischen Menschen, die jeden Waschzettel, wenn ihn die Feder eines großen Mannes dekritzelt hat, unter Glas und Rahmen hängen. Friedliebende Seelen hoben es besonders heraus, daß sich in diesen Briefen eine innige Freundschaft, ein gemeinsames tüchtiges Streben, ein Geisterbund zwischen den beiden Heroen der deutschen Poesie beurkunde, wogegen die gehässige Spaltung der neuen kritischen Parteien für Goethe oder Schiller einen fatalen Kontrast bilde, und sie hofften, diese Thatsache werde die Meinungen zu versöhnen wohl geeignet seyn. Freunde Goethes ergözten sich dessen ungeachtet vorzüglich an dem unläugbaren geistigen und konventionellen Uebergewicht, das Goethe in diesen Briefen über Schiller behaupte, und Freunde Schillers nahmen eben daher Anlaß, im Gegentheil wieder Schillers arglose herzliche Hingebung gegenüber der steifen, vornehmen Kälte Goethes als höchst liebenswürdig und als schöne Naivetät eines ächten Genius zu bewundern. Ich fand sogar hämische, kleine Geister von der Farbe des edlen Müllner, die sich ihrerseits auch an dem Briefwechsel labten, weil darin ihrem Spott manches Preis gegeben war, was einmal nicht zu verhehlen ist, wenn sich große Männer im Negligé zeigen.

Ich bekenne indeß, daß der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe keinen günstigen Eindruck auf mich gemacht hat, und ich fürchte, wenn die Vorurtheile verschwunden sind, wird dieser ungünstige Eindruck der allgemeine werden und bleiben. Daß diese Meinung keineswegs mit meinem eignen sogenannten Vorurtheil gegen Goethe zusammenhängt, dafür birgt der Umstand, daß auch Männer, deren Vorliebe für Goethe entschieden ist, den Briefwechsel mit der nämlichen unangenehmen Empfindung durchlesen haben. Es ist in der That ganz einerlei, ob man sich für oder gegen Goethe entscheidet, in diesem Falle müssen wir beide große Dichter unter die gleiche Kategorie stellen.

Zunächst drängt sich uns die Frage auf: ist es wohl gethan, hinter den Spiegel zu sehn? wird man da wohl mehr als Wand und Spinnweben finden? Ist es klug, sich in die Karte sehn lassen? Ist es heilsam, den ehrwürdigen Schleier wegzuziehn, der das Menschliche, Alltägliche wohlthätig verhüllte, wo wir mit Recht nur das Große, Außerordentliche sehn sollten? Ich halte es weder für klug vom Herausgeber, noch für heilsam für die Welt. Verständigen wir uns. Es ist wahr, daß auch das Höchste, was der Mensch wird und erreicht, noch auf irgend eine Weise mit dem Gemeinen zusammenhängt, wie die Palme, deren Krone sich dem Himmel öffnet, mit den Wurzeln in die schwarze Erde greift. Aber die Natur selbst hat Geschmack, ein gewisses malerisches Geschick, wodurch sie uns die Wurzeln zu verbergen und nur den schönen Stamm, die schönen Blüthen und Früchte zu offenbaren weiß. Wenn sich die irdische Geburt zur göttlichen Apollogestalt entfaltet, wer mag dann noch an die ekle Nachgeburt denken? Mit Kunstwerken ist es nicht anders. Wer von einer göttlichen Dichtung innig bewegt und erhoben, mag dann den Dichter sehn, wie er Visiten gibt, das Honorar berechnet, gegen die Nebenbuhler kleine Kabalen schmiedet ꝛc.?

Mit einem Wort, wer mag zugleich an Goethes Faust oder Schillers Johanna, und zugleich an Künstlers Erdenwallen denken?

Die vielen leeren Blätter dieses Briefwechsels, auf denen bloße Visitenkarten abgedruckt sind, aus denen man nur ersieht, wie oft und wo, und in welcher Equipage sich die Herrn besucht, in welcher Gesellschaft sie gespeist haben 2c., sind zwar etwas ganz natürliches, allein warum werden sie denn abgedruckt? Gehört dergleichen in eine Sammlung unsterblicher Werke? wer mag bei dem Geist eines Dichters auch an dessen Magen denken? wer frägt beim Himmelsflug eines Dichtergeistes, ob der Leib zur Visite gefahren oder gegangen ist? — Noch unangenehmer fällt es auf, was uns in diesen Briefen von den kleinen journalistischen Umtrieben, und von den kleinen Ungerechtigkeiten aufgedeckt wird, die auch in jenen Salons zu Weimar nicht ganz fehlten. Wozu diese Aufrichtigkeit? Wer will das wissen, als der literarische Pöbel, bey dem es Regel ist, was bey jenen großen Dichtern nur Ausnahme war? Wird das gemeine Volk nicht jubeln, wenn es erfährt, daß man auch in Weimar zuweilen gegen junge Talente neidisch, und gegen wehrlose muthwillig war? Mich dünkt, man sollte keine Fernröhre ansetzen, um solche Sonnenflecken zu bemerken. Wer wird denn bei einem prachtvollen Sonnenuntergang an die Sonnenflecken denken? Dergleichen stört die Illusion, ist überflüssig, ungeschickt angebracht, taugt nichts, sollte ganz wegbleiben. Des Dichters Leben sind seine Werke. Wir haben ja diese Werke. Wir wollen im Zauberkreise der Poesie bleiben; verlassen wir ihn, so ist der Dichter ein Mensch von Fleisch und Blut wie alle andre, und trägt Schnallen auf den Schuhen oder ein Mahl auf der Nase, wie Hinz und Kunz. Das will Niemand wissen, als wieder Hinz und Kunz, aber nicht die Nachwelt, nicht die Geschichte. Wer im Tempel der Unsterblichkeit aufgenommen seyn will, muß ein hochzeitliches Kleid anhaben. Nur vergötterte Helden kommen in den Olymp, nachdem sie das Irdische abgelegt haben.

Was die innige Harmonie der beiden großen Dichter und ihren sogenannten Geisterbund betrifft, so muß ich offenherzig bekennen, ich halte diese beiden Geister für viel zu heterogen, als daß ihre Verbindung ganz ohne Mißton hätte bleiben können. Es scheint, Goethe hat diesen Mißton deutlich genug erkannt, hat es vielleicht schon von Anfang an klar eingesehn und berechnet, wie weit er mit Schiller übereinstimmen könne oder nicht. Wenigstens bemerken wir, daß er sich beständig gegen Schiller gleich bleibt und regelmäßig, wenn dieser im Enthusiasmus ihn gleichsam mit sich fortreißen möchte, eine plötzliche Kälte, einen gewissen kurzen Ton eintreten läßt, kurz seinem Freunde die Schranke sezt, welche dieser selbst nicht finden kann. Schiller dagegen scheint jene Unvereinbarkeit seiner Natur mit der Goethe'schen weniger deutlich erkannt, als dunkel gefühlt, aber auch gehofft zu haben, bald durch die eigne liebende Hingebung an Goethe, bald durch die Wahrheit und Stärke seiner Ideen, mit der er Goethe fortreißen wollte, eine Harmonie zu erzwingen, gegen welche sich Goethe, weil er sie als unmöglich erkannte, stets mit Anstand und großer Feinheit sträubte. — Wer sich nicht im Enthusiasmus für beide große Männer bei Durchlesung dieses Briefwechsels einer schönen Täuschung hingibt, dem kann etwas darin nicht entgehen, das ich als Mißton, als falschen Widerschein zweier nicht harmonirenden Farben, als ein Liebesbündniß ohne Wahlverwandtschaft bezeichnen möchte. Es gehörte ein so hoher Grad von Geistesgröße dazu, um zwei so verschiedenartige Naturen zu vereinen. Bei weniger Genialität würden sich diese Naturen abgestoßen, wechselseitig gehemmt haben. Allein Goethe war durch sein kristallklares Selbstbewußtseyn und Schiller durch den allmächtigen Drang seines Gemüthes hinlänglich vor jeder fremden Störung seiner innern Welt gesichert. Goethe entzog sich jeder heterogenen Berührung, Schiller stieß sie durch den Impuls seiner eignen, ewig aus innrer Tiefe hervorstürmenden Gefühle zurück, und wenn er sich sehr oft mit der ganzen Kraft seiner Seele in eine Bahn warf, die für ihn nicht paßte, oder etwas zu erzwingen strebte, das er wieder fallen lassen mußte, so kann man doch nicht sagen, daß ein fremder Impuls in seinen eignen Gränzen Störungen habe anrichten können. So müssen wir beide große Dichter wie Planeten betrachten, die sich in ihren Bahnen nur leise perturbiren, ohne sich im gemeinschaftlichen Lauf um die Sonne der Schönheit zu stören. Allein ihre Konstellation bleibt nichtsdestoweniger eine schiefe, eine feindliche, und daß sie uns, wenn nicht Pestilenz, doch Krieg und große Revolution angesagt hat, das lehrt die Erfahrung. Ihre Freundschaft hat den Samen der Feindschaft in die literarische Welt gesäet. Ihr Bund war das Signal zur Trennung.

Ganz abgesehn von diesen Persönlichkeiten findet sich in dem Briefwechsel, wie zu erwarten war, eine reichliche Lese von schönen Gedanken und namentlich Kunsturtheilen, die zum Theil mit Recht den übrigen unsterblichen Werken ihrer Verfasser einverleibt zu werden verdienen. Nur dürfte dieß nicht von allen gelten. Man ist es dem Andenken großer Männer schuldig, den Unterschied, den sie selbst zwischen ihren öffentlichen und brieflichen, schriftstellerischen und freundschaftlichen, ausgearbeiteten oder hingeworfenen Urtheilen gemacht haben, mit Strenge beizubehalten. So hat sich Schiller in seinen Briefen an Goethe über dessen Wilhelm Meister im

Drange der Liebe, der Verehrung einerseits und im Drange der philosophischen Erklärungswuth andrerseits in seinem eignen Gedankengewebe so, wie man zu sagen pflegt, verfitzt, daß es mehr als wahrscheinlich ist, er würde sich gehütet haben, später diese tiefsinnige Konfusion dem Publikum Preis zu geben. Dasselbe gilt von einigen wegwerfenden und in jedem Falle oberflächlichen Urtheilen, z. B. über Jean Paul. Man würde sich sehr täuschen, wollte man solche gelegentliche Aeußerungen für wichtiger nehmen, als sie sind. Nichts ist begreiflicher, als daß auf den ersten flüchtigen Blick hin die Manier Jean Pauls jenen plastischen Geistern unangenehm auffallen mußte; allein Schiller war gewiß viel zu edel, und selbst viel zu schwärmerisch, als daß er nicht die Ideale seines eignen Herzens, wenn auch in ganz anderer Form und Umgebung, bei Jean Paul würde wiedergefunden haben, wenn er ihn genauer und länger hätte kennen lernen.

2) Dem Andenken Friedrich von Schillers. Vordem noch in keiner Sammlung von Schillers Werken abgedruckt; also zum ersten Male gesammelt von Lorenz Greiner. Original-Ausgabe. Grätz, Ferstl, 1829.

Ein abschreckend häßliches und verfehltes Porträt Schillers auf dem Titelkupfer ladet eben nicht freundlich zur Lektüre ein. Indeß ist wenigstens der erste Abschnitt des kleinen Buchs verdienstlich, da alle bisher nur zerstreut abgedruckten Jünglings- und Gelegenheitsgedichte Schillers sich hier beisammen finden. Desto überflüssiger ist aber die zweite Abtheilung, in welcher der wasserreiche Thränenstrom der auf Schillers Tod gedichteten Klagelieder sich ergießt. Ein gewisser Rousseau hat sich vor nicht langer Zeit die unnütze Mühe gegeben, alle Lobgedichte auf Goethe in einen Band zusammendrucken zu lassen. Hier muß der arme Schiller daran. Wie kann man doch um Gotteswillen Dichter bedichten, den Gesang selbst besingen? und vollends wie? in schlechten Versen gute Verse loben, das ist ja toll! Man lobt die Nachtigall, wenn sie ausgesungen hat, durch Schweigen, aber nicht durch nachahmendes Pfeifen. Was soll man doch mit dem Spatzenchor anfangen, der hier auf dem Grabe der Nachtigall ein wüstes Durcheinander von Grabliedern zwitschert? Man kann nichts besseres thun, als in die Hände klatschen, husch, husch und fort mit euch! Tiefe, tiefe Stille sey über dem Grabe, das die Nachtigall deckt!

Ich will nicht sagen, daß Lobgedichte auf einen Dichter denselben nicht ehren sollten, aber sie ehren die Dichtkunst nicht. Die natürliche Bestimmung des Dichters ist, zu singen, aber nicht besungen zu werden. Das Lob ist seiner Natur nach Verstandessache, Sache der Kritik, der Prosa. Was sind alle Lobgedichte anders, als Uebersetzungen dessen in Verse, was man vorher prosaisch gedacht hat. Man dürfte also wohl bei der ehrlichen Prosa bleiben. Gesetzt, der Herr Greiner hätte statt dieser jämmerlichen Nänien die besten bekannten in Prosa abgefaßten Urtheile über Schiller zusammengestellt, so würde damit dem Dichter ungleich mehr Ehre geschehn seyn, und das Publikum würde etwas dabei lernen, die Begeisterung für Schiller selbst würde durch die bessere Erkenntniß seines Werths gesteigert werden. Aber diese geistlosen Gelegenheitsgedichte, was sollen sie? Sie drücken nichts aus, als die wehmüthigen Gefühle eines Augenblicks, der Todes- oder Begräbnißstunde eines großen Mannes. Wozu wärmt man solche Thränen wieder auf? Muß denn nicht jeder große Mann sterben? Wer weint noch, daß Homer vor einigen tausend Jahren oder Shakespeare vor einigen hunderten gestorben ist?

Aber so macht man Bücher. Der Name eines großen Mannes wird mißbraucht, um allerlei Contrebande in die Literatur einzuschwärzen. War doch Rousseau sogar naiv genug, die jämmerlichen Lobhudeleien auf Goethe als einen Supplementband zu Goethes Werken abdrucken zu lassen, als ob die Schmarozzerpflanze auf der königlichen Eiche noch selbst Eiche wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographie.

Leben des Baron August von Stael-Holstein. Aus dem Französischen. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau. Basel, Neukirch, 1829.

Der Sohn der berühmten Frau von Stael, der Enkel des berühmten Necker zeichnet sich weniger durch glänzende Handlungen oder Schriften aus, als durch wohlthätiges und anspruchsloses Wirken im Verborgnen. Er widmete sein Leben und seine Schätze frommen Zwecken, der Bibelgesellschaft, den Griechen, den Armen, und welches freundliche Andenken er seinen Landsleuten hinterlassen hat, beweisen die mehrfachen Biographien, die schon von ihm erschienen sind. Ueber die des bekannten Prof. Monnard in Lausanne ist in Nr. 51 des Literaturblatts von 1828 ausführlich berichtet worden, worauf wir hier verweisen, um uns nicht zu wiederholen. Bekanntlich ist seit der Zeit auch der Sohn des Herrn von Stael gestorben und mit ihm die berühmte Familie erloschen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 39. — 14. April 1830.

Literargeschichte.

(Fortsetzung.)

3) Supplementband zu Goethes Werken. Goethes Leben von Dr. Heinrich Döring. Mit einem Facsimile. Weimar, W. Hoffmann, 1828.

Der Verfasser rühmt sich im Vorwort, „dieser Biographie den Grad von Vollständigkeit gegeben zu haben, den sie nur in der Nähe des Dichters erhalten konnte." Ohne ihm diesen Ruhm bestreiten zu wollen, halten wir es nichtsdestoweniger für eine mißliche Sache, noch bei Lebzeiten eines großen Mannes und unter seinen Augen seine Biographie zu schreiben. So ist z. B. von den Biographien Napoleons, die zu Paris in der Zeit seiner Herrschaft herauskamen, wohl nicht viel zu halten.

Es kommt indeß kaum darauf an, ob man ein Anekdötchen mehr oder weniger, die Wahrheit nackt oder Wahrheit und Dichtung gibt. Der Totaleindruck von Goethes Leben bleibt immer der nämliche, ein durchaus heiter, der selbst seine literarischen Gegner, wenn sie nicht zugleich seine Neider sind, freundlich stimmen muß. Das Leben eines Dichters, das beinahe ein volles Jahrhundert erreicht, das durchaus nur einem langen ununterbrochnen Blumenpfade im hellsten Sonnenschein des Glückes gleicht, kann nur frohe Empfindungen wecken. Wir fühlen, daß den wahren Dichter dieß Glück immer begleiten sollte. Schmerzlich werden wir an so manches edle Dichterherz erinnert, das unter den Stürmen des Lebens oder der eignen Leidenschaften brach, und freuen müssen wir uns, einmal einen Dichter zu finden, dem das Glück in dem Maaß hold gelächelt, als er selbst den Sturm der Seele stets zu schmeidigen gewußt. Goethe muß uns hier als Repräsentant der Dichter überhaupt gelten. So wie er, so sollte jeder ächte Dichter leben, einig mit sich selbst und in seinen zartesten Empfindungen geschmeichelt von den Göttinnen des Glücks und des Ruhms, durch keinen Gegenwind, durch keine Klippe, durch keinen Strudel gehemmt, die vollen Segel vom günstigen Winde geschwellt, mit der reichen Ladung den sichern Port gewinnend. Kann man es Goethe verdenken, daß er, in sich diese seltne Himmelsgunst darstellend und genießend, eifersüchtig darüber wachte und es vermied, seine selige Ruhe den höhern Zwecken des Jahrhunderts zum Opfer zu bringen? Sein allerinnigster Verehrer selbst, Ludwig Tieck, hat ihm in der Vorrede zu den Schriften von Lenz den Vorwurf gemacht, er habe sich allzu theilnahmlos von dem bewegten Geistesleben seiner Zeit abgewandt, und den bessern Geist, sofern er in Andern auf-

zukommen strebte, mit seiner Gunst und Macht nicht unterstützt; er habe bei seinem ersten Auftreten der wirkliche geistige Regent des Jahrhunderts zu werden versprochen, sich aber nur zu bald auf eine Sinecure zurückgezogen. Ich glaube, man soll ihm diesen Vorwurf nicht machen. Goethe scheint selbst seine Bestimmung sicher erkannt zu haben. Zum geistigen Regenten war er nicht geboren, ist überhaupt kein Dichter geboren. Man muß unbedenklich dem Dichter einen Egoismus zugestehn, der sein eignes Haus trefflich bestellt, aber ihn unfähig und abgeneigt macht, für andre zu sorgen. Die Dichter sind immer Ausnahmen von der Regel, diesen wunderlichen Wesen muß man allezeit ihre Eigenthümlichkeit zu Gute halten, wegen des Schönen, das damit verbunden ist. Es ist mir daher auch noch nie eingefallen, Goethe darum zu tadeln, daß er egoistisch bequem und gegen die Wünsche seiner Anhänger unthätig geblieben ist. Im Gegentheil tadle ich nur diese Anhänger, die etwas andres aus ihm machen wollen, als was er ist, die ihm wider seinen Willen eine Rolle aufdringen, zu der er nicht paßt, die sich wohl gar haben beigehn lassen, aus seinen bunten poetischen Einfällen ein ganzes philosophisches System auszuziehn, wie Brandtwein aus Blumen, mit einem Wort, die aus einem in sich vergnügten Dichter einen thätig im geistigen Kampf des Jahrhunderts mitwirkenden oder gar ihn leitenden Helden und Feldherrn haben machen wollen. Man hat den Fehler begangen, die individuellsten Liebhabereien des Dichters zu allgemeinen Idealen des Jahrhunderts, seine gelegentlichsten Einfälle zu Glaubensartikeln, ja selbst die Abnormitäten seiner poetischen Laune zu neuen Naturgesetzen zu machen. Allein ist Er daran Schuld? Große Dichter haben wie schöne Weiber ihre Eigenheiten. Wer heißt euch, sie zur Mode und euch dadurch lächerlich zu machen?

Bekanntlich ist Schiller von Goethe glücklich gepriesen worden, in der Blüthe seiner Kraft gestorben zu seyn, sein eignes Welken nicht erlebt zu haben. Sich selbst aber würde Goethe wohl in diesem Falle nicht glücklich gepriesen haben. Sein Leben ist so durchaus r u h i g glücklich, daß es ungleich dem unruhigen Glück eines Romeo, auch nur in seiner Dauer sein Glück erfüllt. Dieses Leben spizt sich nicht wie ein Epigramm in einem Culminationspunkt zu, der zugleich sein Endpunkt ist, sondern es fließt wie ein idyllisches Epos langsam und lange dahin. Ich wünsche ihm eine volle hundertjährige Dauer.

4) Supplementband zu Herders Werken. Herders Leben von Dr. Heinrich Döring. Mit einem Porträt und einem Facsimile. Weimar, Wilh. Hoffmann, 1829.

Diese Kompilation ist dem Verfasser etwas kritischer gerathen, als die vorige, da er Herder nicht mehr lebendig vor sich hatte, und somit an die Stelle von Komplimenten auch einige Urtheile zu setzen wagen durfte. — Auch Herders Leben erscheint, obwohl minder glänzend als das von Goethe, doch gar freundlich, besonders durch eine gewisse Beimischung von patriarchalischer Frömmigkeit in Herders Charakter, die sich bald durch Wohlthätigkeit gegen Arme und Leidende, bald durch warme Zärtlichkeit für jüngere Freunde, z. B. Jean Paul, zuweilen auch durch eine Art von frommer Entrüstung gegen die neuen Richtungen der Literatur, die ihm inhuman und irreligiös schienen, kund that. Herder verdiente die ehrenvolle und behagliche Existenz, die ihm geworden, in hohem Grade, da sie seinem ruhigen, beschaulichen, vielumfassenden, mehr sammelnden und ordnenden, als schöpferisch wirkenden Geiste vollkommen entsprach und ihm die erforderliche Muße gewährte. Schade, daß dieser universelle Geist so weit hinter dem Scharfsinn eines Lessing, hinter dem Tiefsinn eines Görres zurückblieb. Allein troz dem, daß seine zahlreichen Schriften des rechten Nervs entbehren, so hat er doch als Sammler und Kritiker ungemein viel beigetragen, den Geschmack der Deutschen zu läutern und ihre Literatur durch die Aufnahme der romantischen, orientalischen und alten Volkspoesie zu bereichern. Auch seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit haben wenigstens den großen Kreis umschrieben, den nach ihm ungleich ideenreicher die philosophischen Historiker aus Schellings Schule ausgefüllt haben. Herders Schriften sind eine breite Basis für viele herrliche Gebäude der neuern Literatur. Er gewann das Terrain, auf dem dann andre bauten.

5) Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Viertes Heftlein. Breslau, Max, 1829.

Jean Pauls Briefe, Tagebücher und andre Lebenszeichen sind fast ohne Ausnahme eben so poetisch als seine eigentlichen Werke. Seine Seele war ein Prisma, das überall im Sumpf wie auf den Sonnenhöhen des Lebens vielfarbige Regenbogen um sich zauberte, immer gleich bunt, lebhaft, glühend und prächtig. Auch auf dem geringsten Zettel von ihm über die geringsten Gegenstände haben die Schmetterlingsflügel seiner Phantasie ihren bunten Glanz abgedrückt. Alles gestaltete sich ihm zu einem poetischen Bilde oder zu einer witzigen Antithese. Was ihn nur berührte, entlockte ihm den elektrischen Götterfunken des Genies. Daher ist diese unter dem Namen:

Wahrheit aus Jean Pauls Leben erschienene Sammlung seiner Korrespondenzen, Tagebücher und fliegender Blätter um nichts geringer zu schätzen als das, was uns in den sechzig Bänden seiner größern Werke bereits als Dichtung von ihm vorliegt. Ueberall spricht Er, ist Er es, dessen süßes Gefühl, dessen in ewigem Feuer lodernder Geist, dessen in tausend Farben schillernde Phantasie uns immer neu beschäftigt. Die Herausgeber haben mit Recht nur so viel zu dieser Sammlung hinzugethan, als gerade nöthig war, den Zusammenhang in Jean Pauls Papieren zu bezeichnen. Im Uebrigen lassen sie nur ihn selbst reden.

Der vorliegende Band umfaßt einen der wichtigsten Abschnitte in Jean Pauls Leben, nämlich von 1785 bis 1794, da er bereits dem dreißigsten Jahr nahe war, da bereits alle Blüthen seines Geistes üppig ausschlugen und ihn dennoch der Winterfrost des Lebens noch immer verfolgte, und eisige Winde und Schneegestöber seinen lachenden Frühling zu verderben drohten. In bitterer Armuth lebend, hatte er außer wenigen armen, ja noch ärmern Freunden in der Nähe keinen Menschen, der in ihm das Genie erkannt hätte. Die damaligen literarischen Autoritäten nahmen sich seiner nicht an. Er wandte sich an Wieland, Goethe, Herder. Umsonst! Man antwortete ihm nicht, oder wieß ihn und seine in die Journale eingesandten Artikel ab. Niemand gab ihm auch nur einen literarischen Paß, eine Empfehlung an die Buchhändler. Er mußte sich, um seine Manuscripte an den Mann zu bringen, selbst an die Verleger wenden und that es mit der größten Bescheidenheit und Hingebung. Beckmann in Gera übernahm die Auswahl aus des Teufels Papieren, behandelte aber den jungen Dichter auf die insolenteste Weise, und mißbrauchte seine Unerfahrenheit so gewissenlos, wie ein Jude. Er verlangte erstens einen der damals modischen abgeschmackten Titel, z. B. Auswahl aus Sie Luzifers Papieren, und Jean Paul mußte alle Hartnäckigkeit, deren seine weiche Natur fähig war, zusammennehmen, um ihn davon abzubringen. Ferner gab ihm Beckmann nur 2½ Thaler für den Bogen, was sich ein junger Autor wohl gefallen lassen mußte, zahlte ihm aber diese Summe in Goldstücken aus, die so arg beschnitten waren, daß Jean Paul ihm selbst darüber schreibt: „Karl V. und XII. stifteten im Voigtlande nicht so viele Unruhe, als Ihre Carld'ors. Es wollte sie keiner, als wären sie glühend, in der Hand behalten, und sie flogen aus einer in die andre, wie das angezündete Spänchen beim Spiel: Stirbt der Fuchs. Ich gäbe etwas darum, die Geschichte der Pfiffe, Plagen ꝛc. zu lesen, die diese Carolins in ihrem Leben ausgebrütet, deren Außenwerke sonderlich demolirt sind und deren Köpfe so beschnitten wie meine.“ Endlich ließ ihn Beckmann auch noch mehrere Jahre auf den sehnlich gehofften Druck warten.

Doch ein so bedeutendes Talent, wie das Jean Pauls, konnte nicht immer im Dunkel verborgen bleiben. Moritz in Berlin las ihn, ward entzückt und nahm sich sogleich aufs thätigste seiner an, indem er ihn mit der Matzdorfschen Verlagshandlung in Verbindung brachte, die seine unsichtbare Loge druckte und seinen ökonomischen Verhältnissen wie seinem Ruf aufhalf. Dem unglücklichen Moritz, der in dem sehr interessanten Roman Anton Reiser sein Leben selbst beschrieben, gebührt neben anderm Lob auch das, der erste gewesen zu seyn, der Jean Pauls Vorzüge gewürdigt, und ihm die glänzende Bahn geöffnet hat, auf der er zum Tempel des Nachruhms fortgeschritten ist. Die Verbindung Jean Pauls mit Herder wurde erst nachher geknüpft. Wieland hat ihm geringschätzig, Goethe, wie es scheint, gar nicht geantwortet.

Es wäre überflüssig, hier noch der vielen einzelnen Züge aus Jean Pauls damaligem Leben zu erwähnen, die von seiner wirklich seltnen Herzensgüte, von seiner rührenden Bonhommie und guten Laune in Unglück, von seiner Dankbarkeit gegen Wohlthäter, von seiner Fähigkeit zur Freude, von dem beständigen Schwelgen seiner Seele in süßen Empfindungen, und von seinem reichen Dichtergeiste zeugen. Der Leser muß das Buch selbst in die Hand nehmen.

6) Briefe von Johann Heinrich Voß nebst erläuternden Beilagen herausgegeben von Abraham Voß. Erster Band. Halberstadt, Brüggemann, 1829.

Das Leben des alten Voß ist interessanter und für die Literargeschichte wichtiger, als das mancher andern alten Herren, von denen uns jedes Papierschnitzel aufbewahrt zu werden pflegt. Die dicken Bände des Jakobischen, Matthisson'schen, Bonstetten'schen, Gleim'schen ꝛc. Briefwechsels, womit uns die Buchmacherei schon beschenkt hat und vielleicht noch weiter beschenken wird (denn die Herren haben ein halbes Jahrhundert hindurch korrespondirt), bieten kaum so viel Interessantes dar, daß es ein dünnes Bändchen füllen könnte. Welches seichte Gewäsch über Literatur und Leben, welche triviale Privatangelegenheiten, welche langweilige Freundschaft, welches altfränkische Ceremoniel der Eitelkeit! Voß ist, wie überhaupt ein stärkerer Geist, so auch für die Geschichte des Geschmacks und der Gelehrsamkeit in Deutschland von größerer Bedeutung. Man würde seines originellen

Styls und Geistes wegen seine Briefe auch dann noch lesen können, wenn der Inhalt sich weniger auf die interessantesten Kämpfe der Zeit bezöge.

Bekanntlich war Voß so durch und durch sich selber gleich, daß er in seinen Uebersetzungen selbst die unter einander fremdesten Dichter, z. B. Homer und Horaz, Shakespeare und Aristophanes, uniformirt, ihnen ihre ganze Eigenthümlichkeit verwischt und dafür die seinige aufgeprägt hat. So gibt sich denn auch in seinen Briefen überall der alte Voß zu erkennen. Der erste Band, den ich vor mir habe, enthält die von ihm selbst über sein Jugendleben aufgesezten Nachrichten und seine früheste Korrespondenz mit Kästner, Brückmann und den Geschwistern Boie. Wir ersehn daraus, mit welcher Anstrengung Voß sich ursprünglich aus einer sehr beschränkten und demüthigenden Lage emporkämpfen mußte. Der Sohn armer Eltern, konnte er nicht Mittel genug auftreiben, um die Universität zu beziehn, und mußte als Hofmeister bei einer adlichen Familie, in einer Zeit, wo der Feudalgeist noch in seiner Blüthe stand, den bittern Kelch der Dienstbarkeit unter heftigem Widerstreben austrinken. Erst seine Gedichte, die ihm die Gunst Kästners und Boies erwarben, halfen ihm etwas vorwärts; doch hatte er auch später noch als Schulmann, wie aus seinen berüchtigten Schriften gegen Stollberg schon bekannt ist, manches auszustehn, was einen Schwächern, als er war, vielleicht niedergebeugt hätte. Fleiß, Muth und Kraft, die einen jungen Mann aus einer drückenden Lage reißen und emancipiren, verdienen immer unsre Achtung; allein gerade je kräftiger der Mann ist, desto mehr muß er auch seinen Sieg natürlich finden, und nicht damit, wie mit Wunderthaten, prahlen! Voß hat aber mit einem so unerträglichen Bauernstolze geprahlt, daß dieß den guten Eindruck, den sein kraftvolles Benehmen auf uns macht, beinahe völlig wieder auslöscht. Es hat denn doch von jeher viele gute Köpfe gegeben, die in ihrer Jugend mit den härtesten Lagen zu kämpfen hatten, und es ist wahrlich nichts natürlicher, als daß ein solcher Kopf sich Bahn bricht. Welche Eitelkeit, ja noch mehr, welche kleinliche Rachsucht gehört nun dazu, die Erinnerungen aus jener Zeit der Niedrigkeit beständig aufzufrischen, um theils zu zeigen, wie weit man es jezt, in Vergleich gegen damals, gebracht habe, theils um sich an den Menschen zu rächen, die uns damals, vor funfzig Jahren, beleidigt haben! Das verräth auf jeden Fall einen so kleinlichen Charakter, als ich ihn Voß vor sechs Jahren, da er noch lebte, in meiner Schrift: Voß und die Symbolik, vorgeworfen habe. Was soll man von dem Seelenadel eines Mannes denken, der noch im spätesten Alter nicht vergessen kann, daß ihn, den Bauernsohn, vor funfzig Jahren einmal ein Paar hochmüthige Edelleute beleidigt haben, der es nicht nur nicht vergessen, sondern auch nicht vergeben kann, sondern aller Welt die langweilige Geschichte davon auftischt. Muß man nicht lachen oder es verächtlich finden, wenn Voß uns hier aus seinen Jugendjahren noch immer mit Groll und Ingrimm erzählt, daß er einmal als Hofmeister seinem Edelmann einen Hochzeitkarmen gemacht habe, wofür dieser ihn nicht einmal bezahlt habe, und was solcher Erbärmlichkeiten mehr sind. Wie verträgt sich der thierische Instinkt im Haß eines Leibeignen gegen seinen Herrn mit dem freien Geist eines großen Gelehrten? Voß hat diesen Helotengroll, diese Sklavenbosheit, diese slavische Bauerntücke in seinem ganzen Leben nicht überwinden können. Immer ist der ehemalige Bauer wieder in ihm vorgeschlagen und mit seiner verbißnen Wuth gegen die ehemaligen Herrn auch alle seine Grobheit. Er würde sich selbst ein schöneres Denkmal gesezt haben, wenn der heitre Geist antiker Bildung jene nordische Schwüle in seinem Charakter unterdrückt, wenn er edel und großmüthig alles vergessen hätte, was seine Jugend getrübt, wenn er der Welt bewiesen hätte, daß Geburt und Erziehung, Umstände und die Sitten der Zeit über einen großen und schönen Geist nichts vermögen; allein er hat im Gegentheil bewiesen, daß sein Geist nicht groß und schön genug war, um diese Einflüsse von sich abzuweisen, daß sein Geist kein so starker und edler Wein war, um durch seine gesunde Gährung alle fremde Zuthat, den Schlamm und Schmutz von der ersten Kelterung her auszuwerfen und sich durch sich selbst zu reinem Gold zu klären. Er wäre vielleicht von Natur stark genug gewesen, edler zu erscheinen, wenn er nicht von Natur so überaus geschmacklos gewesen wäre. Das war sein Hauptfehler. Es ging ihm aller feine Sinn für das Schöne ab; wie alle seine Werke, wie seine ganze Schreibmanier die höchste Geschmacklosigkeit bei viel Energie und Verstand verräth, so wußte er auch seinem Leben selbst nicht die griechische Grazie zu geben, die ihn über den dumpfen nordischen Groll und plumpen Haß hätte leicht hinwegführen können. Dadurch, daß er nun dennoch mit aller Gewalt nicht blos ein starker, sondern auch ein schöner Geist, nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Dichter seyn wollte, hat er sich am meisten geschadet, denn hier gab ihm erst seine Geschmacklosigkeit alle die Blößen, die seine vielen Feinde schadenfroh benuzten. Wäre er bei der Gelehrsamkeit, bei der philologischen, sittlichen und religiösen Polemik geblieben, so würde er in seiner Kraft furchtbar und achtbar geblieben seyn, aber er beging den Fehler, auch liebenswürdig seyn zu wollen, und das machte ihn lächerlich.

(Die Fortsezung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 40. — 16. April 1830.

Literargeschichte.

(Fortsetzung.)

7) Schriften von Friedrich von Matthisson. Ausgabe lezter Hand. Siebenter und achter Band. Zürich, Orell, Füßli und Komp. 1829.

So glücklich die Mitwelt zu schäzen ist, die sich mit so wenig Unkosten große Männer anschafft, indem sie schlechtweg den kleinen Männern das Patent von großen gibt; eben so ist die Nachwelt zu beklagen, die solche Patente nicht mehr anerkennen wird, und der so manche unsrer heutigen großen Männer wie in einer Nacht üppig aufgeschoßne Pilze eben so schnell wieder zusammenschrumpfen werden. Unser guter Matthisson gehört vorzugsweise zu diesen literarischen Glückspilzen. Hat man nicht lange genug gesagt, er sey ein großer Mann? Ist es ihm nun zu verdenken, daß er sich freundlich lächelnd in diese dankbare Rolle schickt, und sich geberdet wie der Herr von Schievelbein, der zum Feldmarschall avancirt war, er wußte nicht wie, und die Lorbeern mit so viel Anstand trug, als ob er sie verdient hätte? Wir besitzen von ihm recht nett versifizirte lyrische Gedichte, die aber ein wenig mattherzig, weichlich, fade, kleinlich, affektirt, gekünstelt, geschraubt, schwülstig, geschmacklos sind, wie A. W. von Schlegel schon längst richtig bemerkt hat. Wir besitzen ferner von ihm unendlich langweilige Erinnerungen, Reiseberichte und kleine Kollektaneen aus der Brieftasche, die nur Werke der Muße, nicht der Muse sind. Und dennoch paradirt er unter den Dichtern erster Größe, und schon der Schulknabe denkt sich allerlei bei dem Namen Matthisson, was er nachher nirgends realisirt findet. Vielleicht ist es gerade diese an den Namen geknüpfte Fiktion, die ihm ein solches romantisches Interesse gewährt. Dreht man auch die Werke des Herrn von Matthisson von allen Seiten herum und findet nichts darin, so vergißt man doch nie, daß man einmal etwas bei ihm hat finden wollen und in diesem Punkt sind wir Deutschen alle wie Don Quichote. Existirt auch die Dulcinea nicht, wir glauben doch an die, die einmal in unserm Kopfe zu existiren geschienen hat. Ein unschuldiger und glücklicher Wahn! Wir sezen zur Zahl unsrer großen Männer noch eine Null hinzu und sind zehnmal stolzer darauf. Es könnte die Zeit kommen, wo wir Lust bekämen, unser Geniekorps zu decimiren; dann sind solche überkomplette Genies gut, die erste Wuth zu stillen, und mit dem Kopfe zu zahlen, den sie nie gehabt haben. Es ist auf alle Fälle gut, wenn ein so wetterwendischer Tyrann, wie der Ruhm, einen reichlichen Vorrath von großen Männern hat. Sie gehn ihm dann nicht so leicht aus, wenn er auch von Zeit zu Zeit einen Streich unter sie thut.

Die vorliegenden Bände enthalten theils Erinnerungen aus dem Leben und den Reisen des großen Mannes, theils abgerissene Betrachtungen und Kollektaneen. Aus den erstern erfahren wir, daß der große Mann sein Lebenlang bei vielen andern großen Männern herumgefahren ist und das Handwerk begrüßt hat, eine Methode, die ihm mancher neuere Poet nachgeahmt hat. Wenn so ein Kandidat des Ruhms nur sagen kann: ich habe Goethe gesprochen, so sagt er damit zwar nicht so viel als, ich bin selbst ein kleiner Goethe, aber doch beinahe so viel. Wer seinen Spiegel mit Visitenkarten berühmter Männer vollsteckt und sich dann drin besieht, erblickt sein Haupt schon in einem Nymbus. Matthisson hat unter Deutschlands Köpfen botanisirt, hat von jeder Heerstraße jeden nur einigermaßen erheblichen Namen sauber ausgehoben und in sein Reiseherbarium eingeklebt, weiß von jedem ein Paar Wörtchen oder Anekdoten, sollten es auch nur Komplimente gewesen seyn, zu erzählen und hat sich auf diese Weise seinen Paß zum Parnaß mit hundert Unterschriften versehen. Er scheint an das Sprichwort gedacht zu haben: willst du die Tochter, so schmeichle der Mutter. Er hat es sich so übersezt: willst du die Poesie, so schmeichle den Poeten. Man braucht nicht das Recht, sondern nur die Richter studirt zu haben, um selbst Richter zu werden. Wem keine innere Welt zu Gebote steht, der wird sich mit desto mehr Geschick die äußere zu eigen machen, und wem Bekanntschaften zum Ruhm verhelfen, hat sogar noch mehr reellen Gewinn, als wem der Ruhm blos zu — Bekanntschaften verhilft.

8) Ronghar Jaer. Fahrten eines Friesen in Dänemark, Deutschland, Ungarn, Holland, Frankreich, Griechenland, Italien und der Schweiz. Von Harro Harring. München, Lindauer, 1828.

Dem Beispiel eines glücklichen Dichters fügen wir das eines unglücklichen bey. Einem Matthisson bestreut die launenhafte Glücksgöttin den Weg mit Rosen, den sie einem Harro Harring nur mit Dornen besäet. Der leztre erzählt uns in vorliegendem Werke die Geschichte seines eignen Lebens, eines Lebens voll Unruhe, Sorge, ungestilltem Sehnen, getäuschten Hoffnungen, romanhaften Unternehmungen ꝛc. Und noch scheint sein Herz durch die Narben nicht verhärtet, noch blutet es weich aus allen Wunden.

Ist ein Dichter unglücklich, so ist er doppelt unglücklich, denn wie im Dichter jede Freude sich höher steigert, so auch jeder Schmerz. Die Reizbarkeit einer Dichterseele ist so groß, daß sie da die grausamsten Qualen empfindet, wo ein gewöhnlicher Mensch unempfindlich bleibt. Seine Nerven sind feiner und empfinden lebhafter, seine Phantasie malt sich jedes Uebel mit studirter Gräßlichkeit aus, und sein Muth ist, wie man den Dichtern seit den Zeiten des Horaz nachsagt, in der Regel nicht der festeste. Kommt nun noch dazu, daß der Dichter von Natur ein melancholisches Temperament hat, so verdient er wahrlich im Unglück unser sanftestes Mitleiden, und es ist Menschenpflicht, ihm alles Liebes und Gutes zu bieten.

Einer starken Seele wird es freilich leicht, über seine Schwäche zu spotten, seiner Weichheit zu zürnen, ihn zu einem männlichen Entschluß, zu stoischer Gelassenheit zu ermahnen und ihm zu rathen, seine Jugendträume, seine romantischen Hoffnungen, seine Ideale aufzugeben und stillschweig sich ins praktische Leben zu werfen. Aber ist ein Poet, ein Bezauberter, Dämonischer (die Poeten sind es alle), wohl im Stande, solchen vernünftigen Rathschlägen Gehör zu geben, und wird die zarte Pflanze, die einmal für den Garten der Poesie bestimmt ist, nicht auf dem Acker der Prosa stets ein unnützes Unkraut bleiben? — Das Schlimmste ist nur, daß jeder Dichter, so schwach auch seine Natur seyn mag, dennoch von derselben auf einer Bahn fortgerissen wird, wo nur eine starke Natur aushalten kann. Er wird ein öffentlicher Mann, gibt jede Blöße Preis, legt in offner Brust sein warmes Herz jedem Frost und Sturm des Lebens blos, stößt mit seiner wunderlichen Eigenthümlichkeit überall an, tritt ohne es zu wollen, im Gegensatz und Kampf mit dem Alltäglichen, und findet, wenn er ein Tasso ist, gewiß auf jedem Kreuzwege einen Antonio, der ihn mitleidlos sein praktisches Uebergewicht fühlen läßt. Man sollte den Dichtern gleich den Mönchen ein Asyl einräumen, wo sie vom Elend und Haß des Lebens nicht berührt, als Bürger einer bessern Welt freundlich wie die lieben Engel leben und singen könnten.

Möchte wenigstens die Zeit wiederkehren, da gütige Fürsten oder andre reiche Mäcene sich der armen Dichter zu erbarmen, sie wie Kleinode unter den Schätzen ihres Hauses aufzubewahren pflegten. Zwar haben sich die Schriftsteller in unsrer Zeit im Allgemeinen emancipirt. Der starke Geist verschmäht auch das leiseste Band, das ihm etwa ein Mäcen anlegen könnte, und die ungeheuer fortgeschrittne Literaturindustrie hat die meisten Dichter von Profession reich genug gemacht, um fremde Unterstützung entbehren zu können. Allein es gibt noch immer einige schöne Seelen, denen es an Kraft und praktischem Takt gebricht, sich diese Vortheile anzueignen, oder die zu edel denken, um ihr höheres poetisches Bestreben dem gemeinen Erwerbszweck unterzuordnen. Für solche hat die Mode der Mäcenate viel zu früh aufgehört. Harro Harring scheint zu ihnen zu gehören, und ich kann ihm nichts freundlicheres wünschen, als einen großmüthigen Beschützer, der auf sein künftiges Leben so viel Sonnen-

schein fallen läßt, als nöthig ist, das zurückgedrängte Wachsthum seiner Blüthen zu fördern.

Das vorliegende Werk verräth eine sanfte und fühlende Seele, eine feine Beobachtungsgabe, ein glückliches Talent für die Darstellung; doch sieht man wohl, daß der Verfasser noch nicht alt genug ist, um über seine eigne Jugend mit so viel Unbefangenheit zu urtheilen, wie es Rousseau oder unser Moritz gethan haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Schriften.

Gedanken und Urtheile Clemens XIV. über die wichtigsten Gegenstände des Lebens. Nebst den von demselben erlassenen Breven und Circularschreiben, die Aufhebung des Jesuitenordens betreffend. Ein Weihgeschenk zum Geburtstage dieses oder jedes neuen Papstes, dargebracht von Schröder. Leipzig, 1829, bei Ad. Wienbrack.

Es gehört viel Bosheit oder viel Gutmüthigkeit dazu, ein solches Buch dem Papst zum Angebinde zu machen. Der große Ganganelli hat in diesem Buche treffliche Ideen niedergelegt, und es ist außerordentlich, daß ein Papst solche Ideen zu hegen und zu äußern wagte, allein gerade weil es außerordentlich und gegen alle Regel ist, darf man es nicht zur Regel erheben wollen. Dem Papst die sogenannte Aufklärung empfehlen, heißt ihm empfehlen, nicht mehr Papst zu seyn. Clemens XIV. war Philosoph unter der dreifachen Krone, wie Friedrich der Große unter der einfachen, allein wenn auch Platon behauptete, der philosophische König sey der beste König, so würde doch Platon nie behauptet haben, der philosophische Papst sey auch der beste Papst. Das Papstthum gehört nicht zu den weiten, vieldeutigen, gefälligen Begriffen, in die man, wie es der Zeitgeist gerade anlangt, alle möglichen Nebenbegriffe hineinpfropfen und zu Hauptbegriffen erheben kann. Es hat ein sehr scharfes historisches Gepräge; es ist unwandelbar und infallibel, so lange es überhaupt ist; es reformiren heißt nur, es aufheben.

Clemens XIV. konnte nur für seine Person als Privatmann dem aufgeklärten Geist seines Jahrhunderts huldigen und zu protestantischen Ideen hinneigen, keineswegs in seiner Eigenschaft als Papst; und daß er zufällig zugleich moderner Philosoph und Papst war, das war ein Widerspruch, der zu seinem Verderben ausschlagen mußte. Man sagt, er sey vergiftet worden, und man würde es für glaublich halten, auch wenn es widerlegt wäre.

Uebrigens muß eine so seltne Ausnahme unter den Päpsten, als Ausnahme, allgemeines Interesse erregen, und der Herausgeber und Uebersetzer seiner geistvollen Fragmente verdient deßfalls Dank. Ich will hier die bedeutsamsten Stellen herausheben, die den Leser erkennen lassen, wie weit sich dieser Papst dem Protestantismus näherte. Die Stellen sind übrigens, wie das ganze Buch, unzusammenhängend und athoristisch; allein ein und derselbe Geist leuchtet aus allem hervor:

„Daß das Selbstdenken und das Selbstthätigseyn schon in den jugendlichen Seelen mit Klugheit angeregt werde, ist eine Hauptsorge jeder guten Erziehung. Es ist traurig, wenn man seine Schüler nicht anderes lehren soll, als die Kunst — zu wiederholen. (S. 8.)

Von einem Schwärmer, der, wenn er Andere seinem Hasse aufopfert, ein Gott gefälliges Werk zu thun glaubt, darf man nicht die geringste Menschlichkeit hoffen.

Unter dem Vorwande, die Rechte Gottes und der Kirche zu vertheidigen, sucht man nur seinen Stolz zu befriedigen und hält das Aufwallen eines siedenden Blutes oder einer ausschweifenden Einbildungskraft für einen wahren Eifer. — Die Vorurtheile sind eine andere Quelle der Schwärmerei. Wenn man uns zum Unglücke überredet hat, daß eine bloße Schulmeinung ein Glaubensartikel sey, so wird man leicht geneigt seyn, sein Leben für ihre Vertheidigung aufzuopfern. — Sehr oft liegt der Grund der Unverträglichkeit und Verfolgung in einer tiefen Unwissenheit. (S. 78.)

Man würde nur Heuchler und Betrüger bilden, wenn man diejenigen, welche nicht wollen, mit Gewalt in den Schooß der Kirche zwingen wollte. Die Worte: „nöthige sie, hereinzukommen!“ sind aus einem Gleichnisse entlehnt, und haben nie bedeutet, daß man die Menschen zwingen solle, wider ihren Willen katholisch oder Christen zu werden. (S. 79.)

Daß die Heiden abergläubig waren, ist nicht zu verwundern: ihre ganze Religion ist nichts als — Aberglaube. Allein das ist erstaunend, daß das Christenthum unter seinen Bekennern sogenannte Erleuchtete zählt, welche die wesentlichsten Pflichten verabsäumen, und dagegen Fabeln und kleine Uebungen anpreisen. Vergebens sagt man ihnen, daß die Fürbitte der Heiligen weiter nichts als gut und nützlich ist, und daß auch die heiligsten Bilder nicht die geringste Kraft haben; vergebens beruft man sich auf Gott, welcher ausdrücklich sagt, daß nicht alle die selig werden, welche ihn anrufen, daß man weiter nichts, als ein übertünchtes Grab ist, wenn man eine bloß äußere Frömmigkeit besitzt, daß, wenn unsere Absichten böse sind, alle unsre Handlungen es gleichfalls seyn müssen. Sie vergessen Christum und beschäftigen sich blos mit dessen Dienern; sie wenden sich an Bildsäulen, in der Einbildung, daß selbige sie erhören können; sie sagen eine Menge Gebete her, ohne auf deren Inhalt aufmerksam zu seyn, und glauben, daß die Uebungen,

welche doch nur die Schaale des Gesetzes sind, zu ihrer Rechtfertigung und Seligkeit hinreichen. — So richtet der Aberglaube, welcher wie ein Affe die Religion nachahmt, desto mehr Böses an, je mehr er eben die Sünder mit einer falschen Sicherheit einschläfert, indem er sich an allem ärgert, was seinen Vorurtheilen zuwider ist, und oft die wahren Diener Gottes verabscheuet, weil sie nicht an Kleinigkeiten kleben, sondern diejenige Freude und Zuversicht blicken lassen, welche ein Merkmal wahrer Kinder Gottes ist. (S. 83.)

In der Predigt muß man sich mehr mit der Sittenlehre, als mit den Geheimnissen beschäftigen. (S. 97.)

Welch ein Reichthum würde es für die Kirche seyn, wenn die Protestanten wieder in ihren Schooß zurückkehrten! Sie würden ihre Einsichten mit den unsrigen vereinigen, und es würde daraus die schönste und kräftigste Uebereinstimmung entstehen, den Unglauben zu Boden zu stürzen. Allein, man müßte sie mit einer Zärtlichkeit aufnehmen, welche ihnen bewiese, daß man sie zärtlich liebt, und müßte ihnen wegen des Vergangenen nicht den geringsten Vorwurf machen. Dieß ist eine Begebenheit, welche alle mit dem lebhaftesten Eifer wünschen müssen: denn nichts ist betrübender, als Christen zu sehen, welche, in den wesentlichsten Grundwahrheiten des Christenthums einig, in unwesentlichen wie durch eine eherne Mauer getrennt sind. (S. 98.)

Nicht selten sind die Fälle, wo die eine oder die andere Nonne lüstern genug ist, denjenigen zu leiten, welchem ihr Gewissen anvertraut ist. Sie thun dieses mit aller nur möglichen scheinbaren Frömmigkeit, so daß man nicht glauben sollte, daß es ihnen darum zu thun wäre. Diesen armen eingekerkerten Menschen, in welchen die Einbildungskraft in beständiger Arbeit ist, ist freilich mehr nachzusehn, als andern. (S. 111.)

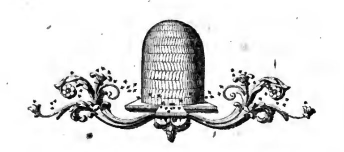
Wenn man ein wahres Glied der katholischen Kirche ist, so hat man wirklich zwei Klippen zu vermeiden, die, daß man nicht zu viel, und die, daß man nicht zu wenig glaube. Wenn man allen den Reliquien Glauben beimessen wollte, welche man allenthalben zeigt, so müßte man auch oft glauben, daß ein Heiliger zehn Köpfe, oder zehn Arme gehabt habe. — Nur die Vermittelung Christi ist unumgänglich nothwendig, die Vermittelung der Heiligen ist dagegen nur gut und nützlich. Das gemeine Volk, welches weder denkt noch urtheilt, sondern nur blind glaubt, weiß von einem solchen Unterschiede nichts. (S. 113.)

Die vornehmsten Nationen Europa's gleichen den Elementen. Der Italiener stellt das Feuer vor, welches immer in Bewegung ist, sich entzündet und sprühet; der Deutsche die Erde, welche, ihrer Dichtigkeit ungeachtet, gute Kräuter und vortreffliche Früchte trägt; der Franzose die Luft, deren Feinheit nicht die geringste Spur zurück läßt; und der Engländer das bewegliche Wasser, welches sich jeden Augenblick verändert." (S. 124.)

Roman.

Der todte Esel und das guillotinirte Mädchen. Ein Roman, frei aus dem Französischen übersezt von L. v. Alvensleben. Leipzig, Rauck. 1830.

Es gibt ein Buch, worin alle Todesstrafen der Chinesen beschrieben und auf einer großen Menge von Kupferstichen abgebildet sind. Allein man kann die marternden Empfindungen, welche dieses Buch erweckt, noch süß und schmeichlerisch nennen im Vergleich mit denen, die das vorliegende französische Buch uns einflößt, denn hier ist nicht nur zusammengehäuft, was uns mit den Vorstellungen des physischen Schmerzes und Ekels erfüllt, sondern auch alles, was uns moralisch auf die Folterbank spannt. Nicht ohne Geist und Wiz und mit sehr viel Berechnung und Kunst hat der Verfasser alles Entsezliche und Scheußliche in der materiellen und sittlichen Natur aufgesucht, um es mosaikartig zu einem im Ungeheuern noch immer zierlichen Gemälde zusammenzusezen. Er windet Schierling, Tollkirschen, Bilsenkraut zu einem Bouquet, sezt uns glänzende Confituren von Arsenik, Grünspan, Zinnober vor, reiht Pestbeulen an Schnüren auf wie Perlen, und sezt die herzzerschneidenden Töne des Jammers und der Verzweiflung im Dreivierteltakt auf Noten. Eine Thierheze, eine Anatomie, Henken, Spießen, Ersaufen, die Charité, ein Mord, ein Kerker, eine Guillotine, ein Schindanger, ein Leichenrand, das sind die Gegenstände, die uns auf den ersten Blick aus dem Buch entgegentreten, aber eben darum noch nicht die feinsten und höllischesten Martern, die den Leser darin erwarten. Haben sie uns verwundet, so werden erst die vielen kleinen Züge von Unmenschlichkeit, Gemeinheit oder Unglück, die es ausschmücken, als Salz und Pfeffer in die Wunden gerieben, um sie desto schmerzhafter zu machen. Kurz, es ist ein höllisches Buch, aber im neuesten französischen Geschmack, bis zur Liebenswürdigkeit gräßlich. Die geistreichen, die sentimentalen Franzosen haben einen Narren an ihrem Henker gefressen, und ihre sanguinische Natur scheint es so mit sich zu bringen, daß sie in demselben Grade feiner denken und weicher empfinden, in welchem sie sich dem Instinkt der Grausamkeit überlassen. Die Karaiben der Revolution sahen, wie die im damaligen Moniteur enthaltenen Theaterzettel beweisen, am liebsten die dramatische Idylle und das rührende Lustspiel; die humanen, klugen, sanften, hochgebildeten Franzosen von heute sehn am liebsten die Mörder-, Galeerensklaven- und Henkermelodramen. Beides läuft auf eins hinaus. Wir Deutschen werden bei unserm Phlegma nie fähig werden, mit so viel Wollust Blut zu sehn, wie die Franzosen, und ein Werk wie das vorliegende ganz zu verstehn, ganz zu genießen. M.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 41. — 19. April 1830.

Die Leipziger Büchermesse, Ostern 1830.

Der geneigte Leser hat bereits seit 1826 in diesen Blättern je nach Erscheinung eines neuen Leipziger Meßkatalogs einen Bericht über denselben erhalten. Diese Berichte haben mir immer einige Mühe gemacht, und das Geschäft des Zusammenzählens und Klassifizirens ist, wie man leicht begreift, nicht angenehm. Allein es ist nützlich, über den Stand und die Fortschritte unserer Literatur in materieller Hinsicht belehrt zu werden. Auch die Franzosen legen über ihre Literatur immer sehr genau Rechnung ab. Je mehr Mühe ich mir nun gebe, in meinen Berichten die strengste Genauigkeit zu beobachten, um so mehr muß ich auch wünschen, daß sie von denen nicht ignorirt werden möchten, die es sich ebenfalls zum Geschäft machen, das Publikum über den Stand der Literatur zu belehren. Ich empfehle dieß namentlich dem Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung. Dieses Blatt ist unter allen deutschen Blättern das, was im Vaterlande selbst am meisten gelesen wird und auch im Auslande den meisten Kredit hat. Gerade in dieser vorzüglichen Zeitung sollten über eine so wichtige Erscheinung, als die deutsche Literatur ist, wenn nicht ausführlichere, doch wenigstens richtigere Uebersichten gegeben werden. Ihr Berichterstatter über die Leipziger Büchermesse citirt darin gewöhnlich unter den neuesten literarischen Produkten keineswegs die, welche wirklich die vorzüglichsten sind, und wie er sich aufs Wählen nicht versteht, so versteht er sich noch schlechter aufs Zählen. In Nr. 338 der Allgemeinen Zeitung von 1829 sagt er geradezu: „So viel aber ist deutlich, daß, wenn am Ende des Jahres die ganze Büchererute eingespeichert und überzählt werden wird, das Jahr 1829 wieder um 2000 Bände mehr zu Tage gefördert haben wird, als das vorhergehende Jahr.“ Wäre ihm bekannt gewesen, daß sich die deutsche Literatur bisher jährlich im Durchschnitt nur um 200 Werke vermehrt hat, und daß jährlich noch nie mehr als 5—6000 producirt worden sind, so würde ihm der schnelle Sprung der Progression auf ein jährliches Mehr von 2000 Bänden wohl sehr fabelhaft vorgekommen seyn. Und hätte er die beiden Meßkataloge von 1829 nachgelesen, so würde er sogar gefunden haben, daß in diesem Jahr 310 Werke weniger erschienen sind, als 1828, wie ich in Nr. 88 des vorjährigen Literaturblatts bewiesen habe. Wenn die französischen Journale seinen Bericht aufnehmen, was muß Frankreich von uns denken? In einem Jahr 2000 Bände mehr, das gäbe jährlich auch ein Mehr von etwa 1000 Schriftstellern. Da sich nun die Bücher jährlich wirklich nur um $\frac{1}{25}$ vermehren, so müßten jährlich 25,000 Schriftsteller wirklich schreiben, und da in einem Jahr unter 30 lebenden Schriftstellern immer nur Einer schreibt, so müßte es 750,000 lebende Schriftsteller in Deutschland

geben. Gott sey Dank, so weit ist es noch nicht gekommen!

Dieß beiläufig. Was nun den Katalog der Ostermesse von 1830 anlangt, so ist zu bemerken, daß derselbe im Ganzen 4028 Artikel zählt (der Osterkatalog von 1829 enthielt nur 3614, der von 1828 aber schon 3883). Hierunter sind inbegriffen 2815 fertig gewordne Werke in deutscher und in alten Sprachen; 112 Werke in neuern ausländischen Sprachen, die aber in deutschen Verlagshandlungen herausgekommen und keine fremden Kommissionsartikel sind; 186 Romane und 49 Schauspiele — zusammen also 3162 fertig gewordne, im deutschen Verlag erschienene Bücher. Hierzu kommen aber noch 57 Landcharten (der Osterkatalog von 1829 hatte deren beinahe noch einmal so viel, nämlich 95), 27 Musikbücher, 5 Spielbücher, 306 ausländische Kommissionsartikel, und 471 Werke, die erst künftig erscheinen sollen. — Man ersieht hieraus, daß das Jahr 1830 für den Buchhandel bei weitem ergiebiger ausfallen wird, als das Jahr 1829, welches dagegen ärmer war, als 1828. Da indeß der Osterkatalog, der immer stärker ist, als der Michaeliskatalog, noch nicht mehr als 3162 fertige deutsche Bücher anzeigt, so wird wahrscheinlich, wenn die Bücher der Herbstmesse hinzukommen, die gesammte Zahl der 1829 erschienenen Werke noch wie die lezten drei Jahre zwischen 5—6000 schwanken und die volle Zahl von 6000 noch nicht erreichen. Die Progression stellt sich so, daß 1822 zum erstenmal 4000, 1827 zum erstenmal 5000 erschienen sind, daß also 6000 wahrscheinlich erst 1832 zu erwarten seyn werden, wenn nichts den raschen Fortgang des Buchhandels unterbricht.

Wir finden dießmal 430 Verleger verzeichnet, wovon etwa 20 Ausländer abzuziehn sind. Die meisten Verlagswerke finden sich bei Nauck in Leipzig 55, Franckh 45, Reimer 43, Basse 42, Metzler 41, Leske 35, Arnold 33, Hilscher 33, Hahn in Hannover 30, Landes-Industrie-Komptoir in Weimar 30 ꝛc.

Doch ist auch dießmal wieder dem Meßkatalog nicht ganz zu trauen, und ich muß die alte Klage wiederholen. Auch in diesem Kataloge finden sich Werke als schon fertig angegeben, die noch nicht erschienen, noch nicht fertig gedruckt, zuweilen wohl kaum geschrieben sind, z. B. Spindlers Invalide. Wenn auch ein Werk ein halbes Jahr, ein Jahr oder noch später wirklich herauskommt, so bleibt es immer ein Fehler, daß es früher unnütz angezeigt war, und später, wenn es endlich heraus ist, nicht mehr im Meßkatalog angezeigt werden darf, weil es schon einmal darin stund. Manches angezeigte Werk mag aber wohl auch gar nicht erscheinen. Wie oft war die zweite Hälfte von Tiecks Aufruhr in den Cevennen versprochen, und wo bleibt sie? Von mir selbst steht der Titel eines Buchs schon seit Jahren im Meßkatalog, das ich noch nicht geschrieben habe. — Dagegen ist es erfreulich zu bemerken, daß immer mehr Verlagshandlungen die Bogenzahl und den Preis der Werke dem Titel derselben beigefügt haben.

Die neue Messe hat uns wieder eine große Menge neuer Schriftstellernamen gebracht, während wir gar viele von den alten vermissen, oder nur neue Auflagen ihrer frühern Werke erhalten. Ich will wie gewöhnlich eine Anzahl der neuen Meßartikel namhaft machen, die für das größere Publikum von Interesse scheinen, und woraus sich ungefähr der geistige Ertrag der Messe beurtheilen und schätzen läßt.

Die Schriften religiösen Inhalts sind wie gewöhnlich sehr zahlreich, doch ist mir darunter verhältnißmäßig dießmal nicht so viel Interessantes aufgestoßen, wie sonst. Wir erhalten die sämmtlichen Werke von Luther, Melanchton, Sailer, und aus der neuen Buchhandlung Zu-Guttenberg in Tübingen die Uebersetzung von mehreren Werken Schwedenborgs, der jezt, wie die Mystiker überhaupt, aufs neue die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. In Kempten erscheint eine Uebersetzung sämmtlicher Kirchenväter, ein sehr verdienstliches Unternehmen, dem man den besten Fortgang wünschen muß. Heinroth gibt eine Geschichte des Mysticismus. Mehrere Schriften sind für oder gegen den Rationalismus geschrieben, wozu neuerdings wieder der bekannte Streit in Halle Veranlassung gegeben. Kopp schildert die katholische Kirche des 19ten Jahrhunderts in Beziehung auf eine Reform derselben, und bei Schwan und Götz in Mannheim erscheint dagegen ein Buch, betitelt: die Blößen der protestantischen Theologie. Auffallend ist endlich folgender Titel: Richter, der Himmel, wie er ist, ein großer theologisch-protestantischer Roman.

Die philosophische Literatur ist in dieser Messe ungewöhnlich bereichert worden, denn seit einigen Jahren fiel ihre Ausbeute durchgängig arm aus. Wir erhalten in der Uebersetzung Y-king von Konfutse, die dritte Abtheilung des ersten Theiles von Windischmanns Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte, v. Meyers Blätter für höhere Wahrheit (9te Sammlung), Krugs sämmtliche Werke, Eberhards sämmtliche Werke, das zweite Heft der Briefe gegen die Hegelsche Encyklopädie, Geßners Spekulation und Traum, Langners populäre Anthropologie, und ein Werk mit einem wieder sehr auffallenden Titel: „Rölls philosophisch forschender Blick in das Urwesen des Weltalls, ein Original-Produkt eben zur rechten Zeit.“

Auch die Aesthetik ist dießmal ungewöhnlich reich. Der Meßkatalog bringt nicht weniger als fünf neue Geschmackslehren, von Weiße, Grohmann, Hausmann, Ficker und Braun von Braunthal.

Das Fach der Alterthümer und der Literargeschichte bietet dar: Jakobs Leben und Kunst der Alten, Löhrs Kriegswesen der Griechen und Römer, Legis Fundgruben des alten Nordens (2ter Theil), Mones Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache, Hoffmanns Fundgruben für Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Graffs Otfried, Thoms altenglische Sagen, übersezt von Spazier, die romantische Poesie des Mittelalters von Rosenkranz, Ditmars Bibliothek der deutschen Satyriker und Humoristen, Raßmann Lexikon der anonymen Schriftsteller.

Die Geschichtsliteratur ist wie gewöhnlich wieder ziemlich reichhaltig. Es genüge hier, auf folgende Werke aufmerksam zu machen. An Fortsetzungen erscheint der sechste Band von Hammers trefflicher Geschichte des osmanischen Reichs, der 7—9te von Spittlers sämmtlichen Werken, der fünfte von Ludens deutscher Geschichte, der sechste von Wilkens Geschichte der Kreuzzüge, die neue Folge des Hormayrschen Taschenbuchs; an neuen Auflagen: die siebente von Rottecks allgemeiner Geschichte, die fünfte von Heerens europäischem Staatensysteme, die dritte von C. A. Menzels Geschichte unsrer Zeit; an Uebersetzungen: Procops byzantinische Geschichte von Kannegießer, Mendozas persische Geschichte von Spazier, ferner Bignons Geschichte von Frankreich, Lingards Geschichte von England, Bottas Geschichte von Italien, Salvandys Polen und Johann Sobiesky, Bourienues und Noroins Geschichte Napoleons, das neue Werk: Marat, Danton und Robespierre oder die Mörder des 2ten September; an größern Sammlungen: Heeren und Ukerts Geschichte der neuern Staaten, Pölitz Bibliothek neuer Geschichtswerke des Auslands, Möller Kabinetsbibliothek der Geschichte, allgemeine historische Taschenbibliothek bei Schumann in Zwickau, Geschichtskunde von Friedrich dem Großen bis auf unsere Zeit bei Jäger in Frankfurt, zur Geschichte unserer Zeit bei Leske in Darmstadt. Es erscheinen ferner Briefe Wallensteins an Gustav Adolph, herausgegeben von Zober. Versprochen wird Moores Geschichte von Irland, die Fortsetzung von Rankes Fürsten und Völker in Südeuropa und von Venturinis Chronik des 19ten Jahrhunderts, das Jahr 1828.

An Biographien erhalten wir: Bolivars Denkwürdigkeiten, das Leben des Feldmarschall Graf Diebitsch-Sabalkansky, die wichtigsten Lebensmomente des merkwürdigen Findlings Caspar Hauser, die falschen Memoiren von Hudson Lowe, die Fortsetzung von Vidocqs Memoiren, Sailers Leben mit einer Einleitung von Görres, den ersten Band von des berüchtigten Wit-Dörring Fragmenten aus seinem Leben, endlich das vierte Bändchen der Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Versprochen wird eine Uebersetzung der französischen Memoiren eines Scharfrichters.

Die politische Literatur ist überaus arm. Die juridische bringt unter andern: Venedey, das Geschwornengericht in den preußischen Rheinprovinzen, und „Ungewitter, der unterhaltende und belehrende Frauenanwalt, oder die weiblichen Rechte, in einer Reihe romanähnlicher Erzählungen, worin das weibliche Geschlecht über alle Rechtsverhältnisse belehrt wird.“ Versprochen wird der sechste und lezte Theil von Savignys berühmter Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter.

Unter den naturwissenschaftlichen Werken bemerken wir die zweite Auflage von Okens Naturphilosophie, Chladnis Akustik, Schuberts Geschichte der Seele, ein bei Sollinger in Wien erscheinender neuer Auszug aus Lavaters Physiognomik. Unter den medizinischen Schriften fallen mehrere Gegenschriften gegen die Homöopathie auf. Die Reiseliteratur ist nicht sehr reichhaltig. Wir finden Schuberts Reise ins südliche Frankreich, Burkharts Reisen in Arabien, Jägers Reise in der Krimm, Musäus Rußland, und eine neue schöne Auflage von Campes Gemälde des Nordens (der Aufenthalt Heemskerks auf Nova-Zembla).

Von pädagogischen Schriften dürften besonders zu bemerken seyn die beiden Streitschriften von Thiersch, über den Zustand der Universität Tübingen, und über den angeblichen Jesuitismus und Obscurantismus des bayrischen Schulplans, ferner Kochs Gymnastik.

Was schließlich die Belletristik anlangt, so bringt uns die neue Messe in Gesammtausgaben die Werke von Schiller in Einem Bande, die Fortsetzungen der Werke von Goethe, Herder, Tieck, Ulrich Hegner; neu angefangen die sämmtliche Werke von Spindler, Oehlenschläger, Kotzebue, Weißer, Blumauer, Tromlitz; im Auszuge die Werke von Therese Huber und Fanny Tarnow; in Uebersetzungen die Gedichte Ossians von Förster, Shakespeare in den drei Uebersetzungen von Tieck, Voß und Meyer, die dramatischen Werke Scribes, Calderons. Versprochen wird eine Uebersetzung des Rabelais, die für einen neuen Fischart eben keine kleine Aufgabe seyn dürfte.

Romane und Novellen erhalten wir gegen zweihundert; darunter in Sammlungen: die gesammelten Novellen von Willibald Alexis, von Müllner, von Streckfuß; die Uebersetzungen der Schriften von Scott, Cooper, Horaz Smith, Lady Morgan, Washington Irving, Goldsmith, Anna Radcliff, Cunningham, Voltaire, Florian, Boccaccio, Bulgarin. Die Damen, die uns dießmal mit ihren Gaben beschenkt, sind: die Gräfin von

Beust, Charlotte Birch-Pfeiffer (die Schauspielerin?), Regina Frohberg, Wilhelmine von Gersdorf, Charlotte von Glümmer, Henriette Hanke, Therese Huber, Hedwig Hülle, Caroline Lessing, Friederike Lohmann, Sophie May, Pauline von Reichstern, Johanna Schopenhauer, Fanny Tarnow; und die Herren, v. Alvensleben, Bechstein, Belani, Blumenhagen, Castelli, G. Döring, Fr. Gleich, Anastasius Grün, der geistreiche Humorist Heine (Reisebilder), Hildebrandt, Kruse, Lar (ein neuer Humorist), Riedmann, A. v. Schaden, Schilling, Storch, Spindler, J. v. Voß, Wolff, Zschokke rc. rc. Auch erscheint eine neue Auflage von dem ehemals berühmten lüderlichen Roman: der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier.

Die epischen Werke pflegen nie sehr zahlreich zu seyn. Wir finden dießmal eine Uebersetzung von Thomas Moores zauberisch schöner Lalla Roogh, die man unbedenklich das schönste Epos der Neuern nennen kann, sodann von Tegnes Riesen Fine. Es erscheint ferner eine neue Ausgabe des Singerkriegs auf Wartburg, und eine Uebersetzung des Eulenspiegel in Knittelversen von Baron Hallberg (der interessante Reisende?). Ziemlich überflüßig erscheinen dagegen die zwei-, drei- und vierfachen Uebersetzungen der Barthélemyschen Gelegenheitsschriften, Sohn des Mannes, Waterloo rc. Ueberhaupt nimmt man es bei der Auswahl der aus dem Französischen zu übersetzenden Werke nicht sehr genau. Manches vortreffliche Werk bleibt unübersezt, während die Memoiren der Maitressen, Galeerensklaven, Polizeispionen und endlich sogar die der Scharfrichter treufleißig ins Deutsche übertragen werden. So ist z. B. von Victor Hugo, dem besten neuern Dichter unter den Franzosen, noch immer nichts übersezt, außer dem lezten Tag eines Verurtheilten und einigen Gedichten in Zeitschriften. Noch weniger aber beeifert man sich in Deutschland, gute englische Werke zu übersetzen. Man übersezt englische Romane, Taschenbücher, Gedichte und Geschichtswerke, aber von den äußerst interessanten und durchdachten theologischen, politischen, und auf Oekonomie und Industrie bezüglichen Werken Englands wird verhältnißmäßig nur wenig durch Uebersetzungen bei uns bekannt.

Ich gestehe, daß ich mir nicht die Mühe genommen habe, die Namen der neuern lyrischen Dichter, die zum erstenmal im Meßkatalog stehn, auszuschreiben. Es sind ihrer nicht viele, sie betragen kaum 8 p. C. der Roman- und Novellenschreiber, woraus man auf die Veränderung des Geschmacks schließen mag. Zu den Zeiten von Hoffmannsmoldau, Gleim, ja noch zu den Zeiten Matthissons gingen im Gegentheil ein Dutzend Lyriker auf einen Romanmacher. Die neue Messe bringt: die zweite Auflage der Todtenkränze von Zedlitz, Wolffs Sammlung historischer Volkslieder, Bechsteins und Storchs Sammlung thüringischer Lieder, die zwölfte Auflage von Hallers Schweizerliedern. Bemerkenswerth ist ferner das Londoner Prachtwerk: die goldne Leyer, Auswahl aus den vorzüglichsten Dichtern Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens und Spaniens, mit goldnen Lettern bei Treuttel und Würtz in London gedruckt.

Schließlich bemerken wir unter den dramatischen Werken außer den schon angeführten von Shakespeare, Calderon, Scribe, Kotzebue noch: Wilsons Theater der Hindus, sämmtliche Lustspiele und sämmtliche Trauerspiele von Müllner, sämmtliche Trauerspiele von Raupach und dessen Schleichhändler, die dramatischen Werke von Montenglaut, die fortgesetzten Lustspielsammlungen der Herren Lebrun, Holtei, Castelli, Töpfers Lustspiele, Klingemanns Melpomene, und einzelne: Grillparzers ein treuer Diener seines Herrn, Grabbes Friedrich Barbarossa, Auffenbergs Alhamra, wieder eine neue Uebersetzung von Manzonis Adelgis, der Diplomat und Clara Wendel von Th. Hell, die Waise aus Genf von Castelli, das Pasquill von Maltitz, Vidiana von Lar, und Narcissus, ein dramatisches Mährchen von

M.

Unterhaltungsschrift.

Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens. Von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von Helmina von Chezy. Zum Besten armer Spinnerinnen im Salzkammergut. Wien, Adolph, 1829.

Bei einem so wohlthätigen Zweck muß man das Mittel nicht streng kritisiren. Wir besitzen bereits humoristische Lebensansichten von Thalern, Strumpfbändern, Rosenkreuzen, von Hunden, Katzen und Flöhen rc. So mag denn auch die Geschichte eines Wesens, das erst als Leinwand, dann als Schreibpapier und endlich als ein papierner Vatermörder herumlauft, die moderne Mährchengallerie vermehren. Dergleichen Stoffe werden aber wohl in der Regel nur von Männern gut behandelt. Wenn sie nicht sehr witzig, keck, ja in gewisser Hinsicht frivol behandelt werden, so werden sie leicht abgeschmackt. Den englischen Cynismus aber und die französische Leichtfertigkeit, die dazu am besten taugen, wollen wir keiner deutschen Dame zumuthen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 42. — 23. April 1830.

Literargeschichte.

(Fortsetzung.)

9) Dresden wie es ist. Von Ernst Scherzlieb. Zwickau, im Verlage der Gebrüder Schumann, 1830.

10) Scherz und Ernst über Ernst Scherzliebs Dresden wie es (durch eine Goldbrille) ist; nebst Bemerkungen über Nationalität in der dortigen Musik, über die Verhältnisse der dasigen deutschen und italienischen Oper, und die Ludwig Tiecks zum Theater. Eine Neujahrsgabe von R. O. Spazier. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, Rein, 1830.

Ich bin weit entfernt, in die trostlosen Klagen unseres geistreichen Börne einzustimmen, und Alles in Deutschland durch die schwarze Brille zu sehn, allein es ist nicht zu läugnen, daß das öffentliche Leben in Deutschland und der Charakter der Deutschen neben vielen guten, ja glänzenden Seiten auch eine Seite darbietet, wo man nur Erbärmlichkeiten gewahr wird. Diese Seite ist in der *vorliegenden* Schrift: **Dresden, wie es ist,** einmal *ganz und völlig* herausgekehrt. Der Dummdreistigkeit ist ein Meisterstück gelungen, wie es der geistreichsten Satire noch nie gelang.

Ist dieß das öffentliche Leben in den großen Städten Deutschlands? Sind das die Gegenstände öffentlicher Theilnahme? Sind das die Helden des Tages? Ist das eine Literatur? Sind das die Früchte funfzigjähriger Aufklärung, die Segnungen der Philosophie und des guten Geschmacks? Wahrlich, man kann dieses Gemälde von Dresden, wie es jezt ist, nicht ohne Erschrecken aus der Hand legen. Nie haben in Deutschland erbärmlichere Menschen erbärmlichere Bücher über erbärmlichere Dinge geschrieben, und wir leben im neunzehnten Jahrhundert und haben große Tage der Geschichte gesehn, und eine Glanzperiode der Wissenschaft und Kunst kaum vollendet.

Betrachten wir diese beklagenswerthe Erscheinung im Zusammenhange mit dem Ganzen unsrer neuesten Literatur. Ich habe in der Einleitung zum diesjährigen Literaturblatt die literarischen Parteien zu bezeichnen versucht und darunter auch einer Pöbelpartei Erwähnung gethan. Hier ist der Ort, eine Fraktion dieser Partei näher kennen zu lernen. — Ich habe den literarischen Pöbel eingetheilt in Geldgeizige, die alles nur für Geld schreiben und für Geld alles schreiben, und in Ruhmgeizige, die den Ruhm nicht im Verdienst, sondern das Verdienst im Ruhm suchen. Jene lassen andern gern ihren Ruhm, wenn sie nur den baaren Gewinn haben, und fangen nicht

leicht Händel an. Zu feig oder zu klug, um ihren Erwerb aufs Spiel zu setzen, lassen sie sich die Beschimpfungen gefallen, die ihnen zuweilen zu Theil werden, und ducken sich vor dem Streich, ohne sich zur Wehr zu setzen, indem sie die Kraft der Trägheit und die Gewalt der Gewohnheit für hinreichende Schutzmittel ihrer literarischen Fabriken halten. Wirklich gehn ihre schlechten Zeitschriften, Taschenbücher, Uebersetzungen, Umarbeitungen Jahr aus Jahr ein lustig fort. Wenn die Stimme würdiger Männer zuweilen gegen die literarische Sündfluth sich ereifert, so antwortet man nicht, sondern läßt die Fluth ruhig fortfluthen. — Anders die Ruhmsüchtigen, die der Name Müllner allein hinlänglich charakterisirt. Diese opfern zwar auch die Ehre unbedenklich dem Geldvortheil, nicht aber ihren Ruhm. Dieser gilt ihnen mehr als alles. Nun haben sie aber kein des Ruhmes würdiges Verdienst, keinen Götterfunken, kein Genie, sie sind nicht, wie jeder große Mann, mit dem Lorbeerkranz auf dem Kopfe zur Welt gekommen; sie müssen Verdienst und Genie heucheln, um sich einen Lorbeerkranz wegzustehlen. Dabei stehn ihnen alle wahrhaft großen Männer und überdieß die Wahrheit, der Scharfblick und das gesunde Urtheil der Zeitgenossen im Wege. Darum hassen sie alle großen Männer und bekämpfen sie, sowohl aus Instinkt als Interesse. Darum hassen sie auch die Wahrheit und suchen sie durch jedes Mittel der Sophistik und Verläumdung zu verfälschen.

Diese beiden Fraktionen der literarischen Pöbelpartei hielten bisher keineswegs zusammen, sondern sahen ziemlich scheel auf einander. Die Dresdner Journal- und Taschenbücher-Fabrikanten stießen manchen Seufzer über Müllner aus, der sich ein Vergnügen daraus machte, die Stillhaltenden zuweilen bei den Ohren zu ziehn. Nun sind aber zwei Umstände eingetreten, welche jene feindliche Partei auf einmal kriegerisch gemacht, und so beide Fraktionen verschmolzen haben. Müllner ist gestorben, und der Eine schöpft freien Athem, der Andre, noch kecker, probirt Rüstung und Waffen des Hingeschiednen. Die Gelegenheit zu dieser Probe kommt von einer andern Seite her. Ludwig Tieck sitzt schon seit Jahren in Dresden unter den Friedliedeuben, ein Dorn in ihren Augen. Er genirt sie entsetzlich, sie haben es lange ausgehalten, aber endlich bricht die Galle durch das Phlegma. Mit einem Wort, Herr Ernst Scherzlieb wird vom Geist Müllners inspirirt und macht auf einmal die große Dresdner Literaturfabrik aufrührerisch. Die Spinnräder werden zermalmende Streitwagenräder, das Weberschifflein wird ein Brandpfeil, um in Tiecks Lager geschleudert dasselbe zu verbrennen.

Ehe Herr Ernst Scherzlieb den Hauptangriff auf Tieck unternimmt, macht er der Partei erst Muth durch die unverschämteste Lobhudelei ihrer Glieder. Recht homerisch beschreibt er die edlen Helden, die Priams Feste belagern. Da wird jeder seiner literarischen Spießgesellen zu einem genialen und wichtigen Manne gestempelt und freigebig mit Lorbeern gekrönt. Ja in der Beschreibung des genialen Mannes mit der goldnen Brille krönt er sich selbst, und macht unter dem Deckmantel der Pseudonymität eine Beschreibung von sich, bei der die Bescheidenheit Ohrfeigen bekommt. So mit Selbstlob vollgeladen, und gleich den Fröschen in der Fabel durch Luft aufgeblasen dürfen sie es schon wagen, mit Tieck in Hinsicht auf Genie und Ruhm zu rivalisiren.

Darum ist auch Herr Scherzlieb ungemein kriegerisch gesinnt, und schont auch die Neutralen nicht. Entweder wagt er hohes Spiel und sagt geradezu: wer nicht mit mir ist, ist wider mich! oder er will seine Kühnheit erst an den Wehrlosen erproben. Da müssen ihm jene ruhigen, gutmüthigen Dresdner Autoren herhalten, die wie Friedrich Kind, Herr von Quandt ꝛc. doch wahrlich kein Wasser trüben und wohl in Frieden gelassen werden könnten. Aber ihre Duldsamkeit hilft ihnen nichts. An den Schwachen zum Ritter zu werden, war von jeher der Kitzel solcher Männer, die sich mit mehr Recht Klein Gernegroß als Ernst Scherzlieb nennen würden.

Der Hauptangriff ist nun auf Tieck gerichtet. Was hat ihnen Tieck gethan? Er ist ein großer Mann, sie sind es nicht, er genießt einen ausgebreiteten Ruhm, sie kennt man kaum. Noch mehr, es hat ihm gefallen, sich in derselben Stadt niederzulassen, die sie als die ihrige ansehn. Nun verdunkelt sein großes Licht ihre kleinen Lichter, nun wird neben seiner Gemäldegallerie ihre gemalte Nürnbergerwaare verächtlich und lächerlich. Möchte er doch, denken sie, ein großer Mann seyn, wenn er nur in Berlin geblieben wäre. Aber da kommt er zu uns, uns vertritt er den Weg und die Sonne, uns raubt er das beste Theil aller der Huldigungen, die uns Dresden oder die nach Dresden Pilgernden darbringen würden, uns stört er im Genuß der bürgerlichen Rechte; denn wäre Demokrit nicht nach Abdera gekommen, so würde man Theodor Hell vielleicht für den hellsten Kopf in Dresden halten. Und noch mehr. Tieck hat sich gegen die einheimische Partei zuerst Angriffe erlaubt, die man sich wohl in keiner kleinen alten Reichs- oder Schweizerstadt von einem Ausburger gefallen lassen würde, ohne kriminelle Repressalien zu gebrauchen. Er hat, wie uns Dr. Spazier in der zweiten Schrift berichtet, hin und wieder das Werkchen eines literarischen und bürgerlichen Herrn Vetters getadelt, was die Herrn Vettern natürlich nicht auf sich sitzen lassen können. Wenn wir, scheinen sie zu raisonniren, dir die Ehre anthun, dich für einen großen Mann zu halten, so erfordert es die Höflichkeit, daß du uns für nichts geringeres hältst, und

wenn wir dich überhaupt als einen Fremdling unter uns dulden, so mußt du uns auch nutzen, schmeicheln, liebkosen, denn die Einheimischen sind immer die Respektspersonen. Wir müßten kein altdeutsches Blut in uns rollen fühlen, wenn wir nicht den Vetter Dummkopf jederzeit dem fremden Genie vorziehn sollten.

Und nun, ihr Herrn, wie habt ihrs denn angefangen, Tieck anzugreifen? Ihr konntet ihm nicht offen entgegentreten, seinen Ruhm nicht antasten, die Tendenz seiner Schriften nicht bekämpfen, weil er als Dichter über allen Vorwurf erhaben, und selbst als Kritiker nur da im Irrthum ist, wo euer schwacher Geist die Wahrheit nimmer erkunden wird. Ihr konntet ihn also nur verklatschen, sein Privatleben und seine Persönlichkeit lächerlich machen, und ihn durch alle die kleinen Mittelchen kränken, welche die gewöhnlichen Waffen deutscher Kleinstädter, alter Weiber und feiger Memmen sind.

Man muß ohne Furcht die größten Namen angreifen, wenn es sich um etwas Großes handelt, wobei die ganze Nation betheiligt ist, wenn die Schriften eines großen Mannes schädlich auf Meinungen, Sitten und Geschmack eines ganzen Volkes wirken. Dieß war meine Ueberzeugung von manchem hochgepriesenen Manne, den ich darum, mit Nennung meines Namens und Ausführung meiner Gründe angegriffen habe. Ich habe längst meine innige Verehrung für Tieck ausgesprochen, und dennoch habe ich in diesen Blättern gelegentlich getadelt, was mir von seiner kritischen Ansicht unrichtig scheint, denn: „ich achte die Wahrheit höher als den Homer!“ ist mein platonischer Grundsatz. Soll ich den unvergleichlichen Dichter weniger lieben und ehren, wenn ich Einzelnes zur Steuer der Wahrheit an ihm aussetze? Soll ich der Wahrheit nicht ihren Tribut zollen, wenn ich den unvergleichlichen Dichter liebe und ehre? Beides läßt sich sehr gut vereinigen. — Doch mit euch kleinlichen gehässigen Seelen soll auch nicht der Schein mich vereinigen! Eure Opposition und die meinige haben nichts mit einander gemein. Das Schwert der Wahrheit macht nicht gemeinschaftliche Sache mit dem Dolche der Verläumdung, und mit demselben Schwerte schlag' ich euch.

Wenn die junge Zeit überhaupt der alten opponirt, wenn man frei und offen um die Sache kämpft, dann zählt ihr nicht mit, die ihr nur feig und heimlich die Personen verläumdet. Wie edle Kämpfer sich auf einen Augenblick ihres Streits begeben, um gemeinschaftlich die Meuter zu verjagen, so werden die Häupter aller literarischen Parteien gegen euch zusammenhalten, euch vom Platze peitschen. Weist euer Wappen auf, wenn ihr ebenbürtig seyd und ehrlich gerüstet zum Turnier! Warum verkappt ihr die feigen Gesichter, und wetzt unter dem Mantel tückische Dolche? Rüstet man sich so zum Kampfe für die Wahrheit, für das Recht, zum Kampfe um die Ideen, die das Jahrhundert bewegen? Was hat euch Tieck gethan? Ist seine Tendenz der Zeit fremd oder schädlich? oder glaubt ihr wenigstens, daß sie es sey? — Ihr lacht. Tendenz? Ihr und eine Tendenz? Das ist freilich zum Lachen. Was wißt ihr, die ihr um Geld Alles schreibt, von Tendenzen?

Da ich das Glück habe, Tieck persönlich zu kennen, bin ich im Stande und bin ich es der Wahrheit schuldig, die Behauptung des Libells, daß Tieck im persönlichen Umgang absprechend hart, eigensinnig, rechthaberisch, übermüthig und unfähig sey, eine entgegengesetzte Meinung zu ertragen, für eine Verläumdung zu erklären. Obgleich meine kritischen Ansichten in manchen Punkten den seinigen schnurstracks entgegengesetzt sind, habe ich doch nie einen gemäßigtern und liebenswürdigern Gegner gefunden, als Tieck, noch keinen, der bei so überwiegendem Geist weniger Eigensinn, weniger Intoleranz, weniger Hochmuth verrathen hätte. Es scheint, Herr Ernst Scherzlieb kennt Tieck gar nicht, und sein eignes böses Gewissen hat ihm nur vorgespiegelt, wie Tieck ihn von rechtswegen behandeln müßte.

Es ist sehr verdienstlich von Herrn Dr. Spazier, daß er an Ort und Stelle selbst die Vertheidigung Tiecks unternommen und die in jeder Beziehung erbärmlichen Umtriebe seiner Gegner aufgedeckt hat. Insbesondere macht Herr Dr. Spazier auf das Dresdner Theater aufmerksam, als dessen Mitdirektor Tieck wahrlich mehr auszustehn hat, als Hoffmann in seinen „Leiden eines Theaterdirektors“ geahndet hatte. Tiecks Einfluß auf das Theater ist seinen Gegnern am meisten verhaßt, weil er dadurch zugleich Einfluß auf den Geschmack des örtlichen Publikums gewinnt. Daß ihm nicht alles gefällt, was der Vetterschaft gefällt, ist begreiflich. Nun gehn sie aber in ihrem Haß so weit, daß sie alles, was Tieck gefällt, in den Koth zu treten bemüht sind, und wäre es auch das Heiligste. Ein Stück, das er auf die Bühne bringt, und wäre es das anerkannt vortrefflichste, muß ausgetrommelt werden. Sey es, was es sey, so wie es von Tieck kommt, muß die Leibgarde der Vetterschaft aufmarschiren und so lange pfeifen und trommeln, bis es gleich den Mauern von Jericho durchfällt. So hat man in Dresden, im Elb-Athen, im neunzehnten Jahrhundert, zwanzig Jahre nach Schillers Tode, noch bei Lebzeiten Goethes und unter den Augen Tiecks die größten dramatischen Dichter, welche die Welt gesehn, Shakespeare und Calderon ausgepfiffen. Man hat im dritten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts in Dresden Shakespeare und Calderon ausgepfiffen. Hört es, Deutsche, und vergeßt es nicht!

Es ist ernstlich zu wünschen, daß der Bund der Mittelmäßigkeit mit der Verwogenheit frühe und kräftig genug bekämpft werde, sonst wächst er uns über den Kopf, ehe wir es uns versehn. Der literarische Pöbel hat schon große Fortschritte gemacht, er hat die Offensive ergriffen, und es gehört Energie dazu, ihn wieder auf die Defensive einzuschränken. Es ist nicht zu läugnen, daß er durch eine gewisse Rohheit, die in neuerer Zeit wieder eingerissen ist, mächtig unterstützt wird. Wohin sind alle die feinen Sentiments, die Begeisterung für Kunst, Alterthum und Philosophie, die vor 20 bis 40 Jahren herrschten? Die Vornehmigkeit und Bizarrerie der Meister, die Fadheit und Manierirtheit der Schüler hat nach und nach den Geschmack abgestumpft, und nun bricht übermüthig wieder die alte Rohheit hervor, und hofft mit der Entartung des Schönen zugleich das Schöne selbst, mit der Karrikatur auch das Ideal ausrotten zu können.

Wir stehn in der Mitte zwischen der ästhetischen Ueberbildung der ausgearteten oder erschlafften Nachkömmlinge eines vorübergegangnen Heroengeschlechts, und zwischen der Gemeinheit eines rebellisch werdenden geistigen Pöbels, der die günstige Gelegenheit benutzt, sich einzudrängen. Die Affen der großen Dichter zerren sich mit den zerrißnen Lorbeerkränzen derselben herum, und wenn sie Goethe, Schiller, Tieck nachpfeifen, so meinen sie selber große Sänger zu seyn. Sie fangen da an, wo die großen Dichter aufgehört, und beginnen mit der Prätension einer Vornehmigkeit, die man nur den berühmtesten Männern am Ende ihrer Laufbahn verzeiht. Dann hat freilich selbst der Pöbel ein Recht, diese Gecken des Parnasses zu höhnen, wie sie es verdienen; aber er macht aus diesem Recht ein Unrecht gegen die Poesie überhaupt, und bedient sich der Köpfe jener Genieaffen, um sie gleich faulen Aepfeln an die ehrwürdigen Marmorbüsten der wahrhaft großen Männer zu werfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sanitätswissenschaft.

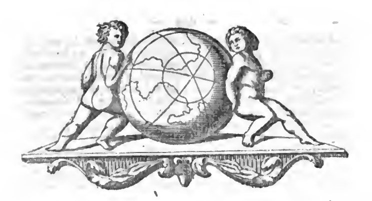
Anleitung zum zweckmäßigen Bau der Abtritte und Reinigungskanäle von der königl. französischen Sanitätsgesellschaft. Aus dem Französischen. Mit Abbildungen. 4. Karlsruhe, Velten, 1829.

Die hier vorliegende Abhandlung wurde auf Befehl des Dauphins, der bekanntlich Vorsteher der königl. französischen Sanitätsgesellschaft ist, geschrieben und in der Sitzung vom 23. December 1824 vorgetragen. Der Uebersetzer fand es mit Recht der Mühe werth, sie auch in Deutschland auszubreiten, da bisher noch kein so leicht ausführbares und so wenig kostspieliges Mittel der Luftreinigung bekannt war, wie es in dieser Schrift angegeben wird.

Dieses neue Mittel besteht in einer oben und unten offnen Röhre von Eisenblech, die in dem von unreiner Luft erfüllten Kanal angebracht und erwärmt wird. Sobald die in der Röhre befindliche Luft wärmer wird als die äußre, die Röhre umgebende Luft, so wird sie auch leichter als diese und strömt zur obern Oeffnung hinaus. Die unreine Luft aber, welche die Röhre umgibt, strömt nun in die Oeffnung hinein, um die ausgeströmte Luft zu ersetzen, und wenn man unten am Kanal ein Fenster oder eine Oeffnung anbringt, die ins Freie führt, so wird vermöge des Luftzugs die durch die Röhre wegziehende unreine Luft immer von außen her durch freie Luft ersetzt. Es versteht sich übrigens, daß die Röhre oben ihren Ausgang außerhalb des Gebäudes, gleich einer Feueresse, haben muß. Die unreine, von unten in die Röhre strömende Luft wird durch die Wärme in die Röhre geleitet, und wie Rauch abgeführt.

Um die Kosten der Heizung zu ersparen, wird gerathen, die in den Kaminröhren der Oefen und besonders der Küchen täglich verloren gehende Wärme dazu zu benutzen.

Zur größern Verdeutlichung sind mehrere Beschreibungen verschieden gebauter Kanäle gegeben, und Abbildungen beigefügt. Wir müssen den geneigten Leser auf diese nähern Angaben im Buche selbst verweisen, und uns begnügen, hier nur mit wenig Worten die Theorie der neuen Methode bezeichnet zu haben. In jedem Falle ist die Sache einer Prüfung werth. Wir lassen uns noch täglich eine Menge Unbequemlichkeiten gefallen, die uns, weil wir so lange daran gewöhnt sind, kaum bemerklich werden. Und doch läßt sich der menschliche Erfindungsgeist gewiß noch so weit steigern, diese Unbequemlichkeiten ohne viele Mühe hinwegzuräumen. Es scheint, man ist in der Polizei der Städte und Straßen im Allgemeinen schon weiter gediehen, als in der der Häuser und Gemächer. Vielleicht ließe sich manche Erfahrung aus den engen Schiffsräumen auf die häuslichen Einrichtungen anwenden. Besonders aber sollte man die Lokalgebräuche besser studiren und vergleichen. In mancher Provinz, in mancher Stadt findet man ungewöhnliche, aber sehr praktische Einrichtungen, die man anderwärts auch anbringen könnte und sollte, vom Bau der Häuser bis auf den Küchenzettel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 43. — 26. April 1830.

Amerikanische Literatur.

Encyclopaedia Americana. — A popular dictionary of arts, sciences, literature, history, politics and biography, brought down to the present time; including a copious collection of original articles in american biography; on the basis of the seventh edition of the german Conversationslexicon. Edited by Francis Lieber. Philadelphia; Carey, Lea and Carey.
(Amerikanische Encyklopädie. Ein populäres Lexikon der Künste, Wissenschaften, Literatur, Geschichte, Politik und Biographie, bis auf die gegenwärtige Zeit — nebst einer zahlreichen Sammlung originell amerikanischer Lebensbeschreibungen. Auf die Grundlage der siebenten Ausgabe des deutschen Conversationslexikons. Herausgegeben von Franz Lieber. Philadelphia, Carey, Lea und Carey.)

Das Werk ist auf 12 starke Oktavbände berechnet, wovon der erste bereits erschienen ist. Der Preis ist 30 Dollars (75 Gulden), Druck und Papier sind sehr schön.

Der Bearbeiter ist in Deutschland nicht unbekannt. Es ist der Dr. Franz Lieber, der früher als Schüler und Freund des Professor Jahn in dessen Untersuchungssache verwickelt wurde, später nach Griechenland ging und seinen Aufenthalt in diesem Lande in einer interessanten kleinen Schrift beschrieben hat. Seit einigen Jahren lebt er sehr thätig und glücklich in Nordamerika, und mehrere früher in diesen Blättern enthaltene Artikel über nordamerikanische Literatur sind aus seiner Feder geflossen. Ueber sein neues, ohne Zweifel sehr nützliches und erfolgreiches Unternehmen, das Conversationslexikon für Nordamerika umzuarbeiten, äußert er sich selbst, nachdem er deßfalls das Verdienst des sel. Brockhaus gebührend anerkannt hat, folgendermaßen:

Indem ich dem Publikum dieses Werk in englischer Sprache vorlege, mache ich auf meine Absicht aufmerksam, dasselbe durch solche Veränderungen und Zusätze, wie sie die Eigenthümlichkeit des Landes fordert, dem amerikanischen Leser so anziehend und nützlich zu machen, als das Original den Deutschen geworden ist, und ich habe mich der Hoffnung hingegeben, daß eine amerikanische Encyklopädie, nicht blos dem Namen nach, sondern als ein umfassendes Repositorium des Unterrichts und der Belehrung — sowohl in Beziehung auf Amerika, als auf die verschiedenen Zweige des Wissens überhaupt, ihren besonderen Werth haben werde, bei jener großen europäischen Na-

tion, deren Sprache und Literatur ihren Nachkommen in den vereinigten Staaten gemeinschaftlich ist.

Einige, in dem deutschen Original nur unvollkommen behandelte wissenschaftliche Fächer sind in dieser Ausgabe günstig umgearbeitet worden, z. B. Zoologie (durch Doktor Godman in Philadelphia, den berühmten Verfasser der amerikanischen Naturgeschichte), sodann Mineralogie und Chemie. Die Artikel: Staatsökonomie und Geographie sind gleichfalls bedeutend vermehrt, und eine nicht geringe Anzahl neuer Artikel über das amerikanische und englische Recht, so wie bedeutende Zusätze zu den Original-Artikeln über Jurisprudenz aufgenommen worden, die in dem deutschen Werk meist auf Gegenstände des römischen, deutschen und französischen Rechts beschränkt war. Die Biographien wurden besonders ausgedehnt, und die amerikanischen sind durchgehends neu, und von Hr. Robert Walsh bearbeitet, dessen Gelehrsamkeit und Geschmack für ihren Werth bürgen. Im Gebiet der Theologie, und in der That in allen Theilen des Werks, wird der Leser nie die Absicht finden, meine eigenen Meinungen aufzustellen, ausgenommen wenn sie ausdrücklich als solche bezeichnet sind — ich wollte nicht Meinungen aufdringen, sondern nur Thatsachen liefern. Ich habe, so weit es mir nur immer möglich war, mich bemüht, in den auf irgend eine besondere religiöse Sekte bezughabenden Artikeln die denselben eigne Meinungen und Sätze darzustellen, und in Fällen, wo derselbe Punkt von andern Sekten anders betrachtet wird, die abweichenden Ansichten heraus zu heben. — Die Artikel über schöne Künste sind in dem deutschen Original besonders vollständig, und ich hoffe, die amerikanische Encyklopädie wird daher um so mehr Genugthuung gewähren, in einem Gebiet, in welchem die englischen Encyklopädien bis jezt sehr mangelhaft gewesen sind.

Offenbar muß ein Werk dieser Gattung ungleich in seinem Gehalte seyn; und gewiß werden Mängel bemerkt werden, denn in welchem ähnlichen Werke ist dieß nicht der Fall? Inzwischen haben wir uns zur Aufgabe gemacht, die Mängel in dem deutschen Original sowohl, als in den englischen Werken dieser Art nach Kräften zu ergänzen, und wir hoffen, der Leser werde bei seiner Kritik der Fehler des gegenwärtigen Werks die Verbesserungen nicht übersehen, welche nach den Arbeiten früherer Schriftsteller vorgenommen worden sind, und sich der Worte Skaligers erinnern: „Lexicographis et Grammaticis secundus post Herculem labor."

So weit nun aus dem ersten Bande ein Schluß auf das Ganze gezogen werden kann, ist den in der Vorrede gegebenen Versprechungen Genüge geschehn. Es ist begreiflich, daß insbesondere die Artikel, die ins Gebiet der Politik, Geschichte und Biographie einschlagen, in einem so freyen und von Europa entfernten Lande besser gerathen müssen, als bei uns. Ungleich gelehrter und vielseitiger, sind wir doch im Urtheil weder so einfach, klar und praktisch, wie die Nordamerikaner, noch auch so ungebunden in den Aeußerungen. Der ganze deutsche Ballast von philosophischer Begriffsverwirrung, publicistischer Begriffsverdrehung, konventioneller Rücksichtlichkeit, altfränkischer Pedanterei, feder Servilität, feiger Liberalität, dummer Pietät, witziger Sentimentalität, und was unsre maux à la tête noch sonst für Namen haben, das alles wird auf dem Wege nach Amerika ins atlantische Meer geworfen. Zu Nuz und Frommen der Amerikaner ist zu wünschen, daß sie das kritische Messer recht tief in die deutsche Literatur einsetzen, ehe sie dieselbe auf ihren Boden verpflanzen. Wir haben uns oft gekränkt gefühlt, daß fremde Nationen sich bisher so wenig um unsre Literatur bekümmert haben. Allein es war ein wahres Glück für sie, und jezt, da man auf einmal in Frankreich, England und Amerika uns preist und rühmt, übersezt und nachahmt, dürfen wir uns dieß zwar allerdings sehr zur Ehre schätzen, müssen aber unsern Proselyten zurufen: Nehmt euch in Acht, daß ihr nicht des Guten zu viel bei uns holt! Sie werden sich in Acht nehmen. Zweifeln wir nicht daran. Sie werden unsre Literatur wie eine Citrone auspressen und uns die Schaalen an den Kopf werfen. Sie werden sich unser Nachdenken, unsern Erfindungsgeist zu eigen machen, und uns unsre Dummheit und Weitschweifigkeit lassen. Wir werden für sie in der Frohne gearbeitet haben. Wie die Deutschen oft genug ihr Blut für die Nachbarn geopfert, so werden sie auch ihre Dinte für sie geopfert haben, und es bleibt immerhin ein herzerhebender Gedanke, vielleicht einmal in Paris, London oder Philadelphia aufgehn zu sehn, was man zwischen den Alpen und dem Belt ins unfruchtbare Papier gesäet und schon bei der Geburt verloren gegeben hat.

Literargeschichte.

(Fortsezung.)

11) Georg Viktor Kellers Nachlaß. Eine Reihe moralischer, politischer und wissenschaftlicher Aufsätze mit beigefügter Biographie. Zwei Bände. Freiburg, Wagner, 1830.

Die Biographie dieses katholischen Geistlichen bietet nicht viel Interessantes dar, indem sein Leben einen ziemlich einförmigen und gewöhnlichen Gang nahm. Allein es ist merkwürdig, daß hier aufs neue, und mit scheinbaren Beweisen unterstüzt, die Behauptung steht, Pfarrer Keller sey der Verfasser der vielberühmten Stunden der Andacht. Ich habe früher in diesen Blättern Herrn

Zschokke in Aarau als den Verfasser genannt, und muß gestehn, daß ich ihn noch immer dafür halte. Der Biograph Kellers citirt nur einige Briefe, worin der Verleger der Stunden der Andacht Keller ersucht, bei den neuen Auflagen nach Gutdünken zu ändern, was etwa katholischen Lesern anstößig seyn könnte. Daraus folgt noch keineswegs, daß Keller auch der ursprüngliche Verfasser sey. Wichtiger ist der Umstand, daß die hier aus Kellers Nachlaß gelieferten Aufsätze in der That der Tendenz wie der Sprache nach denen in den Stunden der Andacht sehr ähnlich sehn. Allein Keller ist nicht der einzige Krypto-Deist im deutschen Oberlande, auf den Zschokkes Nähe, Denkart und Schreibart Einfluß geübt haben. Zschokke hat unter den Calvinisten wie unter dem sogenannten aufgeklärten Theil der Katholiken eine eigne Schule gebildet, deren Sprache man besonders häufig in den Gebirgen vernimmt, bis sie sich einerseits im Badischen und Würtembergischen in die Sprache der Herrn Paulus und Pahl, andrerseits im Bayrischen in die Sprache der alten Illuminaten verliert. Es mag nun seyn, daß Keller bei den Stunden der Andacht mit Hand angelegt hat; ich habe aber Gründe, die theils in der Sache selbst, theils in meiner Kenntniß der Personen und Lokalitäten liegen, den Herrn Zschokke fortwährend für den Hauptürheber und Hauptredakteur jenes gottseligen Werks zu halten. Es ist indeß sehr gleichgültig, wem man die Sache zuschreibt. Nur die Sache selbst ist der Besprechung werth. Obgleich ich mich weder zu den unberufnen noch auch zu den berufnen Zionswächtern rechne, habe ich mich aus einem gewissen intellektuellen und ästhetischen Eckel gedrungen gefühlt, in meiner Schrift über die deutsche Literatur ein Anathem gegen die Stunden der Andacht zu schleudern. Es scheint freilich sehr christlich, ein Christenthum aufzustellen, das allen Sektenunterschied vermeidet, das gleichsam den reinen Kern der christlichen Gesinnung und Lehre aus den vielen zwiebelartig in einander gehäuteten Schalen der Konfessionen und Parteien herausschält. Allein die Stunden der Andacht sind weit entfernt, ein so brennendes Scheidewasser zu seyn, daß es das reine Gold des Christenthums von jedem Zusatz läutern könnte. Statt alle Parteien als solche zu vernichten, suchen sie sie nur zu versöhnen, schonen ihre Vorurtheile, wollen nirgends Anstoß geben und es allen recht machen. Um es mit einem Worte zu sagen, die Stunden der Andacht sind eine bloße **Buchhändlerspekulation**. Welcher Prophet, Religionsstifter oder Reformator würde nicht mit dem Schwerte seiner Ueberzeugung scharf dreinhauen, dem Irrthum und der Lüge mit strafender Wahrheit und heiligem Zorn entgegentreten? Und wer anders, als jene Brut von literarischen Wucherern, wie sie unsere Zeit in ihrer tiefsten geistigen Versumpfung ausgeheckt hat, vermag unter der Maske christlicher Liebe und Friedfertigkeit den unchristlichen Irrthum, die unchristliche Lüge zu schonen, zu liebkosen, um sie zu benutzen, um Procente davon zu ziehn? Warum drücken diese pfiffigen Heiligen immer bald das rechte, bald das linke Auge zu, wenn sie auf irgend ein Vorurtheil dieser oder jener herrschenden Glaubenspartei stoßen? Wäre es ihnen um die Ausrottung der Vorurtheile, um die Wahrheit zu thun, so würden sie nicht scharf und streng genug reden können. Aber es ist ihnen nur darum zu thun, recht viele Käufer des Buchs zu finden, deßwegen schmeicheln sie den Lesern und suchen jedem nach dem Maule zu reden.

Ich zweifle übrigens nicht, daß der sel. Pfarrer Keller wirklich überzeugt gewesen ist, mit seinen auch in dem vorliegenden Nachlaß enthaltenen Aufklärungsversuchen ein gutes Werk zu stiften. Ein geborner Katholik, ein katholischer Geistlicher befindet sich in einer eigenthümlichen Lage, wenn er nach und nach durch Lektüre oder Nachdenken umgestimmt, ein Rationalist wird, ohne Kraft genug zu haben, sich ehrlich von seinem alten Verhältniß und Amt loszusagen. Er schämt sich oder fürchtet sich, die alten Bande zu lösen, und überredet sich wohl gar, es sey seine Pflicht, auszuhalten, um im Schooß seiner Kirche noch mehr Proselyten zu machen. Man hört unter den Katholiken, die sich selbst aufgeklärt nennen, sehr oft die Behauptung, sie dürften nicht übertreten, sondern müßten im Stillen ihre Glaubensgenossen allmählich zu freien Ideen vorbereiten. Viele halten dieß für recht und gottgefällig, und glauben keineswegs zu fehlen. Aber das Verfahren ist unehrlich, und die fromme Lüge ist vielleicht die schlimmste Lüge. Pfarrer Keller mag sein Bestreben für sehr heilbringend gehalten haben, aber ist es ehrlich, daß er doppelzüngig ist, doppelt Maaß und Gewicht bei sich führt? Er ist Rationalist, seine Religion ist die sogenannte Vernunftreligion; allein er wagt es nicht, dieß mit klaren Worten auszusprechen, und wenn er glaubt, einer seiner Sätze sey vielleicht allzu rationalistisch gerathen, so daß er den katholischen Lesern Anstoß geben könnte, so fügt er eine Note bei, welche das Gesagte zum Theil zurücknimmt oder so verdreht und auslegt, daß sich ein katholisches Gewissen allenfalls beruhigen kann.

So sind die ganzen Stunden der Andacht abgefaßt. Alles ist darin nach dem Belieben der Leser, nicht nach der Wahrheit eingerichtet. Und um den Zweck noch vollkommen zu erreichen, hat der allerweitsgläubige Verfasser sogar aus dem einen Buch zwei Bücher gemacht, eins für Protestanten, das andre für Katholiken. In jenem erkennt er einige Vorurtheile der erstern, in diesem einige Vorurtheile der leztern an, die sich beide widersprechen.

Wer hat nun recht? das ist ihm ganz einerlei. Vielleicht haben beide Unrecht? Vielleicht, aber das ist ihm ganz einerlei. Ich gebe ihnen beiden Recht, sagt er, dafür bezahlen sie mich beide. Derselbe Mann würde auch Stunden der Andacht für die Chinesen und Tibetaner schreiben, dort den Fo und hier den Dalai Lama loben. Alles einerlei, wenn das Buch nur abgeht.

12) Joh. Albr. v. Ittners Schriften, herausgegeben von Dr. Heinrich Schreiber. Vierter Band. Freundschaftliche Briefe und Leben. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1829.

Die ersten Bände dieses Werks sind früher im Literaturblatt rühmlich erwähnt worden. Die kleinen Erzählungen und andern unterhaltenden oder belehrenden Artikel, welche sie enthalten und welche früher in Zschokke's Erheiterungen und andern Journalen abgedruckt waren, gehören zu dem Besten, was die Redaktionen unterhaltender Zeitschriften von ihren Mitarbeitern sich wünschen können, und verdienen wohl, gesammelt worden zu seyn. Daß aber in dem vorliegenden vierten Bande auch die Biographie und Korrespondenz des wackern Mannes gedruckt worden, scheint weniger nöthig gewesen zu seyn. Wo will es am Ende mit unsrer Literargeschichte hinaus, wenn darin auch alles aufgenommen wird, was die Privatangelegenheiten von Männern betrifft, die nur sehr untergeordneten Antheil an der Literatur genommen haben. Herr von Ittner, ein Breisgauer, ging aus dem Dienst des Malteserordens nach Aufhebung desselben in badische Dienste über, zeichnete sich als Administrator und, da er badischer Gesandter in der Schweiz wurde, auch als Diplomat aus; hier lernte er Zschokke kennen, der ihn aufmunterte, sein Mitarbeiter bei den Erheiterungen zu werden. Weiter bietet sein Leben nichts Interessantes dar, und es kann also wohl nur seinen nächsten Freunden und Landsleuten der Erinnerung werth seyn.

13) Benjamin Franklins Leben und Schriften, nach der von seinem Enkel William Temple Franklin veranstalteten neuen Londoner Original-Ausgabe; mit Benutzung des bei derselben bekannt gemachten Nachlasses und frühern Quellen zeitgemäß bearbeitet von Dr. A. Binzer. Vier Theile. Kiel, Universitäts-Buchhandlung, 1829.

Es ist nicht vorauszusetzen, daß unsre Leser nicht längst das Leben und die Werke Franklins kennen gelernt haben sollten. Der interessante Zusatz bei dieser neuen Ausgabe ist die Fortsetzung von Franklins Leben, welche sein Enkel von da an geschrieben, wo seine bekannte Selbstbiographie aufhört. Franklin muß uns in Sitten und Handlungsweise, Geist und Sprache durchaus als Repräsentant des edlern Theiles seiner Landsleute gelten. Wie europäisch auch seine Bildung erscheinen mag, er ist doch ganz Amerikaner und ganz Europa hat Amerika keinen ähnlichen Mann entgegenzusetzen. Doch muß es uns auffallen, daß Franklin in Amerika selbst noch keinen würdigen Nachfolger gefunden hat. Die spätern Schriftsteller dieses Welttheils stehn unter ihm, und der Einzige, der ihm an Ruhm gleich gekommen ist, Cooper, hat bei weitem nicht so viel transatlantischer Eigenthümlichkeit, trotz dem, daß er immer Scenen aus der Natur und Geschichte seines Vaterlandes schildert. Dieser Nachahmer Walter Scotts ist dem Nebenbuhler Voltaires, Rousseaus und Montesquieus auf keine Weise gleich zu stellen. Ist es nicht zu befürchten, daß Amerika unter dem Einfluß der in Europa eingerissenen literarischen Rohheit und unter seiner eigenen Naturrohheit noch wird leiden müssen, ehe es sich zu einer selbstständigen geistigen Bildung und Literatur erhebt, an deren Spitze in patriarchalischer Ehrwürdigkeit Benjamin Franklin steht.

Zum Beweise, wie hoch Franklin in Europa noch immer geschätzt wird, möge folgende Pariser Ausgabe seines armen Richard dienen:

14) La science du bonhomme Richard par Benjamin Franklin. Paris, Panckoucke. 1827.

Dieses Werk ist im größten Folio-Format auf pergamentstarkem Papier aufs prachtvollste gedruckt, möchte sich aber insofern nicht mehr zu einem Taschen- und Handbuch fürs praktische Leben eignen, wozu es eigentlich bestimmt war.

Auch von Voltaire und Rousseau hat man neuerdings noch einige Reliquien gesammelt:

15) Lettres de Voltaire et de J. J. Rousseau à C. J. Panckoucke, éditeur de l'encyclopédie méthodique. Paris, C. L. G. Panckoucke, 1828.

Der Mann, an den diese Briefe gerichtet sind, war der Stammvater eines berühmten Buchhändlergeschlechts, zu dessen Ehren sie auch hier sehr schön abgedruckt worden sind. Die Briefe selbst, 15 an der Zahl, sind nicht sonderlich wichtig, doch zeichnen sich die von Voltaire durch den ihrem Verfasser eignen Geist und Witz aus.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 44. — 30. April 1830.

Literargeschichte.

(Fortsetzung.)

16) Müllners Leben, Charakter und Geist, dargestellt vom Professor Dr. Schütz zu Leipzig. Mit einem Facsimile und dem Bildnisse Müllners. Meissen, Gödsche, 1830.

Wir bleiben den Franzosen nichts schuldig. Auch wir Deutsche machen Riesenschritte in der Offenherzigkeit. In Frankreich schämen sich die Memoirenschreiber schon lange nicht mehr, die naivsten Geständnisse zu thun, und ihrer Ehre Preis zu geben, um der Wahrheit zu huldigen. In Deutschland war so etwas bisher unerhört, aber, so mächtig ist der Zeitgeist, es kommt auch an uns die Reihe, und da wir nichts halb thun können, so ist auch unsre Wahrheit ganz nackend, abscheulich nackend.

Bei allem möglichen Abscheu vor dem Anblick einer eiternden Krankheit müssen wir doch den cynischen Arzt loben, der sie uns enthüllt. Ich weiß keinen Ausdruck, der herabwürdigend genug wäre, um die Schamlosigkeit der vorliegenden Schrift zu bezeichnen, allein da das Uebel einmal da ist, so muß man es loben, daß es auch enthüllt wird. Moses vertilgte die Schlangen, indem er eine eherne Schlange aufrichtete. Auch in der sittlichen Welt muß man auf diese Weise homöopathisch verfahren, das Uebel ausrotten, indem man sein Bild aufstellt.

Ich habe schon vor sieben Jahren Müllnern den Fehdehandschuh hingeworfen und mich seitdem oft und heftig gegen seine literarische Frechheit ausgesprochen, wofür er sich denn satisam früher schon im Literaturblatt und später im Mitternachtsblatt an mir zu rächen versucht hat. Es ist merkwürdig genug, daß das deutsche Publikum weder mir, noch den zwei oder drei andern furchtlosen Kritikern geglaubt hat, die ihn eben so scharf angegriffen, und daß man erst auf das vorliegende Buch hat warten müssen, um ihm die allgemeine Verachtung angedeihen zu lassen, in der er schon vor vielen Jahren überreif war. Es ist dieß ein Beweis, wie viel noch eine unsern überrheinischen Nachbarn abgelernte Keckheit über die Mehrzahl unsrer friedliebenden Literatoren vermag. Furcht vor Müllners nichts schonender Feder war es allein, was ihm bis an sein Ende die Schonung sicherte, die er wahrlich nicht verdiente. Diese Furcht vor ihm macht den vielen Leuten, die sie gehegt, eben keine Ehre, und man darf diese Gelegenheit nicht vorübergehn lassen, ohne den Journalisten und dem Publikum selbst ein wenig mehr Energie zu empfehlen, wenn es je wieder ein zweiter Müllner wagen sollte, die deutsche Literatur zu verunreinigen und zu vergiften.

Bedenkt man, daß der Herausgeber des vorliegenden

Werkes, als Facsimile Müllners einen Brief desselben an seine, des Herausgebers eigne Frau, die berühmte Hendel-Schütz, hat abkopiren und dem Buche beilegen lassen, einen Brief, der von eckelhaften Zweideutigkeiten wimmelt, so wird man wenigstens in die Wahrheitsliebe des Herausgebers und in die Treue der Biographie keinen Zweifel setzen. Müllners ärgster Feind könnte ihn nicht weniger geschont haben, als es hier der Mann thut, der sich seinen treuesten Freund nennt und es auch wirklich gewesen seyn muß, weil er sich sonst nicht so geduldig neben ihn an den litterarischen Pranger stellen würde.

Waren bisher Müllners Schriften hinreichend, unser Verdammungsurtheil zu begründen, so lehrt nunmehr die vorliegende Biographie, daß er als Mensch keineswegs die Vorzüge besessen, die uns mit dem Schriftsteller versöhnen könnten. Er erscheint in diesem Spiegelbilde so roh, gemein, filzig, intrigant, eitel, zänkisch, rachsüchtig und in der Wahl seiner Rachmittel schamlos, daß das ganze Gemälde nur tiefen Eckel einflößen kann. Allein dieser Eckel ist heilsam, eine Warnung und eine billige Strafe für die, deren furchtsame Nachgiebigkeit diesen litterarischen Krebs so lange um sich fressen ließ.

Ich fühle mich nicht berufen, hier den Mitleidigen zu spielen. Ich lebe der christlichen Ueberzeugung, daß dem Hingeschiedenen seine Sünden werden vergeben seyn, und daß er in einer bessern Welt einen neuen Menschen angezogen haben wird. Allein für uns ist er noch der alte Müllner, eine literarische Persönlichkeit, die unverändert nach seinem physischen Tode die nämliche bleibt wie vorher, und diese können wir nicht schonen. Seine Werke sind einmal geschrieben, und bleiben stehn; so bleibt auch das Verdammungsurtheil stehn, das ich schon während seines Lebens über ihn ausgesprochen, und das Professor Schütz aus meiner Schrift über die deutsche Literatur wörtlich in dem vorliegenden Buche hat abdrucken lassen. Ich kann es in keinem Jota mildern. Jede Schonung der Person wäre eine Beschönigung der Sache, und diese eine Sünde wider den heiligen Geist.

Müllner hat einige recht heitere und anmuthige Lustspiele geschrieben, aber als tragischer Dichter hat er die Poesie mißbraucht, die gemeinsten und ehrlosesten Verbrecher zu edlen und rührenden Helden gestempelt, und in der Uebergoldung des Kothes den pikanten und originellen Reiz gesucht, der ihn vor andern Dichtern auszeichnen sollte.

Müllner hat als Kritiker viel gesunden Witz und viele Kühnheit gezeigt, aber dabei auch dem schamlosesten Egoismus gefröhnt, nichts geehrt und gerühmt, als sich selbst und seine Trabanten, und die edelsten Männer der Nation mit Unrath beworfen, sobald sie ihn die Mißachtung fühlen lassen, die er in so hohem Grade verdiente. Nie galt ihm die Sache des Guten, Wahren und Schönen, sondern stets nur seine Person, und durch die Erfolge, deren sich seine Frechheit eine geraume Zeit hindurch zu erfreuen hatte, hinterläßt er ein böses, für Seinesgleichen verführerisches Beispiel. Wer hieran noch im mindesten zweifeln kann, der lese seine Werke und das vorliegende Buch. Müllners berühmte Polemik hatte nie einen andern Zweck, als seine Person, als Lobhudelei seiner selbst und Herabwürdigung seiner Gegner und Nebenbuhler; nie hat er um Ideen gekämpft, nie eine edle oder große Sache vertheidigt, nie eine schlechte Sache um ihrer selbst willen angegriffen, vielmehr nur zu häufig das Elendeste vertheidigt und das Höchste verunglimpft, weil es so sein Vortheil erheischte oder seine Rache kitzelte. Hören wir, wie sich sein Freund selbst über seine nicht nur ungerechte, sondern auch feige Polemik ausdrückt. „Müllner erniedrigte sich, ungeachtet all seines Stolzes und seiner Eitelkeit, doch nur allzu oft unter seiner wirklichen Würde, sowohl durch sein Lob, als seinen Tadel, wenn es, wie leider nur allzu häufig geschah, Schriftsteller betraf, die weder das eine, noch den andern anders, als um Müllners eigenes Interesses willen verdienten; und zweitens war er, trotz aller seiner unermüdlichen Streitsucht, doch eben so in seinen litterarischen wie bürgerlichen Lebensverhältnissen, in denen er, wie wir bereits gesehen haben, schon als Student zu den wirklichen Händelsuchern gehörte, und doch jede Gelegenheit, die er dadurch zu einem Duelle hätte herbei führen können, sorgfältigst vermied, eben so in der That wieder ein wirklich feiger Charakter, indem er nämlich nur solche Schriftsteller, die ihm an Witz, Satire und überhaupt polemischem Geiste nicht gewachsen waren, wie die friedlichen Herren Hofräthe Böttiger und Winkler in Dresden, oder solche, die ihm das Stillschweigen der Verachtung entgegen setzten, als Goethe, Tieck und Jean Paul, mit dem Tadel seiner Kritik verfolgte; dagegen er solchen Kunstrichtern, welche, wie die bereits angeführten von Malsburg, Dr. Menzel, ihm Gründlichkeit, Ernst und Energie der Kritik, oder wie Castelli, der Graf von Platen und Müllners eigner Landsmann, Richter (genannt Stahlpanzer), in ihren Parodien seiner Schicksalstragödien (dem Schicksalsstrumpf, der verhängnißvollen Gabel, und dem Eumenides Düster) ein gleich obligates Talent an Witz und Satire entgegensetzten, niemals auch nur ein Wort erwiederte, sondern lediglich dadurch seine Revange an ihnen nahm, daß er ihre anderweitigen schriftstellerischen Werke in seinen und andern Blättern herabwürdigte. Dieß war ein nicht minder auffallender Widerspruch in Müllners Charakter als Kritiker und Kunstrichter, wie der, daß er, ungeachtet seiner unbegränzten Eitelkeit, sich dennoch, und nur allzu oft, seiner Würde und Autorität als solcher so viel vergeben konnte, daß er theils durch einen wirklich ganz unkritischen, blos persönlichen und animosen

Tadel seiner Gegner, theils aber durch ein eben so unwürdiges Lob mehrerer, selbst der mittelmäßigsten, ja schlechtesten Scribenten und Schauspieler, welche ihm blos um ihres eigenen Schriftstellers- oder Künstlers-Interesse, als einem einmal renommirten Journalisten, schmeichelten, sich wirklich erniedrigte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Literatur.

Nach der Revue trimestrielle. 1828. Tom. I. Art. IX. sind in Hydra „Satiren" des Al. Soutsos (Verfasser der „Histoire de la revolution grecque" 1829, s. d. Bl. 1829. Nr. 35), in der Speache des Volks gedichtet und besonders gegen Maneokoedatos und die oligaechische Partei gerichtet, desgleichen „Kriegsgesänge" von Panagos Soutsos (das Jahr ist nicht angegeben) im Deucke erschienen. Fernee wird a. a. O. 1) ungedeuckter Tragödien des Al. Soutsos: Maekos Botsaeis, J. Maneomichalis, Anastasios Tsamados, Brutus der Aelt. und Orestes, 2) einer ungedeuckten „Geschichte Griechenlanbs von den Zeiten des Kekeops bis auf unsere Zeit," von Geoegios Typaldos, 3) eines Weekes über die Elementarwissenschaften, von Konst. Vaedalagos, desgleichen 4) eines „über die waheen Grundsätze der Politik, von Arh. Christopulos, 5) einer Uebersetzung des „Traité de l'économie politique par Say," von Spieidion Valetas, und 6) der 1825 in Hydra gedruckten, von Nik. Pangalakis aus Chios gefertigten, Uebersetzung des „Catéchisme politique" von Palma, gedacht.

Sodann sind eeschienen: Odes d'un jeune grec, suivies de six chants de guerre écrits en vers grecs par le même auteur. Paris, 1828. — Der Verf. nennt sich Panagos Soutsos; ob die in dieser Sammlung mitgetheilten Kriegsgesänge mit den oben erwähnten identisch seyen, ist dem Ref. nicht bekannt. Die Odes sind, nach einer Zuschrift an den bekannten feühern Leheer in Chios, Jules David, in Griechenland selbst gedichtet. Die französische Speache hat der Grieche gut in der Gewalt; dagegen sind die in griech. Speache gedichteten Kriegslieder theilweise in gae schlechtem Griechisch gedichtet und mit zum Theil schlechter Oethographie gedeuckt woeden. Sie beziehen sich übrigens sämmtlich auf den griechischen Feeiheitskampf. — Von Minoïdis Mines: Grammaire grecque, contenant les dialectes et la différence avec le grec vulgaire. Paris, 1828. Schon 1827 war von ihm erschienen: Théorie de la grammaire et de la langue grecque. Paris. 8. Ferner: Grammaire française de Letellier, traduite en grec moderne par Theocharopoulos. 1829.

Neugriechische Uebersetzung des Werkes von Rousseau: „Du contrat social," von Greg. Zalyk, mit einer Vorrede von Nikolopulos in Paris. 1829.

Ὑγιεινὰ παραγγέλματα u. s. w., d. i. Gesundheitsregeln, für das griechische Volk zusammengestellt von Konst. Karatheodoris aus Adrianopel. 1829. (Es ist dieß das erste auf Kosten der in Paris seit Ende 1828 bestehenden „Société hellénique pour la propagation des lumières en Grèce" bekannt gemachte Werk. Diese, aus Theilnehmenden in Frankreich, Deutschland, Griechenland u. s. w. bestehende, Société hat nämlich im Besondern auch den Zweck, für Griechenland nützliche und nothwendige Bücher von Griechen ins Neugriechische übersetzen und auf ihre Kosten drucken zu lassen.)

Von Konst. Koliades (Prof. an der Universität in Korfu) ist eeschienen: Ulysse-Homère, ou du véritable auteur de l'Iliade et de l'Odyssée. Paris, 1829. Fol., und als Voeläufer dieser Schrift: Ulysses Homer, or a discovery of the true author of the Iliad and Odyssey, by Const. Koliades. London, Murray. 8. Das größere französische Werk beschäftigt sich besonders auch mit der Topographie der Odyssee und namentlich Ithaka's. Daß der Verf. den Ulysses als den Verf. der Iliade und Odyssee darzustellen suche, lehrt schon der Titel des Buches. Vergl. Literaturblatt von 1829. Nr. 93, wo ausfühelicher über dieses Weck berichtet ist.

Ferner sind uns zugekommen: Νικήρατος, ein Drama in Prosa, in drei Akten; nach Soutsos „Histoire de la révolution grecque" Pag. 407, wo auch einige Bruchstücke daraus mitgetheilt weeden, von der Griechin Evanthia. Es ist 1826 in der Druckerei der Regierung zu Nauplion gedruckt und den für Griechenland gefallenen Griechinnen gewidmet; schildeet übrigens die Katastrophe von Messolonghi im April 1826, indem es zugleich den Zweck einer Apologie zu erfüllen sucht. (Die genannte Evanthia ist die Schwester des geschätzten Theophilos, feüheren Lehrers an der Schule in Kydoniae in Kleinasien, s. Ikens, „Leukothea" I. 293; und es ist auch bereits von ihr eine neugriechische Uebersetzung der „Conseils à ma fille" von Bouilly in der Buchdruckerei jener Schule in Kydoniae 1820 erschienen.)

Ὁ πυρπολισμὸς τοῦ Ὀθωμανικοῦ στόλου εἰς Νεόκαστρον, eine Heroide in zwei Gesängen, 1827 in Griechenland gedruckt und von Anaragoras Nantis. — Auch sind uns seit den Mittheilungen in d. Bl. 1828. Nr. 9. von den dort angekündigten Werken theils die neugriechische Uebersetzung der Abderiten von Wieland, in zwei Bänden von K. Kumas (Wien, Haykul. 1827), theils die Ἐγκυκλοπαιδεία ἁπλοελληνική, aus dem Nachlasse des Dim. Nik. Darvaris, (Wien, 1829) zu=

gekommen. Die Schreibart des Darvaris in dieser Encyklopädie ist nicht koraistisch, obgleich sie sich über die Vulgaire erhebt; der Dativ findet sich hier und da, aber nicht durchgängig, dagegen hätten die fremden Wörter, auf die man nicht selten stößt, ganz vermieden werden sollen. Was die behandelten Gegenstände anlangt, so kann das Buch auch bei mangelhafter und nicht erschöpfender Darstellung den Griechen doch vielen Nutzen gewähren. Das Buch enthält übrigens auch ein Verzeichniß der Schriften des Darvaris, die fünf und dreißig Nummern füllen, und woraus man an einem Beispiele sieht, wie unvollständig das von Leake in seinen Researches in Greece (1814) und darnach in Ikens „Leukothea" — vergl. II., 118. 119. — gegebene „Verzeichniß neugriechischer Schriftsteller" sey.

Die „Histoire de la révolution grecque, par Al. Soutso" (Paris, 1829), die höchst interessante Materialien zur künftigen Geschichte des Freiheitskampfes enthält, ist schon gelegentlich oben erwähnt worden.

Endlich darf auch dießmal der ehrwürdige Korais in Paris hier nicht unerwähnt bleiben. Besonders für diejenigen, welche sich mit der Erforschung der griechischen Sprache, der alten und neuen, beschäftigen, sind die von ihm 1828 und 1829 erschienenen zwei Bände: 'Ατακτα, ηγουν παντοδαπων εἰη την αρχαιαν καὶ την νεαν ελληνικην γλωσσαν αυτοσχεδιων σημειωσεων καὶ τινων αλλων υπομνηματων αυτοσχεδιος συναγωγη, wie ein Schatz scharfsinniger und wichtiger Bemerkungen, so überhaupt ein herrlicher Beweis der rastlosen Thätigkeit des Nestors der Neugriechen. — Auch wollen wir nicht unterlassen, des uns von Korais selbst mitgetheilten, bei Eberhard in Paris gedruckten, „Catalogue des Livres de la Bibliotheque Hellénique de M. Coray, de ses Parerga et de ses Oeuvres diverses," über welchen sich in den bei Brockhaus erscheinenden „Blättern für literarische Unterhaltung" 1829. 98. einiges Nähere mitgetheilt findet, hier zu gedenken, da derselbe in mancher Hinsicht von Interesse ist.

Dichtkunst.

Das Mosel-Eisgangs-Lied von einer wunderbar erhaltenen Familie und einem traurig untergegangenen Mägdlein in dem Dorfe Lay bei Coblenz, am 10. Februar 1830. Der Ertrag gehört dem Frauenverein zu Coblenz.

Eine Stunde oberhalb von Coblenz bricht sich die Mosel an einem Lay (dasselbe, was in der Schweiz Flue heißt, soviel als Felsen, daher auch der Name des berühmten Lurley am Rhein), wovon das gegenüberliegende Dorf den Namen Lay führt. Das enge Bett der grünen Mosel ist hier rings von Weinbergen umgeben, die, wie der nahe Flecken Winningen (das alte Vinetum der Römer) beweist, köstliche Trauben hervorbringen. Die Zeitungen haben uns bereits berichtet, welches Unglück Lay im verflossenen Februar getroffen hat. Ein furchtbarer Eisgang der Mosel hat das Dorf beinahe rasirt, und ein junges Mädchen ist dabei ums Leben gekommen. Das vorliegende Gedicht hat nun den frommen Zweck, zu milden Beiträgen für die Verunglückten unter der Addresse des Frauenvereins in Coblenz aufzufordern, und ich beeile mich, auf diesem Wege zu seiner Bekanntmachung beizutragen. Es hat übrigens, auch abgesehn von seiner wohlthätigen Bestimmung, an sich wahren poetischen Werth. Der Verfasser ist nicht genannt, leicht aber erkennt man in dem frommen und innigen, naiven und alterthümlichen Tone desselben einen von den Herausgebern des Knaben Wunderhorn. Den Kampf der Mosel mit dem Rheine schildert er also: Der noch festgefrorne Rhein hemmt den wilden Andrang des Moseleisgangs, der alte Rheingott bleibt taub gegen die Bitten seiner Moselbraut, bis sie ihm — ein Opfer bringt.

Noch stürmt das Eis am Strand
Rings um die Mauern keck,
Da steigt zur Eisblockwand
Die Mosel am Deutsch-Eck,
Und klagt: „Ein Mägdlein roth,
„O Rhein, starb mir im Schooß!" —
Da jammert ihn die Noth,
Er macht die Riegel los,
Er senkt sein blankes Schild
Und nimmt die Mosel auf.

Der Brücke Gurt erbebt,
Ein Brautschmuck in dem Tanz,
Sie rast, sie stürmt, sie schwebt,
Und blitzt im Mondesglanz.
Die Fesseln, das Geschmeid
Streut sie im Feld umher,
Nie war ihr Winterkleid
So kalt, so blank, so schwer.

Stumm hat mit ehrnem Mund
Die Festung, mißgelaunt,
Eisschanzend in die Rund
Ihr Stürmen angestaunt;
Nun donnert das Geschütz
Vorrollend vor der Flut;
Daß Mühl' und Schiff man schütz',
Flammt Pech- und Fackelglut,
Die Ufer schimmern weit,
Ein Feur' und Glutspalier,
Noth, Jammer, Angst und Streit
Gab Pracht der Nacht und Zier.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 45. — 3. Mai 1830.

Literargeschichte.

(Fortsetzung.)

17) Dichtercharaktere und biographische Skizzen vermischter Gattung von Franz Horn. Berlin, Herbig, 1830.

Wenn ich etwas von Franz Horn las, ist es mir immer vorgekommen, als sähe ich ihn die Lippen bewegen und hörte ihn doch nicht reden. Er hat viel geschrieben, ich habe es gelesen und doch nicht gelesen. Das kommt daher, er selbst sieht und sieht nicht, denkt und denkt nicht, urtheilt und urtheilt nicht, man hört ihm zu und hört doch nichts. Die Gedanken streichen unsichtbar und unhörbar wie ein Luftzug durch ein altes Burgfenster. Ist jemand je im Stande gewesen, die literarische Existenz des Herrn Franz Horn an irgend eine andere Idee zu fixiren als an die des Nichts, so will ich mich gern belehren lassen. Hat er eine andere Meinung, als die des Nichtsmeinens, so will ich sie selbst annehmen. Kann man sich bei Franz Horn etwas mehr denken als nichts, so will ich nichts mehr denken, als ihn. Ich würde gar nicht von ihm reden, da ich nur von Nichts zu reden habe, wenn er dieses Nichts nicht zu Papiere gebracht, wenn er seine Nulle nicht aufgeschrieben hätte.

Im Ernst, wenn es wahr ist, daß Franz Horn bisher unter den Kritikern Deutschlands einen Namen gehabt hat, so macht dieß ihm alle mögliche Ehre, aber der Kritik nicht die mindeste. Ich weiß zwar gar nichts an ihm zu tadeln, so wenig als zu loben, aber diese absolute Nullität muß ihn eo ipso aus der Reihe der Kritiker ausstreichen. Es thut mir leid, daß ich mich auf diese Weise über einen braven Mann aussprechen muß, aber ich kann die Namen nicht schonen, sofern sie einmal unzertrennlich mit der Sache zusammenhängen. Die weiche, matte, fade, schlaffe, rücksichtsvolle, höfliche, furchtsame, es mit Niemand verderben wollende, daher auch nichtssagende Kritik ist nicht weniger zu verdammen, als die schlechte, ungerechte und treulose Kritik der Schulen und Parteien. Gibt man sich der Schwäche hin, und läßt man die Mittelmäßigkeit durch zu viele Schonung emporkommen, so ist das gefährlicher und schimpflicher, als wenn die starken Geister sich vielleicht allzu wild bekriegen. In der Kraft liegt wenigstens die Fähigkeit zu allem Guten, die Schwäche ist der Uebel größtes, der geistige Tod.

Der Kritiker soll Richter seyn. Kann er das seyn, wenn er nicht zu strafen weiß, wenn er aus Gutmüthigkeit, Höflichkeit oder Furcht den Angeklagten nicht zu verurtheilen wagt, und ihn nach einigen zweideutigen und verworrenen Redensarten mit einem Kompliment entläßt?

Der Kritiker soll Geist besitzen, soll durch sein Ur-

theil selbst beurkunden, daß er zu urtheilen fähig ist. Ein lobendes Urtheil ehrt nur, wenn man sieht, daß es aus einem freyen, kräftigen und reichen Geist hervorgegangen ist, und keineswegs, wenn es nur der matte Ausdruck sklavischer Bewunderung ist.

Ein Kritiker von Profession, ein Mann, der drei Bände über die Literatur einer ganzen Nation schreibt, muß noch mehr besitzen, als Kraft und Geist, nämlich auch eine Grundidee, einen gewissen geistigen Centralpunkt, welcher der Gesammtheit seiner Urtheile die innere Einheit gibt. Diese Grundidee sey eine religiöse, moralische, ästhetische, oder der Kritiker habe eine vorwaltende Neigung für das Kräftige oder Zarte, für das Natürliche oder Kunstvolle; immerhin verlangen wir von jedem bedeutenden Kritiker, daß wir uns bei seinem Namen sogleich den bestimmten Charakter denken können, der aus allen seinen Urtheilen hervorleuchtet. So erkennen wir z. B. bei Lessing überall die geistige Freiheit, bei A. W. Schlegel den Sinn für das Klassische, bei Tieck die sich versenkende Liebe, bei Friedrich Schlegel und Görres die Religion, bei Goethe die Anmuth, das Zierliche und Kunstvollendete ꝛc. Selbst bei Müllner entdecken wir einen Grundcharakter, den Egoismus. Ich gestehe aber, daß ich bei Franz Horn keinerlei Grundidee oder Grundcharakter entdeckt habe. In seinen zerlassenen, zerflossenen Urtheilen hascht man vergeblich nach etwas Festem, sucht man umsonst Grund zu fassen. Wer es anders gefunden hat, der nenne mir die Idee, in und mit welcher Franz Horn in die kritischen Schranken tritt. Er weise Wappen und Symbolum auf.

Franz Horn ist ein guter Biograph und Panegyriker, aber nichts weniger als ein Kritiker, denn er hat keine Meinung. So findet man denn auch in dem vorliegenden Werk verschiedene biographische Notizen über verschiedene deutsche und englische Schriftsteller, aber keine Charakteristik. Was er unter andern über Goethe und Schiller und den eben besprochenen Briefwechsel sagt, ist so viel als nichts gesagt. Eine einzige Stelle mag dieß beweisen. Seite 118: „Klopstock hatte seinen Hagedorn, Gellert, Ebert ꝛc., Gellert seinen Cronegk und Rabener, Hölty den ganzen Göttinger Dichterverein, Stolberg seinen Bruder, Jacobi seine Schwestern, Goethe seinen Schiller." Das paßt vortrefflich in eine Leichenrede, aber nicht in ein kritisches Werk. Goethe hatte seinen Schiller, das klingt gerade so, als was jemand vor einiger Zeit in einer Rezension meiner deutschen Literatur äußerte: Goethe hätte den ganzen Schiller sammt allen seinen Stücken dichten können, wenn er gewollt hätte.

Ich halte den Stand eines Kritikers nicht für so gleichgültig, daß ich für seine Ehre nicht in die Schranken treten sollte. Ich wende mich an das gebildete Publikum. Wie viele einsichtsvolle Männer und Frauen leben in Deutschland, denen gewiß die unfreien und abgeschmackten Urtheile so vieler unsrer alten erbsässigen Literatoren längst zuwider waren! Wir sind mit der Zeit so weit vorgerückt, daß wir uns um die kleinen Lebensumstände der Leute von gestern und vorgestern unmöglich mehr so ernstlich bekümmern können, als früher. Wir sind an Verstand um vieles gereift, und es genügt nicht mehr, das Gemüth auf dem Blumenpfade der Lobhudelei spazieren zu führen. Wir verlangen ein freies Urtheil, eine ernste öffentliche Diskussion, und hat diese auch, wie es der freie Austausch der Meinungen mit sich bringt, etwas Hartes, Brittisches, so ist das doch bei weitem würdiger und der Zeit angemeßner, als das Leisetreten und Leisereden deutscher Lakaienpietät in den Antichambern der alten literarischen Herrschaften.

Wenden wir den Blick in die Zukunft. Wenn die neue Generation an Kräften, Talenten, Ideen und geistigen Thaten so arm wäre, daß sie ihr Leben gleichsam nur vom Erbe der vergangnen Generation fristen könnte, dann dürften wir nur alle Federn niederlegen und Kartoffeln bauen. Dem ist aber nicht so. Die junge Generation ist erst im Wachsthum begriffen, aber sie fängt jezt schon an, sich geistig zu emancipiren. Sie ist an Kräften und Ideen nicht arm, und, was die Hauptsache ist, sie unterscheidet sich von der jüngstvergangnen Zeit durch einen andern Geist wie durch andere Formen. Der Geist ruht nie, wechselt beständig. Im gegenwärtigen Moment hat die Literatur einen ganz andern Charakter als vor dreißig Jahren. Zweifelt ihr denn, daß sie in dreißig Jahren wieder einen andern Charakter haben wird, und werden diese dreißig Jahre nicht erlebt werden? Die ihr euch so gern in das Andenken der alten guten Zeit versenkt, denkt ihr gar nicht daran, daß diese Zeit nothwendig immer weiter zurückschwinden wird, daß vollends alle alten Heroen der Literatur bald den schon Vorangegangenen folgen, und daß dann nothwendig die Jüngern allein das Wort führen werden, weil sie allein noch übrig sind? Diese Betrachtung muß aber dahin führen, zu überlegen, welche Richtung die neue literarische Generation nehmen kann und nehmen wird. Dann aber dünkt es mich ungleich wichtiger, daß der Kritiker mit Kraft und Umsicht in die neue Thätigkeit der neuen Geister eingreife, als daß er sich tändelnd mit den Reliquien alter Liebschaften beschäftige. Unter allen ältern berühmten Literatoren war Jean Paul und ist Tieck der einzige, der sich um die Bestrebungen der literarischen Nachkommenschaft bekümmerte und mit jugendlichem Geiste dabei einzugreifen versuchte. Das vornehme Zurückziehn, oder das pedantische Festhalten am altmodischen Zopf, oder das Zurückträumen in die Jugendliebe taugt und nuzt da nichts. Die Zeit geht fort, und man muß mit ihr fortgehn.

Ich behaupte sogar, die jüngere Generation wird sich

von der ältern, wenn nicht durch Schöpferkraft der Phantasie, doch gewiß durch mehr gesunden Verstand, durch ein tiefes und klares Urtheil auszeichnen. Intelligenz ist der Charakter des neunzehnten Jahrhunderts. Mächtig und unwiderstehlich bricht der gesunde Menschenverstand in allen Gebieten des Wissens und des Lebens sich Bahn. Wie der Staatshaushalt und die politische und finanzielle Intelligenz im Jahr 1830 die von 1780 weit übertreffen, so ist man seitdem auch in allen wissenschaftlichen Fächern weiter gekommen, man hat einen größern Ueberblick gewonnen, größere Klarheit, Festigkeit. Wir dürfen nur vergleichen. Selbst die bedeutendsten Geister des vorigen Jahrhunderts, welche die Literatur am universellsten behandelten, z. B. Lessing und Herder, stehn noch auffallend zurück. Lessing gab sich noch mit einer Menge Kleinigkeiten ab, und es fiel weder ihm noch seiner Zeit ein, daß solchen Geistern die Aufgabe gestellt sey, die Literatur im Großen und Ganzen zu beleuchten, zu kontrolliren, zu beherrschen. Er wußte noch keineswegs das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden, mit allem seinem Scharfsinn erkannte er noch nicht die wahre Stellung des Kritikers, der er wohl in jeder Hinsicht gewachsen gewesen wäre. Herder erkannte diese Stellung, allein er war ihr nicht gewachsen. Er hat durch seine Universalität zwar unendlich viel dazu beigetragen, daß man den Zusammenhang aller Wissenschaften und Künste und alles Lebens, die organische Einheit der Kultur, einsah; allein man hat ihm mit Recht geistreiche Oberflächlichkeit und wohlredende Unentschiedenheit vorgeworfen. Er war sehr umsichtig, aber nicht scharfsichtig, viel umfassend, aber nicht tief eindringend. Zwanzig Jahre später schwang sich Friedrich Schlegel schon auf eine ungleich höhere Stufe oder wurde von der Zeit selbst, durch die allgemeinen Fortschritte der Wissenschaften und Künste darauf erhoben. Seine Charakteristiken der alten und neuen Literatur zeigen, daß er sich des Gegenstandes mit weit mehr Energie bemächtigt, als es Lessing und Herder möglich war. Und dennoch reicht auch Friedrich Schlegel für die Gegenwart nicht mehr aus. Der Stoff ist uns unter der Hand unglaublich angewachsen, eine Menge neuer Entdeckungen sind gemacht, neue Ansichten und Richtungen haben sich hervorgethan, neue Vergleichungspunkte, Fragen, Probleme dargeboten, woran man früher noch nicht dachte, und wer nur fleißigen und regen Antheil an allen literarischen Vorgängen nimmt, dem ist schon dadurch eine Erfahrung gewonnen, wie sie keinem älteren Kritiker zu Gebote stand. Es scheint sich also zu geziemen, daß wir uns unsrer größern Kraft und höhern Stellung bewußt werden, daß wir nicht feig hinter uns selbst zurückbleiben. Doch wir brauchen nicht zu sorgen. Es liegt so viel Impuls in der Zeit, daß die Geister unwillkührlich fortgestoßen werden.

18) Ueber Werden und Wirken der Literatur zunächst in Beziehung auf Deutschlands Literatur unsrer Zeit. Von Dr. Ludwig Wachler. Breslau, Grüson, 1829.

Der würdige Greis, der diese kleine Schrift verfaßt, nimmt noch regen Antheil an dem literarischen Treiben, und sein richtiger Blick, sein kräftiger Geist beurkunden sich in seiner Billigkeit gegen die jüngern und jüngsten unsrer Schriftsteller und in seiner unerschütterlichen Hoffnung auf die Zukunft. Darin unterscheidet er sich zu seinem Vortheil von so vielen andern alten Notabilitäten der Literatur, die nur zu gern auf die Jugend scheel sehn und von der Zeit an, da sie selbst abtreten, kein Heil mehr für die Ueberlebenden erwarten.

Er bemerkt zwar sehr richtig, daß in manchen Literaturfächern jetzt ein bedenklicher Stillstand eingetreten ist, daß andere sogar tief herabgesunken sind, z. B. die dramatische Poesie; allein er zeigt auch wieder, wie in andern tüchtig fortgeschritten werde. Mit Recht hebt er besonders hervor, was für Geschichte geleistet wird, und auch er erkennt an, was ich in diesen Blättern stets geltend gemacht, daß das historische Verfahren überall jetzt das herrschende geworden ist, und gewiß zum Gedeihen der Literatur, da das früher herrschende spekulative Verfahren uns viel weiter von der Wahrheit und Vernunft, von der Natur und Erfahrung abirren ließ, als es bei dem historischen möglich ist. — Eben so macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß seit einiger Zeit unsere deutsche Literatur anfange, von fremden Völkern, namentlich Franzosen und Engländern geschätzt und gepriesen zu werden, was ihr allerdings sehr zur Ehre gereiche und ihr zugleich ein Sporn für die Zukunft seyn müsse. Auch darin findet Wachler ein gutes Zeichen, daß die eigentlichen Klassiker unserer National-Literatur je mehr und mehr vom Publikum anerkannt und gelesen werden, indem die wohlfeilen Gesammtausgaben ihrer Werke allgemeine Theilnahme finden.

Ich bin es schließlich dem edlen Greise hier noch schuldig, ihm auf die Worte Rede zu stehn, die er in der vorliegenden kleinen Schrift mit liebreichem Tadel gegen mich gerichtet hat. Er wirft meinen kritischen Schriften schroffe Uebertreibung, namentlich da vor, wo ich Goethe und Voß getadelt; er bezeichnet diese Uebertreibung als eine jugendliche und verspricht sich, sie werde nach einigen Jahren vor meinem eignen Richterstuhl keine Gnade mehr finden. Aehnliches ist mir auch von andern Seiten her oft zu Ohren gekommen. Es ist nun freilich eine schwierige Sache, die eigne Zukunft zu anticipiren, und zu sagen, ob man etwas thun oder nicht thun werde; allein mich dünkt, es sey für Andre noch ungleich schwie-

riger, dieß vorauszubestimmen, als für den Betheiligten selbst. Ich vermuthe, man hält mich für jünger, als ich wirklich bin, und wenn auch, meine Herrn, vergessen Sie nicht, „daß man auf dem Schlachtfeld schnell alt wird.“ Doch Alt oder Jung, was thut das zur Sache? Ob ich meine Meinung je ändern werde, oder nicht, was thut das zur Sache? Meinungen werden dadurch nicht anders, daß der, welcher sie gehegt, sie verläßt. Ob ich in zehn Jahren selbst, oder ob heute schon Andere meine Meinung mißbilligen, ist ganz einerlei. Diese Meinung bleibt nichtsdestoweniger, was sie ist. Sie trozt Andern, sie würde mir selbst trotzen, wenn ich je sie bekämpfen wollte, denn sie ist in der Wahrheit felsenfest gegründet, und noch Niemand hat sie widerlegt. Das heftige Geschimpf der Feinde, der sanfte Tadel der Freunde ist keine Widerlegung. Sie wird nicht widerlegt aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht widerlegt werden **kann**. Die Wahrheit pflegt wehe zu thun, man wünscht, sie zu beseitigen, man ist mitleidig. Item, die Wahrheit bleibt doch Wahrheit. Man kann sie nur fliehen, aber nicht überwinden.

19) Abriß der Geschichte der deutschen Dichtkunst und ihrer Literatur. Zum Gebrauche für die obern Abthilungen der nicht-gelehrten, männlichen und weiblichen Schulen, verfaßt von Dr. Georg Reinbeck, Hofrath und Professor in Stuttgart. Essen, Bädecker, 1829.

Dieß Buch ist ein recht gutes Kompendium zum Handgebrauch für Lehrer und Schüler. Kurz und gedrängt enthält es doch das wichtigste Material der Geschichte unsrer Poesie, einen kleinen Abriß der auf einander folgenden Geschmacksperioden und ein alphabetisches Verzeichniß fast aller nur einigermaßen ausgezeichneten Dichter, mit Anzeige ihres Geburtsorts, Standes, Geburts- und Todesjahrs, und ihrer vorzüglichsten Schriften, begleitet von einer ganz kurzen Andeutung über ihren Charakter und Werth. Rein historisch und zugleich dem pädagogischen Zweck getreu, hat der Verfasser jede Polemik, jedes allzuscharfe Urtheil vermieden, wodurch junge Leute nur zu leicht zum unreifen Absprechen verführt zu werden pflegen. Ueberdieß kann der Lehrer beim mündlichen Vortrage manches ausführen, was mit Recht nicht im Buche steht, sondern den Umständen, dem Alter oder Geschlecht der Schüler anzupassen ist.

Ich finde an diesem Abriß nichts auszusetzen, als daß er nicht vollständig genug ist. Es fehlen darin einige unserer gewiß vortrefflichsten und mehrere wenigstens erwähnenswerthe Dichter, welche der Verfasser in einer zweiten Auflage seiner Schrift noch nachholen sollte, nämlich: Achim von Arnim, Arndt, Ayrenhof, Willibald Alexis, Börne, Michael Beer, Blumenhagen, Bronikowsky, Brentano, Bilderdeck, Chamisso, Deinhardstein, Döring, Egon Ebert, Follenius, Fröhlich (der unübertreffliche Fabeldichter), Gemmingen, Gries, Harro Harring, Herloßsohn, Heine, Hölderlin, Theodor Hell, Leßmann, Lüdemann, Fr. Lohmann, Maltitz, Miltitz, Mises, Nägeli, Neuffer, Krug von Nidda, Arthur vom Nordstern, Platen, Pyrker, Pustkuchen, Rellstab, Robert, Adolf von Schaden, Saphir, Amalie Schoppe, v. Schenk, Schall, Schummel, Stilling, Starklof, Starke, Schenkendorf, Thorring-Seefeld, Tromlitz, F. Tarnow, Waiblinger, F. v. Weissenthurn, Weisflogg, Ziegler (der Dramatiker), Zschokke.

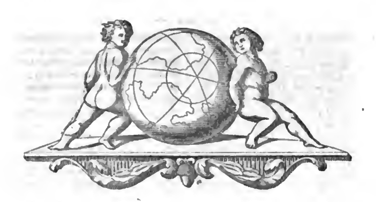
M.

(Der Beschluß folgt.)

Erzählungen.

Der Invalidenklubb. Kriegsabentheuer aus dem Leben gedienter Offiziere. Nach dem Englischen der Chelsea Pensioners vom Verfasser der Subalternen und des Landpfarrers. Uebersezt von Dr. Reukel. Drei Bände. Leipzig, Nauck, 1830.

Die meisten englischen Romane scheinen für die lange Weile einer Seefahrt geschrieben zu seyn, so sehr dehnen sie sich aus. Da sie indeß für die müßigen Stunden der höhern Stände eines ohnehin von Natur phlegmatischen Volks geschrieben sind, so läuft das auf eins hinaus. — Die vorliegenden Erzählungen sind unter dem englischen Breitegrade geschrieben, zeichnen sich aber vortheilhaft von den gewöhnlichen Liebesromanen aus, da sie Scenen aus dem Kriegerleben, aus einer Wirklichkeit enthalten, die immer interessanter ist, als die in den Salons. — Der Verf. hat die Form des Dekamerone gewählt. Eine Gesellschaft alter Offiziere unterhält sich mit selbsterlebten Abentheuern. Die besten darunter sind die, welche sich auf den amerikanischen Freiheitskrieg beziehn, der ausführliche Bericht eines Offiziers, der dem unglücklichen Feldzug Burgoynes bis zu dessen Gefangennehmung beiwohnte, das Abentheuer eines verliebten Britten, der sich zu weit vom Lager entfernte, sein Mädchen zu besuchen, und in die Hände der Rebellen fiel. Besonders originell und psychologisch interessant ist die Geschichte eines Offiziers, der bei den englischen Truppen in Aegypten und Sicilien dient, und den unglücklichen Temperamentsfehler der Feigheit hat, was ihn denn in höchst tragikomische Lagen bringt. Es ließe sich daraus ein recht gutes Lustspiel machen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 46. — 5. Mai 1830.

Literargeschichte.

(Beschluß.)

20) Gesammelte Schriften von Thomas und Karl August West. 1ste und 2te Abtheilung, 1stes bis 4tes Bändchen. Braunschweig. Vieweg. 8. 1829.

Die Werke, die wir hier gesammelt erhalten, rühren nicht, wie der Titel glauben machen könnte, von zwei Brüdern, sondern nur von einem Schriftsteller her, welcher (es ist bekanntlich Herr Schreivogel in Wien) zu verschiedenen Zeiten obige Namen angenommen. Sie bilden zwei Abtheilungen, von denen die erste, in 2 Bändchen bestehend, unter dem Titel: „Bilder aus dem Leben" Erzählungen und Charakterskizzen, die zweite kritische und satirische Aufsätze enthält.

Herr West, der in Wien, wie in Oestreich überhaupt, eines nicht unbedeutenden, und, wie es sich hier ergibt, nicht unverdienten Rufes erfreut, ist bei der seltsamen Abgeschlossenheit der östreichischen Literatur, im übrigen Vaterlande, besonders in Norddeutschland, bis jezt fast nur durch seine gelungene Bearbeitung von Calderons la vida es sueño und Morto's Donna Diana bekannt, und es hat darum schon seine literarische Laufbahn, wie die vorliegende Sammlung, ein ähnliches Schicksal wie Ludwig Börne und dessen Schriften, der mit ihnen ebenfalls plötzlich vor den meisten seine erstaunten Landsleute auftauchte. Auch darin findet sich eine äußere Aehnlichkeit zwischen beiden Männern, daß Herr West hauptsächlich in seinem Vaterlande durch ein, in den Jahren 1806 und 1807 geschriebenes kritisches Zeitblatt, wie Herr Börne in Frankfurt, die Aufmerksamkeit auf sich zog. So groß die innere Verschiedenheit beider Männer ist, und um so viel mehr Energie des Geistes, Originalität der Anschauung und Kraft des Ausdrucks Börne auszeichnet, so haben doch für jeden, der den Gang unserer Literatur seit 30 Jahren und die Wirkung derselben auf die verschiedenen Klassen des Volkes kennen zu lernen wünscht, die West'schen kritischen Aufsätze ein Interesse, dessen die Börne'schen gewissermaßen entbehren. Denn darin stimmten alle Beurtheiler der lezteren überein, daß Börne's Kritik uns mehr den einzelnen Kritiker als den beurtheilten Schriftsteller kennen lehre. Herr West dagegen repräsentirt in sich eine sehr bedeutende Klasse von gebildeten Lesern, seine Kritik ist nichts weniger als eine subjektive, er gibt uns ein ganz vollständiges Bild von der Wirkung unserer Literatur auf das Publikum.

Mit Recht sagt Herr West in der Vorrede, daß beide Abtheilungen seiner Schriften sich einander erklären und ergänzen, und wir müssen daher, ehe wir die Art und Weise des Verf. als Kritiker anschaulich machen können, zuerst von ihm als Erzähler und Charakterzeichner sprechen. Ist uns nun je die unendlich einflußreiche Wechselwirkung klar geworden, in der das öffentliche wie gesellige Leben zu der Richtung in Schaffungs- und Auffassungsweise der in ihm sich bewegenden, edleren Naturen jeder Art steht, so durch Inhalt und Ton in diesen Dichtungen. Wie nämlich der Staat, in welchem der Erzähler lebt, auf alle Weise das Glück seiner Bürger dadurch zu sichern strebt, daß er alles abhält, was in äußern wie innern Beziehungen sie aus dem ruhigen Gange des Lebens aufzuregen vermöchte, darum Allem, was sich von dem Stetigen und Bestehenden entfernt, von Außen den Eingang verschließt, so wie innen die Menschen isolirt und auf sich selbst als Individuen zurückweist, so ist dem Erzähler auch Alles das fremd, was den Menschen im Konflikt mit äußern Begebenheiten, namentlich in so fern diese Massen oder Völker betreffen können, zeigte — die ganze ältere und neuere Geschichte also. Seine Philosophie wie Seelenanschauung sucht nur den einzelnen Menschen auf, und entwickelt sich an Handlungen, die nie Bezug auf eine Allgemeinheit in irgend einer Art, an Leidenschaften, die ihre Wirkung nur auf den einzelnen Menschen selbst, oder doch nur auf den kleinen Kreis, der einen *Privatmann* umgeben kann, haben. Seine Charaktere *streben* daher nie nach etwas eigentlich Großartigem und allgemein Einflußreichem, sondern nach jenem ruhigen Seelenglück, mit dem der Mensch im Kreis der Häuslichkeit allein zufrieden und geachtet lebt. Die äußere sowohl wie die Seelen-Thätigkeit, welche sich mit dieser Ruhe vertragen, so wie die Leidenschaften, welche sie stören, sind allein Gegenstände in diesen Gemälden: daher natürlich der durchgehends ruhige, verständige, heitere Ton, der erquickt, ohne aufzuregen; der Scherz, die Laune, die erfreuen, ohne sich zum Humor zu steigern. Ueberall zeigt sich indeß der Erzähler als tiefer Seelenkenner; es fehlt ihm nicht an außergewöhnlichen Naturen, an geistreichen Bemerkungen und Entwickelungen; er weiß in der ruhigen Umgebung um so lebhafter zu spannen, und darum mit dem Aufwand von geringen Mitteln den gebildetsten Leser zu fesseln; er verspricht daher nirgends mehr, als er leistet, oder leistet im Gegentheil mehr, als er verspricht. Die Art und Weise erinnert an viele Stellen in Goethe's Meister, wie an manche Novellen Tiecks, wo dieser sich ähnliche Aufgaben stellt. Ja, wir könnten jene Stellen im Meister noch näher bezeichnen; es kommt uns so vor, als erzählten und sprächen Lothario, Therese, manchmal der Abbé; wogegen der Theil des Meister, den Mignon, der Harfner, Mariane u. s. w. repräsentiren, fehlt. Als das gelungenste bezeichnen wir: Samuel Brink's lezte Liebesgeschichte; — „wie es kam, daß ich ein Hagestolz ward," und in psychologischer Hinsicht besonders „Fingerzeige der Vorsehung." — Für *Frauen* daher besonders, sieht man, sind diese Erzählungen in jeder Art eine eben so passende wie anmuthige Lektüre.

Leichter ist es hiernach nun Herrn West's Eigenthümlichkeit als Kritiker in jener größern Hälfte seiner Sammlung anzugeben. Vorher noch von der Form. Herr West hat, was dem Erscheinen und Wirken seines kritischen Blattes ein um so größeres Interesse hat verleihen müssen, seine Kritiken nach Verschiedenheit des jedesmaligen Stoffes und des bald ernsteren, bald launigeren Tones verschiedenen Personen, die einen bestimmten Charakter durchführen, in den Mund gelegt, und diese in einen Klubb vereinigt, den er „die stille Gesellschaft" nannte. Dadurch ward es ihm möglich, den Aufsätzen den trocknen blos belehrenden Ton zu nehmen, sie gewissermaßen dramatisch, darum zugleich sehr unterhaltend zu machen, und da diese Form auch für den Fremden und jezt noch einen eigenthümlichen Reiz hat, so läßt es sich denken, mit welchem Interesse man an Ort und Stelle, und dem Augenblick, von dem die Aufsätze sich anspinnen, gegenwärtig, das Blatt gelesen haben mag. Die Personen sind gewissermaßen stehende Masken, und hübsch ist, daß mehrere darin handeln, die in den Erzählungen Hauptpersonen sind, wie vornämlich Herrn West's humoristischer Charakter, Samuel Brink, und dessen ernster, ebenfalls ein Abbé. Die Aufsätze entspinnen sich an den jedesmaligen Erscheinungen des Tages, wodurch sie gewissermaßen eine Art Tageschronik der bewegtesten Zeiten unserer Literatur, und darum von doppelt lebendigem Interesse werden; hauptsächlich von dem Theater, und wir dürfen besonders darum von Herrn West's dramaturgischen Aufsätzen schon ein gutes Vorurtheil fassen, als er bekanntlich bald nach Aufhören dieses Blattes an der Leitung des Wiener redenden Schauspiels Theil nahm, und dieß anerkannt seit geraumer Zeit dasjenige ist, was sich am meisten vor allen Theatern in Deutschland als ein solides Ganze darstellt, worüber noch neuerdings Rochlitz in den beiden Bänden seiner neuesten Schrift mit Enthusiasmus sich ausgesprochen hat. — Aus der oben angegebenen Eigenthümlichkeit des Herrn West als Dichter ist nun Zweck und Gang seiner Kritik zu errathen. Er vertritt die gemäßigte Mittelklasse des Publikums und mit ihr zugleich den gesunden Menschenverstand gegen die einseitigen Uebertreibungen vorübergehender Moden und Manieren. Da nun damals gerade die Schlegelsche Schule das meiste Aufsehn erregte, und die monstrosesten Aus-

wuchse theils der Metaphysik, theils der romantischen Poesie unter ihren Anhängern Mode wurden, so bediente sich Herr West seiner kritischen Feder vorzüglich, um diese Schule zu bekämpfen. Mit welcher furchtlosen Energie, mit welchem richtigen Scharfblick und in welcher geistreichen Sprache er dieß gethan hat, wollen wir aus einigen Proben ersehn. Ein Hauptvorwurf, den er den Schlegels macht, ist der vernunftlose Götzendienst, den sie mit Goethe getrieben. Er sagt: „Es ist zu beklagen, daß einer der schönsten Geister, welchen die neuere Zeit hervorbrachte, durch die schwer zu begreifende Indolenz, womit er sich den ungebührlichen Götzendienst gefallen läßt, der mit seinem Namen getrieben wird, in der höchsten Reife seines Ruhms und seiner Jahre mehr Theil an diesem literarischen Unfuge zu nehmen scheint, als man von ihm, selbst in dem ersten Feuer und Uebermuthe der Jugend befürchten zu müssen glaubte. Seitdem Schlegel im Athenäum der Welt geoffenbart hat, daß **Goethe der einzige deutsche Dichter** sey, predigen die Jünger der neuen Lehre, daß ihr Herr und Meister ein Wesen sey, welches — wie ein verrückter Poet von Fichte sagt, von Ewigkeit her sich selber gesezt. Allein obwohl schwerlich jemand, die besagten Kunstjünger ausgenommen, eine größere Meinung von Goethe haben kann, als ich, so halte ich ihn doch für eine erschaffene, ja sogar für eine durchaus menschliche Natur, und ich bin schon mehr als einmal versucht gewesen, meinem Freunde Ernst beizustimmen, der Goethe für den genievollsten **Nachahmer** unter den Neuern erklärt, aber weit entfernt ist, ihn zu den eigentlichen Originalköpfen zu zählen." *) Vortrefflich äußert sich Herr West über die **Genialitätssucht**, die im ersten Jahrzehend des Jahrhunderts in Deutschland, vorzüglich unter Dichtern und Philosophen wüthete, und die noch jezt zuweilen einige unglückliche junge Leute befällt, die mehr in Büchern als in der Welt leben. „Man hat bemerkt, daß eine ganz neue Gattung von Menschen in der Welt zum Vorschein gekommen ist, von denen man in ältern Zeiten wenig oder gar nichts gehört hat. Es sind dieß die **privilegirten** oder, wie man sie zuweilen nennt, die **außerordentlichen Wesen**, die, mehr in der Beschauung, als in der Wirklichkeit lebend, eine große Reinheit des Herzens mit einem ziemlich unreinen Lebenswandel zu verbinden wissen, sehr wenig Achtung für die bürgerlichen Verhältnisse, aber desto mehr Ansprüche an die bürgerliche Gesellschaft, ungleich mehr Stolz als Selbstständigkeit, und unendlich viel Geist, aber den gesunden Menschenverstand und, nach dem es kommt, auch die gemeine Ehrlichkeit nicht haben. Während die Privilegien der Stände und Geschlechter von allen Seiten angefochten und vernichtet werden, scheinen diese befreiten Seelen **eine neue Kaste von Privilegirten** stiften zu wollen; ja, es steht zu erwarten, daß wir — wie es in ausgearteten Aristokratien endlich mehr Patricier gibt als Plebejer, — in der Literatur und im Leben bald weniger gemeine als ausgezeichnete Menschen zählen werden, die, als ein wahrer Seelen-Adel, blos dazu bestimmt sind, den hohen Rang ihrer Natur in einer vornehmen Unbrauchbarkeit an den Tag zu legen. Es scheint, daß einige berühmte Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts zur Entstehung und Ausbreitung, wenn nicht dieser neuen Kaste selbst, doch der hohen Meinung, die sie von sich verräth, mehr als ihnen rühmlich ist, beigetragen haben. In den beredten Werken des Bürgers von Genf und seiner Nachfolger muß man die Keime des moralisch-phantastischen Stolzes suchen, wodurch unsre Jünglinge und Frauen sich ohne einen wahrhaft sittlichen oder praktischen Werth, mit ein wenig poetischer Bildung und einigen eingelernten Sentiments, über ungleich bessere Menschen erheben zu dürfen glauben. In Deutschland ist in der neuesten Zeit, zu jenem Stolze vornehmer Herzen noch der Uebermuth der großen Kör'e gekommen, denen unsere Jugend die wichtige Entdeckung verdankt, daß die Knaben heut zu Tage klüger sind mit sechszehn Jahren, als ihre Väter mit funfzig waren." — Nicht minder vortrefflich ist, was Herr West über die Engherzigkeit der vornehmen Zunftpoeten sagt, die immer die Form höher schätzen als den Geist, und den Kern fallen lassen, um kindisch mit der Schaale zu spielen. „Es ist nicht abzusehn, wohin dieses thörichte Treiben der neuesten Kunstschule unsere Literatur endlich bringen wird. So viel ist gewiß, daß Geist und Verstand uns immer weniger, Worte und Klänge immer mehr gelten

---

*) Herr West will damit dasselbe sagen, was ich in meiner „deutschen Literatur," über Goethes **Talent** gesagt. Etwas Aehnliches hat schon früher Novalis ausgesprochen. Es ist wunderlich, daß man in dieser sehr richtigen Ansicht eine Herabwürdigung des großen Dichters hat finden wollen. Sie dient nur seine Größe zu bezeichnen, keineswegs sie zu verkleinern. Wozu will man verhehlen, daß Goethe nachgeahmt hat, da ja gerade die vorzüglichste Schönheit seiner Dichtungen in dieser Nachahmung liegt. Würde wohl sein Werther so anziehend geworden seyn, wenn er darin Rousseau **nicht** nachgeahmt hätte? sein Götz und Egmont, wenn er darin Shakespeare — seine Iphigenie, wenn er darin die Alten **nicht** nachgeahmt hätte? zu geschweigen von seinen Nachahmungen der Franzosen, der Orientalen und seiner deutschen Vorgänger. — Nur sehr wenige Dichter stehn durch ihr nachahmendes Talent in so engem Zusammenhange mit den Dichtern aller Zeiten und Völker, und doch will man Goethe mit Gewalt aus diesem Zusammenhange herausreißen, als ob er einzig Alles aus sich selbst geschöpft hätte, was er nur vorgefunden und behandelt hat.

M.

sollen. Die deutsche Poesie verräth eine krankhafte Tendenz ihrer Lebenskräfte, welche ich die Formsucht nennen möchte. Man könnte sie der schlimmsten Art von Hautkrankheiten, der Elephantiasis, vergleichen, die alle nährenden Säfte des Leibes gegen die Oberfläche treibt, und sie da als Aussatz abstößt. Das Uebel hat bei Weitem seinen höchsten Grad noch nicht erreicht; denn während uns die Materie der Ansteckung aus dem Westen und Süden in großen Ladungen zugeführt wird, thun sich zugleich die Thore des Orients auf, und schrecken mit neuen Symptomen und Formen der Krankheit. Die gerühmte Universalität des deutschen Geschmackes droht, unsere Dichterschule, bei diesem Hange zu hohlem Wortschall und Reimgeklingel, in ein wahres Bedlam verrückter Bänkelsänger zu verwandeln, und unsere bildsame Sprache in ein Schellengeläute des wildesten Aberwitzes. Marini und Gongora können für Leute von nüchternem Geiste und geläutertem Geschmacke gelten, in Vergleichung mit unsern übersetzenden Genies und universellen Kunstbildnern. Die neueste Manier der deutschen Poeten ist, die Manier aller Zeiten und Völker geistlos nachzupinseln und, unbekümmert um den Kern und das Gewicht der Gedanken, sich mit den Hülsen fremder Sprachformen, wie mit einer bunten Harlekinsjacke, zu schmücken. Bald sind es ächt germanische, bald skandinavische, bald schottische und irische, bald wälsche und kastilische, bald persische und indische Weisen, die sie anstimmen; bald stellen sie den Dante und Petrarka, bald den Shakespeare, bald den Calderon, bald die Ilias, bald das Lied der Nibelungen, bald den Koran und Zendavest, zuletzt die Zigeuner- und Handwerksburschenlieder der altdeutschen Zünfte, als die höchsten Muster der Nachahmung auf. Alles ist ihnen willkommen, was sich in deutschklingende Sprach- und Reimformen einzwängen läßt, und Sinn und Unsinn hat ungefähr gleichen Werth für sie, wenn nur die Wortstellung und der Tonfall des Originals so genau als möglich nachgekünstelt ist.“

Allein der Verf. geht auch häufig in seinem Grimm gegen das damalige poetische Begeisterungsfieber zu weit. Indem er nur die fieberhaften Paroxismen sieht, vergißt er oft die Begeisterung selbst, die so edel wie ihr Gegenstand war. Er verwechselt die Sache selbst mit ihrer Uebertreibung. So z. B. spottet er über die Wiederbelebung der altdeutschen Poesie überhaupt, da er doch nur die Pedanterei einiger Enthusiasten für dieselbe hätte verspotten dürfen. So sieht er bei Görres nur die prophetische Grobheit, nicht auch den prophetischen Geist ꝛc. Indeß wo ist ein Extrem, das nicht das entgegengesetzte hervorriefe? Uebertriebnes Lob weckt auf der andern Seite übertriebnen Tadel und umgekehrt. In der Hitze des Streits sieht jeder am Gegner nur die schlimme Seite, und ist wenig geneigt, ihm das Lob zuzugestehn, was er ihm bei ruhiger Stimmung gern zollen würde.

Pädagogik.

Der höfliche Schüler. Verbesserte Auflage. Karlsruhe, Velten, 1829.

Ein altes gar treffliches Sittenbüchlein, das die ungezogene Jugend in feingereimten Alexandrinern zur Manierlichkeit ermahnt. Es kann gar nichts schaden, daß das Buch noch einmal aufgelegt worden ist, und ich rathe, es allen kleinen Tölpeln in die Hand zu geben. Die kurzen, naiven, alterthümlichen Sprüche, die es enthält, wirken durch einen gewissen komischen Effekt vielleicht besser als lange ernsthafte Ermahnungen. Zum Exempel:

Wenn dich am Morgen früh die lieben Eltern wecken,
So bleibe ja nicht mehr so faul im Bette stecken.

Lauf ohne Kleider nicht hin wie ein kleines Kind,
Zumal wenn andre schon vor dir im Zimmer sind.

Die Strümpfe ziehe an, daß sie dir sauber liegen,
Doch reiße nicht so wild, daß Löcher darein fliegen.

Vergiß das Sacktuch nicht, weil es sehr nöthig ist,
Wenn man die Nase schneuzt, auch hustet oder niest.

Schleich' ja zur Schule nicht wie eine faule Schnecke
Und gaffe nicht herum an jedes Hauses Ecke.

Enthalte dich sofort vom Kauen oder Naschen
Und iß dein Frühbrod nicht im Gehen aus der Taschen.

Die Thüre hinter dir mußt du ganz sachte schließen,
Und diese kleine Müh' soll dich niemal verdrießen.

Stemm' dich nicht auf den Tisch mit deinen Ellenbogen,
In Schenken trifft man nur den Lump so ungezogen.

Zerschnitzle nicht das Holz an Wänden oder Bänken,
Du machest dir hierdurch ein übles Angedenken.

Beim Gähnen mußt du gleich die Hand zum Munde bringen,
Daß nicht dein Nachbar meint, du wollest ihn verschlingen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 47. — 7. Mai 1830.

Schriften über die Homöopathie.

Ist es wirklich anmaßend und unstatthaft, wenn sich Layen in den Streit der Aerzte mischen? Es scheint freilich so, allein wenn die Aerzte selbst an uns Layen appelliren, wie es die Homöopathen gethan haben, so sind wir auch verpflichtet, sie anzuhören. Wir kommen zu den Aerzten in dieselde Stellung, wie zur Zeit der Reformation zu den Priestern. Dort standen Neuerer in der Religion der Priesterhierarchie gegenüber und mußten an den gesunden Menschenverstand, so wie an das Interesse der Layen appelliren, um sich auf die Layen zu stützen und mit ihnen zu siegen. Jezt stehn Neuerer in der Medizin der Doktorenhierarchie gegenüber und nun rufen auch sie den Verstand und das Interesse der Layen auf zu Schutz und Schirm der guten Sache. Ist unser Verstand vielleicht weniger hinreichend, den medizinischen Streit zu prüfen, als ehemals den theologischen? Das wollen wir sehn. Sind wir dabei weniger interessirt? Gewiß nicht! Zulezt fällt jeder Streich, den sich die medizinischen Parteien versetzen, auf uns Patienten zurück, und alles, was sie Gutes ausdenken, kommt zulezt uns zu Gute. Mich dünkt, wir haben daher ein sehr gutes Recht, uns nach den Grundsätzen zu erkundigen, nach welchen uns die Aerzte behandeln, und es dürfte zuweilen nützlich seyn, sie zu erinnern, daß sie der Kranken und nicht die Kranken ihretwegen da sind, da es allerdings schon oft den Anschein gehabt hat, als bildeten die Aerzte sich das leztere ein. Haben die Völker ihr Interesse gegen die Priesterherrschaft verfochten, haben sie sich gegen weltlichen Despotismus durch Verfassungen und Preßfreiheit sicher gestellt, was für ein Vorrecht dürften wohl die Aerzte haben, uns abzuschlachten, ohne uns darum Rede zu stehn? Die Homöopathen treten als Reformatoren auf, kündigen uns an, daß uns die Aerzte mit ihrer bisher herrschenden allopathischen Methode eben so gebrandschazt und doch nicht geholfen haben, wie ehemals die Pfaffen mit dem Ablaß, stellen eine äußerst einfache und allgemein verständliche medizinische Lehre auf, zürnen und klagen über die blinde Wuth der herrschenden ärztlichen Kaste, die sie verkezert, und wenden sich an uns, das Volk, um Schuz gegen sie zu suchen. Zugleich treten eine Menge von Layen auf, welche sich zu Rittern der Homöopathie aufwerfen, wie ehemals Hutten und Sickingen zu Rittern des Lutherthums, weil sie sich selig preisen, durch homöopathische Kuren schnell von langjährigen Uebeln geheilt worden zu seyn, und es für ihre heiligste Pflicht halten, alle leidenden Mitmenschen des gleichen Segens theilhaftig zu machen. — Das sind die Thatsachen. Sollen wir Layen nicht so dringenden Anforderungen Gehör geben! Was wäre aus der Reformation geworden, wenn die Layen sich nicht eingemischt, wenn sie

gefürchtet hätten, theologische Streitigkeiten gingen über ihren Horizont hinaus und müßten den Theologen allein überlassen bleiben? Dann wäre Luther verbrannt worden.

Die Einmischung der Layen ist hier nicht zufällig, sie gehört wesentlich zur Sache. Die ganze Homöopathie beruht auf dem Grundsatz, daß der Patient Mitwisser des Arztes ist, daß bestimmte Krankheitssymptome auch bestimmte Heilmittel voraussetzen lassen, welche bei der durch Erfahrung errungenen Infallibilität der Hahnemannschen Arzneimittellehre dem Patienten so bekannt seyn können, als dem Arzte selbst. Es bleibt der Willkühr des Arztes nichts mehr überlassen. Der Patient kann selbst vergleichen, auf welche Heilmittel die Symptome seiner Krankheit hinweisen.

Ein vollständiges medizinisches Gesetzbuch muß den Layen so wichtig seyn, als ein vollständiger Civil- und Criminalcodex. Die Willkühr der Aerzte ist nicht weniger schädlich, als es ehemals die Willkühr einzelner kleiner Souveraine, Satrapen, Vögte und Gerichtsherrn war. Es kommt nur darauf an, daß die Unfehlbarkeit jener medizinischen Gesetze durch Erfahrung ausgewiesen werde. Dazu hat nun Hahnemann in seiner Arzneimittellehre unstreitig den Grund gelegt. Es bedarf noch großer Mühe und langer Prüfung, das Gebäude vollständig auszuführen, aber die Grundlage ist fest und der Plan sicher. Früher beruhte alle medizinische Erfahrung auf Zufällen. Man probirte entweder aufs Geratewohl, oder unvorhergesehene Umstände führten zur Entdeckung eines Heilmittels. Man suchte das Fehlende durch Theorie zu ersetzen, aber das machte die Verwirrung noch ärger und hat unzähligen Opfern der medizinischen Systemsucht das Leben gekostet. Ein Arzt wollte alles durch Purgiren, der andre alles durch Aderlässe, der dritte durch Hitze, der vierte durch Kälte, der fünfte durch Galvanisiren, der sechste durch Magnetisiren rc. heilen. Der eine glaubte, alle Krankheiten kämen aus dem Blute, der andre aus dem Magen, der dritte aus den Nerven, der vierte aus der Seele; einer wollte die sogenannte Lebenskraft erregen, der andre niederschlagen, je nachdem der eine jede Krankheit für eine Erschlaffung, der andre für eine Ueberreizung der Lebenskraft hielt rc. Wie weit diese Sucht nach Theorien ging, wie entschieden sie oft einander entgegengesezt waren, und wie wenig man je zu einem genügenden Resultate kam, kann man aus jeder Geschichte der Arzneiwissenschaft ersehn. Diese ganze Geschichte läßt sich mit zwei Worten charakterisiren: Einseitige Systemmacher befolgten eine bestimmte von jeder andern abweichende Methode, diese Methoden wechselten beständig und in der Regel folgte einer jeden gerade die entgegengesezteste, so daß immer die Extreme sich berührten; nach jedem solchen medizinischen Sturm aber trat wieder eine Zeit der Mäßigung und Ruhe ein, in welcher eklektische Aerzte aus allen Methoden und Erfahrungen beibehielten, was ihnen von jeder am passendsten schien. Darin aber kamen bisher alle Aerzte überein, daß die Krankheit durch ein andres Mittel geheilt werden müsse, als durch das, was die Krankheit veranlaßt hatte, daher ihr gemeinsames Verfahren das allopathische genannt wird. Es finden sich in früherer Zeit nur wenige Spuren von dem homöopathischen Verfahren, d. h. von einer Heilung der Krankheit durch dasselbe Mittel, was die Krankheit herbeigeführt hat. Nur bei den sogenannten Hausmitteln spielte vorlängst die Homöopathie eine große Rolle. Man heilt z. B. erfrorne Glieder durch Schnee, verbrannte Glieder durch Wärme rc. Am meisten mußte schon früher die homöopathische Heilung in der Einimpfung der Kuhpocken auffallen, wo offenbar dasselbe Gift, das die Krankheit erzeugt, als Gegenmittel gebraucht wird. Doch findet sich in der ganzen Geschichte der Arzneikunst vor Hahnemann noch keine Spur eines allgemeinen homöopatischen Systems. Nur Theophrastus Paracelsus und noch mehr sein Schüler, der seiner Zeit nicht unberühmte Arzt Crollius, streift mit seinem System nahe daran an. So viel ich weiß, hat noch kein Neuerer auf diese Uebereinstimmung aufmerksam gemacht, weshalb ich es hier thun will. Crollius hat die tolle Idee, daß diejenigen Heilmittel, welche den Krankheitssymptomen äußerlich in Gestalt, Farbe und Geruch ähnlich sind, die sichersten seyen. Allein so abgeschmackt dieß ist, so ist von dieser Theorie doch nur noch ein kleiner Schritt bis zu der Homöopathie. Er hätte die äußere Aehnlichkeit nur in eine innere umtausen dürfen. Sonderbar aber ist es, daß seine physiognomischen Mittel in der That oft ächte homöopathische sind, wo wirklich die äußre Aehnlichkeit auch zugleich eine innre begleitet. Am merkwürdigsten aber ist, daß er schon die qualitative Wirkung der kleinsten Arzneiportionen im Gegensatz gegen die quantitativen der großen versocht. Er sagt in seinem Werk Basilica chymica in der deutschen Quart-Ausgabe (Frankfurth bei Gottfried Tampachen, ohne Jahrzahl) Seite 52: „Es hat die Seele oder eigene Form eines jeden Dings viel mehr und kräftigere Wirkungen, dann der Körper oder ihre Materie jemals haben kann: Sintemal ein jedes Ding sein Wesen von der Form empfängt. Aus diesem folgt viel Nützliches: Als erstlich, dieweil die Kranken das geringe Gewicht der Arzneien viel leichtlicher können einnehmen und gebrauchen: Sintemal ihrer viele also beschaffen, daß sie viel lieber wöllen sterben, als ganze Becher voll grober und trüber Tränke aussaufen. Zum Andern, dieweil durch den wiederholten Gebrauch solcher Arzneien der Magen gar nicht wird verlezt, sintemal sie an ihrer Wirkung kein Hinderniß empfinden." Schade nur, daß er die Seele, den Geist, die Wirkung zu sehr mit der äußerlichen Form verwechselt. Im Uebrigen stimmt, was

er hier sagt, wörtlich mit den Lehrsätzen der neuern Homöopathie überein.

Hahnemann stellte zuerst den Erfahrungssatz auf, daß das nämliche Mittel, durch welches ein Gesunder eine bestimmte Krankheit bekomme, eben diese Krankheit bei Andern heile. Er hat nunmehr vierzig Jahre lang diesen Satz durch unzählige Proben geprüft und bewährt gefunden. Er selbst hat in vollkommen gesundem Zustande bestimmte Arzneimittel eingenommen und ihre Wirkung beobachtet. Welche Krankheitserscheinungen die Arznei nun in seinem gesunden Körper hervorrief, dieselbe Krankheit hat er auch immer an Andern durch dasselbe Mittel geheilt. Seine Schüler haben diese Versuche am gesunden Körper fortgesezt, und so ist jene berühmte Arzneimittellehre entstanden, die nach so zahireichen Proben auf Unfehlbarkeit Anspruch macht, indeß, wie sich von selbst versteht, noch einer großen Erweiterung fähig ist.

Die Bedingungen aber, unter welchen das im gesunden Körper die Krankheit erzeugende Mittel dieselbe Krankheit in dem schon kranken Körper heilt, sind folgende: 1) der Kranke muß die strengste Diät halten, damit nicht die Wirkung schädlicher Nahrungsmittel die der Arznei störe; 2) die Arznei selbst muß ganz einfach oder nur mit völlig indifferenten Stoffen, als Wasser, Milchzucker ꝛc. gemischt seyn; 3) die Arznei muß in den mikroskopisch kleinsten Theilchen eingenommen werden, weil ihre qualitative Wirkung in demselben Verhältniß zunimmt, in welchem ihre quantitative Masse abnimmt.

Dieß ist in wenig Worten ausgedrückt die ganze Zauberkunst der Homöopathie. Da ist nichts Unverständliches und nichts Unanständiges, nichts Geheimes und nichts Außerordentliches. Jeder versteht die Sache und wird durch ihre Einfachheit und Wahrscheinlichkeit frappirt. Es kommt nur noch auf die Probe an. Nun, diese Probe ist gemacht worden. Es gibt der dankbaren Layen viele, welche sich beeilt haben, zum Lobe der Homöopathie zu schreiben, der sie ihre früher von Allopathen Jahrelang umsonst versuchte Heilung zu verdanken haben; und ich kenne noch weit mehrere, die, ohne etwas öffentliches darüber gesagt zu haben, mit dem gleichen Enthusiasmus von den an ihnen selbst oder den Ihrigen sichtbar gewordenen Wundern der Homöopathie sprachen. Ein alter Freund, den ich an einer scheinbar unheilbaren Halsschwindsucht hinsiechend verließ, der nicht mehr sprechen, nur noch heiser lispeln konnte, sprang vor Kurzem hellachend in mein Zimmer. Ein Funfziger, sehr geistreich, aber seit seiner Jugend an tiefer Melancholie leidend, wurde der munterste Gesellschafter und behielt unverändert seine gute Laune bei. Ein Vater zeigte mir mit Thränen in den Augen sein Kind, das durch Homöopathie binnen einigen Tagen vom Keuchhusten gerettet worden, während ein andres vorher an der Allopathie nach langen Leiden gestorben war. Dieß erfuhr ich nur zufällig von reisenden Freunden, da ich selbst in einer Gegend lebe, wo weit und breit kein Homöopath zu finden ist. In Gegenden, wo dieselben häufig sind, werden ohne Zweifel auch die glücklichen Kuren dem Publikum häufiger bekannt werden. Der Himmel bewahre uns, daß wir einer gefälligen Theorie das Wort reden sollten, wenn ihr die Erfahrung widerspricht, zumal in einer so wichtigen Angelegenheit; wenn sie aber die Erfahrung bestätigt, so können wir nicht laut genug zu ihren Gunsten reden.

Wir müssen nun aber auch die Gegner hören. Sie theilen sich in zwei Klassen, wovon die eine unbedingt die ganze Homöopathie als eine neue Charlatanerie verwirft, die andre dagegen nur gegen die Ausschließlichkeit der homöopathischen Kuren eifert, und, einerseits in gewissen Fällen die Nützlichkeit dieser Kuren anerkennend, andrerseits für andre Fälle das allopathische Verfahren als das bessere beibehalten will. Die erstern sind theils alte allopathische Aerzte, die ein eignes System haben, auf das sie eifersüchtig sind, aber in ihrem Wirkungskreis, Ruhm und Erwerb durch die Homöopathen gestört zu werden fürchten, theils Apotheker, die begreiflicherweise zu Grunde gehn müßten, wenn die kleinen Portionen der Homöopathen allgemein eingeführt würden, die daher aus Leibeskräften für ihr Standesinteresse kämpfen, wie einst die Friseure, als die Tituskööpfe aufkamen, und Puder und Perrücken, Touren und Frisuren in die Winkel flogen. Man sagt, daß sich an manchen Orten diese Herrn der pfäffischesten Mittel bedienen sollen, um die Homöopathen zu verketzern. Hoffentlich ist es ihnen nicht mehr möglich, eine so heilige Sache zu unterdrücken, und ihre Eifersucht hat den reellen Werth, daß die Sache um so strenger geprüft wird, daß sich um so weniger Uebertreibung und Charlataneeie dabei einschleicht, was sonst bei dem Aufkommen einer neuen Lehre immer der Fall ist.

Die Gegner der zweiten Art, die Gemäßigten, dürften wohl im Wesentlichen Recht haben, sofern ihre Vorwürfe nur die einseitige Ueberschätzung der Homöopathie treffen, ohne daß sie dabei ihre wahren Vorzüge verkennen. Die Natur, die in allem so mannichfaltig ist, die so viele Gegensätze schafft und duldet, wird auch wohl unter den beiden einander so scharf entgegengesezten Methoden der Allo- und Homöopathie keine ganz umsonst erzeugt haben. Es scheint unbezweifelt, daß die Allopathie nicht ausreicht ohne die Homöopathie; sollte nun aber die leztere für alle Krankheitsfälle sich eignen, und nicht in sehr vielen Fällen derjenige Theil des allopathischen Verfahrens beibehalten werden müssen, der bisher sich erprobt hat? Ein so zusammengeseztes Wesen, als der Mensch ist, scheint nicht nach einem einzigen Princip kurirt werden zu können. Bei äußern Verletzungen helfen äußre chirurgische Mittel, bei Seelenleiden psychische

Einwirkungen, in Nervenkrankheiten der Magnetismus; weisen wir nun auch der Homöopathie einen bestimmten Wirkungskreis an, so wird der Allopathie nichtsdestoweniger ihr Gebiet bleiben, und man sollte sich eher um die Gränzen zwischen beiden streiten, als um völlige Vernichtung der einen oder andern. Man wende mir nicht ein, daß der Grundsatz beider ein ganz allgemeiner sey. Grundsätze sind immer etwas Allgemeines und doch gibt es in allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst so sehr verschiedne Grundsätze, von denen jeder allein herrschen will, und die doch nur neben einander bestehn können. Es ist vom theoretischen Standpunkt aus niemals möglich, die Grundsätze der Republick und Monarchie, oder der mystischen und rationalistischen Philosophie, oder des antiken und romantischen Geschmacks rc. zu vereinigen, und doch ist es die uralte Praxis der Natur, Wirklichkeit und Geschichte, allen diesen Grundsätzen zugleich oder abwechselnd zu folgen, ohne sich an irgend eine menschliche Theorie ausschließlich zu binden. Es ist einigermaßen seltsam, daß die Menschen diese Toleranz der Natur, die überall die größte Mannichfaltigkeit duldet und sogar verlangt, noch immer nicht recht würdigen, daß sie noch immer Versuche machen, gegen die Natur zu handeln, ihr eine Uniform anziehn, sie in das einförmige Gleis irgend eines beschränkten Systems zwingen zu wollen. Allein dieses scheinbar thörichte Bestreben der Menschen ist selbst ein Naturgesetz, und folgt aus der nämlichen allgemeinen Toleranz der Natur, denn wenn nicht jeder Einzelne seinen Grundsatz für den allein gültigen hielte, so würde es eben gar keine Mannichfaltigkeit geben.

Wir wollen nun einige der neuesten Streitschriften über die Homöopathie kennen lernen:

1) Organon der Heilkunst von Samuel Hahnemann. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage, mit dem Bildnisse des Verfassers. Dresden und Leipzig, Arnold, 1829.

Bekanntlich ist dieses so berühmt gewordene Werk die Grundlage der homöopathischen Literatur. Weit entfernt, die segensreichen Wirkungen desselben verkennen zu wollen, muß ich doch gestehn, daß es allzu einseitig und ausschließend aufgetreten ist; allein es scheint, es könne überhaupt in der Welt nichts Neues, und auch nichts Gutes durchdringen, wenn es sich nicht Anfangs auf terroristische Weise Bahn bricht. Reformationen gehn nicht ohne Revolutionen vor sich, und was man nicht neben sich dulden will, das erhält man gegen sich.

2) Die Homöopathie von dem Standpunkte des Rechts und der Medicinalpolizey beleuchtet von Dr. Karl August Albrecht, Advokat in Dresden. Dresden und Leipzig, in der Arnold'schen Buchhandlung. 1829.

Der Verfasser dieser Schrift tritt als Advokat für die sächsischen Homöopathen auf. In Sachsen nämlich bestehn alte Gesetze zu Gunsten der Apotheker, wornach es den Quacksalbern, Marktschreiern und Winkelärzten nicht erlaubt ist, Arzneien zu bereiten und zu verkaufen. Dieses Gesetz ist im Jahr 1823 (Mandat vom 30sten September) noch dergestalt verschärft worden, daß es auch den patentirten Aerzten die Selbstverfertigung der Arzneien untersagt, ausgenommen in drei Fällen, wenn kein Apotheker im Wohnort des Arztes ist, wenn der Wohnort des Kranken zu weit von der nächsten Apotheke entfernt und die Gefahr dringend ist, endlich wenn der Arzt die Arznei armen Leuten umsonst bereitet. Nun entsteht die Frage, ob dieses Gesetz auch gegen die homöopathischen Aerzte anzuwenden sey, die bekanntlich ihre Arzneien selbst bereiten, und selbst bereiten müssen. Natürlicherweise bestehn die Apotheker auf ihrem Privilegium, wenden dieses Gesetz auch gegen die Homöopathen an und wollen diesen schlechterdings das Selbstbereiten der Arzneien verboten wissen. Es ist ihnen um ihre Existenz zu thun. Greift die Homöopathie weiter um sich, so werden die Apotheker entbehrlich, so bedarf es höchstens noch Arzneihändler, welche sich Niederlagen von rohen Medikamenten halten und dieselben an die Aerzte verkaufen, und solcher Niederlagen bedarf es höchstens eine in einem Distrikt, der sonst vielleicht dreißig Apotheken beschäftigte. Was bedarf es mehr, um die Apotheker ungünstig gegen die neue Lehre zu stimmen und jeden Rechtstitel gegen dieselbe geltend zu machen? — Unser Verfasser sucht nun aber darzuthun, daß die Bevölkerung eines ganzen Landes, daß der Staat selbst nicht durch ein schädliches Privilegium der Apotheker beeinträchtigt werden dürfe, und daß die Homöopathen von jenem Gesetz auszunehmen seyen. Er widerlegt den gemeinen Vorwurf, daß die Aerzte, wenn sie völlig freie Hand haben und durch die Apotheker nicht mehr kontrollirt werden, die Kranken willkührlich vergiften können, ohne daß es jemand gewahr wird. Will dieß der Arzt, so wird er auch bei der allopathischen Methode und unter den Augen des Apothekers seinen Zweck erreichen. Welcher Arzt, wenn er ein Teufel seyn will, hätte nicht Mittel und Wege, seinen Kranken zu ruiniren, ohne daß es der Apotheker merken sollte? Solche Vergiftungen sind aber bei keiner Methode weniger denkbar, als bei der homöopathischen, weil bei dieser Methode der Kranke stets Mitwisser des Arztes seyn kann.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 48. — 10. Mai 1830.

Schriften über die Homöopathie.

(Fortsetzung.)

3) Briefe eines Homöopathischgeheilten an die zünftigen Widersacher der Homöopathie. Heidelberg, Winter, 1829.

Voilà une hardiesse bien grande, une étrange rebellion d'un malade contre ses médicins! (Molière) ist das Motto dieser geistreich geschriebnen Briefe, in deren Verfasser ich den der trefflichen Schrift „über den Protestantismus" wieder zu erkennen glaube. Er ist, wie schon der Titel sagt, ein Lobredner der Homöopathie aus Dankbarkeit, weil sie ihm die langentbehrte Gesundheit wieder geschenkt, und er durfte sich um so eher berufen fühlen, etwas zu ihren Gunsten zu schreiben, als die Gründe, die für sie sprechen, noch keineswegs erschöpft sind, und die Männer, welche bisher dafür geschrieben, zwar Männer vom Fach waren, aber ihren Darstellungen noch nicht den Reiz zu geben wußten, den man in unsern geistreichen und geschmackvollen Tagen immer dringender auch von wissenschaftlichen Werken verlangt. Hören wir den beredten Verfasser selbst:

„Wir sind Zeugen einer Entdeckung, die, leistete sie auch nur den zehnten Theil von dem, was nach so mancher bisherigen Erfahrung sich allerdings von ihr versprechen läßt, unstreitig einer der wohlthätigsten und somit wichtigsten Fortschritte seyn dürfte, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst dem menschlichen Geiste geglückt sind; und wie wurde sie aufgenommen? Etwa mit jener Aufmerksamkeit, die noch jedesmal irgend einem, versteht sich nicht von unstudirten Marktschreiern, als Universalmittel angepriesenen Modemittel zu Theil wurde, einmal den Kämpfe'schen Klistieren, ein andermal dem Opium, in unsern Tagen den Blutigeln; oder gar wie ein neues System, das, ohne im menschlichen Körper etwas ändern zu können, in dem alten Schulgerüste der Kunst alles umkehrt, und Vorschriften und Mittel aus einem Fache in das andere hinüberstellt; wie die Erregungstheorie in Deutschland, wie Broussais Vampirismus in Frankreich, — mit Theilnahme, mit Vorliebe, mit Bewunderung? — Nein, meine Herrn, sondern wie die Entdeckung des Blutumlaufes von den Aerzten des siebenzehnten Jahrhunderts, wie die Blatternimpfung von den des achtzehnten, wie der Vorschlag zu einer öffentlichen Rechtspflege von den Rechtslehrern des heutigen Deutschlands, wie die Ketzereien der Gewissensfreiheit, die Lehren eines Wicleff, eines Heß oder Luther von den Männern der alten Kirche; wie jede Wahrheit, die weiter nichts, als gemeinnützig ist, von den Sprechern im Volke, die leider nur zufällig auch Sprecher des Volkes sind, auf-

genommen zu werden pflegt: mit Hohn und Verfolgung, und im besten Falle mit Gleichgültigkeit.“

Hierauf geht der Verf. in eine scharfsinnige Untersuchung der Grundsätze ein, welche die Homöopathie befolgt, und vertheidigt zunächst die Ansicht von der Selbsthülfe der Natur in jeder Krankheit, d. h. die Ansicht, daß jedes Arzneimittel nur mittelbar wirken könne, indem es die Natur zur Selbsthülfe anreize, keineswegs aber unmittelbar. Sodann geht er auf den Grundsatz über, daß jede Krankheit ein ihr ähnliches und nicht ein ihr fremdes oder entgegengesetztes Mittel verlange. „Je heftiger die Krankheit, desto geringer die Empfänglichkeit des Organismus für den fremdartigen, desto entschiedner für den gleichartigen Reiz.“ Ohne sich auf die Erfahrungen bei homöopathischen Kuren zu beschränken, sucht der Verf. diesen Grundsatz aus einer ganz allgemeinen Naturerfahrung als ein allgemeines Naturgesetz nachzuweisen, und vorzüglich dieß gibt seinen Briefen die Originalität, die sie von andern Lobschriften der Homöopathie auszeichnet.

Nicht genug, daß Blattern wieder durch Blattern, die Folgen der Erfrierung durch Schnee, die Folgen der Verbrennung durch Wärme, krankhafte Schweiße durch schweißtreibende Mittel, Säuren durch Säuren, Ausschläge durch ausschlagerzeugende Mineralwasser, die Folgen eines Schreckens durch einen neuen Schrecken, Einbildungen wieder durch Einbildungen vertrieben werden, so finden sich auch ganz ähnliche homöopathische Wirkungen in der unorganischen Natur selbst. Daß ein geringerer Grad an sich nachtheiliger Einwirkungen als Reizmittel zu einem desto thätigern Widerstande dient, bewährt sich fast durch die ganze Natur. Brennbare Körper entzünden sich leichter, wenn sie mit unbrennbaren verbunden werden. Harte Metalle werden noch härter, wenn sie mit weichen, z. B. Zinn gemischt werden. Schmelzbare Metalle schmelzen noch leichter, wenn sie mit unschmelzbaren Stoffen gemischt werden. Das Schmelzen des reinen Eisens z. B. hat man, so schwierig ist es, lange für unmöglich gehalten, aber mit Hülfe eines Zusatzes von Kohle, also eines vollkommen unschmelzbaren Körpers, erfolgt es sehr leicht. Dieß Gesetz läßt sich sogar bis in die geheimsten Werkstätten der Chemie verfolgen. „Die wahre Beschaffenheit des eigenthümlichsten Bestandtheiles aller thierischen Körper, des Stickstoffes, ist noch nicht ausgemittelt, und eben so räthselhaft bleiben die Eigenschaften einiger Verbindungen desselben mit andern Gasarten. Zusammengesetzt mit etwas mehr als dem fünften Theile Sauerstoff bildet es unsre atmosphärische Luft. Wird in dieser Mischung die Menge des Sauerstoffes bis beinahe zur Hälfte vermehrt, so bildet dieselbe ein salpetriges Gas, in dem ungeachtet seines größeren Sauerstoffgehaltes die Flamme verlöscht; und entzieht man diesem Gase den Sauerstoff, bis er ungefähr den dritten Theil des Ganzen ausmacht, so entsteht ein Stickstofforid, in dem bei einem geringeren Antheile des Sauerstoffes als im salpetrigen Gase, die Flamme wieder brennt, und bei einem größeren als in der gewöhnlichen Luft, das athmende Thier ersticken muß. — In der Physik, scheint es, und in der Chemie sind Eins und Zwei so wenig immer Drei, als in der Staatswirthschaft, obgleich unsere Naturforscher davon zur Zeit so wenig wissen wollen als unsere Finanzmänner; und Erscheinungen wie diese, die nur darum dem Gesetze der Natur zu widersprechen scheinen, weil sie mit dem der Körper im Widerspruche stehen, die aber keiner lebendigen Kraft, sie möge eine anziehende oder abstoßende seyn, sondern einem bloßen todten Gewichte, das alleinherrschend alle Körper zu einem regungslosen Chaos vereinigen müßte, widerstreben, diese Ausnahmen von einer untergeordneten Regel, die immer entschiedner auf eine höhere deuten, erinnern an eine Bemerkung Hume's, zufolge deren auch in der sittlichen Welt, der Einfluß eines gewissen Gegensatzes, der ein dadurch betheiligtes Verhältniß nur nicht völlig überwältigt, eben am kräftigsten zur Entwickelung desselben dient.“

Dieß mögen sich unter Andern auch die Royalisten gesagt seyn lassen, die von der Opposition in konstitutionellen Monarchien beständig Gefahren fürchten, während diese Opposition unstreitig der Aufrechterhaltung des monarchischen Princips heilsamer ist, als absoluter, stets zur Zerstörung führender Despotismus. Eine so tiefe und allgemeine Wahrheit gilt zugleich in der ganzen sinnlichen und sittlichen Welt. Ueberall in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Kunst bedarf die Majorität zu ihrem kräftigen Lebenselemente einer opponirenden Minorität. Ja wir dürfen, ohne in den Vorwurf der Frivolität zu fallen, allem Bösen in der Welt die homöopathische Bestimmung zuerkennen, nach welcher es nur der ewig belebenden Anreiz zum Guten seyn soll.

Die Briefe sprechen sich nun auch noch, um nichts Wichtiges unberücksichtigt zu lassen, über die kleinen Portionen der Homöopathen aus, die man ihnen so oft zum Vorwurf gemacht und ins Lächerliche gezogen hat. „Dem Größten wie dem Kleinsten in der Natur liegt offenbar noch etwas Anderes und Lebendigeres zu Grunde, als Maaß und Gewicht.“ (Man vergleiche damit, was ich oben aus Crollius angeführt.) „Die kleinsten und zartesten Theile des organischen Körpers sind die mächtigsten und wichtigsten. Unter den leblosen Körpern hält auf ähnliche Weise die Vervielfältigung ihrer Kräfte mit der fortschreitenden Trennung und dem Freiwerden ihrer kleinsten Bestandtheile gleichen Schritt. Wie das Wasser, das durch die Kälte zu einem festen Körper verdichtet nur noch als bloßes Gewicht seine Wirkungen äußert, aber in seiner flüßigen Gestalt jeden Keim des Lebens erweckt und

nährt, und zu Dämpfen verflüchtigt durch die Ausdehnungskraft einiger Tropfen den mächtigsten Widerstand überwindet, sehen wir auch jeden andern Körper in eben dem Maaße, wie durch Auflösung oder Verflüchtigung die freie Beweglichkeit seiner feinsten Theile zunimmt, seine Kräfte und Eigenschaften entwickeln und vervielfältigen. Jenseits der lezten Gränzen der bekannten luftförmigen Stoffe, entfalten die sogenannten unwägbaren, in deren Störungen sich weiter gar keine körperlichen Bestandtheile mit Bestimmtheit ausmitteln lassen, eine noch unwiderstehlichere Macht; und herrschend über jede erhebt sich die unkörperlichste aller Gewalten, der Gedanke. — Chemie und Heilkunst, mochten sie auch jenes große Naturgesetz nicht in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Beziehungen anerkennen, verdanken doch vorzugsweise ihm und seiner Beachtung ihre gesammten Leistungen und Fortschritte. Corpora non agunt nisi soluta, lautet einer der ältesten Lehrsprüche der Chemiker, der unter allen ihren veränderten Ansichten unveränderlich seinen Werth behauptete. Er büßte durch keine der zahllosen Entdeckungen, die besonders in unsern Tagen der Wissenschaft eine so neue Gestalt geben, etwas an seiner Wahrheit ein, und das Feuer, das alles zersezt, blieb nach wie vor das große Mittel, alle Körper gleichsam zu beleben und in denjenigen Zustand zu versetzen, in dem sie ihre innere Kräfte und Eigenschaften zu entwickeln fähig sind. Alle Arzneibereitungen bezwecken auf ähnliche Weise Steigerungen der Wirksamkeit durch Zersetzung des Stoffes, und je unzusammenhängender, je freier in ihren kleinsten Bestandtheilen, desto kräftiger die Arznei. Kupfer, Blei und andere Metalle, die in größeren Stücken verschluckt fast ohne alle Beschwerde ertragen werden, haben in einer viel geringeren Menge, aber als Auflösungen, als Dämpfe, und schon in der Form von Pulvern die heftigsten Wirkungen und den Tod zur Folge; und die bekannten englischen Bereitungen der China, Rhabarber und andrer Mittel verdanken ihre vorzüglicheren Eigenschaften nicht, wie man zu Zeiten geglaubt hat, einer sorgsameren Auswahl dieser Arzneistoffe, — es wird im Gegentheile der Abfall und Ausschuß der im Handel vorkommenden Waare fabrikmäßig dazu benuzt. — sondern einzig und allein den Maschinen, mit Hülfe deren eine vollkommenere Verarbeitung und Zerstäubung derselben bewerkstelligt wird, als die bloße Handarbeit in unsern Apotheken zu Stande zu bringen vermag."

Hierbei verdient auch erwähnt zu werden, daß sich in frühern Zeiten die Chinarinde wirksamer bewies, weil man sie noch in — kleinen Dosen einnahm. Sehr treffend und klassisch ist das Gleichniß, welches der Verfasser auf die Wirksamkeit der unendlich kleinen homöopathischen Arzneien im Vergleich mit der Wirksamkeit der großen allopathischen Arzneikolben anwendet: „Man kann ein gewöhnliches Glas durch einen einzigen und vergleichungsweise milden, aber mit dem seinigen übereinstimmenden Ton eines Violoncells bis zum Umstürzen erschüttern, während das nämliche Glas unter dem Lärm einer ganzen Janitscharenmusik, der nur nichts mit jenem Einklange gemein hat, tonlos und unbeweglich stehen bleibt. Und gerade so mächtig und so unfehlbar zeigen sich in dem Erkrankten, in dem auf irgend eine Weise verstimmten, thierischen Körper die leisesten Anregungen jedes specifischen, d. h. jedes der eben statthabenden krankhaften Empfänglichkeit dieses Körpers für gewisse Bewegungen und Erscheinungen zusagenden Mittels, bei der im Gegentheile desto geringeren, ja völlig ausbleibenden Wirkung jedes gleichgültigen oder der eben vorhandenen, eigenthümlichen Verstimmung widersprechenden."

Schließlich sey noch einiges hier erwähnt, was der Verf. über die Einfachheit der homöopathischen Arzneien sagt. Er rühmt die einfachen, unvermischten alten Hausmittel. Aber es ging diesen „wie einem recht allgemein empfundenen Billigkeitsgefühle, dessen sich der Gesetzgeber, um es als Recht zu schirmen und festzustellen annimmt, und dem er in der besten Absicht so vielerlei Voraussetzungen und Beschränkungen und Auslegungen und Erläuterungen hinzu fügt, daß die Billigkeit selbst in ihren geliebeten Windeln ersticken muß; oder wie irgend einer großen religiösen Ueberzeugung, die von den schulgerechten Gottesgelehrten mit Demonstrationen und Dogmen aller Art dermaßen gestüzt und verbaut wurde, daß man vor allen ihren Verzierungen und Befestigungen sie selbst am Ende nicht mehr erkennt. Von dem ungelehrten Volke wurden jene Mittel in ihrer einfachsten Gestalt, als Kräuter oder Thierstoffe aus den Händen der Natur empfangen, und eben so einfach und natürlich verbraucht, und so bewährten sie sich und verdienten ihren Ruf. Unter den Gelehrten, die sich ihrer bemächtigten, wurden sie durch eine Menge künstlicher Bereitungsarten und Zusätze schulgerecht verballhornt. Von dem heilkräftigen Stoffe, hatte man ihn erst mühselig distillirt und sublimirt und macerirt, blieb ein caput mortuum übrig, mit dem freilich nichts anzufangen war, oder wie in schlechten Gedichten kein Hauptwort ohne sein Beiwort, und auf der französischen Bühne keine Hauptperson ohne ihre Vertrauten, durfte in den Werken unserer gelehrten Receptirkunst auch keine Hauptarznei, oder Basis, wie sie genannt wurde, ohne ein ganzes Gefolge von helfenden und vermittelnden und Gott weiß, wie noch sonst mitwirkenden Begleitern erscheinen, bis in dem einen Falle die arme Base, wie im andern die arme Thealerprinzessin vor dem redseligen Antheile ihrer Umgebungen gar nicht zu Worte kam."

Hieher gehört, was schon Montagne gesagt hat. „Unsre Aerzte wollen uns überreden, daß von den Be-

standtheilen ihrer Arzneien dieser den Magen erwärmen und jener die Leber abkühlen werde; der eine hat den Auftrag sich ohne weiteres in die Nieren, ja bis in die Blase zu verfügen, und soll auf diesem weiten Wege unter allen Abwegen und Seitenwegen sich nie verirren und nirgends verweilen, sondern alle seine Kräfte und Tugenden bis zu dem ihm vermöge seiner verborgenen Eigenschaften angewiesenen Bestimmungsorte zusammenhalten; ein anderer soll überflüßige Feuchtigkeiten vom Gehirn ableiten, ein dritter die Lungen anfeuchten. Und wenn dann aus all dem Gemengsel ein Trank zusammen gebraut wurde, ist es nicht reine Träumerei sich einzubilden, daß jene guten Dinge sich insgesammt aus einem solchen Gemische wieder herausfinden und absondern werden, um jedes einzeln seine Bestellung auszurichten? Sie verlieren oder verwechseln, fürcht ich, ihre Wegzettel oder sie beunruhigen sich in ihren Quartieren. Wie ist es möglich, daß so verschiedene Stoffe sich in derselben flüßigen Mischung nicht gegenseitig verändern, verderben und auflösen?"

Unser Verfasser vergleicht daher auch den menschlichen Magen einem Postamt, wo das ankommende Felleisen geöffnet und alle darin enthaltnen Briefe an ihre Addresse, an den Unterleib, an die Nerven 2c. richtig abgegeben werden sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Vermischte Schriften.

Die Stimme Friedrichs des Großen im neunzehnten Jahrhundert; eine verständige und systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Politik, Staats- und Kriegskunst, Religion, Moral, Geschichte, Literatur, über sich selbst und seine Zeit. Aus seinen sämmtlichen Werken, wie sonstigen schriftlichen und auch denkwürdigsten mündlichen Aeußerungen, herausgegeben und mit einer Charakteristik seines philosophischen Geistes begleitet vom Prof. Dr. Schütz. Vier Theile. Braunschweig, Vieweg, 1828.

So tief dem Range nach der Compilator unter dem Originalschriftsteller stehn mag, so geht doch dieser Rangstreit der Büchermacher weder das Publikum, noch den Kritiker an. Wir fragen nur, was wird uns dargeboten? Und insofern müssen uns Compilationen aus guten Werken stets willkommner seyn, als schlechte Originalwerke. Gute Gedanken können nicht vielfältig genug verbreitet werden, zumal in einer Zeit, wo die Literatur mit einer Sündfluth von schlechten überschwemmt wird. Ich halte aus diesem Grunde sogar die geschmacklosen Compilationen nicht für unnütz. Es ist wahr, daß es sich nicht geziemt, einzelne sogenannte schöne Stellen, Sentenzen und Schilderungen aus Dichterwerken herauszureißen, um sie systematisch zu ordnen. So mag Jean Paul Recht haben, daß er den Compilator, der aus seinen Schriften „Jean Pauls Geist" destillirte, — ein Schaaf nannte. So mag es eine Thorheit seyn, daß man vor nicht langer Zeit auf ähnliche Weise den Shakespeare berupfte und alle in seinen Schauspielen zerstreuten Aussprüche über bestimmte Gegenstände nach diesen Gegenständen ordnete, gleichviel ob der Dichter jene Aussprüche einem Weisen oder einem Narren, einem König oder einem Bettler, einem Ritter oder einem Pfaffen, einer Prinzessin oder einer alten Kupplerin in den Mund gelegt. So mag es nicht weniger thöricht seyn, daß Prof. Schütz uns zu seinem aus allen Schriften Goethes zusammengeplünderten Ragout wie zu einem platonischen Gastmahl eingeladen, und den bunten Mischmasch „Goethes Philosophie" genannt hat. Platon konnte wohl seine Philosophie in eine dramatische Form bringen, aber was soll man umgekehrt von einer Philosophie halten, die aus einem Dutzend von Schauspielen und Romanen ausgekocht ist? Trotz aller dieser Mißgriffe jedoch muß man das Compiliren aus geistreichen Schriften dennoch in Ehren halten. Es dient wenigstens, das Andenken großer Männer aufzufrischen, sinnvolle Reden derselben populär zu machen, und der Masse schlechter und matter Gedanken, welche jede Messe hervorbringt, die Waage zu halten.

Was die Werke Friedrichs des Großen betrifft, so sind sie ganz besonders für eine Compilation geeignet, und hier kann den Compilator der Vorwurf nicht treffen, den ich oben gemacht. Friedrich war kein Dichter, obgleich auch er Verse gemacht hat; er sprach immer seine eigne Meinung aus, und es ist wichtig, die Ansichten eines so großen Mannes systematisch übersehn zu können. Da er nun aber nur in seinen geschichtlichen Werken einen Zusammenhang beobachtet, in seinen politischen und kritischen Schriften aber ziemlich fragmentarisch und aphoristisch ist, auch eine Menge bedeutender Aussprüche in seinen Briefen und Gedichten zusammengesucht werden müssen, so ist es beinahe nothwendig, bei ihm zu kompiliren. Auch arbeitet sich jezt wohl nicht mehr jeder Leser gern durch die vielen Bände seiner hinterlassenen Werke hindurch, und ein Auszug der interessantesten Stellen ist auch in dieser Hinsicht sehr zweckmäßig.

Der Herausgeber hat sein Werk in fünf Abschnitte getheilt. Der erste enthält Friedrichs Aussprüche über Politik, die folgenden die über Religion, Moral, Literatur und Geschichte. Es ist nicht nöthig und kaum möglich, noch etwas Neues über die bekannten Aussprüche zu sagen. Das Lob Friedrichs ist erschöpft, der Tadel auch, und nachdem es eine Zeitlang Mode gewesen, ihn als Franzosenfreund, als Despoten und Atheisten zu verunglimpfen, hat es hinwiederum nicht an vollständigen Ehrenrettungen gemangelt. Er bleibt der Große für sein Jahrhundert, der Einzige für die ganze Geschichte. Er war ein Despot, nicht wie es Könige sind, sondern wie es die Genies sind, und doch hat er zu Gunsten der Völker nicht blos wie ein Genie, sondern wie ein wahrer König geschrieben. Alle seine Tugenden waren königlich, und fast alle seine königlichen Handlungen waren Tugenden; wenn er Fehler hatte, so waren es nur die eines schönen Geistes im achtzehnten Jahrhundert.

Das vorliegende Werk ist übrigens mit einem Porträt Friedrichs ausgestattet und, wie alle Vieweg'schen Verlagsartikel, reinlich und nett gedruckt.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 49. — 12. Mai 1830.

Schriften über die Homöopathie.

(Beschluß.)

4) Die homöopathische Heilkunst und ihr Verhältniß zum Staate. Von Dr. G. W. Groß, prakt. Arzt zu Jüterbogk, im Großherzogthum Sachsen. Leipzig, Baumgärtner, 1829.

Der Staat ist allerdings bei den ärztlichen Anstalten sehr interessirt, und die Rücksicht auf neue Methoden kann ihm nicht dringend genug empfohlen werden. Eine strenge, von Obrigkeitswegen verfügte, und völlig unparteiische Prüfung muß in jedem Falle zu dem Resultat führen, entweder eine nützliche neue Methode bald allgemein einzuführen, oder eine schädliche bald unschädlich zu machen. — Herr Dr. Groß ist Enthusiast für die Homöopathie. Nachdem er das homöopathische Verfahren nach seinen Grundsätzen auseinandergesezt und gepriesen hat, geht er zu den Vortheilen über, die dem Staate daraus erwachsen können; zunächst bei epidemischen Krankheiten, sodann in Lazarethen, Spitälern und bei der Krankenpflege der Armen. Er verfehlt nicht, vor Allem die Wohlfeilheit und Schnelligkeit der homöopathischen Kuren anzupreisen. Meisterhaft aber und einer Bürgerkrone würdig ist, was er über die unmenschlichen Barbareien sagt, welche sich die Aerzte bisher in Betreff der Armen haben zu Schulden kommen lassen. „Eine wahre Schande, eine Abscheulichkeit müßte man es nennen, daß bisher die Armen-Praxis eine ganz andre war, als die der Wohlhabenden und Reichen, wenn nicht die gänzliche Unbekanntschaft mit den Wirkungen der Arzneimittel dieß entschuldigte, obgleich schon die gesunde Vernunft eine solche Trennung völlig unstatthaft findet. Die Surrogate sind ein ewiges Denkmal ärztlicher Unwissenheit und werden künftig nur als solches in der Geschichte der Medicin, aber nicht mehr in der Praxis genannt werden. Wenn der Arzt die Ueberzeugung hat, daß irgend ein Arzneistoff in einem bestimmten Krankheitsfalle ganz angemessen sey, wie kann er es da über sein Gewissen bringen, die Heilung desselben bald mit diesem Mittel, bald mit einem ganz anderen zu versuchen, je nachdem der Leidende in guten oder sehr dürftigen Vermögensumständen ist!? Wie kann er sich wohl einbilden, daß beide Mittel ganz dieselbe Wirkung haben werden? Gesezt, sie hätten eine ähnliche, so würde schon das eine nicht denselben Erfolg haben können, wie das andere. Aber selbst die Aehnlichkeit der Wirkung ist gewöhnlich nicht erwiesen, sondern

wird von dem ähnlichen (bittern) Geschmack entnommen oder auf fremde Autorität hin nur geglaubt, und wenn man auch bei eigenem Nachdenken findet, daß die Heilung einer bestimmten Krankheit mit dem einen Mittel nicht so sicher gelingen könne, als mit dem andern, so ist man doch in der Armenpraxis schon mit einem mittelmäßigen Resultate zufrieden, wenn nur Kosten dabei erspart werden. Auf diese Weise ist es dahin gekommen, daß man eine ganz andere medicinische Behandlung bei Zahlungsfähigen, eine andere bei insolventen Kranken einzuleiten pflegt, was die Bezeichnungen „Armen-Praxis" und „Armen-Pharmakopoe" deutlich beweisen. Wenn der Wohlhabende z. B. ächte Chinarinde verordnet bekommt, so muß sich der Arme mit Weiden- oder Kastanienrinde begnügen, so daß es beinahe das Ansehen gewinnt, als habe die Natur jene nur für den Reichen, diese für den Unbemittelten wachsen lassen. Ja es gibt Aerzte, welche wirklich durchgängig in diesem Geiste handeln und nicht nur dem Dürftigen die wohlfeileren Arzneimittel, weil er nicht bezahlen kann, sondern auch dem Begüterten die kostbaren ausschließlich verordnen, als verstieße es gegen die Würde der Leztern, eine ganz geringe Apothekerrechnung zu veranlassen. — Diesem ganzen Unwesen macht die homöopathische Heilkunst mit einem Male und auf die leichteste Weise ein Ende. Mit den eigenthümlichen Wirkungen der Arzneistoffe vollkommen vertraut, wendet sie in jedem Falle nur denjenigen an, welcher die schnellste und sicherste Heilung verspricht, und hat um so weniger nöthig, dabei auf ökonomische Verhältnisse der Kranken Rücksicht zu nehmen, da sie die dienlichen Mittel in so geringen Gaben anwendet, daß sie durchgängig keinen Kostenaufwand verursachen. So wird der Staat in den Stand gesezt, bei weit geringeren Opfern für die ärmere Volksklasse weit reeller zu sorgen, als es bisher der Fall seyn konnte."

Schließlich schlägt der Verfasser vor, eine homöopathische Klinik und einen eignen homöopathischen Lehrstuhl auf Einer Universität zu gründen, was allerdings sehr ersprießlich wäre.

5) Die Homöopathie nach ihren Hauptzügen von einem Nichtarzte, mit einigen Bemerkungen eines Arztes. Braunschweig, Verlags-Comtoir, 1829.

Auch diese Schrift spricht sich entschieden zu Gunsten der Homöopathie aus und entwickelt die Grundsätze und Vortheile derselben. Wir erfahren unter Andern daraus einige Lebensumstände des berühmten Stifters der Homöopathie, und einige Nachrichten über die allmählige Ausbreitung seiner Methode. „In dem braunschweigschen Landstädtchen Königslutter machte der Hofrath Dr. Samuel Hahnemann als Physikus seine ersten homöopathischen Versuche. Anfeindung verkannte ihn; seine kleinen mit Milchzucker vermischten Arzneigaben wurden als Giftpulver verschrien. Das Selbstdispensiren der selbstbereiteten Arzneien (wie die Kunstsprache das Ausgeben derselben vom Arzte nennt) war gesetzwidrig, und doch hielt es Hahnemann für unerläßlich, um die Kraft derselben zu entwickeln und zu erproben. Erst in Hamburg, in Leipzig und zulezt in Köthen fand er eine Freistatt für sich und seine heilbringende Entdeckung. Von hier aus verbreitete sich das Licht derselben besonders über ganz Deutschland, Italien, Polen, Rußland, Dänemark, Schweden und den Orient. — Die Existenz der Aerzte und Apotheker stand auf dem Spiele, und so wurden die Kunstgenossen, gerade unter deren Pflege allein die Verbreitung im Volke möglich war, die entschiedensten Gegner der Homöopathie. Sie fochten darwider mit Gründen und mit Witz und Satire. Allein die Gründe hatten keine andere Basis, als die älteren Systeme, und diese waren es ja eben, welche nicht auf die Homöopathie angewendet werden konnten, weil diese auf einer ganz andern Basis beruhte. Sie suchten Inkonsequenzen nachzuweisen, indem sie selbst größere begiengen; sie stellten das System als natur- und vernunftwidrig dar — und kannten es nicht; sie verbreiteten Furcht vor der Giftigkeit der homöopathischen Heilmittel, und gaben dieselben giftigen Mittel in millionenmal größern Gaben, ja sogar der Darmstädtische Leibarzt und Halbtheolog Wedekind machte sich lächerlich dadurch, daß er die Homöopathie als der Religion nachtheilig und demagogischer Umtriebe verdächtig darzustellen suchte. Das war der Gipfel von Unsinn, welcher noch über Heinroths Schmähschrift gegen die Homöopathie hinausging. — Aber nicht Aerzte allein stellen sich der Homöopathie entgegen; sogar eine Universität soll sich vorgenommen haben, keine Homöopathen durchs Examen zu lassen. So viel ist ausgemacht, noch zur Zeit besteht auf keiner Universität ein Lehrstuhl der Homöopathie. Allein schon haben sich Vereine von homöopathischen Aerzten gebildet, welche in einer dazu geeigneten Zeitschrift ihre Erfahrungen der Welt mittheilen, und jezt eben werden unter den Freunden der Homöopathie Sammlungen veranstaltet, um einen homöopathischen Lehrstuhl mit einem Klinikum in Leipzig zu begründen. Hahnemann's Organon und die meisten der bedeutenden Schriften über Homöopathie sind in mehrere lebende Sprachen, und auch ins Lateinische übersezt. Der Leibarzt Bigel zu Warschau hat neulich ein französisches Werk von bewunderns würdi-

ger Klarheit, mit dem Feuer der Begeisterung geschrieben, geliefert. Mehrere Fürsten haben homöopathische Leibärzte angenommen, z. B. der Herzog von Lucca, Infant von Spanien, den berühmten Dr. Necher, der Großfürst Konstantin den Dr. von Bigel, die Königin von Neapel den Dr. da Horatius, und ein Herzog von Würtemberg einen Dr. Schmidt. Die Regierungen fangen an, der Homöopathie Aufmerksamkeit und Staatsschutz zu gewähren. So hat der Dr. Necher zu Neapel im Hospitale schon über 1000 Kranke mit Erfolg homöopathisch behandelt; so ist nach Wien ein homöopathischer Arzt von Prag, Dr. Mareuzeller, berufen worden, um im öffentlichen Hospitale homöopathische Heilversuche anzustellen; so ist in mehreren Staaten, z. B. in Rußland und im Herzogthum Braunschweig, den Apothekern zur Pflicht gemacht, Arznei-Vorräthe nach der Vorschrift der Homöopathie, mit aller Sorgfalt bereitet, fertig zu halten, und für das Selbstansgeben der homöopathischen Heilmittel haben sich so bedeutende Stimmen erhoben, daß sich mit Recht bald noch größere Koncessionen erwarten lassen. — Selbst unter den allopathischen Aerzten gibt es bedeutende Stimmen, die günstig über die Homöopathie urtheilen, z. B. Hufeland, Widemann und Andere. Von Gewicht aber muß es seyn, wenn Männer zu der Homöopathie übergegangen sind, die schon viele Jahre lang nach den allopathischen Heilmethoden kurirt hatten, wie ein Hofrath und Leibarzt Mühlenbein zu Braunschweig, ein Hofrath Doktor Ran zu Lautterbach, ein Doktor Rummel zu Mörseburg, ein Physikus Doktor Spohr zu Gondersheim, ein Domphysikus Doktor Messerschmidt zu Naumburg, ein Schulamtsphysikus Doktor Schweikert zu Grimma, und Andere."

Ueberhaupt aber ist der Einfluß der Homöopathie auf Vereinfachung der allopathischen Heilart bei allen vernünftigen Aerzten sichtbar. Wenn die Allopathen auch nicht zur Homöopathie übergehn, so halten sie es doch für nothwendig, ihr so wenig Blößen als möglich zu geben und die schreiendsten Mißbräuche der Allopathie zu ermäßigen.

Die kleine Schrift verdient um so mehr Beherzigung, als sie auch keineswegs läugnet, daß ein übertriebner Enthusiasmus, voreiliges Triumphgeschrei, und kleinliche Subtilität der Homöopathen selbst ihrer Sache schon hin und wieder geschadet habe. Sie warnt also vor allen solchen Uebertreibungen, und hält die strenge Kritik, welcher die Allopathen die Homöopathie unterwerfen, für sehr heilsam, daß man nicht zu schnell von einem Extrem zum andern überspringe. — Nur darin kann ich mit dem Verfasser nicht übereinstimmen, daß der Kampf der Homöopathie und Allopathie nothwendig ein Vertilgungskrieg seyn müsse. So wenig an eine Vermittlung so streng entgegengesetzter Systeme zu denken ist, so hindert dieß doch nicht, daß sie neben einander, obgleich verschieden von einander, bestehn könnten. So einfach allerdings die Natur im Ganzen ist, so mannichfach sind im Einzelnen ihre Wirkungen und Erscheinungen, und diese Mannichfaltigkeit ist unmöglich ohne Gegensätze. Es läßt sich nicht Alles auf Eins zurückführen, weder indem Eins das Andre vernichtet, noch indem Eins und das Andre zusammenfließen, aber die Natur leidet, daß entgegengesezte Dinge neben einander in der ganzen Härte ihres Gegensatzes fortbestehn.

6) Katechismus der Homöopathie für Aerzte und Nichtärzte von Dr. C. G. Ch. Hartlaub, ausübenden Arzte in Leipzig. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Baumgärtner, 1829.

7) Kurzer Abriß der homöopathischen Heilmethode zur Belehrung für Laien von Dr. C. G. Ch. Hartlaub. Leipzig, Focke, 1829.

Beide kleine Schriften beabsichtigen, das größere Publikum über Zweck und Nutzen der Homöopathie zu belehren. Sie sind daher sehr populär geschrieben und stellen die Sache äußerst deutlich und einfach dar. Der Katechismus zeichnet sich insbesondere noch dadurch aus, daß er von etwas größerm Umfang ist und systematisch in größtmöglichster Vollständigkeit alle die Fragen, die das noch ununterrichtete Publikum in Betreff der Homöopathie zu machen hat, selbst aufwirft und jedesmal bündig beantwortet.

8) Einige Worte über die homöopathische Heilart zur Belehrung gebildeter Zeitgenossen, von Dr. Wildberg, Großh. Meckl. Strel. Obermedizinalrathe. Leipzig, Cnobloch, 1830.

Der Verfasser gehört zu den gemäßigten Gegnern der Homöopathie. Er will weder das wirkliche Verdienst Hahnemanns, noch die wirklichen Mängel der Allopathie verkennen, sondern gesteht beide zu, meint aber auch, so wohl der Werth der Homöopathie, als die Herabwürdigung der Allopathie seyen übertrieben worden. Die kleine Schrift ist ganz an der Zeit, sofern es aller-

dings nur kaum möglich ist, die Homöopathie in ihre rechte Bahn zu weisen, wenn die ältern allopathischen Aerzte anfangen, ihr Zugeständnisse zu machen, und auf der andern Seite mit Strenge ihre Uebertreibungen zurückzuweisen. Der Verfasser lebt der Ueberzeugung, daß es ein Wahn sey, anzunehmen, die Allopathie werde von der Homöopathie gänzlich verdrängt werden; er glaubt nur, daß in gewissen besonders geeigneten Fällen das homöopathische Verfahren allgemein werde angenommen werden, während in bei weiten mehr Fällen die Allopathie ihre Herrschaft behaupten werde.

9) Die Homöopathie vor dem Richterstuhl der Vernunft. Ein Belehrungsbuch für Gebildete von Dr. Fischer, Arzt in Dresden. Dresden, Hilscher, 1829.

Der starkgeistige Verfasser übernimmt sich in seiner Kraft dergestalt, daß die Ruhe der Untersuchung unter der Heftigkeit seiner Schimpfreden völlig verloren geht. Er sieht in den Homöopathen nichts als Schwachköpfe, Tolle, Unverschämte, Pöbel! Er sezt sich auf die Rozinante des aristokratischen Kastengeists und wirft der Homöopathe ihre Bürgerlichkeit vor, frägt spöttisch, auf welcher Universität sie anerkannt sey, wo sie einen privilegirten Lehrstuhl habe, ob sie mehr sey als Winkel-Quacksalberei? Ja er nennt sie rebellisch, demagogisch, daß sie sich dem Dogma der herrschenden medizinischen Zunft widersetze. Genau so predigten die Pfaffen zu Luthers Zeiten. Damit richtet man aber in heutiger Zeit Gott sey Dank! nichts weiter mehr aus, als daß man sich lächerlich macht. Abgesehn von diesem rohen und übermüthigen Geschimpfe, das auf keinen Fall zur Sache gehört, verwirft der Verfasser das Princip der Homöopathie; da aber der Theorienstreit zu keinem Ende führen kann, wenn nicht die Erfahrung ihn entscheidet, so findet er für gut, die bekannten Thatsachen, die wirklich glücklichen Kuren der Homöopathen, entweder für übertrieben auszugeben, oder ihnen andre Gründe unterzuschieben. Er sagt, sie verdanken ihre glücklichen Kuren lediglich dem Zufall, der eignen Heilkraft der Natur im Patienten, indem ihre kleinen Arzneimittelchen keineswegs etwas geholfen, aber wegen ihrer Kleinheit auch nichts geschadet, also den Kranken seiner glücklichen Natur überlassen haben. Das heißt eine sehr wohlfeile Erklärung. So lange man sich indeß über die Thatsachen selbst noch streitet, bleibt nichts übrig, als, diese Thatsachen so lange zu wiederholen, bis kein Zweifel mehr über den Zusammenhang von Ursache und Wirkung in denselben obwalten kann. Also fahrt fort, die Sache zu erproben!

10) Ueber Homöopathie und die übrigen dermalen herrschenden oder die Herrschaft suchenden Heilungssysteme. Von Dr. Herberger, sen., Königl. Bair. Kreis-Medizinalrath des Rheinkreises. Ulm, Ebner, 1829.

Auch der Verfasser dieser Schrift gehört zu den heftigsten Gegnern der Homöopathie, und zwar deßwegen, weil er selbst ein eignes System hat, das sogenannte Dermatokratische, das alle Krankheiten und alle Kuren auf die Haut reducirt. Aus dem gleichen Grunde spricht er sich eben so feindselig gegen alle andern Systeme aus, die von seinem Hautsysteme abweichen. Was er gegen die Homöopathie sagt, ist in so hohem Grade unlogisch, daß es gar keine Widerlegung bedarf. Man braucht nur zu hören, wie er argumentirt. Er steht nicht an, zu behaupten: Weil ein Heller nicht hinreicht, eine Schuld von einer Million Gulden zu tilgen, wenn man ihn zu derselben hinzulegt, oder weil ein Schwefelhölzchen nicht hinreicht, den Brand eines Hauses zu löschen, wenn man es hineinwirft, — also kann auch eine winzig kleine Arznei nicht hinreichen, eine große Krankheit, deren Erscheinung ihren Wirkungen ähnlich ist, zu heilen. Ich wünsche sehr, daß es mit der Medizin des Herrn Medizinalraths besser bestellt sey, als mit seiner Logik. Wenn er übrigens alle homöopathischen Kuren für Diäts- und Imaginationskuren erklärt, so läßt er wenigstens der Diät und der Imagination eine Gerechtigkeit widerfahren, die ihr nicht jeder Arzt angedeihen läßt, und auf den Namen kommt wenig an, wenn nur wirklich — geheilt wird.

Völlige Billigung verdient, was der Verfasser am Schluß vorschlägt. Die Anhänger der drei, wie er sagt, jezt vorherrschenden Heiltheorien, der Entzündungstheorie, (die alle Krankheiten aus Entzündung ableitet), seines dermatokratischen Systems und der Homöopathie, sollen sich in ein großes Spital zusammenthun und ein Jahr lang in die Wette kuriren. Dann werde sich aus der unmittelbarsten Vergleichung am besten abnehmen lassen, welche Theorie den Vorzug verdiene. Dem stimmen wir von ganzem Herzen bei.

M.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 50. — 14. Mai 1830.

Epische Literatur.

1) L'Iliade, traduite en français par M. Dugas-Montbel. 2 V. Observations sur l'Iliade par M. Dugas-Montbel. 1 V.

2) Essai sur la beauté morale de la poésie d'Homère, suivi de remarques sur les opinions de M. Benjamin Constant, concernant l'Iliade et l'Odyssée p. van Limburg-Brouwer. Liege 1829.

Heut zu Tage wandelt man auch im Studium des Alterthums, seiner Schriftsteller und Dichter einen bessern Weg in Frankreich als ehemals. Früher gab man sich mehr mit Worten ab, jezt hält man sich an Sachen. Aus dem Vorhof, gleichsam aus den Außenwerken und Schwalbenschwänzen der alten Literatur ist man ins Innere derselben gedrungen. Dieß war früher fast unmöglich wegen der allgemeinen herrschenden Pedanterei. Ganz unverständig war es, die alten Schriftsteller und Dichter aus dem Griechischen ins Lateinische zu übersetzen. Ein thörichter Versuch, eine todte Sprache wieder aus ihrem Grab erwecken zu wollen, um damit eine andere, auch todte zu verdolmetschen und verständlich zu machen. Dazu kamen noch die dicken unbehülflichen Bände in Pergament oder Schweinsleder. Die Gelehrsamkeit gerann in einem Quart- oder gar in einem Folioband. Da standen sie steif und ehrbar in den Bibliotheken, giengen aber nicht ins Leben ein. Heut zu Tage sind die Bücher bequemer zu handhaben, darum gehen sie mit Leichtigkeit von Hand zu Hand. Und da sie in der Allen verständlichen Landessprache geschrieben sind, so sprechen sie zu allen Gemüthern. Die griechischen Klassiker werden jezt unmittelbar ins Französische übersezt; es braucht also keiner zweiten, das Originalkolorit immer mehr verwischenden Farbe, um sie in Frankreich zu verstehen. Auch die Uebersetzungskunst ist jezt ganz anders. Die mehrsten Uebertragungen aus den lezten drei Jahrhunderten gleichen schönen, aber ungetreuen Mädchen. In ihnen nahmen die Griechen und Römer eine ganz andere Gestalt, Haltung und Farbe an. Die Athener hießen Messieurs, Herakles war ein Seigneur und Klytemnestra mußte sich Madame nennen lassen. Die heutigen Uebersetzungen, die übrigens lange noch nicht gut sind, treten doch ihren Originalien viel näher. Dadurch entdecken die Franzosen eine Menge eigenthümlicher Schönheiten, die ihnen früher ganz unbekannt waren. Je genauer die alten Schriftsteller wieder gegeben werden, desto genauer ist die Uebersetzung in ihren Geist eingedrungen. Wie viel kann dabei nicht die Sprache gewinnen?

Der obige Uebersetzer Homers ist den rechten Weg gewandelt. Seine Treue schließt den Franzosen eine

Menge Schönheiten dicht an der Quelle auf. Er hat es sich nicht einfallen lassen, sein Original zu verbessern oder zu verschönern, über oder unter ihm zu stehen, sondern will ihm immer nur zur Seite wandeln. Wie hat man sich auch früher das Recht herausnehmen können, in Uebersetzungen fremde Werke zu verstümmeln? Läßt der Uebersetzer etwas weg, so gibt er ein unvollständiges Denkmal, einen Torso statt einer Statue; thut er gar etwas von dem Seinigen hinzu, so entstellt er das antike Werk durch den neuen Anhängsel, es wird ein schlechtes Mosaik, aus dem lebendigen Gemälde. Von diesen Mißgriffen hat sich Dugas-Montbel frei gehalten, und seine Uebersetzung ist unstreitig die beste, welche bisher in Frankreich von Homer erschien, auf jeden Fall französischer als die Voß'sche Uebersetzung deutsch. Ob aber auch so treu? ist eine andere Frage. Dugas wird hierauf auch die Odyssée, die Batramyomachie, so wie die andern kleinen Gedichte folgen lassen, die Homer gewöhnlich zugeschrieben werden. Bei der Ilias steht der griechische Text nach Wolff und Boissonnade der Uebersetzung zur Seite.

In den Observations sur l'Iliade zeigt sich derselbe Verfasser als guter und vielbelesener Kritiker, der das Alterthum richtig begreift und auffaßt, und so zu sagen in ihm lebt und webt. Die Vergleichung zwischen Homer und den nachfolgenden griechischen Dichtern ist scharf gedacht und gründlich. In seiner Kritik schaut und beurtheilt er die Männer mitten in ihrem Jahrhundert, er personifizirt so zu sagen seine Ideen in ihnen und in ihren Zeitgenossen. Diese bisher selten in Frankreich angewendete Methode wirft großes Licht auf das Alterthum. Der philologische Theil von Dugas Observationen ist eben so anziehend, als der literarische. Er legt ein Beiwort oder die Entstehung eines Ausdrucks so gut und sinnreich aus, als er eine alterthümliche Zeit in ihrem wahren Charakter und in ihrer Bewegung aufzufassen versteht. Mit Nutzen hat er Heyne's, des Engländers Knigt, besonders aber Wolffs kritische Arbeiten bei seinem Werk zum Grunde gelegt, denn auch die Franzosen huldigen jetzt dessen Prolegomenen über Homer als dem vortrefflichsten, was in dieser Art ans Tageslicht gekommen ist. Dugas wiederholt genau Wolffs Ansicht über die successive Entstehung der Ilias und der Odyssee, ohne etwas Neues dafür oder dawider anzuführen, denn er hält die Akten in dieser Sache für geschlossen, was sie doch wohl nicht sind.

Anders denkt und spricht van Limburg-Brouwer in seinem Essai über denselben Gegenstand. Heut zu Tage muß doch die Literatur einen ganz andern Charakter, eine andere Haltung annehmen, wenn sie in Frankreich gelten und gut aufgenommen werden will. Die Wortkritik ist mit La Harpe des Todes verblichen und in seinem bändereichen Cours de litterature wohl für immer eingesargt und begraben. Indeß erwartet man von der Dichtkunst mehr als nachahmende Harmonie und gewisse Vorstellungen, um eine Periode abzurunden und gut klingen zu lassen. Man verlangt vor Allem das Bild der Zeit und der Welt, der ein Kunstwerk angehört, denn man will darin eine neue Ansicht des menschlichen Geistes finden. Diese herrschend gewordene Richtung findet besonders bei der Ilias und Odyssee statt, denn diese epischen Dichtungen sind merkwürdige, ungekünstelte Denkmäler einer beginnenden Civilisation, deren Spuren sich bei andern Völkern schnell verwischt haben. Solche frühe Gesänge, worin Kindervölker ihre ersten Geschichten niederlegen, kommen selten über ihre Entstehungszeit hinaus, denn wenn die Sitten feiner und die Sprache gereinigter wird, sehen die Völker gewöhnlich bedauernd auf ihre frühere Rohheit und deren Anklänge herab, und da diese nicht aufgeschrieben worden sind, so fallen sie bald ganz in Vergessenheit. Nur in Deutschland bei den Nibelungen und dem Heldenbuch, in Island, Skandinavien und Scotland hat sich Gleiches zugetragen wie in Griechenland, die alten Heldensagen und Dichtungen des Volks haben sich da erhalten. Eine andere Erscheinung aber ist Griechenland einzig und allein eigen. Alle andern Völkern brauchten Jahrhunderte zur Ausbildung ihrer Sprache. In Griechenland hingegen gelangte sie fast schon in der Wiege zu der Vollkommenheit und Schönheit, die wir bis ins erste christliche Jahrhundert an ihr bewundern. Eine Pallas, die fast vollendet aus Zeus Haupt hervorging. Schon in dem Lallen dieser Sprache liegt der Zauber ihrer spätern Vollendung. Dieß ist ein Hauptgrund, warum diese alten Griechengesänge von Anfang an bis auf unsere Zeit in so großem Ansehen gestanden haben. Daher später der Eifer sie zu sammeln und niederzuschreiben, als dieß geschehen konnte.

Es ist noch nicht sehr lang her, daß sie in Frankreich zu dieser nationalen und historischen Bedeutung und Würde gekommen sind. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts galten Ilias und Odyssee nur als Dichtungen, die den Regeln der epischen Poesie mehr oder weniger angepaßt seyen, man sah nichts darin als den guten Plan zu einem Heldengedicht und nach einigen obligaten Redensarten über den schönen Styl und die guten Verse wußte man nichts weiter zu sagen. Es fiel Niemanden ein auf einen Punkt zu kommen, den zweitausend Jahre verjährt hatten, und den man schon aus Bequemlichkeit nicht angegriffen hätte. So standen die Sachen, als in dem nahen, lange mit vornehmem Hohn angesehenen Deutschland ein Mann auftrat, der 1795 in Beziehung auf Homer eine ganz neue, herrliche Bahn brach. Wolff war nicht nur ein grundgelehrter Mann, was eigentlich blutwenig heißt, sondern auch ein genialer Mensch, ein tiefer menschlicher Denker. Darum baute er seine ganz neuen abweichenden Ansichten über die Homerischen Dich-

tungen nicht auf allgemeine, immer unzureichende Sätze, und auf Behauptungen des Geschmacks, die immer willkührlich sind und von den Meinungen der Zeit abhängen, sondern auf gründliche und authentische Urkunden. Vor Wolff hatte schon der Neapolitaner Vico die Idee hingeworfen, in den Homerischen Gedichten spiegle sich die ganze alte Geschichte und Civilisation Griechenlands ab. Dabei war er aber auch stehen geblieben. Ferner behaupteten schon im siebenzehnten Jahrhundert mehrere französische Philologen die Collektiv-Homerität, ohne jedoch weiter in den Gegenstand einzudringen. Dem Professor Wolff gebührt demnach — und das sieht man in Frankreich ein — das Verdienst, die Geschichte mit Sorgfalt zu Rath gezogen zu haben, um von ihr über die Homerischen Dichtungen den einzig richtigen Aufschluß zu bekommen. Wolff bewies zuerst unwiderleglich, daß die Ilias und Odyssee erst unter den Pisistratiden zu einem Ganzen vereinigt worden sind, und daß sie bei ihrer Entstehung nichts waren, als einzelne Stücke, die getrennt von den Rhapsoden Griechenlands und zumal Joniens gesungen wurden. Groß war der Skandal in Frankreich, als die Wolff'schen Prolegomenen erschienen. Jeder schrie und schimpfte darüber, daß man ihm seinen Homer rauben wolle, der doch ein Gemeingut sey, an den Unwissenheit und die Jagd nach Paradoxen die Hand nicht legen dürfe. Darauf beschränkte sich jedoch alles Reden, was bei uns dem geharnischten Phalanx der Wolff'schen Gründe entgegengesezt werden konnte. Man begnügte sich mit der vornehm-bequemen Bemerkung, solch' eine absurde Behauptung verdiene keine Erwägung und Widerlegung, weil sie unmöglich sey, und weil sie gegen die einstimmige Autorität der größten Kritiker angehe. Auf diese Weise antwortete man weniger denn Nichts, Wolff's Ideen blieben ganz unangetastet und gingen in Deutschland sogar in die gebildete Masse der Nation über, die freilich unendlich viel unterrichteter ist, als in Frankreich, wo neben angenehmen, gehobelten, polirten und darüber gefirnißten Formen krasse Unwissenheit zu finden ist. Endlich sahen die gelehrten Gegner Wolffs doch ein, daß Deklamationen gegen diesen kernfesten Mann nicht zureichten, am wenigsten solche, worin sich lediglich auf das vage Gefühl derer berufen wird, die den Gegenstand gar nicht geprüft haben und eigentlich gar nicht recht wissen, warum es sich handelt. Sie sahen ein, man müsse auch in den Gegenstand eingehen und da den Gegner zu widerlegen suchen. So ist die ästhetische Partei entstanden, die in Frankreich und Holland viele Anhänger hat und der historischen Partei entgegensteht, die Wolff's Grundsätzen anhängt. Limburg-Brouwer gehört zur erstern, so sorgfältig er es auch vermeidet, sich über die Entstehungsart und die Authenticität der Ilias und Odyssee auszulassen. Er will in seinen Essais beweisen, daß Homer in diesen beiden Dichtungen nicht blos eine poetische, sondern auch eine moralische Idee gehabt hat, und daß sie nicht nur bewunderswürdig durch die Dichtung, sondern auch durch die darin enthaltenen philosophischen und religiösen Ideen seyen. Dem Verfasser nach ist Homer eine Quelle der Weisheit, der Ermuthigung und des Trostes für uns. Ja er hält ihn beinahe für ein Erbauungsbuch, denn der Glaube an die Leitung der Götter ist der Punkt, um den sich Alles dreht. Es ist freilich nicht schwer diese Behauptung durch eine Menge Stellen aus Homer zu belegen, denn die Ilias und Odyssee sind in dieser Beziehung wie die Bibel, es lassen sich daraus die entgegengesetzesten Dinge darthun, man kann sie nach allen Richtungen drehen und wenden, und in dieser Beziehung möchte ich sie mit den leichten Wolken vergleichen, die in schöner Sommernacht am Himmel hin und her ziehen. Jeder sieht darin die Gestalten seiner Einbildung. So ließe sich auch leicht das Gegentheil von dem darthun, was der Verfasser behauptet. In dieser Beziehung führe ich Benjamin Constant's Werk über die Religion 7. B. 6. Cap. an, wo er mit einer gleich großen Menge von Belegen aus Homer und der Bibel zu dem entgegengesezten Resultat kömmt. Ja, was noch sonderbarer ist, Limburg und B. Constant haben beide Recht, wandeln aber auf ganz verschiedenen Wegen. Bei jenem ist der Hauptgedanke nur dunkel, vag und ungeordnet, die Nebensachen haben etwas Gemeines und Schwerfälliges. Bei B. Constant hingegen ruht die Hauptidee immer auf gutem philosophischen Grunde, und um sie herum stellen sich eine Menge klar und trefflich ausgesprochene Gedanken, denen es so wenig an Neuheit und Eigenthümlichkeit als an Tiefe fehlt. Uebrigens ist die verschiedene Weise, über Homer's Dichtungen zu urtheilen, schon uralt. Auch Griechen und Römer waren über deren Moralität nicht einerlei Meinung. Jeder hatte seine eigene Ansichten und wußte dafür Belege anzugeben, Plato dachte darüber anders als Horaz, Diogenes anders als Cicero. Sollte auch irgend ein gutes Gedicht eine konsequente Zusammenstellung philosophischer Ideen seyn können?

M—r.

3) Robert Emmet, ou l'Irlande en 1803, par le Baron Edouard Henry. Paris, 1830.

Das Gedicht spielt in Irland im Jahre 1803. Längst war den Irländern das brittische Joch unerträglich geworden. Das Beispiel Nordamerikas und Frankreichs entzündete den verborgenen Gährungsstoff, und mit einem Male brach das revolutionäre Feuer in Irland los. Man verlangte Hülfe von den französischen Republikanern. General Humbert kam mit einer Handvoll kühnen Sol-

daten, ließ sich durch keine Widerwärtigkeit zurückschrecken, unterlag aber endlich. General Hoche war noch unglücklicher; England wurde von seinem treuen Verbündeten, dem Ozean, unterstüzt und Boreas blies die Freiheitsflotte von der irländischen Küste weg. Alle Hoffnung war verschwunden. Irland sah einer unabwendbaren Züchtigung entgegen — da erschien Robert Emmet.

Emmet ist kaum zwanzig Jahr alt, reich, will aber Hab' und Gut und Leben für das Vaterland opfern. Ein ehemaliger Offizier bei der englischen Marine, Russel, und der Hauptmann einer Bande im Gebirg, Dwiver, schließen sich an ihn an. Das Volk soll sich am S. Jame's Feste aufwiegeln und das Dubliner Schloß überfallen. Am bestimmten Tage greift man zu den Waffen. Es entsteht aber Unordnung unter der Landwehr, Robert verzweifelt an der Ausführung seines Vorhabens, zerbricht sein Schwert und verläßt die Stadt. Er und Russel werden festgenommen, vor das Gericht geschleppt, zum Galgen verurtheilt. Emmet vertheidigt sich mit vergeblicher Beredtsamkeit, und stirbt ohne Murren. Es zieht sich auch eine Liebesgeschichte durch das Gedicht.

Das Alter des Helden und, so viel ich weiß, die Liebesgeschichte und des Helden Atheismus ausgenommen, kömmt es mir vor, als sey Robert Emmet ein A-propos-gedicht. Es erschien einige Zeit vor dem Aufrufe O'Connell's an Irland, und liefert im voraus den Kommentar dazu; es will aber durch ein schreckliches Beispiel O'Connell keineswegs zurückhalten, sondern diktirt ihm in die Feder, was er gewiß auf eignes Anstiften an die Irländer schrieb.

Das Gedicht malt den Zustand der Insel, wie er im Jahr 1803 war und noch ist. Hier ein Marktschreier, welcher das Volk anführt und ihm Wundermittel verkauft

— — par amour pour l'Irlande
Il en baissa le prix;

dort ein Missionär,

Les ordres do Très-Haot an l'Irlande l'envoient,

und das Volk vertrinkt seinen Gram,

Tu mets ce courage en mon coeur,
Daux wiskey, breuvage sans lie;
A long traits je bois ta liqueur,
Et mes dangers, je les oublie.

Der Oppositionsgeist gegen die aufgezwungene Andächtelei macht Emmet zum Atheisten:

Jupiter, Jéhovah, Mahomet, Jésus même,
Mortels, êtres divins par le monde encensés,
Etaient au même rang en son âme placés.

Politik und Dichtung gehn jezt in Frankreich Hand in Hand. Alle literarischen Partelen dieses Landes, Klassiker und Romantiker, müssen mit ihrer literarischen Ansicht eine opinion verbinden. Die hauptsächliche, die alleinige Tendenz des Zeitalters in Frankreich ist eine politische; die literarischen Neuerer, früher verschmäht, gewinnen die Oberhand, seitdem sie politisch-romantisch dichten; dagegen gibt es auch einen politischen Klassicismus, der in Hrn. v. Henry vielleicht seinen Zenithpunkt erreicht hat, und welcher singt:

Style usé, que le siècle ao mépris a livré,
Qui dans notre Gazette aurait bien figuré...

Politisch-klassisch ist es, wenn er S. 31 vom généreux dessein der rebelles spricht; rein klassisch ist S. 40 l'astre cher aux mortels, und vollends geht uns ein Licht auf über Henry's Beruf zur Dichtung bei folgenden erhabenen Akkorden:

Si l'on ne savait pas que jadis l'Hibernie
De l'Espagne reçut plus d'une colonie!!

bei diesen naiven Empfindungen:

Poor peindre leur délire, il faut l'avoir gouté;

bei diesen imposanten Kraftworten:

Le héros est cadavre!...

Aber Herr Henry ist ein Muster des neuen Genre's, und ein Muster von diesem Genre liegt in seiner Verbindung der klassischen Prophetensucht mit der politischen Bescheidenheit:

Pions nous aux Français sauveurs de l'Amérique,
Et peut-être plus tard de la terre homérique...

In unseres Dichters Ergießungen kennt der politische Klassicismus keine Schranken mehr. Die frühern Klassiker ließen wenigstens ihre Personen nur Dinge voraussagen, die nach der Prophezeiung eintrafen, aber Henry's Emmet prophezeit im Jahr 1803 die Vergangenheit oder sezt als vergangen, was zukünftig war — S. 141:

Ombres des héros morts, ô Sand! ô Viala!

Das Buch ist ein würdiges Gegenstück zu denen der Frau v. Genlis in Hinsicht auf Langeweile, zu Viennet's Dichtung über die Convenances in Hinsicht auf Langeweile und politischen Klassicismus; es hat eine alberne Vorrede, die dem Romantismus das Wort redet und mit der Erklärung schließt, der Verfasser habe das wohl blos aus Ironie gethan — aber das Buch ist, wie gesagt, der Zenithpunkt eines Genre's.

D.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 51. — 17. Mai 1830.

Epische Literatur.

(Fortsetzung.)

4) Lalla Rookh von Thomas Moore. Metrisch übersezt von G. W. Bueren. Emden, in Commission bey Du Puy, 1829.

Die moderne Poesie hat wenig epische Werke anzuweisen, die sich an Schönheit mit Lalla Rookh messen könnten. Damit ist indeß noch nicht viel gesagt, da die ganze epische Poesie der Neuern wenig taugt. Man darf behaupten, das ächte Epos ist nur das nationelle. Zieht der Dichter auch eine ferne mythische Vorwelt in den Kreis seines Gedichts, so muß doch dieses Gedicht vom Geist der lebendigen Gegenwart durchdrungen seyn, und es muß darin Glauben und Sitte, Denkart und Kostüm seiner Zeit und seines Volkes herrschen. Das ist bei Homer, bei Ossian, bei den epischen Dichtern des Mittelalters und des Orients der Fall, und ohne diese organische Einheit des Gedichts mit dem Volksleben und der Zeit würden sie so große Wunder nie gewirkt haben. Wir Neuern haben auch ein volksthümliches und zeitgemäßes Epos, aber in einer andern Form. Dieß ist der Roman. Hierin können wir groß seyn, wie die Alten, wenn auch auf andere Weise. Wie aber, wenn wir uns dieses natürlichen Vortheils begeben, die uns angemeßne Form verschmähen und es wagen, in der Form der Alten mit den Alten zu wetteifern, wo wir sie doch nur nachahmen können? Werden diese Nachahmungen uns große Ehre machen? Schwerlich! Niemals wird Vossens Louise oder Goethes Herrmann und Dorothea den Gedichten des Homer oder Theokrit an die Seite gestellt werden können; niemals Klopstocks Messias dem neuen Testament; niemals Ernst Schulzes Cäcilie oder Fouques Corona dem Parcifal, Tristan und Titurell; niemals Eberts Wlasta den Nibelungen; niemals Tegners und Oehlenschlägers Romanzen den alten Nordlandssagen; und wir dürfen hinzusetzen, auch niemals Moores Lalla Rookh der persischen Schirin oder indischen Sakontala. Welcher poetische Reichthum auch den nachahmenden Dichter auszeichnen mag, und wie geschickt er die Aehnlichkeit mit dem Original nachkünsteln mag, sein Werk bleibt immer falsche Waare, und nie kann es ihm möglich seyn, den naiven Reiz des ächten alten Epos zu erreichen. Die Mitwelt kann über die kunstreiche Täuschung erstaunen, aber die Nachwelt wird die Kopien jederzeit hinter die Originale stellen. Der nachahmende epische Dichter kann sehr viel besitzen, was er wirklich sein nennen kann, er kann seine Kopien mit einer Menge von eigenthümlichen Zügen im Einzelnen ausschmücken, die wir im Original nicht finden; aber das Ganze bleibt immer eine Kopie. Der Geist und

Charakter des Ganzen trägt ein fremdes Gepräge, ist geborgt.

Dieß gilt indeß nur von den sentimentalen und tragischen Epikern, die alles Ernstes uns in die Illusion eines Griechen, oder Nordlandshelden, oder mittelalterlichen Ritters, oder Arabers und Persers zurückversetzen wollen. Anders verhält es sich mit den lustigen Epikern, die wie Ariost und Wieland mit Zeit und Raum und den Illusionen aller Völker spielen. Auf diese kann man so strenge Grundsätze nicht anwenden, vielmehr liegt gerade ihre Poesie in der buntesten Willkühr des Humor.

Lalla Rookh hat die größte Aehnlichkeit mit der von Hammer aus dem Persischen übersetzten Schirin, weniger was die Geschichtsfabel, als was die zarte Blumensprache der Gefühle betrifft. Der Orient hat kein schöneres Gedicht hervorgebracht, als Schirin, der Occident keine schönere Nachahmung der orientalischen Poesie, als Lalla Rookh.

Wir müssen uns einen englischen Dichter denken, der eben so in tiefen poetischen Leidenschaften glühend und phantasiereich, wie Lord Byron, doch ungleich lichter, milder, glücklicher ist. Dieser Dichter studirt mit botanischer Genauigkeit, ja Aengstlichkeit, alle Bücher, die über die Natur, das Kostüm, die Sitten des Orients detaillirte Nachrichten enthalten, und die einheimischen Dichter, die ihn noch tiefer in den Geist des Morgenlandes einweihen. Und nun bildet er selbst ein großes Gedicht in diesem Geist, in diesem Gewande, ausgeschmückt mit allen Lokalfarben, und, da ihm aus eigner innrer Quelle ein Reichthum poetischer Gefühle und Gedanken zuströmt, seiner großen Originale keineswegs unwerth.

Die Fabel ist folgende: Lalla Rookh, die schöne Prinzessin von Delhi, wird dem Prinzen der kleinen Bucharei als Braut zugeführt. Unterwegs gesellt sich ein junger Sänger, Feramorz, zu ihrem Gefolge, und wird von ihrem Kämmerer, Fadladeen, angenommen, um ihr durch Gesang die Langeweile zu vertreiben. Er singt ihr nun mehrere rührende Liedesgeschichten, die sie tief erschüttern und sie zugleich für den lieblichen Sänger einnehmen, während Fadladeen den mürrischen Kritiker spielt, die Gedichte tadelt und den jungen Mann vielfach beleidigt. Die Reise ist vollendet und der liebende Sänger entfernt sich. Als aber Lalla Rookh mit banger Seele den Saal ihres bestimmten Gemahls betritt, sitzt auf dem Throne — Feramorz selbst, der sich als Sänger verkleidet hatte, um seine Braut zu prüfen, und jezt zärtlich in ihre Arme sinkt, indeß Faladeen, der Kritiker, in die äußerste Bestürzung geräth.

Dieß ist der einfache und zierliche Rahmen des Ganzen. Alles ist orientalisch gehalten, mit Ausnahme des Fadladeen, dessen Kritiken zu sehr den modernen Ursprung verrathen. Die Gedichte, welche Feramorz vorträgt, sind: der verschleierte Prophet von Khorassan, das Paradies und die Peri, die Feueranbeter, das Licht des Harems. In dem erstern wird das Leben und der Untergang des falschen Propheten und Sektenstifters Mokanna besungen. Darein ist die Geschichte von Azim und Zelika verflochten, zweier Liebenden, die der Prophet trennt. Das zweite Gedicht ist kleiner, aber sinniger. Einer Peri ist der Spruch geworden:

> Der Peri soll vergeben seyn,
> Die dar am Thor des Himmels bringt,
> Was ihm die theur'ste Gabe ist.

Sie sucht nun in der weiten Welt umher, und bringt einen Blutstropfen vom Herzblut eines für sein Vaterland gefallenen Jünglings, den Seufzer eines Mädchens, die ihren an der Pest sterbenden Geliebten nicht verlassen wollte und, ihn küssend, selbst den Tod in sich sog, und endlich die Thräne eines alten Räubers, der beim Anblick eines unschuldigen Kindes weinte, als die schönsten Gaben zum Himmel zurück. Die Flüge der Peri geben zu mehrern sehr schönen Schilderungen Veranlassung, z. B. S. 99:

> So sinnend theilt sie mit den Flügeln
> Die Luft des schönen Hindestan,
> Die Balsam ist; wo auf Korallenhügeln,
> Und Ambrabetten ruht der Ocean;
> Deß Berge Diamanten zeugen,
> Geschwängert von der Sonne Glut;
> Deß Bäche reichen Bräuten gleichen,
> Lieblich, voll Gold die reine Fluth,
> Deß Sandelgäng' und Lauben, würzig süß,
> Wohl wären ein Peris-Paradies!

S. 102. Dann über deiner Palmen Grün,

> Die Grotten und die Königsgrüfte,
> Egypten! fliegt sie trauernd hin;
> Bald lauschet sie in dem Geklüfte
> Rosettens, sanfter Tauben Lied;
> Bald sieht sie, wie im Mondesschimmer
> Der Pelikan, der stolze Schwimmer,
> Durch Moeris blaue Fluten zieht.
> O schöner Anblick! — schön'res Land
> Hat nimmer noch ein Mensch gekannt,
> Wer wohl — der sah in dieser Nacht
> Die Thäler ihrer Früchte Gold
> Entfalten in des Himmels Pracht; —
> Die Dattelbäume, denen hold
> Die lock'gen Häupter niederwallen,
> Wie junge Mädchen, schlafbefallen,
> Hinsinken auf den seid'nen Pfühl;
> Die Jungfrau-Lilien, die so kühl
> Im See sich baden all die Nacht,
> Daß frischer sie und schöner blüh'n,
> Wenn ihre liebe Sonn' erwacht; —
> Der Tempel, Thürme Trümmer, kühn,
> Wie reicher Träume frische Spur;
> In deren heil'ger Stille nur
> Des Kiwizes Geschrei erschallt,
> Man nichts sieht, als (zerstreut der Mond
> Die Nebel, die ihn dicht umwallt)
> Auf einer Säule hochgethront,
> 'ne purpurschwingige Sultana,

Gleich einem Göttervogel schier! —
Wer hätt's gedacht, daß hier, ja hier,
In dieser Scenen stille Feier
Hintrat der Seuche Ungeheuer?

S. 109. Nun ruht auf Syriens Rosenflur
Lieblich des Abendlichtes Spur,
Die Sonn ergießt ein Strahlenmeer
Den heil'gen Libanon umher,
Deß Riesenhaupt, des Winters Wüthen
Kühn trotzend ew'ger Schnee bekränzt,
Indeß in einem Thal von Blüthen,
Am Fuß der Sommer rosig glänzt.

O wer da hoch aus dem Azur
Geschaut auf diese Zauberflur,
Wie herrlich mußte dem das Leben
Und Funkeln nicht entgegenweben!
Der Gärten Pracht, der Ströme Glanz
Von goldener Melonen Kranz
Umzogen, die im Lichtstrahl schimmern; —
Und auf verfallner Tempel Trümmern
Die Eidechsschwärme, flink und blühend,
Von Leben ganz und Lichte sprühend;

Doch prächt'ger noch die Taubenflüge:
Am Felsen hoch ihr Nest'chen bebt,
Weil in der Lüfte Purpurwiege
Rastlos ihr bunter Flügel schwebt.
Mit Diamanten überzogen,
Glänzt er im warmen Strahle dann,
Wie immer klare Regenbogen
Des wolkenlosen Peristan!
Dann tönt die alte Hirtenflöte
Und wilde Bienen summen drein,
Die bei dem Schein der Abendröthe
Im Blumenthale sich erfreu'n;
Und Jordans frische Wasser fallen,
Die Haine sind voll Nachtigallen.

Das Gedicht, *die Feueranbeter*, ist eines der schönsten. Es schildert die Liebe des Hafed und der Hinda. Hafed ist Anführer der Ghebern, der lezten Ueberreste der altpersischen Feueranbeter, die den Muhamedanismus nicht angenommen. Hinda aber ist die Tochter des arabischen Emir Al-Hassan, der die Ghebern in den Gebirgen verfolgt. Sie liebt, ohne zu wissen, daß ihr Geliebter der grimmigste Feind ihres Vaters ist, und sie muß zulezt seinem Untergange beiwohnen. Diese Geschichte erinnert an Romeo und Julie, der junge Held aber erscheint in einer doppelten Rolle, als Liebhaber und als Glaubensheld. Der Kampf der alten Feuerlehre gegen den Muhamedanismus und der alten Freiheit gegen den Despotismus ist vom Dichter mit glühenden Farben geschildert, und wenn an diesem schönen Gemälde ja etwas auszusetzen wäre, so ist es, daß es zu viel moderne Toleranz athmet. Weder ein Araber noch ein Gheber würde dieß Gedicht so verfaßt haben. Nur ein moderner Christ konnte sich unpartheiisch über beide stellen. Erhaben ist Hafeds Tod. Er stürzt sich, der lezte seines Stammes, in das heilige Feuer. Ich entlehne diesem schönen Gedicht folgende Stelle, deren Lieblichkeit der Uebersetzer sehr glücklich nachgeahmt hat:

Wie heiter, wunderherrlich naht
Nach wildem Sturm, die stille Stunde,
Wenn sich der Wind beruhigt hat,
Und Wolken schmelzen in die Runde
Vorm hellen Strahl, und Land und Meer
Schläft rings in süßer Ruh umher, —
So frisch, als wenn im Morgenschooße
Der Tag noch ein Mal wieder kose!
Wenn sanft die Blume, rauh gewiegt
Vom Wirbelwind und fast zerknickt,
Die Blätter aus einander schmiegt,
Die stille Luft mit Duft durchzückt,
Als Dank der Ruh, die sie erquickt; —
Und der Gewittertropfen Schein
Auf Gras und Blumen glänzt und flammt
So hell als sey's der Blitzesstein,
Deß flüss'ge Gluth dem Blitz entflammt! —
Wenn, statt sonst nur Ein träger Hauch,
Wohl tausend holde Lüft'chen spielen,
In jedem andre Düfte auch,
Als ob den schönsten Pflanzen, Bäumen,
Ein eigner Hauch wohn' in den Räumen,
Nur *sie* zu fächeln und zu kühlen,
Und *ihren* Duft nur fortzuschwellen! —
Wenn plätschernd sanft die blauen Wellen
Im warmen Sonnenscheine spielen;
Und nach dem Sturm dieß süße Leben
Gleicht jenem vollen, stummen Beben
Liebender Herzen, jüngst beglückt,
Noch nicht ganz still, — zu sehr entzückt!

Das lezte Gedicht, *das Licht des Harems*, enthält eine Schilderung der schönen Nurmahal, und ihres Stilllebens im Harem. Es ist ein anmuthiges Gemälde, mit der Phantasie glühendsten und zartesten Farben ausgemalt.

Da ich von dem Schilderungstalent des Dichters schon Proben gegeben, will ich noch einige der schönsten orientalischen Gleichnisse anführen, womit das Gedicht nicht weniger reich ausgeschmückt ist, als mit nachahmenden Beschreibungen. So vergleicht er das Volk, das sich vor dem falschen Propheten niederbeugt, indem sich alle seine Turbane zur Erde neigen, S. 9 mit

einem Tulpenbeet,
Wenn unsichtbar der West es überweht.

Ein Mädchentanz gibt S. 44 zu folgendem schönem Bilde Anlaß:

Sie tanzen vor ihm, theilen dann die Reih'n,
Wie ros'ge Abendwolken sich zerstreu'n,
Rings um der Sonne reichen Pavillon.

und S. 47 noch zu folgendem:

Indeß, vom langen schwarzen Haare fallend
Im Lockenstrome, sanfte Glöckchen, schallend
So süß, wie jen' an Edens gold'nen Bäumen,
Mit jedem Sprunge süßer ihre Spur umwehten,
Als wollten sie der Füß' entzückte Sprache reden!

Prächtig ist das Gleichniß, das von dem falschen Propheten gebraucht wird, als er zur Flucht gezwungen wird, S. 67:

Umsonst will er mit Kraft entgegenragen
Den fliehenden Haufen; er wird fortgetragen;
Doch eine Lust noch will dem Wüth'gen glühn
Auf dieser Zwangesflucht: Morden rings im Fliehn!
So wie ein Tiger, der des Bergstroms Macht
Ereilt im aufgethanten Schlund, zur Nacht,
Selbst im Ertrinken nach den Herden greift,
Die vom Gebirg der Schneestrom mitgeschleift,
Und dann zulezt, zerreißend wie er ringt,
Den Strom befleckt, deß Macht ihn überzwingt!

Reizend ist das Bild S. 70:

Denn Zelica stand jezt im Blüthenspiel,
Bleich wie die Blume, welche gestern fiel
Vom Almabaum, und stirbt, weil droben helle
Die heut'ge junge Blüthe glänzt an ihrer Stelle.

Welch schönres Bild der Jungfräulichkeit kann es geben, als S. 130:

Wie rein und hehr ist Schönheit nicht,
Wenn, dicht dem Blick der rohen Welt
Verschleiert, sie mit ihrem Licht
Nur Eine stille Wohnung hellt!
Vom Männerblick noch unentweiht, —
Die Blume die im Meeresgrund sprießt
Zu tief dem Sonnenstrahl, umschließt
Nicht keuschere Verborgenheit.

Sehr lieblich sind auch folgende Bilder S. 236:

Und sie, vor deren Augen, so schläfrig,
In dem prächt'gen kathaiischen Käfig
Glänzen so herrliche Schmetterlinge,
Daß leicht der holde Traum sie besinge,
Die reichen Blumen, die ringsum liegen,
Säh'n sie, durch Zauber, alle jezt fliegen!

Schiraswein, der so funkelnd rann,
Als ob der Edelstein, selt'ner Größe,
Jener Rubin, für den Kubbai-Khan
Als Preis den Werth einer Stadt bot an,
In den Bechern geschmolzen dort flöße!

Dagegen dürfte ein S. 232 vom Schnee entlehntes Bild, nicht wohl zum indischen Klima passen, und überhaupt zu gesucht seyn.

Die murmelnden, sterbenden Töne,
Die fallen so sanft, wie Schnee in die Fluth
Und schmelzen sofort in des Herzens Gluth.

Ein ächt orientalisches und sehr schönes Bild S. 147 ist durch die Anwendung entstellt.

Und Herzen, wo der Rache Saat
Langsam, doch tief anreift zur That,
Bis sie in trügerisch stiller Stunde,
Wie Zeilons Riesenpalm aufspringt,
Der, sprengt die Blüten sie, erklingt
Und bebt der Zwergwald in der Runde!

Das Bild ist für die Sache zu schön. Man kann das Erwachen des Hasses wohl mit dem Bersten einer Eiterbeule vergleichen, aber mit dem Aufspringen einer Palmblüthe nur das Erwachen der Liebe.

Die Uebersetzung ist sehr gefällig und angenehm durch ihre Weichheit und durch einen gewissen innigen Ton, den nur das Gefühl hervorrufen mag. Nur ist hin und wieder der Reim gezwungen, was indeß bei der Schwierigkeit gereimter Uebersetzungen im Deutschen leicht verzeihlich ist, und hier, wo alles Gefühl und Gedanke ist und wo man über dem Sinn die Worte beinah vergißt, kaum empfunden wird. — Eben haben wir die Beurtheilung dieser Uebersetzung vollendet, als uns eine zweite zukommt:

5) Lalla Rukh. Eine orientalische Romanze von Thomas Moore. Uebersezt von F. v. Pechlin. Frankfurt a. M., Brönner, 1830.

Sie fällt weit angenehmer in die Augen als die vorige, da sie ungleich schöner auf sehr weißem Papier gedruckt ist. Die Sprache der Uebersetzung ist dagegen im Ganzen nicht so wohllautend, wie die der Buerenschen. Zwar sind die Reime durchgängig sehr rein, aber dieser Reinheit des Reimes ist gar oft die einfache Wortstellung, und zuweilen auch ein verschönender Zug des Bildes aufgeopfert. Zur Vergleichung setzen wir die schöne Stelle aus dem Gedicht „die Feueranbeter,“ die wir oben aus der Buerenschen Uebersetzung anführten, auch aus der Pechlinschen hieher:

Wie schön, wie ruhig kommt die Stunde
Die zeigt den Sturm im Hintergrunde,
Wenn der Orkane Wuth erstorben,
Und milder Glanz den Sieg erworben.
Die Wolken ziehn, und Land und Meer
Ein Bild des Friedens rings umher. —
So frisch als wäre neu geboren
Der Morgen aus dem Schooß der Horen! —
Wenn alle Blumen, die verloren
Geworfen von den Winden eben,
Still in den reinen Lüften schweben,
Und sie mit ihrem Balsam füllen
Um dieser süßen Ruhe willen; —
Wenn jeder Tropfen von den Wettern
Auf Blumen noch und noch auf Blättern
Erglänzt wie jener Edelstein,
Der leiht vom Bliz den Flammenschein!
Wenn statt des einen Windes Wüthen
Nun säuseln tausend milde Lüfte,
Die alle bringen süße Düfte,
Als hätten Bäume, hätten Blüthen
Vasallenlüfte, um nur ihnen,
Den schönsten Pflanzen so zu dienen,
Daß blos ihr Hauch auf ihnen schiffte!
Wenn blaue Wasser fallen, steigen,
Und weich den Glanz der Sonne zeigen,
Und selbst das Schwellen noch in allen
Gleich ist dem stillen Ueberwallen,]
Wenn Liebeszeichen neu beglücken,
Zu neu für ruhiges Entzücken:

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 52. — 21. Mai 1830.

Epische Literatur.

(Fortsetzung.)

6) Wlasta. Böhmisch-nationales Heldengedicht in drei Büchern von Karl Egon Ebert. Prag, Calwe, 1829.

Egon Ebert gehört zu der eben nicht sehr beträchtlichen Zahl von neuen deutschen Dichtern, die etwas mehr machen können, als einen guten Vers; allein es fehlt ihm doch noch das Beste, um ein wirklich großer Dichter zu seyn. Man kann unsre Dichter in drei Klassen eintheilen. Die erste Klasse versteht sich nur auf das äußre Mittel der poetischen Sprache, des Styls, des Verses; die zweite Klasse versteht sich auf schon etwas weit wichtigeres, auf die Gefühle, Gedanken und Bilder, welche die eigentliche poetische Sprache sind; aber nur die dritte Klasse versteht sich auf die Sache selbst, auf die Poesie, die erst in jenen Gefühlen, Gedanken und Bildern ausgedrückt werden soll. In der ersten Klasse befinden sich die unzähligen lyrischen, epischen und dramatischen Dichter, die einen runden, wohlklingenden Vers machen, aber nirgends ein tiefes Gefühl, eine poetische Gluth und Leidenschaft verrathen, und an Bildern eben so arm sind als an Gedanken, oder uns Phrasen für Gefühle und Abgeschmacktheiten für Gedanken verkaufen. In der zweiten Klasse befinden sich mehrere, doch verhältnißmäßig nur wenige Dichter, die theils voll Empfindung sind, theils eine blendende Phantasie, theils Witz und Verstand besitzen, aber dennoch nichts Großes zu Stande bringen, immer nur im Einzelnen glänzen, aber im Ganzen unbefriedigt lassen. In der dritten Klasse endlich sind nur ganz wenige Dichter erster Größe, denen die seltne Himmelsgabe verliehen ist, schöpferisch ein lebendiges Ganzes zu gestalten, von einem geistigen Mittelpunkt aus ihre Schöpfung zu beleben, zu beherrschen. Die ersten haben nur den Körper der Poesie, die zweiten nur die Seele, aber die dritten haben den Geist der Poesie. Die ersten gleichen den Malern, die sich nur auf richtige Zeichnung, die zweiten den Malern, die sich auf warmes Kolorit, aber die dritten gleichen den Malern, die sich auf die Kompositionen verstehn; oder, um ein musikalisches Bild zu brauchen, die ersten verstehn nur den Rhythmus, die zweiten verstehn die Melodie, aber erst die dritten verstehn auch die Harmonie.

Egon Ebert gehört in die zweite Klasse, und so viel Ehre ihm deßfalls gebührt, so fällt es doch unangenehm auf, daß er sich nicht auch noch bis in die dritte verstiegen,

weil sein episches Gedicht doch einmal seiner Natur nach ein großes Ganze seyn soll, das stets einen Dichter aus jener dritten Klasse verlangt.

Er hat den Nibelungenvers gebraucht, der hier der passendste war. Die altböhmische Sage hat manches mit der Sage der Nibelungen gemein, das Mährchenhafte, die ungeheuern Leidenschaften, das Schlachtgetümmel, und insbesondre den gewaltigen Charakter der Brunhild. Jedes andre Versmaaß wäre hier fremdartiger gewesen, als das der Nibelungen, das überdieß dem deutschen Ohre heimatblicher und vertrauter klingt, als Hexameter und Ottaverimen. Die Kraft und Zartheit, deren dieses Versmaaß fähig ist, hat der Dichter in dasselbe einzutragen gewußt. Sein Gedicht ist durchgängig wohlklingend, im Schrecklichen wie im Sanften immer trefflich modulirt. Kaum daß hin und wieder ein falscher Reim, z. B. ziehn und hin, den schönen Schwung des Verses unterbricht, der Schwung der Phantasie im Gedicht selbst führt uns darüber hinweg. Diese Phantasie ist noch ungleich höher zu schätzen, als die Kunst des Verses. Eine warme Begeisterung glüht durch das ganze Gedicht und belebt die Schilderungen, erhöht das Kolorit, treibt überall üppige Blumen aus der Einbildungskraft des Dichters hervor. Eine schöne, zartfühlende Seele, eine reine und reiche Phantasie sprechen uns freundlich an und gewinnen dem Dichter unsre Liebe.

Allein zwischen dieser an sich so schönen und liebenswürdigen Darstellung und dem Gegenstande selbst ist ein Widerspruch, und gerade was an sich als eine Tugend des Dichters erscheinen würde, erscheint in diesem Gedicht als ein Fehler. Die schöne, zartfühlende, liebevolle Seele des Dichters widerspricht dem Geiste des Gedichts. Wir würden sie in einem andern Gedichte bewundern, hier müssen wir sie tadeln.

Egon Ebert ist zu human, zu edel, zu gutherzig, um eine Wlasta darzustellen, wie sie die Sage uns überliefert hat, und wie sie die Poesie verlangt, wenn sie nicht etwas ganz andres werden soll. Seine Sentimentalität verträgt sich mit einem solchen harten Jungfrauenherzen des Mittelalters nicht, und da er sie gewiß nicht darzustellen gewagt haben würde, wenn er sie verstanden hätte, so müssen wir annehmen, er hat sie gar nicht verstanden, er hat sie nur durch die Brille seiner Sentimentalität gesehn, nicht anders sehn können. Wir verzeihen dieser sanften Seele gern ihren Irrthum, aber der Irrthum wird dadurch leider nicht gut gemacht, und wir müssen immerhin das harte Wort aussprechen: ihr sanften Seelen, wagt euch nicht an das Große, Wilde, Ungeheure, das ihr nicht fassen könnt, das euch nur kompromittirt, indem es eure Schwäche ruchtbar macht!

Egon Eberts Wlasta ist nicht die Wlasta der alten Sage, nicht die Brunhild Böhmens, nicht die Titanide der Romantik, sie ist ein modern-romantisches Unding, zusammengesezt halb aus moderner Entsagungssentimentalität, halb aus altböhmischer Mordgier, ein Charakter, der eben deßhalb gar keiner ist, eine personifizirte Unmöglichkeit. Eine Wlasta veredeln, ist schon falsch, sie aber vollends gar verweichlichen, ist unsinnig. Wie in aller Welt kommt Wlasta dazu, sentimental werden zu müssen, weil zufällig ihr Dichter sentimental ist? Egon Ebert stellt sie nicht nur edel, sondern sogar weichherzig dar. Er bleibt in so weit der Sage getreu, daß er sie an die Spitze der böhmischen Amazonen stellt, daß er sie im Schlachten führt; aber weit entfernt, die wilde Naturkraft, die grausame Keuschheit, den heroischen Muthwillen einer wahren Amazone, einer ächten Diana zu begreifen, läßt er die gute Wlasta bei all ihrem Schlachten und Morden zart empfinden, ja so sentimental lieben wie eine Sappho! Nicht etwa ihre angeborne wilde Nymphennatur, nein eine verschmähte Liebe ist das Motiv ihres Kriegs gegen die Männer. Die Arme will sich an dem ganzen Geschlecht rächen, weil Einer sie verachtet hat. Sie gibt sich aber nicht einmal ganz der wahnsinnigen Rachlust hin, nein, sie wird immer wieder von neuem gerührt und ihre empfindsame Seele verräth sich bei jeder Gelegenheit. So macht der Dichter aus einem der reizvollsten, pikantesten, seltensten Charaktere eine völlig widersinnige Mischung von alter Barbarei und neuer Romantugend; so mißhandelt er in der besten Absicht einen Stoff, wie die romantische Poesie keinen zweiten aufzuweisen hat! Eine wildschöne Diana, sprudelnd von Kraft und Muthwillen, kalt aus Naturell, der Liebe noch fremder als den Männern feind, fühllos grausam, herrisch, rasch, abentheuerlich, ganz nur weibliche Laune im grotesksten Styl, eine solche Wlasta war zu schildern, eine solche hat noch keiner geschildert. Wollte der Dichter Liebe anbringen, so war es schicklich, sie den Männern zuzuweisen, die jenes zauberische Mädchen zu bezwingen trachteten.

Da der Dichter einmal seine Heldin um jeden Preis im modernen Sinn des Worts veredeln wollte, so hielt er es auch für nöthig, den größten Theil der Grausamkeiten, wodurch sie in der Sage berüchtigt ist, ihren Gefährtinnen und einer alten häßlichen, zauberhaften Zwergin aufzubürden. Das erinnert gar zu fatal an den Freischützen und an Hauff's Lichtenstein. Der gute Kind bürdete dem armen Kaspar alle Schuld auf, um seinen lieben Max mit einem blauen Auge davon kommen zu

lassen. Der gute Hauff bürdete dem armen bucklichen Kanzler alle Laster des Herzogs Ulrich auf, um diesem selbst alle Tugenden seiner Nachkommen aufzubürden. So soll man aber weder die Geschichte, noch die Sage verhunzen. Es ist nicht nur unwahr, sondern auch unpoetisch. Man hat ja ohnehin nicht viel originelle Charaktere. Warum noch diese wenigen zerreißen und zersetzen?

Der Fehler, den ich hier rüge, ist sehr vielen Dichtern der neuen Zeit gemein, und daß man ihn nicht einmal für einen Fehler hält, sondern für eine Tugend, beweist, wie weit unser Geschmack im Allgemeinen verweichlicht ist. Fast alle Helden und Heldinnen unsrer Romane, Trauerspiele und epischen Gedichte sind zu moralisch und zugleich zu weichherzig. Selbst den wildesten Charakteren aus der alten Mährchenwelt oder aus den Zeiten des Faustrechts bürdet man die moderne Humanität auf, legt man abgedroschene moralische Redensarten in den Mund, und feige Rührungen in die Seele. Ja wir haben gesehn, daß Müllner es wagen durfte, die schändlichsten feigsten Verbrecher mit jenem Tugend- und Gefühlsgeschwätz prunken zu lassen, und großen Beifall fand. Dadurch erhalten denn alle poetischen Helden eine Uniform, die sie von den Helden der alten Poesie unterscheidet und nicht wenig lächerlich macht. Gerade weil die Tugend das Höchste und Seltenste ist, wird sie lächerlich, wenn sie gemein gemacht und als bloße Schminke überall fingerdick aufgetragen wird. Diese Schminke aber entstellt die ächte Physiognomie der Helden. Die wahre Natur einer Leidenschaft, eines rohen, wilden, bösen Charakters muß nothwendig verfälscht werden, wenn der Dichter sie beständig zu mildern sucht, indem er ihr Edelmuth und Sentimentalität beimischt, oder Motive erdichtet, die scheinbar das Verbrecherische rechtfertigen. Warum bleibt man denn der Natur nicht treu? warum wagt man nicht grausam zu seyn? warum faßt man die Charaktere nicht so auf, wie sie in der Wirklichkeit gegeben sind und in jenen alten Mährchen, die selbst im Grotesken noch so treu die Züge der Natur auffassen, deren Lapidarstyl die Ursprache der Menschen ist? Seht euch in der Geschichte, seht euch bei den alten Dichtern um! Welche Fülle von schrecklich schönen Charakteren, deren furchtbaren Anblick nichts mildert als ihre Schönheit, die Schönheit, die gerade in dieser ächten, durch nichts gemilderten Furchtbarkeit liegt! Wie wahr ist das Böse, wie natürlich das Verbrechen! Was braucht es alberner äußrer Motive, um ein Herz zu verhärten, einen Arm zum Frevel zu erheben? Das Naturell des Menschen ist mächtiger und ursprünglicher, als alle äußern Anregungen. Der Charakter wird geboren und schafft sich sein Schicksal selbst. Auch die bösen Charaktere werden geboren. Wie pedantisch, weichlich, unwahr ist das Vorgeben unsrer modernen Dichter, der Mensch sey von Natur gut und nicht nur gut, sondern auch sentimental! Das Schlimmste ist, daß diese Dichter lügen, daß sie die Sache besser wissen und nur aus konventioneller Scheinheiligkeit ihren eignen Edelmuth an den Tag legen wollen, wenn sie ihre Helden veredeln.

Das Gedicht soll moralisch seyn, nicht der Held; der Leser soll gerührt werden, nicht der Held. In diesen zwei Sätzen liegt die ganze Regel ausgesprochen. Die alten Dichter haben sie befolgt, die neuen haben sie umgekehrt. Die alten Dichter haben uns verwegne, grausame, ungeheure Charaktere geschildert, wie sie die Laune und übermüthige Kraft der Natur von Zeit zu Zeit hervorgebracht hat, und dennoch sind ihre Gedichte darum nicht unmoralisch. Die neuen Dichter stellen fast nur Tugendhelden dar, und lassen sogar die Bösewichter nie ganz sinken, und dennoch sind ihre Gedichte gerade wegen der Tugendprahlerei und weichlichen Lasterbeschönigung sehr häufig unmoralisch. Die alten Dichter schrieben kalt und streng, legten ihren Helden keine süßen Phrasen in den Mund, ließen sie nie in langen Monologen empfindsam raisonniren, und dennoch rühren sie uns. Die neuen Dichter schreiben warm und weich, stellen uns ihre Helden beständig erregt und gerührt dar, lassen sie beständig ihre Empfindungen ausmalen, und dennoch werden wir Leser gewöhnlich um so weniger gerührt, je mehr es der Held selbst und der Dichter ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographie.

Sieben-und-vierzig Jahre eines Revolutionsmannes, oder Leben und Abentheuer Hanet Clery's, während der Revolution, bei dem Kriege in Deutschland und Italien, auf St. Domingo und in Korsika. Aus dem Französischen von Friedrich Gleich. Zwei Theile. Leipzig, Nauck, 1829.

Wer kennt nicht den treuen Clery, der der unglücklichen Familie Ludwigs XVI. in den Temple folgte und ihr den letzten Beistand leistete? Hanet Clery, der Verfasser des vorliegenden Werks, ist der Bruder dieses treuen Clery. Seine Geschichte ist recht interessant, obwohl er Unrecht hat, sich einen Revolutionsmann zu

nehmen, da er im Gegentheil immer ein Royalist blieb, wie sein Bruder. — Sein Vater besaß ein kleines Pachtgut unfern von Versailles. Eines Tages sprang ein auf der Jagd verfolgter Hirsch in seinen Garten, dem unmittelbar der König selbst folgte. Clery's Vater bewillkommte seinen unerwarteten Gast mit Anstand, und der König fand Gefallen an seinem Garten und an seinen beiden Söhnen, die damals noch Knaben waren. Dieß begründete die Anhänglichkeit der Familie Clery an das königliche Haus. Als die Knaben herangereift waren, wurde der ältere zum Dienst des Dauphins, der jüngere, Hanet, zum Dienst der jungen Prinzessin, jetzigen Herzogin von Angouleme, berufen. In dieser Stellung fand Hanet Gelegenheit, das Privatleben der Königin genau zu beobachten. Er erzählt viele artige, bisher unbekannte Anekdoten, aus denen hervorgeht, daß Marie Antoinette die königliche Herablassung gegen ihre Diener und einen gewissen vertraulichen Ton im Umgange allerdings weit genug trieb, um dadurch gleich der unglücklichen Anna Boley dem Argwohn und der Verläumdung Nahrung zu geben. Hanet ist ein wenig eitel, und so könnte man glauben, er habe aus Eitelkeit manches erfunden; wenn man aber bedenkt, daß er ein eifriger Royalist ist und noch gegenwärtig von der Gnade der Frau Herzogin von Angouleme lebt, so scheint es, er habe in seiner Erzählung eher zu wenig, als zu viel gesagt. Sehr komisch schildert er uns einen Zufall, welcher der Königin im Schlosse begegnet. Sie verirrte sich in einem dunkeln Gange, der zufällig an Hanets Zimmer stieß. Das Schloß der eisernen Thür, die zu dem Gange führte, fiel zu und sie wurde dadurch mit Hanet im Finstern eingesperrt. Vergebens bemühten sie sich, das Schloß zu öffnen, bis der König selbst erschien, und, da er bekanntlich ein großer Liebhaber von Schlosserarbeit war, es sich zum Vergnügen machte, die Gefangnen zu befreien. Ein andermal spazierte sie mit ihren Damen im Garten. Ein Handschuh riß, Hanet flog ins Schloß, um neue zu holen. Die Königin gab, mit auffallender Uebergehung ihrer Damen, die abgelegten Handschuhe ihm, der sie wie ein pretium affectionis in den Busen steckte. Eine Gesellschaft guter Pariser Bürger schwatzte ihm die kostbare Beute ab; also hatte die gnädige Herablassung doch Aufsehn erregt. Wie leicht ließ aber ein solcher Fall sich mißdeuten! — Hanet pikirt sich übrigens darauf, den Aussagen der Frau von Campan, die als Gouvernante der königlichen Kinder ebenfalls über das Leben und Treiben im Schlosse geschrieben, zu widersprechen, sie Lügen zu strafen, und wegen ihrer Eitelkeit lächerlich zu machen.

Hanet blieb bei der königlichen Familie auch während der ersten Revolutionsjahre, bis er am 10ten August von ihr getrennt wurde. Er befand sich an diesem denkwürdigen Tage mit in den Tuillerieen, es gelang ihm aber, durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster zu entrinnen. Da man ihn aber aufsuchte, und er, als bekannter Diener und Vertrauter des Schlosses, die Guillotine vor Augen sah, entfloh er und lebte eine Zeitlang an der Gränze als Ochsentreiber. Von diesem niedern Posten erhob er sich bald zum Viehhändler und Lieferanten und that den Armeen der Republikaner dabei eben so gute Dienste, als seinem eignen Beutel. Obgleich man ihn erkannte, wußte er sich durch seine Brauchbarkeit in die Gunst der Jakobiner zu setzen. Er traf mit Herault de Sechelles, mit St. Just und Lebas, mit Pichegru zusammen. Er begleitete als Generallieferant den General Moreau auf seinem berühmten Feldzug in Bayern und Schwaben, und behauptet, er sey das Werkzeug gewesen, dessen sich Moreau bedient, die gefangenen Emigrirten im Schwarzwald heimlich freizulassen. Später begleitete er als Generallieferant auch die französischen Armeen nach der Schweiz, und war ein Spießgeselle des berüchtigten Rapinat. Er erklärt es für eine boshafte und thörichte Verläumdung, daß er damals 11 Millionen Franken zusammengestohlen, gesteht indeß, daß er sich auf rechtmäßige Weise sehr bereichert, daß man ihn aber fast um alles wieder gebracht habe. Aeußerst erbittert ist er über Napoleon, der ihn mit den Donnerworten empfing: alle Lieferanten sind Spitzbuben! Es gelang ihm nicht, sich bei dem neuen Herrscher in Gunst zu setzen; er sah sich sogar Untersuchungen ausgesezt und entfloh nach St. Domingue, kurz vor dem Ausbruch der Neger-Revolution, wo er alles in Unruhe fand und wo es ihm sehr schlecht erging. Er kehrte nach Europa zurück, wurde aber unterwegs von den Engländern gefangen. Seiner Geschicklichkeit gelang es indeß, daß er in die Zahl der Gefangnen aufgenommen wurde, die ausgewechselt wurden. Er kam nach Frankreich zurück, fand aber immer noch keine Gnade vor Napoleon, der, wie er sagt, besonders darüber erbittert war, daß Hanets Bruder, der treue Clery, es verschmäht hatte, in seine Dienste zu treten. Hanet mußte sich nun mit dem elenden Posten eines Lieutenants bei der Militärequipage begnügen, und obgleich ihn die Marschälle zu wichtigen Geschäften benuzten und seine Brauchbarkeit stets rühmten, blieb es doch bei dem Lieutenantspatent. Nach der Restauration erfreute sich Hanet wieder der alten Gunst der Bourbons. Er wurde mit einer Sendung nach Korsika beauftragt, und erhielt zulezt von der Herzogin von Angouleme eine Pension, um ruhig sein Alter pflegen zu können.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 53. — 24. Mai 1830.

Epische Literatur.

(Fortsetzung.)

7) Axel, eine Romanze von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen von Mohnike. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

Tegnér verdient seinen grossen Ruf als Dichter. Man kann ihn den Uhland Skandinaviens nennen. Es ist ihm ungleich besser, als Oehlenschläger, gelungen, den Ton zu treffen, den die alten Sagenstoffe des Nordens verlangen, obgleich er als Dichter bei weitem nicht so mannichfaltig schöne Seiten darbietet, als Oehlenschläger. Das vorliegende kleine Gedicht hat einen von den tapfern Gefährten Karls XII. zum Helden. Herr Axel, der den nordischen König auf dem russischen Feldzug begleitet hat und mit ihm in die türkische Festung Bender entflohen ist, wird von hier aus nach Stockholm gesandt.

Herr Axel liebte sehr das Reiten;
Er nahm den Brief und nähte ihn
In seinen Gurt. Bei Holofzin
Fiel einst an seines Königs Seiten
Sein Vater; er, des Lagers Sohn,
Wuchs unter Krieg und Waffenton.
Die herrlichste Gestalt; erscheinen
Sehn oft im Nord noch solche wir,
Frisch wie die Ros', und schlank und schier
Wie Fichten in den schwed'schen Hainen.
Dem Himmel gleich beim Tageslicht
Wölbt ihm die Stirn sich frei und herrlich
Und ernst, so wie von Grund aus ehrlich
War jeder Zug ihm im Gesicht.
Es sprach das Auge klar und offen,
Es sey gemacht hinaufzusehn
Zum Vater in des Himmels Höhn
Mit festem, glaubensvollem Hoffen,
Und ohne Furcht hinab zu schaun
Auf den, der herrscht in Nacht und Graun. —
Platz unter König Karls Trabanten
Erhielt er, seines Sinns Verwandten.
Ein kleiner Trupp, denn ihre Zahl
War sieben, wie die Stern im Bären,
Neun höchstens, wie wir Musen ehren,
Und streng war ihre freie Wahl.
Sie prüften sich mit Schwerdt und Gluten,
Es war ein Christenwickingstamm,
Nicht ungleich dem, der vormals schwamm
Auf Drachen über blaue Fluthen.
Sie schliefen nie auf Betten, nein,
Im Mantel nur auf bloßer Erde,
Trotz Hagels und des Sturms Beschwerde,
So ruhig wie im Blüthenhain.
Hufeisen bogen sie zusammen,
Und nie sahst du sie bei den Flammen

Hell knisternd von des Heerdes Gluth;
Doch heizten sie mit Kugeln gerne
So roth wie wenn der Stern der Sterne
Sich Winterabends senkt in Blut.
Die Satzung durfte keinen drücken,
Daß einer erst vor sieben wich,
Doch mit der Brust noch hielte Stich;
Kein Gegner durfte sehn den Rücken.
Und dieß Gebot hinzu noch kam,
Sehr schwer, das schwerste wohl von allen,
Daß keinem durft ein Weib gefallen,
Bis Karl selbst ein Gemahl sich nahm.
Wie himmelblau zwei Augen glühten,
Wie rosenroth zwei Lippen blühten,
Wie schwamm des Busens Schwanenpaar
Auf seinem See so weiß und klar,
Sie mußten blinzeln oder fliehen,
Fürs Schwerdt nur durften sie erglühen.
Sein Roß Herr Axel fertig macht
Und reitet rastlos Tag und Nacht.

Doch er wird von Räubern überfallen und tödtlich verwundet. Mitleidige Hände retten ihn. Man bringt ihn auf ein Schloß, und unter der Pflege des lieblichsten Mädchens lebt er wieder auf. Beide unterliegen der Gewalt der Liebe, doch Axel gedenkt seines Eides und reißt sich mit blutendem Herzen los. Die schöne Maria faßt einen heroischen Entschluß. Sie will selbst Kriegerin werden, ihm folgen und ihn zwingen, sie zu lieben. Gesagt, gethan. Sie begibt sich in männlicher Tracht ins russische Heer und wird Soldat. Doch schon im ersten Kampfe mit den Schweden fällt sie und wird sterbend von Axel auf dem Schlachtfelde gefunden. Er bleibt nun am Strande, wo sie gefallen, und stirbt wie Ritter Toggenburg.

8) Israelitische Gedichte von Eduard Arnd. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

Der talentvolle Dichter hat sich in diesem poetischen Werke eine schwierige Aufgabe gestellt. Er hat aus dem alten Testament Abrahams Opfer, das Leben Mosis, und die rührende Geschichte der Tochter Jephthahs gewählt, um sie in ein modernes episches Gewand einzukleiden, und er hat dazu die Form von Romanzen gebraucht, welche sich, wie im spanischen Cid oder in Tegners Frithiofssaga zum Ganzen zusammenreihen. Er ist des Verses Meister und, wie schon seine frühern Dichtungen beweisen, reich genug an poetischem Gefühl und Phantasie, um seinen Darstellungen große Reize zu verleihen, auch ist der Stoff an sich sehr schön; allein die Schwierigkeit liegt darin, daß uns dieser Stoff schon ursprünglich in einer ihm vollkommen angemeßnen poetischen Form überliefert ist, und daß der moderne Dichter seine Arbeit einer Vergleichung mit der mosaischen aussetzen muß, bei der in der Regel alles zu Gunsten der leztern spricht. Die Bibelsprache ist höchst poetisch. Welche neuere Sprache, welcher neuere Dichter vermöchte die Erhabenheit, die Lieblichkeit, die zauberische Naivetät derselben im Großen wie im Kleinen nur nachzuahmen, geschweige zu übertreffen?

Ich glaube, es gibt nur einen Fall, in welchem der Dichter mit Glück biblische Stoffe bearbeiten wird, wenn er nämlich dichtet, wie Raphael und Michel Angelo gemalt haben, wenn er einzelne biblische Momente hervorhebt und den Geist, die mystische Tiefe derselben uns in einem einzelnen poetischen Bilde anschaulich macht, wie Schlegel und Tieck in ihren geistlichen Sonnetten, wie die alten lateinischen Kirchenliederdichter, die immer nur eine einzelne biblische Idee ausgedrückt haben. Auf dieser poetischen Erschließung der in der Bibel liegenden Mystik beruht die ganze katholische Kunst des Mittelalters. Hier in dieser freien Entfaltung poetischer Geheimnisse fließt ein unerschöpflicher Quell religiöser Kunst. Ganz anders aber verhält es sich mit den nachahmenden Beschreibungen dessen, was schon in der Bibel beschrieben ist, mit rein historischen Erzählungen dessen, was schon in der Bibel erzählt ist, womit protestantische Dichter sich so häufig beschäftigt haben. Hier enthüllt uns der Dichter nichts Verborgnes, er malt nur das Bekannte des Breiteren aus. Der mystische Dichter zaubert aus einer unscheinbaren verschloßnen Knospe plötzlich eine prachtvolle neue Blume hervor, der beschreibende läßt uns nur den allbekannten Gegenstand durch ein Mikroskop näher sehn, ohne etwas Anders daraus machen zu können. Und selbst dann, wenn man keineswegs so geistlos umschreibt und ausmalt, wie Bodmer in seiner Noachide die Thiere der Arche Noä naturgeschichtlich beschrieben hat, selbst wenn man nicht so viel Geschmack und in so lieblicher Einfachheit den Bibelton zu halten weiß, wie Eduard Arnd, selbst dann kann es dem nachahmenden Dichter nie gelingen, uns die ursprüngliche Erzählung der Bibel zu ersetzen. So wird Klopstocks Messiade troß ihrer großen Schönheiten uns immer kalt lassen neben der edlen Einfalt der Evangelisten selbst, und nicht minder Miltons Paradies neben der Genesis, obgleich Milton in seiner Dämonenlehre mit Glück auch die mystische Seite aufzufassen gewußt.

Ich halte es daher für wünschenswerth, daß ein ausgezeichnetes poetisches Talent, wie es Herr Arnd unbestreitbar besizt, sich Gegenständen widmen möchte, die seine Freiheit weniger einschränken, größere Originalität und Erfindung zulassen und insofern auch dankbarer sind. Der Dichter hat sein Talent in den vorliegenden Gesängen vorzüglich durch die Haltung des Tons bewährt. Die Schönheit in der Ruhe, in einer edlen und doch an-

spruchslosen Feierlichkeit ist bei unsern neuern Dichtern gewiß selten.

9) Hervest. Sechs Gesänge. Herausgegeben durch Dr. Gustav Klemm. Zerbst, in Kommission bei Kummer, 1829.

Der Titel dieses Gedichts erweckte mir kein günstiges Vorurtheil für dasselbe, und wird es wohl bei den wenigsten Lesern wecken. Die Geschichte des Ariovist ist ungleich weniger interessant als die des Arminius, und selbst diese hat man noch niemals in ein gutes episches Gedicht verwandeln können. Alles, was in dieser Gattung geschehn ist, von Schönaichs Herrmann und Klopstocks Heremannsschlacht bis auf Hennes Diviko, ist verfehlt und beweist nur, daß hier beim besten Willen des Dichters der spröde Stoff der Behandlung widerstrebt. Der Grund des Mißlingens ist nicht weit zu suchen. Was wir von den Kriegen der Kimbern und Teutonen, des Ariovist, des Arminius und Marbod wissen, wissen wir aus römischen Nachrichten. Diese Nachrichten aber sind zu arm, als daß sie uns ein vollständiges Bild des germanischen Lebens, wie es der Dichter braucht, gewähren könnten. Auch ist vieles darin einseitig aufgefaßt und verfälscht, selbst die deutschen Namen sind bis zu völliger Unkenntlichkeit latinisirt. Nun sucht der Dichter theils aus der Kenntniß der nordischen Mythologie und Sagenwelt, theils aus der eignen Phantasie das Mangelnde zu ergänzen, und hieraus entsteht eine ganz willkührliche, unhistorische und unnatürliche Mischung. Nennt man den Ariovistus Hervest und den Arminius Herrmann, so ist das eben so falsch, als wenn man diese Helden zu den Göttern der Edda beten läßt. Nur das komische Epos leidet eine solche Willkühr, nie das ernsthafte.

Der Hervest des Herrn Klemm ließ mich also nichts gutes erwarten; allein ich wurde angenehm überrascht, als ich mich erst in denselben hineinlas. Ich gestehe, ich fürchtete mich vor Klopstock'schem Schwulst und Fouqué'scher Deutschthümelei, und ich fand ächt homerische Einfalt, wie ich sie wahrlich noch bei keinem neuern epischen Dichter gefunden. Klemm hat sich mit dem glücklichsten Takt sowohl der übelangebrachten Einmischungen der nordischen Mythologie als auch der noch unpassendern, modernen patriotischen Floskeln enthalten, und sein einfach schönes Gemälde lediglich mit den Lokalfarben der römischen Geschichtsquellen ausgeführt; und im Uebrigen nur die Natur selbst zu Rathe gezogen, um die einzelnen Darstellungen auszuschmücken. Er hat das Gedicht in sechs Gesänge getheilt, wovon jedes ein besonderes Gemälde mit eignem Rahmen enthält. In dem ersten, das Gastmahl, erblicken wir Hervest bei einem germanischen Trinkgelag, das sehr lebendig geschildert wird. Zur Erheiterung des Mahles werden Sänger herbeigerufen, und wie bei ähnlichen Gelegenheiten im Homer, so werden auch hier von den Sängern die Thaten der Vorwelt besungen, und zwar der Zug der Kimbern und Teutonen über die Alpen. Es ist sehr verständig vom Dichter, daß er gerade einen solchen Gegenstand wählt, der mit der Geschichte des Ariovist verwandt ist, und daß er sich nicht auf mythische Erinnerungen aus dem Norden eingelassen hat, welche dieser Geschichte fremd sind. Wie lebendig der Dichter zu malen versteht, mag aus einigen Proben erhellen. Er beschreibt den Zug über die Alpen, S. 15.

Muntere Jünglinge aber, des neuen Lands ungeduldig,
Setzten sich auf den Schild und glitten im Fluge hinunter,
Gleich dem befiederten Pfeil, wenn er abwärts fällt aus der Höhe.
Hintennach rasselten klirrend das eiserne Schwerdt und die Lanze.
Aber bedächtiger zog der Wagen schwankende Linie.
Rüstig griffen die Männer den rückwärtsstämmenden Thieren
In die Zügel und hielten rückwärtsgebäuget den Wagen.
Faßten auch oft in die Räder, wenn etwa die Schwere des Wagens
Abwärts zu eiligerm Lauf in die Füße der Stiere ihn drängte.
Denn gar steil war der Weg: es trugen die sorglichen Frauen
Eingehüllet in Decken die rosenwangigen Kinder,
Die mit lächelndem Blick Gefahren anschaun wie Spielwerk.
Also ging langsam, gemach, der Zug die Berge hinabwärts,
Denn es drehe sich die Straße in mancherlei Krümme und Beuge,
Und sie rasteten oben, wo fette Wiesen stets grünen.

Die ersten Kimbern, die in die lombardische Ebne hinabgekommen, kehren zum König mit Früchten beladen zurück:

Schauet nur an meine Bürde, gar lieblich ist sie und brauchbar,
Gelbliche Brode und Flaschen vom zaunumschlingenden Kürbis
Sind gefüllet mit köstlichem Weine, auch Feigen und Oelfrucht,
Allerlei duftende Speise, die bring ich Dir, trefflicher König!
Sprachs! doch jene beschauten das gelbliche Brod und die Früchte,
Nahmen die Flaschen vom Kürbis und kosteten prüfend vom Weine,
Nickten freundlich und reichten sie jeder dem Nachbar, denn lieblich
War der Wein und süß und ölig, den Magen erwärmend.

So klar und anschaulich malt der Dichter durchgängig und ist in der Wahl der malerischen Züge sehr glücklich. Die edle Einfachheit, die Entfernung von jeder unnützen Pracht und Schwülstigkeit ist aber das, was an diesem Gedicht am angenehmsten auffällt, weil es in der That in unsrer modernen epischen Poesie sehr selten ist.

Im zweiten Gesange, die Fahrt, wird eine Wolfsjagd geschildert, S. 36.

Sprachs, und trieb mit den Fersen die muntere Stute zur Eile,
Und Hallo, und Hallo rief er den munteren Hunden.
Vorwärts sausten die Rosse, es streiften die Rosse den Boden,

Hintennach fluthet der Schweif und die wallende Mähne, und vorwärts
Waren die Reiter gebeuget mit fröhlichem funkelndem Auge.
Schnell über Zäune gesezt durch Beete und Gärten und Wiesen,
Als der Wolf nun die tollen, rasenden Reiter gewahrte
Und die schnappenden Hunde, da zog er den Schweif in die Schenkel,
Hob die Ohren und blickte tückisch zur Seite, dann eilt er
Vorwärts wackelnd zur Flucht. Doch bald erreicht ihn der Wurfspieß
Wolffs, des wackern Haruden, und heulend sank er zusammen.
Schnell war der fröhliche Jäger vom Rosse und trat zu der Beute,
Wehrte den Hunden, damit sie das gräuliche Fell nicht verlezen,
Zog den blutigen Speer aus der Wunde und schlug mit dem Schafte
Auf die Nase das Thier, und bald entwich ihm die Seele,
Nahm den Riemen und band ihm die Füße zusammen und legt es
Auf den Nacken des Rosses, mit streichelnder Hand ihm die Haare
Streichelnd und glättend, mit Moose die klaffende Wunde verschließend.

Die Jäger stoßen nächtlicherweile auf ein Opferfest der gallischen Druiden, welche heimlich einige geraubte Germanenknaben ihren Göttern opfern wollen, aber von den Jägern ermordet oder zerstreut werden. Auch hier ist die Darstellung sehr lebendig.

Im dritten Gesange, die Nacht, treten die beiden Frauen Hervests auf, die ihn vor dem Kampf mit Cäsar warnen. Sie erzählen ihr früheres Leben, und dieß gibt zu einer trefflichen und ächt homerischen Schilderung Anlaß, S. 81.

Mich aber führte der Vater zur Mutter und liebreich begann er:
Runa, willst du dem tapfern Hervest folgen als Wirthin,
Wirthlich bist du und gut, der Mutter treue Gehülfin,
Pflegest sorgsam die Heerde und warest rüstig im Hofe;
Willst du, so ziehe in Frieden, denn würdig ist er und edel,
Hochberühmt vor allen, ein wackerer Jäger und Kämpfer.
Gehe, bereite ein Mahl, hol aus dem dunkelen Keller
Leckere Lenden des Bäres und fette Rücken der Schweine,
Auch die Zungen der Rinder die du am Feuer getrocknet.
Aus der Heerd' aber nimm die besten der Gänse, bereite
Dann im Hofe ein Feuer mit fettem Kiehnspahn und Reissig,
Bier und lieblichen Meth, das mögen die Brüder besorgen,
Wenn sie vom Walde zurückgekehrt mit Magen und Sippen.
Also der gütige Vater, ich aber gehorchte dem Worte,
Schürte ein mächtiges Feuer mit fettem Kiehnspahn und Reissig.
Steckte die Gabeln dazu und legte die Brathspieße drüber,
Und es schwizte die Lende des Bären, die Zunge des Rindes,
Endlich kamen die Brüder zurück und mancher der Sippen,
Alle Magen und Mannen, und fröhlich füllt sich die Halle,
Bier und süßlicher Meth erquickte die dürstenden Freunde.
Rudhart aber ergriff das große gewundene Urhorn,
Und es ertönte der Wald und Hervest hörte die Töne.
Und er kam, der Geliebte, mit Schild und Lanze gerüstet,
Brachte Züge der Rinder und Rosse den lieben Verwandten,
Alle freuten sich seiner und schüttelten dankend die Hand ihm.
Freude war und Gesang durchhallte den Wald, daß die Wölfe,
Ure und alles Gewild gar scheu in die Berge enteilten.
Aber am dritten der Tage reicht ihm der Vater die Lanze,
Auch ein Roß und drei Hunde, es schmückte die theure Mutter
Mich mit neuem Gewande und reichte dem Freund meine Rechte.
Also ward ich ihm Gattin und Wirthin im Haus und im Hofe.

Im vierten Gesange, die Zusammenkunft, werden die aus Tacitus bekannten gymnastischen Spiele der germanischen Jugend, Waffentänze und die Waffenweihe eines Jünglings geschildert; ferner die berühmte Zusammenkunft des Ariovist mit Cäsar. Der fünfte Gesang enthält sodann die Schlacht, die Ariovist troz der weissagenden Warnungen eingeht, und in welcher er geschlagen wird. Von der Schlachtordnung erhalten wir folgendes sehr anschauliche Bild, S. 133.

Und es schaarten zum Keil sich alle Magen und Freunde.
Staunend standen die Römer und sahen die einzelnen Haufen.
Also stehn in der Ebne am Strome die felsigen Hügel,
Doch es tritt aus dem Ufer der Strom mit wallenden Fluthen
Und umwogt und umbraußet die Hügel; doch fest stehen diese!
So umwogten die römischen Schaaren, vorwärts sich wendend,
Jezt die einzelnen Keile der unermüdlichen Deutschen.
Aber wo sie auch nahen den Schaaren, da sehen die Römer
Speere ragen und Lanzen und spitzenabwehrende Schilde.
Und vergeblich umbraußen sie wüthend und lärmend die Keile!
Also lieget der Igel zusammengerollet am Boden,
Wenn der Hund ihn umbellt und zeigt nur Stachel an Stachel,
Kühnlich naht wohl der Hund und will mit spizigem Zahne,
Hochauf die Lippe gezogen und eingefältelt die Nase,
Gerne den Feind verderben, doch wüthend fährt er zurücke,
Wenn der Stachel ihm Zahnfleisch und Lippen gerizt; vergebens
Will mit der Pfot' er den Feind umdrehen, doch jegliche Seite
Ist mit Spizen gewaffnet. So toblen die Römer um jene.

Das Gedicht schließt im sechsten Gesange mit der Flucht. Hervest errichtet einen großen Scheiterhaufen, auf welchem er die Leichen seiner Freunde und seiner geliebten Weiber verbrennt, und kehrt dann über den Rhein zurück. — Aus diesem einfachen Gange des ganzen Gedichts und aus den angeführten Stellen wird man für das darstellende Talent und für den guten Geschmack des Dichters das günstigste Vorurtheil schöpfen.

(Die Fortsezung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 54. — 28. Mai 1830.

Epische Literatur.

(Fortsetzung.)

10) Das gerettete Malta. Ein episches Gedicht in zwei-und-zwanzig Gesängen von A. C. Lindenhahn. Zwei Theile. Altona, Aue, 1829.

Dieses auf Subscription herausgegebene und prachtvoll gedruckte Gedicht verdient theils durch seine unzweifelhaften Schönheiten, theils aber auch durch seine Sonderbarkeiten unsre Aufmerksamkeit. Es hat zum Gegenstande die bekannte Belagerung und tapfre Vertheidigung Maltas im sechszehnten Jahrhundert. Wer kennt nicht den großen Sultan Suleiman, der diese Belagerung befahl, und den großen Malteser La Valette, der sie siegreich abschlug? Dieser Gegenstand ist interessant an sich, und man kann ihn zeitgemäß nennen, sofern er uns an die jüngstvergangnen Kämpfe mit den Türken und an die bevorstehende Expedition gegen Algier mahnt.

Für ein episches Gedicht erscheint freilich der Schauplatz jenes Kampfes zu eng und einförmig. Eine kleine Insel und eine feindliche Flotte vor derselben füllen die Phantasie nicht aus. Indeß hat es der Dichter verstanden, der Scene ein sehr abwechselndes Leben zu geben. Ohne die Haupthandlung zu unterbrechen, hat er doch mehrere Episoden geschickt mit derselben verflochten. Darunter sind die bedeutendsten der Freundschaftsbund des Großmeisters La Valette mit Miranda und zwei Liebesgeschichten, die eine zwischen dem jungen Türken Abdallah, der zu den Christen übergeht, und seiner Geliebten Fatime, die ihm folgt; die andre zwischen dem Gesandten der Malteser, Saivago, und der Filandella, Maitresse des Vicekönigs von Sicilien. Außerdem bieten die Berathschlagungen und Reden der Helden auf beiden Seiten, die Rüstungen und Kriegslisten, die Schlachten zu Wasser und zu Lande mannichfaltige Abwechslung dar. Auch spielen einige Scenen vom Kriegsschauplatz entfernt in Sicilien, oder auf Malta selbst in den friedlichen Dörfern und im Gebirg bei einem alten Einsiedler. Die Charaktere sind nicht minder mannichfaltig kontrastirt. Man findet den energischen Feldherrn, den bedächtigen Rathgeber und verschmitzten Unterhändler, den tollkühnen Waghals und prahlenden Feigling rc.

Dieser epische Reichthum ist zu loben; allein es hat dem Dichter leider gefallen, manches Ungehörige, manches, was dem verdorbnen modernen Geschmack angehört, einzumischen. Der hauptsächlichste Vorwurf, den man ihm deßfalls machen muß, ist, daß er die Charaktere fast durchgängig zu sentimental gehalten hat. Der Edelmuth ist so übermäßig an sie verschwendet, daß er oft langweilig und beinahe lächerlich wird. Die Krieger wie die Lie-

benden, alle sind von einer wahren Wuth beseelt, zu entsagen, und das schlimmste ist, daß sie es nicht blos thun, sondern auch in äußerst breiten Reden einander vordeklamiren. Man muß ohne Zweifel mit der Tugend sparsamer umgehn, wenn man sie in der Poesie bei Kredit erhalten will. Am unangenehmsten fällt diese modische Romantugend, das Entsagungsfieber, in der Liebe Salvagos und der Sicilianerin auf. Hier wollte der Verfasser den Tasso nachahmen, und Salvago sollte der Rinaldo, Fllandella die Armida seyn. Der Plan war gut angelegt, denn dergleichen Scenen voll Pracht und Ueppigkeit wechseln im Epos sehr geschickt mit den kriegerischen und rührenden Scenen ab. Allein der Verfasser scheint sich in übertriebner Prnderei vor dem geschämt zu haben, was doch dem jungfräulichen Tasso wahrlich noch Niemand verargt hat. Er machte aus der reizenden Buhlerin eine Frömmlerin, die den jungen Ritter keineswegs verführt, sondern ihm entsagend ins Kloster geht. — Sehr unpassend erscheint es ferner, daß während des heftigsten Kampfes in einem Dorf auf der Insel Malta wie im tiefsten Frieden gespielt und getanzt wird. Der Verfasser wollte des Kontrastes wegen auch ein angenehmes idyllisches Bild anbringen, aber Malta ist zu klein, als daß ein solcher Kontrast wahrscheinlich gemacht werden könnte. — Noch unwahrscheinlicher ist die übrigens sehr poetische Schilderung einer Schlacht unter dem Wasser, ausgeführt von den Tauchern in beiden Heeren. Mögen sich Taucher, mit den gehörigen Vorrichtungen versehn, eine Zeitlang unter dem Wasser halten können, aber daß sie wie in freier Luft auf dem Meeresboden stundenlang stehn, kräftige Hiebe führen und fechten sollten, ist eine Hyperbel.

Das Gedicht ist übrigens sehr reich an malerischen Schilderungen, deren Farben ungemein lebendig und kräftig sind. So z. B. die Beschreibung der Seerüstungen. (Theil I. Seite 19.)

Laut von den hauenden Beilen erklang das wimmelnde Schiffswerft;
Ringsum finsternd die Luft stieg qualmend des Rauches Gewölk auf,
Und wie ein grausiger Brand fernschreckend, der lodernden Flamme
Balkentrümmende Glut, und es rieselt ein zischender Pechstrom;
Weit von dem wilden Geschrei und den gottverhöhnenden Flüchen
Des arbeitenden Heers schwarzrußigen, nervigen Schiffvolks
Tönte das hallende Rund des umschlossenen, schirmenden Hafens;
Hochhin über das Dach der eisenbezwingenden Werkstatt
Flogen ewig erregt von dem Hauche des seufzenden Blasbalgs,
Stiebend im Wirbel umher, des Feu'rs hellsprühende Funken,
Und langsam aufhob sich der Hammer und senkete machtvoll
Dann sich mit schwerer Wucht auf den lautumdröhnenden Ambos.

So ist auch die Thätigkeit der Matrosen auf einem Schiff sehr gut geschildert (I. 57):

Die, im kurzen Gewande, geschwärzt von dem haftenden Schiffspech
Mit eintönigem Schrei die im Wind aufbauschenden Segel
Richten, oder bebend in den weitausschauenden Mastkorb
Klimmen, oder mit Kraft nach des Taktschlags ordnender Regel
Heben die Ruder anjezt, jezt senken in einer Bewegung.

Und das sanfte Wiegen des Schiffes (II. 242):

Lichtvoll strahlte der Himmel und rein, kein fliegendes Wölkchen
Trübte, so weit das Aug' umschaute, den heitern Gesichtskreis.
Fröhlich tanzte das Schiff ausbreitend die weißen Gewande,
Auf den Wellen einher, die, leis umrollend, es sanft jezt
Hoben empor, jezt senkten sanft, wie die wiegende Schaukel.

In den Schlachtstücken ist besonders der moderne Lärm der Kanonen, Bomben ꝛc. gut nachgeahmt.

Ein Schuß. — laut an des wogenbrechenden Eilands
Schroff aufragendes Felsengestad mit dröhnendem Rückhall
Prallend. (I. 24.)

Mit lautdonnerndem Todesgeschoß, hellgellendem Wutschrei,
Unter der Trommeln Geroll und dem schmetterndem Klang der Trommeten. (I. 3.)

Gleich als erfüllte die Luft ein Gezisch unzähliger Schlangen,
Fährt der schreckliche Hagel umher. (I. 89.)

Den glühenden Mund aufthun rundförmige Mörser
Auch. Dort hebet sich hoch empor, mit entsetzlichem Brummen,
Bogigen Schwungs langsam die Last schwerfliegender Bombe,
Tragend die brennende Röhr' in des hohlen Bauches Vertiefung.
Nun, nun schwebt sie heran; ein Moment nun über der Scheitel
Steht sie ruhend, und nun, wie der niederstoßende Adler,
Schießt sie herab. O, wehe dir Unglückseligen! der du
Einmal solches erschaust, nur einmal, Tod ist der Anblick!
Furchtbar dröhnt auf dem harten Gestein der Stürzenden Anprall,
Jach entzündete Glut durchflammt ihr Innres, und graunvoll
Kracht sie, das eiserne Band zersprengend in mordende Splitter,
Wild fortschleudernd und weit zahllose Pfeile des Todes,
Mit unschonendem Grimm rast angstumbreitend das Scheusal. (I. 240.)

Von klassischer Schönheit ist folgende Schilderung zweier edlen Rosse (I. 155):

Da standen bereit zwei schnaubende Rappen,
Schwarz, hellglänzend und rein wie der sonnebeleuchtete Marmor,
Aber die Farbe der Nacht erhob weißschimmernd ein Sternlein
Auf breitflächiger Stirn und ein Ring um die zierlichen Füße;
Wildkühn blickte das Aug', und den mähnumwalleten Nacken

Strecken stolz sie empor; es erknirscht ihr schäumend Gebiß laut
Unter dem Zahn, und ihr Huf zerstampft unduldig und rastlos
Die aufsprühende Erd; um den Hals, der sanft sich und schwanggleich
Krümmte, wand sich ein prächtig Gezäum, das in schillernden Reihen
Niederhing, hell scheinend und glatt. gifthauchender Schlangen
Schrecklich Gebiß vordem, doch anjezt ein reizender Anblick;
Ihren Rücken, der prallig und weich. Kraft einte mit Schönheit,
Ziert, umblizt vom Gestein, der bequem gerundete Sattel
Und die Decke, gefärbt von der Purpurmuschel, sich breitend
Ueber die Grupp', und durchwirkt mit blumenprangender Brämung.
Rasch und behend auf die Roß' empor nun steigen die Helden.
Majestätisch, ernst, hochfeierlich, still und langsam
Dann fortwallet der Zug durch des Volks umdrängende Haufen.

Wiederum sehr malerisch ist die Schilderung des Samum (I. 34):

Feu'rroth färbt sich des Himmels Azur; wie im glühenden Ofen
Brennt die entzündete Luft; gleich prasselnden Schlossen, vom Sturmwind
Fortgerissen, umkreiset der Sand sich in reissenden Wirbeln.

Die schönste Schilderung ist aber unstreitig wegen ihrer erhabnen Einfachheit die der Insel Malta selbst, (I. 66):

Einsam raget und steil in des Meers unendlicher Oede,
Von granitenen Felsen gebaut, die Insel Melita,
Sehend keines der Land' umher, und gesehen von keinem.
Nur die spizige Kuppe des himmelberührenden Aetna's
Steigt vor dem schauenden Blick, graudämmernd, gleich dem Gewölk auf,
Das im wogenden Nebel des tagankündenden Morgens
Hoch und gigantisch sich thürmt. Doch wenn in dem Innern des Riesen,
Stärker geregt und geschürt von nimmer erkannter Naturkraft,
Sprühend die Ess' entbrennt, wo die Feuer lodern des Abgrunds,
Und des Gewaltigen Mund, zornbrüllend, schreckend die Völker,
Rings in rasender Wuth weitspeit die verwüstenden Flammen,
Furchtbar röthet und hell dann ihr leuchtender Schein auch Melita's
Glimmervolles Geklipp, das in schillernden Farben zurückstrahlt.

Nicht minder schön, ja von epischer Klassicität sind sehr viele Gleichnisse. Der Raum verhindert mich, einige derselben anzuführen, doch mache ich besonders auf folgende aufmerksam, Theil I. S. 26, 89, 90, 95, 97, 165, 177, 235. II. S. 8, 9, 122, 147. Nur sehr wenige Gleichnisse sind zu tadeln, z. B. II. 138, wo Alexander und Cäsar den „knieenden Erdball" unter sich sehn, und II. 78 wo der Verfasser das Gleichniß von einer Kaze hernimmt, sich aber schämt, dieß gemeine Wort zu gebrauchen, und dafür mit etwas pedantischer Gravität sagt: „Murner, der kleinere Tiger."

Was nun schließlich die Sprache betrifft, so muß dem Dichter zugestanden werden, daß er Voß in der Schönheit und Kraft der Hexameter erreicht, ihn aber auch in seinen bizarren Härten noch übertroffen hat. Das erstere mögen die oben gelieferten Proben bestätigen. Es ist unstreitig eine Lust, sich auf dem harmonischen Strom wohlklingender Hexameter zu wiegen, und diese Lust kann man im vorliegenden Gedicht zur Genüge genießen. Allein da der Dichter des Verses so gut Meister war, warum hat er sich mit Vorliebe in eine geschmacklose Manier geworfen, die Voß selbst nur angegeben, keineswegs aber so bis zur Karrikatur durchgeführt hat? Voß liebte das Harte, Steife, das Gestampf schwerfüßiger Spondeen, und bediente sich daher gern gewisser altfränkischer Redensarten, schroffer Verkürzungen, geradebrechter Wortfügungen; aber er übertrieb es nicht so arg, wie sein Schüler Lindenhan. Dieser begnügt sich nicht damit, alle Augenblicke ein uns ohrfeigendes, altmodisches **traun**, **jeweil**, **annoch**, **fürdaß**, **urstracks** vorklingen zu lassen, und ganz gegen die homerische Regel fast jeden Hexameter mit einem vollen Spondeus zu schließen, sondern er erfindet auch eine Menge neue Wörter, da die deutsche Sprache an solchen seiner Liebhaberei entsprechenden Wörtern bisher zu arm gewesen ist. Im Allgemeinen muß dem Dichter die Freiheit, neue Wörter zu schaffen, zugestanden werden, denn nur so kann eine lebendige Sprache sich weiter fortbilden. Auch sind dem Dichter einige Neuerungen sehr gut gerathen und nachahmenswerth, z. B. folgende Art von Beiwörtern: die **äugige** Feder (Pfauenfeder), die **bogige** Ründung, im Walde der schlanken Stämme **säulige** Reihn. Die „**birtliche** Flöte" nimmt sich nicht so gut aus. Gut sind folgende **Zusammensetzungen**: Wahnglück, Volllicht, Wuthschrei, Lenztraum, Absturz, Rückhall, Irrhain, Haindom, Allherr, Allhuld; aber matt, weil das Doppelte nicht mehr sagt, als das Einfache, sind folgende: Lichtruhm, Lichtgluth, Scheinglanz, Tollwuth, wuthrast, Wuthgrimm, Wehrschild, Hochthurm, Hochentzücken, hehrkühn, schnellkühn, stolzkühn, wildkühn, biederkühn, freckühn, kühnfrech, kühnfreudig, stolzfreudig, stolzfroh; und gar zu seltsam folgende: Dumpfsinn, Festsinn, Sanftsinn, Argsinn, Gottsinn, Kühnsinn, Geistblick, Machtsturm, Spätflur, Machtgier, Rückwort, Starkmuth, kaltstumm, Heimflur, Schnellheit, Ehrgier. Löblich sind die **Abkürzungen**: unmildbar, voll unduldiger Eil, die leidensüßende Hoffnung; sehr hart dagegen sind

folgende: genüber, fahrvoll, ehrvoll, ehrwerth, Flutgrab, Klagton, Todstreich, Todfurcht, Todstoß, Todblick, Todspruch, Sonngluth, er kühnt sich des Kampfes, die Sonne goldet die Schwerter, die wolkanragende Stirne, der näher uns obachtet, er west (statt verwest). Dahin gehören denn auch die mißtönenden Verkürzungen von Feu'r, Trau'r, Mau'r ꝛc., die der Dichter bei jeder Gelegenheit mit Vorliebe anbringt. Auf der andern Seite hat er nicht selten auch neue Zusätze gemacht. Er bedient sich oft sehr glücklich der Vorschlagsylbe Ge z. B. in Gezweig, Gethier, Geflamm, Gefuge, Gedüft, Gethürm, Gekett, der Trommel Geroll, der schwellenden Daunen Gepolster, der dunkeln Myrthe Geblatt; doch häufig ist es unpassend, z. B. Geuser, Gewetter, Kriegergetrupp, Gewaffen, der Saiten Gespann, mit schwelgendem Donnergestrudel. So steht auch oft die Vorschlagsylbe ent sehr überflüßig da, z. B. der die Donner des Todes auf ihn entschleudert, die Liebe entsenkt ihre Gluth in dem liebenden Busen (II. 217), wer entrettet der Noth die Streiter des Glaubens. Am härtesten aber sind die Vertauschungen, z. B. wer Obstand (Widerstand) wagt, der empörungsgleichende Obstand, die Obmacht (Uebermacht), die Obsicht (Aufsicht), und:

Waget ihr kühnfrech
Obstand gegen des Erdbezwingenden unwiderstehbar
Rachschwert. (I. 59.)

Vieler Lande Gesproß und der Erd' obstehende Pole. (I. 119.)

Hoffentlich wird es dem Leser Vergnügen machen, noch einige recht wunderliche Redensarten aus dem Gedicht zu hören, z. B. das Schwert umkrampfet die Faust, sprühende Kühn' in dem Blick, im Antlitz trügende Heitre, gierschwelgende Sinne, gierend nach Beute, dem Fürsten nahe gesippt, Schmerzen dolchten ihr Herz ꝛc. Die kostbarsten sind wohl folgende:

Des Rheingaus tönende Weinflur. I. 4.

Am dunkelnden Himmel der Zeitnacht. I. 6.

Der Kieselbusen des Unholds. I. 65.

In dem irdischen Nachtkühl. I. 108.

Es riß der verwirrende Wahnsinn
Aengstender Zweifel den Geist auf wildernde Pfade, die lichtlos
Finsterten rings. I. 115.

Betäubend umhaucht dich der Würzflur wallender Anduft.
I. 125.

Geschmückt mit dem zeitdurchstrahlenden Todkranz. I. 180.

Bis ihr entsinket wonnematt
In des umdunkelnden Labeschlummers
Lebenerneuenden sanften Tod. I. 204.

Dank der kraftabsendenden Gottheit. I. 221.

Des Flors bedustend Gewebe birgt den Busen. I. 224.

Die herzdurchstarrende Hofluft. II. 40.

Das herzdurchstarrende Schauspiel II. 49.

Das hintere Haupt des Jünglings. II. 90.

Die Arme zerstrecken. II. 102.

Des Mohnsafts tollende Kraft. II. 108.

Ein entrumpfetes Haupt. II. 115.

Im erddurchdonnernden Hochsprung. II. 147.

Sterbliche, seyd eindächtig des Todes. II. 163.

An der sanftumathmenden Brust des Friedenverspenders.
II. 165.

Der Kugeln rasselnde Schaur. II. 200.

Des Hains ruhsehnender Wohner. II. 220.

Damit auch wir zur Ruhe kommen, wollen wir mit folgenden 3½ Herametern, worin sich nicht weniger als 13 Beiwörter befinden, ehrerbietig zurücktreten (I. 71):

Hier erkennend und fühlend sich klein, anstaunend, bewundernd
Schaffender hehrer Natur gewaltige siegende Obmacht,
Trat der menschlichen Kunst nachahmende schwache Bestrebung
Ehrerbietig zurück.

11) Feodor oder der russische Freiheitskampf. Ein episches Gedicht von Gustav Callenius. Arnstadt, Mirus, 1829.

Eine kleine recht anmuthige poetische Erzählung, die einige Aehnlichkeit mit einem bekannten Gedicht Hebels hat. Der Geliebte eines jungen Mädchens ist in den Kampf gezogen, verliert einen Arm und ein Bein und kehrt verkleidet zurück, um das Herz seiner Geliebten zu prüfen, und zu erforschen, ob sie ihn trotz seiner Verstümmelung wohl noch lieben werde. Sie besteht die Probe, und das Gedicht endet fröhlich mit der Perspektive einer Hochzeit. Die Verse sind im Ganzen sehr wohlklingend, doch sind sie auch zuweilen das, was man wohlfeile Verse nennen könnte, z. B.

Und ihr sehnliches Verlangen
War, ihn liebend zu umfangen.

Es gibt gewisse Stichwörter beim Reimen, die zu gut klappen, als daß sie nicht bei jeder Gelegenheit benuzt werden sollten, die aber eben deßhalb abgenuzt sind, wie Herz und Schmerz, Sonne und Wonne, Sehnen und Thränen ꝛc., und die man mit großer Vorsicht gebrauchen muß, wenn sie noch ein neues Ansehn erhalten sollen.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 55. — 31. Mai 1830.

Epische Literatur.

(Beschluß.)

12) The poetical works of Sir Walter Scott. With notes complete in one volume. Brunswick, Vieweg, 1827.

Es ist erfreulich wahrzunehmen, wie nach und nach die deutsche Typographie mit der englischen wetteifert. Das vorliegende Werk aus dem Vieweg'schen Verlage gibt an Schönheit des Papiers und Drucks den ähnlichen schönen Ausgaben ausländischer Dichter von Ernst Fleischer nichts nach. — Was den Inhalt betrifft, so findet man hier alle versificirten, d. h. epischen und lyrischen Dichtungen Walter Scotts beisammen, ausgestattet mit zahlreichen Noten. Daß man diese Werke gerade poetische genannt hat, um sie von Walter Scotts Romanen zu unterscheiden, dürfte nicht gebilligt werden, sofern eine lange Erfahrung zu dem Resultat geführt, daß eben nicht alles Poesie ist, was in Versen geschrieben ist, und nicht alles Prosa, was es nur der Form nach ist. Allein bei Walter Scott kann der alte Unterschied noch gelten. Seine Verse sind in der That poetischer, als es seine Prosa ist. In seinen Versen finden wie nicht die unerträgliche Breite und behagliche Nachläßigkeit, die er sich in seinen Romanen erlaubt und leider zur Mode gemacht hat.

13) Die Lusiade des Louis de Camoens. Zweiter und dritter Gesang. Von Prof. Dr. Donner. Einladung zu den öffentlichen Herbstprüfungen am K. Gymnasium zu Ellwangen. Ellwangen, Schönbrod, 1830.

Schon in Nr. 98 des Literaturblatts von 1827 ist die Uebersetzung des ersten Gesangs der Lusiade von Dr. Donner rühmlichst erwähnt worden, und es thut uns leid, daß dem damals geäußerten Wunsche einer vollständigen Uebersetzung noch nicht Genüge geschehn ist. In der vorliegenden Gelegenheitsschrift sind nur zwei weitere Gesänge abgedruckt, denen dasselbe Lob gebührt wie dem ersten. Die Hauptsache wäre aber wohl, das ganze Gedicht zu übersetzen, da wir noch keine gute deutsche Bearbeitung haben. Die ältere von Heyse darf sich mit der Donner'schen nicht vergleichen, wie wir aus Parallelstellen in der Rezension des ersten Gesangs dargethan haben. Um uns nicht zu wiederholen, müssen wir hier auch auf das zurückweisen, was wir damals über den poetischen Werth der Lusiade gesagt haben, um dem ästhetischen Publikum die neue Uebersetzung eines Gedichts zu empfehlen, das zwar sehr berühmt ist,

aber sehr wenig gelesen wird, und doch keineswegs zu den Gedichten gehört, von denen Lessing sagt:

> Wer wird nicht einen Klopstock loben?
> Doch wird ihn jeder lesen? Nein!
> Wir wollen weniger erhoben
> Und fleißiger gelesen seyn.

14) Die Araucana, aus dem Spanischen des Don Alonso de Ercilla, zum Erstenmal übersezt von C. M. Winterling. Zweiter und vier und zwanzigster Gesang als Probe. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1830.

Der Uebersetzer macht die deutsche Lesewelt hier mit einem Gedicht bekannt, das lebhaft an Camoens Lusiade erinnert, und das Cervantes im sechsten Kapitel des ersten Buchs seines Don Quichote den Gedichten Ariosts und Tassos an die Seite gesezt hat, so wie es auch in Literargeschichten bisher immer sehr gepriesen und das beste epische Gedicht der Spanier genannt worden ist. — Sein Gegenstand hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem der Lusiade, nämlich die Kämpfe der Spanier mit den Eingebornen der Tropenländer, mit den Araucanern, einer amerikanischen Völkerschaft an der südlichen Gränze von Chili. Der Dichter, Ercilla, focht, wie Camoens, in den Schlachten mit, die er besungen, und alle seine Schilderungen beweisen, daß er ein Augenzeuge war, daß er seinen Pinsel unmittelbar in die lebhaften Farben der Natur selbst getaucht.

Es ist sehr verdienstlich vom Uebersetzer, dieses schöne Gedicht der deutschen Literatur einverleiben zu wollen, und wir wünschen ihn in dem Entschluß, das Ganze zu übertragen, bestärken zu können. Was die hier gelieferten Proben anlangt, so geben sie uns bereits einen Begriff vom Geist des Ganzen, und wir billigen es sehr, daß der Uebersetzer sich mehr um den Inhalt, als um die künstliche Versform bemüht hat. Gern betrachten wir, wie er es in der Vorrede wünscht, seine Verse nur als lebhafte Prosa; doch wünschten wir, er möchte, wenn er das Ganze bearbeiten wird, einen kleinen Fehler vermeiden. Er gebraucht nämlich allzu oft falsche Reime, z. B. Frist — gebüßt, Rath — hat, zeigen — vergleichen, vermehren — gehören, Speisen — reißen, ihn — dahin, streiten — entscheiden, harrt — Gegenwart, mehr — Speer, Schlag — Schmach, Stamm — nahm, flugs — wuchs, mehr — ungefähr, gebrach — lag, dis — ließ, Don — Sohn, Herde — Schwerte, sehn — schön, Ruhm — Evangelium, Aegypten — Kriegsgelübten, folgen — solchen, Heer — Märtyrer, dauerte — auf der See, Orten — morden. Wenn man doch einmal reimt, so ist ein solcher falscher Reim störend, und der Leser kommt nicht so leicht darüber weg, als wenn die Verse gar nicht gereimt werden.

15) Arnaldo. Romantische Erzählung in fünf Gesängen von M. Langenschwartz. Wien, Adolph, 1829.

Wenn das Gedicht keine Verse hätte, würde man es für eine ganz gemeine Almanachsnovelle halten. Der Gegenstand ist etwas trivial; ein alter obligater Bösewicht will sich in den Besitz einer reichen Herrschaft setzen, indem er den Bräutigam der jungen Erbin entführen läßt, wird aber überlistet durch seinen eignen Bastardsohn, der den Rächer, Mittler und Versöhner spielt.

16) Verwandlungen nach Publius Ovidius Naso. Von Johann Heinrich Voß. Zweite durchgesehene und mit einem Anhang vermehrte Auflage. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg, 1829.

Diese prächtig gedruckte Ausgabe ist des liebenswürdigen Ovids vollkommen würdig. Die Uebersetzung selbst? Nun, sie ist die Vossische, und unstreitig die beste, die wir haben, obgleich jede Vossische Uebersetzung Vossische Eigenheiten an sich hat, die sich selten oder nie mit dem Original vertragen. Die lateinische Härte verträgt sich im Ganzen mit der Vossischen weit besser, als die griechische Weichheit, und so ist Voß die Uebersetzung des Virgil und Ovid im Vergleich mit dem Original ungleich besser gelungen, als irgend eine griechische Uebersetzung, die berühmte des Homer nicht ausgenommen. Homer ist naiv, was Voß nie ist. Homer ist nie steif und pedantisch, was Voß fast immer ist. Wie überaus naiv und von edler Einfalt sind bei Homer die Begrüßungsscenen, die Fragen: „woher des Landes, und wer sind deine Eltern?“ Und wie übersezt das Voß?

Woher der Männer und wer die Erzeuger?

Wie einfach spricht Homer von der Amme Euriklia, und Voß nennt sie, daß es einen ekeln möchte, beständig

die Sängerin Euriklia.

Das sind Kleinigkeiten, aber solche Kleinigkeiten sind in der Poesie sehr wichtig. Ein einziges solches Wort ist im Stande, den ganzen Ton der Erzählung zu verändern und zu verfälschen. — Die lateinischen Dichter sind weniger naiv, und oft selbst schon schwülstig und affektirt, so daß der Vossische Uebersetzungston vortrefflich dazu paßt. Dieß gilt jedoch nicht von den Oden des Horaz, deren musikalischen Wohllaut Voß in der Uebersetzung gänzlich vernichtet hat. Was Ovid betrifft, so zeichnet sich derselbe weit weniger durch seine Darstellung aus als durch

die Gegenstände derselben. Seine Sprache ist dem Inhalt untergeordnet. Er beschäftigt die Phantasie, ohne sonderlich dem Ohr zu schmeicheln, und oft sind seine Ausdrücke so geschraubt, daß sie Vossisch übersezt werden müssen, wenn sie treu übersezt werden sollen. Die Ovidischen Fabeln sind aus diesem Grunde auch mehr zur freien Bearbeitung, als zur Uebersetzung geeignet, und auch wirklich schon unzähligemal bearbeitet, aber nur selten übersezt worden.

17) Helenas Raub von Koluthos, übersezt von F. F. H. Passow. Güstrow, Ebert, 1829.

Der Uebersetzer dieses kleinen Gedichts ist der um die alte Literatur hochverdiente Professor Passow in Breslau. Das Gedicht behandelt den nämlichen Stoff, den Wieland in seinem Urtheil des Paris mit so liebenswürdiger Laune ausgeführt hat. Der Grieche hat ihn homerisch aufgefaßt, er hat unbefangen und malerisch den Zank der Göttinnen, den schönen Hirten auf dem Ida, und dessen List und Glück geschildert, während Wieland erotisch zugleich und spottend, die Natur des Satyrs als Dichter nicht hat verläugnen können. Es wäre aber mehr als prude, wenn wir Wieland daraus einen Vorwurf machen wollten, da die griechische Ritter- und Heldengeschichte allerdings eine Menge Stoffe darbietet, deren glücklichste Behandlung stets die satyrische bleiben wird.

Hätten wir nur noch komische Heldendichter wie Wieland. Es fällt auf, daß unter den neuesten Heldengedichten gar kein komisches mehr vorkommt. Ueberhaupt steht es schlimm mit unsrer komischen Literatur, wie unter anderm auch der große Mangel an guten neuen Lustspielen beweist. Wir können uns nicht verhehlen, daß die Poesie des neunzehnten Jahrhunderts im Vergleiche mit der des achtzehnten ungemein ernsthaft, ehrbar, prude geworden ist. Zuweilen kommt noch ein Humorist zum Vorschein, wie Jean Paul, Hoffmann, Börne, Heine, aber ihre Lustigkeit versüßt sich bald in Sentimentalität, bald verbittert sie sich in einen ernsthaften Zorn. Die unbefangne Lustigkeit, die gute Laune der alten Zeit fehlt uns dagegen völlig. Eine unsägliche Altklugheit hat sich der Dichter bemeistert. Sie wollen alle erhaben seyn, und wenn sie sich noch mit dem Lächerlichen abgeben, so doch nur, um zu zeigen, wie sehr sie darüber erhaben sind. Sie lachen nur noch, aber sie machen nicht mehr zu lachen. Daß sich noch Einer hergäbe, den Leuten Spaß zu machen! Nein, die Leute müssen ihnen Spaß machen.

Das, was man die Ironie nennt, soll uns den ehelichen derben Spaß der frühern Zeiten ersetzen, ein spöttisches Zucken um den melancholischen Mund das alte herzliche Lachen aus vollem Halse mit muntern rothen Backen. Man rühmt sich größerer Moralität. Nun wohl, die Schmutzromane sind äußerst selten geworden, die Bühne verträgt keine Frivolitäten mehr und die erotischen Scherze der Utz, Gleime, Bürger bis Blumauer sind verbannt. Das ist ganz gut und schön. Aber sind etwa der Laster weniger geworden, seit man sie nicht mehr lustig treibt? Ist das ernsthafte London weniger liederlich, als das fröhliche Neapel? Und wenn es wahr ist, daß die Lustigkeit des vorigen Jahrhunderts der Liederlichkeit und Immoralität Vorschub leistete, warum hat man gerade die Lustigkeit verbannt, und nicht vielmehr die Immoralität allein, die man im Gegentheil versteckt beibehalten hat?

Doch die Dichter sind an ihrer modernen Sentimentalität, Altklugheit und Pruderie wohl selbst am wenigsten Schuld. Sie sind nur vom Zeitalter angesteckt. Der Zeitgeist ist sehr ernst geworden. Es scheint etwas Melancholisches in der Luft zu liegen. Seit dem Ausbruch der französischen Revolution hat Europa sich in so blutigen Kämpfen zerfleischt, daß es noch geraume Zeit bedarf, ehe sich die Gemüther wieder auf den Ton der alten Selbstgenügsamkeit, des alten Spaßes stimmen. Immerhin aber ist dieser Zustand ein nicht ganz natürlicher, der Zustand einer starken Anspannung, und unfehlbar werden auch wieder Zeiten kommen, wo man von neuem im Leben wie in der Literatur lustig wird.

M.

Vermischte Schriften.

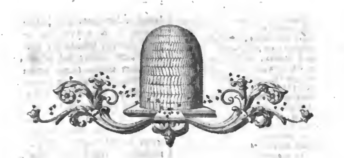
Muntere Unterhaltung von St. Schütze. Leipzig, Focke, 1829.

Die Schrift enthält eine Menge kleinere und größere gemischte Aufsätze über die Menschen und das Leben, über psychologische und conventionelle Sonderbarkeiten, Täuschungen, Gebrechen, über Erziehung und Sitten, Geschlechter und Ehen, auch manches über das Theater, und einige Bemerkungen über Lokalitäten von Thüringen und Weimar insbesondre. Der Verfasser hat hier eine Bahn betreten, auf der ihm Franklin, Justus Möser, Zschokke und Bürlen schon mit Glück vorangegangen sind, eine Bahn, die wohl noch öfter betreten zu werden verdiente. Es gibt sehr viele Dinge, die in der Regel blos Gegenstände der täglichen Unterhaltung bleiben, ohne auch Gegenstände der Literatur und dadurch einer ernstern

Berathung und Entscheidung unterworfen zu werden, was dennoch oft recht nöthig wäre. Pflegen auch unmittelbare Züge nach dem Leben in Romanen und Lustspielen häufig vorzukommen, so wird doch an einem solchen Ort nicht an eine ernste Würdigung derselben gedacht. Schriften, wie die vorliegende, die mit der Miene der heitern und scherzenden Unterhaltung dennoch zugleich belehren, sind wohl der beste Weg, dergleichen Gegenstände des Lebens zur Diskussion zu bringen. Ich will zur Probe einige der vielen in der Schrift enthaltenen zeitgemäßen und launig vorgetragnen Bemerkungen mittheilen.

„Was ist denn der Stadt für ein großes Heil widerfahren, fragte der Fremde, daß ich sie in so fröhlicher Bewegung sehe? Kein Heil, gab ihm ein freundlicher Bewohner zur Antwort, das ist alles die Folge von einem großen Unglück, das wir vor unsern Augen erlebt haben. Sturm und Donnerwetter und Wolkenbrüche haben eine große Ueberschwemmung herbeigeführt, und durch eine Art von Sündfluth über Aecker, Wiesen, Dörfer, Menschen und Vieh Verderben, Mangel und Elend, Noth und Tod verbreitet. Für diese Unglücklichen geschieht dieß Alles. Für diese Unglücklichen schmausen wir, und kollektiren, subscribiren und pränumeriren, agiren, deklamiren und musiciren. Sie sind es, die uns für die Kunst enthusiasmiren, für das Alterthum animiren, für die Natur exaltiren, so daß wir uns immerfort amusiren. Für sie wird gepredigt und getanzt. Der Patriotismus ist den Damen in die Beine gefahren, daß sie Nacht für Nacht durch die Säle fliegen und den lezten Athem dran setzen. Doch befinden wir uns nun erst recht wohl, da wir alles um Gottes willen thun. Nichts als heitere Gesichter, selbst bei den Gelehrten. Wer irgend ein altes Manuscript, eine beräucherte Abhandlung oder ein langes Gedicht liegen hat, das bisher Niemand kaufen wollte, der ließ es bei dieser Ueberschwemmung vom Stapel laufen. Und haben wir auch nicht Zeit, Alles zu lesen, — wir setzen unsre Namen davor — Alles zum Besten der Armen! — „Ei mein Gott!“ sagte der Fremde staunend: „wie hatte ich mir den Zustand hier ganz anders gedacht! Ich glaubte, ich würde die Stadt über das große Unglück still und traurig finden, kein Vergnügen würde mehr schmecken wollen, man würde weniger essen, weniger trinken, den Ueberfluß von sich thun, das seidene Unterfutter herausschneiden, ja selbst vom Nothwendigen entbehren, und mit Aufopferung nun ganz für die Tugend leben.“ — „Die Tugend!“ entgegnete der Heimische, „ei da würde sie schön ankommen, wenn sie uns um die süße Gewohnheit des Daseyns und Wirkens, um die gesegnete Mahlzeit bringen wollte! Wozu traurig? Wir sind herzensgute Menschen, lassen uns auch rühren, aber wir geben immer lieber nach Tische als vor Tische. Nein! will die Tugend bei uns Eingang finden, so muß sie sich an die schöne Ausgeberin, an das Vergnügen wenden; dieß flinke Wesen hat den Schlüssel zur Thür, zum Herzen, zur Kasse. Und ist man vorher schon fröhlich, so wird man's durch die volle Hand noch mehr. Wenn nur geholfen wird! Warum soll die Tugend nicht mit heiterem Gesicht erscheinen?“ — „So so!“ murmelte der Fremde für sich, „geholfen! Die Tugend mit heiterem Gesicht! — nun — auch nicht übel!“

Verwechslungen sind so häufig in der Welt, daß man beinahe fragen sollte, was nicht Verwechslung sey, da man fast immer eins für das andere sezt und, die Dinge selten rein von einander scheidet. — Schwerlich können wir uns vorstellen, mit welcher Empfindung ein Regimentsschneider eine Wachtparade ansieht, und ob nicht die Phantasie seine Seele beschleicht, daß die Soldaten ihm angehören. — Stammt ein junger Mensch von einem berühmten Vater ab, so muß er sich auch wohl gefallen lassen, für diesen zu haften. Hat der Schlachten geschlagen, so soll er wieder dergleichen zum Besten geben. Hat jener Verse gemacht, so erkundigt man sich auch bei ihm darnach: man verlangt durchaus, daß der Geist des Vaters auf ihm ruhe, und ist das nicht, so ist man im Stande, ihm gar keinen Geist zu lassen. In der That — das ist, um aus der Haut zu fahren, und der Sohn hätte wohl Recht zu sagen: was geht mich mein Vater an, ich bin ja wieder ein Anderer! — Indeß — oft ist es auch gar bequem, sich in die Verwechslung zu fügen, und es gibt viele Kinder, welche glauben, daß sie die Eltern sind. Der Sohn von einem Parlamentsrathe tritt lauter auf, und Wirth und Kellner rennen sich die Köpfe ein, ihn zuerst zu bedienen. — Schon manche Tochter — dieß Beispiel darf hier nicht fehlen — hat sich mit dem Vater verwechselt, und im Ernst gemeint, daß die Liebhaber in ihr den Oberrechnungsrath, den Staatsrath, den geheimen Rath heirathen sollen, und begreift auch selbst nach dem Tode ihres Vaters nicht, wie man zögern könne, sich — in ihrer Person — um den Hochseligen zu bewerben. Manche wollen Geld mit Ehre, und wieder andere Ehre mit Geld verwechselt wissen, so daß man ein Band für Goldbarren oder diese für jenes ansehen soll, aber die Rechnung trifft nicht immer zu.“



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 56. — 2. Juni 1830.

Sprachwissenschaft.

Die Assonanzen der deutschen Sprache. Prosodisch und lexikographisch, als Anhang zu jedem Reimwörterbuche, dargestellt von Dr. G. N. Bärmann. Berlin, bei A. Rücker, 1829.

Wahrscheinlich hat das große, jüngst bei Brockhaus erschienene Reimlexikon auch dieses Assonanzenlexikon veranlaßt, und möglicherweise bekommen wir auch noch ein Alliterationslexikon. Für den ächten Dichter sind solche Werke überflüßig; sie können aber für den Sprachforscher sehr interessant seyn, wenn sie vollständig und genau alle in einer Sprache vorkommenden Klangverhältnisse auszeichnen, ordnen und mit andern Sprachen vergleichen. Es ist allerdings wichtig und charakterisirt den Geist der Sprachen, wie der Völker, daß im Süden die Vokale und Assonanzen, im Norden die Konsonanten und Alliterationen, daß im Alterthum die volltönenden Vokale, in der neuen Zeit mehr die schwachen, besonders das leichte e und i vorherrschen, (das ganze Alterthum kannte keine Worte wie: der daneben gelegene, indivisibilité etc.; dagegen erschrecken wir heutzutage über die altindischen oder altgothischen Worte, die wir wie Quadersteine kaum bewegen können); daß endlich auch wieder in der einen Sprache mehr dieser Vokal oder Konsonant vorherrscht, in einer andern jener, das á und ɛ z. B. in der englischen, das r in der deutschen, das l in der polnischen, das h, ch, k in der arabischen, das a in der spanischen, das o in der italienischen, das i in der französischen. Allein solche Vergleichungen anzustellen, ist nicht die Absicht jener Lexikographen.

Herr Doktor Bärmann hat einige prosodische Regeln über den Gebrauch der Assonanzen vorangeschickt, die ganz praktisch sind. Er bemerkt sehr richtig, daß die Assonanz in der deutschen Sprache einen ganz andern Charakter hat, als in der spanischen oder italienischen. In jenen südlichen Sprachen kommt sie der vielen gleichlautenden Vokale und wenigen Diphtongen wegen viel häufiger vor, als in der deutschen, in welcher weit mehr Abwechslung ist, in welcher daher auch die gleichlautenden Klänge weit seltner zusammentreffen. Eine deutsche Assonanz ist also immer bedeutender und nimmt leicht den Ausdruck von Feierlichkeit und Pracht an, wo sie im Spanischen ganz leicht und natürlich klingt. Daher muß ein Uebersetzer des Calderon z. B. sich hüten, nicht durch allzu treue Nachahmung der Assonanzen einen Schein von Wichtigkeit und Prunk in die Uebersetzung zu bringen, die im Original nicht zu finden sind. — Wie leicht und ungezwungen ist z. B. der kleine Brief in la desdicha de la voz von Calderon:

Amigo mio, ya sabes
Quanto es hoy célebre dia
En Madrid, porque los Reyes,
Que eternas edades viven,
Salen en público á Atocha,
A ver su imágen divina,
En hacimiento de gracias
De sus victorias invictas.
A mé me han dado un balcon
Donde verlo, no querria
Tener holgura sin ti;
Y asi, mé amistad te avisa
Desto, para que si quieres,
Con coche y balcon te sirva.
Dios te guarde. Tu mayor
Servidora, Donna Elvira.

Dieß kleine Briefchen nun hat C. Richard, um die Assonanz i — a, die im Spanischen so häufig, im Deutschen so selten ist, dennoch beizubehalten, folgendergestalt zur Marter des menschlichen Ohres übersezt:

„Meine Freundin, du wirst wissen,
Heute sey es Tag der Siegspracht
In Madrid, weil unsre Fürsten
— Leben ewig sie und sieghaft! —
Nach Atocha sich begeben,
Dort der Demuth frommen Frühdank
Oeffentlich nun abzulegen
Vor des Gottesbildes Zierrath.
Ein Balkon, den Zug zu sehen,
Steht mir frei, doch könnt es niemals
Ohne dich mir Freude machen;
Deßhalb mach' ich dirs erkiesbar,
Wenn du willst, mit mir zu theilen
Kutsche und Balkon, so schließbar,
Gebe Gott dir fein Bewahren;
Deine Freundin stets Elwira.“

Ferner verlangt der Verfasser, man solle darauf achten, daß die Assonanz den Redeton habe, und daß mit ihr der Satz schließe, weil es allemal übel klingt, wenn der Gedanke einen andern Ton verlangt, als der ihm im Verse gegeben ist. — Deßgleichen tadelt er die falsche Wahl des Versmaaßes, wodurch oft der Reiz der Assonanz verloren gehe, namentlich das einförmige Fortleiern in lauter männlichen und lauter weiblichen Endungen. Am schönsten ist die Assonanz, mehr noch wie der Reim, immer nur dann, wenn männliche und weibliche Endassonanzen mit einander abwechseln.

Es ist Schade, daß der Verfasser nicht mehrere Sprachen in Bezug auf die Assonanzen verglichen hat. Er erwähnt nur der Spanier, welche nicht mehr als fünf reine Vokale gebrauchen, daher auch nur fünf einsylbige Assonanzen haben, und, sofern jeder von diesen fünf Vokalen wieder mit einem andern in zwei Sylben verbunden werden kann, fünf mal fünf oder fünf und zwanzig zweisylbige Assonanzen. Die deutsche Sprache dagegen gebraucht neben jenen fünf Vokalen auch noch sieben Diphtongen, ä, ö, ü (y), eu, au, ou, ei (ai), hat also zwölf einsilbige Assonanzen, und sofern jeder dieser zwölf Selbstlauter wieder mit jedem andern in zwei Silben verbunden werden kann, hundert und vier und vierzig zweisilbige. Daraus geht hervor, daß die deutsche Sprache eine größere Abwechslung der Assonanzen und Reime zuläßt, daß aber auch Assonanzen und Reime schwieriger zu finden sind, weil der Gattungen zu viele, und deßhalb der Glieder einer jeden Gattung weniger sind. Es geht ferner daraus hervor, daß der deutsche Geist selbst mannichfaltiger, vielgestaltiger, aber auch weniger einfach und harmonisch ist. Warum hat aber der Verfasser die deutsche Sprache nur mit der spanischen verglichen? Es wäre gewiß interessant, alle Sprachen auf diese Weise zu vergleichen.

Noch deutet der Verfasser einen Umstand an, den er weiter hätte ausführen, ja vergleichend durchführen sollen, daß nämlich gewisse Gleichklänge in der spanischen Sprache immer mit einem gewissen Sinn verbunden sind. „So spricht bei Calderon der Stolz, der Dünkel, die Schilderung der Pracht gern in der Assonanz a — a; die Verwunderung, das Staunen, das Spitzfindige oder Verwickelte in i — a, i — o, i — e; die pomphafte Erzählung in o — i oder e — o; finstre Scenen, die im Walde, in einer Kirche, einem Gewölbe spielen oder Tod und Grausen schildern, löst er gern mit der Dissonanz u — a, und u — e auf.“ Diese Uebereinstimmung ist eine der größten poetischen Schönheiten, geht unmittelbar aus dem Geist der Sprache hervor und spricht unmittelbar zu unserm Herzen; aber eine ähnliche Uebereinstimmung des Klanges mit dem Sinn muß sich in jeder Sprache finden, und ein Werk, das blos vom Gleichklang der Sprache handelt, hätte diesen interessanten Gegenstand näher untersuchen sollen.

Was nun das Lexikon selbst betrifft, so ist es zwar sehr reichhaltig, aber bei weitem noch nicht vollständig genug. Ich würde mich, wenn es darauf ankäme, anheischig machen, ein zweites Assonanzenlexikon zu schreiben, das eben so viel, ja noch mehr Assonanzen enthalten sollte, als das vorliegende, ohne aus demselben auch nur eine einzige abzuschreiben. Um dieß zu beweisen, und zugleich den geneigten Lesern einen Begriff von dem fast unerschöpflichen Reichthum des deutschen Sprachschatzes zu geben, will ich beispielsweise nur beim ersten Gleichklang a — a stehn bleiben und eine Anzahl dahin gehörende Assonanzen aufzeichnen. Bärmann hat deren nur 1200 namhaft gemacht, er soll hier eben so viele finden, die er vergessen hat:

Abbaigt, = bandb, = hat, = fraß, = half, = kam, = kargt, = stadt, = lag, = palt, = rahmt, = rang, = sah, = falzt, = faß, =

=schabt, = schnappt, = stack, = stahl, = that, = wallt, = zahlt,
=zankt, = zapft, = zwackt, = zwang. Abback = balg = blas = dach=
dampf = dank = darb = darr = fahr = fall = fang = faß = flach = frag = grab=
haar = hak = lapp = karg = kratz = lab = mach = mahn = mal = mark=
nag = pack = paß = platt = rahm = sag = schaff = schlag = schnall = schwatz=
spar = straf = trag = wart = wasch = zahl = zapfbar. Anband,
=blast, = brach, = faßt, = fahrt, = fragt, = fraß, = gab, = klang,
=kratzt, = langt, = macht, = mahnt, = malt, = maß, = nahm,
=paßt, = prallt, = rahmt, = rankt, = sagt, = fangt, = schafft,
=schnallt, = spannt, = sprach, = stach, = stack, = stank, = that,
=stradt, = traf, = trank, = trat, = warb, = warf, zapft. Anfach=
fall = faß = gaff = klag = lach = mach = mal = pack = papp = pflanz=
rahm = rank = rath = schaff = schlag = schnall = spann = trag =
zapfbar. Aufblas = faß = fahr = grab = halt = kratz = lab = laß=
mach = mal = pack = pflanz = rahm = sag = schlag = spann = tragbar.
Ausblas = fahr = fall = grab = halt = kram = krag = lach = lab=
laß = mach = mal = pack = rahm = ras = sag = schlaf = schlag=
spann = statt = trag = wasch = zahl = zapfbar. Allda, allsammt,
alsam, alsbald, alsdann, anstatt, apart. Aalart, = glatt,
schlank, = schwanz. Aarfall, = strand, = thal. Abracadabra.
Abrasch, Abtstracht, Abtswahl, Achat, Admiralsgrad, = rang,
=tracht, = wahl. Agnat, Ahnsaal, Akklamant. Aldermannsamt=
rang = tracht = wahl. Allmand, Almanach, Alltag. Altar=
blatt, Amalgama, Amant, Amarant, Ambrahaar. Amts=
gang, = jahr, = pacht, = saal, = takt, = tracht, = wahl. Ana=
gram, Ananas, Andacht, Andreasnacht. Angstjahr,
=macht, = mal, = tag. Anklang, Anstalt, Anwartschaft, Apo=
stata, Apparat. Armlang, = last, = schlag, = stark. Asthma.
Atlas, Atlasband, Attaman, Austrägalrath, Avar'. Ab=
dallah, Abderrachman, Achalm, Adrast. Agram, Alcantara,
Alexandra, Alhambra, Ararat, Armagnac, Arpad, Arras,
Arta, Asa, Asan Aga, Asgard, Asta, Astrakan, Atalanta,
Attala. Bahn, Ballbar. Beacht = fahr = fracht = frag = gaff=
gatt = grab = gras = jag = klag = klatsch = lach = lad = lang = last=
mal = mann = nag = nasch = pack = satz = schlag = schwatz = spann=
stall = straf = tracht = wach = wahrbar. Beipackbar, berath=
schlagt, blasbar, blaßfarb. Baalspfaff. Bachanal. Bachs=
naß, = rand. Backzahn. Badart, = fahrt, = gast, = kalt,
=magd, = naß, = platz, = tracht, = trank, = wann', = warm.
Bajaz, Balgart. Ballart, = glanz, = pracht, = schlag, = tand.
Bandart, Bannkraft, = wart. Barbar, Bartkamm. Basalt,
Basta. Bergmannsart, = sang, = tracht. Biedermannsart.
Beifallschall. Bibliothekaramt, = stand, = wahl. Bil=
lardsaal, Bivouacnacht. Blachland, Blasbalg. Blattart,
=kranz, = zahl. Bojarstracht. Brachland, Bratpfann'. Bräu=
tigamsart, = gang, = kranz, = stand, = tanz =, wahl. Brava,
Brustlatzband. Bürgerschaftsband, = saal. Bacharach, Balkan,
Balthasar, östliche Banda, Bannat. Barbara, Barnabas.
Barras, Bistaja, Blanda, Brabant, Brachman', Louise
Brachmann. Extravagant, charmant. Capitalfang, = pfaff,
=schlag. Caplan, Cardinalat, Cardinalsbank, = rang, = stand,
=tracht, = wahl. Carnevalsnacht, = spaß, = schwank, = tag,
=stand, = tanz, = tracht. Castrat, Catarrh, Cansalsatz. Cen=
tralkraft, Centrifugalkraft, Centripetalkraft, Char a Bank.
Charlatan, Chinafahrt. Chiragra. Cispadana. Contrabaß.
Contraktart, = jahr. Corporalstand, Criminalamt. Czaars=
tracht. Jean Calas. Calatrava. Frau von Campan, Cam=
pagna, Canada, Carracalla, Caraccas. Carban', Carra.
Annibal Carraz. Massa Carara, Caspar, Cassandra, Cranach.
Dalag, = fast, = stand. Dachgras, = spatz. Dammart.
Dampfkraft, Decanat, Diamant, Demantband, = glanz, = hart,
=klar, = land, = pracht, = strahl. Dragant, Dragomanstracht.
Drathkraft, Dromedarsgang, Duodecimalmaaß. Dathan.
Eclatant, Einfang = grab = lad = laß = mach = sack = scharr=
schlag = stall = tragbar. Entfall = fall = flamm = larv = last=
satzbar. Erfahr = faß = frag = halt = hasch = jag = kalt = lang=
laß = mahn = schaff = schlaff = schlag = starr = statt = trag = tappbar.
Eddasang. Edelmannsart, = tracht. Empfangsart. Ehemanns=
art, = gang, = gram, = last, = rang, = wahl. Ehestandsjahr,
=last, = qual. Embarras, Endiviensalat, Episcopalmacht,
Errata, Essentia amara, Espagna, Euphratland, = strand.
Eparchat. Falzbar, fatal, frappant. Facta, Fahrart, = bahn,
=damm. Fallart, = kraft. Falsa. Fangarm, = art, = garn.
Fasanfang, = jagd. Fastnachtsnarr, = schwank, = spaß, = tand,
=tracht. Feudalmacht, Filialgang, Fiskalat, Flachland, Flachs=
bart, Forellensalat. Fuhrmannsart, = karr'n, = fang, = tracht.
Fallstaff, Fanar, Flammland, Fontana, Fuldas Abt. Ge=
brandmarkt, = schatzt. Galant, gefahrbang. Gefall = stalt=
statt = wahrbar. Gesangarm, gramhaft. Galan. Gallatag,
=tracht. Ganshals, = marsch, = stall. Garant. Gasart, = glanz,
=kraft, = strahl. Gastmahl, = tag, = tanz, = trank. Geburts=
tagsmahl. Gelagnacht, Gemahlwahl. Generalbaß. Generals=
rang, = stand, = tracht, = wahl. Gesangsart, = macht, = saal,
Geschmacksart, = wahl. Gesellschaftsband, = saal, = spaß, = tag,
=wahl. Gensd'arme. Gespanschaft. Glanzkraft, = pfad, = schwan,
=strahl. Glasklar, = staub, = rand. Goliathkraft. Gradkalt, =
nacht, = wacht. Granat'. Grabaff', = arm, = last, = pacht.
Grönlandsfahrt. Guerillaschlacht, = tracht. Gurkensalat. Ga=
landa, Galatta, Gallas, Gazza ladra, General Mack, Ge=
neral Rapp, Gibraltar, Göthakanal, Golgatha, Granada,
Guadalaxara, Guadiana, Guastalla, Guatimala, Guiana.
Herannaht. Heran = herab = hinan = hinab siehe ab und
anz außerdem: herabhallt, = knallt, = tracht, = platzt, = ragt, =
rang, = rann, = rast, = schallt, = stahl, = wagt, = wallt, = walzt.
Hababa. Halbgar, = kalt, = krank, = nackt, = narr, = part, = satt, =
warm. Haararm, = art, = glanz, = kamm. Habbank. Hallamt, =
jahr. Handart, = krampf, = lahm. Handschar. Hauptmanns=
grad, = stand, = tracht, = wahl. Hazard. Heimathland, = pfad,
=sang, = strand, = thal, = tracht. Heklabrand, Heringssalat,
Herrschaftssaal. Heirathsdrang, = bar, = narr, = schwank, = tag.
Hoffahrtsnarr. Hospitalamt. Hagbart, Hadji Baba, Hamilkar
Barkas, Hans Dampf = Narr = Taps = Sachs, Harald, Has=
par, Harras, Hartmann, Haspar a Spada, Havamal, Ha=
vannah, Hermandad, Hermannschlacht. Hialmar. Hosiannah.
Jagdfalk, = narr, = pacht, = fang, = tag. Jahralt, = lang. Ja=
nitscharsbart, Imanstracht, Incarnat. Jordansstrand, = thal.
Journalband. Isarstrand, = thal. Islandsfahrt, = fang. Ju=
rastrand, = thal. Judasart, = bart. Java, Jean Jaques,
Indiana, Johanna, Jonathan, Josaphat. Isaak. Ispahan,
Ithaka. Juliana. Katzbalgt, klappklapp, krampfhaft, krank=
haft. Kavdata, Kabinfahrt. Kakerlakart, = farb, = haar. Kal=
kant, Kalkarm, = art, = land, = wand. Kameradschaft. Kame=
ralamt, Kampfart, Kanal, Karat, Kartoffelsalat, Katafalk,
Katarakt, Kaufmannschaft, Klangart, Kommandant, Kopf=
salat, Kraftdrang. Krampfart, = qual. Kranzart. Kristallart, =
glanz, = glas, = hart, = klar. Kundschaftsgang. Kaimakam,
Kalamata, Kamptschadal', Kaptschack, Korasan. Labtrank.
Lachart, = krampf. Lackart, = glanz. Lagmann, Lahnthal,
Lammschwanz, Landsmannschaft, Landschmach. Langband,
=mast, = zahn. Liebschaftsqual, Lillaband, Linealglatt. Laban,
Lanfranc, Laplace, La Plata, La Trappe. Lauretta Pisana,
Lavagna, Levana, Liana, Louisiana. Malad', Madame,
Magdschaft, = stand, = tracht. Magistratssaal, = wahl. Mag=
nat, Magschaft. Mahlart, = bar. Malart, = bar. Mama,
Mandat, Mandatar. Mannsarm, = kraft, = stark, = schlag,
=tracht. Marchand. Marktstand. Marschallsrang, = stab. Mast=
stall. Matratz'. Messiasamt. Metallart, = blank, = gang,
=glanz, = hart. Ministerialrath, Mittagsmal. Monatalt, = lang,

stag, -zahl. Moraltag. Municipalrath. Madagaskar, Medras, Magyar, Maja. Malaga. Mancha. Marbach. Mariana, Martha, Megara, Miranda, Molinara, Moncada, Müllneriana, Mustapha. Nachfallt, -grabt, -half, -kam, -knallt, -tracht, -lacht, -salzt, -saß, -schafft, -schmack, -sprang, -staud, -starrt, -that, -trank, -wagt, -wallt, -walzt, -zahlt. Nachlaß- mach- mal- zahlbar. Naßkalt. Nachtbang, -gast, -kalt, -jagd, -sang, -schwarm, -traul, -wacht. Nachtigallsang, -schlag. Nachbarschaft. Nationalband, -bank, -kraft, -tracht. Neckarstrand, -thal. Neujahrsball, -gang, -nacht, -tag. Newastrand, Nordlandsart, -kampf, -sang, -tracht. Normalmaaß, -stand, -zahl. Navarra, Niagara, Novara, Nurmahal. Orkankraft, -nacht, -pracht, -stark. Ossiansang. Ozeanspracht. Paarmal, parat, pfadbar. Pachtamt, -art, -bar, -jagd, -land, -last, -stand. Packanart. Pallast. Palmart, -blatt, -stamm, -wald. Papa, Patriarchat. Phalanx. Phantast, Plagart, Plackat, Podagra. Polarart, -rand. Polarkalt, -laub, -nacht, -schwan, -tag. Porzellansaal, -schrank. Prachtbalg, -band, -saal. Pro rata. Provinzialblatt, -staat, -stadt. Panama, Pankraz', Parga, Parnaß, Paskal, Passah, Patras, Pescara, Praga. Principe de la Paz, Pultawa. Quadrant, Quadrat, Quartalband, Quartblatt, Quartglas. Quarzart, -hart. Quassiatrank. Rabatt, Rektoratamt. Ritterschaftsbank, -saal. Romanart, -band, -falk, -jagd, -narr, -schlag, -schwank, -land. Ramsbach, Ravaillac, Rhadamanth. Romana. Romagna. Rosalba. Saatarm, sagbar, spannbar, spannlang. Saalthal, Sackart, Saftdrang, Saga. Salzarm, -trank. Salatnapf. Sammtband, -frack. Sandal', Santschack, Sardellensalat, Sarras. Satrap. Scala, Schabab. Schafdarm, -schwanz. Schallkraft. Schaman', Schanzart. Schlachtsang. Schlafplatz, -tag. Schlammnaß, -sarb. Schmachtbat, Schulamtsqual, Senatssaal, Sensalamt, Skandal. Smaragd, Sozialband, Spannkraft, Spiralkraft. Spitalarm, -mann. Staatstracht. Stadtblatt, -brand, -qualm. Stahlbad, -band, -blank, -glanz, -hand, -klang. Stallmast. Stammart, -gast, -haft, -kraft, -land. Stephanstag. Strafakt, -anstalt, -art, -bang, -jahr. Streusandfaß, -glanz. Südlandsart, -nacht, -pracht, -tracht. Sultansbart, -pracht, -tracht. Saardam, Sahara, Sakontala, Saldanha, Salzmann, Sancho Pansa, Santa Anna, Santa Casa, Sardanapal, Sassafras, Schwalbach, Sebastian Bach, Sebastian Brand, See Garda, Seringapatnam, Slawata, Stargard, Sumatra. Tabackart, -blatt, -dampf, -farb, -last, -napf, -sack, -schmack, -stank, -saft. Tagalt, -klar, -schlaf, -zahl. Talar, Talpatsch. Tannast, -zapf. Tangart, -bar, -nacht, -tracht, -warm. Tartarchan, -schlacht. Tastbar. Titanskraft. Traktat, trapptrapp, Tutelarrath, Talma, Tartaglia, Taubmanniana, Thalatta, Tharand, Tlaskala, Trafalgar, Transpadana. Ueberfall- fahr- jag- lad- laß- mal- mach- mann- rag- rasch- glanz- tragbar. Unachtsam, Unbedachtsam. Unaushalt- bestatt- dank- faß- halt- nahbar. Unterhalt- laß- sag- schlagbar. Uhrbandglanz, Ungarschlacht, Upsala. Veranstalt- arm- bann- dampf- damm- flach- glas- grab- halt- jag- kapp- klag- klatsch- lach- lad- larr- laß- mach- nard- pacht- pack- pflanz- rath- sag- salz- schaff- schanz- scharr- schatt- wehr- waltbar. Vorlaß- schlag- tragbar. Vandal', Vasall. Vaterschaftsangst, -qual. Verbandsart, Verstandarm. Vertragsart. Verwandtschaftsgrad. Vormundschaftsqual, -wahl. Vandamme, Varna, Vasko de Gama, Venus vulgivaga, Via mala, Via sakra. Wachsfarb. Wag- walz- waschbar. Wahlart, -jahr. Waldarm, -art, -land, -pacht, -sang, -schlag, -tann'. Wartbaraß. Waschart, -kann'. Werrastrand, -thal. Wildfangsart. Wirthschaftsart, -gang, -last, -pacht, -qual. Wissenschaftsband. Wittwenschaftslast, -qual. Wolgaland, -strand, -thal. Wagram, Wasa, Wlasta. Zerback- laß- malm- nag- platz- schlag- spalt- stampfbar. Zahlart, Zahnjahr, Zankart. Zama.

Humoristische Literatur.

Bibliothek der wichtigsten deutschen prosaischen Satiriker und Humoristen des siebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Dr. H. Dittmar. Erster Band. — Auch unter dem Titel: Wunderliche und wahrhafte Geschichte Philanders von Sittewald, d. i. satirische Schriften von Johann Michael Moscherosch. Ersten Theiles erster Band. Berlin, Reimer, 1830.

Es ist gar löblich, daß man die guten alten Satiriker unsrer Nation wieder auflegt, und es ist nichts dabei zu bedauern, als daß nicht auch das schöne Papier, der saubere Druck und die ganze niedliche Ausstattung der alten Holländer Ausgaben, in denen sie größtentheils ursprünglich erschienen sind, wieder erneuert werden. — Moscherosch, mit dem die Bibliothek beginnt, ist in jedem Fall ein sehr interessanter Prosaist des siebzehnten Jahrhunderts, obgleich er nicht so geistvoll ist als Fischart. Mehrere sehr ausgezeichnete Satiriker, wie Fischart, Gailer von Kaisersberg, Abraham a Santa Clara sind freilich schon von Andern neu herausgegeben worden; soll indeß die Bibliothek ihrem Namen entsprechen, und sich, wie der Herausgeber wünscht, auch über das siebzehnte Jahrhundert hinaus ausdehnen, so muß sie auch jene Satiriker nochmals vollständig aufnehmen.

Es wäre zu wünschen, daß der Herausgeber sich nicht blos auf die wenigen Schriftsteller beschränkte, die er in der literar-historischen Einleitung anführt. Es gibt noch eine große Menge kleiner, wenig bekannter Curiosa, wie sie uns bei Antiquaren in kleinen Duodezbändchen mit Schweinsleder gebunden so häufig in die Hände fallen, worin oft ein recht gesunder Witz und eine originelle Sprache vorkommt. Man sollte dergleichen sammeln, ein Verzeichniß davon entwerfen und das Beste in Auszügen mittheilen.

Bei dieser Gelegenheit ist auch darauf aufmerksam zu machen, daß im sechs- und siebzehnten Jahrhundert eine Menge lateinische Satiren erschienen sind, die, obwohl in einer fremden Sprache verfaßt, doch den deutschen Satiren jener Zeit der Sache nach eben so nahe verwandt sind, wie Huttens Schriften den Lutherschen. Hier ist noch mancher Fund zu thun.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 57. — 4. Juni 1830.

Staatswissenschaften.

1) Johann Baptist Say's ausführliche Darstellung der Nationalökonomie oder der Staatswirthschaft. Aus dem Französischen der fünften Ausgabe übersezt und theils kritisch, theils erläuternd glossirt, so wie mit einem vollständigen Realauszuge begleitet von Prof. Dr. Karl Eduard Morstadt. Erster Band. Dritte, äußerst stark vermehrte Ausgabe. Heidelberg, Engelmann, 1830.

Man kann nicht stark, nicht oft genug wiederholen, daß alle politischen Fragen von materieller Natur sind, und nicht von ideeller, d. h., daß das Ziel der Politik der größtmöglichste physische Wohlstand Aller seyn muß, weil mit demselben die höchste Freiheit und Gerechtigkeit schon gegeben, und ohne denselben keine möglich ist. Die Menschen sind zum Genuß der Natur berufen, dieser Genuß ist ihnen zum Leben nothwendig, und sie haben ein Recht, ihn so hoch zu steigern und so mannichfaltig zu vermehren, als es in ihren Kräften steht. Wenn sie sich zu Staaten vereinigen, so kann es nur die Bestimmung eines jeden Staates seyn, ihnen die Erreichung dieses Zweckes zu erleichtern; ja wir dürfen sagen, es ist die Pflicht des Staates den Menschen jenes Recht an die Natur zu schützen und zu mehren.

Wir haben uns vorlängst zu dieser Ansicht bekannt, welche wir als das wahre Resultat der unsäglichen Arbeit betrachten, in welcher sich die politischen Meinungen abgemüdet haben. Auch wird diese Ansicht immer mehr die herrschende und tritt dadurch im neunzehnten Jahrhundert aufs entschiedenste der Ansicht gegenüber, die im achtzehnten die herrschende war. Damals nämlich ließen sowohl die Anhänger der Monarchie als die der Republik, sowohl die Anhänger der Kirche und des Feudalgeists, als die des Deismus und der Menschenrechte die physische Grundlage aller Staatenbildung hinter sich zurück und verweilten nur in den luftigen Regionen idealer Staatszwecke, wobei die Freiheit auf der einen Seite so illusorisch war als das Vorrecht auf der andern, wobei es sich um Formen, und um die Würde, aber nicht um die Sache und den eigentlichen Werth handelte. Noch jezt streiten beide Partheien, fortwährend in demselben Irrthum begriffen; allein der Meinungsstreit hat unvermerkt seine Are gewendet, und wird sie noch mehr wenden. Aus dem Streit der historischen Privilegien mit den idealen Menschenrechten wird immer entschiedner ein Streit des politischen Idealismus mit dem politischen Materialismus hervorgehn.

Unter allen Schriften, welche die künstlichen und phantastischen Vorstellungen von dem, was den Menschen

und den Nationen zum Heil gereichen soll, auf die natürliche Darstellung des Bedürfnisses und der Mittel zu seiner Befriedigung zurückzuführen versucht haben, ist keine so wichtig und erschöpfend, als das berühmte Werk von Say, dessen Uebersetzung uns hier vorliegt. Ehe wir es näher ins Auge fassen, müssen wir vorausbemerken, daß es einen Gegenstand behandelt, der für jedermann vom größten Interesse seyn muß, nämlich den Wohlstand Aller und die besten Mittel seiner Sicherung; und sodann, daß es diesen Gegenstand auf die klarste und populärste Weise behandelt. Es ist also hier nicht von einem langweiligen und nur irgend einer Fakultät angehörigen Werke die Rede, sondern von einem Werke, das mit Recht ein Lesebuch aller Stände, dessen Lehren allgemein verbreitet werden sollten, und es wegen ihrer Einfachheit auch können.

Say macht von vorn herein die ökonomische Frage von der politischen unabhängig. Es handelt sich darum, wie die Natur am vortheilhaftesten benuzt und bearbeitet werden kann, um den Menschen den größtmöglichsten Genuß ihrer Güter zu gewähren. Ist irgend ein Staat vernünftigerweise berechtigt, diesem ökonomischen Zweck Hindernisse in den Weg zu legen? Nein! Er muß vielmehr zu diesem Zwecke mitwirken, und wenn seine Form dieß unmöglich macht, so ist sie gewiß eine verderbliche, eine unrechtmäßige. Der unmittelbare Zweck der Menschen ist der Genuß der Natur, der Zweck des Staats kann nur mittelbar diesem höhern Zwecke dienen.

Say entwickelt nun seine Lehre in folgender Weise. (Wir erlauben uns, seine ausführlichen Erörterungen in die kürzeste Form zusammenzuziehn.) Allen Menschen ist der Genuß der Natur nothwendig, alle sind berechtigt zum größtmöglichen Genuß. Insofern sind sie alle Konsumenten, Genießer, Verzehrer, und das Recht der Konsumenten ist die Grundlage, auf der das ganze Gebäude der Staatsökonomie ruht. Alle Mittel des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, so wie alle politischen Mittel der Gesetze und Staatseinrichtungen müssen der größtmöglichen Konsumtion als dem obersten Zwecke dienen. Alles, was den Konsumenten zum Nachtheil gereicht, ist, sofern es geändert werden kann, von vorn herein Unrecht.

Hieraus folgt zunächst, daß Alles, was konsumirt werden kann, auch dazu fähig gemacht werden muß. Man muß den Konsumenten nichts entziehn. Es darf also 1) keinerlei todte Güter geben, welche genossen werden könnten und es doch nicht werden, denn dadurch wird einem Theil der Konsumenten entzogen, was sie erfreuen könnte, oder wohl gar, was sie nothwendig brauchen. Es darf 2) auch keine Güter geben, die dadurch todt werden, daß durch Verbote, Uebertheurung oder erschwerte Cirkulation ihr Besitz unmöglich gemacht oder wenigstens sehr erschwert wird.

Es folgt hieraus ferner, daß auch jeder Mensch fähig gemacht werden muß, unbeschadet der gleichen Rechte des Andern, so viel als möglich zu konsumiren. Es darf also 1) keine widernatürlichen Verbote geben, durch welche den Menschen Genußmittel entzogen werden, zu denen sie berechtigt sind. (Das Verbot englischer Waaren ist insofern das nämliche, wie der Cölibat. Die Politik ist hier nicht minder unnatürlich, wie die Religion.) Es darf 2) keine Ungleichheit der Staatslasten geben, durch welche ein großer Theil des Volks in Armuth gestürzt und unfähig gemacht wird, so viel zu konsumiren, als er eigentlich könnte und sollte. Ein Mensch, der übermäßig reich ist, konsumirt nie so viel, oder wenigstens nicht so verhältnißmäßig, wie hundert Menschen von mittlerem Wohlstande.

Alles und Alle möglichst konsumtionsfähig zu machen, ist demnach der Zweck. Alles soll genußfähig werden, damit alle genießen können. Die Mittel dazu bestehn nun in der gehörigen Sorgfalt, theils für die Produktion der zu konsumirenden Güter, theils für den Austausch derselben. Was zunächst die Produktion betrifft, so ist die erste Regel, daß Alles muß producirt werden dürfen, was entweder unmittelbar zur Konsumtion nothwendig und angenehm ist, oder was mittelbar, wenn es in größerer Menge producirt wird, theils zu größerer Wohlfeilheit beiträgt, theils zum Austauschmittel gegen fremde Artikel dienen kann. Man kann niemals genug produeiren, weil der Ueberfluß nothwendig die Waare wohlfeiler macht oder gegen andere nützliche Waaren umgesezt werden kann. Mithin müssen alle vorhandene Kräfte zur Produktion benuzt werden. Diese Kräfte liegen theils im Boden, theils in den Erzeugnissen desselben, theils in den Menschen, theils in Hülfsmitteln, die man aus der Fremde durch Austausch entlehnt. Der Benutzung dieser Kräfte ist hinderlich 1) der Besitz, der die Benutzung ausschließt, wenn z. B. reiche oder liederliche Besitzer den Grund und Boden, oder andre Produktionsmittel, verwildern lassen. Schon ein allzu großer Güterbesitz ist dem Anbau nachtheilig, weil er nicht so gut in Aufsicht erhalten werden kann, weil Reichthum überhaupt Gleichgültigkeit erzeugt, und Sklaven- oder Miethlingshände nie so fleißig arbeiten, als eigne. Hinderlich ist 2) die falsche Benutzung der Produktionsmittel, wenn mit denselben Mitteln etwas Andres, minder Ergiebiges erzielt wird, als erzielt werden könnte. Hier ist es die Aufgabe der Naturwissenschaft und Industrie, durch Entdeckungen und Versuche die bestmögliche Benutzungsart jedes Stoffs und jeder Kraft zu ermitteln. Say rechnet übrigens die Mode mit zu den schlimmsten Industrieverderbern, weil ihre

Launen nicht selten zu unrichligem Gebrauch der Produktionsmittel und noch öfter zum unnützen Verschleudern führen, sofern immer eine bedeutende Anzahl schnell veraltetet Modeartikel verderben muß. 3) Die Unthätigkeit und der Müßiggang ganzer Menschenklassen, die ihre Kraft der Produktion nicht widmen wollen, und im Besitz der größten Mittel, Andre, denen sie diese Mittel entziehn, an der Produktion hindern. 4) Die künstliche Einschränkung der Konkurrenz bei der Produktion durch Monopole, Zunftzwang rc., wenn nur wenige Menschen zur Produktion berechtigt werden, daher zu ihrem Privatvortheil willkührlich weniger und schlechter produciren, als producirt werden würde, wenn die Konkurrenz frei gegeben wäre; 5) die Erschwerung der Produktionsmittel durch den hohen Zoll für Materialien, die zur Produktion nothwendig sind, aber aus dem Ausland bezogen werden müssen; 6) hohe Steuern, die entweder der Producent oder der Konsument zu zahlen hat, deren Betrag zum Preise der Waare geschlagen wird, also die Waare vertheuert, und dadurch die Konsumtion verringert.

Wie aber die Produktion, so muß auch der Austausch gesichert werden. Es darf 1) keinerlei Art von Sperre und Mauth geben. Say beweist in der lichtvollsten Auseinandersetzung, daß der vermeintliche Vortheil des Sperrsystems, der Handelsbalanz rc. lediglich auf Trugschlüssen beruhe. Er will es nicht einmal als Repressalie gelten lassen, und eben so wenig die Getraidesperre als Vorsichtsmaßregel gegen Hungersnoth. Seiner Ansicht nach ist der Weg des Handels dem Wege des Anbaues zur Verproviantirung bei weitem vorzuziehen. Ein völlig freier Verkehr ist die einzige Bedingung, durch die es möglich wird, Alles gegen Alles einzutauschen, und jeden Mangel durch Vertauschung des Ueberflusses zu decken. Wo irgend der Ueberfluß nicht abfließen darf, da wird auch die Lücke nicht ausgefüllt. Aufs entschiedenste erklärt sich Say gegen den bisher allgemein gültigen Grundsatz, daß die Ausfuhr Bedingung des Wohlstandes, sey und Einfuhr die der Verarmung, daß man also so viel als möglich aus-, so wenig als möglich einführen müsse. Abgesehn davon, daß sich bei der Anwendung dieses Grundsatzes die Staaten wechselseitig hemmen, daß er also niemals genau befolgt werden kann, ist er nicht einmal richtig. Im Gegentheil ist Einfuhr heilsamer als Ausfuhr, denn je mehr eingeführt wird, desto mehr wird konsumirt, und Konsumtion ist die Basis des Wohlstandes. Je weniger wir für je mehr ausgeben, desto besser. Hören wir, was Seite 220 gesagt wird: „Es ist hier der Ort, einen groben Irrthum zu widerlegen, den einige Parteigänger des Sperrsystems begehen. Sie betrachten als Gewinnst einer Nation blos den Saldo, welchen sie in klingender Münze empfängt. Dieß ist gerade, als ob sie sagten, daß der Hutmacher, welcher einen Hut um 11 Gulden verkauft, bei diesem Verkauf 11 Gulden gewinne, weil er in Gelde bezahlt wird. So steht es nicht: Das Geld ist eine Waare, wie jede andere: der französische Kaufmann, welcher für 20,000 Franken Branntweine nach England schickt, schickt eine Waare, die in Frankreich eine Summe von 20,000 Franken vorstellte. Wenn er sie in England um 1000 Pfund Sterling verkauft, und wenn diese, in Gold oder Silber durch ihn nach Frankreich eingeführten, 1000 Pf. St. daselbst 25,000 Fr. gelten, so beträgt der Profit nur 5000 Franken, obgleich Frankreich für 25,000 Franken edle Metalle empfangen hat. In dem Falle, wenn der französische Kaufmann kurze Eisenwaaren mit denen 1000 Pfunden, worüber er verfügen kann, kaufen ließe, und dieselben, nach ihrer Ankunft in Frankreich um 28,000 Fr. verkaufen könnte — würde der Profit für den Kaufmann und für Frankreich 8000 Franken betragen, obgleich kein Geld in Frankreich eingegangen wäre. Mit einem Worte: Der Profit besteht lediglich im Ueberschuße des empfangenen Werthes über den versendeten Werth, unter welcherlei Form auch diese beiden Werthe transportirt worden seyen. — Bemerkenswerth ist es, daß die Summe der Einfuhren die Summe der Ausfuhren desto höher übersteigen muß, je gewinnreicher unser Handel mit dem Auslande ist, und daß man folglich gerade das wünschen muß, was die Anhänger des Sperrsystems als ein Unglück betrachten. Ich erkläre mich deutlicher: wenn man für 10 Millionen ausführt und für 11 Millionen einführt; so findet sich in der Nation der Werth von einer Million mehr als zuvor. Trotz allen Gemälden der Handelsbalanz erfolgt dieß auch jedesmal so, oder die Kaufleute, die mit dem Auslande handeln, würden nichts gewinnen. In der That schätzt man den Werth der ausgeführten Waaren nach dem Werthe, den sie bei ihrem Ausgange haben; aber dieser Werth ist größer, wenn sie an ihrem Bestimmungsorte angelangt sind; dieser verstärkte Werth kauft eine ausländische Waare, deren Werth noch steigt, wenn sie bei uns angekommen ist: sie wird bei ihrem Eingange zu ihrem neuerworbenen Werthe geschlagen. Hier haben wir mithin einen ausgeführten Werth, der einen eingeführten Werth herbeizog, welcher um den ganzen Profit an der Hin- und an der Rückfracht stärker ist. Daraus erhellt, daß in einem aufblühenden Lande die Summe aller eingeführten Waaren die Summe aller ausgeführten Waaren übersteigen muß. Ein Anno 1813 überreichter Bericht vom Minister des Innern in Frankreich, wornach die Summe der Ausfuhren auf 383 Millionen, und die Summe der Einfuhren, mit Einschluß des Geldes, auf 350 Millionen Franken stand — will uns dieß Resultat für das glänzendste ausgeben, das je erschwungen worden: — es bestätigt im Gegentheile, was auch anderwärts bekannt war, den jammervollen Zustand des französischen Handels in jenem Zeitpunkte."

zur Bequemlichkeit des Austausches gehört 2) die größtmögliche Erleichterung des Transports durch Straßen, Kanäle, Schiffbau, Traktate mit den am Wege liegenden Mächten, Zollfreiheit 2c. Da der Transport in jedem Fall Kosten verursacht, so ist es gut, wenn sie der trägt, dem sie am leichtesten fallen. Say widerlegt in dieser Beziehung den Grundsatz, nach welchem man es bisher für besser gehalten hat, seine Produkte den Fremden selbst zu bringen, als sie von diesen abholen zu lassen. Kostet den Fremden der Transport weniger, als er uns gekostet haben würde, so können wir ihm auch die Waare um so viel wohlfeiler lassen, und dadurch den Absatz vermehren, während wir selbst unsere Zeit und Kräfte, die auf den Transport verwendet worden wären, besser benutzen können. Es tritt überhaupt, und darauf weist Say bei jeder Gelegenheit hin, im Handel stets Gegenseitigkeit ein, und Ausfuhr oder Einfuhr, die man dem Namen nach trennt, laufen der Sache nach auf eins hinaus, sofern der Ausführende aus dem Ausland eine andere Waare, oder Geld, was auch eine Waare ist, als Rückfracht einführt, und der Einführende eben so ausführt. Jedes handelnde Volk hat nun blos zu trachten, auf welchem Wege und durch welche Mittel es immer sey, mehr ein- als auszuführen, für das Gegebene mehr zu empfangen.

In diesem System, wenn man es so nennen will, oder vielmehr in dieser Auseinandersetzung der Mittel, durch welche der Wohlstand der Einzelnen wie der Völker errungen, erhalten und vermehrt wird, liegt so viel Wahres und Unwidersprechliches, daß sich vom ökonomischen Standpunkt aus gewiß nichts dagegen einwenden läßt. Nur vom politischen, d. h. vom Standpunkt einer solchen Politik aus, die sich alles andere zum Zweck macht, nur nicht das Wohl des Landes und Volkes, können Says Grundsätze bestritten werden. Eine vernünftige und gerechte Politik aber wird mit ihnen in allen Punkten übereinstimmen. Ich wüßte in der That nicht, in welchem Punkte der ökonomische Vortheil mit dem Recht nicht zusammentreffen sollte. Vielmehr werden die Grundsätze des allgemeinen Vernunftrechts, auf welche man alle Staatenbildungen zurückzuführen pflegt, durch die ökonomischen Grundsätze Says auffallend bestätigt. Vortheil und Recht gehn so innig Hand in Hand, daß jener nur die Erfüllung von diesem, dieser nur die Verheißung von jenem ist. Sofern aber die Menschen sich aus guten Gründen mehr um reelle Vortheile als um ideale Rechte bekümmern, ist es äußerst verdienstlich, ihnen die Gerechtigkeit vermittelst des Nutzens zu empfehlen.

Obgleich es so weit gekommen ist, daß sich der Vortheil nur noch durch das Unrecht Aller gegen Alle ausgleichen läßt, obgleich man jezt noch das System der Repressalien nothgedrungen beibehält, so sind wir doch mit Say innigst überzeugt, daß die hier aufgestellten Grundsätze einst allgemein werden anerkannt werden, aus dem einfachen Grunde, weil sie Allen gleich vortheilhaft sind, und um so mehr, weil die fortschreitende Uebervölkerung aller gebildeten Staaten den Regierungen wie den Völkern selbst künftig immer lebhafter die Nothwendigkeit aufdringen wird, wahre Vortheile den eingebildeten und allseitige den einseitigen überzuordnen.

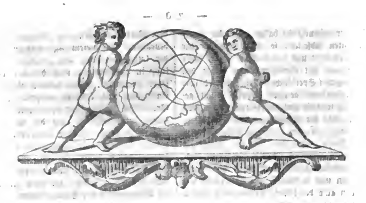
2) Phantasiegemälde zur unterhaltenden Darstellung interessanter Gesetze. Ein Versuch von Dr. Heinrich Frühling, Advocaten zu Braunschweig. Braunschweig, Lucius, 1829.

Eine originelle Idee. Der Verfasser unternimmt es, juridische Gegenstände in der Romanform abzuhandeln, und das Publikum auf dem Wege kurzweiliger Unterhaltung in der langweiligsten aller Wissenschaften zu unterrichten. Das Unternehmen ist praktisch und zeitgemäß. Allerdings sollte das größere Publikum etwas mehr vom gemeinen Recht verstehn, als in der Regel der Fall ist. Nur ist zu bedauern, daß der Verfasser sich nicht etwas kürzer gefaßt hat, um mehr Gegenstände des Rechts zugleich abhandeln zu können. In dem vorliegenden Bande ist nur von dem Recht der Gastwirthe und vice versa der Gäste, und von dem Recht der unehelichen Kinder die Rede. Wie viele andre wichtige Rechtsverhältnisse gibt es aber noch außer diesen, und zu welcher Menge von Bänden müßte das Werk anlaufen, wenn jedes so ausführlich behandelt wäre! Im lezten Meßkatalog war auch ein „Frauenzimmerrecht" angezeigt, ein populäres Werk, durch welches sich die Damen über ihre Rechtsverhältnisse auf eine leichte Weise unterrichten können. Alle solche Erscheinungen muß man laut willkommen heißen. Alles, wodurch das Dunkel, das noch auf der großen Masse des deutschen Publikums liegt, zerstreut wird; alles, was die noch so außerordentlich verworrenen politischen und rechtlichen Begriffe aufklärt, den Menschen im Staat orientirt und den schreienden Kontrast zwischen einer Kaste alleinwissender juridischer Vormünder und der nichtswissenden bevormundeten Menge aufhebt, muß mit Dank anerkannt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Nr. 53. Seite 210, Spalte 2. Zeile 18 von unten lies mit statt nicht.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 58. — 7. Juni 1830.

Kirchengeschichte.

Geschichte des Reichstags zu Augsburg im Jahr 1530, nebst einer Untersuchung über den Werth der Augsburgischen Konfession, von Dr. Carl Fikenscher, Hauptprediger bei S. Sebald in Nürnberg. Mit einem Bildniß Melanchtons. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1830.

Es bedürfte jezt wohl auch einer Reichspolizeiverordnung, so wie ehemals zu Abschaffung der vielen Feiertage, so jezt der vielen hundert- und halbhundertjährigen Jubiläen. Besonders in Deutschland hängt der Himmel immer voller Geigen, über das, was unsere Voraltern, Gott weiß was alles Großes gethan, wir aber vergessen haben. Es ist zu wetten, daß unter tausend Menschen, welche sich zur Augsburger Konfession bekennen, kaum Einer sey, der sie gelesen habe, und daß es uns beiläufig eben so gehe, wie jenem Salzburger, der sich zur Augsburger Konfession bekannt, auf Befragen aber, ob er sie denn gelesen habe und für was er sie halte? darauf geantwortet: Er glaube eben, die Augsburger Konfession sey dasjenige, was die Herren in Augsburg glaubten, und damit wolle er es auch halten. Hoffentlich werden sich diesesmal die Feste nur auf innere kirchliche Erinnerungen und Belehrungen beschränken, ohne äußerliche Prunkaufzüge und theatralische Scenen. Hat doch die Konfession selbst gesagt, sie hätte wohl noch viel mehr und anderes vorzubringen, aber, des lieben Friedens wegen, wolle sies genug seyn lassen. Dagegen mögen uns wohl verständige Gelehrte aus der Geschichte der Konfession ihre Festgeschenke reichen, wie z. B. das vorliegende.

Der Verfasser hat damit aus aufgefundenen Originalien eine Lücke ausgefüllt, welche Strobel in seinen Miscellaneen bei den Auszügen der Nürnbergischen Gesandtschaftsberichte zwischen dem 12. Jul. bis 7. Sept. 1530 damals nicht ergänzen konnte. Das ist also historisch schon Etwas. Da es gleichfalls den Wenigsten recht klar seyn möchte, warum sie eigentlich Protestanten heißen, sonderbar genug auch jezt noch, da doch alles, wogegen man protestirt, erwiedert und nach der Hand mehr gegeben worden, als man sich anfangs zu verlangen getraute, so wollen wir diese so zu sagen unvergängliche Protestationsformen vom 19. April 1529, auf dem Reichstag zu Speier eingelegt, wörtlich (S. 9.) hieher setzen: „Wo „aber diese unsere dritte Anzeige und Beschwerung keine „Statt finden sollte, so protestiren wir, hiermit vor „Gott, unserm einigen Erschaffer, Erhalter, Erlöser und „Seligmacher, der allein unser aller Herzen erforschet, „und demnach recht richten wird, und auch vor allen „Menschen und Kreaturen, daß wir für Uns, für die

„Unserigen und aller männiglichs halber, in aller Handlung und vermeinten Abschied, so in gemeldeter oder „anderer Sache wider Gott und sein heiliges Wort, unser „aller Seelen Heil und gut Gewissen, auch wider den „vorigen und angezogenen Speierischen Reichsabschied vorgenommen, beschlossen und gemacht worden, nicht gebeelen noch willigen, sondern aus angezeigten und andern „redlichen Gründen alles für nichtig und ungültig halten, „auch unserr Nothdurft öffentlich ausgehen lassen und kai„serlicher Majestät davon gründlichen Bericht, anbei sich „aber nach vorigem Speierischen Abschied verhalten wol„len.“ — Staatsrechtlich gewiß eine kurze und starke Sprache: „Wir lassen uns in solchen Dingen nichts befehlen!“ was denn auch bei denen, welche einen solchen Namen der Protestanten noch fortführen wollen, immer in gleicher Art wied heißen müssen: Wir lassen uns in Sachen religiöser Ueberzeugung weder von Fürsten, noch von Konsistorien, Synodien, Presbyterien, Rechimystikern, oder wer es sey, Etwas befehlen.

So wie überhaupt das Meiste, was in der deutschen Geschichte groß und bedeutend geworden, immer aus dem Samen des Bürgerthums und des Städtewesens hervorgegangen, so auch bei der Reformation. Die großen Städte haben entschieden, und unter diesen in Süddeutschland die Stadt Nürnberg am allermeisten, durch ihre weltliche und geistige Uebermacht, durch die Kraft, womit sie den der Sache eigentlich gar nicht hold gewesenen Markgrafen von Ansbach nolens volens nachgezogen, und im Schach gehalten, und durch den Vortheil, daß sie keinen Bischof und keine übermächtige Geistlichkeit in ihren Mauern hatte. Schon 1516, vor dem Dr. Luther, hat der Nürnberger Rath die Ablaßkrämer aus der Stadt gewiesen, weil sie des Gelds zuviel hinausgeschleppt; wo es weniger auf den Geld-Cours ankam, bequemte sich derselbe Rath gleichwohl, auf Anrufen des Nuncius in München, nach 1520 den Druck von Dr. Luthers Werken in Nürnberg zu verbieten und 1521 alle Lutherischen Schriften zu konfisciren. Also auch für die Stadt Nürnberg ist das dreihundertjährige Reformationsfest im Jahr 1817 etwas zu frühe begangen worden. Aber als die Bürger selber darein griffen, vermochte der pausirende Magistrat nicht mehr zu halten. Auf dem Reichstag zu Augsburg bedauerte Karl V. sehr, daß er der deutschen Sprache nicht mächtig sey, (ein deutscher Kaiser, der nicht einmal deutsch verstand!) er wollte lieber dafür das Französische oder Spanische missen, oder gar ein ganzes Land dafür geben. — Es ist wohl eine gewisse Pietät, daß sich der Verfasser bei diesen Erzählungen vielfältig auf Fikenschers (seines Vaters) Geschichte des Fürstenthums Baireuth beruft; eigentlich sollte es überall heißen: Langs Geschichte von Baireuth, aus welcher die angeführten Stellen immer wörtlich herausgenommen sind. S. 122 ist es dem Verf. entgangen, die Mitglieder des Ausschusses zu benennen. Auf diesem Reichstag zu Augsburg 1530 war der katholische Theil doch geneigt, beim nächsten Konzilium in Berathungen über die Aufhebung des Cölibatgesetzes einzugehen. Was damals nicht geschah, wird am Ende doch noch erfolgen müssen. Merkwürdig sind die Grundsätze, welche der protestantische Theil auf diesem Augsburger Reichstag über die Verwendung der Güter der aufgehobenen Klöster aufgestellt hat. Sie sollten: 1) zum Unterhalt der ausgetretenen Personen; 2) zu Versorgung der Prediger; 3) zum Besten der Kirchen und Schulen von der Obrigkeit „verwaltet“ werden. Es wäre der Mühe werth, aus allen Reformationsgeschichten die Bedingungen der Säcularisationen herauszuziehen und zusammenzustellen; gerade jezt bei dieser Gelegenheit. Diese dermaligen Säcularisationen sollten zu nichts weniger als zu Fürstenentschädigungen und Incamerationen dienen. Daß die Landesherren an die Stelle der Bischöfe treten sollten, daran war auch nicht der leiseste Gedanke; im Gegentheil wollte Melanchton die Bischöfe beibehalten wissen; er unterschied inter dominationem Episcoporum, die er verwarf, und inter auctoritatem, die er für sehr räthlich hielt; selbst einen Papst als Superior der andern Bischöfe wollte er zulassen. Wie es bei allen großen Angelegenheiten der Welt Parteien gibt, eine strenge, eine milde, eine vermittelnde, was man in neueren Zeiten Ultra, Liberale, eine rechte, eine linke Seite, ein Zentrum und dergleichen zu benennen beliebt, so war es auch damals bei den Reichstagsverhandlungen zu Augsburg; auf der äußersten Rechten waren der baierische Eck, die päpstlichen Agenden und Theologen, im Zentrum der Kurfürst von Mainz, der Kurfürst von Sachsen, der Markgraf von Ansbach, mit seinem Bunz und Heller, Melanchton; auf der äußersten Linken die Stadt Nürnberg mit der Menge ihrer Gesandten und Theologen, darunter der heftige Osiander, die meisten übrigen Städte, der Landgraf von Hessen, ein persönlicher Feind des Kaisers, und Luther durch fortgesezten schriftlichen Rath und That; das Uebergewicht lag auf der linken Seite, der überdem noch der Türk zu Statten kam, nämlich die Furcht der andern Partei vor dem Türken, der das Jahr vorher selbst Wien belagert, und gegen den Alle Hülfe versprechen sollten. Der Markgraf von Ansbach näherte sich immer mehr der kaiserlichen Partei, um durch sie und die verwilligte Türkenhülfe seine Güter in Ungarn wieder zu gewinnen. Melanchton und seine Partei wollten nichts sehnlicher als die gänzliche Trennung von der katholischen Partei verhüten. Es ist zu verwundern, wie katholisch im Grund diese Augsburger Konfession noch ist. Die Katholischen hätten nichts Besseres für sich thun können, als augenblicklich einzuschlagen, und die Konfession, so wie sie einmal war, gelten zu lassen. Die Fol-

gen davon, weñigstens für den ersten Andrang wären gewesen, daß die Protestanten unter einer gewissen Auctorität der Bischöfe, und selbst des Papstes, als eines geistlichen Superiors, geblieben, der dagegen, wie bei den unirten Griechen die Communion unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe wenigstens connivendo gestattet hätte. Es wären die Messe geblieben, die Abendmahlslehre, von der die Definition der Augsburger Konfession fast so viel als nichts abweicht; die Zahl der Sacramente, auch die Klöster würden unter Beschränkungen, jedoch mit Abtreibung der Bettelorden bestanden seyn. Was damit wäre gewonnen worden und wie lang es gedauert hätte, ist eine andere Frage. Luther selbst sah vielleicht richtiger, er wollte bestimmt eine gänzliche Trennung, die denn auch wirklich erfolgte, wie immer bei solchen Kämpfen der heftigere Theil den Sieg zu erringen pflegt. Nach dreihundert Jahren haben sich die Parteien der Reformirten und Lutheraner endlich vereinigt. Die Stellung gegen die katholische Partei ist dadurch und durch andere günstige Ereignisse fester, aber weniger feindselig geworden. Eine Union, wie damals auf die Augsburger Konfession, würde aber jezt schwerlich mehr zu machen seyn. So viel ist wenigstens gewiß, daß der katholische Theil die Feier dieser Augsburgischen, zu rasch von der Hand gewiesenen, außerordentlich friedsamen und nachgiebigen Konfession nicht unfreundlich ansehen sollte. Das ist wohl auch der Grund, daß später der katholische Reichstheil und die Jesuiten von einer andern als der Augsburgischen Konfession durchaus nichts wissen wollten, und die gesetzliche Sprache immer hieß: Kurfürsten, Fürsten und Stände der Augsburgischen Konfession, die Reformirten mit inbegriffen.

Ein nothwendiger, an vollständigen Originalen noch reicherer Anhang zu diesem Werk ist aber auch: Spengleriana; gesammelt und herausgegeben von Moritz Maximilian Mayer; Nürnberg, Druck der Campe'schen Offizin, 1830. Lazarus Spengler, Rathschreiber zu Nürnberg, † 1534, ein berühmter Geschäftsmann jener Zeit und hauptsächlicher Beförderer der Reformation; von ihm ist hier gegeben sein Bericht vom Reichstag zu Worms, und 34 Originalbriefe an Veit Dietrich zu Wittenberg, vom Jahr 1529 bis 1534. Veit Dietrich war ein geborner Nürnberger, ein persönlicher Freund und alter Hausgenosse von Dr. Luther und Melanchton — seit 1535 Prediger zu S. Sebald in Nürnberg. Die Briefe, als deutsch geschrieben, können auch dem Sprachforscher willkommen seyn.

Staatswissenschaften.

(Fortsetzung.)

3) Bemerkungen über juridische und administrative Gegenstände im preußischen Staate, mit besonderer Beziehung auf das Herzogthum Sachsen, zur Berücksichtigung der Landstände und Behörden, von Ernst von Stork. Braunschweig und Leipzig, Verlagscomtoir, 1829.

Die erste Bemerkung von Gewicht, die auf Seite 5 vorkommt, ist folgende:

„Se. Majestät der König haben Reichsstände verheißen, und dann findet wahrscheinlich Vertretung: im Oberhause die Idee, der Geist; im Unterhause die Materie (die Scholle, das Geld).“

Ich bitte den geistreichen Verfasser, mir nur ein einziges Oberhaus zu nennen, das je einmal den Geist vertreten hätte. Die ganze Geschichte beweist das Gegentheil. Der wahre Geist und die wahre Macht waren immer theils beim König, theils beim Unterhause, und zu allen Zeiten blieb dem Oberhause nur das Geschäft, zu paradieren oder theils dem König, theils dem Unterhause zu dienen. Man darf sogar sagen, es gibt im Staat kein Amt, das so sehr zur Geistlosigkeit privilegirt, als das eines Pairs oder edlen Lords im Oberhause. Die Erfahrung scheint also die Ansicht des Herrn von Stork zu widerlegen. Nun denn, kann er freilich erwiedern, so muß man eine neue Erfahrung schaffen! Aber wird dieß möglich seyn? Wie in aller Welt soll ein Oberhaus den Geist repräsentiren? Welchen Geist? den eignen? Im Oberhause fordert man nur, daß jedes Mitglied mit einem gewissen Titel und Vermögen geboren sey, nicht daß es Geist besitze, und ist es wahrscheinlich, daß der Zufall diesen Betitelten jedesmal Geist verleihen wird? Sollen sie aber den Geist der Nation repräsentiren, so thun dieß doch wohl die Leute besser, welche die Nation aus sich selbst ins Unterhaus wählt.

Ungleich richtiger und verständiger drückt sich der Verfasser über die vortreffliche preußische Städteordnung, über Dorfordnung, über Steuerwesen, Justizverwaltung, Polizeigegenstände rc. aus, indem er überall auf Verbesserungen im Kleinen dringt, und bündig nachweist, wie viel durch Kleinigkeiten geschadet oder genuzt werden kann. Besonders aber verdient Beherzigung, was er zu Gunsten einer von der Staatsdiener-Bureaukratie möglichst unabhängigen Gemeindeverfassung sagt.

Wie war es aber möglich, daß der Verfasser bei so viel Billigkeit sich erlauben durfte, seine Schrift mit einer Stelle zu schließen, die jedes rechtliche Gemüth empören muß? Sie lautet: „Für baldige Ausscheidung der Halblinge und Unschlüssigen aus der protestantischen Kirche und dem preußischen Staatsdienst, stimmen gewiß die Bessern in Preußen und Deutschland von Herzen bei.“ Ich bekenne, daß ich es mir zur Ehre anrechne, zu dieser Sorte von Bessern nicht zu gehören. Doch ist es mir aufgefallen, daß es wirklich deren Mehrere geben muß, da ich schon öfter ähnliche Aeußerungen gelesen habe. Vor einigen Jahren scheute sich ein gewisser Balzer nicht, sich der öffentlichen Verachtung durch eine Druckschrift Preis zu geben, die den Titel führte: cujus regio, ejus religio, und in der er diesen schändlichsten aller Grundsätze, zu denen je die Religion mißbraucht worden ist, zu vertheidigen sich erfrechte. Der aus der vorliegenden Schrift angeführte Satz drückt, was Herr Balzer mit der Unverschämtheit eines königlichen Freiwilligen gefordert, sehr bescheiden nur als „frommen Wunsch“ aus; aber die Sache ist die nämliche. Wie? Es wäre wirklich euer „frommer Wunsch,“ daß wieder jene traurige Lehre aufkäme, die einst der finstern Zeiten finsterster Despotismus ausgeheckt, die Lehre, daß die weltliche Macht den Glauben vorzuschreiben habe, daß das Land die Religion dessen annehmen müsse, der sein Herr sey, und daß jeder, der sie nicht annehme, aus der Kirche und dem Staat, wenigstens dem Staatsdienst, wie ein räudiges Schaaf und verdammter Ketzer auszustoßen sey, kurz die ganze schöne Lehre: cujus regio, ejus religio? Und das in Preußen, in dem Lande, das wir als die Wiege der Humanität und Geistesbildung, als den [illegible] und Heerd der Kirchenfreiheit von jeder verehrten? Pfui euch! So etwas sollt ihr nicht zu denken wagen, ohne daß euch die Seele zusammenschrumpft, und nicht aussprechen, ohne daß euch der Zorn jedes Edlen in eures Unrechts durchbohrendes Gefühl zurückwirft! Die mit dem heiligen und theuern Blut von Millionen errungne Kirchenfreiheit wollt ihr mit einem Strich eurer feroilen Dinte ausstreichen? Die längst vermoderten Listen der Ketzer wollt ihr auffrischen mit neuen Namen, und unter dem weiten Begriff der Halblinge und Unschlüssigen jeden ehrlichen und geistreichen Mann verketzern, der nicht dieselbe Formel braucht, wie ihr? Anfangs wollt ihr ihn nur von der kirchlichen Gemeinschaft und vom Staatsdienst ausschließen; was hindert euch, wenn ihr es erst so weit gebracht habt, ihm mit der öffentlichen Achtung und dem Brod auch die Freiheit, wo nicht gar das Leben zu nehmen, und an der Spree und Oder Auto da Fe's zu feiern? Man braucht nur den ersten Schritt zu thun, so folgen die übrigen von selbst. Kirchenzwang führt immer zum Extrem. Ein protestantischer Kirchenzwang aber ist schändlicher als jeder andre, weil er nur aus gewissenlosem Treubruch gegen den ersten Grundsatz der eignen Lehre hervorgehn kann.

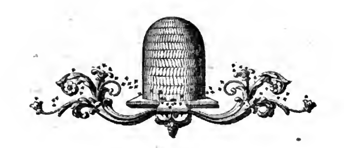
Wer läugnet, daß sich die protestantische Kirche in einem unsichern Zustande, schwankend zwischen Rationalisten und Supernaturalisten, Gleichgültigen und Pietisten, befinde? Unter allen Mitteln, welche dagegen angewendet werden können, ist aber ein äußrer, von der weltlichen Macht geübter Zwang, das allerungeschickteste, unwürdigste und zugleich gefährlichste. Die Regierungen sind weise und gerecht genug, sich der Anwendung dieses Mittels zu enthalten; aber die Zudringlichkeit der Subalternen sollte sich nicht einmischen und durch Anpreisung des Zwanges die Gemüther erbittern. Die Kirchenfreiheit wird schon dadurch gefährdet, daß man es nur für möglich halten darf, sie könne gefährdet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagespolitik.

Das wahre Interesse der europäischen Mächte und des Kaisers von Brasilien in Hinsicht auf die gegenwärtigen Angelegenheiten Portugals. Aus dem Englischen übersezt. Berlin, Duncker und Humblot, 1829.

Hätte der Verfasser auf dem Titel gesagt: das wahre englische Interesse, so würde er der Wahrheit um vieles näher gekommen seyn. Die Schrift gehört zu den diabolischen Rabulistereien, deren die Politik im Konflikt des Interesses mit der Moral sich zu bedienen pflegt. Sie dreht das klarste und einfachste Recht ins Unrecht um, und das Unrecht in Recht, den klarsten Vortheil in Nachtheil und den Nachtheil in Vortheil, die gesunde Vernunft in Unvernunft und die Unvernunft in Vernunft. Mit einem Worte, sie wirft sich zur Vertheidigerin Don Miguels auf, rechtfertigt dessen Meineid, lobt dessen Usurpation, spottet über Don Pedro und gibt ihm mit einer brutalen Weisheitsmiene, die dem englischen Diplomaten so natürlich ist, vermeintlich gute Lehren.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 59. — 9. Juni 1830.

Staatswissenschaften.

(Fortsetzung.)

4) Ueber die Entwicklung der produktiven und commerciellen Kräfte des preußischen Staates. Berlin, Schlesinger, 1828.

In dieser Schrift wird rein das Gegentheil von dem behauptet, was Say als obersten Grundsatz der Nationalökonomie aufgestellt hat. Nur der Absatz, nur die Ausfuhr soll hier die Bedingung des Wohlstandes seyn. Der Verfasser bemüht sich, uns die Sache durch ein Beispiel klar zu machen:

„Gesezt, ein Land erzeugte 100,000 Last Getraide, verbrauchte davon selbst 90,000 und behielte 10,000 Last zum auswärtigen Verkauf übrig; so reguliren sich nothwendig die Preise sämmtlicher hunderttausend Last, nach denen des Ueberschusses von 10,000 Last. — Würde dieses im Auslande zu 100 Rthlr. die Last verkauft, also einen reinen Ertrag von Einer Million Thaler geben, so bestimmt sich auch der Preis des zur eigenen Konsumtion zurückgebliebenen Quantums, etwanig eben so hoch und würde 9 Millionen, der ganze Agrikolarertrag aber 10 Millionen Thaler jährlich betragen. — Diese 10 Millionen Thaler jährliche Renten, zu Kapitalwerth à 5 pCt. geschlagen, bestimmen wiederum den Werth des Grundeigenthums zu 200 Millionen Thaler. — Setzen wir nun den Fall, daß jener Ueberschuß von 100,000 Last nur zu 50 Rthlr. die Last verkauft worden wäre, also nur 500,000 Rthlr. Ertrag gegeben hätte, so würden unvermeidlich auch die Preise im Innern, etwanig in diesem Verhältniß gefallen, die ganze Rente des Grundeigenthums aber auf 5 Millonen und dessen Kapitalwerth auf 100 Millionen gesunken seyn. — Wäre nun gar der Ueberschuß im Auslande ganz unverkäuflich, so würden auch die Werthe für die innere Konsumtion, bis zum Betrage des Arbeitslohns herabsinken, die Rente für den Grundbesitzer ganz wegfallen, und der Werth des Grundeigenthums selbst nur ein eingebildeter seyn."

Die Rechnung sieht freilich aus, als ob sie richtig wäre, allein sie ist falsch. Wir wollen das Beispiel fortsetzen. Gesezt, jener Ueberschuß von 10,000 Last Getraide könnte im Auslande zu 1000 Rthlr. die Last verkauft werden, so würden nunmehr nach der Rechnung des Verfassers die inländischen Konsumenten für den ihnen nothwendigen Verbrauch der übrigen 90,000 Last nicht weniger als 90 Millionen Thaler zahlen müssen, und so kämen wir unter Paucken und Trompeten über den großen Gewinn in die Hungersnoth hinein, wenn auch immerhin das Grundeigenthum dann ein Kapital von 2000 Millionen darstellen würde. Die armen Konsumen-

ten! Man soll den Absatz ins Ausland wünschen, um den Inländern die Einfuhr fremder Genußartikel zu erleichtern, nicht aber um ihnen den Erwerb der einheimischen zu erschweren. Wie viel auch einzelne Produzenten gewinnen mögen, so verlieren doch die ungleich zahlreichern Konsumenten und dadurch die Nation im Ganzen bedeutend mehr, wenn inländische Waaren durch theuren Absatz im Auslande auch den Inländern übertheuert werden. England liefert dafür den Beweis, England, dessen Bettlerarmeen die Rechte der Konsumenten gegen die Produzenten, den Namen Say auf ihren lumpigen Fahnen, einmal mit Gewalt reklamiren dürften.

Daß Preußen nicht das englische System befolgt hat, daß es nicht einmal durchgängig gegen andre Staaten Repressalien gebraucht, und daß es noch keine preußische Navigationsakte gibt, veranlaßt den Verfasser zu sehr bittern Klagen, und doch möchten diese Gegenstände der Klage mit dem jezt so blühenden Wohlstande Preußens ziemlich nahe verwandt seyn. Er sagt, Preußen nimmt mehr ein, als es ausgibt. Nun, wird Say sagen, darauf kommt es eben an.

Der Verfasser wünscht noch insbesondre, Preußen möchte seine natürliche Anlage zu einem mächtigen Seestaat endlich einmal ausbilden. Es habe alles Material, was zum Schiffbau erfordert wird, ja es versorge damit seine Nachbarn, es habe eine ausgedehnte Küste, Häfen und Flußmündungen ꝛc. Ich gestehe, daß auch mir der Gedanke schmeichelt, wieder einmal eine deutsche Flagge, wie einst die der Hansa, zur See mächtig und gefürchtet zu sehn; allein bei der dermaligen Lage der Dinge in Europa scheint Preußen sehr klug gethan zu haben, indem es alle seine Kraft in der Landmacht concentrirte, und sie nicht wie Spanien, Portugall, Holland, Schweden und Dänemark, zum Theil selbst Frankreich, in unglücklichem Wetteifer mit England erschöpfte. Dagegen ist kein Grund vorhanden, warum wir nicht mit dem Verfasser wünschen sollten, Preußen möchte gleich Dänemark und Schweden mit den Raubstaaten Verträge schließen, um seinem Produktenaustausch das Mittelmeer zu öffnen.

5) Ueber die unbeschränkte Theilbarkeit des Bodens. Von H. C. von Ulmenstein, königl. preußischen Regierungsrathe. Berlin, Rücker, 1827.

In Folge der allgemeinen Restauration Europas hat man neuerdings unter Anderm auch bemerken wollen, daß hin und wieder den Wünschen des Adels, ihm einige seiner frühern Prärogativen zu erneuern, zu entsprechen gesucht werde. Es läßt sich nicht läugnen, daß der Adel in seinem frühern Besitzstand durch die Revolution und ihre nächsten Folgen gewaltthätig gestört, daß ihm vieles geraubt worden ist, und wenn man überdieß die alte Ansicht hegt, daß eine mächtige Aristokratie die sicherste Stütze des Thrones und Altars sey, so scheint eine Restauration desselben sehr billig und sehr klug. Anders aber stellt sich die Frage, wenn man die verschiedenen Opfer in Erwägung zieht, die ein solcher Rückschritt zur Feudalzeit kosten würde, und die Hindernisse, die sich unter den Füßen der Rückwärtslaufenden gewöhnlich noch mehr anhäufen, als unter den Füßen der Vorwärtslaufenden.

Die vorliegende Schrift geht in eine sehr gründliche Untersuchung, nicht der ganzen aristokratischen Frage, sondern nur ihrer ersten und wichtigsten Bedingung ein, indem sie von der Theilbarkeit großer Landgüter handelt. Es ist leicht einzusehn, daß dieß der Hauptpunkt ist, um den sich die aristokratische Frage dreht. Die Aristokratie steht und fällt mit dem Besitz großer, untheilbarer, durch Primogenitur in ihrer Integrität erhaltner Landgüter. Ein Adel ohne großen Landbesitz ist oder wird zulezt immer ein armer Adel, und ein armer Adel ist kein Adel. — Nun beweist aber der Verfasser, daß große Landgüter mit Primogenitur in zweidlischer Hinsicht ungerecht, in finanzieller und politischer Hinsicht schädlich seyen. Er sieht in der Primogenitur ein offenbares Unrecht gegen die jüngeren Geschwister, die so oft dadurch zum Cölibat, oder zur Auswanderung, oder zu einem liederlichen Lebenswandel gezwungen werden. Sodann behauptet er, daß große Landgüter stets schlechter bebaut werden, als kleine, was auf die Bevölkerung und die Finanzen eines Landes von großem Einfluß sey. Derselbe Boden würde weit mehr Menschen ernähren und im Wohlstand erhalten, wenn er regelmäßiger vertheilt und vollständig benuzt würde, während große Landgüter nur Einen übermäßig bereichern und die Uebrigen in steter Armuth niederhalten, und es überdieß bekannt ist, daß Fröhner das Gut des Herrn nie so fleißig bestellen, als freie Bauern ihr eignes Gut, und daß große Herren zum Behuf der Jagd oder aus Gleichgültigkeit auf ihren großen Landgütern weit öfter ganze Strecken unbebaut oder mit Wald bedeckt lassen, als es Gemeinden von freien Bauern thun würden. Endlich ist der Verfasser der Meinung, daß eine gesunde Politik ein Volk von freien und wohlhabenden Bauern einem Volk von Sklaven vorziehn müsse. Sieht man auf der einen Seite den reichbegüterten Adel, der sein eignes Interesse über das des Bürgers und Landmanns und selbst über das des Fürsten sezt, und auf der andern Seite Leibeigne, Bettler, heimathlose Vagabunden und Auswanderer, so ist dieß kein so erfreuliches Bild, als das einer zahlreichen, glücklichen und wohlhabenden Bevölkerung, wie sie es seyn muß, wenn die Güter besser vertheilt und besser bebaut werden.

Der Verfaßer begegnet den Einwürfen, die man gegen die unbeschränkte Theilbarkeit des Bodens zu machen pflegt. Er widerlegt die Meinung, als ob große Besitzer für Melioration der Güter mehr thun könnten als kleine. Er beweist, daß die Güterverteilung nicht zur Uebervölkerung und Armuth führen könne, wenn man nur dabei ein bestimmtes Minimum annähme, d. h. nicht ins Endlose in die allerkleinsten Portionen theile, sondern nur so lange, als ein Gütertheil noch hinreiche, eine Familie zu nähren. Endlich widerlegt er die politischen Einwürfe. Eine gewisse neuere Schule hat den hirnverrückten Satz aufgestellt:

„Daß die Staatswirthschaft in ihrer jetzigen Form zu getrennt von dem eigentlichen Staatsleben bestehe, und deßhalb nicht den Bedürfnissen des Staatsverbandes entsprechen könne, daß die geistige und nicht die finanzielle Seite vorherrschen müsse, und daß die höhern Zwecke jedes Staats," (gibt es einen höhern als das Wohl des Landes?) „es gebieterisch verlangten, daß die Grundsätze der Staatswirthschaft sich nach dem Geist, der vorhandenen Staatsverfassung, nach ihrem innersten Lebensprincip richten müßten, und daß folglich (?) die Theilbarkeit der Güter nicht dem monarchischen Principe und am wenigsten einer konstitutionellen Monarchie (?) entspreche."

Die gesunde Vernunft kehrt diesen Satz geradezu um. Die Staatsform muß sich nach dem Staatsvortheil richten. Ein Fischervolk, das sich mitten in einem Binnenlande auf gutem Ackerboden niederläßt, muß ein ackerbauendes Volk werden. Ein Jägervolk muß, wenn das Wild ausgerottet ist, ein Hirtenvolk werden. Eine Seeküste, ein neuer Handelsweg macht aus Baronen Kaufleute. Die Natur, das Bedürfniß, der Vortheil macht wohl die Menschen anders, aber der Mensch kann der Natur nicht Gewalt anthun. Die Staatsform ist die beste, nach welcher die natürlichen Gaben des Landes am vortheilhaftesten für das Volk benutzt werden. Die aber ist allemal die schlechteste, welche Zerstörung oder Vernachläßigung des Nationalreichthums zuläßt. Die Türkei gibt ein auffallendes Beispiel. Der dort herrschende Despotismus ist Ursache, daß der Boden schlecht bebaut, daß so viele herrliche Schätze des Landes unbenutzt bleiben. Jenen theoretischen Schwätzern zufolge ist es aber ganz recht und vernünftig, daß es so ist, denn sie sagen, die Staatswirthschaft muß sich nach der Staatsform richten. Damit ein Bassa unter ein Paar Tausend Bettlern den Henker spiele, muß die fruchtbarste Gegend der Welt zur Wüste werden, und das von Rechts wegen.

6) Deutschlands Wohlstand, an der Stelle des durch die Uebervölkerung hervorgebrachten Nothstandes nebst Abhülfe desselben. Für Gutsbesitzer, Staasdiener, Finanziers, Kameralisten und Oekonomen dargestellt und durch Thatsachen aus der Geschichte der Deutschen, der ältern und mittlern Zeit erläutert von Fr. Heusinger. Frankfurt a. M., Wilmans, 1830.

Der Verfasser schlägt vor, alle die zahlreichen in Deutschland zerstreuten kleinen Wüsten und Haiden, kahlen Stellen und überflüßigen Waldplätze der Kultur zu gewinnen durch neuen Anbau, und zwar nach Weise unserer ältern deutschen Vorfahren, durch Anlegung einzelner zerstreuter Höfe. Er führt den historischen Beweis, daß ehemals ganz Deutschland mit solchen kleinen Bauernhöfen übersäet, und diese immer sehr schicklich in der Nähe einer Quelle angelegt und mit dem dazu gehörigen Ackerland umringt gewesen seyen; daß man sich erst später aus religiösen und politischen Gründen oder in Zeiten der Noth in Dörfer und Städte zusammengezogen habe, und daß dadurch manches entlegne, ehemals fruchtbare Gut, durch bloße Verwilderung zu einer Wüste geworden sey, während es sich leicht wiederherstellen ließe. Er hat deßfalls die Gegenden, in denen er zunächst lebt, im Herzogthum Meiningen, kritisch gemustert, und überall die Spuren alter Bauernhöfe in der Nähe von Quellen entdeckt, wo jetzt alles wüst liegt. Er fordert nun dringend auf, diese Stellen neu anzubauen, und im Gegensatz gegen das dörfliche Zusammenleben, wieder auf die alte bessere Weise der Güterzerstreuung zurückzukommen. Bei dieser Gelegenheit spricht er sich auch, gleich dem Verfasser der vorigen Schrift, als ein warmer Vertheidiger der freien bäuerlichen Verhältnisse aus.

Ich kann diesen Ort nicht vorbeigehn, ohne eine Bemerkung anzuknüpfen, die ich früher bei einer Durchwanderung der Mark Brandenburg gemacht habe. Bekanntlich besteht der Boden daselbst fast durchgängig aus tiefem Sande, aus dem magre Kiefern hervorstarren. Hin und wieder findet man aber mitten in diesen sogenannten Kienhaiden eine einzelne große Eiche, die, so weit sie ihre Blätter breitet, mit Gras und gutem und festem Erdreich umgeben ist. Sollte dieß nicht ein Wink seyn für die Art und Weise, wie der Sandboden verbessert werden könnte? Die Eichen ziehn Feuchtigkeit und düngen den Boden mit ihren Blättern; wenn also nur für ihr erstes Wachsthum gesorgt würde, so würden sie sich nachher selbst erhalten, und könnten auf weite Strecken hin den Boden umwandeln, der dann, wenn auch erst in ferner Zeit, nach Ausrottung des Eichwalds besser angebaut werden könnte, was nie möglich ist, so lange die Kiefern stehn bleiben. Dieß beiläufig als Hypothese.

7) Die Ruinen, oder Betrachtungen über die Revolutionen der Reiche; und das natürliche Gesetz, vom Grafen C. F. von Volney, Pair von Frankreich und Mitglied des Instituts. Aus dem Französischen mit einer Vorrede von Georg Forster. Siebente Auflage, vermehrt mit einem Vorwort über das Leben des Verfassers vom Grafen Daru, Pair von Frankreich. Mit Kupfern. Braunschweig, Vieweg, 1829.

Eine neue, wie alle Vieweg'schen Verlagswerke, sauber gedruckte Auflage des berühmten Werkes, das mehr als irgend ein anderes die schöne Begeisterung der ersten Periode der französischen Revolution beurkundet. Graf Volney gehörte zu den edeln und gebildeten Männern, die sich einen Augenblick dem reizenden Traum einer tugendhaften Freiheit des ganzen Menschengeschlechts überließen, und, obgleich nur zu bald aufs grausamste enttäuscht, dennoch in dem Eifer für Menschenwohl nicht nachließen. Früher einer der wärmsten Freiheitsfreunde in der Nationalversammlung, ward er unter der Schreckensregierung in den Kerker geworfen, doch schrieb er nachher noch die Ruinen, in denen die ganze Begeisterung der ersten Freiheitsliebe nachglüht. — Wenn wir das Buch so als eine historische Erscheinung auffassen, so ist kein Grund vorhanden, warum wir nicht alles darin natürlich, schön, poetisch finden sollten. Betrachten wir es aber blos in seinen Doktrinen, unabhängig von der Zeit, in der es entstanden ist, so wird freilich die warme Begeisterung von dem Eishauch der kalten Vernunft fortgeblasen und die poetischen Blumen seiner Rede schrumpfen erfrierend zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seelenkunde.

Versuch einer Diagnose und Aetiologie der psychischen Krankheiten von J. G. Windbüchler, Med. Dr. Wien, Mechitaristen Congregations Buchhandlung, 1829.

Der Verfasser hat die äußerst glückliche Idee, alle Arten von Seelenkrankheiten auf den Unterschied der vier Temperamente zurückzuführen. Diese sind:

das melancholische,
das sanguinische,
das cholerische,
das phlegmatische.

Darnach theilt er auch die Seelenkrankheiten ein in:

Wahnsinn,
Narrheit,
Tollheit,
Blödsinn.

Die Eintheilung ist wie die Benennung sehr einfach und den verwickelten Eintheilungen und fremdartigen Benennungen andrer Psychologen sehr vorzuziehn. In der That sind die Temperamente von der größten Wichtigkeit in der Seelenlehre, und wenn man immer blos einzelne Seelenkräfte aufzählt, und nicht zugleich auf die Gesammtrichtung achtet, welche diese Kräfte in den Temperamenten zu nehmen pflegen, so bleibt man auf halbem Wege stehn. In jedem Temperament herrschen gewisse Seelenkräfte vor und nehmen alle eine gewisse Stimmung oder Temperatur an (daher auch der Name), so daß man das Ganze einer Seele, gleichsam ihre Physiognomie oder ihren Leib, nicht charakteristischer unterscheiden kann, als durch das Temperament. Wie wir nun aber den Unterschied der Seelen im gesunden Zustande immer auf den der Temperamente zurückführen müssen, so gilt dasselbe auch vom kranken Zustande. Jede Seelenkrankheit ist auch als solche eine Temperamentskrankheit, ja die Krankheit besteht nur darin, daß das Temperament über den vernünftigen Geist im Menschen, der es beherrschen soll, den Sieg davon trägt. Jeder Mensch hat sein Temperament, aber jeder hat auch eine Vernunft, welche die Macht des Temperaments zügelt. Schwindet nun diese Vernunft und bekommt die einseitige Temperamentsrichtung die Alleinherrschaft, so entsteht beim melancholischen Temperament der Wahnsinn, in welchem eine fixe Idee jede andre verdrängt, beim sanguinischen die Narrheit, in welcher die Vorstellungen ohne Halt und Ordnung wechseln, beim cholerischen die Tollheit, in welcher der Trieb in maaßlose Zerstörungswuth ausartet, und beim phlegmatischen in Blödsinn, in welchem alle Seelenthätigkeiten ausbleiben. Der Unterschied besteht nur darin, daß im kranken Zustand das nämliche Temperament herrscht, das im gesunden beherrscht wird. Die Gränzlinie ist freilich nicht fest gezogen; kleiner partieller Verrücktheiten machen wir uns alle täglich schuldig, so wie jeden gerade sein Temperament treibt, und aus diesen kleinen Verrücktheiten besteht der höchste Reiz und die wahre Poesie des Lebens. Wie, wenn die Philosophen und Theologen nicht zuweilen wahnsinnig, die Künstler keine Narren, die Helden nicht Tollköpfe und die Masse im Niveau des Volkes nicht blödsinnig wäre, wo nähmen wir die Weltgeschichte her? Wie, wenn alles vernünftig wäre! Gott bewahre uns! Alle Blüthen des Genusses fielen plötzlich vom Baum des Lebens herab. Wer bei einem Buch nicht wahnsinnig, bei der Geliebten nicht ein Narr, im Kampf nicht toll und unter Pedanten und Philistern nicht blödsinnig zu seyn versteht, der kennt die Kunst des Lebens nicht.



Litteratur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 60. — 11. Juni 1830.

Staatswissenschaften.

(Fortsetzung.)

8) Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften von Karl von Rotteck, großh. bad. Hofrath und Professor 2c. Zwei Bände. Stuttgart, Gebrüder Franckh, 1830.

Der ganze politische Streit der neuern Zeit läßt sich zurückführen auf den Streit dessen, was ist, mit dem, was seyn sollte. Die Staatseinrichtungen, die Gesetze, die unsre Vorfahren uns hinterlassen, sind vielleicht, wenigstens zum Theil, unvernünftig und also nach dem Vernunftrecht auch unrecht; wenn wir sie aber ändern, wird offenbar der Besitzstand gestört, und den Einzelnen, die darunter zu leiden haben, geschieht nach dem historischen Recht wiederum Unrecht. Nun streitet man sich, welches Recht gelten soll.

Ohne Zweifel gibt es auch ein politisches Gewissen, dessen Stimme sich so wenig wie das moralische ganz übertäuben läßt, und dieses Gewissen sagt uns: die Vernunft hat immer Recht, und Recht ist nur das Vernünftige. Allein man folgt der Stimme des Gewissens nicht, weil man dann Interessen und Vortheile aufgeben müßte, von denen sich zu trennen man nicht das Herz hat, und um das Gewissen zu beschwichtigen, sucht man nach Gegengründen, welche das strenge Gebot der Vernunft entkräften sollen. Der triftigste Grund, durch den sich das historische Recht gegenüber dem Vernunftrecht von jeher in heiligem Ansehn zu erhalten gewußt hat, ist die Rechtmäßigkeit eines verjährten Besitzstandes. Allein wie sehr auch dieser Grundsatz im praktischen Leben gilt, so reicht er doch in keinem Falle für die Theorie aus; denn Jeder fühlt, daß der zufällige augenblickliche Besitzstand kein Grund seyn kann, die Einführung des ewigen Vernunftrechts zu verhindern, und daß nicht dieses ewige Recht und mit ihm das Interesse aller kommenden Generationen dem augenblicklichen Vortheil, einer Generation aufgeopfert werden muß, sondern umgekehrt. Der Satz, daß Allen für immer Unrecht geschehn solle, damit Wenigen einmal nicht Unrecht geschehe, ist zu unlogisch, als daß er den Vertheidigern des historischen Rechts genügen könnte. Sie haben sich daher genöthigt gesehn, noch triftigere und unwiderleglichere Gründe zu suchen. Dazu mußte früher die Religion dienen. Man nannte anfangs das alte, nachher überhaupt das bestehende Recht das göttliche, und machte eine rein politische Frage zu einer theologischen, um sich die Antwort leichter zu machen. Fortan ward jede politische Opposition auch ein Sacrilegium, und indem man die Unvernunft vergötterte, verstand es sich von selbst, daß die Vernunft — der Teufel

sey. Allein dieses Extrem hat nur dahin geführt, die Sache des Vernunftsrechts zu fördern, denn die Menschen blieben im Ganzen vernünftig genug, um einzusehn, daß Gott so wenig etwas mit dem positiven Unrecht, als der Teufel mit der Vernunft zu schaffen hatte. Im Gegentheil wurde nun die Vernunft vergöttert, und alle ehrwürdigen Erscheinungen der ganzen Geschichte wurden, als dem Ideal des Vernunftstaates noch nicht entsprechend, verlacht oder bedauert.

Dieses zweite Extrem, das am entscheidendsten in der französischen Revolution zu Tage kam, führte nun auch seinerseits in der natürlichen Rückwirkung wieder zu einer kräftigern Vertheidigung des positiven Rechts, und aus der Schellingschen naturphilosophischen Schule ging eine ganz neue Ansicht hervor, die auch außerhalb der Schule auf die Ansichten der Politiker, Juristen und Geschichtsforscher einen großen Einfluß erhielt.

Nach dieser Ansicht ist die Geschichte, wie die Natur, ein organisches Ganze, das nach bestimmten Gesetzen seine Lebensperioden erfüllt, und in der Art, wie sich Völker und Staaten bilden, herrscht so wenig Willkühr oder Zufall, als in den Bildungen der drei Naturreiche. Daraus folgt nun auch, daß jedes Volk und jede Zeit wie in Sprache, Tracht, Sitten, Glauben und Handeln, so auch im Recht etwas Eigenthümliches hat, das ihrer Gesammterscheinung entspricht, zum Ganzen ihrer Bildungssphäre gehört und somit als etwas Natürliches unter diesen bestimmten Verhältnissen und Umständen nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar als etwas Schönes anerkannt werden muß, wie sehr es auch unsern heutigen Begriffen und Bedürfnissen widersprechen mag. Es scheint nach dieser Ansicht thöricht, den Paria oder den Fakir, den Spartaner oder den Perser, den Mönch oder den Leibeignen zu beklagen, da und weil diese Menschen sich selbst über die Unvernunft ihres Gesetzes nicht beklagten, es vielmehr für sehr vernünftig hielten, da ihre ganze Denkweise, der ganze Lebenskreis, in dem sie sich bewegten, von dem unsern gänzlich verschieden war, so sehr, daß sie vielleicht das, was wir Vernunft und Glück nennen, für Unvernunft und Unglück gehalten haben würden. In jedem Fall aber spricht sich in den Erscheinungen der Geschichte ein tiefes und heiliges Naturgesetz aus, das verläugnen oder verspotten zu wollen keineswegs vernünftig seyn kann. Das vielgestaltige Leben gewährt auf jeder seiner Stufen den Menschen die Fähigkeit, glücklich und ehrlich zu seyn, und wenn sein Fortschreiten und Wachsen in der Geschichte allerdings durch den Fortschritt zur Vernunft bedingt scheint, so ist doch die Reise weit weniger des Ziels, als das Ziel der Reise wegen da.

Herr von Rotteck theilt diese Ansicht nicht; er tritt vielmehr ihr, so wie allen andern Ansichten entgegen, durch welche man das historische Recht gegen das Vernunftrecht zu vertheidigen pflegt. Er sagt: es gibt nur Ein Recht, das vernünftige, und weil es nur dieses Eine gibt, ist jedes andre historische oder positive Recht, das nicht damit übereinstimmt, Unrecht. Dieß ist so evident, daß sich gar nicht dagegen streiten läßt; nur scheint mir Herr von Rotteck zu weit zu gehn, wenn er von diesem Grundsatz aus auch rückwärts alles verdammt, was in der Vorzeit mit dem Vernunftrecht nicht übereingestimmt hat. Kein Recht, und auch nicht das Vernunftrecht selbst, hat rückwirkende Kraft, und was wir heute zum ersten Mal erkennen, dessen Nichterkenntniß dürfen wir der Vorzeit nicht zum Vorwurf machen. So wie das Vernünftige selbst erst dann vernünftig wird, wenn es als solches erkannt wird, so auch das Recht, und es gibt auch kein Unrecht eher, als bis es als solches erkannt wird. Freuen wir uns unsrer bessern Erkenntniß, aber trauen wir dem Zeugniß der Geschichte, daß die Vorzeit bei ihrer naiven Unwissenheit nicht unglücklich war, und indem wir die Vorsehung loben, daß sie uns so weit vorwärts geführt hat, tadeln wir sie nicht, daß unsre Väter so viel des Weges noch nicht zurückgelegt hatten.

Wie nun aber das Unrecht *erst dann* Unrecht wird, wenn es als solches erkannt wird, so ist es auch unmöglich, es *dann noch* rechtfertigen zu wollen, und dieß ist der Punkt, wo Rottecks gründliche Erörterung und warme Beredsamkeit den entschiednen Sieg erringt. Ist er auch gegen die Ansicht, welche das Vergangne billig und mehr ästhetisch als politisch beurtheilt wissen will, ein wenig zu streng, so kann und darf er doch nicht streng genug seyn gegen die verlogne Partei, welche das heut erkannte und bewiesene Unrecht noch immer damit zu entschuldigen sucht, daß es die Vergangenheit einmal für Recht ansah. Klar, wie die Wahrheit selbst, und warm, wie es die Liebe zur Wahrheit immer seyn soll, bekämpft der wackere Rotteck die Sophisten, die mit scheinheiliger Bosheit oder in Folge der Drehkrankheit, welche die Philosophen nicht minder oft als die Schaafe befällt, die einfachste Wahrheit zu verwickeln oder verdunkeln trachten. Besonders kräftig spricht er gegen eine gewisse Renommisterei, die mit dem Schrecklichen und Empörenden spielt, als wären es Kleinigkeiten, gegen die Affektation friedsamer Professoren, die auf dem Katheder sich pikiren, kleine Neros oder Napoleons zu spielen, weil das Grausame zuweilen wie genial aussieht. Für etwas Schlimmeres als eine Renommisterei wage ich es wenigstens nicht zu halten, wenn unser berühmter Jurist Hugo die Sklaverei vertheidigt, weil es 1) von jeher Sklaven gegeben hat, weil 2) in vielen Staaten die Sklaverei positives Recht ist, weil 3) die Sklaven vom Herrn gefüttert werden und keine Staatslasten zu tragen haben. Wäre Herr Hugo nicht auf seine originelle Grausamkeit so eitel,

so würde er vielleicht bemerkt haben, daß er etwas sehr Dummes gesagt hat. Zu diesen Renommisterreien gehört auch der Ausspruch des berühmten Steffens: der Adel ist nur zum Genießen, der Bauernstand nur zum Arbeiten geboren, aber darin liegt kein Unrecht, denn dem Adel ist sein Genuß Arbeit und dem Bauer seine Arbeit Genuß! Herr Hugo sollte von Rechtswegen in einer Plantage auf Jamaika angestellt werden, um das Recht der Sklaverei zu genießen, und Herr Steffens in einem Dorfe, wo Leibeigenschaft herrscht, um den Genuß des Bauern zu schmecken. Doch, es ist den Herrn nicht Ernst. Das Katheder ist eine Art von Theater, und auf dem Theater darf man allerlei schwatzen. — Es scheint indeß doch, die Gelehrten sollten ihre Ehre darin suchen, eben die Gerechtigkeit, die in Praxi so oft verlezt wird, wenigstens in der Theorie zu retten. Der Held und Staatsmann, der tyrannisch Alles nur seinem Willen unterwirft, und die Gerechtigkeit mit Füßen tritt, kann noch entschuldigt werden, sofern gebieterische Ereignisse seinen Terrorismus herbeiführten, oder die Größe seiner Thaten uns Bewunderung abnöthigt. Den Gelehrten aber, dessen heiliger Beruf es ist, die Gerechtigkeit auch dann noch in der Idee zu bewahren, wenn sie aus dem Leben gänzlich verschwunden wäre, den Gelehrten entschuldigt nichts, wenn er sich erniedrigt, der theoretische Affe praktischer Tyrannen zu seyn. Wenn die Weisheit subaltern wird, wird sie allemal Thorheit.

Herr von Rotteck beweist, daß es ein Vernunftrecht gibt, d. h. eine gewisse Anzahl von Rechtsregeln, die so unwidersprechlich sind, wie die mathematischen Regeln des Euclid, und die dem positiven Recht nothwendig zu Grunde liegen müssen, wenn dasselbe nicht unvernünftig seyn soll. Er leitet diese Regeln nicht aus der Religion, auch nicht aus der Moral ab. Er braucht dafür keinerlei fremde Sanktion. Er leitet sie ganz einfach aus der Sache selbst ab. Gibt es, so schließt er, gibt es überhaupt Rechtsverhältnisse, so gibt es auch darin nach streng geometrischer Regel gewisse richtige Proportionen, auf die alles Recht zurückgeführt werden kann, und eine Menge möglicher Disproportionen, in welchen alles wirkliche Unrecht besteht. Die richtige Proportion besteht einfach in dem Gleichgewicht der wechselseitigen Rechte, die Disproportion im Uebergewicht auf der einen oder andern Seite. — Nur so ist eine Wissenschaft des Rechts möglich, denn läge dem Recht nicht diese absolute Vernünftigkeit und mathematische Gewißheit zu Grunde, so könnte es nie zur Wissenschaft erhoben werden, könnte es immer nur ein Aggregat von zufälligen und willkührlichen Rechtsbestimmungen seyn, wie sie aus dem sich hundertfach wiederstreitenden Interesse der einander in der Herrschaft abwechselnden Parteien, nicht aber, wie sie aus der Natur der Sache selbst hervorgehn. Eine solche Wissenschaft des absoluten Rechts muß es aber geben, sollte sie auch immer nur Gegenstand der Untersuchung für die Gelehrten bleiben und nie zur praktischen Anwendung übergehn. Mehr will auch Herr von Rotteck nicht, er will die reine Mathematik des Rechts kritisch retten und sichten, ob auch ihre regelmäßigen Linien sich in der Wirklichkeit immer in die Schönheitslinien des Unrechts verziehn sollten.

In seinen Lehren finden wir meistens alte Bekannte wieder. Das Vernunftrecht wird heute nicht zum ersten Mal erkannt, und ist seiner Natur nach so einfach, daß es wenig verschiedne Auslegungen zuläßt. Einige Lehren aber hat Herr von Rotteck in ein neues und schärferes Licht gesezt, indem er mit einer, Manchem vielleicht übertrieben scheinenden und doch sehr nothwendigen Genauigkeit die Begriffe spaltet und das scheidet, was man bisher gern verwechselt hat. So ist durchgängig seine scharfe Trennung des Rechts von der Pflicht, des juridischen Dürfen vom moralischen Sollen, beherzigenswerth, weil sie die politische Frage völlig unabhängig macht von der moralischen, also auch dem Einwurf begegnet, den man dem Vernunftrecht von jeher gemacht hat, daß es nämlich die Menschen nähme, wie sie seyn sollen, und nicht wie sie sind, daß es ideale und tugendhafte Menschen voraussetze, die eben niemals existiren würden. Das Recht ist aber so unabhängig von der Moral, daß es auf einen Staat von Bösewichtern eben so seine Anwendung findet, wie auf einen Staat von Weisen. Die Einen mögen den Grundsatz öfter verletzen, als die Andern, aber der Grundsatz bleibt ein und derselbe. Auf diesen Punkt muß man aufmerksam machen, denn es ist der, welcher die Rotteck'sche Lehre von den philanthropischen Träumereien der frühern Ideologen unterscheidet und ihr neben ihrer Würde auch noch das Ansehn von Solidität und wissenschaftlicher Nüchternheit gibt, was man im Gegensatz gegen die poetischen Ausbruche eines humanen Enthusiasmus als das Kriterium der gesunden Vernunft ansieht und anzusehn auch wohl berechtigt ist. — Man wird denselben scharfen Unterscheidungsgeist und dieselbe Besonnenheit auf allen Seiten des Werkes wieder finden. Hier kann es unsre Absicht nur seyn, seine Tendenz im Ganzen zu charakterisiren; in die nähere Ausführung einzugehn, würde uns zu weit führen. Wir preisen Herrn von Rotteck glücklich und rechnen es ihm zur großen Ehre, daß er sich von den Sophismen und von dem Hochmuth der modernen Schulen nie hat verführen lassen, daß er unter den neuen Freunden der Lüge ein alter Freund der Wahrheit geblieben ist, daß er es in einer Zeit, wo alles nur Geist zu haben trachtet, nicht verschmäht, noch eine Gesinnung zu haben.

9) De nos réformes, des causes, qui s'opposent à notre liberté politique et des moyens, qui nous restent pour acquérir une liberté raison-

nable. Leipzig, Brockhaus. Paris, Schubart et Heideloff, 1829.

Der Verf. hat seine Ausdrücke übel gewählt. Unter Reform versteht man keine Restauration, und unter unsrer politischen Freiheit keine Aristokratie. Er aber will nichts andres. Seiner Ansicht nach leidet Europa an einem großen politischen Uebel, und dieß besteht in der Aufhebung des Gleichgewichts zwischen den beiden Elementen im Staat. Er nennt diese Elemente das monarchische und demokratische, und findet das Uebergewicht bei dem leztern. La nature du mal est connue et jugée (?), c'est la prépondérance de l'élément démocratique dans les rapports de la société, prépondérance née de la décomposition politique, et qui imprime à l'opinion du siècle une tendance visiblement républicaine. Das ist nicht wahr. Im vorigen Jahrhundert fand dieses demokratische Uebergewicht statt, aber nicht in dem unsern. Im Gegentheil ist nicht erst seit der Restauration, sondern schon seit Napoleon das monarchische Element wieder das überwiegende, und jede Art von demokratischer Tendenz ist, in Europa wenigstens, Schritt vor Schritt rückgängig gemacht worden, selbst in Frankreich. Wir wollen indeß dem Verf. zu liebe annehmen, die Demokratie habe noch immer viel zu viel Antheil an der Staatsgewalt, und nun die Mittel kennen lernen, die der Verf. dagegen vorschlägt.

Les flots populaires submergent nos monarchies (?), il faut une digue à ce torrent. Welcher Damm aber läge näher, als eine geschloßne Adelskette? Der Adel allein, sagt der Verf., ist im Stande, das Gleichgewicht zwischen Volk und Fürst zu erhalten. Der Gedanke ist freilich nicht neu, aber es ist neu, ihn wieder aufzuwärmen, nachdem er schon hundertmal widerlegt ist. Weit entfernt, der Monarchie und Demokratie gleich nützlich zu seyn, ist die Aristokratie beiden gleich hinderlich und immer verdächtig. Sie geht in einer kräftigen Demokratie ganz unter und wird in einer kräftigen Monarchie zum Hof- und Staatsdienst erniedrigt, wenn sie nicht selbst kräftig genug ist, um durch ihr Uebergewicht die Demokratie und Monarchie zu schwächen, wie ehemals in der Feudalzeit und noch jezt in England. Ein solches Uebergewicht erhält aber der Adel niemals durch Kabinetsordre oder durch den Artikel einer papiernen Verfassung binnen 24 Stunden, sondern erst im Verlauf der Jahrhunderte durch Eroberung und Unterjochung eines in Sklaverei niedergehaltnen Volkes, durch Unglücksfälle oder Entartung der Königshäuser, durch allmähliche Ausdehnung der Vorrechte, durch die Finsterniß der Zeit, die keine freisinnigen Ideen aufkommen läßt, und endlich durch den verjährten Besitz, durch die zum Recht erhobene Gewalt der Gewohnheit. Dieß ist die Zauberei der Jahrhunderte, aber so kann man nicht von heute auf morgen zaubern. — Der Verf. spricht freilich sehr weise, wenn er verlangt, die Aristokratie solle, sofern sie einmal wiederhergestellt werden müsse, durch großen Güterbesitz reich, und durch große politische Bedeutung stark gemacht werden. Allein sie selbst wird sich dazu nicht machen, und ist wohl vorauszusetzen, daß die Monarchie ihr den ihr entrißnen Theil der Gewalt zurückgeben werde, der Demokratie gänzlich zu geschweigen, gegen welche hier die Aristokratie geradezu feindlich auftritt, die also auch ein Recht hat, sich dagegen zu sträuben. Nur eins von den Mitteln, die der Verf. vorschlägt, ließe sich zunächst ausführen, die Primogenitur, wozu er das Muster aus der englischen Aristokratie entlehnt. Allein wenn auch die Primogenitur zum Gesetz erhoben ist, bedarf es in sehr vielen Ländern noch geraumer Zeit, ehe der verarmte und güterlose Adel einen Gebrauch davon machen kann; denn was nuzt das Recht der Erstgeburt einen Jüngling, der nichts zu erben hat, und wie viele solche adliche Jünglinge gibt es nicht? Oder will man die Bürgerlichen, die sich in den Besitz großer Güter gesezt haben, und die Bauern, die sich in viele ehemalige Rittersitze getheilt haben, gewaltsam daraus vertreiben?

Das zweite Mittel des Verf. ist etwas komplicirt. Er will den Ungestüm der demokratischen Gewalt brechen, indem er sie theilt und die Deputirtenkammer in einen von einander unabhängigen und allein votirenden Bürgerstand und Bauernstand trennt (wie in Schweden). Ces états se composeront de tous les élémens de la société, c'est à dire, des trois ordres, de la noblesse, du tiers état et des paysans, avec cette condition, que chaque corps votera comme corps indépendant. Nous n'exceptons pas le haut clergé de cette représentation, mais nous voudrions le réunir à la noblesse. Dergleichen läßt sich aber ohne gewaltsamen Umsturz der einmal bestehenden Verfassung nicht machen, und zu einem solchen Umsturz auffordern, ist, zumal in Frankreich, wohl sehr gewagt. Ich möchte sehn, wie sich die Franzosen geberden würden, wenn man ihre Kammer sprengen und eine getrennte Bürger- und Bauernkammer an ihre Stelle setzen wollte! Auch so etwas muß, wie in Schweden und Oestreich, im Verlauf vieler Jahrhunderte geworden und geblieben seyn; machen läßt es sich nicht über Nacht. Die heutige Zeit aber widerstrebt dieser Eintheilung in Klassen, weil alle ehemaligen Klassen immer mehr in die eine große Gesellschaft zusammenschmelzen. Von sieben Söhnen eines Vaters wird der eine Staatsdiener, der andre Soldat, der dritte Priester, der vierte Kaufmann, der fünfte Fabrikant, der sechste Bauer und der siebente Gelehrte. Das Blut, das Ehrgefühl, selbst die Tracht aller Stände uniformirt sich. Wie kann man nun noch an eine indische oder ägyptische Kastenabgränzung denken wollen? Wir läugnen nicht, daß der Geist der alten Stände, der Priester, des Adels, der Bürger etwas ehrwürdiges hatte; allein an seine Stelle ist jezt die öffentliche Meinung, der nationelle Geist getreten. (Forts. folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 61. — 14. Juni 1830.

Geographie.

Historisch-genealogisch-geographischer Atlas von Le Sage, Grafen Las Cases, in fünf und dreißig Uebersichten. Aus dem Französischen übersezt und zum Theil verbessert, zum Theil ganz umgearbeitet durch Alexander von Dusch, großh. bad. Gesandten bei der schweizerischen Eidgenossenschaft, und Joseph Eiselein, Oberbibliothekar und Professor an der Universität zu Heidelberg. Herausgegeben von Johann Velten, Kunsthändler in Karlsruhe.

Das französische Original ist von seinem Verfasser bereits dreimal nach einander neu bearbeitet und verbessert worden, und hat sich der allgemeinsten Theilnahme zu erfreuen gehabt; allein es ist, besonders in seiner lezten verbesserten Gestalt so theuer, daß es, wie Brunet sagt, in Auctionen mit 100 bis 120 Franken bezahlt wird. Es war also ein sehr glücklicher Gedanke, von diesem interessanten Werke eine deutsche, nochmals verbesserte und zugleich wohlfeilere Ausgabe zu liefern, um es auch bei uns einheimisch zu machen. Diese deutsche Ausgabe in Imperial-Folio kostet gebunden nur 34 Gulden.

Denjenigen unsrer Leser, welche das französische Original und die Idee des ganzen Werks noch nicht kennen sollten, bemerken wir, daß der Atlas von Le Sage in aufsteigender Reihe von den ältesten Zeiten, bis zu den unsern, Charten von dem jedesmaligen politischen Zustande in den verschiedenen Epochen der Geschichte liefert, begleitet von fortlaufenden historischen Tabellen, die als Text die Charten erläutern. So erhalten wir Charten 1) von der alten Welt, so weit sie den Griechen bekannt war, 2) vom alten Griechenland insbesondre, 3) vom römischen Reich in seiner ganzen Ausdehnung, 4) von den Völkerzügen in der Zeit der Völkerwanderung, 5) vom Reiche Karls des Großen, 6—8) von England, Italien, Spanien mit Beziehung seiner mittelalterlichen Provinzen, 9—11) von Deutschland nach seinen wiederholten politischen Veränderungen, 12) vom russischen Reich in seiner ganzen Ausdehnung, 13) von den beiden Hemisphären nach den neuen Entdeckungen, 14) vom Reich Napoleons, 15—22) von Asien, Afrika, Amerika, Europa, Deutschland, Nordamerika, Mexiko, Südamerika in ihrer jetzigen Gestalt. Auf den meisten Charten sind die wichtigsten Kriegszüge, von denen Alexanders an bis zu denen Napoleons durch kolorirte Linien bezeichnet.

Der tabellarische Text umgibt die in der Mitte jedes Blatts gestochnen Charten und außerdem sind noch mehrere Blätter blos gedruckter Text. In diesen Tabellen

erhalten wir: 1) eine allgemeine Uebersicht der alten, 2) der neuen Weltgeschichte, 3) eine synchronistische Zusammenstellung der wichtigsten geographisch-historischen Verhältnisse in den ersten zehn, 4) in den folgenden acht Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung; 5) die den Alten bekannte Welt, 6) Altgriechenland, 7) die römische Welt, 8) geographische Darstellung des Einfalls der Barbaren ins römische Reich, 9) genealogische Charte von Frankreich, 10) und 11) specielle Genealogie des kapetingischen Hauses, 12) das Napoleonische Reich, 13) und 14) genealogische Tafel von England, 15) von Savoien, 16) politische Eintheilung Italiens seit der Revolution, 17) und 18) genealogische Tafel und Geographie von Spanien und Portugall, 19) Deutschland zur Zeit Karls des Großen und in der folgenden Zeit, 20) Genealogie des Hauses Habsburg, 21) Geographie Deutschlands zur Zeit der zehn Kreise, 22) Genealogie des Hauses Lothringen, 23) des preußischen Hauses, 21) und 25) der übrigen deutschen Häuser, 26) Geographie von Deutschland in der Napoleonischen Periode, 27) Genealogie des Hauses Holstein, 28) Geographie von Rußland, 29) Weltcharte, auch in physischer Beziehung und in Bezug auf die allmählichen Entdeckungen, 30) Europa in der Napoleonischen Zeit, 31 — 35) Asien, Afrika, Amerika, Europa und Deutschland in ihrem jetzigen Zustande. Dazu kommt noch eine Uebersicht der alten und neuen Völker Europas von Malte-Brun, und eine politische Waage des Erdkreises.

Aus dieser Uebersicht ersieht man, welches treffliche Hülfsmittel der Atlas beim Studium der Geschichte gewährt. Ja noch mehr, auch der Ungelehrte gewinnt durch diesen Atlas schnell eine Ansicht von den wichtigsten Veränderungen in der Weltgeschichte, und braucht ihn in streitigen Fällen nur nachzuschlagen, um sich sogleich in der alten und neuen Geschichte zu orientiren, was ein bloßer historischer Text ohne die veranschaulichenden Charten allein ihm nicht leisten würde. — Während es auf der einen Seite das Ziel der Wissenschaft ist, immer tiefer in die noch unentdeckten Geheimnisse der Natur und des menschlichen Geistes einzudringen, ist es auf der andern Seite ihr Ziel, das einmal Erkannte, das Gewisse allgemein zu verbreiten, populär zu machen, durch die größtmögliche Vereinfachung jedem begreiflich und zugänglich zu machen. Zu den äußerst glücklichen und dankbaren Versuchen dieser Art, die man in der neueren Zeit immer häufiger zu machen anfängt, gehört auch der Atlas von Le Sage, als der schöne Versuch, die Weltgeschichte in der präcisesten Form anschaulich zu machen.

Die Verbesserungen der deutschen Herausgeber waren nothwendig und sind als solche auch bereits in Frankreich anerkannt worden. (Vergl. das Bulletin universel des Baron von Ferusac, 6te Section, Dezember 1829.) Von jeher ist den Franzosen in ihren geographischen Bestimmungen fremder Länder und in der Behandlung der Geschichte älterer und fremder Völker Nachläßigkeit vorgeworfen worden, und Le Sage ist nicht ganz frei davon. Das Bulletin gesteht: Mr. de Dusch s'est attaché à faire disparaître toutes les erreurs échappées aux soins des éditeurs dans les éditions précédentes, et à mettre à jour les matières, qui avaient besoin d'être continuées. Die Tafel mit dem Planiglobien ist in der deutschen Ausgabe beinahe zur Hälfte neu gemacht und von vielen Irrthümern gereinigt; eben so die Tafeln, welche ein historisch-geographisches Bild von Europa, Asien, Amerika und Afrika enthalten. Ganz neu sind hinzugefügt worden die Tafel der alten und neuen Völker und Sprachen von Malte-Brun, die politische Waage des Erdkreises, die Tafeln über Nordamerika und die neuen amerikanischen Freistaaten, endlich, was besonders nöthig war, ein vollständiges Sachregister am Schluß.

Staatswissenschaften.

(Fortsetzung.)

10) Dr. K. S. Zachariä's, großh. bad. Geh. Rathes rc. Vierzig Bücher vom Staate. Vierter Band, erste Abtheilung. Heidelberg, Oswald, 1829.

Der Verfasser schreibt außerordentlich klar und verständlich, was bei Werken, welche von deutschen Universitäten herkommen, allemal ausdrücklich vermerkt und als Ausnahme von der Regel laut gerühmt werden muß. Derselbe klare Verstand, den der Styl beurkundet, spricht sich auch in den Gedanken aus. Das encyklopädische Verfahren, welches der Verfasser befolgt, ist bei Gegenständen dieser Art zweckmäßig. Er ordnet alle Theile der Staatswissenschaft in ein übersichtliches System zusammen, und nimmt in jede Rubrik die verschiedenen Theorien auf, die darüber vorhanden sind, und die Methoden der Ausführung, wie sie aus der Geschichte bekannt sind. Es läuft nur ein dünner philosophischer Faden durch das Ganze, die einzelnen Abhandlungen zusammenreihend, während in diesen Abhandlungen selbst immer auf die Geschichte hingewiesen ist. Wo vom Staate die Rede ist, sind Betrachtungen und Vergleichungen der wirklichen Staatseinrichtungen von jetzt oder ehemals immer weit unterrichtender, als philosophische Ableitungen aus gewissen höchsten Principien, die nur zu häufig weder hoch, noch erhaben sind.

Auf eine sehr klare Weise handelt der Verfasser in dem vorliegenden Bande vom Staatsrecht im Gegensatz

theils gegen das Menschenrecht, theils gegen das Weltrecht. Er nimmt nämlich an, daß die Menschen einerseits als Individuen und andrerseits als Menschheit in Masse ein, wenn auch nur ideales Recht anzusprechen haben, was aber fast ganz in das Staatsrecht aufgeht. Das Recht des Menschen wird durch das Recht des Bürgers, und das Recht des allgemeinen Weltbürger- oder Menschheitbundes durch das Recht des besondern Staatsvereins beschränkt, wo nicht ganz aufgehoben. Es scheint übrigens nicht, daß der Verfasser in den frühern Bänden noch auf ein viertes, sehr wichtiges Recht, auf das der Nation, gehörig aufmerksam gemacht habe. Er unterscheidet zwar das Volk, als die Gesammtheit der Staatsgenossen, von der Nation, als dem blos physisch verwandten Stamme; allein da er die Nation in Bezug auf das Staatsverhältniß als gleichgültig betrachtet, hat er wohl nicht genug erwogen, daß auch die Nationen, die Völkerstämme ein Recht haben, und zwar vor allem das Recht der Integrität. Die Rechte der Natur sind immer älter, als die künstlichen Staatsrechte, und die Trennung eines Volks in viele Staaten, oder die Vereinigung vieler Völker in einen Staat, bleibt immer ein Mißverhältniß; denn entweder gehn die kleinen Staaten zu Grunde, in welche sich ein großes Volk zersplittert hat, oder aus der Zusammenkuppelung verschiedner Völker in einen Staat entsteht nie eine organische Einheit, und jede solche gegen die Natur erfolgte Trennung oder Verbindung bleibt, wie die Geschichte beweist, unaufhörlich ein Zündstoff zu Kriegen und Empörungen.

Auch hat der Verfasser das Menschenrecht zu sehr dem Staatsrecht untergeordnet, was um so mehr Wunder nimmt, da er das Recht der Menschheit oder das Weltbürgerrecht, wie er es nennt, dem Staatsrecht überordnet. Er ist der Meinung, daß allerdings das Ideal der Staaten ein allgemeiner, die ganze Menschheit umfassender Weltstaat sey, und er achtet es für eine Entbehrung manches theuern und heiligen Rechtes der Menschheit, daß es noch nicht so weit gekommen ist. Er bezeichnet es sehr deutlich als Nachtheile des Gesammtglücks der Völker, daß die Staaten in ihrer wechselseitigen Eifersucht einander beschränken, in ihrer Entwicklung hemmen, den freien Verkehr versperren rc. gleich Gliedern, welche für einen gemeinsamen Zweck in einander greifen sollen, und entgegengesezte Zwecke verfolgend nur sich selbst hemmen. — Allein er spricht nicht so feurig für die Rechte des Einzelnen, wie für die Rechte der Gesammtheit. Ein falsches Gleichniß mißleitet ihn. Er vergleicht den Staat mit einem Individuum, und obgleich er wünscht, daß alle diese Staatsindividuen nur einen Willen haben möchten, so gesteht er doch jedem das Recht zu, seinen eignen Willen nach unten hin unbeschränkt walten zu lassen. S. 19: „Wenn und da also ein Volk in rechtlicher Hinsicht als ein einzelner Mensch zu betrachten ist, so folgt, daß ein Volk Alles das über sich, d. h. über die einzelnen Menschen, aus welchen es besteht, zu beschließen berechtigt ist, was dem einzelnen Menschen zu thun oder zu lassen freisteht." Dieser Grundsatz ist nicht richtig. Zwischen einem Volk und einem einzelnen Menschen ist ein überaus großer Unterschied, da das Volk wieder aus Menschen, aus freien, mit eigenem Willen und eigenem Verstande begabten Individuen besteht, über welche es niemals so uneingeschränkt gebieten kann, wie der einzelne Mensch über seine Glieder. Die Menschen können opponiren, die Glieder nicht. Das, dächt' ich, wäre Unterschiedes genug. Die Glieder gehorchen aus einem unbewußten Naturinstinkt. Die Menschen gehorchen nur aus Ueberzeugung von dem Vortheil des Gehorsams. Dieser Vortheil muß ihnen daher im Staate garantirt seyn, und die Garantie besteht in der Achtung ihrer ursprünglichen Menschenrechte. Man kann nur über die Gränze streiten, wo das Menschenrecht aufhört und das Staatsrecht beginnt, nie aber unbedingt den Menschen zum willenlosen Werkzeug des Staates machen. Ein solcher Gränzstreit ist z. B. der Streit über die Frage, ob der Staat befugt sey, einen Menschen zum Tode zu verurtheilen? Nach der oben angegebnen Theorie muß es ihm eben so unbedingt zustehn, wie es dem einzelnen Menschen zusteht, sich ein Hühnerauge auszuschneiden, das ihn schmerzt. Ist mit diesem Gleichniß aber die Frage beantwortet?

Der Verfasser verbreitet sich am ausführlichsten über die auswärtigen Verhältnisse oder über die Diplomatie, über den Krieg und über die Völkerbünde, indem er die dahin einschlagenden Vorkommnisse zusammenstellt und nach dem genannten Princip würdigt. Ich wage nicht zu entscheiden, ob es Ernst oder Scherz ist, wenn er S. 83 sagt: „Ehrlichkeit ist die beste Politik, wenigstens in dem heutigen Europa. Denn die Interessen der einzelnen europäischen Staaten, die Maaßregeln, welche diesen Interessen im Allgemeinen entsprechen, sind dermalen selbst für das größere Publikum kein Geheimniß. Es ist daher unrathsam, zu Gesandten jene überfeinen Köpfe zu wählen, welche, indem sie überlistet zu werden fürchten, nur Mißtrauen erregen." Sonst weiß der Verf. recht gut den Werth der Moralität in der Politik zu würdigen, was schon daraus erhellt, daß er von vorn herein bemerkt, Völker und Staaten könnten gar in keinem moralischen, sondern nur in einem Rechtsverhältniß zu einander stehn. Auch ist es ihm nicht entgangen, welchen Einfluß die Gewalt jederzeit selbst auf die Principe gehabt hat, was aus folgender nicht unmerkwürdiger Stelle hervorgeht, S. 157: „Geht die Landesvertheidigung in andere Hände über, so ist die Folge davon fast immer eine Veränderung der Staatsverfassung. Die Geschichte der Kriegsmacht, und die des Verfassungsrechts der Deutschen

kann ungefähr in dieselben Perioden eingetheilt werden. Als die Lebnsmannschaft, ein stehendes Heer, das zu Pferde diente, an die Stelle der Landwehr trat, riß der Adel alle Gewalt an sich; durch die bewaffneten Bürgerschaften wurden der Macht des Adels wieder gewisse Gränzen gesezt; dann erhielt die landesfürstliche Gewalt durch den Miethsoldaten und durch die stehenden Heere das Uebergewicht; in den neuesten Zeiten sind die Landwehren wieder aufgeboten worden, eine Veränderung, mit welcher sich so manche Erscheinungen der Gegenwart, so manche Aussichten in die Zukunft in Verbindung setzen lassen. Zuweilen wirkt das Kriegswesen nur langsam und kaum merkbar auf die übrigen Einrichtungen des Staates. In Rußland befreit der Dienst im stehenden Heere von der Leibeigenschaft. In mehreren deutschen Staaten ist der Zunftzwang durch die Vorrechte, welche man den ausgedienten Soldaten ertheilte, nicht wenig gemildert worden."

11) Das Judenthum und seine Reform, als Bedingung der vollständigen Aufnahme der Nation in den Staatsverband, von J. L. Graser, königl. bayr. Regierungs- und Kreisschulrath. Bayreuth, Grau, 1828.

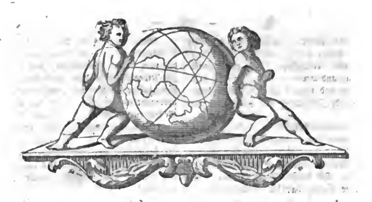
Es wird in dieser Schrift der nicht unpassende Vorschlag gemacht, der jüdischen Kirche äußerlich ungefähr die nämliche Verfassung zu geben, wie der protestantischen. Der Verf. verlangt nämlich: 1) ein jüdisches Oberkonsistorium, welches über die Rabbinen und über die Talmudschulen die Aufsicht zu führen hätte; 2) eine jüdisch-theologische Fakultät auf den Universitäten, deren vorzüglichstes Geschäft die Kritik und Sichtung der talmudischen Lehrsätze seyn müßte; 3) eine neue zweckmäßige Einrichtung der Talmudschulen, als der Grundlage aller religiösen Bildung der Juden. Ferner verlangt er 1) eine genaue und vollständige Uebersetzung des Talmud, damit dieses wichtige Werk weder den Christen noch den ungelehrten Juden selbst länger ein undurchdringliches Geheimniß bleibe und dem finstersten Aberglauben und feindseligen Grundsätzen zum geheimen Stützpunkt diene; 2) einen zweckmäßigen Auszug aus dem Talmud, wobei nur das Beste und Schönste, namentlich Moralische beibehalten, alles Phantastische und Unsittliche dagegen auszumerzen wäre, und 3) einen jüdischen Landeskatechismus.

Sofern die Juden in alle staatsbürgerliche Rechte eingesezt werden, gebührt ihnen allerdings auch eine Sicherstellung ihrer kirchlichen Verhältnisse, und die vorgeschlagne Maßregel dürfte ihnen dieselbe in hohem Grade gewähren und zugleich auch dem Zeitgeist und den bestehenden Verhältnissen am angemessensten seyn.

Noch berührt der Verf. im Einzelnen eine Menge kleine Mißbräuche unter den Juden, deren Abstellung er wünscht, z. B. die öffentliche Versteigerung der Thora in der Synagoge. Wenn er aber statt dessen vorschlägt, bei den Juden den Klingelbeutel einzuführen, der in protestantischen Kirchen während der Predigt herumgeht, so dürfte dieß die Sache schwerlich verbessern. Geld bleibt Geld, man mag damit die Thora erstehn oder es in den Klingelbeutel werfen, es gehört einmal nicht in die Kirche und stört die Andacht der Protestanten gewiß noch mehr, als die der Juden, weil die Juden im Gelde eigentlich nichts Profanes, vielmehr etwas Heiliges zu sehn pflegen, und vor den Portraits der Potentaten auf Goldstücken einen so frommen Bilderdienst treiben, als er irgend vor Heiligen getrieben worden ist. Ehe wir also in dieser Hinsicht die Juden reformiren, sollten wir uns erst selbst jener jüdischen Sitte während unsres Gottesdienstes entledigen und das Kreuzereinsammeln unter die Wechselgeschäfte rechnen, zu deren Vertreibung Christus selbst im Tempel die Geißel gebrauchte.

12) Eine gründliche Darstellung über das Erziehungswesen der Juden und ihren moralischen Standpunkt mit Rücksicht auf die großh. hess. Verordnung, von einem Glaubensgenossen der Juden. 1827.

Hier thut ein Jude selbst ungefähr die nämlichen Vorschläge, und macht es dem Staat zur dringenden Pflicht, namentlich die jüdischen Schulen zu verbessern und dem Einfluß der alten hartnäckigen Rabbinen entgegenzuarbeiten. Er geht so weit, zu behaupten, „daß sich der jüdische Gelehrte von dem jüdischen Ungelehrten durch nichts als dadurch unterscheidet, daß Ersterer mehr Unsinn im Kopfe hat," und er verlangt geradezu, auch die Juden sollen sich, in dem Sinn wie es die Protestanten thun, nur an Vernunft und Bibel halten. Das heißt nun freilich dem ganzen Judenthum den Garaus machen. Wer kann aber etwas dagegen haben, zumal wenn es ohne Zwang und von den Juden selbst geschieht? Indeß ist zu besorgen, daß die neue jüdische Vernunftreligion das entgegengesezte Extrem von Aberglauben, nämlich Unglauben und immerhin noch Judenthum seyn wird, und daß die neuen jüdischen Spötter das Christenthum nicht weniger hassen werden, wie die alten Rabbiner. Man lese nur unsre jüngern jüdischen Schriftsteller, die sich so sehr in der witzigen Schreibart auszeichnen, aber auch nie verfehlen, ihren Witz an Gegenständen zu üben, welche den Christen heilig sind. Da wo den christlichen Spötter noch eine sanfte Schamröthe überfliegt, fühlt sich der Jude ganz unbefangen und schwimmt im Element der Schamlosigkeit ganz lustig herum. Es bleibt übrigens immer ein merkwürdiger Zug der Weltgeschichte, daß das Judenthum durch die höchste Energie des christlichen Geistes in den frommen Jahrhunderten nicht hat erschüttert werden können, während ihm jezt in unserm wieder ziemlich unchristlich gewordenen Zeitalter der Umsturz droht. Bedarf es vielleicht eines so allgemeinen Herabsinkens aller Religionsparteien, um sie zu vereinigen und erst dann wieder zu erheben? (Forts. folgt.)



Literatur = Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 62. — 16. Juni 1830.

Staatswissenschaften.

(Fortsetzung.)

13) Ideen zur Begründung eines obersten Princips für die physische Legalmedizin von Dr. Friedrich Groß, dirigirenden Arzte an der Irrenanstalt in Heidelberg. Heidelberg, Engelmann, 1829.

14) Der Skepticismus in der Freiheitslehre in Beziehung zur strafrechtlichen Theorie der Zurechnung. Von demselben. Daselbst, 1830.

Beide Schriften, von denen die lezte vorzüglich gegen Professor Jarcke in Berlin gerichtet ist, bekämpfen den Grundsatz der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit von Geistes- und Gemüthskranken, welche schon früher der Philosoph Heinroth, und neuerdings der Jurist Jarcke in Schutz genommen. So ernsthaft die Sache ist, hat sie doch auch eine gar komische Seite, und kann zum Beweise dienen, wie menschlich es auch in der Gelehrsamkeit herzugehn pflegt, wie sich die Wahrheit vom Interesse und von der Eitelkeit der Stände und Zünfte muß hin und herzerren lassen. Herr Groß, als Arzt, will alle Menschen zu Patienten, Herr Jarcke, als Jurist, will sie alle zu Delinquenten machen. Der eine möchte alle Verbrecher in seine Irrenanstalt abgeliefert, der andre alle Irren gerädert, geköpft, auf die Galeeren oder ins Zuchthaus geschickt haben. Sie sind wenigstens nicht geneigt, einander viele Koncessionen zu machen. Jarcke gibt höchstens zu, daß die eigentlichen Wahnsinnigen, die Rasenden oder die von firen Ideen Besessenen, für die in ihrem Paroxismus begangnen Verbrechen nicht bestraft werden dürften, dehnt diese Gunst aber keineswegs auch auf die aus, welche durch irrige Meinungen, z. B. religiöse, oder durch heftige Leidenschaften zu einem Verbrechen verführt werden, indem er sich darauf beruft, daß jeder Mensch die gleiche Kraft zu wollen oder nicht zu wollen, und die gleiche Warnungsstimme des Gewissens in sich habe. Groß hält es dagegen für unmenschlich, die Verbrechen der Meinung und Leidenschaft bei so vielen sonst edlen und guten Menschen mit derselben Härte zu bestrafen, mit welcher die absichtliche Bosheit bestraft wird; und er stützt sich auf den Grundsatz, daß die Willenskraft in den Menschen nicht nur dem Alter und Geschlecht, sondern auch den Temperamenten, der Erziehung, der physischen Konstitution und den zufälligen Umständen nach keineswegs immer stark und frei sey. Jarcke sagt, die Justiz könne nur die Thatsache beurtheilen und bestrafen; wenn man die Ursa-

chen derselben nach jeder ersten besten psychologischen Hypothese entschuldigen wolle, so fiele am Ende alle Strafe weg. Groß sagt, eine vernünftige Justiz müsse aufs schärfste unterscheiden, und wenn man jede That nach dem bloßen äußern Erfolge und nicht nach der Absicht beurtheilen wolle, so würde Justizmord auf Justizmord gehäuft.

Vernunft und Menschlichkeit sind auf Seite des Hrn. Groß. Dieß sagt jedem sein Gefühl, dieß beweist eine tausendfältige Erfahrung. Damit stimmt auch durchgängig das Verfahren der Geschwornengerichte überein, wo dieselben eingeführt sind. Die Gazette des tribunaux z. B. beweist fast auf jeder Seite, daß die Geschwornen ihr Schuldig nicht sprechen, sobald die Entschuldigungsgründe Statt finden, welche Herr Groß bezeichnet hat. Damit stimmen auch die zahlreichen mildernden oder niederschlagenden Urtheile der Kassationshöfe und die Begnadigungen überein, die in Ländern, wo keine Geschwornengerichte sind, an ihrer Stelle die Strenge des Gesetzes entkräften. Jeder Mensch, nur nicht ein römischer Jurist, fühlt die Barbarei einer Rechtspflege, die den Mörder aus Liebe mit dem Raubmörder gleichstellt. Wir entlehnen der Großischen Schrift ein Beispiel. Im Jahr 1806 vergiftete eine Schauspielerin in Berlin ihre zwei jüngsten Kinder aus folgender Ursache. Sie befand sich eben schwanger, und wie bei jeder frühern, so auch wieder bei dieser Schwangerschaft hatte sie die fire Idee, sie werde dieselbe nicht überleben. Ihr Mann nun hatte sich gegen sie beklagt, die Kinder würden ihm zur Last fallen, wenn sie stürbe. Auch hatte er geäußert, er würde die Kinder, es waren Mädchen, später dazu benutzen, um von der Feilheit ihrer Reize zu leben. Endlich erkannte er die Kinder nicht einmal als die seinigen an, und die Mutter mochte sich deßfalls einer Schuld bewußt seyn. Genug, sie wollte, da sie überzeugt war, sie müsse sterben, die geliebten Kinder nicht ihrem, in jedem Fall beklagenswerthen Schicksal überlassen, sondern sie mit sich nehmen. Also vergiftete sie die Kinder aus Liebe, gestand es frei und bezeugte die heiterste Freude darüber. Der Ober-Appellationssenat erkannte, daß sie von aller Strafe freizusprechen, jedoch ihren Angehörigen zur Pflicht zu machen sey, sobald sie noch einmal schwanger werde, davon der Obrigkeit Anzeige zu machen, damit gegen die alsdann von ihr zu besorgenden gefährlichen Handlungen Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden könnten. Ohne Zweifel würde auch jedes Geschwornengericht in diesem Falle ein Nicht Schuldig gesprochen haben. Herr Jarcke aber findet sie schuldig, und schaudert nicht vor dem Gedanken zurück, auf die unglückliche Mutter das Gesetz anzuwenden, nach welchem sie hätte zum Richtplatz geschleift und von unten auf gerädert werden müssen.

„Wenn man sich auf das Gewissen beruft, das den Verbrecher selbst in der Leidenschaft hätte warnen sollen, das man immer voraussetzen, und demzufolge man auch jede leidenschaftliche That gleich einer überlegten, und jede abergläubige gleich einer verständigen strafen müsse, so überrascht es wenigstens, daß das nämliche Gewissen den Geschwornen, oder den Richtern in lezter Instanz fast ohne Ausnahme befiehlt, nicht streng über die Gewissen zu richten. In den meisten Fällen begeht der Richter, der deßwegen, weil der Verbrecher sein Gewissen übertäubt, allzu strenge straft, das nämliche Verbrechen, indem er in demselben Augenblicke selbst sein Gewissen übertäubt.“

Wissenschaftlich kann dieser Streit nicht geschlichtet werden, weil er in noch unausgeforschte Tiefen der Seelenlehre führt. Praktisch aber ist er sehr leicht zu schlichten, wenn man das Urtheil gewissenhaften Geschwornen und die Kontrolle der öffentlichen Meinung überläßt. Jede wissenschaftlich festgesetzte Regel taugt hier nichts, weil keine hinlänglich begründet ist, weil mehrere sich widersprechen und die strenge Konsequenz einer jeden zur Ungerechtigkeit führt, indem sie nie auf alle Fälle zugleich paßt. Der specielle Fall bedingt sein Urtheil selbst, und im Ganzen sind die Menschen vernünftig genug, das richtige zu treffen. Wenn gesetzlich für jede bestimmte unerlaubte That eine bestimmte Strafe vorgeschrieben seyn muß, so streitet es doch gegen die Vernunft, die Strafe nicht nach der Absicht des Thäters und den Umständen zu ermäßigen oder gar zu erlassen. Eine bestimmte Norm aber, nach welcher diese Milderungen in jedem Fall eintreten müssen, läßt sich unmöglich aufstellen, weil die Fälle allzu verschieden sind. Nur im Allgemeinen kann man darüber den Richtern Fingerzeige geben; im bestimmten Falle aber kann immer nur das gesunde Urtheil und Gewissen der Richter selbst entscheiden. Wollte man die Zurechnungsfähigkeit eben so verklausuliren wie in England die gerichtlichen Formalitäten, so würden wir auch denselben Erfolg sehn. Man würde einen Verbrecher entlassen, weil er vor der That ein Glas Wein getrunken, wodurch er möglicherweise hätte benebelt werden können, wie man in England einen Verbrecher entläßt, weil in der Klageschrift einige Buchstaben falsch geschrieben sind. Oder man würde einen Unschuldigen verdammen, weil zufällig der Fall nicht vorbedacht wäre und nicht mit einem Paragraphen des Zurechnungsgesetzes bekräftigt werden könnte, wie man in England den Mann verdammt, der zwei Frauen nimmt, weil dieß im Gesetz steht, aber nicht den, der ihrer drei nimmt, weil dieser Fall nicht gesetzlich vorbedacht ist.

Also wollen wir anstatt aller wissenschaftlichen Subtilitäten uns nur Geschwornengerichte wünschen, deren

Gewissen und Takt das Schicksal eines Verbrechers weit sicherer anvertraut werden darf, als einem unzuverlässigen Paragraphen im Buche, und die selbst bei ihren Aussprüchen wieder der öffentlichen Meinung verantwortlich sind, während ihr die todten Buchstaben eben so Trotz bieten, wie der Vernunft.

15) Untersuchungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, als Staats- und Weltbürger, von Ludwig Hoffmann, Appellationsrath zu Zweibrücken. Erster Band. Zweibrücken, Ritter, 1830.

In diesem ersten Bande mustert der Verfasser die ganze Weltgeschichte bis auf unsre Zeiten von einem staatsrechtlichen Standpunkt aus, indem er zeigt, wie die Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege bisher wirklich gewesen ist. Im zweiten Bande will er auf dieselbe Weise die Literatur mustern, um zu zeigen, was die Theoretiker alles vom Staat verlangt haben. Im dritten will er sodann die Theorie des allgemeinen Staats- und Völkerrechts einer neuen Prüfung durch die Fackel der ungekünstelten Vernunft unterwerfen, und im vierten endlich das wirklich Bestehende mit dem, was vernünftigerweise bestehn sollte, vergleichen, daher Mißbräuche aufdecken und die Mittel angeben, wie denselben abgeholfen werden könnte. — Diese Anordnung des Werks ist sehr zweckmäßig, so wie das Unternehmen überhaupt um so mehr Theilnahme verdient, als wir hier die Ansicht eines ehrwürdigen Veteranen der öffentlichen Rechtspflege zu gewärtigen haben.

Ich gestehe, daß ich Schriften, die von dieser Seite kamen, seit dem Umsturz der Napoleonischen Gewaltherrschaft, stets mit besonderm Vergnügen gelesen habe. Durchgängig hat die Schriften überrheinischer Juristen, die sich in der Schule der Oeffentlichkeit gebildet, ein gesunder Verstand ausgezeichnet, der diesseits des Rheins und gerade in den gelehrtesten Werken der gelehrtesten Universitäten nur zu sehr vermißt wird. Diese neue deutsche Literatur des öffentlichen Rechts ist arm, und nur der Fonkische Prozeß hat ihr eine vorübergehende Theilnahme verschafft, allein sie ist sehr achtbar. Ich glaube ihren Geist auch in der vorliegenden Schrift wiederzuerkennen, obgleich der erste Band als rein historischen Inhalts dem Verfasser noch wenig Raum gelassen hat, seine eignen Ansichten auszusprechen.

Er geht alle bekannten Staatsverfassungen der Zeitfolge nach durch, hält sich jedoch vorzugsweise nur bei denen auf, die besonders wichtig sind. Diese populäre Rechtsgeschichte ist sehr lehrreich und zu lesen angenehm. Das größere Publikum, dem die übergelehrten Werke unsrer Juristen gewöhnlich unzugänglich bleiben, kann sich daraus auf eine sehr bequeme Weise über die bedeutendsten Staats- und Rechtsverhältnisse der frühern Zeiten unterrichten, und sich in dieser Beziehung die Kenntniß der Weltgeschichte ergänzen. Wohl ist jeder Gebildete in Deutschland in der Kenntniß der geschichtlichen Ereignisse zu Hause, allein die politischen Ursachen, welche diese Ereignisse hervorriefen, und die Zustände, welche sie begleiteten oder ihnen folgten, werden von den Geschichtschreibern immer noch viel zu wenig berücksichtigt. Wie kann man die römische Geschichte begreifen, wenn man nicht im Wesentlichen auch die Rechte des Römers kennt; wie soll man selbst die neueste Umgestaltung Europas verstehn, wenn man nicht die bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts bestandenen Staats- und Rechtsverhältnisse etwas genauer kennt, als sie gewöhnlich auf Schulen gelehrt und in den gangbarsten Geschichtswerken angeführt werden?

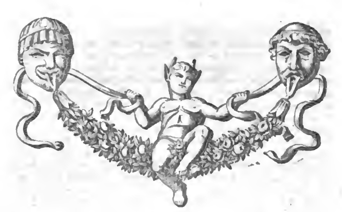
In der Darstellung der mittelalterlichen Staats- und Rechtsverhältnisse, dieser großen Klippe für die Gerechtigkeit aller Parteien, hat der Verfasser sich einer Verwechslung schuldig gemacht, die nur zu gewöhnlich ist. Auch er verwirft die meisten Einrichtungen der Feudalzeit vom heutigen Standpunkt aus, ohne zu bedenken, daß man, wenn man gerecht seyn will, sie nur vom damaligen Standpunkt aus beurtheilen darf. Ich muß zur Widerlegung dieses so allgemein verbreiteten Irrthums immer von neuem wiederholen, daß ein Unrecht nicht eher Unrecht ist, als bis man es als solches erkannt hat, daß mithin die auf den Glauben des Mittelalters gegründete Institute, sofern sie zu ihrer Zeit selbst für recht und billig, ja für heilig gehalten wurden, von unsrer Zeit, die einen ganz andern Glauben hat, nicht leichtsinnig verdammt werden dürfen, mögen wir jezt auch erkennen, daß jene Zeit in ihrem Glauben irrte. Wir stimmen also nicht mit dem Verfasser in die Klage über das Mittelalter ein, wohl aber in die Klage über die Don Quichotes, die jezt noch, da wir längst darüber hinaus sind, von einer Herstellung der mittelalterlichen Institute träumen, oder die Tugenden des Mittelalters nur in der Absicht preisen, um mit solchen poetischen Erinnerungen die Erbärmlichkeiten der modernen Aristokratie und Hierarchie aufzuputzen.

16) Annalen der Rechtspflege in Rheinbayern oder Darstellung merkwürdiger Rechtsfälle und ihrer Entscheidung durch die obern Gerichtshöfe Rheinbayerns. Herausgegeben von Th. Hilgard, königl. Appellationsgerichtsrath in Zweibrücken.

Erster Band, erstes Heft. Zweibrücken, Ritter, 1830.

Auch in dieser Schrift weht jener frische Lebenshauch des öffentlichen Rechts, der zuweilen vom Rhein zu uns herüberstreicht. Der Verfasser, ein erfahrner Kenner der Jury, hofft diesem großen, von unsrer superklugen Gelehrsamkeit schändlich vernachläßigten Institut neue Freunde zu gewinnen, indem er die Thatsachen reden lassen will. Er verspricht, nach dem Beispiel der trefflichen und ächt nationellen Gazette des tribunaux in seinen Annalen die bedeutendsten vor der Jury in Rheinbayern verhandelten Rechtsfälle fortlaufend bekannt zu machen, damit sich jeder überzeugen könne, wie richtig, einfach und schnell eine Jury juridische Räthsel zu lösen pflege, die auf dem papiernen Wege nie so befriedigend, und, wenn auch gerecht, doch nie so schnell gelöst werden könnten. Unter den ersten in diesem kleinen Heft angeführten Rechtsfällen, ist der eine, den Konflikt ausländischer mit inländischen Gesetzen in einem Schuldprozeß betreffend, durch die Wichtigkeit der Frage, und ein andrer, die Verfälschung von Lotterielisten betreffend, durch die Umständlichkeit des Prozesses, besonders merkwürdig. Die leztere Sache war sehr verwickelt, und eine Menge Personen dabei betheiligt, die hartnäckig läugneten. Da aber alle Schuldigen und Zeugen persönlich vor Gericht versammelt waren, so gab, wie man zu sagen pflegt, ein Wort das andre, und Alles kam heraus. Es wurde bemerkt, ein Zeuge habe bestochen werden sollen. Sogleich frug der Präsident alle Zeugen, ob man ihnen ähnliche Zumuthungen gemacht? Sie bestätigen es, und so allen Blicken bloßgestellt und gleichsam unter dem freien Himmel des Rechts wagten es die Angeklagten nicht länger, eine Schuld zu verhehlen, die man dem geheimen Richter sicher weit länger verhehlt hätte. Mit Recht bemerkt der Verfasser: „Die Aufklärung dieser Intrigue erforderte kaum eine halbe Stunde. Und nun dürfen wir uns wohl erlauben, die Anhänger des schriftlichen Verfahrens zu fragen, wie viele Zeit und wie viel Papier sie wohl gebraucht haben würden, um das nämliche Ziel zu erreichen? Und ob es überhaupt möglich gewesen wäre, unter den vorliegenden Umständen (wo die sieben Zeugen an verschiednen Orten wohnten) der Sache auf den Grund zu kommen, wenn nicht die gleichzeitige Anwesenheit aller den Präsidenten in den Stand gesezt hätte, die oben erwähnte Frage an sie zu thun?“ — Die Sache des öffentlichen Rechts ist sehr häufig in der Theorie vertheidigt worden. Die überzeugendsten Beweise zu ihren Gunsten liegen aber in den Thatsachen selbst, und wir verweisen deßfalls jeden, dem die Annalen von Rheinbayern nicht genug imponiren sollten, an die Gazette des tribunaux, worin über die wichtigsten Prozesse von allen Jurys Frankreichs berichtet wird. Wann wird diese einzig vernunft- und rechtmäßige Rechtspflege endlich einmal allgemein werden und den Augiasstall des geheimen und papiernen Rechtes ausräumen? Wann werden die Prozesse aufhören, sich jahre-, ja wohl jahrhundertelang fortzuschleppen? Wann wird man die Akten nicht mehr sehn, die, sechs Zeilen auf der Folioseite und zwei Worte in der Zeile, die herkömmliche Habsucht der Schreiber und der langweilige Gang der Prozesse durch beständiges schriftliches Ansagen und Absagen, Zuschieben und Verschieben zu ungeheuren Papiergebirgen aufgethürmt? Wann wird die Gerechtigkeit, ich will nicht sagen, umsonst ertheilt werden, sondern nur, wann wird sie einmal aufhören, den, der sie sucht, zu plündern? Und endlich, wann wird die öffentliche Meinung in die ihr gebührende Befugniß eingesezt werden, die Gerechtigkeit zu kontrolliren? Wann wird durch Oeffentlichkeit der Rechtspflege, der Justizmord, der Justizdiebstahl, die Justizverläumdung, die Justizfälschung ꝛc. unmöglich oder doch in dem Grade verhindert werden, in welchem sie bei geheimen Gerichten nie verhindert werden können? Und wann wird man es dem Volk, anstatt ihm das traurige Recht zu gewähren, einer Schandausstellung, Stäupung und Hinrichtung zuzusehn, vielmehr zur Pflicht machen, durch Theilnahme an der Untersuchung der Verbrechen die Gründe der Bestrafung, die Scheußlichkeit der Uebelthat und die Nothwendigkeit des Rechts kennen zu lernen? Ohne die Einführung dieses Rechtssystems ist das Repräsentativsystem noch ein unvollendetes Gebäude. England und Frankreich erfreuen sich bereits dieser Vollendung. Soll auch in andern Staaten die repräsentative Verfassung sich konsolidiren, so wird sie früher oder später die öffentliche Rechtspflege unter ihre Elemente aufnehmen müssen. Die Trennung der richterlichen von der administrativen Gewalt ist einstweilen der erste Schritt dazu. Es ist schon unendlich viel gewonnen, daß die Gerichte unabhängig, selbstständig geworden sind. Es fehlt nur noch, daß sie auch die repräsentative Natur annehmen, die man bereits in der Administration durch die Kammern eingeführt hat. Jede Jury soll eine kleine Kammer, jeder Richter ein kleiner Minister seyn. Das ist der Sinn des Geschwornengerichts, im vollkommensten Einklange mit dem Sinne des ganzen repräsentativen Staatssystems; und was ist wieder die Ständeversammlung anders als eine große Jury, und der Minister anders als der Präsident eines großen Gerichts. Der Gegenstand der Verhandlungen ist ein andrer, aber die Form ist dieselbe durch das System der Repräsentation bedingte Form.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — Nº. 63. — 18. Juni 1830.

Staatswissenschaften.

(Fortsetzung.)

17) Der Staatsmann. Zeitschrift für Politik und Geschichte. Herausgegeben von J. B. von Pfeilschifter, Herzogl. Anhalt-Köthenschem Legationsrath. Offenbach am Main, Hauch, 1830.

Zu welcher Partei auch Herr von Pfeilschifter gehören möchte, er würde einer jeden schaden. Sein hofmeisternder, suffisanter, nergelnder, saurer, sich und Andre eckelnder Ton würde alles verderben, was er auch Gutes und Vernünftiges zu sagen Geist und Entschluß genug hätte. Alle Gedanken gehn aus seinem Gehirn mit der Miene der Verwesung, grün angelaufen, mit Todtengeruch behaftet, hervor. Alles, was in der geistreichen Gazette de France als Pfaffenstückchen von frischgeschoßnem liberalen Wildpret delikat und schmackhaft aufgetischt wird, das wird in seinem wiederkäuenden Munde ein Eckel für Götter und Menschen. Was Burke, Görres, Friedrich Schlegel mit tyrannischer Beredtsamkeit empörten Sklaven in die Ohren gedonnert, das wird im Munde des Herrn von Pfeilschifter zu einem, die Sprache des Gebieters affektirenden Bedientengeschwätz.

Nur Ultraliberale können sich über die literarische Wirksamkeit des Herrn von Pfeilschifter freuen, weil er ihnen so viele Blößen gibt. Loyale Gemüther aber müssen ihn desavouiren. Ihn, und alle, alle, deren weinerliche Freundschaft dem Katholicismus und Royalismus weit gefährlicher ist, als Feindschaft, weil sie ihm die Fröhlichkeit nimmt, die man stets für sein Lebenselement gehalten hat. Ein griesgramlicher, mürrischer, ein puritanischer Katholizismus, ein melancholisches, prüdes, pedantisches Königthum sind Dinge, von denen wir ganz und gar nichts wissen wollen. Lustig, ihr Herrn, wenn ihr ein gutes Beispiel geben wollt! Ihr schneidet Gesichter, als ob ihr die Kolik hättet; wie soll man glauben, daß euch wohl zu Muthe ist? Nur lustig, und alles wird mit euch lustig seyn wollen!

18) Standpunkte für die Philosophie und Kritik der Ordnung und Gesetzgebung, zur Sicherstellung des unabänderlichen Grundgesetzes aller Staats-Vereine, von J. F. L. Duncker, königl. preußischen Geheimen Ober-Regierungsrathe. Berlin, Duncker und Humblot, 1829.

Schon der Titel kann zum Belege dienen, in welchem wunderlichen philosophischen Kanzleistyl das Buch geschrieben ist. Preziöseres ist mir nicht leicht vorgekommen.

Die gemeinsten und abgedroschensten Gedanken über Politik werden mit einem Ceremoniel eingeführt, als ob wir sie zum ersten Mal kennen zu lernen gewürdigt würden. Und dann, welche Verwirrung! welches Durcheinander von Prämissen, Ausholungen, Anläufen ohne Nachsatz, Ziel und Schluß! Welche scholastische Subtilitäten, welche minutiöse Distinktionen! Was sollen wir uns denken, wenn der Verfasser z. B. S. 117 pathetisch also perorirt: „Unerschütterlich muß daher die Regel fest gehalten werden, daß Nichts als vorhanden anerkannt werden kann, was nicht wirklich da ist, und daß in der Anerkennung des Vorhandnen das richtige relative Maaß gehalten werde.“ „Nichts ist vorhanden, was nicht wirklich ist!“ Wahrlich, eine große Regel, eine erhabne Regel, an der wir „unerschütterlich“ festhalten wollen, ob auch Himmel und Hölle sich verschwören sollten, sie zu erschüttern. Wanket nicht, Brüder, wir trotzen der Gefahr, unerschütterlich, und sterben für die große Wahrheit: Nichts ist vorhanden, was nicht wirklich ist!

Solche Distinktionen sind mehr als leer, man könnte sie ein Loch im Loche nennen, ein sich selbst vernichtendes Nichts. Ohne uns dabei lange aufzuhalten, wollen wir sogleich auf die Hauptsache losgehn. Hinter all den philosophisch seyn sollenden Prämissen muß endlich doch ein praktischer Zweck verborgen lauern. Der Verf. muß irgend eine bestimmte Staatseinrichtung für die beste erklären oder andere tadeln, denn darauf läuft es immer hinaus, man mag noch so weit ausholen. In dem vorliegenden Werke nun spitzt sich am Ende alles dahin, das konstitutionelle System zu verdammen, und dagegen das absolut-monarchische zu preisen. Auch hier gibt der Verfasser eine Probe seines subtilen Styls, S. 101: „Wenn in irgend einer Form die Schwachheit der Verläugnung des Uebergewichts der Regierung je eine Art von Nationalstolz werden könnte, so ist es in der autokratischen ein weit edlerer, den Herrscher offen und mit Vertrauen anzuerkennen.“ Verstehn Sie das, meine Herren? Aber die Logik gibt dem Style nichts nach. Es heißt weiter: „Daß durch die Debatte der Volkswille gefunden werde, läßt sich nicht behaupten (So?), es tritt vielmehr der entgegengesezte Fall ein, daß in der kolossalen Institution die entgegenstehenden Elemente nur stärker aufbrausen, und daß sie, weil kein Quos ego ihnen Ehrfurcht gebieten darf (Aha!), sich selbst aufreiben. Jedenfalls können tüchtigere Resultate (?) auf einfacherm und wohlfeilerm (?) Wege gefunden werden.“ Mit solchen Sätzen heißt denn das Repräsentativsystem aus dem Felde geschlagen. Der langen Rede kurzer Sinn ist, der Verf. verlangt, der autokratische Fürst solle der einzige Repräsentant des Volkes seyn, und die Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung vermittelst der Kammern sey schädlich und unvernünftig. Er geht sogar so weit, zu behaupten, daß sie dem Volk selbst weit schädlicher sey, als den Fürsten, denn er sagt S: 106: „Wer sich gegen Volksrepräsentation, in der Bedeutung des Mitregierens erklärt, führt sicher mehr die Sache der Nationen, als die der Regenten.“ Bravo! Zuerst collegium logicum, sagt Mephistopheles.

Bei einem Staatsmann, der so raisonnirt, kann es nicht auffallen, daß er alle Thätigkeit in civilisirten Staaten an vier Stände vertheilt, worin außer dem Nähr-, Wehr- und Lehrstand auch noch ein Zehrstand figurirt. Er scheint dabei an die indische Götterlehre gedacht zu haben, nach welcher es neben der erzeugenden und erhaltenden auch eine zerstörende Urkraft gibt. Aber der zerstörende Gott ist der Teufel, und so dürfte auch wohl ein privilegirter, eigends zum Verschlingen geschaffner Zehrstand der politische Teufel seyn. Wozu braucht es eines solchen Standes? Die Nährer nähren ja unter andern auch sich selbst. Der Wehrstand zehrt, wie jeder weiß, seine gute Portion, und selbst die Lehrenden wollen nicht blos mit himmlischer Manna gespeist seyn. Also wird verzehrt genug, wozu braucht es noch eines eignen Standes von Fressern? Und vollends gar zum Gedeihen des Staates?

19) Censur und Konfiskation von Druckschriften, aus dem Standpunkte der Rechtsphilosophie und Staatskunst betrachtet. Nebst einem, den heutigen Verhältnissen deutscher Bundesstaaten entsprechenden Entwurf eines Censuredikts, von einem Staatspraktiker. Braunschweig und Leipzig, im Verlags-Comtoir, 1829.

Warum der Staatspraktiker die Sache aus dem Standpunkt der Rechtsphilosophie zu betrachten vorgibt, ist nicht recht einzusehn. Seine Bemerkungen sind sehr praktisch, aber nichts weniger als philosophisch; man müßte es denn Philosophie nennen wollen, daß er ein noch zu suchendes unbekanntes X als ideale Mitte der Preßfreiheit bezeichnet, dessen Extrem links die Preßfrechheit, rechts der Preßzwang ist. Allein der Praktiker macht uns ein X für ein U, denn er will eine mäßige Censur für jenes Ideal gehalten wissen.

Mäßige Censur? Ist das nicht ein Widerspruch im Worte? Kann es eine mäßige Inquisition, eine mäßige Tortur, eine mäßige Censur geben? Liegt nicht ihr geringster Grad schon über dem Maaß hinaus? Der censirt mich unmäßig, jener mäßig, der unterschlägt mir das ganze Buch, jener nur eine Seite — heißt das nicht, der henkt mich ganz und jener legt mir nur Daumschrauben an? Ich gestehe, daß ich zu sehr Schriftsteller bin, um nicht etwas parteiisch gegen jede mögliche Censur, auch gegen die mäßigste gestimmt zu seyn. Der Schrift-

steller sieht in der Censur immer nur den geistigen Baumfrevel, den geistigen Kindermord, der seine geliebten Pflanzungen in der Geburt zerstört.

Der Staatsmann bekümmert sich indeß um die väterlichen Thränen des Autors nicht. Der Censor streicht und striche er durch die Seele. Der Einzelne muß leiden zum Besten des Ganzen. Oder hat etwa der Staat nicht das Recht, alles, was seine Ruhe stören könnte, zu beseitigen, und nicht nur die geschehene Ubelthat zu bestrafen, sondern auch die blos beabsichtigte zu verhüten? Gewiß hat er dieses Recht, und man muß sogar der Macht dieses Recht in einem so ausgedehnten Grade zugestehn, daß man selbst Omar wegen der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek nicht tadeln darf, sofern die Lektüre dieser Schriften den Islamismus und die Araberherrschaft auf irgend eine Weise zu gefährden schien. Die politische Macht verfährt hierin immer wie eine Naturgewalt. Ob Anaxagoras in einem Mörser gestampft, Cicero geköpft, Palm erschossen oder Plinius vom Vesuv verschüttet wird, ist in Bezug auf die Wissenschaft und Literatur ganz einerlei.

Soll nun aber das Recht nicht mehr aus der Macht, sondern vielmehr die Macht nur aus dem Recht abgeleitet werden, handelt es sich darum, ob die Censur an sich, rein rechtsphilosophisch betrachtet, ein nothwendiges und zweckmäßiges Institut sey, so stellt sich die Frage freilich anders. Es frägt sich nun nur noch: ist die Censur dem Gesammtwohl der Staatsbürger förderlich oder hinderlich? Der Schriftsteller sagt: hinderlich! denn offenbar hindert uns die Censur, unser Licht leuchten zu lassen, zerstört sie unsre Baumschulen, ehe wir die Früchte von den Zweigen lesen können. Unser Verfasser dagegen sagt: förderlich! Denn weit entfernt, das Censiren mit dem Baumfrevel zu vergleichen, müssen wir es vielmehr mit dem vorsichtigen Abluppen und Abraupen im Frühjahr vergleichen, da es nur das Schädliche aus den zu druckenden Schriften sauber austilgt und dadurch künftigem Uebel vorbeugt. Sie ist eine Wohlthat für den, welcher durch die gestrichnen Stellen beleidigt worden wäre, und eine Wohlthat für den, welcher sie geschrieben, denn sie überhebt ihn der Rache und Strafe. So kommt z. B. ein deutscher Schriftsteller, dem der Censor eine gefährliche Stelle streicht, viel besser weg, als ein französischer, der sie abdrucken lassen darf, aber hintenher hart dafür bestraft wird.

Ich gebe dieß zu. Hat aber der Verfasser wohl bedacht, ob es möglich ist, die polizeilichen Maßregeln, durch welche man künftigen Uebeln vorbeugt, mit der Freiheit und dem Wohl Aller eben so in Einklang zu bringen, als die gerichtlichen Maßregeln, durch welche man begangne Uebelthaten bestraft? Ist die Gesellschaft schon auf die richterliche Gewalt eifersüchtig, wie viel mehr muß sie es nicht auf jene vorbeugende Gewalt seyn, die furchtbarer noch als ein Fehmgericht, nicht nur im Verborgnen, sondern sogar noch vor der That richten soll? Es ist bekannt, daß die einzige Garantie einer gerechten Rechtspflege deren Oeffentlichkeit ist. Die Censur bedarf einer wenigstens eben so sichern Garantie, aber Oeffentlichkeit ist mit ihrer Natur unvereinbar. Sie soll ja gerade das Oeffentlichwerden gewisser Gedanken verhindern. Wie soll nun censirt werden, ohne daß sich Willkühr und Ungerechtigkeit einschleichen? Bei der ungeheuren Mannichfaltigkeit möglicher Gedanken und Ausdrucksweisen läßt sich eine feste Norm für deren Billigung oder Mißbilligung nicht finden, man kann den Censoren keinen bestimmten Maßstab in die Hände geben, man muß das Urtheil ihnen selbst überlassen, wie vor Gericht den Geschwornen. Aber über die Geschwornen führt das Volk die Kontrolle. Wer führt sie über die im Dunkeln verdammenden Censoren?

Ein strenges Preßgesetz, das jeden schon vollbrachten Preßfrevel bestraft, scheint vollkommen zur Sicherung des öffentlichen Wohles hinzureichen, so lange die Macht überhaupt dem Recht untergeordnet ist. Sobald aber einmal eine überwiegende Macht das Recht sich unterordnet, so wird sie auch immer censiren. Das liegt in der Natur der Dinge. So wechselte in Frankreich die demokratische Censur nur mit der monarchischen, so kehrte die Censur immer mit der Gewalt, und zwar mit jeder zurück; mit der Ruhe und Ordnung aber hörte die Censur auf, und blieb nur ein strenges Preßgesetz in Kraft, wie dieß auch in England der Fall ist.

Der Hauptgewinn, der aus der völligen Preßfreiheit hervorgeht, ist die Entwaffnung der Preßfrechheit. Diese Frechheit ist nur in dem Maaß mächtig und gefährlich, in dem sie ungewöhnlich kühn und gewagt erscheint. Sie verliert alle Wichtigkeit, sobald sie gemein wird. Dieß beweist England seit langer Zeit. Dort sieht man die giftigsten Ausfälle der Presse für nichts mehr an, als für das, was sie sind, für ohnmächtige Versuche der geschlagenen Minorität. Man wundert sich nicht mehr darüber, das ist das Geheimniß der Preßfreiheit. Eine alltägliche Kühnheit ist nichts Kühnes mehr, sondern nur noch etwas Alltägliches. Die Preßlizenz muß verboten seyn, wenn sie den Reiz des Verbotnen haben soll. Ein erlaubter Frevel ist kein Frevel mehr. Gegen Pitt wurden viele Hundert Schmähschriften und Karrikaturen ausgegeben, ohne daß sein großer Ruf nur im mindesten dadurch gelitten hätte. Bei uns wird man

sich wahrscheinlich noch hundert Jahre lang wundern über Kotzebues Barth mit der eisernen Stirn, während solche Schandschriften in Paris und London schon übermorgen vergessen sind. Bei uns wurde einer, den Kotzebue in jener Schrift verspottet, darüber wahnsinnig; in Paris und London würde er darüber nur gelächelt haben. Der Unterschied liegt blos in der Angewöhnung. Gewiß aber gibt es kein besseres Mittel, die Verläumdung, den Haß, den Neid zu überwinden, als wenn man ihm vergönnt, sich öffentlich zu prostituiren, sich auszuschreien. Die Preßfreiheit ist die Sonne, die dem Gift, das ihren Strahlen ausgesezt wird, seine Kraft allmählich entzieht, während es im Dunkeln dieselbe beibehält, um sie gelegentlich zu äußern. Die Preßfreiheit ist freie Luft, in der der Dampf verfliegt, während er, in einen engen Raum gepreßt, eine zerstörende Gewalt erhält.

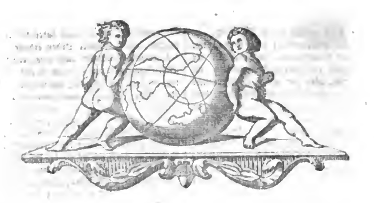
(Die Fortsezung folgt.)

Roman.

Le marchand de Coco par Auguste Ricard. Paris, 1829. 5 Vol.

Es gibt gesezte Leute, die alles Ernstes behaupten, daß die Sitten der Lohnkutscher und ähnlicher Stände in Paris nicht zum Roman taugten und ohne alles Interesse wären. In Frankreich ist diese Meinung unverständiger als in allen andern Ländern, denn im Lauf der Revolution haben wir, glaube ich, erfahren, was das heißt: niedere Stände, hohe Stände! — Im Gegentheil, in dem Leben, in den Sitten und Gebräuchen, so wie in der Sprache und Sinnesart dieser Leute liegt etwas gar Charakteristisches, Eigenthümliches und Kräftiges. Während die fortschreitende Civilisation allen individuellen Typus verwischt, so daß in den sogenannten höhern Ständen sich alles auf ein Haar gleicht, der Comtoirgehülfe dem Pair von Frankreich, die Grisette der Vicomtesse, erhält sich nur in diesen sogenannten untern Ständen das Malerische der Menschennatur mit einer Sprache, in der noch Aufrichtigkeit, Wahrheit und eigenthümliche Farbe zu finden ist. Laster und Tugend sind in dieser Sphäre noch hervorspringend. In den wohlhabenden und reichen Familien, in den Salons ist der Erziehungs- und Abrichtungs-Firniß gleich über alle gestrichen, Alle gleichen sich, keine Haltung, kein Schatten. Alle führen eine schwerfällige und unanständige Komödie in fünf unerträglich langen Akten auf. Unten hingegen, in den kleinen Kramläden, in den Handwerksstätten, auf Gassen, Gäßchen und Plätzen lebt gewissermaßen das mittelalterliche Volksdrama noch frisch fort. Es gehört unser Mangel an ächtem Beobachtungsgeist, unsere Eitelkeit, unsere Vorurtheile und unsere Verblendung, unser Respekt vor vergoldeten Zimmern, schönen Equipagen, wohlbesezten Tafeln, kurz vor der ganzen Phantasmagorie des Reichthums dazu, um selbst geistreiche Schriftsteller an der Bearbeitung dieses noch unberührten Erzgangs zu hindern. Sollte er aber auch nur Eisen geben, so wiegt dieß hier, im Feld der Romandichtung, eben so schwer wie Gold. Es dürfte aber noch lange Zeit hingehen, bevor diese in die niedere Hütten wird herabsteigen wollen, um Wahrheit zu finden. Wer hätte in Frankreich so viel Muth in der Gesellschaft zu gestehen, daß er aus Noth Jahrelang unter diesen Paria's der Civilisation gelebt habe, und dadurch in den Stand gesezt sey, sie nun auf Velinpapier wahrhaft zu zeichnen? So ist es denn auch gekommen, daß die Romane, wo so ein Mann aus dem Volk eingemischt wurde, wenig mehr sind, als eine Mischung von ledernen Spaß- und Paradescenen. Es sind unbestimmte Umrisse, hinfällige Zeichnungen, an denen keine Aehnlichkeit, sondern nur Uebertreibung zu finden ist, Zerrbilder nicht zur Darstellung einfacher Wahrheit, sondern nur zum Lachen aufgerissen. Wenn nur gelacht wird! Dann, meinen diese Leute, sey der höchste Zweck erreicht. Die französische Literatur hat noch kein Buch aufzuweisen, wo Volksphysiognomien wahr und richtig gezeichnet wären. Als erste Versuche dazu müssen Ricard's Romane, le Portier, la Grisette, le Cocher de fiacre, le Forçat libéré, la Vivandière und vorliegender Marchand de Coco angesehen werden. Der Verfasser ist jedoch noch nicht mit sich einig. Sein Styl ähnelt dem von Pigault-Lebrun, hat aber dessen Kühnheit und Freiheit nicht. Auf der andern Seite gleicht er Paul de Kock, dessen Schmutz hier jedoch weislich vermieden ist. Eine Idee herrscht durch all' diese Romane und stellt sich immer von Neuem dar, nämlich daß nur in der Arbeit und Mäßigkeit das Glück zu suchen sey. Um diesen hundertmal in allen Formen durchgedroschenen Saz dreht sich alles herum. Auf diesem Weg freilich wird das Volksleben bei den höhern Ständen nicht viel Interesse gewinnen, glauben die Leute doch in den Salons und Boudoirs nicht einmal, daß die uneleganten Sitten der niedern Klassen einiges Leben und Bewegung hätten. Indessen finden diese Romane doch guten Abgang, und das plebeje Kupfer belohnt den Schriftsteller, der sich freundlich — zu der untern Volksmasse neigt.

Mr.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 64. — 21. Juni 1830.

Kriegswissenschaft.

1) Licht und Schatten, Altes und Neues. An seine Waffenbrüder, von einem invaliden Soldaten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1829.

Die Klagen über den Verfall der Kriegskunst im Frieden sind nichts neues. Schon vor der französischen Revolution erschien eine satyrische Schrift: „Natürliche Dialogen,“ worin die Friedenssoldaten und vorzüglich die Friedensoffiziere troß der großen Erinnerungen an den siebenjährigen Krieg auf eine beißende und sehr treffende Weise verspottet wurden. Eine ernste, kräftige und gründliche Opposition gegen das Unwesen des Friedensmilitärs erhob aber zuerst der berühmte militärische Schriftsteller Bulow, der preußische Unglücksprophet. Seinem Beispiel sind nachher mehrere Andre gefolgt, vorzüglich Bärenhorst, dessen ich vor einigen Jahren in diesen Blättern ehrenvoll gedacht habe. Noch neuere Oppositionsschriftsteller dieser Art citirt der Verfasser Seite 110.

Früher war diese Opposition durchgängig gegen die Uebertreibungen des Kamaschendienstes gerichtet, gegen die unbequeme Tracht, den unvernünftigen Puß, das unnüße Paradiren, das überflüßige Exerciren, die barbarische Behandlung des Soldaten, gegen die Unwissenheit und Rohheit der Offiziere. Man tadelte, daß über dem kleinen Detail der Paradekünste die Kriegswissenschaft selbst vernachläßigt wurde, daß die besten Paradesoldaten die schlechtesten Feldsoldaten, der strengste Paradegeneral der unwissendste Feldgeneral sey; und wie gerecht dieser Tadel war, das haben die ersten Koalitionskriege bestätigt. Seitdem nun ist diesen Uebeln wenigstens großen Theils abgeholfen. Aber, so ist der Mensch immer, von einem Extrem geht er zum andern über. In der neusten Zeit, seit den lezten Kriegen, hat die Opposition eine ganz andre Richtung genommen. Man hört nur noch wenig Klagen über den Kamaschendienst und gar keine mehr über die Unwissenheit der Offiziere, sondern im Gegentheil ganz neue Klagen über die übertriebne Wissenschaftlichkeit, über die falsche Gelehrsamkeit, die im Militärwesen eingerissen ist. Indeß kommt immer die neue Opposition mit jener ältern darin überein, daß beide das gerügte Uebel dem Frieden zuschreiben.

Es ist nun wohl nichts natürlicher, als die Reaktion, die nach jedem Kriege eintritt, und es ist rein unmöglich, das Heerwesen in einem langen Frieden in demselben Zustande zu erhalten, den es im Kriege erreicht hatte. Der praktische Soldat wird also immer über irgend etwas zu klagen haben. Wenn er aber wirklich Dinge rügt, die dem Staat dereinst gefährlich werden können, so verdient er wenigstens gehört zu werden.

Das vorliegende Buch zerfällt in eilf Abschnitte:

1. Physische Beschaffenheit des Kriegers. Hier rügt der Verfasser hauptsächlich, daß man bei der Anstellung von Offizieren in neuerer Zeit lediglich auf wissenschaftliche Bildung, aber gar nicht auf körperliche Kraft sehe, und daß die schwächlichen es auch unter ihrer Würde achten, sich durch körperliche Uebungen zu erstarken, daß der Offizier nur tanzen, reiten und fechten lerne, nicht aber marschiren, Strapazen dulden, Schanzen graben 2c. Er macht darauf aufmerksam, wie schlecht die weichlichen bequemen Herren, die neben der marschirenden Kolonne reiten oder fahren, oder krank zurückbleiben und im Nothfall nur befehlen, aber nicht mit anpacken können, auf den Geist der Gemeinen wirken müssen. Er erinnert daran, daß der Offizier eher ein Held, als ein Gelehrter mit der Brille seyn soll.

2. Kriegerehre. Ueber diesen Punkt kann man dem Verfasser nur halb Recht geben. Er hat gewiß Recht, wenn er es tadelt, daß in neuerer Zeit viele Offiziere, um für aufgeklärt zu gelten, die rein militärische Ehre für ein bloßes Vorurtheil halten, und eine höhere Ehre in ihrer geistigen Bildung suchen. Doch etwas hat er dabei übergangen. Es ist wahr, die militärische Ehre wird jezt von den Offizieren selbst häufig ironisirt, und der Hochgebildete sezt sich darüber weg. Aber es scheint, daß hauptsächlich die Vermischung bürgerlicher und adelicher Offiziere dem Esprit de Corps geschadet hat, daß hauptsächlich die adelichen Offiziere die militärische Ehre, die sie mit den bürgerlichen theilen, in neuerer Zeit geringer schätzen, als die Geburtsehre, die sie sich vor jenen vorausnehmen, und erst wieder im Gegensatz gegen diese schätzen auch wieder die bürgerlichen Offiziere ihre Bildung höher, die sie etwa vor diesen voraushaben, als den Stand, den sie mit ihnen theilen. Diesen Umstand hat der Verfasser übersehn. — Wenn nun aber auch die militärische Ehre durch nichts Besseres ersezt worden ist, so hätte sich der Verfasser doch wohl fragen sollen, ob sie nicht durch etwas Besseres ersezt werden kann? und hier hätte ihm einfallen sollen, daß die stehenden Heere überhaupt als besonderer Kriegerstand mit besonderer Kriegerehre nur etwas Künstliches sind, und daß im natürlichen (d. h. keineswegs im rohen) Zustande die Kriegerehre mit der Nationalehre unmittelbar zusammenfallen muß.

3. Orden. Der Verfasser klagt, daß die Orden durch ihre übermäßige Menge ihren Werth verlieren. Er erinnert an Friedrich den Großen, der im ganzen Verlauf des siebenjährigen Krieges nicht mehr als 72 Orden austheilte. Er bedauert, daß so viele Orden blos aus diplomatischer Konvenienz von befreundeten Höfen schon im Frieden den höhern Offizieren ertheilt werden, und er bemerkt, daß nach diesem System Seydlitz bei Roßbach nur einen, der geschlagne Soubise aber ein ganzes Dutzend europäischer Orden getragen haben würde. Endlich scheint es ihm, wenn Offiziere Orden erhalten, solle die Stimme der gemeinen Soldaten auch etwas dabei gelten, da sonst leicht Schmeichler und Glückspilze den Lohn erhaschen könnten, der dem Verdienst entzogen werde. Er ist der Meinung, eine solche Nachfrage nach dem Urtheil der Gemeinen müßte, wie ehemals im französischen Heere, der Armee einen guten Geist einhauchen. — Der Verfasser mag in Bezug auf die Subalternen Recht haben, allein wenn er von einer Einschränkung des Ordenwesens im Allgemeinen spricht, so übersieht er wohl, daß alle europäischen Höfe deßfalls Eine Sitte angenommen haben, von der nicht leicht mehr ein einzelner abweichen kann, und die eben ihrer Allgemeinheit wegen ganz unschädlich und eine bloße Sache der Konvenienz ist.

4. Beförderungen im Frieden. Der Verfasser macht auf den Unterschied von Friedenssoldaten und Feldsoldaten aufmerksam, und bemerkt, daß im Frieden auch die Friedenskünste, früher der Kamaschendienst, jezt die Wissenschaftlichkeit, den einzigen Maaßstab des Verdienstes abgeben. „Bei den Heeren im Frieden gelten eine Menge Geschicklichkeits- und Thätigkeitsakte, von einigen als Friedenskünste nicht unpassend bezeichnet. Sie bestehen im Exerciren, in der Sorgfalt auf Anzug, Putz, äußere Haltung u. s. w., und sind, weil sie ihren großen Nutzen und die Behörden sie angeordnet haben, keineswegs zu übersehen. Indeß werden sie, da die Thätigkeit der Soldaten in ihnen einen unbeschränkten und fast den einzigen Spielraum im Frieden findet, gewöhnlich viel zu hoch gesezt und fast ins Unendliche erweitert. So entsteht denn eine Art von Kunst oder Praktik, die ich Militärästhetik, oder auch militärische Kleinmeisterei nennen möchte, und welche die Taktik einer jeden Waffe mit einer Seite bereichert, die ihr gewiß nicht angehört. Die Wirkung, nicht auf den Feind, sondern auf das Auge des Zuschauers ist ihr Zweck, eine Truppe in ihrer schönsten Gestalt zu zeigen ihr Ideal.“

Er bemerkt, daß man diese Friedenssoldaten höher stelle, als die alten Feldsoldaten: „Wie nun die Gegenwart immer den Blick auf Vergangenheit und Zukunft verfinstert, so ist es ganz natürlich, daß diese Soldaten gewöhnlich jenen nachgesezt werden; nicht blos von den Behörden, sondern auch von der öffentlichen Meinung, der im Frieden kein anderer Maaßstab, als welchen Parade- und Exercierkünste geben, zur Beurtheilung des Kriegerwerthes zu Gebote steht.“ — „Dieser irrwischartige Schein, den das Afterverdienst von sich zu werfen und dadurch das wirkliche zu verdunkeln weiß, ist das größte Uebel des Friedens: er läßt die Behörden bei dem besten Willen einen Türenne mit einem Marsin, einen Seidlitz mit einem Soubise verwechseln, und kann nach einer Waffenruhe von einigen Jahrzehnden, während wel-

cher die Soldaten, die der Krieg gebildet hatte, entweder vom Schauplatze abgetreten sind, oder, noch schlimmer, sich selbst überlebt haben, bewirken, daß Keiner sich mehr auf dem rechten Platze befindet, und bei Beginn eines Feldzugs die Heere, deren Unterhaltung die besten Kräfte des Staats verschlungen, gewissermaaßen erst neu gebildet werden müssen."

Er bedauert das Loos alter Krieger, die für das Feld geboren, im Frieden nicht mehr am rechten Platze sind. Ein guter Feldsoldat zu heißen, meint er, das sey im Frieden ein sehr zweideutiges Lob. Er schildert ihre Lage sehr treffend: „Ihrer Wunden, der Schlachten, in denen sie dieselben empfangen, wird auf Paradeplätzen und in Theezirkeln nicht gedacht. Sie stehen fast immer allein, indem sie selbst von Freunden und Kriegsgefährten, an die so manche theuere Erinnerung sie knüpft, nicht selten gemieden und jungen, angehenden Kriegern nachgesezt werden. Diese Umwandelung aller Verhältnisse bewirkt daher, daß sie, die allein dir alten geblieben, entweder ganz sich zurückziehen, oder — im schlimmeren, aber leider nicht seltenen Falle — stumpfsinnig in finstern Winkeln den Gewohnheiten und Freuden der Kantonnirungen und Wachstuben nachschleichen. So wird man in den deutschen Heeren jezt wenig Soldaten noch von denen finden, die das Verdienst auf dem Schlachtfelde von gemeinen Kriegern zu Offizieren erhoben hat. Ob man bei einem künftigen Feldzuge nicht Ursache haben werde, diese Männer in die Armeen zurück zu wünschen?" — „Ein **Feldsoldat** ist ein sehr zweideutiges Lob. Man nennt so einen im Kriege zwar braven, aber sonst ziemlich ungeschickten Militär, und der vielleicht die Sitten des Lagers mit in den Salon hinübernimmt. Soldaten mit **solchen** Flecken behaftet machen dem Offizierskörper keine Ehre und lassen die gebildete Welt nachtheilig auf dessen Geist schließen. Ein **wichtiger Grund**, um sie „**auszuscheiden**"; was denn auch gewöhnlich bald nach Unterzeichnung des Friedenstraktats geschieht!! — Doch bedarf es selten dieser Ausscheidung, dieser Trennung verschiedenartiger Elemente durch die äußere Einwirkung — denn die guten Feldsoldaten gehen gewöhnlich **von selbst**, sobald das Friedensverhältniß völlig sich gestaltet, und Trillmeister, Systematiker, berufene und unberufene Censoren für die feine und wissenschaftliche Bildung u. s. w. das Heer auf das Folterbett des Prokrustes legen."

Es scheint dem Verfasser überhaupt ungerecht und unpolitisch, daß man im **Frieden nach dem Verdienst befördere**, da das Verdienst im Frieden immer sehr zweideutig sey. Nur im Kriege, wo das wahre Kriegerverdienst sich bewährt, solle man nach Verdienst befördern, im Frieden aber nach der Anciennetät. Man solle nicht vergessen, daß das Friedensverdienst nur ein Scheinverdienst sey, daß der Ehrgeiz der Emporkömmlinge und der Nepotismus in den Familien auch unlautere Mittel suche und finde, sich dieses Scheinverdienst zu verschaffen, daß gerade die verdientesten Militärs es unter ihrer Würde achten, um dieses Scheinverdienst zu buhlen, und daß die Begünstigung des bloßen Scheinverdienstes beim wahren Verdienst gerechten Unwillen, der Ehrgeiz von Kameraden aber, die einander vorzukommen trachten, unter ihnen selbst beständige Eifersucht und Mißtrauen nähren müsse. — Er macht endlich in diesem Abschnitt noch auf die Mängel jener militärischen Friedenskünste aufmerksam, und hält sie keineswegs für eine vollkommen passende Vorbereitung zum Kriege. Er tadelt, daß die Paradekünste noch immer über die Manövers vorherrschen, und daß die leztern selbst, statt den Krieg nachzuahmen, vielmehr eine falsche Vorstellung vom Kriege erzeugen. Hier verdient besonders folgende Stelle Beherzigung. „Abgesehn davon, daß gute Manövrirer im Frieden es nicht immer im Kriege sind und umgekehrt, können die Manövers bei öfterer Wiederholung sogar **schädlich** werden. Denn ein jedes muß doch einen End- und Zielpunkt, einen Moment der Entscheidung haben, welcher im Kriege, bei aller strategischen und taktischen Ueberlegenheit des einen Theils über den Andern, immer im blutigen Kampfe besteht. Alle Bewegungen, wären sie auch noch so geist- und kunstvoll eingeleitet, müssen auf diesen Kampf hinausgehen, in welchem der Knoten, den sie geschlungen haben, aber nie allein lösen können, endlich durch das gute Schwerdt **zerhauen** wird. So lehrt uns die Geschichte; so namentlich uns Deutsche eine lange Reihe trauriger Erfahrungen! Im Frieden dagegen ist dieses Ziel gewöhnlich die ungünstige Lage des einen Theils, wenn es z. B. dem andern gelungen ist, ihm eine Seite abzugewinnen, ihn von seinen Rückzugslinien abzuschneiden u. s. w. Damit ist denn der Sieg entschieden, und die Sache abgethan: daher die größere Besorgniß um Flanke und Rücken, als sie selbst im Kriege nothwendig ist, daher die von dem Angreifenden unternommenen weiten, oft ganz unpassenden Umgehungen, und endlich der Glaube, daß, wenn eine Flanke blos gegeben, der Rücken bedroht ist, Alles verloren sey. Das Verderbliche dieses Glaubens wird niemand bezweifeln; weniger zugeben wird man mir aber, daß er durch die Friedensmanövres Offizieren und Soldaten recht eingeimpft und in ihnen genährt werde. Denn wirkt nicht die Gewohnheit mächtiger als Vernunft und Lehre? Sieht nun der Soldat, welcher den Krieg nicht kennt, alle Jahre, in einem vielleicht zwanzigjährigen Frieden, daß, nach einer jeden Umgehung, der Umgangene als der Besiegte angesehen wird: wie ist sich da zu verwundern, wenn er

die Meinung, ja die Ueberzeugung, daß Umgehen sey die lezte entscheidende Handlung der großen Tragödie, mit in den Krieg und auf das Schlachtfeld nimmt?“

5. Enthusiasmus. Hier spricht der Verfasser gegen das Haranguiren der Soldaten im Frieden, gegen den vornehmen Ton der Paradereden, die dem Soldaten nicht zu Herzen gehn, gegen die befohlne und eingeexercirte Begeisterung.

6. Fahne. Es scheint dem Verfasser tadelnswerth, daß man in neuerer Zeit die Fahnen nicht mehr mit ins Feuer nehme, sondern hinter das Gefecht in Sicherheit bringe. Er findet einen Widerspruch darin, daß der Soldat schwöre, die Fahne nicht verlassen zu wollen, während sie ihn verlasse. — Es kommt darauf an, ob die Thatsache richtig ist. Ich weiß es nicht.

7. Verfeinerungsbarbarei. Die alten Militärs vor der Revolution, meint der Verfasser, waren in einem steifen Pedantismus befangen, und im stärksten Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer veralteten Regeln und Formeln. Die Siege der Neufranken aber machten diesen Glauben wanken und verwandelten ihn bald in eine „Zweifelsucht an allem, was bisher als gut und nützlich anerkannt worden war, und trieben die Soldaten — vorzüglich die Jüngeren unter ihnen — von dem verflachten Boden der Exercier- und Manövorplätze in die Schluchten und Tiefen m[illegible] Spekulation. Da fanden denn Schriftsteller und andere Stimmführer, daß jene Siege nicht sowohl Folge der Ueberzahl und der Begeisterung der Feinde, und des Genies ihrer auf Schlachtfeldern gebildeten Heerführer waren, nicht sowohl die traurigen Früchte halber, kraftloser Befolgung der guten, alten Regeln — als glänzende Triumphe der Wissenschaft über jene blos mechanisch betriebene Kunst! Die Kriegsführung sey nicht mehr für ein handwerksmäßiges Geschäft anzusehen, nicht blos für ein Problem, welches Eingebung des Genies, Taktik, Tapferkeit und Disciplin der Truppen lösen können — sie sey der Gegenstand gelehrten Wissens und tiefer Abstraktionen; der Sieg aber das Produkt der höheren Intelligenz, von der auch der geringste Offizier des Heeres seinen Theil haben müsse! Solche und ähnliche halbwahre und ganz irrige Behauptungen, die ich aus vielen Schriftstellern anzuführen vermöchte, beweisen, wie arg selbst die neueste Geschichte, ja die eigene nächste Erfahrung gemißbraucht werden kann. Glücklicherweise konnten oder wollten die Machthaber nicht so schnell die Rathschläge befolgen, welche ihnen jene leichtblütigen Stimmführer geben; aber es drang von diesem Geschrei immer noch zu viel in den Geist der Heere: vorzüglich, nachdem auch in der französischen Armee einzelne Krieger auftraten, welche, den deutschen Theoretikern die Hand reichend, aus den Feldzügen und Schlachten ihrer berühmtesten Heerführer Grundsätze und Lehren ableiteten, an welche diese schwerlich gedacht hatten. Es wurde in der bewegten Zeit ganz übersehen, daß diese Schriftsteller nicht eben die ausgezeichnetsten Krieger des französischen Heeres waren, und daß gerade in diesem ein weit weniger wissenschaftlicher und forschender Geist, als in den von ihm besiegten sich befand. Und als endlich auch dieses Heer überwältigt ward — und gewiß weit weniger durch das größere Wissen seiner Gegner, als gerade durch die Mittel, durch die es vorher den Sieg so lange an seine Fahnen gefesselt hatte, — und Europa den lange entbehrten Frieden erhielt: da glaubte man diesen nicht besser, als zur wissenschaftlichen Ausbildung der Heere benutzen zu können. Alle dazu führende Mittel wurden angewendet, z. B. Commissionen errichtet, welche die Bildung der Krieger prüfen mußten, und durch ihre drohenden Ansprüche schon manchen tüchtigen Soldaten, der, den Krieg zu kennen, nur eben erst durch die That gezeigt hatte, aus den Armeen verscheucht haben. Ein Widerspruch lag darin, daß das Werkzeug, welches man kurz zuvor ganz brauchbar gefunden hatte, nun eben so strenge untersucht und fortgesezt daran gebessert wurde, als hätte es wenig getaugt, daß Soldaten, kaum erst aus dem Kriege zurückgekehrt, sich wieder in die Schule desselben begeben mußten, u. s. w. Man übersah aber diesen Widerspruch, und fährt immer noch fort, in dem Gebiete militärischer Spekulation die Schraube ohne Ende zu drehen, und mit rastloser Thätigkeit an der wissenschaftlichen Bildung der Heere zu arbeiten, als führe sie allein zum Siege. — Das Uebel, das mit Kamaschendienst, militärischer Kleinmeisterei, Pedanterei u. s. w. bezeichnet wird, und welches ich die Barbarei der Form und der Kunst nennen möchte, ist, wenn auch noch in den meisten Kriegsvölkern fest eingesessen und im Frieden aus keinem völlig zu verdrängen, jezt weit weniger herrschend als sonst. Allein gerade der Geist der Bildung und Wissenschaft, welcher demselben wohlthätige Gränzen sezte, und es auch immer mehr einengt, hat eine andere mit ihm verschwisterte Krankheit in die Heere geführt, die um so gefährlicher wirkt, da sie, unter einem verführerischen Schein, oft gerade die Besseren ergreift — die gelehrte Pedanterei. — Die alte Pedanterei war im Kriege weniger schädlich; sie trieb ihr eigentliches Wesen gewöhnlich auf Exercier- und Paradeplätzen, und wurde beim Ausmarsch, mit den Zopfmaaßen, Sekundenuhren u. s. w. in der Garnison zurückgelassen: die neue folgt aber dem Heere mit ins Feld.

(Die Fortsezung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 65. — 25. Juni 1830.

Staatswissenschaften.

(Fortsetzung.)

20) Politisch-historische kleine Schriften von August Wilhelm Rehberg; königl. hannöv. Geh. Cabinetsrath rc. Hannover, Hahn, 1829.

Dieses Werk ist zugleich als der vierte Band der sämmtlichen Schriften von Rehberg ausgegeben, und bei Gelegenheit des ersten Bandes ist in unsern Blättern von 1829 Nr. 103 des Verfassers auf das rühmlichste gedacht und sein Verdienst um so mehr hervorgehoben worden, als Rehberg, einer unsrer ältesten, fleißigsten und vielseitigsten Schriftsteller, doch bis zur Sammlung seiner zerstreuten Schriften dem Publikum ziemlich unbekannt geblieben ist.

Der vorliegende Band besteht durchaus aus Rezensionen über einzelne politische Werke, oder aus Gesammtbeurtheilungen berühmter Politiker, namentlich politischer Schriftsteller. Im ersten Abschnitt gibt der Verfasser eine Reihe von Aufsätzen, die sich auf die englische Verfassung und Geschichte beziehen, und ausführliche Urtheile über Hallam, Russel, Creevey, Fox, Sheridan, Sismondi, Ozinsky enthalten. Das Hauptverdienst des Verfassers als Kritiker besteht darin, daß er mit außerordentlicher Treue und Klarheit seinen Gegenstand charakterisirt, den Grundgedanken eines Buchs herausstellt und im Kleinen das Ganze wiedergibt, wobei es ihm mehr darauf ankommt, dem Leser das Urtheil zu erleichtern, als selbst zu entscheiden. Ich halte diese klare Herausstellung des zu besprechenden Gegenstandes für die erste Bedingung einer guten Kritik; allein billig verlangt man dann noch vom Kritiker, daß er ein eignes Urtheil hinzufüge, daß er die Sache wenigstens in einer Instanz zur Entscheidung bringe, und in dieser Hinsicht glaube ich es unserm Verfasser zum Vorwurf machen zu dürfen, daß er uns so selten seine eigne Meinung mittheilt, so häufig blos referirt, dem von Andern Gesagten nur im Allgemeinen zustimmt oder es nur in gewisser Beziehung einschränkt, ohne rund und entschieden seine eigne Ansicht zu geben. Indeß stimmt dieß vollkommen mit dem Charakter der Bescheidenheit und Mäßigung überein, der den Ton und Inhalt aller Rehberg'schen Schriften auszeichnet; und wenn er uns eine klare Uebersicht der Ansichten vieler berühmten Politiker mittheilt, so ist dieß ein historisches Verdienst, das vielleicht rühmlicher ist, als wenn er uns zu zwanzig Theoremen noch ein ein- und zwanzigstes hinzugegeben hätte.

In dem zweiten Abschnitte, welcher vom Naturrecht handelt, beurtheilt der Verfasser die Systeme von Hugo und Haller, und hier hätte er wohl Gelegenheit gehabt,

sich mit mehr Energie zu entscheiden, wenn er nicht gerade hier verrathen hätte, daß er zu sehr Historiker ist, um eine politische Partei zu ergreifen. Denn nachdem er der berühmten Restauration der Staatswissenschaften von Haller ein glänzendes Lob ertheilt und den Grundsätzen derselben beigestimmt hat, erklärt er zum Schlusse Seite 159: „Rezensent hat den großen Ansichten, dem treffenden Urtheile, der reichhaltigen Ausführung und den hohen Gesinnungen, welche die Schriften des Herrn von Haller beseelen, bei jeder Gelegenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen, und anerkannt, wie viel aus seinen Werken zu lernen ist. Aber er darf auch nicht unterlassen, auf die Mängel des von ihm aufgestellten Systems aufmerksam zu machen. Leibnitz hat schon bemerkt, daß die Urheber philosophischer Systeme, die unter einander streiten, weniger Fehler begehen, indem sie falsche Lehrsätze aufstellen, als wenn sie die Behauptungen anderer läugnen: daß sie mehrentheils in ihren eignen Ansichten das Rechte treffen, sich darin aber auf Eine Seite der Sachen beschränken. So fehlt auch nun der Theorie des Herrn von Haller nur ein Gegenstück, worin die menschliche Gesellschaft von der Seite der abhängigen Klassen dargestellt, und die Mittel beurtheilt würden, wodurch sie sich gegen die Uebermacht der Gewaltigen, die den Beruf, welchen er ihnen anweist, Schwache zu schützen und ihnen wohlzuthun, mißkennen, und die Kräfte, welche sie dazu anwenden sollten, gegen ihre Untergebenen richten. Ein solches zweites Werk würde einem dringenden Bedürfnisse unseres Zeitalters abhelfen, welches kaum der Gefahr entronnen, von den Grundsätzen irre geführt zu werden, die Herr von Haller so treffend charakterisirt und so kräftig verspottet, nunmehro in die entgegengesetzte Gefahr geräth, durch den schlechten Erfolg so vieler thörichten und schwachen Versuche, ein Staatsrecht auf Rechten der Menschheit zu erbauen, an allen Ideen über diese Volksrechte, die so viel Interesse erregt, irre zu werden, und sie ganz aufzugeben."

Somit begnügt sich der Beurtheiler, historisch über den Thatbestand der Parteien zu berichten, ohne sich für die eine oder andre zu entscheiden, oder den Versuch zu machen, wie sie sich ausgleichen könnten; und so sind wir denn eigentlich nachher so klug wie zuvor. — Auf dieselbe Weise beurtheilt Rehberg auch Hugos Lehrbuch des Naturrechts. Hugo sagt (S. 111): „Der einzelne Mensch hat durchaus gar kein Recht, insofern die Obrigkeit nicht für gut findet, daß er es habe, und es ihm gibt. Die bürgerliche Gesellschaft beschränkt also nicht etwa die natürlichen Rechte der Menschen, wie es in den gewöhnlichen Systemen heißt, sondern sie schafft sie. Der Verfasser behauptet sogar historisch beweisen zu können, wie die Obrigkeiten, um sich ihr Geschäft zu erleichtern, den Menschen Privatrechte gegeben haben."

Wie sollte Rehberg dieser unvernünftigsten aller möglichsten Behauptungen, die je ein römischer Jurist ausgeheckt, seinen Beifall schenken? Er verwirft sie; allein er verwirft auch auf der andern Seite das, was man das Vernunftrecht, Naturrecht, angeborne Menschenrecht nennt, und macht es auf diese Weise unmöglich, den Herrn Hugo und Haller irgend eine andre haltbare Ansicht entgegenzustellen. Denn auf welches Recht, frage ich ihn, sollen die „abhängigen Klassen", die er in Schutz nimmt, sich stützen, wenn nicht auf jenes Vernunftrecht, das er verwirft? So läßt uns Rehberg überall nur die Gegensätze in der Politik erkennen, wie sie wirklich sind, verstummt aber, wenn es sich davon handelt, auf welcher Seite das Recht sey, oder auf welche Weise das, was sich bei beiden als Halbrecht finden sollte, zum ganzen Recht vereinigt werden könnte.

Im dritten Abschnitt führt uns der Verfasser eine Gallerie berühmter deutscher Politiker und Historiker vor, indem er die Grundansicht und die politische Bedeutung eines jeden charakterisirt. Es sind folgende: Johannes Müller, Friedrich Buchholz, Adam Müller, Fichte, Ernst Moritz Arndt. In der Einleitung zu ihrer Beurtheilung Seite 165 sagt der Verfasser einige Worte, die sehr zu beherzigen sind, und die sehr klar einen der Grundsätze aussprechen, denen auch unser Blatt huldigt. „Es ist immer sehr schwer, ein durchaus gerechtes und treffendes Urtheil über einen Schriftsteller der eigenen Zeit zu fällen, der mit großen Talenten auftritt. Die Eigenthümlichkeit seiner Gedanken, seines Vortrags, seiner Ausdrücke macht einen zu lebhaften Eindruck, und erregt oft Freude darüber, daß auch unsre Tage etwas hervorbringen, das dem Vortrefflichen früherer Zeiten und andrer Völker entgegengesetzt werden kann; bei Lesern aber, die sich in dem geschlossenen Kreise ihrer Kenntnisse und ihres Geschmacks nicht irre machen lassen mögen, Befremden und Mißbilligung. Der verdrießliche Kritiker, der mit seinen Grundsätzen fertig zu seyn glaubte, widerstrebt, wenn er etwas Neues, davon Abweichendes, dem für bewährt Erklärten vorziehen soll. Aus beiden entsteht eine schwankende Bewegung, und ein Streit im öffentlichen Urtheile, welches oft erst nach dem Verlaufe mehrerer Generationen zu vollkommener Festigkeit gelangt. Eben deßwegen aber ist es auch nothwendig, literarische Erscheinungen, die des Eigenthümlichen recht viel haben, die mit lebhaftem Interesse aufgenommen werden und dem Geschmacke eine andere Richtung zu geben vermögen, frühe einer ernstlichen Kritik zu unterwerfen, ehe ihr Einfluß eine Kraft erhält, welcher nicht mehr zu widerstehen ist. Das mehr gesicherte Urtheil einer spätern Zeit vermag alles besser im Verhältnisse zu dem früherhin Hochgeachteten und zu den Umständen der ältern und der neuern Perioden zu würdigen. Es darf indessen die Scheu vor dem Anscheine einer An-

maßung, als habe man sich eines so hohen Standpunktes schon bemächtigt, nicht abhalten, über einen hervorragenden Mann und Schriftsteller der eigenen Zeit ein Urtheil auszusprechen, welches auch wiederum selbst, als ein Erzeugniß derselben, für die spätere Zeit Werth haben kann."

Ueber Johannes Müller äußert sich Rehberg äußerst günstig, und vertheidigt ihn gegen die bekannten Angriffe Woltmanns, obgleich er mehrere kleine Schwächen in Müllers Charakter sowohl als Styl nicht in Abrede stellt. Nur darin scheint seine Vertheidigung zu weit zu gehn, daß sie auch die politische Wetterwendigkeit Müllers mit dem Mantel der Liebe bedeckt wissen will. Was ließe sich nicht alles bemänteln, wenn man so auffallende Handlungen berühmter Männer mit Schonung behandeln wollte! Nein, Woltmann hatte ganz Recht, jenen eiteln Schwelger, der unter der Maske eines prahlhaften Liberalismus die servilste Physiognomie verbarg, der öffentlichen Geringschätzung Preis zu geben, und den eiteln Gelehrten, der, mit unerschütterlichen Grundsätzen sich breit machend, auf ein bloßes Lächeln Napoleons Grundsätze und Treue und Ehre in den Wind schlug, so lächerlich zu machen, als er es verdiente. — Dann spricht sich Rehberg sehr ausführlich über den fruchtbaren Schriftsteller Buchholz aus, dem er Leichtsinn im Urtheilen, über Fichte, dem er sein System und seinen Styl, über Arndt, dem er seine ungestüme und unbesonnene Hitze zum Vorwurf macht, und über Adam Müller, dessen Geist, Gesinnung und Grundsätzen er ein ehrendes Denkmal sezt.

Im vierten Abschnitt werden Schriften über Staatswirthschaft beurtheilt. Es sind deren nicht weniger als 115 und sie gehn von so verschiednen Standpunkten aus, daß wir uns aus Mangel an Raum der Mühe überheben müssen, von der Charakteristik derselben, wie sie Rehberg entworfen, hier nochmals eine Kopie zu geben. Zum Schluß sind biographische Nachrichten über Brandes und Heyne mitgetheilt. (Forts. folgt.)

Kriegswissenschaft.

1) Licht und Schatten, Altes und Neues. An seine Waffenbrüder, von einem invaliden Soldaten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1829.

(Fortsetzung.)

„Bei der großen Regung, welche die neue Zeit in Hinsicht auf Wissenschaft und Kunst in den Heeren verbreitet hat, gibt es wohl kaum ein Feld, auf dem sich nicht auch Offiziere versuchten: die von dem Kriegerleben abziehendsten Gegenstände sind vielen bekannter als die ihnen oft ganz nahe gelegenen Schlachtfelder. In diesen Strudel werden sogar benarbte Krieger mit grauem Barte und kahlem Haupte hineingezogen: manche wallfahrten, mit der Mappe unter dem Arme, in die Hörsäle berühmter Philosophen, setzen sich auf die lange Bank der Jünglinge, schreiben nieder von Identität und Modalität und bringen zwar keine Philosophie, aber doch deren Sprache mit auf die Wachparade. Layen führen dann wohl solche Züge als Beweis des bessern Geistes der Heere an; junge Offiziere hören diesem Lobe begierig zu, und preisen sich glücklich, der jetzigen Zeit, und nicht mehr der finstern ihrer Großväter anzugehören, ja sehen wohl auf die noch übrigen Idioten, welche vielleicht kein Buch, außer dem Reglement, kennen, mit stolzem Mitleid herab! — Zu allen diesen Ungebührnissen kommt der Geist der Kritik, der den Stabsoffizier oder Hauptmann in dem jüngsten Lieutenant einen strengen Richter seiner Anordnungen fürchten läßt. Wenn dieser Geist nicht auf der Stelle den Zweck oder Grund eines Befehles scharfsichtig durchdringt, wenn es noch einen Anführer aus der alten Schule gibt, der, um seiner Anordnung Eingang und Wirksamkeit zu verschaffen, nicht die Ursache davon errathen läßt, sondern sich auf den alten Grundsatz stützt: „es muß geschehn, weil ichs befohlen habe," so gehört, bei der durch den Einfluß der Zeit so unsicher gewordenen Subordination, wirklich eine besondere Kraft des Oberen dazu, um die pünktliche Ausführung eines so gegebenen Befehles ohne vermessene Vernünftelei der Untergegebenen zu bewirken. — Ich hätte noch manches über diesen Gegenstand zu sagen; ich könnte reden von der Halbheit der Bildung vieler Offiziere, von ihrer Sucht, mit dieser überall, und selbst an dem ungeschicktesten Orte, zu prunken, von ihrem leeren Kunst- und Wissenschaftsgeschwätze und ihrem Hange, über die alltäglichsten Gegenstände, und selbst gegen gemeine Soldaten, in gesuchten Phrasen zu reden, von ihrer Begierde, Dienstschriften und sogar Befehle, die nicht anders als trocken seyn können, ästhetisch zu durchwässern — wenn ich nicht befürchten müßte, dadurch meine Schilderung zu überladen, und ihr, die ich doch möglichst allgemein zu halten wünschte, einen zu individuellen Charakter und örtlichen Anstrich zu geben."

8. Kriegsgeschichte. Der Verfasser sucht nun darzuthun, daß das Studium der Kriegsgeschichte den jungen Offizieren bei weitem zuträglicher sey, als die Theorie einer abstrakten Kriegskunst, und er macht beherzigenswerthe Vorschläge zur Beförderung jenes historischen Studiums.

9. Sonst und jezt. In diesem Abschnitt bespricht er hauptsächlich zwei Punkte. Er tadelt zunächst die jezt üblichen Versetzungen und Vermischungen bei den Truppen. Er meint, es wäre besser, wenn so viel als möglich die Gemeinen, wie die Offiziere einer Provinz beisammen blieben, weil schon der heimathliche Dialekt, der Name der Vaterstadt, die Erinnerung an die Jugend ein Band der Vertraulichkeit knüpften und einen Wetteifer des Ehrgeizes er-

zeugten, die dem Geist einer Truppe sehr zu Statten kommen, während die Vermischung fremder Landsleute und die namenlose Bezifferung der Regimenter die Gemüther erkälteten und den Ehrgeiz ganzer Corps in Masse schwächten. — Sodann wünscht er, die Offiziersgrade möchten vereinfacht werden, in der Stufenleiter vom Secondelieutenant bis zum Feldmarschall möchten weniger Stufen und diese fester seyn. Namentlich wünscht er, daß die Obersten und Hauptleute als Mittelpunkte der Regimenter und Kompagnien wieder in ihr altes Ansehn eingesezt werden möchten, dergestalt, daß ihnen die Majors und Premierlieutenants nicht mehr allzu collegialisch über den Kopf wüchsen. Bei dieser Gelegenheit tadelt er auch die Unsicherheit der militärischen Titel. „So wie man durch Orden die Begierde nach den **Zeichen** der Ehre befriedigt, so sucht man durch Ertheilung eines höheren, den Wirkungskreis des Individuums übersteigenden Titels jenem Ehrgeize genug zu thun, dem das Wort so viel gilt als dessen Sinn, der nichtige Schein so viel als das wirkliche Seyn. Demnach kann man an dem Titel nicht mehr den Wirkungskreis erkennen und sieht Obersten gleichmäßig an der Spitze von Regimentern und Schwadronen, Majore eben so vor Bataillonen und Compagnien u. s. w. Dadurch wird dann die so nützliche und die Subordination und Disciplin so sehr unterstützende Abstufung, wenigstens in der äußern Form vernichtet.“

10. **Andeutungen.** Hier wird getadelt, daß man einem Generalstab in unserer Zeit ein zu großes Gewicht beilege, und denselben zu einer hemmenden Fessel für den Feldherrn mache, daß man auch im Felde die Gelehrsamkeit eines Generalstabs dem praktischen Takt eines improvisirenden Feldherrn vorziehe. Auf gleiche Weise wird auch die Zurücksetzung des Linienoffiziers hinter den Stabsoffizier beklagt. — Sodann wird das neue System der Garden, als großer abgesonderter Reserve- und Paradekorps, getadelt. Der Verf. verlangt statt dessen Elitenkompagnien, die, wie in den französischen Heeren, überall im Heer vertheilt, das Beispiel der Tapferkeit geben sollen. — Ferner tadelt der Verf. die Nachsicht, mit der man in neuerer Zeit gewohnt ist, die Kapitulationen und das Gefangenwerden anzusehn. Es scheint ihm wichtig, hier strenger zu verfahren, und es den Kommandirenden nicht mehr so bequem zu machen, ihre Ehre aus der Schlinge zu ziehn, wenn sie sich ohne dringende Noth dem Feinde ergeben haben. Auch hier schiebt er die Schuld zumeist auf die falsche Gelehrsamkeit, die da berechtigt zu seyn glaube, eine Truppe verloren zu geben, wenn sie in den Fall kommt, bei welchem die Lehrbücher die Kapitulation für erlaubt oder nothwendig halten, während hundert Beispiele aus der wirklichen Kriegsgeschichte beweisen, daß ein General von Genie und Muth sich gegen alle Theorie dennoch aus den dringendsten Gefahren zu retten gewußt hat. Daß die geringe Scheu vor Gefangenschaft auch den Geist einer Truppe schwächen müsse, liegt am Tage. — Endlich beklagt der Verf., daß man bei den finanziellen Reduktionen am Militärwesen nützliche Theile wegschneide und unnütze stehn lasse. Er stellt den Grundsatz auf, man müsse so viel als möglich die Wurzel schonen und nur an der üppig wuchernden Krone den Ueberfluß stutzen. Man schmälere, meint er, zu sehr den gemeinen Mann und besonders das wichtige Corps alter Unteroffiziere, während man für die höhern Offiziere und auch für die, im Vergleich mit den alten Unteroffizieren minder wichtigen, jungen Kadetten und Unterlieutenants zu viel verwende.

Zum Schluß empfiehlt der Verf. seinen jungen Kriegskameraden die alte Gottesfurcht, das alte kräftige Schutzmittel des Soldaten, das gewöhnlich seine Tapferkeit unterstützte, während die moderne Aufklärerei nicht weniger wie die moderne vornehme Andächtelei mehr Sache der Schwächlinge seyen als bärtiger Soldaten, die dem Tod ernsthaft in die Augen zu sehn gewohnt sind.

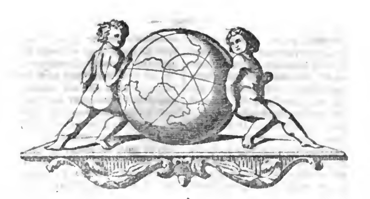
Es ist nun wohl nicht zu verkennen, daß der wackre Verf. die Schatten etwas zu grell aufgetragen hat, denn manches, was er rüge, namentlich die Ueberbildung der Offizieren, ist wohl keineswegs so allgemein herrschend, als es seinem Buche nach scheinen sollte. Indeß kommt es auf ein Mehr oder Weniger nicht an, etwas Wahres ist an der Sache, und sollte das Uebel auch noch so klein seyn, daß man es nur durch eine starke Schattirung bemerklich machen kann, so ist es doch recht gut, daß es bemerklich wird. — Spricht sich vielleicht zu viel Empfindlichkeit in dem Ton des Verfassers aus, so müssen wir uns erinnern, daß diese bei alten tapfern Kriegern, die im Frieden zurückgesezt werden, sehr natürlich ist, und so wie wir sie unter diesem Gesichtspunkt rechtfertigen dürfen, so müssen wir uns auch durch sie keineswegs über den Grund zur Klage täuschen lassen. Etwas, das bitter und heftig gesagt wird, ist deßwegen nicht weniger wahr. Die Leidenschaft im Ton und selbst die Uebertreibung hindern nicht, daß wir nicht die Triftigkeit der Rüge erkennen sollten.

Uebrigens ist zu bedenken, daß die Verhältnisse und Zustände der Armeen im Frieden weit weniger von innern militärischen Organisationen, als von äußern politischen und finanziellen Einflüssen abhängen. Auch der tüchtigste Kriegsminister sieht hier seine Hände gebunden und **kann im Frieden niemals für ein Heer seyn, was der Feldherr für dasselbe im Kriege ist.** Es liegt in der Natur der Dinge, daß jedes Friedensheer ohne einen eignen innern Lebenstrieb sich in die Form und in den Geist schicken muß, den ihm das herrschende politische System, das finanzielle Plus oder Minus, und die Mode der Zeit vorschreiben. Nur im Kriege kommt ein eignes inneres Leben in die Heere, und sie geben sich selbst die Gestalt und den Geist, den vorher die kühnste Berechnung nicht einmal geahnt, geschweige hervorgebracht hätte. Da dieß nun aber, so lange die Welt steht, in jedem neuen großen Kriege geschehn ist, so dürfen wir versichert seyn, es werde wieder geschehn, sobald die Zeit dazu da ist. **Es ist die Natur des Eisens, nur langsam zu rosten, aber sehr bald wieder blank zu werden, wenn man es braucht.**

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

Nr. 62. S. 245. Sp. 1. Z. 4 von oben l. psychische st. physische.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 66. — 28. Juni 1830.

Staatswissenschaften.

(Fortsetzung.)

21) Handbuch der Finanzwissenschaft und Finanzverwaltung. Von C. A. Freiherrn von Malchus, königl. würtemb. Finanzpräsidenten a. D. ꝛc. Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Wer sich einbildet, ein Buch dieser Art könne etwa nur für angehende Finanzminister geschrieben seyn, der würde den Zeitgeist, der solche Bücher hervorruft, stark verkennen. Es ist das konstitutionelle Zeitalter, das über alle Zwecke und Mittel der Regierungskunst vollgültige Aufklärung verlangt und gibt. Wer im neunzehnten Jahrhundert noch nicht konstitutionell ist, verdient es wenigstens zu werden, und wer es ist, dem darf die Kenntniß der Bedingungen, unter welchen eines Landes Wohl befördert oder gehemmt wird, weder verborgen noch gleichgültig bleiben. Insbesondere ist die Kenntniß der Finanzverhältnisse wichtig, da hierauf vorzüglich eines Landes Wohl beruht; allein es ist nicht genug, daß den Kammern vermittelst des Budget jährlich Rechnung abgelegt werde, sondern eine konstitutionelle Nation muß auch überhaupt eine klare Einsicht in das gesammte Staatsvermögen und in das gesammte Staatsbedürfniß haben, um an diesem Maaßstab das Budget richtig messen zu können.

Es kann keine Frage seyn, daß, so wie das konstitutionelle System, so auch die wissenschaftliche Aufklärung aller Zweige der Politik in neuerer Zeit zuerst von England und Frankreich ausgegangen. Eben so gewiß aber ist, daß die meisten einzelnen Staatswissenschaften, und insbesondere auch die Finanzwissenschaft erst von den Deutschen gründlich und umfassend zur systematischen Vollendung gebracht worden ist. Indeß dünkt es mich, sey das deutsche Verdienst der fleißigen Kombination und systematischen Anordnung doch wohl nicht höher anzuschlagen, als das Verdienst der Erfindung, der ersten Aufstellung großartiger Principe, das den Engländern und Franzosen zukommt, und wenn Herr von Malchus deßfalls unsre Justi, Jakob, Lotz, Fulda über Adam Smith und Say sezt, so ist dieß vielleicht etwas zu patriotisch.

Sein Werk selbst ist ein Meisterstück der Kombination und des Scharfsinnes. Es ist wahr, den Deutschen gebührt der Ruhm wahrer Wissenschaftlichkeit, unpartheyischer allseitiger Herbeiziehung und Berücksichtigung aller abweichenden oder nur nüancirenden Ansichten, und architektonischer Genauigkeit in der Konstruktion eines Systems, in der scharfen Scheidung der Hauptsache und der Nebensachen, jener tabellarischen Klarheit und geometrischen Anschaulichkeit, die in den genialen und beredten Werken

unsrer Nachbarn gar oft fehlt. — Der Verfasser scheidet zuerst die reine Finanzwissenschaft als solche aus. Sie soll lehren, unter allen Umständen für jeden beliebigen Staatszweck auf die möglichst schonendste und leichteste Weise Geldmittel herbeizuschaffen, und ihre einzige Bedingung ist demzufolge die Statistik, die Kenntniß aller im Land und Volk liegenden möglichen Finanzquellen. Der Verfasser gibt zu, daß die Nationalökonomie eigentlich jener Finanzwissenschaft übergeordnet seyn sollte, d. h., daß die größtmögliche Kultur des Landes und der größtmögliche Wohlstand der Nation eher in Frage kommen sollte, als die oft zufälligen und überspannten Bedürfnisse eines Staats, der jenen Wohlstand des Volkes aufzehrt; desgleichen gibt der Verfasser zu, daß das Staatsrecht, welches es auch sey, auf die Einschränkung oder Ausdehnung der Finanzoperationen immer einen bedeutenden Einfluß übe; allein er sagt mit Recht, daß die Vereinbarung der Finanzoperationen mit den Zwecken der Nationalökonomie und mit den Vorschriften des Staatsrechts eine Aufgabe der Finanzpolitik sey, der es zukomme, in jedem Falle zu bestimmen, welches Finanzmittel gerade in diesem Augenblick und unter diesen Umständen zu ergreifen sey, während die reine Finanzwissenschaft nur alle möglichen Mittel und die beste Art, sie zu benutzen, angibt. Diese Unterscheidungen sind äußerst scharf und lichtvoll. — Das Werk enthüllt uns nun die reine Finanzwissenschaft unabhängig von jenen anderweitigen Fragen der Nationalökonomie und des Staatsrechts; allein wir sehn mit Vergnügen, daß je die richtigste Rechnung des Finanzministers mit der Rechnung des Nationalökonomen und konstitutionellen Tribunen, daß der gewägteste Vortheil des Schatzes auch mit dem der Nation zusammenfällt. Die klügste Finanzoperation erscheint auch allemal als die gerechteste. Jede Zerstörung, welche die unkluge Habgier des Schatzes im Nationaleinkommen anrichtet, wird am Schatze selbst wieder heimgesucht. Insofern enthält das vorliegende System der Finanzwissenschaft lauter konstitutionelle Grundsätze, ohne sie aus irgend etwas anderem, als aus dem Finanzvortheil selbst abzuleiten. Das vorige Jahrhundert empfahl das Recht um seiner selbst willen; das unsre empfiehlt es um des Vortheils willen, und das ist der wahre Entscheidungsgrund in der Praxis.

Der erste Theil des Werks beschäftigt sich mit dem Staats-Einkommen. Dieß besteht in Domainen, Regalen und Steuern. Was die Domainen betrifft, so will sie der Verfasser, namentlich in größern Staaten, möglichst eingeschränkt wissen, indem er den Grundsatz der Nationalökonomie: Alles, was von Allen benutzt werden kann, soll auch Allen überlassen bleiben, auch aus finanziellen Gründen bestätigt. Er zieht daher bei der Alternative, entweder die Domainen zu veräußern, oder die Steuern zu erhöhen, das erstere vor. Uebrigens hängt es, seiner Ansicht nach, von Lokalumständen ab, welche Benutzungsart der Domainen besser sey, die eigne Verwaltung durch Beamte, oder Verpachtung. In jedem Fall aber verlangt er die eigne Verwaltung möglichst vereinfacht und beim Pachtsystem die Erbpacht für Hauptnutzungen, die Zeitpacht für Nebennutzungen. In Betreff der Bergwerke ist er der Meinung, es sey gut, sie schnell auszubeuten, die Schätze in der Erde nicht zu lange zu sparen, da ein fortwucherndes Kapital besser sey, als ein todtes. Allein hier muß entgegnet werden, daß einerseits die zu schnelle Vervielfältigung eines Produkts dessen Werth herabsezt, andrerseits das bewegliche Kapital, obgleich es wuchert, doch auch eher verloren gehn kann, ohne wieder ersezt zu werden. Dieß gilt besonders von Bergwerksprodukten, deren Mangel späterhin, wenn man sie zu früh vergeudet hätte, sehr fühlbar werden würde. Einige Mineralien sind gewiß so sehr zu schonen, wie die Wälder, weil sie gleich dem Holz unentbehrlich sind.

Ueber die Regale stellt der Verfasser die richtigste Ansicht auf. Er sieht sie als öffentliche Institute zum Besten aller Staatsbürger an, welche der Staat nur insofern allein verwalte, weil sie ihrer allgemeinen Bestimmung und ihres Umfangs wegen nicht von Privatunternehmern geleitet werden könnten, keineswegs aber sieht er sie als Finanzquellen an, die blos dazu da seyen, die Regierung zu bereichern. Der Staat müßte diese Institute auch dann pflegen, wenn sie ihn mehr kosteten, als einbrächten, und nur insofern hat er ein Recht auf ihren Gewinn. Doch auch davon abgesehn, zeigt der Verfasser, daß die schonendste und billigste Verwaltung der Regierungsmonopole immer zugleich die einträglichste sey; so z. B. die der Münze. Die Münze gilt so viel, als ihr Gepräge aussagt, wenn ihr Gehalt nur um den Schlagschatz, d. h. um so viel geringer ist, als die Prägung kostet. Insofern hat die Regierung keinen Nutzen davon. Will sie nun aber einen Nutzen davon haben und verringert sie den Gehalt der nämlichen Münze noch um mehr als den Schlagschatz, so betrügt sie sich nur selbst, und erlangt nicht nur nicht den gehofften Nutzen, sondern fällt sogar in Schaden, denn nunmehr wird der Gehalt der Münze nicht mehr ihrem Nennwerth gleich angenommen, sondern man nimmt sie nur noch nach ihrem reinen Gehalt an, und die Regierung verliert den Schlagschatz selbst, der ihr auf dem ersten Wege vergütet blieb. Ueberdieß werden schlechte Münzen immer öfter als gute nachgemacht, und im Verkehr immer ins Land zurückgedrängt, woraus Stockung entsteht. — Auch die Post soll, abgesehn davon, daß sie nicht als Finanzquelle, sondern als nothwendiges Institut anzusehn ist, sich Billigkeit zum Gesetze machen, um mehr einzutragen. — Gegen die sogenannten fiskali-

nischen Rechte, Strafgelder, Schutzgelder ꝛc. erklärt sich Herr von Malchus ausdrücklich, und zwar aus dem Grunde, weil sie das Kapital der Nation angreifen, da doch die Regierung alles, was sie vom Volk zieht, nur von den Zinsen seiner Kapitale ziehn soll.

Dieß ist einer der wichtigsten Grundsätze, die sofort bei der Untersuchung der Steuern zur Sprache kommen. Wir wollen diese Grundsätze nach der Reihe aufstellen: 1) Nicht das Volk, auch nicht einzelne Klassen des Volks, sondern nur die einzelnen Individuen sind zu besteuern. 2) Jeder Staatsgenosse, mit einziger Ausnahme des Staatsoberhauptes, hat die Pflicht, dem Staate zu steuern, weil er ein Recht genießt, das der Staat ihm schützt. 3) Jeder Staatsgenosse soll verhältnißmäßig dem andern gleich besteuert werden. 4) Kein Staatsgenosse soll mit seiner Person steuern, sondern nur mit seiner Habe, da Personaldienste die Gleichheit aufheben, (hieher gehören die Einquartirungen, die Hand- und Spanndienste, die immer nur Einzelnen zur Last fallen und Andern nicht, die daher nicht als Steuer gefordert, sondern jedem, der sie leistet, vergütet werden sollen). 5) Nicht das Nationalgut, noch Gemeingut kann besteuert werden, sondern nur das Privatgut. 6) Jedes Privatgut muß besteuert werden. 7) Jedes muß verhältnißmäßig gleich besteuert werden. 8) Nicht das Vermögen selbst, sondern nur der Ertrag, und wieder nicht der Bruttoertrag, sondern nur der Nettoertrag soll besteuert werden. 9) Die Steuer darf niemals ihre Quelle erschöpfen, den Steuernden ruiniren, das Gewerbe hemmen oder zerstören. 10) Die Steuer soll nach Regeln der Baukunst die größte Last mit der geringsten Ansteengung tragen lassen, so daß die Menge derer, die wenig steuern, und der Reichthum der wenigen, die viel steuern, beiden die Last erleichtert. 11) Die Art, die Steuer einzuziehn, soll mindest kostspielig seyn, damit sie nicht schon im Voraus einen zu großen Theil derselben verzehrt. 12) Die bei der Einziehung zu beobachtenden Formen sollen nicht lästig seyn, da die Erfahrung lehrt, daß die Art, wie man Steuern eintreibt, die Steuer oft verhaßter macht, als der Betrag der Zahlung selbst.

Der Verfasser behält die bekannte Eintheilung in direkte und indirekte Steuern bei, wovon die erste auf den Besitz, die zweite auf den Genuß umgelegt wird. Die direkten sind theils Personal-, theils Realsteuern. Personalsteuern sind die Kopfsteuern und die Klassensteuern. Herr von Malchus ist nicht geneigt, die Kopfsteuer in dem Maaß zu verwerfen, wie es Andre gethan haben. Zwar gibt er zu, daß es ein Mißverhältniß ist, wenn der arme Bauer mit Frau und sieben Kindern neunmal mehr Kopfsteuer zahlen muß, als der reiche von seinen Renten zehrende Hagestolz; doch in Erwägung des geringen Betrags dieser Steuer, die auch den Armen nicht sehr drückt, und der großen Menge von Steuernden, welche dennoch im Ganzen eine sehr beträchtliche Summe zusammenbringen, findet der Verfasser die Kopfsteuer passend. Wir sind nicht seiner Meinung, denn nirgends ist die von ihm selbst empfohlene Gleichheit der Steuerbelastung weniger möglich, als gerade bei dieser Kopfsteuer, und es ist gewiß, daß selbst eine geringe Kopfsteuer einem Vater vieler Kinder drückend wird. Ueberdieß streitet diese Steuer auch mit dem Grundsatz des Verfassers, daß man nur am Zins, nicht am Kapital steuern dürfe. Der Kopf aber, überhaupt die Person, ist nur Kapital. Die Klassensteuer, die gewisse Rangklassen zu zahlen haben, verwirft der Verfasser unbedingt, weil der Rang nicht nothwendig Reichthum voraussetzen lasse. Mit Recht. Geht der Rang aus dem Verdienst hervor, so wäre es eine Schande, ihn zu besteuern. Wird er angeboren, so heißt, das Individuum dafür besteuern, es dafür bestrafen. Diese Klassensteuer, das lezte Ueberbleibsel des uralten Wergeldsystems, ist jezt wohl überall aufgehoben. — Anlangend die Realsteuern, so ist die wichtigste die Grundsteuer, die auch allgemein als die Hauptquelle des Staatseinkommens betrachtet wird. Die Schwierigkeit hierbei liegt in einer richtigen Taxation der Güter. Herr von Malchus verwirft jede andre Veranschlagung außer der nach dem mittleren reinen Ertrag der Güter. Die Größe, der Kauf-, der Pachtschilling, der rohe Ertrag sind weit minder richtige Maaßstäbe, die leicht zur Ungerechtigkeit verleiten. Noch empfiehlt der Verfasser hiebei insbesondre die periodische Erneuerung der Taxationen, da die Erfahrung lehrt, daß die Werthverhältnisse mit der Zeit sich ändern. Bei der Gebäudesteuer demselben Grundsatz folgend wie bei der Grundsteuer, verlangt er, man solle dieselbe einzig nach dem Miethwerth, keineswegs nach dem Kaufpreise oder nach der Größe oder gar nach der Zahl der Fenster und Thüren, wie wohl sonst geschah, taxiren. — Der Gewerbesteuer zieht er die Patentsteuer vor, weil sie die Gewerbthätigkeit in höherm Maaß befördre und sicherer zu berechnen sey. Die Besoldungssteuern verwirft er mit vollem Rechte ganz und gar, weil sie ein förmlicher Kontraktbruch ist, sofern sie die für den Dienst bedingte Summe schmälert. Auch die Kapitalsteuer wird vom Verfasser aus dem Grunde nicht gebilligt, weil sie zur Folge habe, daß viele Kapitalien verheimlicht oder im Ausland und nicht mehr im Inland benuzt werden.

Zu den indirekten Steuern gehören zunächst alle Arten von Gebühren, welche für die Benutzung von Staatsanstalten gezahlt werden. Hier verlangt der Verfasser vor allen Dingen, daß der Staat die Benutzung nützlicher Anstalten nicht durch Uebertheurung der Gebühren erschwere, und daß er keine schädlichen Anstalten, wie z. B. Lotterien, Spielhäuser ꝛc. in der eigennützigen Absicht

errichte, die Unterthanen zu plündern. Dasselbe gilt von den Zöllen. Sie sollen für den Verkehr, nicht gegen ihn eingerichtet seyn. Sie sollen nicht unmittelbar das Staatseinkommen, sondern das Nationaleinkommen und erst mittelbar durch dieses das Staatseinkommen bereichern. Hier stimmt Herr von Malchus vollkommen mit Say überein, und erklärt sich aus rein finanziellen Gründen nicht weniger entschieden gegen das Prohibitivsystem und die hohen Zölle, besonders aber gegen die Einfuhrzölle. Die Durchfuhrzölle will er, weil der Transitohandel dem Lande augenscheinlich Vortheil bringt, ganz aufgehoben oder doch in jedem Fall nur so hoch gesteigert wissen, als sich die Kosten für Erhaltung der Wege, Brücken etc. belaufen, die durch die Durchfuhren am meisten leiden. — Die wichtigsten indirekten Steuern sind indeß die Konsumtionssteuern. Sie sind um so passender, als sie am leichtesten zu erheben sind, und auch immer lieber bezahlt werden als direkte Steuern. Zwar scheint es wiederum Unrecht, daß der Arme sein Brod, Fleisch, Bier, Wein etc. eben so durch die Steuer vertheuert erhalten soll, als der Reiche; allein der Reiche braucht auch mehr und hat andre Bedürfnisse, für die er allein steuert.

(Der Beschluß folgt.)

Kriegswissenschaft.

(Beschluß.)

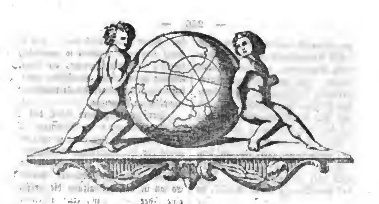
2) Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker nach den Quellen bearbeitet von F. von Kausler, Hauptmann in königl. würtemb. General Quartiermeisterstab, Ritter mehrerer Orden. Ulm, im Verlage der Stettin'schen Buchhandlung. Erster bis dritter Band, 1825 bis 1828.

3) Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen und Treffen aller Völker. Von demselben. Daselbst. Erster bis dritter Band, 1825 bis 1829.

4) Synchronistische Uebersicht der Kriegsgeschichte, der Fortschritte der Kriegskunst und der gleichzeitigen Quellen. Von demselben. Daselbst. Erster, zweiter, dritter Zeitraum. Folio. 1825 bis 1829.

Diese Werke sind bisher nur von Militärs für Militärs rezensirt worden. Da sie aber auch für jeden Freund der Geschichte und für das gebildete Publikum überhaupt von Interesse sind, so glauben wir ihrer auch in diesen Blättern gedenken zu müssen. Namentlich gehn die ersten beiden Werke über den engen Kreis der Kriegswissenschaft hinaus und können für jeden Gebildeten eine unterhaltende und belehrende Lektüre werden. Daß man in neuerer Zeit weniger als bisher das militärische und politische Element in der Geschichte der Völkerkämpfe trennt, ist gewiß löblich. Man bringt einerseits in die Kriegswissenschaft ein historisches Element, indem man ihre allmählige praktische Ausbildung untersucht, und andrerseits bringt man auch in die Geschichtschreibung ein militärisches Element, indem man nicht mehr blos im Allgemeinen die Resultate eines Krieges anführt, sondern auch anfängt, ein wenig auf die Mittel des Sieges, auf das Genie der Feldherrn, auf die Art der Operationen und auf die dabei angewendete strategische und taktische Kunst einzugehn. Namentlich haben die Kriege Napoleons hierzu beigetragen. Er hat alle Geschichtschreiber der neuern Zeit ein wenig militärischer gemacht. Und gewiß, aus welchen politischen Ursachen auch die Kriege entstehn mögen, die Folgen hängen fast immer nur von dem militärischen Benehmen, von der Kriegskunst ab. Dieß haben uns die lezten großen Kriegsjahre sehr auffallend bestätigt, und Eines Kriegers Kunst war das ganze Geheimniß der Weltgeschichte innerhalb zwanzig verhängnißvoller Jahre. Auch die ältere Geschichte erhält durch die Rücksicht auf das militärische Element eine neue Aufklärung, und manches tritt uns darin deutlicher als bisher entgegen, wenn wir zu dem, daß ein Held der Vorzeit siegte, auch noch erfahren, wie er siegte. In dieser Beziehung sind die vorliegenden Werke sehr belehrend. Die Kriege der Alten treten darin in ein schönes Licht; da indeß über die Alten auch in militärischer Hinsicht schon sehr viel geschrieben worden ist, so dürfte besonders die Darstellung des mittelalterlichen Kriegswesens interessant werden, das noch gar sehr im Dunkel liegt. Der vierte Band der Kriegsgeschichte wird mit der Darstellung der Kreuzzüge beginnen.

Die Kriegsgeschichte stellt den Gang des Kriegswesens im Großen dar, das Wörterbuch gibt detaillirte Schilderungen jeder einzelnen Schlacht oder Belagerung, die Tabellen enthalten die strenge wissenschaftliche Kontrolle über das Ganze, das jezt bis ins Mittelalter fortgeschritten ist. Noch beabsichtigt der fleißige Verfasser einen Atlas der Schlachten, um die Kriegsgeschichte auch den Augen anschaulich zu machen, was um so passender ist, als die Kriegszüge wie die Ströme gewöhnlich bestimmte Richtungen nehmen, daher gewisse Gegenden nur sehr selten, andre dagegen, wie die Ebne von Leipzig, von Liegnitz, die Lombardei, die Niederlande etc. sehr oft vom Kriegsgetümmel überschwemmt werden.



Literatur = Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 67. — 2. Juli 1830.

Staatswissenschaften.

21) Handbuch der Finanzwissenschaft und Finanzverwaltung. Von C. A. Freiherrn von Malchus, königl. würtemb. Finanzpräsidenten a. D. ꝛc. Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

(Beschluß.)

Indeß verlangt der Verfasser mit Recht, daß die Konsumtionssteuer den Armen möglichst erleichtert werde, dadurch, daß die nothwendigsten Lebensbedürfnisse auch am niedrigsten und die minder nöthigen stufenweise immer höher besteuert werden, also Getreide, Mehl, Brod am niedrigsten, Fleisch und Getränke schon etwas höher ꝛc. In keinem Fall dürfen dringende Lebensbedürfnisse durch die Besteurung so sehr vertheuert werden, daß wirklicher Mangel und Hungersnoth dadurch herbeigeführt werden könnte; ja die Steuer darf nicht einmal so hoch seyn, daß sie nur die Konsumtion vermindert, weil dann eben auch die Steuersumme vermindert wird. Uebrigens soll diese Steuer stets nur auf den lezten Verzehrer fallen, eine sehr wichtige Regel, weil, wenn sie schon auf den ersten Producenten fällt, dieser die Steuer eher bezahlen muß, ehe er sich durch den Verkauf dafür wieder bezahlt machen kann, was für ihn ein sehr lästiger Vorschuß ist. Dieß ist z. B. bei der Moststeuer der Fall. — Daß der Verf. die Luxussteuer verwirft, können wir nicht billigen. Es ist wahr, sie wird hauptsächlich von todten Kapitalien bezogen, und man soll nur Zinsen, nicht Kapitale besteuern; allein hier tritt eine noch wichtigere Rücksicht ein. Der Reiche kann und wird gern die Luxussteuer zahlen, wenn er bedenkt, mit wieviel saurer Mühe der arme Bauer seine Steuern erarbeitet. Jede Summe, welche die Reichen, unter welchem Titel es auch sey, beisteuern, ist eine Erleichterung der Armen, und kein Titel scheint passender, als der einer Luxussteuer, weil Luxus nicht nur den Besitz, sondern auch den Genuß großer Reichthümer beurkundet. Die Erfahrung lehrt, daß noch nie ein Staat durch zu große Besteurung der Reichen gelitten hat, während eine Menge Nationalunglück, Revolutionen ꝛc. historisch nachzuweisen sind, die Folge der zu hohen Besteurung der Armen waren.

Der Verf. gedenkt mit wenig Worten auch der Oktroi-Gebühren, Kommunalsteuern ꝛc., welche den Staatsgenossen noch neben den Staatssteuern mehr oder weniger bedeutend belästigen, und er verlangt, sie sollen nie so hoch gesteigert werden, daß sie das Staatseinkommen beeinträchtigen könnten. Er hätte aber die Sache eben so gut auch umkehren und sagen können, die Staatssteuer soll nie so hoch seyn, daß sie die Gemeinden von örtlichen

Verbesserungen abhalten, lüderlich machen und ruiniren könnte. Ueberhaupt ist diese Ausgleichung zwischen Staats- und Kommunalsteuern ein Gegenstand, der eine ausführliche Erörterung verdiente. Ist eine Gemeinde durch Krieg, Brand, Wassersnoth, Mißwachs ꝛc. herabgekommen, oder erfordert ihre günstige Lage Bauten und Einrichtungen, die sich erst spät bezahlt machen, vorläufig aber viel kosten, so daß die Gemeindeglieder große Anstrengungen für lokale Zwecke zu machen haben, so sollten derselben die allgemeinen Staatslasten nicht blos auf dem zufälligen Wege der Gnade, sondern auf dem sichern Wege des Rechts erlassen oder ermäßigt werden. Auch wo zu wünschen ist, daß eine Provinz gewisse Artikel, an denen sie Mangel leidet, reichlicher einführe, dürften Zoll und Konsumtionssteuern für sie ausnahmsweise herabzusetzen seyn. Namentlich sollte jedes große Reich in Bezug auf die Einfuhr in seinen Provinzen die Bewässerungskunst der Aegypter oder Aelpler nachahmen und das Einströmen in dem Maaß hemmen oder fördern, in welchem es verschiedene Gebietstheile verschiedentlich erfordern.

So weit die verschiednen Arten des Staatseinkommens. Der Verfasser handelt nun von der Erhebung dieses Einkommens. Die Finanzpächterei, wie sie ehemals in Frankreich Statt fand, verwirft Herr von Malchus völlig. Es ist notorisch, daß sie auf Kosten der Unterthanen und des Staates selbst nur einige privilegirte Blutsauger bereicherte. Die eigne Verwaltung durch Beamte will aber der Verfasser dergestalt organisirt wissen, daß es keineswegs den Beamten eines Departements oder Kreises überlassen bleibe, eine gewisse Steuersumme in Bausch und Bogen auf die Bevölkerung zu repartiren, sondern daß genau angegeben werde, wieviel jede besondre Klasse von Steuern von jeder besondern Klasse steuerbarer Gegenstände eingetragen habe. Dieß ist wichtig, theils um bei der Repartirung Willkühr zu verhüten, theils um die Finanzquellen des Landes beständig übersehn zu können. Ferner hält der Verfasser die Anticipation, d. h. das Vorausfordern der Steuern vor dem gesetzlichen Zahlungstermin, so wie die Suspension der Staatsausgaben für sehr gefährliche Finanzmittel. Dagegen rühmt er das Papiergeld, sofern es nicht unter seinen Nennwerth herabsinkt. Die Schnelligkeit und Beweglichkeit dieses Geldes, die Leichtigkeit, es auf der Stelle herbeizuzaubern, und mit großen Kapitalien operiren zu können, empfiehlt es sehr; nur darf es nicht durch zu starke Emissionen werthlos gemacht werden. Auch findet es der Verf. sehr löblich, durch auswärtige Anleihen fremde Kapitalien ins Land zu ziehn, wenn nur die Zinsen nicht zu hoch anlaufen. Er spricht sich deßfalls sehr ausführlich über das Staatsschuldenwesen aus und über die Mittel, wie der eingerissenen Schuldentilgungsnoth am besten zu steuern sey. Er prüft das Verlosungs-, das Rentirungssystem ꝛc., findet aber keine Methode so zweckmäßig als die des Fundirens, d. h. die Methode, die Staatsschuld für unaufkündbar zu erklären, die Zinsen sofort herabzusetzen und durch einen zunehmenden Tilgungsfond das Kapital selbst allmählig zu schmelzen.

Der zweite kleinere Theil des Werks handelt von der Verwaltung der Finanzen. Die Befugnisse des Finanzministers sollen nicht so weit ausgedehnt seyn, wie sie es vor der Revolution in Frankreich waren, doch auch nicht so eingeschränkt, wie ehemals in Preußen, wo verschiedene Provinzen besondre Provinzialminister hatten. Es soll in der Verwaltung die größte Einheit herrschen, eine Idee, ein Plan, eine allgemeine Norm, und ein Haupt. Der Minister soll die Unterbehörden leicht übersehn können, und keine selbstständige Zwischenbehörde soll den Einfluß des Ministers bis zum äußersten Gliede der Finanzverwaltung hemmen. Die untergeordneten Finanzdistrikte dürfen nicht zu groß und nicht zu klein seyn, damit weder die Verwaltung leidet, noch unnützes Personal gefüttert wird. Weil die staatspolizeiliche Administration und die Rechtspflege mannichfach ins Finanzwesen eingreifen, ist es zweckmäßig, die Finanzdistrikte mit den Administrations- und Justizdistrikten, also mit Departements, Kreisen, Oberämtern ꝛc. zusammen fallen zu lassen. Damit man aber im Personal so viel als möglich erspare, ist es besonders bei Verwaltung der Domainen und Regale nöthig, vereinzelt liegende kleine Parzellen lieber zu veräußern, als dadurch die Verwaltungskosten über Gebühr zu vervielfältigen. Auch erklärt sich der Verfasser gegen die Steuer in Naturalien, welche die Verwaltung schwieriger macht und überdieß der Steuer in Gelde schon deßwegen nicht gleichkommt, weil bei Naturalien nie die Gleichheit zu erzielen ist, die dem Gelde inwohnt.

Endlich geht der Verfasser zu den Staatsausgaben über, die er in die stetigen und in die wechselnden, gewissen und ungewissen, und ferner in den Personal- und Realaufwand eintheilt. Allen andern Ausgaben voran geht die Civilliste. Der Verfasser gibt eine tabellarische Vergleichung über die Civillisten in den bedeutendsten konstitutionellen Staaten, wonach die polnische die größte ist, weil sie ¼ des Staatseinkommens beträgt, die englische aber die geringste, mit Ausnahme der Nordamerikanischen, die noch einige hundert Mal geringer ist. Die englische Civilliste beträgt 1,057,000 Pfund Sterling, (ungerechnet Apanagen und Kroneinkünfte); die französische 25,000,000 Franken, (ebenfalls nur für die Person des Königs); die niederländische 2,100,000 fl.; die schwedische 718,500 Rthlr.; die norwegische 97,861 sp. Thlr.; die spanische 50,589,500 Realen, die bayrische 3,005,000 fl.; die würtembergische 850,000 fl.; die badische 1,151,365 fl.; die großh. hessische 835,127 fl.; die

polnische 10,000,0000 fl.; die Civilliste des Präsidenten der vereinigten Staaten 5000 Pfund Sterling. Dieß nach dem Staatseinkommen berechnet, so beträgt die polnische Civilliste $\frac{1}{3}$ der polnischen Staatseinnahme, die badische $\frac{1}{4}$, die hessische $\frac{1}{7}$, die bayrische $\frac{1}{8}$, die spanische $\frac{1}{10}$, die würtembergische und schwedische $\frac{1}{12}$, die norwegische $\frac{1}{21}$, die niederländische $\frac{1}{28}$, die französische $\frac{1}{25}$, die englische $\frac{1}{27}$, die nordamerikanische $\frac{1}{1000}$. Der Zahl der Bevölkerung nach, haben je 1000 Individuen jährlich zur Civilliste beizutragen, im Großherzogthum Hessen 1408 fl., in Baden 1008 fl., in Würtemberg 772$\frac{5}{8}$ fl., in Bayern 743$\frac{3}{4}$ fl., in Schweden 722$\frac{7}{8}$ fl., in England 658 fl., in Spanien 604$\frac{1}{4}$ fl., in Polen 567 fl., in Frankreich 463 fl., in Preußen 345 fl., in den Niederlanden 343$\frac{3}{4}$ fl., in Norwegen 243$\frac{7}{8}$ fl., in Nordamerika 5 fl.

Bei den Dienstbesoldungen ist der Verfasser abermals gegen die Bezahlung in Naturalien, weil sie immer ungleich ausfallen muß und zu Uebervortheilung Anlaß gibt. In Betreff der Pensionen soll das System gelten, nach welchem nicht das Lebensalter, sondern das Dienstalter den Maaßstab der Pensionserhöhung abgibt, und die Pension soll stufenmäßig mit den Dienstjahren steigen. Nur beim Militär soll hiervon eine Ausnahme gemacht werden, und hier lediglich die Hülfsbedürftigkeit der Invaliden entscheiden. So soll auch bei Wittwenpensionen die Hülfsbedürftigkeit allein zum Maaßstab genommen werden.

Der Realaufwand umfaßt alle Ausgaben in den Departementen der Justiz, des Innern, des Kriegs, der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen. Sofern es aber nicht in der Befugniß des Finanzministers liegt, diese Ausgaben zu erhöhen oder zu ermäßigen, sondern ihm nur die Aufgabe gestellt ist, sie, mögen sie nöthig seyn oder nicht, zu decken, so glaubt der Verfasser in einem Werk über die reine Finanzwissenschaft auch nicht alle die kitzlichen Fragen aufwerfen zu dürfen, die sich hier von selbst aufdrängen, jene großen Fragen der Ersparung, der ökonomischen Verwaltung eines jeden Departements. Er überläßt es den Ständen, solche Ersparungen zu berathen und das Budget des Finanzministers zu beschneiden. Er selbst, indem er ans Budget übergeht, begnügt sich, dessen formelle Bedingungen zu erörtern, und für dasselbe jene tabellarische Klarheit vorzuschreiben, ohne die es nicht leicht und schnell in allen Theilen übersehn werden kann. — Dieselbe Klarheit des Ueberblicks und organische Einheit verlangt er für die Kassenverwaltung, und empfiehlt hier insbesondre den öftern Kassensturz und die strenge Vermeidung von Resten, welche den runden Abschluß der Rechnung am Jahresende verhindern und zu weitläuftigen Nachrechnungen, Verdunkelungen und Veruntreuungen Anlaß geben. Aus gleichen Gründen ist er für die bureaukratische Form der Verwaltung gegen die kollegialische, weil nur mit jener die erforderliche Einheit und Schnelligkeit zu erzielen sey.

Schließlich wünscht der Verfasser die Abfassung einer gründlichen Geschichte der Finanzen aller Zeitalter und Staaten, die mehr als bloße Theorie belehren dürfte. Als Beilagen sind dem Werke eine Menge Tabellen über die gegenwärtigen Finanzverhältnisse aller europäischen Staaten angefügt. Wir entlehnen daraus ein Verzeichniß der Staatsschulden. Die erste der hier folgenden Reihen zeigt den Betrag der gegenwärtigen Staatsschulden, die zweite den Betrag an, den jedes Individuum in den genannten Staaten jährlich zum Staatseinkommen steuert, beides nach Gulden berechnet.

	Staatsschuld		Jährliche Abgaben eines Individuums.			
England	8,940,974,000	fl.	24 / 30	fl. / —	36 / 16	kr. / —
Frankreich	2,116,820,000	—	13	—	25	—
Niederlande	1,620,000,000	—	11	—	20	—
Oestreich	851,878,952	—	3	—	53	—
Spanien	763,209,968	—	4	—	40	—
Rußland	387,691,073	—	2	—	50	—
Preußen	324,027,461	—	6	—	5	—
Neapel	206,078,680	—	4	—	26	—
Kirchenstaat	187,000,000	—	2	—	13	—
Bayern	123,377,673	—	4	—	52	—
Polen	62,600,000	—	2	—	58	—
Portugall	61,620,000	—	6	—	18	—
Toskana	52,000,000	—	4	—	27	—
Sardinien	50,000,000	—	5	—	46	—
Dänemark	40,689,337	—	5	—	14	—
Sachsen	36,000,000	—	5	—	50	—
Würtemberg	27,328,694	—	4	—	41$\frac{1}{12}$	—
Hannover	26,000,000	—	4	—	20	—
Baden	18,233,038	—	5	—	51	—
Norwegen	2,750,000	—	3	—	19	—
Schweden	/	—	8	—	9	—

Unter den kleinern deutschen Staaten hat das Großherzogthum Hessen die meisten Schulden und muß das Individuum auch daselbst am meisten zahlen, während Schaumburg-Lippe keine Schulden hat und dort das Individuum am wenigsten zahlt.

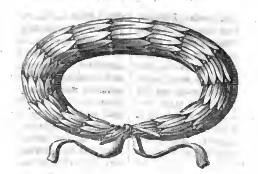
Großh. Hessen	12,926,552	fl.	6	fl.	12	kr.
Churhessen	2,400,000	—	6	—		—
Braunschweig	7,500,000	—	5	—		—
Mecklenburg Schwerin	9,500,000	—	1	—	57	—
Schaumburg-Lippe			1	—	2	—

M.

Zur dritten Jubelfeier der Augsburgischen Konfession.

Wir heben aus der Menge der bei dieser Gelegenheit erschienenen Schriften (vergl. Nr. 58.) noch folgende aus, wovon jede den wichtigen Gegenstand von einer andern Seite auffaßt, eine historische, eine kritische, eine Erzählung und ein Gedicht. 1) *Geschichte des Reichstages zu Augsburg, im Jahr 1530 und des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses bis auf die neueren Zeiten.* Von Dr. *Karl Pfaff.* Stuttgart, Steinkopf, 1830. Zwei Theile. Aus diesem mit Gründlichkeit und Fleiß zusammengetragenen und gut geschriebenen Geschichtswerke kann man sich aufs vollständigste über das historische Faktum der Abfassung und Proklamirung der berühmten Konfession der Protestanten auf dem Reichstag zu Augsburg belehren. *Dieses* Faktum, so wie überhaupt die politischen Verwicklungen, in welche die Reformation durch ihre Ausbreitung gerieth, sind wahrlich einer reiflichen Betrachtung werth, und wenn das Reformationsfest, das wir 1817 feierten, uns vorzüglich an die ersten Hoffnungen der Reformation erinnerte, und daher freudig stimmte, so müssen wir es uns nicht verdrießen lassen, auch die weit minder angenehmen Erinnerungen der spätern Reformationszeit, die Geschichte jener halben Maßregeln, jener politischen Aengste und Ungeschicklichkeiten, jener Zelotenzänkereien, jener Konfession, jenes Interims, jener Kolloquien, jener unglücklichen Kriege und noch unglücklichern Friedensschlüsse rc. an uns vorübergehn zu lassen. Wir sind dadurch aufgefordert, nicht blos an das zu denken, was gethan ist, sondern weit mehr an das, was noch zu thun übrig ist, und nur insofern kann das Fest eine Bedeutung haben. Diese Ansicht spricht folgende kritische Schrift aus: 2) *Ueber die Augsburgische Konfession,* ein Beitrag zur genauern Kenntniß ihrer ursprünglichen Bestimmung und Bedeutung, von Dr. *Karl Hermann Scheidler,* Professor der Philosophie in Jena. Jena, Schmid, 1830. Der Verfasser frägt: Warum überhaupt und wie sollen wir jubiliren? Offenbar nicht darum, wie wir die Jahresfeier eines wichtigen errungnen *Sieges* begehn; denn die solenne Uebergabe der A. K. hatte ja, wie oben gezeigt worden, keine eigentlich in Betracht kommende Folgen. Eben so wenig über den Ausgang der Verhandlungen und des ganzen Reichstags von Augsburg, über den Luther bekanntlich nicht absonderlich erbaut war, so wie dessen aus den spätern Religionskriegen sattsam bekannte Folgen; denn das wäre ja gerade eine Feier der *Nichterreichung* des ursprünglichen und hauptsächlichen Endzweckes der A. K. Auch über den Muth der Protestanten zu Augsburg kann man nicht jubiliren, da ja damals schon viele mächtige Fürsten für dieselbe Sache zusammen standen, und der Muth dieser starken Partei wohl nicht mit dem Heldensinne Luthers zu vergleichen ist, der zuerst allein aufgetreten war. Als protestantische Kirchenkonstitution, etwa wie die Unabhängigkeitserklärung der Nordamerikaner, ist die A. K. ebenfalls nicht zu betrachten, als wofür erst die spätern Schmalkaldischen Artikel gehalten werden dürfen. Sofern aber die A. K. ein symbolisches Buch geworden ist, hat sie großen Schaden gestiftet, „eine neue Art von Papstthum eingeführt, die unselige Spaltung der lutherischen und reformirten Kirche befestigt, und die Dogmatik der erstern so eng begränzt, daß aller Geist, alle schöpferische Thätigkeit verschwinden mußte, was zu einer völligen Rückkehr zur alten Scholastik führte.“ Eben dieses Symbolzwangs gänzliche Aufhebung, meint der Verf., dürfte die würdigste Feier der A. K. seyn. — 3) *Dr. Martin Luthers geheimnißvolle Reisen von Augsburg ins Augustinerkloster nach Mindelheim im Jahr 1518.* Historische Originalnovelle nach authentischen Quellen bearbeitet von *Adolph v. Schaden.* Stuttgart, Brodhag, 1830. Da Luther wirklich im gedachten Jahre, als er mit dem Kardinal Cajetan den bekannten Zwiesprach zu Augsburg hielt, auf eine kurze Zeit nach Mindelheim kam, daselbst predigte und von einer bigotten Aebtissin aus der Kirche und Stadt gejagt wurde, und da überdieß Mindelheim der Sitz des tapfern Georg von Freundsberg war, so boten diese Notizen einen recht guten Stoff zu einer kleinen Novelle dar, die sich für die Gelegenheit der Jubelfeier schickt und vom Verf. nach seiner Weise, gar launig geschrieben ist. Luthers Bild tritt in der That in dieser Novelle in seinen kraftvollen Zügen treu hervor, würdig und doch derb menschlich. 4) *Luther,* ein historisches Gedicht in vier Gesängen, von Dr. G. *Friederich.* Stuttgart, Metzler, 1830. Dieses in Oktaverimen geschriebene Gedicht umfaßt Luthers ganzes Leben. Es begnügt sich nicht mit der nackten Wahrheit, wie das vorige, es verschönert und mildert seinen Helden, und wir müssen dieß in einem epischen Heldengedicht wohl gelten lassen, obgleich sich Luther gewiß immer in seiner derben Naivetät besser ausnimmt, als wenn man ihn auf den Kothurn unsers modernen Jambenpathos stellt. Das Gedicht durfte um so mehr von der derben Natur abgehn, als es der Jubelfeier gewidmet war, also Luther nicht in seiner individuellen Persönlichkeit, vielmehr symbolisch als Ursache großer weltgeschichtlicher Wirkungen auffassen konnte. In dieser Hinsicht fehlt dem Gedicht die religiöse Weihe und Salbung nicht. Doch hätte der Verf. das Lutherthum nicht einen *dritten* Bund im Gegensatz gegen den mosaischen und christlichen nennen sollen, weil dieß zu einer Apotheose Luthers verleitet, die mit seiner Lehre selbst unverträglich ist.

———



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 68. — 5. Juli 1830.

Schau- und Trauerspiele.

Glücklicher Wanderer, der, wenn er lange genug durch die Wüstenei gepilgert ist und nichts angetroffen hat als täglich den Strich ändernden und doch ewig einförmigen Flugsand, endlich eine palmen- und blumenreiche Oase findet, aus deren Mitte sich ein ehrwürdiger alter Tempel erhebt! Glücklicher Kritiker, der in der großen Bücherwüste einmal ein altes unsterbliches Gedicht findet, an dem die beweglichen Wellen des Geschmacks, und all die Gauckelei der Mode nichts geändert, nichts verdorben haben, und nie etwas verderben werden! Freilich kann uns nur selten die Freude werden, einen Homer, einen Ossian, ein Nibelungenlied, eine Schirin, eine Sakontala zu entdecken; doch ist noch nicht alles wieder aufgefunden, was uns die Vorwelt an dichterischen Schätzen zum Erbe gelassen. Eine der glänzendsten Entdeckungen neuerer Zeit ist die, welche uns nachstehendes Werk bekannt macht.

1) Theater der Hindus. Aus der Englischen Uebertragung des Sanscrit-Originals von H. H. Wilson; metrisch übersezt. Erster Theil. Weimar, Landes-Industriecomptoir, 1828.

So schön die Sakontala in ihrer Art ist, so gab sie uns doch nur ein unvollkommenes Bild von der dramatischen Poesie der Inder. Dieses Gedicht gehörte nur zu einer, zur idyllischen Gattung. Aber die Arten der indischen Gedichte sind eben so verschieden als ihre Dichter, und man kann von Kalidasa, dem Verfasser der Sakontala, so wenig einen Schluß auf einen andern Dichter der Inder machen, wie etwa von Thomson auf Milton oder Shakespeare. Außer der Sakontala ist bisher nur Prabodha Chandrodaya d. i. Aufgang des Mondes der Vernunft, durch die Uebersetzung von Taylor bekannt geworden, ein Gedicht, das rein metaphysisch ist, daher die Freunde der Poesie so wenig ansprechen konnte, als der von Colebrooke in den Asiatic researches gegebne Bericht über das Drama Malati und Madhava, der seiner Abhandlung über altindische Prosodie untergeordnet war. Erst Wilson schließt uns neue Schätze auf.

Wir folgen zuerst seiner äußerst interessanten Einleitung, worin er uns über das Drama der Inder im Allgemeinen das Nöthige mittheilt. Die dramatische Poesie dieses Volks ist originell, und weder Griechen noch Chinesen haben darauf Einfluß geübt, wie es aus der ganz eigenthümlichen Form der Stücke genugsam erhellt. Der Charakter dieser Poesie ist der romantische, ohn ausschweifende. Das indische Drama ist nicht wie das antike oder klassische an die Einheit von Zeit und Art gebunden und auch in Bezug auf die Einheit der Handlung freier, dennoch ist es weit weniger ausschweifend, als das chine-

sische. Es wurde nur selten, an bedeutenden Festtagen, ein Stück aufgeführt und jedes Stück nur einmal. Die Sprache war die des Sanskrit mit Ausnahme der Reden untergeordneter Personen im Stück, die in verschiednen, ihrem Charakter angemeßnen Dialekten des Prakrit sprachen. Mithin war die bloße Verständniß eines solchen Stückes den Zuhörern schwierig und eigentlich nur der Braminenkaste zukommend. Wilson erwähnt indeß einer andern Gattung von Dramen, die in den Volksdialekten geschrieben ungleich populärer und zahlreicher, aber auch an Werth geringer seyen, als jene seltnen, aus grauem Alterthum uns erhaltnen Prachtschauspiele der Braminen. Auch fällt die Blüthezeit der dramatischen Poesie bei den Indern in die Zeiten vor den Einfällen der Mongolen und Muhamedaner und überhaupt des fremden Einflusses. Ward indeß früher die Poesie selbst mehr geübt, so wurde es später desto mehr die Kritik, die ein äußerst umständliches, Alles bis ins Kleinste abzirkelndes dramaturgisches System aufstellte, an welches sich jedoch die Dichter keineswegs in allen Fällen gekehrt haben. Wilson gibt uns eine Skizze dieses Systems.

Alle Schauspiele heißen Rupaka, von Rupa, die Gestalt. Sie zerfallen in die eigentlichen Rupaka und in die Uparupakas, d. i. die untergeordneten Rupakas. Es gibt 10 Arten der erstern: 1) Nataka: Schauspiel par excellence, immer von ernstem Charakter, aber nie tragisch. Die Inder haben überhaupt kein Trauerspiel. Ihre Religionsgesetze verbieten ihnen, auf der Bühne irgend Jemand sterben zu lassen. Im Nataka dürfen die Helden nur Götter und Könige seyn. 2) Prakarana, dasselbe auf etwas geringerer Stufe. Der Held muß wenigstens Minister, Bramine oder ein angesehener Kaufmann seyn. 3) Bhana, erzählender Monolog. 4) Vyayoga, kriegerische Darstellung, wobei nur Männer agiren. 5) Samavakara, mythologische Fabel. 6) Dima, eine schreckliche Darstellung, besonders dämonischer Art. 7) Ihamriga, Intriguenstück voll Liebe und Frohsinn. 8) Anka, ein Vorspiel. 9) Vithi, Scherz = und Räthselspiel. 10) Trahasana, satyrische Posse. Von den Uparupakas gibt es gar 18 Arten, die indeß alle nur Nuancen der vorigen sind und deren Anführung hier überflüßig wäre. — Jedes Stück beginnt mit einem Vorspiel. Der Schauspielunternehmer tritt auf und spricht ein Gebet oder einen Segen; dann lobt er den Dichter, dann ruft er einen Schauspieler oder eine Schauspielerin herbei und unterredet sich über Dinge, die das Stück einleiten; endlich tritt die erste im Stück vorkommende Person ein, worauf der Direktor abgeht. Im Stück selbst vertritt eine Person den Dichter und erzählt in den Pausen, was nicht dargestellt wird, eine andre zeigt jedesmal den Scenenwechsel an. — Am strengsten sind die kritischen Vorschriften, welche den poetischen Inhalt eines Dramas betreffen. Grundidee, Plan, Motive, Introduktionen, Hemmungen, Katastrophen der Haupthandlung und die Einmischung der kleinen und großen Episoden, so wie die sämmtlichen Charaktere oder Masken, die im Stück handeln, und alle ihre Eigenschaften, Stimmungen, Gefühle, Handlungen sind aufs sorgfältigste klassifizirt. Es gibt überhaupt 48 Hauptgattungen und 141 Untergattungen von Helden, die alle gleich den italienischen Masken vorherbestimmt sind. Jeder Held oder jede Heldin hat wieder so und so viel Eigenschaften oder Zustände, und es gibt keinen, der nicht voraus berechnet wäre. — Die Sprache ist für den gewöhnlichen Unterhaltungston Prosa, und nur Reflexionen oder Beschreibungen sind in Versen abgefaßt, und zwar in Versen von jeder Art, die beständig abwechseln. So bestehn z. B. die ersten 33 Stanzen der Sakontala schon aus nicht weniger als 11 Versarten. Der Wohlklang der Sanskritsprache soll unübertrefflich seyn. Wilson sagt: „Eine so musikalische oder so erhabne Sprache, wie in vielen Versen des Bhavabhuti und Kalidasa, findet sich nirgends. — Alle Schauspiele wurden in großen Höfen oder Sälen der fürstlichen Palläste aufgeführt. Eigne Schauspielhäuser gab es nicht. Ein Vorhang trennte die Bühne von den Zuschauern. Die Dekorationen waren beschränkt, allein auf Richtigkeit des Kostüms wurde streng gehalten. Das „bei Seite,“ das Kommen und Gehen, und die Handlungen der Redenden wurden eben so genau in Parenthesen bezeichnet, als es bei uns der Fall ist.

Nach dieser Abhandlung folgt ein Verzeichniß der bis jezt bekannt gewordenen indischen Dramen. Sakontala und Prabodha Chandrodaja waren schon früher bekannt. Zwei andre enthält der vorliegende Band in der Uebersetzung; noch zwei andre wird der zweite Band enthalten. Von noch 21 ist Nachricht gegeben, 50 weitere kennt man nur dem Namen nach.

Nun folgt die Uebersetzung des ältesten, uns bekannten indischen Dramas: Mrichchakat, oder das Kinderwägelchen, ein Schauspiel (von der Gattung der Prakarana) in zehn Akten. Es wird dem König Sudraka zugeschrieben, der wahrscheinlich im zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung lebte. Für sein hohes Alter spricht sein Inhalt selbst, da er den Bauddha = Glauben noch als den herrschenden darstellt. — Ich gestehe, daß ich den poetischen Werth dieses alten Gedichts weit höher stelle, als den der Sakontala und des zweiten in diesem Bande enthaltenen Gedichts von Kalidasa. Die Fabel ist viel reicher, die Charaktere viel mannichfaltiger und viel tiefer, die Sprache kraft = und geistvoller. Man kann aus diesem Gedicht weit vollkommner schließen, wessen die indische Poesie fähig war, als aus der Sakontala. Auch steht der Dichter des Mrichchakat dem Shakespeare weit näher, als dem Kalidasa. Der ältere Inder hat mit unsern Britten viel mehr Aehnlichkeit, als mit dem jüngern In-

der. Ich kenne unter allen Nationen keinen Dichter, der Shakespeare in dem Grade im Geist und selbst in der Form verwandt wäre. Sogar die Fabel erinnert uns auffallend an Shakespeares Kaufmann von Venedig und Timon, so wie in einer andern Beziehung an Calderons: das Leben ein Traum. Die Sakontala schilderte nur ein reizendes Mädchen und außerdem einen Harem und schöne Gärten voll Blumen und Wohlgerüche, aber das Mriechakat schildert das Leben in seiner ganzen Weite und Tiefe, wie es Shakespeare schildert. Im Vordergrunde sehn wir Menschen aus allen Ständen frei und eigenthümlich sich bewegen, Charaktere von der größten Mannichfaltigkeit von der gottähnlichsten Tugend bis zur Teufelmäßigkeit, von dem zartesten Reiz der Weiblichkeit und Liebe bis zur gemeinsten Pöbelart, und im Hintergrunde eine große politische Revolution, gerade das Gegentheil von der Einförmigkeit eines orientalischen Harems. Die Grundidee ist höchst poetisch, die nämliche wie in Goethes: der Gott und die Bajadere, (aber unendlich zarter ausgeführt, so daß wir hier nicht, wie bei Goethe „den Gott im behaglichen Bette" sich wälzen sehn). Die Intrigue ist äußerst kunstreich angelegt und durchgeführt, bis ins Einzelnste fein und zierlich gewebt, wie ein indischer Shawl. Endlich ist die Sprache so poetisch, als man sie nur bei einem Shakespeare oder Calderon voraussetzt. Wir werden davon Proben geben. Die Uebersetzung läßt dem deutschen Leser nichts zu wünschen übrig, sie klingt so sicher und schön, wie ein deutsches Originalgedicht. Doch versichert Wilson, jede Uebersetzung sey nur ein schwacher Nachklang jenes Wohllauts, der im Original liegt.

Dieses in seiner Art einzige Gedicht, dessen Schönheit mich tief ergriffen hat und gewiß jedes für ächte Poesie empfängliche Gemüth eben so tief ergreifen wird, beginnt sehr anspruchslos und komisch mit dem Auftreten des Schauspieldirektors, den sodann die erste im Stück handelnde Person, Maitreya, ablöst. Dieser ist ein armer Brahmane, der früher bei seinem reichen Freunde, Charudatta, immer eine volle Tafel fand, sich nun aber bitter beklagt, daß es damit ein Ende genommen habe, weil Charudatta, im Uebermaaß seines Edelmuthes, nach und nach all sein Vermögen in Wohlthaten und Almosen verschwendet habe.

„In Charudattas guten Tagen war ich gewohnt, mich selbst vollzustopfen, bis ich nicht mehr essen konnte, mit duftenden Gerichten, so daß ich endlich selber duftete; dann saß ich in jenem Thorwege, mich dehnend und mir die Finger färbend, wie ein Maler, dadurch, daß ich in dem bunten Konfekt herumwählte, oder auch mit Muße wiederkäuend, wie eine wohlgenährte Stadtbulle. Aber jetzt rc."

Er ist indeß resignirt genug, den Freund deßhalb nicht zu verlassen und hat er mit ihm geschwelgt, so will er auch mit ihm hungern. Er geht in das Haus des Charudatta. Gleich darauf erscheint die holde Bajadere, Vasantasena, verfolgt von dem Schwager des Königs, Samsthanaka, einem Wüstling, Vita, dessen Hofmeister und andern Dienern.

Vita. Halt, Vasantasena, halt! Warum, deine Lieblichkeit durch deine Furcht verlierend, hebst du deine Füße so schnell, die nur im Tanze bebende seyn sollten? Du fliehst wie das schüchterne Reh vor dem verfolgenden Jäger, zitternde Blicke furchtsam umherwerfend.

Sams. Halt, Vasantasena, halt! Warum entläufst du uns, bei jedem Schritte strauchelnd? Beruhige dich; hier ist keine Gefahr; mein armes Herz ist nur von Liebe entflammt, es ist zu Asche verbrannt, wie ein Stück Fleisch auf glimmenden Kohlen.

Diener. Halt, Herrin, halt! Warum fliehst du Schwester? Sie läuft fort, wie ein Pfauhuhn im Sommer mit wohlgefiedertem Schweife, während mein Herr sie verfolgt, wie ein junger Hund, der den Vogel durch das Dickigt jagt.

Vita. Halt, Vasantasena, halt! Du zitterst wie die junge Platane, während die Zipfel deines rothen Gewandes im Winde flattern. Der Saame des rothen Lotos wird beschämt von deinen glühenden Augen, und die Röthe deiner Wangen wetteifert mit der Ader von Auripigment, wenn die Harke sie zuerst durchdringt.

Vasantasena verbirgt sich vor ihnen im Dunkeln „wie ein Dintenkuchen in einem Haufen schwarzer Bohnen."

Der königliche Schwager wird über diese Sprödigkeit böse, und Vita wundert sich, daß eine Bajadere sich erlaubt, spröde zu seyn. Der Aerger des verschmähten Liebhabers entladet sich endlich auf Charudatta, in welchen sich trotz seiner Armuth, seiner hohen Tugend wegen Vasantasena verliebt hat, daher sie seitdem jeden Andern verschmäht.

„Hm! kein Wunder! Perlen reihen sich an Perlen; wohl, sey dem so, wir wollen uns um den Einfallspinsel nicht weiter kümmern."

Vasantasena hat sich in Charudattas Haus verborgen. Ihre Verfolger wollen auch hinein. Maitreya tritt mit dem Licht heraus:

„Die Lampe flackert im Abendwinde, wie das Herz einer Ziege schlägt, die eben in einer Schlinge gefangen worden ist."

Sie höhnen seinen Freund. Er vertheidigt ihn:

„Es ist Charudatta, der Baum des Ueberflusses für die Armen, niedergebeugt unter der Last seiner Früchte,

Er ist der Freund des Guten, der Spiegel der Weisen, ein Probierstein der Frömmigkeit, ein Meer von Anständigkeit; einer, der Allen Gutes und Niemanden Böses erzeigt; ein Schatz von männlichen Tugenden, verständig, freimüthig, aufrichtig."

Sie werden abgewiesen. Charudatta, der im Dunkel die schöne Vasantasena für seine Magd gehalten, entschuldigt sich:

Ich kannt' Euch nicht, und hab' Euch wider Willen
Für meine Dienerin Euch irrig haltend
Beleidigt, darum beug ich tief mein Haupt
Und hoffe, daß Ihr mir vergeben werdet.

Vas. Nein, Herr, die Beleidigung kam von mir, weil ich mich an einen Ort begab, dessen ich unwürdig bin; es ist mein Haupt, das gebeugt werden muß in Ehrfurcht und Flehen.

Mai. Sehr hübsch von beiden Seiten, und während ihr beide dasteht, euch mit den Köpfen zunickend, wie zwei Aehren auf einem Reisfelde, so erlaubt mir, daß ich meinen Kopf auch beuge, obgleich in der Manier, wie ein junges Kameel seine steifen Kniee, und euch bitte die Güte zu haben, euch wieder aufzurichten.

Char. Sey dem so; keine weitere Umstände.

Vas. (Bei Seite.) Wie liebreich ist sein Betragen! Aber es schickt sich nicht für mich, länger zu bleiben; laß mich nachdenken. — So soll es seyn! (Laut.) Herr, wenn ich wirklich Gnade vor Euren Augen gefunden habe, so erlaubt mir diesen Schmuck in Eurem Hause zu lassen; um mich dessen zu berauben, verfolgten mich die Elenden, denen ich entfloh.

Sie will auf diese feine Weise ihn nöthigen, sie wiederzusehn. Er nimmt den Schmuck aus Höflichkeit, um ihn ihr treu zu verwahren. Der Anstand verlangt, daß sie nicht in seinem Hause verweile, und er will ihr das Geleit geben, aber er ist so arm, daß er ihr nicht einmal leuchten kann.

Char. Ich will sie begleiten, und zu größerer Sicherheit auf dem Wege sollen die Fackeln angezündet werden.

Mai. Heda, Verdhhamana! (Der Diener tritt auf.) Steck die Fackeln an!

Verd. Du Dummkopf, wie soll ich sie denn ohne Oel anstecken?

Maitr. (Bei Seite zu Char.) Um die Wahrheit zu sagen, Herr, unsre Fackeln sind wie die Freudenmädchen, in armer Leute Häusern. Die einen haben kein Oel, die andern keine Liebe.

Char. Laß es nur seyn, wir brauchen keine Fackeln,
Der Mond ist bleich wie einer Jungfrau Wange
Die Liebesschmerzen leidet, aufgegangen,
Mit allen seinen Sternen; Himmelslampen
Erleuchten uns die königliche Straße,
Da durch das Dunkel seine Strahlen, weiß
Wie Milch, gleich Regenschauern niederfallen.

In der ersten Scene des zweiten Akts unterredet sich Vasantasena mit ihrer Dienerin über ihre Liebe. Dann verwandelt sich die Scene in eine Straße, auf der Samvahaka, ein betrogner Spieler, sich flüchtet. Vom Spielhalter verfolgt, dem er schuldig ist, rettet er sich in einen Tempel und stellt sich auf ein Postament in der steinernen Ruhe eines Götzenbilds. Seine Verfolger sind aber noch schlauer. Sie setzen sich um ihn her und spielen, und vom Interesse des Spiels fortgerissen, vergißt Samvahaka seine Rolle, und wird ergriffen. Vasantasena rettet ihn. Er erzählt ihr seine Geschichte:

Ich begab mich in den Dienst eines ausgezeichneten Mannes, der seinen Rang nur insofern schätzt, als er ihn in den Stand setzt, Gutes zu thun, und diejenigen, die seinen Schutz suchen, lieb zu haben.

Madhanika. (Die Dienerin.) Wer ist das, der so Ujayin ziert, und die guten Eigenschaften, die meine Herrin liebt, gestohlen hat?

Vas. Recht, Madhanika! Mein Herz drängt mir dieselbe Frage auf.

Mad. Fahre fort.

Samv. Nachdem dieser gute Mann durch seine ausgezeichnete Freigebigkeit —

Vas. Sein ganzes Vermögen verschenkt hatte. —

Samv. Woher weißt du das, Herrin, ich habe dir es doch nicht erzählt?

Vas. Es bedarf der Erzählung nicht, Reichthum und Herzensgüte finden sich selten zusammen; der Pfuhl ist bis an den Rand voll, dessen Wasser sich nicht trinken läßt.

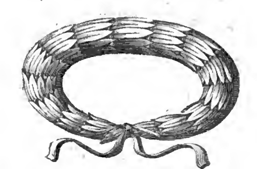
Mad. Habe die Güte, uns seinen Namen zu nennen!

Samv. Wem ist der Name dieses irdischen Mondes unbekannt! Er macht gerechte Ansprüche auf allgemeines Lob; seine Wohnung ist in der Kaufmannsstraße, sein Name ist Charudatta.

Vas. (Springt von ihrem Sitze auf.) Mädchen, Mädchen, einen Sitz! Dieses Haus gehört Euch, Herr, bitte, setzt Euch! Einen Fächer, Mädchen, schnell! ein so würdiger Gast ist müde.

Samv. (Für sich.) Solche Ehrfurcht blos, weil ich Charudattas Namen nannte; herrlich, vortrefflicher Charudatta, Du lebst in dieser Welt, andere Menschen athmen nur. (Er fällt Vasantasena zu Füßen.) Ich bitte Euch, Herrin, nehmt Euren Sitz wieder ein!

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 69. — 7. Juli 1830.

Schau- und Trauerspiele.

1) Theater der Hindus. Aus der Englischen Uebertragung des Sanscrit-Originals von H. H. Wilson; metrisch übersezt. Erster Theil. Weimar, Landes-Industriecomptoir, 1828.

(Fortsetzung.)

Er entsagt dem Spiel und entschliesst sich, ein frommer Ascet zu werden. Hierauf kommt Karnapuraka, ein Knecht Vasantasenas, und erzählt, daß ihr Lieblingselephant sich losgerissen, und daß er ihn, um großes Unglück zu verhüten, getödtet habe.

„Alle Leute sagten: Wohlgethan! und die ganze Stadt war, wie ein schlecht geladenes Boot auf einen Haufen zusammengedrängt, und ein Mann, der eben selbst nicht viel anzuziehen hatte, wandte seine Augen nach oben, seufzte tief, und warf mir sein Gewand über.

Vas. Riecht es nicht nach Jasmin?

Karn. Der Geruch der Feuchtigkeit auf der Stirn des Elephanten ist mir noch in der Nase, daher kann ich nicht sagen, wie das Gewand riecht.

Vas. Steht ein Name darauf? Sieh zu!

Karn. Hier sind Buchstaben; du wirst sie am besten selbst lesen können.

Vas. (Liest.) Charudatta. — (Sie wirft sich entzückt das Kleid über.)

Im dritten Akt finden wir in Charudattas Hause alles im Schlafe. Servillaka tritt auf, ein Dieb aus Liebe, denn er will so viel stehlen, um seine Geliebte, eine Sklavin, von ihrer Herrschaft loszukaufen. Er findet aber in des armen Charudattas Hause nichts, als das Schmuckkästchen, das ihm Vasantasena anvertraut hat. Dieses stiehlt er. Als Charudatta den Raub merkt, ist er in großer Verlegenheit, aus der ihn seine treue Gattin reißt, die ihren lezten Schmuck hergibt, seine Ehre zu retten.

Im vierten Akt kommt der Dieb triumphirend zu Madanika, denn sie ist die Sklavin, die er loskaufen will. Sie erkennt aber gleich das Kästchen ihrer Gebieterin und hält ihm sein Vergehn vor. Er entschuldigt sich mit seiner Liebe, und sucht seine Schuld wieder gut zu machen, indem er sich für einen Boten des Charudatta ausgibt, welcher der Vasantasena ihr Kästchen zurückbringen soll. Vasantasena hat aber schon aus einem Versteck alles gehört und schenkt ihm gütig zum Botenlohn das Mädchen seiner Liebe. Madanika meint, er solle nun das Kästchen dem Charudatta wiederbringen. Er fürchtet sich davor, weil ihn dieser als Dieb verklagen könnte. Sie aber erwiedert:

Vom Mond kommt keine Hitze!

Ein andres wichtiges Ereigniß ruft Servillaka ab. Sein Freund Aryaka ist in den Kerker geworfen worden,

ihn muß er befreien. Hier beginnt die zweite Hauptintrigue dieses Schauspiels. Arvaka ist ein Kuhhirt, von dem aber prophezeiht worden, er werde den König von Indien vom Throne stürzen. Wie in Calderons Leben ein Traum wird nun auch hier der Sohn des Verhängnisses in einen finstern Kerker geworfen und mit Ketten belastet. Die Sage ist historisch und Arvakas Revolution bildet eine bedeutende Epoche in der indischen Geschichte. — Hierauf kommt Maitreya, im Namen Charudattas der Vasantasena für den verlornen den andern Schmuck anzubieten. Er wundert sich über die Pracht ihrer Wohnung:

„In der That, ein sehr hübscher Eingang; die Schwelle ist niedlich bemalt, wohl gekehrt und gesprengt; die Flur ist verschönert durch süße Blumen; der Giebel des Thores ist hoch und gewährt das Vergnügen in die Wolken zu schauen, während das Jasmingewinde zitternd niederhängt, als schwankte es auf dem Rüssel von Indras Elephanten. Ueber dem Thorwege ist ein hoher Bogen von Elfenbein, über welchem Flaggen wehen, gefärbt mit Safflor, ihre Franzen kräusseln sich im Winde, wie Finger, die da winken: komm her. An jeder Seite tragen die Kapitäler der Thürpfosten elegante kristallene Blumentöpfe, in welchen junge Mangobäume sproßen. Die Felder in der Thür sind von Golde, besteckt mit diamantenen Nägeln, wie die starke Brust eines Dämonen. — Das Ganze ruft dem armen Manne fort! zu, während sein Glanz das Auge des Weisesten an sich zieht. — Wahrhaftig, hier ist eine Reihe von Pallästen, so weiß wie der Mond, wie die Seemuschel, wie der Stängel von Wasserlilien; das Stukko ist hier haufenweise aufgetragen; goldne Stufen, verschönert mit mannichfaltigen Steinen, führen in die oberen Zimmer, wo kristallene Fenster, mit Perlen besezt, und klar wie das mondähnliche Antlitz einer Jungfrau, auf Ujayin niederblicken; der Thürsteher dehnt sich auf einem Lehnstuhl so stattlich wie ein in die Veda's vertiefter Brahmane, und die Krähen selbst, vollgestopft mit Reis, verschmähen die Ueberbleibsel des Opfers, als wann diese nicht mehr wären als verstreutes Pflaster. — Hier ist die Vogelhecke, sehr hübsch, wirklich! Die Tauben girren und kosen behaglich; der verzärtelte Papagey, gefüttert mit geronnener Milch und Reis, krächzt wie ein Brahmanen-Pundit, der einen Hymnus aus den Vedas singt; der Maina plappert wie eine Hausjungfer, die ihrer Gebieterin Befehle der übrigen Dienerschaft vorträgt, während der Gril, mit saftigen Früchten gefüttert, wie ein Wasserträger wimmert. Die Wachteln schlagen, die Repphühner schreien; der zahme Pfau hüpft vergnügt umher, und fächert den Pallast mit seinem funkelnden Schweif, als wollte er die erhizten Mauern abkühlen; die Schwäne rollen sich, wie Bälle im Mondlicht, paarweise herum und folgen jedem lieblichen Mädchen, als wollten sie ihren Gesang nachahmen lernen; während die langbeinigen Kraniche im Hofe umherschreiten wie Eunuchen auf der Wache. — Einige Vögel sind in Käfigen, die entweder auf den Balkons stehen, oder von denselben herabhängen, so daß die Dame unter dem geflügelten Geschlecht lebt, als hätte sie Indras Garten zu verwalten. — Ein lieblicher Anblick! Die zahlreichen Bäume sind niedergebeugt unter der Last köstlicher Früchte; seidene Schaukeln sind zwischen denselben befestigt für die leichte Gestalt jugendlicher Schönheit; der gelbe Jasmin, der liebliche Malati, der vollblühende Mallika, und die blaue Clitoria verstreuen freiwillig ihre Blüthen und schmücken den Boden mit einem Teppich, lieblicher als irgend einer in den Lauben Indras; der Wasserbehälter glüht von rothen Lotosblumen, wie die Morgendämmerung von der feurigen der aufgehenden Sonne; der As'oka-Baum hier, mit seinen reichen dunkelrothen Blüthen, scheint ein junger Krieger zu seyn, der sich badet im blutigen Regen des wüthenden Gefechts."

Auf die Lebensart der Bayadere anspielend, sagt ihm Vasantasenas Diener: „Wir bewohnen die Wohnungen Anderer, und essen das Brod des Fremden; wir sind die Nachkommen von Eltern, die kein Band verbindet; wir üben unsere unbeschreiblichen Verdienste, indem wir anderer Leute Geld gewinnen, und scherzen durch das Leben, so frei und ungebunden, wie Elephanten-Kälber."

Vasantasena nimmt den Schmuck an, und macht sich sogleich auf, Charudatta selbst zu besuchen, obgleich ein Gewitter im Anzug ist.

Im fünften Akt finden wir Charudatta in seinem Hause. Maitreya bringt ihm die Nachricht, Vasantasena habe den Schmuck angenommen, und ärgert sich sehr darüber, da er es für Habsucht von ihrer Seite hält. Dann sehn wir Vasantasena und ihre Dienerin auf dem Wege zu Charudatta, mitten im Gewitter, das sie im Gespräche schildern:

D i e n e r i n. Die Wolken hängen an des Berges Gipfel.
Dunkel und tröpfelnd, dem gepreßten Herzen
Der Gattin gleich, die tief um ihres Herrn
Abwesenheit sich grämt. Vom Donner werden
Die Pfauen aufgeschreckt, es wird der Himmel
Von ihren Flügeln so bewegt, als wenn
Ihn tausend Fächer fächelten, die kostbar
Mit schönen Edelsteinen ausgeschmückt sind.
Es schlürft der Frosch, der quackende mit Freuden
Die klaren Tropfen ein; das Pfauenweibchen
Schreit euch vor Freude. — Alle Bäume lächeln
Von Lust ob dem von unten grünen Laube.
Der Mond wird ausgelöscht vom Regenschauer,
Wie heiliger Charakter von den Leuten
Die heilige Tracht anlegen, um darin,
Des Herzens schlechte Neigung zu verhüllen.

Und wie die Jungfrau, deren Ruf vernichtet
Durch steten Liebeswechsel, fliegt der Blitz,
Treu keiner Gegend, durch das Firmament.
Vas. Du redest wohl, o Freundin, und mir scheint,
Als blick auf mich die Nacht, da sie ihr Dunkel
Verändelt, wie auf eine Nebenbuhlerin;
Sie fürchtet, daß ich ihre Freuden störe,
Hält zürnend mich in meinem Pfade auf,
Und heißt mich meine Schritte rückwärts kehren.
— Gleich einem Fürsten, der erobernd einzieht
In des geschlag'nen Feind's demüth'ge Stadt,
Um stattlich seinen Hof darin zu halten,
Eilt jene dichte Wolke, mit dem Winde,
Mit Hagelpfeilen, Donnertrommeln, Feuern
Des hellsten Blitzes wohlgerüstet, her,
In seinem eignen Himmel, den Monarchen
Der Nacht, zu überfallen und zu schlagen.
— Nein, nicht doch; also deut ich mir es lieber.
Die Wolken, die gleich plumpen Elephanten
Die angeschwollenen Massen vorwärts schieben
Vom Wanderzug der Kraniche geweißt,
Erfüllen peinlich und mit Angst die Luft.
— Gleich einem Elephanten, niedersinkend
Aus Furcht vor den Geschossen wilder Schlacht,
Sinkt der Ameisen Hügel dort zusammen
Vor all den Regenschauern, und es leuchten
Die Blitze mit so glänzend hellen Strahlen,
Wie so viel goldne Lampen in den Tempeln;
Da, gleich dem Weibe des demüth'gen Gatten,
Das Mondlicht schüchtern durch die Wolken blickt,
— Gleich einer Reihe Elephanten, ziehn
Die Wolken fort durch blitzend Band verknüpft,
Langsamer jetzt auf ihres Gottes Wink,
Der Himmel läßt zur Erde eine Kette
Von Silber nieder; und die Erde selbst
Mit Blüthen leuchtend, holden Duft verbreitend,
Wird wie von demantschaft'gen Speeren jetzt
Durchbohrt von Regenschauern — losgelassen
Aus dunkelsten Blaues rollenden Massen,
Das vor dem Winde aufschwillt, Flammen schäumt
Wie dunkle Meereswellen, die der Sturm
Vorüber peitscht, und brandend an das Ufer schleudert.
— Vom Pfau begrüßt mit schrillendem Geschrei,
Geliebkost von den hocherfreuten Störchen,
Von den vorsicht'gen Schwänen aber, ernst
Mit bangem Blicke angeschaut, ruht
Die Wolke dort, die drohende, und hüllt
Den ganzen Luftkreis ein in tiefes Dunkel.
— Des Himmels Angesicht ist ganz verhüllt
Von Schatten, die des Blitzes Strahl erhellt.
Verwirrt sind Nacht und Tag vermischt;
Des Aethers Lotos-Augen schließen sich.
Die Welt wird eingelullt in Schlaf, vom Rauschen,
Fallenden Wassers, das die Wolken decken,
Die zahllos sich in Himmels Hallen drängen.
— Die Sterne sind erloschen, wie im Herzen
Des Bösen, stirbt des Guten Angedenken.
Der Himmel ist des Glanzes ganz beraubt,
So wie das Weib all ihren Glanz verliert,
Wenn fern der Gatte ist.
— Es rollen dichtgedrängte Wolken jetzt
Gleich Schlangen fort, in eng verschlungnen Kreisen.
Und immer dicker wird das Dunkel, ganz
Als sey der Himmel nur in Dampf gekleidet,
Wie ihn der Weihrauch angezündet, hoch
In krausen Wolken, in die Himmel sendet.
— Du suchest mich, o Wolke, zu erschrecken
Mit deinem Donner, deinen Wasserpfeilen
Und möchtest meine Bahn zum Vielgeliebten
Mir sperrend hemmen; Schande dir darob!
Nicht hab ich ein Gelübde dir verletzt,
O, Indra, daß du mächtig donnernd wüthest,
Schlecht steht es dir, den Pfad mir zu verschließen.
O hege Mitleid jetzt mit meiner Liebe,
Wenn jemals selber Neigung du genährt,
Und Ahalya's wegen, die Gestalt
Von ihrem Gatten annahmst. — Zieh die Wolken
Vom Himmel fort — doch — soll es seyn, so wüthe
Und schleudre deinen Keil umsonst herab.
Du kannst des treuen Mädchen Fuß nicht hemmen,
Die in die Arme des Geliebten flieht,
Die Angst an seinem Herzen abzustreifen.

Sie kommt endlich ganz durchgenäßt zu ihrem Geliebten, der sie sehr freundlich empfängt:

Vasantasena!
O glaube, jeder Tag verstrich so langsam
Und schlaflos dehnten meine Nächte sich;
Doch jetzt, da du erscheinst, entfliehn die Sorgen.
Der frohe Abend endet allen Kummer.

Sie gibt ihm das Schmuckkästchen wieder, das ihm entwendet worden, alles klärt sich auf, und Charudatta nimmt die schöne Vasantasena zu seiner zweiten Gemahlin an.

Mag schwarz der Himmel seyn, und aus den Wolken
Viel hundert Blitze brechen; sie sind freundlich,
Und haben sie, nach der umsonst ich seufzte,
Mir hold gegeben. — Glücklich, drei Mal glücklich,
Ist jeder, dessen Wände in sich schließen
Die schöne, die er liebt, der in den Armen,
An seiner Brust die Zitternde erwärmt.

Geliebte, sieh, dort wölbt sich Indras Bogen
Am Himmel, Armen gleich, die ausgebreitet
Ermüdet sind; der Himmel schleudert Blitze,
Und seine Wolken hängen tief herunter.
Es ladet alles uns zur Ruhe ein;
Laß uns hinein gehn; sieh, die Tropfen fallen
Melodisch tönend auf der Palme Laub,
Und auf den Kieselbruch, und auf den Bach
Und geben solche holden Klänge wieder,
Wie lieblich Laute und Gesang sie wecken.

Im sechsten Akt begegnet Vasantasena dem Kinde Charudattas, welches darüber weint, daß es keinen goldnen Kinderwagen hat. Vasantasena liebkoset es, und verspricht ihm einen solchen Wagen. Von dieser Zartheit Vasantasenas gegen das Kind ihrer Nebenbuhlerin hat das Schauspiel den Namen erhalten. — Vasantasena erwartet eine Sänfte, die sie in einen Garten bringen soll, wohin Charudatta sie bestellt. Durch eine unglückliche Verwechslung aber sezt sie sich in eine Sänfte, die dem Samsthanaka zugehört. Mittlerweile kommt Aryaka, der von seinem Freunde Servillaka glücklich befreit worden ist. Er schleppt noch seine Ketten mit sich, und schwebt in der äußersten Lebensgefahr, da er noch nicht aus der Stadt ist, deren Thore streng bewacht werden. Schon macht ein Ausrufer seine Flucht bekannt, er ist indeß so glücklich, unbemerkt in Vasantasenas Sänfte zu schlüpfen. Der Fuhrmann hört das Klirren seiner Kette, hält es für das Klingeln der Glöckchen an Vasantasenas Gürtel und Knöcheln und fährt zu. Am Thor halten ihn die Wachen an. Er will die Sänfte nicht öffnen, indem er die allgemein bekannten Namen Charudatta und Vasantasena für eine hinlängliche Bürgschaft hält, um frei zu passiren. Einer der Wächter erkennt dieß an, und sagt zum zweiten, der weniger willfährig ist:

„Wenn du Charudatta und Vasantasena nicht kennst, so kennst du den Mond und den Mondschein auch nicht. Beide sind höchst ehrwürdig, der Ruhm dieser Stadt, die liebliche Vasantasena und der tugendhafte Charudatta.“

Aryaka wird durchgelassen. Im siebenten Akt kommt er bei Charudatta an, der sich zwar wundert, statt seiner Geliebten den Flüchtling zu erblicken, ihn aber gastfrei empfängt, von seinen Ketten erlöst und auf seiner weitern Flucht fördert.

Im achten Akt werden wir in den Garten des Samsthanaka versezt. Vasantasena kommt mit der Sänfte an, und sieht sich erschreckt in der Gewalt ihres ärgsten Feindes. Er will die günstige Gelegenheit benutzen, und bewirbt sich aufs neue dringend um ihre Liebe. Da sie ihn aber mit Verachtung zurückstößt, wird er wüthend und beschließt, sie zu morden. Er befiehlt seinem Sklaven, sie umzubringen. Dieser aber weigert sich:

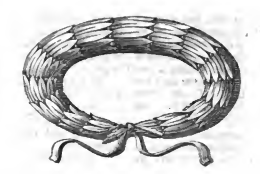
„Schlagt mich, wenn ihr wollt, tödtet mich, Unrecht thue ich doch nicht. — Das Schicksal hat mich schon mit Knechtschaft für die bösen Thaten eines frühern Lebens bestraft, und ich will nicht Gefahr laufen, wieder als ein Sklave geboren zu werden.“

Dieß ist ein merkwürdiger Zug des indischen Volksglaubens. Der Inder aus einer verworfnen Kaste, der Sklave, der Unglückliche glaubt, sein Elend sey nur die Strafe für Vergehungen, die er in einem frühern Leben begangen habe, und je frömmer er in seinem jetzigen Leben sey, in einer desto höhern Kaste und zu desto mehr Glück werde er in seinem nächsten Leben geboren werden. Samsthanaka sieht sich nun genöthigt, den Mord selbst zu vollbringen, und er thut es, troz dem Vita, dem er heilig verspricht, sie zu schonen, den er aber mit dieser Versicherung fortschickt, worauf er sogleich über Vasantasena herfällt und sie erdrosselt. Der Vita kommt zurück und ist äußerst bestürzt:

Ach, Vasantasena!
Der Strom der Zärtlichkeit ist ausgetrocknet:
Die Schönheit eilt zu ihrer Heimath wieder,
Du warest hold und lieblich, armes Mädchen,
Und reizend durch dein spielend Wesen, fröhlich
In deiner Seele, liebevoll dein Herz,
Und sanft wie Mondesstrahlen, deine Blicke.
Weh dir! Der Liebe reichster Schatz, ein Vorrath
Von unerschöpflich ausgesuchten Freuden,
Ward aufgebrochen mit verruchter Hand,
Geplündert und zertrümmert, dann verlassen.
Gerächt wird dieß Verbrechen schwer, die That,
Von solcher Hand an solchem Ort begangen,
Wird Schande bringen unsrem ganzen Reich.
Die Gottheit dieser Stadt, die schützende,
Für immer flieht sie die verfluchten Mauern.

Samsthanaka geräth auch in Besorgniß, ist aber schnell entschlossen, den Vita selbst als Thäter anzugeben und will ihn packen. Vita zieht jedoch sein Schwert und befreit sich, um sogleich zu dem Heer der Insurgenten zu stoßen, welches Aryaka gegen die tyrannische Königsfamilie ins Feld führt. Samsthanaka verbirgt die Leiche unter einem Haufen Blätter, sperrt nun den Sklaven ein, der Zeuge der That gewesen, und eilt zu einem Richter, indem er seine Eifersucht und Rachlust dadurch kitzeln will, daß er Vasantasenas Geliebten selbst als den Mörder anklagt. Nachdem er abgegangen ist, kommt Sramanaka, der Buddhabettler (Ascet) in den Garten, und will seinen Mantel an der Sonne trocknen. Indem er ihn aber über die Blätter ausbreitet, unter denen Vasantasena verborgen ist, erwacht diese zum Leben. Er erkennt seine Wohlthäterin und rettet sie.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 70. — 9. Juli 1830.

Schau- und Trauerspiele.

1) Theater der Hindus. Aus der Englischen Uebertragung des Sanscrit-Originals von H. H. Wilson; metrisch übersezt. Erster Theil. Weimar, Landes-Industriecomptoir, 1828.

(Fortsezung.)

Im neunten Akt erscheint Samsthanaka vor Gericht, und gebeerdet sich, wie sich ein übermüthiger Höfling zu geberden pflegt, die Geseze verachtend, die Richter brusquirend. Der Oberrichter ist ein weiser Mann, er kennt wohl das Recht, allein er weiß sich auch der Gewalt zu fügen. Mit aller möglichen Verwahrung des Rechts und Beobachtung der gesezlichen Formen thut er doch gerade, was Samsthanaka haben will. Diese Scene ist äußerst wahr, menschlich, man könnte beinah sagen, deutsch. — Charudatta wird vorgefordert, er erwartet nichts Gutes:

Der Anblick ist nicht eben angenehm,
Denn wie ein Meer sieht der Gerichtshof aus.
Die Räthe sind in Schweigen tief versenkt:
Die zänkischen Sachwalter sind die wilden
Und ungestümen Wellen — seine Brut
Von Ungeheuern sind die wilden Thiere,
Die grimmen dort — des Todes Dienerschaft;
Anwälde schwimmen oben auf wie Schlangen;
Spione sind Scheifische in dem Schilf,
Und feile Kläger lauern wie der Kibiz,
Der über seiner Beute kreist und plözlich
Auf sie herabstürzt wilden, raschen Flugs;
Das Ufer, die Gerechtigkeit, ist rauh,
Unsicher, und zerrissen von den Stürmen
Der Unterdrückung.

Samsthanaka klagt ihn an. Niemand glaubt ihm. Charudattas guter Ruf steht zu fest. Der Richter selbst sagt, aber aus Furcht vor dem königlichen Schwager nur leise für sich:

„Ich sehe wohl, es wäre eben so leicht, den Himalaya zu wägen, das Meer zu durchwaten oder den Wind mit den Händen zu greifen, als einen Flecken auf Charudattas Ruf zu werfen."

Unglücklicherweise sind alle äußern Umstände gegen Charudatta. Samsthanaka sagt, er habe Vasantasena ihres Schmucks berauben wollen, und seine bekannte Armuth macht dieß nicht ganz unwahrscheinlich. Auch erklärt die Thorwache, Vasantasena sey durchpassirt, um sich zu Charudatta zu begeben. Sein Freund Maitreya vertheidigt ihn und schilt den Kläger:

„Du Schändlicher, du Königsschwager, du Gefäß angefüllt mit Allem, was der Menschheit gehässig ist, du

mit goldnen Spielsachen behängter Affe, wiederhole noch einmal in meiner Gegenwart, daß mein Freund, der nie in seinem Leben eine Blume auf eine rauhe Weise abgepflückt hat, der niemals mehr als Eine zur Zeit abbrach und immer die jungen Knospen unberührt ließ, wiederhole es, daß er ein solches, in beiden Welten gleich verhaßtes Verbrechen begangen habe, und ich will dir den Kopf in tausend Stücke zerschlagen mit diesem Stock, der so knotig und so verdreht ist, wie dein eignes Herz!"

Allein indem er über ihn herfallen will, entfällt ihm der Schmuck, den Vasantasena dem Charudatta übergeben, und jedermann glaubt nun, das sey der Schmuck, den er ihr nach des Klägers Aussage geraubt habe. Er kann es nicht widerlegen, und will es nicht. Der Schmerz über Vasantasena's Tod läßt ihn nur wünschen, ihr bald nachzufolgen.

> Verlor ich wirklich dich, Vasantasena,
> Ist mir das Leben eine Last. — Was nützt es
> Die Untersuchung länger zu verzögern!
> Seys anerkannt denn, ich verließ die Tugend.
> Wohl nennt er Mörder mich und was noch sonst
> Ihm zu erklären wohlgefällt.

Man verlangt vom König das Urtheil und dieser befiehlt, ihn hinzurichten, ein neuer Akt der Tyrannei, da es ungesetzlich ist, einen Braminen mit der Todesstrafe zu belegen.

Im lezten Akt wird Charudatta zum Tode geführt, worüber die Chandalas, Leute aus einer sehr niedern Kaste, die den Scharfrichterdienst zu verrichten haben, etwa wie die Todtengräber im Hamlet erbauliche Gespräche halten. Charudatta nimmt von seinem Sohne Abschied, ihn umarmend:

> Das ist der wahre Reichthum. — Liebe lächelt
> Auf Arme wie auf Reiche; schönster Balsam
> Für kranke Brust, ist kein wohlriechend Kraut,
> Nicht theure Salbe, doch der heil'ge Duft
> Der Zuneigung, der Odem der Natur.

Hier werden wir in den Pallast des Samsthanaka versezt, wo dieser seiner Schadenfreude Genüge thut:

Ich habe hier im Pallast ein königliches Mahl gehalten; Reis mit saurer Sauce, Fleisch, Fisch, Gemüse und Eingemachtes. — Was waren denn das für Töne die ich hörte? Die Stimme der Chandala's, so heiser wie eine gesprungene Glocke, und Trommelschlag; — der Bettler Charudatta zieht zur Hinrichtung. — Die Vernichtung eines Feindes ist ein Schmaus für das Herz. — Ich habe auch gehört, wer dem Tode seines Gegners zuschaut, wird im nächsten Leben nie böse Augen haben. — Ich will die Terrasse meines Pallastes besteigen, und meinen Triumph ansehen. (Er thut es.) Welche Menge Menschen hat sich versammelt, um die Hinrichtung dieses elenden Schufts mit anzusehen! — Wenn so viele sich zudrängen um ihn zu sehen, welcher Zulauf würde da erst seyn, wenn ein so großer Mann, wie ich, zum Tode geführet würde.

Es könnte leicht so weit kommen, daß Samsthanaka selbst zum Tode geführet würde, denn sein gefangner Sklave entspringt und gibt ihn als den wahren Mörder an. Allein Charudatta wird dadurch doch noch nicht gerettet, denn das Zeugniß eines Sklaven wird nicht als gültig angenommen:

„Ach, das ist der Fluch der Sklaverei, keinen Glauben zu finden, selbst wenn wir die Wahrheit reden."

Niemand wagt es, den Schwager des Königs anzutasten, und schon erwartet Charudatta den tödtlichen Streich, als plötzlich Vasantasena selbst erscheint und ihn rettend umschlingt. Zu gleicher Zeit kommt Nachricht, daß Aryaka den Tyrannen vom Thron gestürzt habe und selbst König geworden sey. Nun hat aller Jammer ein Ende. Samsthanaka wird auf Charudattas Fürbitte begnadigt. Charudatta selbst wird wieder reich und zum Gouverneur der Stadt ernannt. Um Vasantasena von dem Makel ihres frühern Standes zu befreien, nimmt sie der neue König in seine Verwandtschaft auf, so daß sie Charudattas rechtmäßige zweite Gemahlin werden kann. Seine erste Gemahlin hat unterdeß schon den Holzstoß bestiegen, um sich nach indischer Sitte zu verbrennen, da sie ihn für todt hält. Er kommt noch zu rechter Zeit dazu, um sie aus den Flammen zu retten:

> Mein theures Weib, welch Irren kam dich an,
> Dich zu vernichten da dein Gatte lebt!
> So lang die Sonne hell am Himmel strahlt,
> Schließt nicht der Lotos die verliebten Blätter.

Dieß ist das merkwürdige Gedicht des Sudraka. Hierauf folgt **Vikrama und Urvasi** oder der Held und die Kämpfe, von **Kalidasa**, dem Verfasser der Sakontala. Dieses Stück ist mythischen Inhalts und spielt zum Theil in den hohen Regionen der Götter. Sein Inhalt ist mit dem unserer Melusinen- und Undinensage genau verwandt. Pururavas, König von Pratischthana, rettet die Nymphe Urvasi aus der Gewalt der Titanen, und gewinnt dadurch die Liebe dieser schönen Himmelstochter. Er quält sich mit seiner Leidenschaft, die sein alter Rathgeber Manava, ein geschwätziger Greis wie Shakespeares Polonius, seiner eifersüchtigen Gattin verräth. Mittlerweile kommt Urvasi wieder vom Himmel herab in des Königs Garten und schickt ihre Gefährtin, Chitralekha, voraus.

> **Pur.** Willkommen, schöne Jungfrau, doch verzeih,
> Du bist es weniger, da deine Freundin,

Die Liebliche sich nicht dir zugesellt.
Dir heil'gen Strömen zeigen sich nns dann,
Erst stattlich, wenn vereint sie weiter fließen.

Chitr. Die Wolke König geht dem Blitz voran.

Pur. Holde Jnngfrau, wie du sagst,
So peinigt Liebe deine theure Freundin;
O könntest du in meinem Herzen lesen,
Du würdest gleiche Schmerzen drin gewahren.
Der Gott verbindet unsre Seelen beide,
Durch gegenseit'ge Gluth; so wie das Eisen
Zusammenfließt, wenn jede heiße Stange
Jn gleichem Feuer glüht.

Urvasi rescheint, wird aber bald in den Himmel zurückgerufen. Ein Blatt, das sie an den König geschrieben, und das Manava aufheben sollen nnd verloren hatte, wird von der Königin Nipunika gefunden und überzeugt sie von der Untreue ihres Gatten, die sie in heftigen Zorn ausbrechen läßt. Bald aber bereut sie ihre Heftigkeit, bittet ihn um Verzeihung und überläßt ihn mit indischer Resignation seiner neuen Geliebten. Er entsagt eine Zeitlang den Regierungsgeschäften und lebt mit Urvasi in einem zauberischen Garten. Da begegnet der Nymphe folgender Unfall, der an die Metamorphose des Ovid erinnert:

Da fröhlich an das Mandakini Ufer
Sie wandelten, zog eine holde Nymphe,
Ein Kind der Luft, die in der Welle spielte,
Nur kurze Zeit des Königs Blick auf sich,
Und es erweckt Urvasi's Eifersucht.
— Verächtlich stieß sie ihren Herrn zurück;
Wahr ist's, geblendet war die Seele ihr,
Vom Fluche, den der Weise ausgesprochen,
Und so gequält vergaß unachtsam sie,
Daß ein Gesetz den Zugang zu den Hainen
Von Karikeya, jedem Weib versagt.
Die vorgeschriebnen Grenzen überschreitend,
Erduldet jezt die Strafe sie, verwandelt
Jn eine schlanke Rebe muß sie schmachten,
Bis sie die Zeit von ihrem Gram erlöst.

Der König wird darüber wahnsinnig und irrt trostlos umher. Seine Klagen sind im schönsten lyrischen Feuer gedichtet:

Weh mie, was ich erblicke, mehrt den Kummer:
Die holden Blumen dort, mit Thau beladen,
Sie gleichen ihrem süßen Aug in Thränen,
Wie soll ich wissen, ob sie hier gewandelt?
Der leichte Boden, der vom Sämann noch
Erweicht ward, hat vielleicht zurückgehalten
Den zarten Eindruck ihrer holden Füße,
Und zeigt mir Spuren ihrer rothen Farbe.

Wo darf ich in dem wirren Dickicht hoffen,
Etwas von ihr zu hören? — Ach! vielleicht
Gibt jener stolze Vogel Nachricht mir,
Der stattlich sich dort auf der Klippe spreizt,
Den Hals aussteckend und den schönen Schweif,
Den Wolken sein Entzücken zu verkünden.

Mit dem Pfau will ich reden; o sage,
Der du frei auf den Schwingen dich hebst
Ob du nimmer im Wald, in dem Hage
Mit dem Blick die Geliebte erstrebst.
Du wirst sie kennen, die Schönste der Schönen,
An des sanften Auges beredtem Blick,
Und an der Stimme wohlklingenden Tönen.

Du Vogel mit der dunkelblauen Kehle,
Und schwarzem Auge, sage, sahst du nicht
Die liebliche Gestalt der holden Braut?
Verirrt in dichte Wildniß, hat ihr Zauber
Doch deine Blicke sicherlich verdient. —
Er gibt mir keine Antwort — sondern tritt,
Den Takt — was soll denn diese Lust bedeuten?
Die Ursach weiß ich — jezt kann dreist er prahlen,
Daß sein Gefieder ohne Gleichen sey,
Denn ihn beschämen nicht Urvasi's Locken.
Jch laß ihn und will nicht mehr an ihn denken,
Der für der andern Schmerz kein Mitleid fühlt.

Unachtsam taucht der junge Schwan zuerst
Den Schnabel in der Leidenschaften Trank;
Doch immer heft'ger wird sein heißer Durst,
Je tiefer er bei stetem Trinken, drang.

Sprich, Plünderer des Honigthaus, sahst du
Die Nymphe deren schmachtend großes Auge
Wollüstig rollt, als wäre es feucht vom Wein?
Für unnütz halt ich es, ihn noch zu fragen.
Denn hätt' er ihren süßen Hauch gekostet,
Er achtete den Lotos nicht. — Fort will ich!
Dort im dem Schatten des Katambabaumes
Ruht still der königliche Elephant.
Bei ihm sein Weibchen. — Jch will näher gehn.
Von der Gefährtin nimmt den Zweig er an,
Den mit dem Rüssel sie vom Baume brach,
An zarten Schößen reich und duft'gem Saft.
— Jch bin erschöpft; an dieses Bergstroms Ufer
Will ich die Glieder ruhn und Kräfte sammeln
Jn jenem Hauch, der frische Kühlung sich
Heranholt aus der kühlen Silberwelle.
Da ich den Strom betrachte dessen Wogen,
Hochangeschwollen, aber trübe fluthen,
Wie seltsam stellen Bilder sich mir dar,
Und füllen mit Entzücken meine Seele,
Die Woge gleichet der gewölbten Braue.

Der Zug der Storche ihrer schönen Zunge,
Der Meeresschaum dem flatternden Gewande
Und dieser Lauf, der schlängelnde des Flusses,
Ist ihre Haltung. — Alle rufen mir
Die leicht Beleidigte vor meine Sinne.

Endlich kommt er zu der Rebe, in welche Urvasi verwandelt ist, umarmt sie und löst so den Zauber, indem er statt der Rebe seine Geliebte in den Armen hält. Noch aber droht ihnen ein neues Unglück. Urvasi soll den König verlassen, wenn dieser je das Kind, das sie ihm geboren, erblickt. Sie hat es daher vor ihm geheim gehalten. Ein Zufall entdeckt es ihm, und eine neue Trennung steht ihnen bevor. Der hohe Gott Indra erbarmt sich ihrer indeß, wegen der Verdienste des Königs, und läßt sie ihrer Liebe Glück genießen.

2) King Henry IV. Drama in two Parts by W. Shakspeare mit kritischen, historischen, besonders aber mit erklärenden Noten für den Gebrauch in höhern Lehranstalten von Friedrich Ernst Feller, Sprachlehrer zu Leipzig. Leipzig, Baumgärtner, 1830.

In der Vorrede beantwortet der Herausgeber die Einwürfe, daß Shakespeare für Schüler zu schwer, und daß der scherzhafte Theil des Stücks zu lasciv sey. Was den ersten Punkt betrifft, so muß man mit dem Herausgeber schon darum einverstanden seyn, weil, wenn die englische Literatur gar nichts aufzuweisen hätte, als Shakspeare, dieser Dichter allein das Studium seiner Sprache aufwiegen und belohnen würde, und weil Shakspeare, welcher der ganzen Welt angehört, in den Schulen nicht weniger gelesen zu werden verdient, als Homer in den Schulen alter und neuer Zeit. Ob aber die Wahl Heinrichs IV. als Schulbuch zweckmäßig, und insbesondere ob die Auslassung einer wirklich schlüpfrigen Parthie in der 4ten Scene des 2ten Akts im zweiten Theile diesem Zwecke genüge, ist eine andere Frage. Einmal ist doch noch manches stehn geblieben, was ältern und jüngern Schülern nicht wohl erklärt werden mag; dann aber können ja die Schüler, denen in der Vorrede von dieser Auslassung Nachricht gegeben ist, auch das fehlende in irgend einer Uebersetzung oder Gesammtausgabe nachlesen. Schon aus diesem Grunde sind solche Reinigungsprozesse verwerflich, und ein ad usum Delphini redigirter Shakspeare ist so wenig ein Shakspeare, als ein kastrirter Falstaf mehr ein Shakspearischer Falstaf ist. Viel besser hätte der Herausgeber gethan, wenn er ein Stück gewählt hätte, welchem auch der steifleinenste Anstand der neuen Zeit nicht das mindeste anhaben kann, z. B. Makbeth, Cäsar, Hamlet, Sturm, Sommernachtstraum u. a. m. Ohne dieß ist Heinrich IV. nur ein Fragment jener Kunstwerke, die von Richard II. bis Richard III. ein großes Ganze bilden. Bolingbroke in Richard II. und Heinrich IV. sind so unzertrennlich als Prinz Heinrich und Heinrich V. in Heinrich IV. und V.

Nach dem Geist der Zeit aber würde der Herausgeber und die Buchhandlung für ihren Zweck am sichersten gehen, wenn sie die schönsten Stellen und Scenen aus den Stücken Shakspeares in einer Schul-Chrestomathie oder Blumenlese zusammenstellten.

Das Aeußere dieses Buchs ist empfehlend; die historische Einleitung über Heinrich IV. und seine Zeit ist sachgemäß. In 936 Noten sind alle schwierige Stellen und Ausdrücke zweckmäßig erläutert, und oft die Uebersetzungen von Schlegel und Voß, also Geschmack und Ungeschmack, neben einander gestellt. Einige der vergnüglichsten Stellen mögen hier ihren Platz finden.

Sword and Buckler; Voß: Eisenfreßling — Schlegel: Schwadronirer.

Mostachio, purple hued malt-worms; Voß: stutzbart-depurperten Malzwürmern; Schlegel: schnurrbärtigen, kupferfarbigen Bierlümmeln.

Fat-kidney'd rascal; Voß: du fettnierigter Mastschuft, Schlegel: du gemästeter Schuft.

To colt me thus. Thou liest, thou art not colted, thou art uncolted; Voß: daß ihr mich so efelt und gault. Du lügst, du bist nicht gegault, sondern entgault. Schlegel: daß ihr mich so pferdemäßig arbeiten laßt? Du lügst, nicht pferdemäßig, sondern pferdelos.

That roan schall be my throne; Voß: der Scheck, der trägt mich keck. Schlegel: der Schecke sey mein Thron.

That roasted Manningtree ox, (Manningtree, ein Ort in Suffex, war der dortigen Viehmärkte wegen berühmt, auf denen ein ganzer Ochse gebraten wurde.) Voß: dem Mast-Krönungs-Bratrind. Schlegel: dem gebratnen Krönungs-Ochsen.

'Tis like the forc'd gait of a Schuffling nag; Voß: das gleicht dem Paßgang eines Wackelgauls. Schlegel: eines steiffen Gauls.

Schall dunghill curs confront the Helicons. Voß: Höh'n Hund im Mist ihr Maul zum Helikon. Schlegel: Soll Hundebrut den Helikonen trotzen?

Thou thin man in a censer; Voß: du dünne Fratze auf einem Kofferbeschlag. Schlegel: du ausgedörrter Knecht Ruprecht.

You blue-bottle-rogue; Voß: ihr Blaurocklümmel, Schlegel: ihr Schuft von Blaurock.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 71. — 12. Juli 1830.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

3) Hernani ou l'honneur Castillan, Drame par Victor Hugo. Berlin, Schlesinger.

4) Hernani oder die kastilianische Ehre. Drama von Victor Hugo. Metrisch übersezt von J. B. Werner. Darmstadt, Leske, 1830.

Die Bestrebungen neuerer französischer Dichter zur Romantik dürfen als bekannt angenommen werden. Nach dem Ausspruch selbst ihrer altgläubigen Gegner ist Herr Victor Hugo nicht nur einer der fähigsten, sondern das Haupt der französischen romantischen Schule; sie haben ihn auch, für jedes Verhältniß sich ein Wort schaffend, l'Attila du romantisme genannt. — Was mich betrifft, so halte ich ihn für einen ausgezeichneten, ja vielleicht genialischen Lyriker, wie dieses auch wohl die Proben, die ich aus seinen Orientales, im Morgenblatte gab, gezeigt habe. Als solcher tritt er auch, und vielleicht zu sehr, in diesem seinem Trauerspiele auf. Als Dramatiker aber kann ich ihm weder eine tiefere Einsicht in das Wesen der Kunst, noch auch die den Franzosen sonst nicht fehlende Bühnengeschicklichkeit zuschreiben. Dem Deutschen wird dieses spanische Stück weder spanisch, noch romantisch vorkommen, man müßte denn unter spanisch kurios verstehen wollen. Dennoch finden sich darin viele einzelne poetische Schönheiten, die aber auch eben so gut sich wo anders finden könnten und also nicht nothwendig sind. Man thut einem Dramatiker immer Unrecht, wenn man sein Drama in ein Epos umschmilzt und die Fabel gut oder schlecht, gewissenhaft oder böswillig erzählt. Ich will daher einen scenischen Auszug des Trauerspiels geben, und der Leser möge dann meinem Urtheile beistimmen oder nicht.

Erster Aufzug. Erste Scene. Schlafzimmer. Nacht. Ampel. — Die Duena der Donna Sol öffnet (den Geliebten ihrer Herrin, nämlich Hernani erwartend) einem Anpochenden die Thür. — Es ist ein Anderer: Don Carlos, welcher wiederum kein Anderer als — Carl V., damals noch nicht deutscher Kaiser. Dieß erfährt der Zuschauer zwar nicht sogleich, wohl aber, daß hier Donna Sol wohnt, Nichte und Verlobte des alten Herzogs Don Rui Gomez de Silva, der jezt abwesend ist, daß der Geliebte erwartet wird, und hier und jezt — dieß Alles weiß Carl, sagt es der Duena, und will, daß sie ihn verberge, ihr zwischen einer Börse und dem Dolch die Wahl lassend. — Vous êtes donc le diable? sagt sie

nimmt die Börse und verbirgt den König in einen Schrank. Geflissentlich komischer Anstrich!

Zweite Scene. Donna Sol kommt im selben Augenblick, als Hernani pocht — ihm wird geöffnet — Kleidung eines bewaffneten Bergbewohners, ein Hüfthorn — Liebe, feurige, südlich kolorirte. — Dabei erfährt der Zuschauer, daß der König diese Heirath wolle — hiedurch entflammte Wuth Hernanis gegen den König, dem er Rache geschworen, weil sein Vater, durch dessen Vater (Philipp von Oestreich?) das Leben verloren und er ihn nun doppelt haßt. An den Tag kommt, daß er arm, Räuberhauptmann; und räthselhaft wird ausgedrückt, daß auch er vielleicht ein berühmtes Wappenschild besizt, verhüllt von der faltenreichen Decke eines Blutgerüstes. — Er nennt sich selbst Bandit, groß geworden in den katalonischen Bergen, jezt über 3000 Raubgesellen gebietend. Sie will mit ihm fort. — Er schildert ihr alle Gefahren, im Gegensatz der Sicherheit, alles Elend im Gegensatz der Pracht ihrer jetzigen Lage. — Sie liebt, will mit. Morgen um Mitternacht! das Zeichen? drei Schläge! — Jezt sagt er ihr, daß er nicht nur Bandit, sondern auch Verbannter ist, will ihr Alles entdecken, aber da es dazu noch nicht Zeit ist, tritt der König aus dem Schrank, komisch fragend: ob Hernani noch nicht mit seiner Geschichte zu Ende sey? Eben so komisch sagt er — Lustspielscene — daß er schon öfter vor der Thüre gestanden, wenn Hernani eingelassen, daß das Herz der schönen Dame wohl Raum für zwei Liebhaber hätte, daß er im Schrank unwohl sich gefühlt und heraus gekommen sey. Auch meine Klinge ist in der Scheide nicht à son aise, sagt Hernani, worauf Carl V. als ritterlicher Lustik zieht, die Liebende aber die Duellanten trennt. Sie fragen sich einander, wer sie sind? antworten aber nicht, und kreuzen wieder die Degen, als — an die Thür gepocht wird. Großer Tumult der Verlegenheit. Sie sollen beide in den Schrank; es ist kein Platz; Hernani will, daß sie beide fliehen; der König sagt: flieht, ich bleibe, und der Held ist — lustspielartig — gezwungen, aus Furcht vor allerlei Möglichkeiten, ebenfalls zu bleiben. Noch wüthet er darüber, als der König der Duena befiehlt, daß sie öffnen möge — Staunen — wiederholtes Klopfen — Oeffne! sie thut es.

Dritte Scene. Der alte vornehme mit seiner Nichte verlobte Herzog tritt mit Dienern und Fackeln ein. Nachdem er ihnen in ellenlanger Rede, den Eid und die Ahnen als Muster anführend, vom hier bewahrten Kleinod weiblicher Ehre und seiner sprechend, mit ruhiger Granbezza die Leviten gelesen, dann sein goldenes Vließ und Hut auf den Boden geworfen, daß sie es auch beschimpfen mögen, fordert er sie, ihm sogleich zum Zweikampf zu folgen. Da sag' endlich der König, daß Alles das nicht hieher gehöre, wohl aber, daß der deutsche Kaiser Maximilian gestorben sey. (Ich übertreibe nicht): Duc ce n'est d'abord de cela qu'il s'agit, il s'agit de la mort de Maximilien, empereur d'Allemagne. — Raillez vous? Sie spaßen wohl, sagt mit großem Rechte der Herzog, da schlägt der König den Mantel zurück und auf den empereur d'Allemagne reimt nun das erstaunungsvolle le Roi! le Roi d'Espagne. — Jezt kommt Geschichte! wir erfahren, daß Franz I. deutscher Kaiser und Karl von Spanien es auch werden will, daß Rom für ihn sey, daß er Bürger von Gent ist, daß er nicht Latein sprechen kann u. s. w. Was wir aber nicht erfahren, ist: ob die Churfürsten in Aachen, Speier oder Frankfurt sich versammeln werden, weil es der künftige Kaiser selbst nicht weiß; eben so wenig warum er zu dem Herzog gekommen, der aus Respekt auch nicht darnach fragt. Wohl aber, ob der König Spanien verlassen will, ohne vorher die Gebirge von den Räubern und ihrem furchtbaren Hauptmann zu säubern? der hier in der Nähe seyn soll — falsche Nachrichten, sagt der großmüthige Karl und bittet um Nachtquartier. — Morgen um Mitternacht lispelt Donna Sol dem Geliebten zu; Morgen sagt dieser und Morgen wiederholt der König, der's gehört hat, und bietet galanterweise D. Sol seinen Arm, um sie abzuführen. Hernani faßt seinen Dolch, der König sagt: notre homme a la mine attrapée, kehrt sich aber zu ihm: ich habe Euch die Ehre erzeigt, Euern Degen zu berühren; aus hundert Ursachen seyd Ihr mir verdächtig, doch König Karl ist kein Verräther. Eilt fort, ich begünstige Eure Flucht. Wer ist der Herr? frägt der Herzog; er reist ab, er ist von meinem Gefolge, sagt der König und alle gehen und lassen Hernani allein, der mit einem Monolog, worin er dem König Rache schwört, den ersten Akt schließt.

Nachdem wir den ersten Akt so ausführlich ausgezogen, können wir lustspielartige und andere Nebenwerke übergehen und von den andern uns mit dem Inhalt begnügen; also:

Zweiter Akt. Nacht. Freier Himmel. Unter Donna Sol's Fenstern. Der König und seine Hofleute. Die Schöne soll heruntergelockt werden; die Hofleute entfernen sich, um die Räuber abzuwehren, und Karl gibt das verabredete Zeichen, worauf die Schöne herunterkömmt und nicht wenig erstaunt ist, statt Hernani den König zu finden. — Daß die Anerbietungen desselben, sogar einige Königskronen, verächtlich zurückgewiesen, und dagegen höchst moralische Vorwürfe ausgetheilt werden, läßt sich denken; eben so nothwendig, wenn auch nicht neu ist es, daß sie dem Ehrangreifer den Dolch entreißt, und den Helden in dezentem Respekt hält. Schon will er seine Hofleute gegen sie zu Hülfe rufen, als plötzlich Hernani

hinter ihm steht, der jene bereits einfieng. — Dein Vater hat den meinen getödtet, ihn seiner Güter beraubt, ich hasse dich, hasse dich, zieh'! — Ich bin dein König und Herr, stoß zu, aber keinen Zweikampf! — Hernani ist verlegen — da liest ihm der König tüchtig die Leviten, und Hernani sagt: Flieh! Der König aber sagt ihm, daß, so wie er wieder im Pallaste seye, er Hernani würde einfangen und strafen lassen. — Reitze mich nicht! bedenke, daß du in meiner Macht bist, und daß ich den kaiserlichen Adler im Ei zermalmen kann. — Thu es! — va-t'-en, va-t'-en, mach daß du fort kommst! und er gibt ihm noch obendrein seinen Mantel, damit er unerkannt durch die Räuber komme und der König geht, versichernd, daß er ihn nie begnadigen werde. — In der folgenden Liebes- und Großmuthsscene, verweigert Hernani, seine Donna Sol mitzunehmen, er sey verbannt, geächtet rc. — Du bist grausam, Geliebter!! — Nun wohl, so setzen wir uns! wie süß ist es zu Zweien von Liebe zu kosen! an deinem Busen, Geliebte!... Horch, Glocken! — Fackeln! — Ein Räuber meldet die Sbirren und Alkaiden — hinter der Scene: Tod den Banditen! — der erste Kuß! er zum Kampf, sie ins Haus. Ende des zweiten Akts.

Im dritten Akt sehen wir Donna Sol mit ihrem alten Verlobten, der sehr viele schöne Verse hersagt, während seine Geliebte melancholisch an den Tod laut denkt, da sie sich doch zur Trauung kleiden soll. Ein Pilger wird gemeldet. — Er komme. — Wie stehts mit den Räubern? Es ist aus mit Hernani. — Sie: Gott! — Er: wie? — Ja 1000 Goldstücke sind auf seinen Kopf gesezt, aber man sagt, daß er todt sey. — Geh, kleide dich. — Donna Sol ab. — Der Pilger tritt ein, der Herzog spricht allerlei mit ihm, frägt ihn nach Hernani. Diese Scene, obgleich nothgedrungenes Flickwerk, ist doch geschickt gemacht. Donna Sol hochzeitlich geschmückt mit Gefolge, die auf Kissen die Brautkrone und den Schmuckkasten tragen, tritt ein. — Hernani reißt sein Pilgerkleid herunter und ruft: wer will 1000 Goldstücke verdienen? ich bin Hernani! Schrecken der Donna Sol, Verwunderung der Anwesenden. — Spanische Ehre (Titel des Stücks) tritt hier wieder hervor. — Der Herzog will die Gastfreundschaft nicht verletzen; erst sagt er, Hernani seo toll (nicht ganz ungerecht), da dieser aber immer ruft: wer will 1000 Goldstücke verdienen? so geht der Herzog endlich ab, um sein Schloß in Vertheidigungsstand zu setzen, zum Schutz des Gastfreundes. — Jezt ungeheure Vorwürfe Hernani's ob Treubruch; er bewundert das Geschmeide; sie sagt, er wäre noch nicht auf des Schmuckkästens Grund gekommen, und dort wird der Dolch gefunden, den sie dem Könige entrissen hat. Große Genugthuung, Umarmung, zu welcher der Herzog hinzukommt. (Ich muß hier bemerken, daß der Herzog mit nicht geringer Geschicklichkeit durchaus und immer würdig erscheint.) Er macht Hernani bittere Vorwürfe über so verlezte Gastfreundschaft, und dieser von seiner Würde imponirt, von dem eigenen Unrecht überzeugt, bietet ihm die unbewehrte Brust zur Rache. — Donna Sol klagt sich als die Schuldige an, gestehend, daß sie Hernani liebt. — So zittre denn, sagt der Herzog zu Hernani. Aber in diesem Augenblick erklingen Trompeten und der Kaiser wird gemeldet. — Der Herzog verbirgt Hernani hinter sein Bild, das eine Blende heimlich schließt; und dieser sagt: mein Leben ist dir verfallen, ich bin dein Gefangener! — Hernani ist verborgen. Der König tritt mit Gefolge ein. — Zornig fragt er: weßhalb ist das Schloß fest verwahrt? Nehmt die Schlüssel, durchsucht Alles! seine Leute thun es. — Antworte Herzog! den Hauptmann der vernichteten Räuber, du verbirgst ihn hier? der Herzog bejaht es. — Seinen Kopf begehr' ich, oder den Deinen! — Zu Befehl. — So hole mir meinen Gefangenen? — Jezt zeigt der Herzog auf seine Ahnenbilder, geht Leben und Großthaten aller vom Stammherrn an in genealogischer Folge durch, nur durch einzelne Ausrufungen königlicher gerechter Ungeduld unterbrochen; endlich tritt er vor sein eigenes Bilde, hinter welches Hernani verborgen wurde, und sagt: dieses hier ist mein Bild. Dank! König Carlos, denn du willst, daß der, der es hier schaut, sage: dieser lezte aus einem so hohen Geschlechte war ein Verräther, er verkaufte den Kopf seines Gastfreundes. — Nach mannichfachen heftigen Drohungen des Königs, nachdem der Herzog seinen Kopf ihm wiederholt anbietet, entschleiert sich Donna Sol, wirft sich dem Herrscher zu Füßen und nennt ihn — einen schlechten König. Er staunt. Ihr Donna Sol? dann galant, dann weich, endlich: Ihr seyd an Allem Schuld; ich hätte der Löwe Kastiliens seyn können; vous m'en faites le tigre avec votre courroux. Le voilà qu'il mugit, Madame! taisez vous. — Bleibe nur deinem Gaste treu und mir ungetreu, Herzog, ich begnadige dich und nehme nur deine Nichte als Geißel mit. — Nur? sagt der Herzog, läßt es aber (des Autors kastilianische Ehre will es so) geschehen, und Donna Sol, um des Oheims Leben zu retten, folgt dem Kaiser, nachdem sie vorher den Dolch zu sich gesteckt und überhaupt noch mancherlei Weigerung statt gefunden hat. — Allein jezt läßt der Herzog den Hernani heraus, bietet ihm Zweikampf an, dieser ihm die unbewehrte Brust, nur will er Donna Sol noch ein Mal sehen. — Hast du denn da drin nichts gehört? Sie ist mit dem König fort! — Mit dem König? vieillard stupide! Er liebt sie. — Der Alte will mit seinen Vasallen nach. — Hernani will mit, will des schwachen Greises Rächerarm seyn; hernach soll er ihn tödten. — Wirst du auch hernach mit dir thun lassen wie jezt? — Ich schwör' es bei dem Haupte meines (todten) Vaters!

— Wirst du des Schwur's eingedenk seyn? — Ja! Hier nimm dieß Horn! zu welcher Zeit, an welchem Orte du willst, blase! und was du willst, es soll geschehen. — Deine Hand! — Er nimmt sie, sagt zu den Ahnenbildern: Ihr Alle seyd Zeugen, und der Akt ist aus.

Im vierten Akt sind wir nach Aachen versezt und finden Karl mit einem Vertrauten in den Begräbnißgewölben Kaiser Karls des Großen. — Er will hier eine Verschwörung belauschen, die Spanier und Deutsche gegen sein Leben angezettelt haben; er will zugleich hier abwarten, ob er zum Kaiser gewählt wird. Drei Kanonenschüsse sollen es ihm verkündigen. — Wie ungeschickt, und ich will nicht einmal sagen ungeschichtlich, aber wie ganz gegen irgend Gebrauch, Sitte, Kostüm und Kolorit dieß ist, fühlt man gewiß zu sehr, als daß ich es nöthig hätte, noch auseinander zu setzen.

Karl bleibt allein und nun folgt jener politisch-philosophische Monolog, von dem alle französischen Blätter so breites gesprochen haben. Meiner Meinung nach ist er ungleich an Werth in seinen nicht allzu zusammenhängenden Theilen und viel zu breit geschlagen, obgleich er hohe poetische Schönheiten enthält.

Der König verbirgt sich in das Grabmal. Die Verschwornen, unter diesen ein Herzog von Gotha und ein Herzog von Lützelburg, der alte Silva und Hernani treten ein. Eine Art von heimlichem Gericht. Karls Tod wird beschlossen, geloost, wer ihn erdolchen soll; das Loos trifft Hernani. — Der alte Silva bietet ihm zuerst seine ganze Habe, dann mit dem Horne sein Leben, wenn er ihm den coup, den Dolchstoß überlassen will. — Hernani thut es um keinen Preis, und der Alte flucht ihm, und steckt das Horn wieder ein, statt zu blasen. — Aber wer einmal ein Horn hat, weiß wirklich selten, was er thut. — Kanonenschuß. — Karl erscheint bleich an der Pforte des Grabmals, er horcht, zweiter Schuß — dritter Schuß. — Nun sagt er: der Kaiser hört Euch! — und alle Fackeln werden gelöscht. — Ihr wollt den Kaiser tödten? nein, Ihr wagt es nicht! — Er gibt ein Zeichen, und alle Gewölbe füllen sich mit Kriegern und Fackelträgern. Die Verschwornen werden entwaffnet. — Der Kaiser gibt heimlich Befehl, Donna Sol zu rufen. — Der König von Böhmen und der Churfürst von Bayern etc. bringen Karln die Nachricht seiner Erwählung und gehen wieder ab. — Donna Sol kömmt, läuft auf Hernani zu. — Madame! ruft dieser entrüstet. — Ich habe, sieh! noch immer seinen Dolch, sagt sie. — Mon amie! sagt er. Der König läßt alle Großen arretiren und begnadigt die mitverschworenen Gemeinen. — Jezt endlich ist der wichtige Moment, wo der stets sterben wollende Hernani seinen wahren Namen Don Juan von Arragonien sammt allen Herzogs- und Grafentiteln bekannt macht. Sein Vater sey von Karls Vater auf das Blutgerüst gebracht und er verbannt worden. Er will jezt so gut wie die andern Granden sterben. Donna Sol fällt dem Kaiser zu Füßen, fleht für den Geliebten und er vergibt ihm und Allen, vereinigt die Liebenden, und das Stück ist aus? — Nein es ist ein Trauerspiel und der fünfte Akt spielt im Schloßgarten des begnadigten Herzogs, ehemals Hernani, auf einer Terrasse. — Hochzeitfest! Maskerade! Scherzworte der Gäste. — Dazwischen ein schwarzer Domino, der langsam über die Bühne schreitet, den keiner kennt, den sie für den Teufel halten, oder für einen mauvais plaisant, was im Grunde auch, wenigstens bei einem Mummenschanz synonym ist. Hernani und Donna Sol, die Brautleute kommen herbei, die Musik verklingt, die Lichter löschen aus und sie bleiben allein. Hernani will die Braut zu verschiedenen Malen mit sich fortziehen, sie aber will noch bleiben und die schöne Nacht genießen. Liebe, Schwermuth, Ahnung, Lust und Unbehagen und doch wieder Liebesscherz wechseln in dieser — nicht allzu angenehm an Romeo und Julie erinnernden Scene. Endlich ertönt das rächende Schicksalshorn. Hernani sendet Donna Sol hinweg, ihm eine Phiole zu holen, die ihm wohl thun würde. Der schwarze Domino erscheint, nämlich der alte Herzog. Er reicht ihm Gift oder Dolch zur Wahl. — O warte nur bis Morgen. — Einfältiger! Morgen? du spottest. — Donna Sol kommt wieder, sie hat das Fläschchen nicht gefunden. — Der Herzog nimmt die Larve ab. — Schrei des Entsetzens. — Sie frägt, sie erfährt Alles. — Sie bittet den Oheim, droht mit dem Dolche, fleht wieder; Alles vergebens. — Endlich entreißt sie dem Geliebten die Phiole, trinkt und reicht ihm den Rest. — Du hättest das nicht gethan, mir nichts übrig gelassen. Sie sterben Beide, während einer wahrhaft erhabenen und ergreifenden Scene, die, eben weil die Situation nicht neu, um so verdienstlicher ist.

Auf unserer Bühne würde dieses Stück um so weniger Effekt machen, da wir Deutschen mit der spanischen Romantik vertrauter sind als das französische Publikum. Es möchte wenig spanische Stücke geben, deren Intrigue nicht besser erfunden wäre. Sollte man äußerlich den kastilischen Farbenton wiedergeben, so würde dieses — da der Alexandriner des französischen Originals nicht zu gebrauchen ist — einen Aufwand von Verskunst erfordern, die nur von einem geübten Dichter zu fordern wäre. Ein solcher aber, wird sich schwerlich von der höchst unwahrscheinlichen, ja unverständigen Fabel angezogen fühlen.

L. Rbt.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — Nº. 72. — 14. Juli 1830.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

5) Cromwell, Drame par Victor Hugo. Paris, A. Dupont et Comp. 1828.

6) Cromwell, Drama von Victor Hugo, übersezt von J. B. Werner. Frankfurt a. M, Wenner, 1830.

Selbst die begeistertsten Verehrer Victor Hugos werden auch dieses Drama nicht ganz befriedigt aus der Hand legen. Dennoch beurkundet er in seinen Fehlern noch immer den Mann von Genie und ist weit besser als Hernani. Das Gedicht ist nämlich, wenn ich mich so ausdrücken darf, von innen herauf vortrefflich und nur auf der Außenseite, auf der Oberfläche etwas zu breit und unförmlich; während wir bei mittelmäßigen Dichtern fast immer den entgegengesezten Fehler finden, daß sich nämlich das Gedicht von außen hinein vortrefflich lesen läßt, aber je weiter wir hineingerathen, desto geistloser und todter wird, gleich einem rothwangigen Apfel, der in der Mitte faul ist. Es kommt in der Poesie überall zunächst auf den innern Keim und auf die aus demselben sich entfaltende Urgestalt des Gedichts an, auf die Grundidee und ihre Konsequenz; und diese ist auch dann noch hoch zu schäzen, wenn auch die Schaale, Hülle, Bekleidung vernachläßigt erscheint.

Halten wir diesen Grundsaz fest, und betrachten wir das Gedicht Hugos zuerst von innen heraus, so erscheint es uns als ein schöner und kühner Bau, in sich darstellend die himmelanstrebende Größe, die im leichtesten Schwung die schwersten Lasten tragende und alles zusammenhaltende Kraft, die labyrinthischen Verwicklungen, die heimlichen Gänge und Winkel der Politik. Ich kenne kein Gedicht, das sich in so hohem Grade den politischen Geist, der gegenwärtig Zeitgeist ist, angeeignet hätte. Ohne Zweifel gehörte Kühnheit dazu, die Politik zum Gegenstande eines Gedichts zu machen, allein die Aufgabe lag in der Zeit und die Lösung ist mit großem Verstande durchgeführt. Schiller hat dieselbe Bahn im Fiesko, Don Carlos und Wallenstein betreten, allein diese Helden und ihr Schauplaz boten ihm bei weitem keinen so reichhaltigen politischen Stoff dar, als ihn die englische Revolution Victor Hugo gewährt. Er hatte in seinem Helden schon die personificirte Politik selbst darzustellen. Cromwell that alles, was er that, aus Politik; er war ein Held, nicht um des Ruhmes willen, sondern aus Politik; ein Republikaner, nicht um der Freiheit willen, sondern aus Politik; ein Heiliger, nicht um Gottes willen, sondern aus Politik. Weit entfernt, zu jenen poetischen Helden zu gehören, die Ehrgeiz, Drang nach Abentheuer, Fanatis-

mus oder wahre Begeisterung zum Großen anspornt, opferte er vielmehr alle und jede Poesie der Politik, allen glänzenden Schein der prosaischen Wirklichkeit eines politischen Vortheils auf. Um diesen rein politischen Charakter nun stellte die englische Revolution eine Menge andre, in denen die schärfsten Kontraste politischer Partheiung in den mannichfachsten Abstufungen einander gegenübertreten, rechts die Cavaliers, die Anhänger des Königthums und des Katholicismus, links die Rundköpfe, die fanatischen Republikaner und Puritaner, und in der Mitte das Geschmeiß der politischen Schwächlinge, Achselträger, Speichellecker, die in allen Fällen der Gewalt schmeicheln, wo sie auch herkommen mag. — Vergleichen wir aber das damalige England mit dem heutigen Frankreich, so zeigt sich bald, daß Victor Hugo nur von England die Farben zu entlehnen brauchte, um seinen Landsleuten in mancher Beziehung ihr eignes Bild zu zeigen. Die Usurpation Napoleons und die Restauration der Bourbons hat auch in Frankreich jene drei Klassen von Royalisten, Republikanern und doppelzüngigen Schmeichlern hervorgerufen.

Es treten nicht weniger als 70 Personen in dem Stück redend auf, deren Charaktere ohne Ausnahme trefflich gezeichnet sind. Wäre in dem Stück alles so gut, als die Charakteristik, so würden wir es Shakespeares Cäsar an die Seite stellen. Vor allem ist Cromwells Charakter selbst ausgezeichnet schön gehalten. Sein Benehmen gegen alle Partheien ist vom Dichter eben so meisterhaft dargestellt, wie wir es aus der Geschichte kennen. In der Großmuth, wie im Zorn, in der Strenge des Geschäfts wie in der vertraulichen Unterhaltung blickt überall die Klugheit, als die Seele aller seiner Handlungen hervor, und zwar die Klugheit eines überlegenen Genies, das nicht etwa verschmizt und mit Angst gegen eine stärkere Macht intrigirt, sondern mit Sicherheit und lächelnd die Anschläge schwächerer Gegner vereitelt. Dadurch erhält auch das ganze Gedicht den heitern Charakter eines Lustspiels, und wir rechnen es dem Geschmack des Dichters sehr zur Ehre an, daß er das tragische Element in diesem Lustspiel, den Mord Karls I., ganz in den Hintergrund gestellt hat. Die Handlung fällt in Cromwells spätere Zeit und umfaßt nur den Versuch jener Anhänger, ihm die Krone zuzuwenden, die er ausschlägt, und die doppelte Verschwörung der Cavaliers und Puritaner.

Unter den übrigen Charakteren zeichnet sich ganz besonders Lord Ormon, als Königlichgesinnter und alter ehrenhafter Edelmann aus, in sich vereinigend alles Ritterliche der guten alten Zeit, und ihm gegenüber Carr, der Schwärmer, der in sich die ganze stoische Strenge der Republikaner repräsentirt, und, obgleich er stark karrikirt ist, aufs lebhafteste an Carnot erinnert. Wie Carnot treu dem Vaterlande, dient er Cromwell gegen die Vaterlandsfeinde, aber auch wie Carnot treu der Freiheit, verschmäht er dem Usurpator zu huldigen und geht freiwillig in sein Gefängniß zurück. Diesem Paare reiht sich ein andres an, Lord Rochester auf Seiten der Cavaliers, der bekannte Wüstling und unzüchtige Dichter, Liebling des nachherigen Königs Karl II., und hier die ganze fröhliche Lüderlichkeit der Hofaristokratie und die französischen Hofsitten repräsentirend, — und Milton, auf Seiten der Republikaner, der strenge Vertheidiger des Königsmords und zugleich der bescheidne Dichter des verlornen Paradieses. Dann Lord Borghil, früher Royalist, doch durch Cromwells Großmuth besiegt, jezt dessen treuer Anhänger, Murray der schlangenzüngige Höfling und Verräther, Lambert, der feige Demagoge, der gern wagen möchte und nicht wagt, Davenant, der ungeschickte Spion, Barebone, der Verschworne aus Eitelkeit, und so eine Menge von Charakteren, in denen sich alle Arten von politischen Grundsätzen, Leidenschaften und Fähigkeiten schattiren. Nicht minder interessant ist die Familie Cromwells charakterisirt, sein lustiger Sohn Richard, seine bürgerlich und pedantisch gebliebne Frau, seine schöne und ganz royalistische Tochter Franziska, sein Schwiegersohn Fletwood, der den starren Sinn des Independenten auch unter Cromwells Augen nicht verläugnet und der einfältige Graf von Warwik, ein zweiter Polonius. Eben so die Vertrauten Cromwells, der tückische Jude Manasse: und die vier Hofnarren. Endlich auch die fremden Gesandten, die dem stolzen Bürger Englands die Bitten und Geschenke der Könige zu Füßen legen.

Auch die Handlung des Dramas selbst ist sehr durchdacht und meisterhaft angelegt. Sie müßte glänzenden Effekt auf der Bühne machen, wenn das Drama überhaupt bühnenfähig wäre, wenn man zwei Drittheile der Personen und des Dialogs wegstreichen könnte. Die Hauptintrigue des Stücks ist die, durch welche Cromwell zur königlichen Würde erhoben werden soll. Diese Intrigue wird aber durch zwei andre durchkreuzt, nämlich durch zwei Verschwörungen der Cavaliers zu Gunsten Stuarts und der Puritaner zu Gunsten der Republick. Beide Partheien haben sich für den Augenblick zum Sturz Cromwells vereinigt, wie sehr auch ihre fernern Zwecke getheilt sind. Sie kommen in einer Schenke zu London zusammen, an der Spitze der Cavaliers Ormond und Rochester, an der Spitze der Rundköpfe Lambert und Carr. Sie berathschlagen gemeinsam den Plan, den Lord Protektor in der Nacht vor seiner Krönung zu entführen. Lord Rochester schleicht sich als Kaplan verkleidet ins Schloß, um Cromwell einen Schlaftrunk zu reichen, wobei er noch privatim die Absicht hat, mit der schönen Franziska, in die er sich verliebt hat, einen Liebeshandel anzuspinnen. Aber Cromwell erfährt die ganze Sache. Die Cavaliers

und Rundköpfe verrathen einer den andern, indem jeder sich selbst sicher glaubt, und der Schwärmer Carr enthüllt ihm alles, aus Besorgniß, daß, wenn Cromwell falle, die Freiheit der Republick noch weit mehr gefährdet werde, als auch seine Herrschaft. Als nun Rochester dem Protektor den Schlaftrunk reichen will, zwingt ihn dieser, ihn selbst auszutrinken. Dann stellt sich Cromwell als gemeine Schildwacht verkleidet, an den Posten, durch welchen Ormond mit den Verschwornen ins Schloß dringen will, spielt die Rolle eines Mitverschwornen und sieht alles, was sie treiben. Sie dringen ein, und schleppen den Lord Rochester, den sie in Cromwells Bett finden, herunter, in der Meinung, sie haben den Protektor selbst. Richard Cromwell kommt dazu, glaubt seinen Vater gefährdet, wirft sich auf den Schlafenden und will ihn vertheidigen. Man will ihn losreißen und durch das heftige Mitteln wacht Rochester auf. Sobald sie ihn erkennen, fahren sie erschrocken auseinander. Wo ist Cromwell? rufen sie. Hier! ruft Cromwell mit Donnerstimme und der ganze Platz wird rasch von Fackeln hell und mit Soldaten besezt, welche die Cavaliers gefangen nehmen. — Am folgenden Tage soll die Krönung vor sich gehn, aber Cromwell ist auf verschiednen Wegen gewarnt worden. Hier wird man etwas zu sehr an Schillers Wallenstein erinnert. Wie dieser nämlich durch Seni und seine Schwester, die Gräfin Terzki, so läßt sich Cromwell durch den astrologischen Juden Manasse und durch seine Tochter Franziska umstimmen. Mich dünkt, daß dieß etwas aus seinem Charakter herausfällt. Cromwell war zu klug, um nicht die Gefahr, mit der ihn der Jude bedroht, auch ohne Hülfe der Sternkunst, zu kennen, und er war ein zu männlicher Herrschergeist, um sich durch seine fromme Tochter erweichen zu lassen. Diese zwei Scenen sind etwas zu komödienhaft, sie werden aber dadurch wieder gut gemacht, daß der Dichter seinen Helden den einmal gefaßten Entschluß mit der alten Klugheit und überlegnen Geistesgewandtheit ausführen läßt. Alles ist zum Fest der Krönung bereit. Da erscheinen die verschwornen Republikaner unter dem Volk, bereit, ihn wie den Cäsar am Thron niederzustoßen. Allein da man ihm die Krone bietet, überrascht er alle durch eine glänzende Rede, in der er sie als ein Kinderspiel, unwürdig eines Mannes von Genie zurückweist, und seine feste Anhänglichkeit an die unveräußerliche Souverainetät des Volks ausspricht. Sodann krönt er diesen Akt der Mäßigung durch die Begnadigung der Cavaliere. Alles jubelt ihm zu, und selbst Ormond beugt sich vor der Großmuth seines Charakters. Nur Carr sieht in dem Betragen Cromwells nichts als ein neues Mittel, ihm die Herzen der Engländer sklavisch zu unterwerfen, und an der Möglichkeit der Demokratie verzweifelnd, verlangt er, kraft des Rechts der Habeas-corpus-Akte, die jedem erlaubt, sich dahin zu begeben, wohin er will, ins Gefängniß zurückgeführt zu werden gegen Cromwells Willen. — Dieß ist der Gang der Haupthandlung, die aber durch eine große Menge Nebenzüge sehr abwechselnd und anziehend gemacht ist.

Trotz dieser mannichfaltigen Schönheiten aber macht das Gedicht bei weitem keinen so angenehmen Eindruck auf den Leser, als es der Fall seyn müßte, wenn der Dichter in Hinsicht auf den Dialog etwas ökonomischer gewesen wäre. Wir werden sehr, sehr oft durch unnütz weitschweifige, ja völlig leere Stellen überrascht, und zweifeln einen Augenblick, ob es auch wirklich Victor Hugo, der geistreiche Dichter sey, den wir vor uns haben. Das ganze Stück ist auf jeden Fall zu lang. Ist es auch nicht für die Bühne geschrieben, so sind doch wohl 70 Personen, und fünf Akte, jeder von 100 Seiten, zu viel. Je länger aber das Stück ist, um so weniger hätten darin leere Stellen vorkommen sollen, weil man das Lange nur erträgt, wenn es nicht zugleich langweilig ist. Ist ein Schauspiel nicht für die Bühne, sondern nur für die Lektüre geschrieben, so muß die Sprache auch durchgängig um so mehr Geist und Phantasie beschäftigen, je weniger unser Auge beschäftigt ist. Das macht die Lektüre von Aristophanes, Shakespeares, Calderons, Tiecks Schauspielen so anziehend, während ein Stück von Iffland oder Kotzebue, das auf der Bühne sehr wohl gefallen kann, nicht zu lesen ist.

Hierin hat nun Victor Hugo sehr gefehlt. Nicht daß es seiner Sprache an Geist mangelt, aber die Schönheiten derselben sind äußerst sparsam durch das Gedicht vertheilt, und vorherrschend sind die breiten und langen Dialoge, die nicht enden, wenn wir gleich schon wissen, was sie uns sagen sollen, und die raumfüllenden und dennoch leeren Stellen, die gar keinen Zweck haben. So ist es namentlich von tödtlich ermüdender Langweiligkeit, daß jede redende Person beinah jedesmal doppelt spricht, l a u t gegen die Anwesenden, und b e i s e i t ihre eigentliche Meinung in den Bart murmelnd. Dieß thun sogar solche Personen, auf welche in demselben Augenblick, in welchen sie beiseit reden sollen, Aller Augen gerichtet sind. Wird auch das Schauspiel nicht aufgeführt, so muß man es sich doch wenigstens denken, es werde aufgeführt, und dann sind solche Beiseit-Gespräche sehr unnatürlich. Das Schlimmste aber ist, daß die Leute beiseit reden, was sich jeder Leser ohnehin schon denken kann. Zum Beispiel S. 319 der Uebersetzung ruft der Verräther Murray Cromwell, den er für die bestochne Schildwache hält, die Worte zu: Sey gesegnet das Schwert, das dich umgürtet! worauf Cromwell beiseite spricht: Es ist lustig, von Royalisten so gesegnet werden. Nun spricht wieder Murray:

> Bruder, Zion
> Auf seiner Zinne hatte auch so Schützen
> Bei Tag und Nacht sich wachend zuzurufen.
> Ihr gleichet ihnen.

Und er sagt dabei beiseit:

> Man muß mit den Evangelisten da
> Zu ihrer Sprache reden.

Man weiß aber längst, wer Murray ist, und jeder, der Cromwell stehn und den Verräther ihn begrüßen sieht, weiß schon, daß das lustig ist, Cromwell braucht es uns nicht erst beiseit zuzuflüstern. Ferner, wenn der Höfling Murray zu der Wache von den Zinnen Zions spricht, so versteht es sich von selbst, daß er ihm dies damit schmeicheln will; wozu flüstert er uns das erst beiseite zu? Stellen wie diese finden sich zu hunderten, das ganze Buch wimmelt davon. Außerdem sind überhaupt die Gespräche im Durchschnitt zu lang, namentlich die, welche nur zur Introduktion dienen oder gar nur als Episoden zu betrachten sind, z. B. die unendlichen Unterhaltungen der Verschwornen, und das Quartett der Narren, die langweiligste Kurzweiligkeit von der Welt. Die Narren sind treffliche Figuren, die ganz Shakespearisch seyn würden, wenn sie sich nur kürzer zu fassen wüßten, aber ein Narrengespräch von 18 Seiten (181—198) ist allemal zu lang.

Die deutsche Uebersetzung, die natürlich statt des französischen Alexandriners die fünffüßige Jambe wählen mußte, ist durchgängig klar, gewandt, lebhaft. Ein Fehler wie folgender S. 15:

> O Bruder, denke, daß wir alle beide
> Mit einem Blut die Schwerter einst betauchten.

(Etwas mit etwas betauchen? das ist nicht deutsch) kommt nur einmal vor.

Schließlich müssen wir bedauern, daß der Uebersetzer die in vieler Hinsicht ausgezeichnete Vorrede des Originals nicht mit übersezt hat. Victor Hugo vertheidigt darin die romantische Schule, als deren Heros man ihn anerkennt, gegen die klassische, und sein Hauptargument ist, daß Sprache und Poesie niemals stille stehn, daß sie in ihrer Bildung in ewiger Verjüngung fortschreiten. „Die Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts sind nicht mehr die des achtzehnten, wie die des achtzehnten nicht mehr die des siebenzehnten waren. Die Sprache Montaignes ist nicht mehr die des Rabelais, die Sprache Pascals nicht mehr die des Montaigne, die Sprache Montesquieus nicht mehr die des Pascal. Jede dieser Manieren ist bewundernswürdig, weil sie originell ist. Jede Epoche hat ihre eignen Ideen, und ihre eigne Sprache für diese Ideen. Umsonst will man die bewegliche Physiognomie unsrer Sprache in einer gegebnen Form versteinern. Umsonst schreien unsre literarischen Josuas: Sprache, stehe still! Die Sprachen stehn so wenig still, wie die Sonne. Der Tag, der sie fixirt, ist ihr Todestag." Dieß sind ganz die nämlichen Grundsätze, wie wir in diesen Blättern, wenn auch nicht in Bezug auf die Sprache, doch in Bezug auf den Geist, geltend gemacht haben. Wir haben in Deutschland nicht mehr um die Sprache zu kämpfen, wohl aber verrennen sich unsre vielen wissenschaftlichen und Kunstschulen gar gern in dem Geist eines einzigen Mannes, wie in einer Sackgasse. In dieser Hinsicht haben auch wir unsre klassische Parthei, z. B. die unbedingten Anbeter Goethes oder Hegels ꝛc., die da meinen, weil jene Männer **ihren** Geist erschöpft haben, hätten sie auch den Zeitgeist und den Weltgeist erschöpft und es bliebe kein Geist mehr übrig. Und dieser klassischen Schule der deutschen gegenüber haben wir auch eine deutsche romantische Schule, die unablässig arbeitet, das Schiff der Literatur vom Festsitzen auf Sandbänken und zwischen Klippen loszumachen und flott zu erhalten. Diese Romantiker müssen diesseits wie jenseits des Rheins siegen, denn jeder Frühling besiegt den Winter.

Das junge Geschlecht kräftiger Geister ist in Frankreich so wenig als in Deutschland dazu gemacht, als weinende Genien mit gesenkter Fackel an den Urnen einiger großer Männer der Vergangenheit zu stehn, die hingegangene Größe zu betrauern und selbst — klein und erbärmlich zu seyn. Nein! Nicht dem Tode, dem Leben ist ihr Dienst geweiht. Sie wechseln in der Arbeit wie in der Herrschaft nur mit jenen hingegangenen ab. Die Namen allein wechseln; die geistige Kraft stirbt nie, und so groß war noch kein Jahrhundert der Vergangenheit, daß die Gegenwart, daß die Zukunft ihm nicht gleichen, es nicht übertreffen könnte. Gestehn wir uns, daß dem menschlichen Geist in allen Richtungen noch unendliche Bahnen offen stehn und erhabne Ziele gesteckt sind. Die Weltgeschichte wird noch tausend Helden, große Staatsmänner, Weise und Dichter sehn, und je mehr in ihrem Rundgemälde die wahrhaft großen Genien sich drängen, um so mehr mittelmäßige Geister werden daraus verschwinden müssen. Am wenigsten aber wird die erträumte Unsterblichkeit derer in Erfüllung gehn, die eine längst welke und abgestorbne Form festhalten wollen, und nur was blühend frisch aus eigner Fülle schöpferisch und originell entsprungen ist, wird als Typus eines neuen Jahrhunderts würdig seyn, in dem Pantheon der Geschichte zu glänzen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 73. — 16. Juli 1830.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

7) Don Juan und Faust. Eine Tragödie von Grabbe. Frankfurt a. M., Herrmannsche Buchhandlung, 1829.

Tollschöne Dichtung, wo die Gedanken Blitze, die Worte Donner und die Entzündungen Schläge sind! So ein poetisches Ungewitter erfrischt in der Dürre und Mattigkeit unsrer belletristischen Ernte. Grabbe ist so feuervoll, schwärmerisch und wahnwitzig, wie es Schiller in seinen ersten Trauerspielen war. An Fülle des Gefühls, Stärke des Gedankens und Gluth der Phantasie steht er Schiller nicht nach, er schweift aber noch weiter über die Grenze hinaus, sein Ideal grenzt nahe an die Karrikatur.

Es ist ein ungeheurer Gedanke, Don Juan und Faust in ein Gedicht zu bringen. Man darf in einem gewissen Sinne diese beiden Helden die höchsten Ideen der tragischen Poesie nennen, sofern sie die beiden Extreme männlicher Kraft bezeichnen, Don Juan die höchste Lebenskraft, Faust die höchste Geisteskraft. Eine einzige solche Idee ist schon mächtig genug, den Geist des größten Dichters zu erschöpfen, und hier wagt es ein Dichter, sie zu verknüpfen, die Dioskuren der Männlichkeit wie zwei nemäische Löwen zusammenzusperren und einen am andern zum Herkules werden zu lassen. Was können sie anders, als sich zerreißen? Aehnlich dem Teufel selbst ergreift er die beiden Helden rechts und links, und zerschmettert ihre Köpfe an einander wie Nüsse. Fast scheint es, der Dichter habe in ihnen die Poesie selbst zerstören wollen, er habe wie Simson die beiden Grundsäulen der modernen Tragödie gepackt, um sie in Trümmer zu werfen.

Offenbar stört und vernichtet die Poesie des Einen die des Andern. Goethes Faust und Mozarts Don Juan haben jeder eine eigenthümlich schöne Farbe, die aber einen unangenehmen Widerschein geben, wenn sie gegen einander gehalten werden. Jeder verlangt eine eigne Illusion, und jeder stört die des Andern.

Es ist eine uralte goldne Sitte der Gärtner, die Bäume nicht zu nahe an einander zu pflanzen, und der Poeten, die Bühne immer einem großen Helden allein zu überlassen und morgen wieder einem andern, nie aber etwa einen Cäsar und Napoleon zu gleicher Zeit auftreten zu lassen. Bleibt auch der Held an sich derselbe und spart auch der Dichter die Farben nicht, jeden gleich auszuzeichnen, so theilt sich doch nothwendig das Interesse der Zuschauer.

Indeß, es gibt eine Poesie, deren Schönheit gerade da anhebt, wo die der korrekten Poesie aufhört. Das Genie bleibt auch im Bizarren Genie, und wir würden

uns eines großen Genusses berauben, wenn wir die geistreichen Regellosigkeiten des Dichters nicht trotz ihrer Regellosigkeit um ihres Geistes willen anerkennen wollten.

Der Dichter hat die Scene nach Rom verlegt. Hier lebt Don Gusman als spanischer Gesandter mit seiner Tochter Donna Anna. Vor ihrem Hause erscheint in einer schönen Sommernacht Don Juan mit Leporello:

Still sind die Plätze und die Straßen, nur
Springbrunnen plätschern tändelnd in dem Dunkel, —
Die ew'ge Roma schläft, ermüdet vom
Jahrtausendlangen Schlachtenkampf, vielleicht
Noch weit mehr von der Bürde ihres Ruhmes.

Sie sprechen von Donna Anna und ihrem Bräutigam:

Don Octavio ist ein Herr
Von Bildung, feinem Aeußern, nettem Herzen,
Er trägt sich schwarz, führt weiße seidne Handschuh,
Lebt mäßig, gibt nicht Anstoß, tanzt gut, reitet
Erträglich, spricht französisch, kann mit Anstand
Im Kreise der Gesellschaft sich bewegen,
Und schreibt vielleicht sogar auch orthographisch!
— Dergleichen Schuften in den Weg zu treten
Ist mir die höchste Seligkeit!

Don Juan liebt zwar Donna Anna, allein er will sich durch diese Liebe keine Fesseln anlegen, und er spricht seine Lebensansicht deutlich aus:

Weg mit dem Ziel —
Nenn es mir nicht, ob ich auch darnach ringe, —
Verwünscht ist der Gedanke: jedes Ziel
Ist Tod. — Wohl dem, der ewig strebt, ja Heil,
Heil ihm, der ewig hungern könnte!

Er erregt einen Lärm auf der Straße, um die Donna herauszulocken. Sie kommt:

Ha, wie ein Goldadler reißt
Der Blitz sich los vom Gipfel des Nachthimmels:
Der Eichwald stürzt vor ihm zu Staub und flammt
Dabei empor in seliger Vernichtung —
So sink ich hin, zu deinen Füßen, Weib!

Der Vater kommt dazu, und Don Juan gibt vor, der deutsche Zauberer Faust, der kürzlich nach Rom gekommen, stelle seiner Tochter nach. Don Gusman antwortet:

Ich dank euch, aber wißt: nicht Zauberei,
Und nicht der Stahl gefährden oder schützen
Die Ehre Donna Annas. Ehre wandelt
Den eignen Pfad, trotz aller Schwingungen
Von Zauberkreisen oder Schwertern.

Don Juan wird durch diesen Widerstand entflammt. Seinem Stolz scheint nichts erhabner, als ein solches Weib zu besiegen.

Welten können
Verwaist und ohne Seele rollen durch
Den leeren Raum, — doch wo ein fühlend Herz schlägt,
Da regen Welten, Sterne, Sonn und Mond,
Des Morgens Roth, des Abends falscher Glanz,
Mit allem Schmerz und aller Freude, eng
Verschlungen sich im allerengsten Kreis —
Gewalt'ger Herz=, als Welt=Eroberer!

Er vertraut seiner Kraft. In stolzer Sicherheit behauptet er:

Wer eifersüchtig ist, liebt weder, noch
Wird er geliebt.

Und doch ist er, indem er über Octavios Eifersucht spottet, selbst gegen ihn eifersüchtig. Er nennt seinen Nebenbuhler einen Maulhelden, und doch spricht er selbst sehr viel:

Und doch, gehts mir nicht selbst grad' wie dem Baum,
Der voll von Blättern, bei dem schwächsten Windstoß
Aufrauscht?

Leporello bewundert, daß Don Juan trotz seiner Andacht vor Donna Anna, deren artiges Kammermädchen bemerkt habe:

Ihr seyd ein Kraft=, Universal=Genie!
Die Herrin lieben, von der Dienerin
Entzückt, — und das so durcheinander während
Desselben Augenblicks.

Bei Gelegenheit macht Leporello noch folgende Bemerkung über die Schönen:

„Ihren Namen? Ei, den les' ich so aus ihrem Wuchs, aus ihrer Physiognomie — Herr, wie der Name, so sieht der Mensch aus, — ihr glaubt nicht, was so eine Schall thut, — die Amalien sind lang und schwärmerisch, die Carolinen droll und pfiffig, die Julien voll und lebhaft, die Christianen haben so etwas von viel gebrauchten Geldstücken und sind abgeschabt, mager und bleich, die Augusten neigen sich zum Braunen ꝛc.“

Sie verabreden einen Anschlag gegen Donna Anna. Die Scene verändert sich. Doctor Faust erscheint in seinem Studierzimmer, in tiefer Melancholie:

Tödlicher Durst und nie gestillt! Sandkorn
Zum Sandkorn sammeln, grenzenlose
Und immer grenzenlosre Wüsten um
Sich her zu bauen —
— — —
Nichts glauben kannst du, eh du es nicht weißt,
Nichts wissen kannst du, eh du es nicht glaubst!
— — —
Doch lieber will ich unter Qualen bluten,
Als glücklich seyn aus Dummheit!
— — — Erst zu Stücken müssen wir
Uns schlagen, eh wir wissen, was wir sind.
— Deutschland, Vaterland! und nicht einmal

Im Schlachtfeld konnt' ich für dich kämpfend fallen —
Du bist Europas Herz — ja, ja, zerrissen,
Wie nur ein Herz es seyn kann!
— — Nur ein Don Juan mag
Inmitten unter der Zerstörung Lave
An Millionen Blumen sich vergnügen,
Und nicht bedenken, daß es viele zwar,
Doch alle nur vergänglich sind, daß wohl
Zerstreuung, aber keine Sicherheit
Und Ruhe da zu finden, wo die Eine,
Die Unverwelkliche nicht blüht!
— — Ziel, ein Endziel muß
Ich haben!

Diese Worte und die eben erwähnten von Don Juan bezeichnen sehr deutlich den Kontrast zwischen beiden. Faust braucht nun, um sein Ziel, die Wahrheit, endlich zu erreichen, das lezte Mittel, er ruft die Hölle an. Seine Beschwörungen sprengen ihre Pforten:

Armselige Flammen, — ihr, ihr wär't's, mit denen
Die Gottheit die Verruchten droht zu strafen?
O meine Brust brennt heißer als wie ihr!

Der Satan erscheint in der Gestalt eines alten Ritters. Faust ahndet, daß die Hölle ihm auf ewig den Weg zur Seligkeit vertritt, aber er entsagt dem Glück und will nur Wahrheit. Ich fordre, spricht er zu dem Dämon:

Daß du mir
Den Weg zu zeigen suchst, auf dem ich Ruh'
Und Glück hätt' finden können.

Der Satan erwiedert: das einzige Glück liege eben in der Beschränkung, der Faust immer zu entfliehen trachte. Er führt ihm beispielsweise Don Juans Glück an, und bietet ihm Donna Anna an. Faust verwirft diesen Antrag mit Verachtung und befiehlt dem Dämon, ihn im Fluge durch das ganze Weltall zu führen.

Im zweiten Akt trifft Don Juan mit Donna Anna in ihrem Garten zusammen. Sie gesteht ihm ihre Liebe, gelobt aber, der Ehre treu zu bleiben und ihre Hand keinem andern als Octavio zu reichen. Don Juan antwortet mit einer ächtspanischen Hyperbel:

Geliebte, weine nicht; voll Wollust täss'
Ich sonst der Thränen diamantenes
Geschmeide auf, und glaube mir, daß sie
Als ächte Edelsteine mir das Herz
Zerschneiden würden!

Octavio stört sie. Don Juan ärgert sich über ihn, allein

Man kann
Von derlei Schuften lernen, — sie besitzen
Gefühl — das heißt, statt Phantasie und Geist
Genug zu haben, mit der Leidenschaft
Zu spielen, und mit ihr als goldnem Kranz
Des Lebens Horizont zu schmücken, lassen
Sie sich von ihr durchpeinigen, schrei'n laut
Vor Schmerzen, und verkaufen diese Waare
Für freie und selbstständige Empfindung.
Und doch — die Weiber sind so dumm — nur Dummheit
Kann sie besiegen.

Faust und der Ritter erscheinen wieder. Sie haben das Weltall durchreist, Faust ist unbefriedigt:

Schwächling, du glaubst, daß Massen
Befriedigen mich könnten. — Zeige mir
Den Abgrund, welchen ich nicht bodenloser,
Den Gipfel, den ich mir nicht schwindelnder,
Das Weltall, welches ich mir nicht
Unendlich größer denken könnte.

Der Satan mahnt ihn wieder daran, das Glück in der Beschränkung zu suchen und zeigt ihm Donna Annas Bild. Es macht die gewünschte Wirkung.

Seys ein Trug — der Trug ist mehr werth als
die Wahrheit, als zu wissen, daß man nichts weiß.
— — — Es ist 'ne Albernheit,
Daß mich ein Bildniß so entzückt. — Nicht Grund
Seh ich dazu — und doch bin ich entzückt!
— — — Ach, des Himmels Gründe,
Was sind sie gegen dieses Auges Tiefe.

Auch er findet, wie Don Juan, daß ein Herz erobern mehr werth sey, als die Welt erobern. Er verjüngt seine Gestalt und geht auf die Hochzeit der Donna Anna.

Du warst von je ein kräftiger Mann — doch jezt —
Ganz unvergleichlich, — infernalische
Schwermuth umzuckt die Antlitz und Gestalt —
Da stehst du, wie die Tann', in der
Es lodert und um die es brennt. — Glaub's sicher,
Mit solchem Feuer von Empfindsamkeit
Und Wissenschaft, von Winters Ofenglut
Und Sommers Hitze, wirst du jedes Weib
Zu deinen Füßen sehn, besonders da
Du wie Apollo in den Muskeln blühst,
Und glühst.

Die Gäste sind schon versammelt:

Wie festlich glänzt der Saal,
Und wie den Lenz mit Blüthen, füllen ihn
Die Damen. — —
Die heißen Rosen auf der Weiber Wangen
— — — das sind der Hölle feinste
Und schlimmste Flammen.

Faust sieht Donna Anna und wird tief erschüttert, ja der Teufel selbst wird gerührt. Er sagt:

Stehst du endlich in der Region
Des Lebens-Südens, wo der Hoffnung, wo
Der Sehnsucht Riesenbäume mit den Wurzeln
Zum Tartarus hindringend, schnell und furchtbar
Zu Aethers höchsten Höhen sich erheben,
So daß die Sterne nur als goldne Früchte
In den belaubten Aesten schimmern, — wo
Das Wort, das einst die Welt, im Wahn, daß sie
Dadurch geschaffen, an dem Schöpfungstag

Noch halb im Traum geflüstert, voller Wohllaut,
Wie eine Silberglocke, schwebend in
Dem Himmelsdome, durch die Nähe tönt
Und Ferne: erste Liebe?
O auch ich,
(Myriaden Jahre sind seitdem verflossen)
War dieses Wortes voll!

Faust.

Was? Wird der Satan
Sentimental?

Der Ritter.

Leicht möglich, daß er eh'dem
Es gewesen. Jezt lacht er des Spaßes.
Wie könnt er so unsäglich hassen, hätt'
Er früher nicht so ungeheu'r geliebt?
Weich glüht das Eisen, eh' es wird zum Schwerdt —
Den Glücklichen nur kann ein Unglück treffen —
Der Teufel liegt dem Gotte näher als
Die Milde.

Auch Don Juan ist im Hochzeitssaale und der Anblick Donna Annas entlockt ihm abermals eine der kühnsten Hyperbeln:

Wie
Ein Engel schwebt sie auf der Woge der
Musik, ein Bliz der Schönheit zuckt sie durch
Die Tanzreihn, bald vortauchend, bald verschwindend,
Und meines Herzens Schläge sind die Donner,
Die sie begleiten.

Leporello muß Octavio auf den Fuß treten, und als dieser jenen hinauswerfen lassen will, nimmt sich Don Juan seines Dieners an, fordert den Bräutigam zum Kampf und stößt ihn nieder. Ehe er aber der Braut sich versichern kann, wird diese von Faust durch die Luft entführt. Don Gusman kommt, findet den Eidam todt, die Tochter geraubt; doch er bezwingt seinen Schmerz. Als ächter Edelmann nimmt er Don Juan gegen seine Gäste in Schuz, fordert ihn aber selbst zum Zweikampf. Er fällt in diesem Kampf, und bis zum lezten Augenblick der Ehre treu, sezt er gleiche Ehre bei seinem Gegner voraus und verlangt von ihm, er solle seine Tochter retten und sie in ein Kloster führen. Aber Don Juan verhöhnt ihn. Der Sterbende erinnert ihn an Gott. Don Juan antwortet mit einer Blasphemie, die selbst für eine cynische Poesie zu stark ist:

Die Erde ist so allerliebst, daß mir
Vor lauter Lust und Wonne Zeit fehlt, um
An den zu denken, der sie schuf. Ists Gott,
Nun um so größern Ruhm für ihn -- den Koch
Lobt man mit dem Genusse seiner Speis'
Am besten.

Er verläßt den Sterbenden, indem er ihn lachend versichert, er gehe nur, seine Tochter zu entehren.

Unterdeß hat Faust ein prachtvolles Schloß auf den Gipfel des Montblanc gezaubert und dorthin Donna Anna entführt. Er schildert die Alpen:

Sieh! grau und himmelhoch wie ein
Senat uralter Erdtitanen, die
Im stummen eisigen Troz zur Sonne schaun,
Am Fuß gefesselt zwar, doch nicht besiegt,
Die mit Verheerung stäubender Lauwinen
Das leiseste Geräusch, das sie im Traum
Zu stören wagt, bestrafen, — liegen da
Die Alpen.

Doch umsonst hat Faust Donna Anna entführt. Seine schöne Gefangne trozt ihm. Sie, die schon Don Juan, den sie liebt, von sich gestoßen, widersteht noch leichter dem rohen Entführer, den sie nicht liebt. Faust zeigt sich in seiner ganzen furchtbaren Macht. Er ist weder fähig noch gesonnen, zu heucheln. Durch die Stärke seines Willens allein hofft er das schwache Weib zu bezwingen. Je schrecklicher, desto männlicher will er ihr erscheinen. Er hat ein Weib daheim gelassen, ein Wink von ihm vernichtet sie. Er braucht den Teufel nicht mehr, und läßt ihn von seinen eignen dienstbaren Geistern um den Montblanc schleifen. Doch Donna Anna schaudert nur vor ihm und beweist ihm, daß keine Macht der Welt der Liebe gebieten könne:

Sey Faust,
Sey Gott — Wähnst du, du könntest Lieb' erzwingen?

Die Scene wechselt. Don Juan erscheint in der Schneeregion des Montblanc, von dem jammernden Leporello begleitet, der jeden Augenblick den Tod kommen sieht. Faust kommt ihnen von oben entgegen. Man kann sich denken, wie sie einander trotzen. Faust stüzt sich auf seine Zaubermacht, Don Juan auf die Liebe Donna Annas, und jeder findet darin einen Grund, den andern zu verachten. Zu gewaltig, um nicht großmüthig zu seyn, verschmäht es Faust, seinen schwachen, wenn auch glücklichen Nebenbuhler zu vernichten. Sie fechten nur mit Worten und tauschen ihre Tendenzen gegen einander aus:

Don Juan.

Wozu übermenschlich,
Wenn du ein Mensch bleibst?

Faust.

Wozu Mensch,
Wenn du nach Uebermenschlichem nicht strebst?

Am Ende läßt Faust den Don Juan und Leporello durch die Luft entführen und auf den Kirchhof niedersetzen, wo Don Gusman begraben ist. Nun folgt die schauerliche Kirchhofsscene, die jedermann aus Mozarts Don Juan bekannt ist, und die Grabbe so treu wiedergegeben hat, daß uns die Musik dazu unwillkührlich in den Ohren tönt.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 74. — 19. Juli 1830.

Schau- und Trauerspiele.

7) Don Juan und Faust. Eine Tragödie von Grabbe. Frankfurt a. M., Herrmannsche Buchhandlung, 1829.

(Fortsetzung.)

Faust hat sich indeß mit seinem Gram tief in das Innere des Montblanc begraben und findet ein wahrhaft verzweifeltes Vergnügen daran, sich von den tückischen Erdgeistern verhöhnen zu lassen.

Höhnt, verhöhnt den Thoren,
Der Nachts das sucht, was er im Licht verloren!
— Umschwebt mit Leichenkälte ihn, Dämonen!
Erdwürmer, schwarz und meilenlang,
Umgarnet ihn und macht ihm bang.
— Du bist umzingelt,
Es naht, es ringelt
Aus allen Gründen.

Er kehrt zu Donna Anna zurück:

Sie liebt mich nicht! Schon das ist Tod! Doch sie
Liebt einen Andern — das ist Hölle!
— Was ich wünsche, muß ich haben, oder
Ich schlags zu Trümmern. —
— — Nicht die Minute mehr
Seufz' ich um dich, die ich mit einem Wort
Zusammentrümmern kann. — Nie seufzt' ich, ohne
Daß ich mich rächte! Hassest du mich?

Donna Anna.

Ja!

Faust.

Stirb!

Und sie ist tod. Er betrachtet die Leiche mit tiefer Wehmuth:

Wie edel schön! Auch noch in deinem Tode! —
— In diesen Thränen, die ich weine, spür'
Ich es: es gab einst einen Gott, der ward
Zerschlagen — Wir sind seine Stücke. — Sprache
Und Wehmuth — Lieb und Religion und Schmerz
Sind Träume nur von ihm.

Die lezte Scene ist Don Juans Gastmahl. Die Polizei erscheint und wird verspottet. Faust kommt und kündigt den Tod Annas an. Don Juan bleibt sich und seiner Philosophie treu:

Die Donna Anna! — Ueberfluth' sie, Wein! —
Ab der Franzose da: Champagner — Wildfang!
Bis an die Decke fliegt dein Schaum, mein Jubel
Soll aber troz der Donna Anna, troz
Des Jammers, an die Sterne schlagen!

Faust fühlt tiefer. Er hat alles verloren. Es bleibt ihm nichts übrig, als der alte kühne Muth, von dessen

Kraft er die lezte glänzendste Probe ablegt. Er entschließt sich, obgleich sein Kontrakt mit dem Teufel noch nicht abgelaufen ist, sich dem Teufel vor der Zeit freiwillig zu übergeben, und stirbt im Gedanken an Donna Anna:

Ewig werd' ich dein gedenken,
Und der Gedanke wird die Wirklichkeit
Der Höll' zu Schanden machen!

Don Juan läßt sich in seiner Lust nicht stören, obgleich ein furchtbares Ungewitter heraufzieht. Da erscheint mitten im Jubel der steinerne Gast, und alles begibt sich so, wie wir es aus Mozarts Oper schon kennen. Die poetische Nachahmung der Musik ist sehr glücklich. Grabbe hat in seine Worte all das Schauerliche zu legen gewußt, was uns in Mozarts Tönen erschüttert.

Dieß ist die Skizze des wunderbaren Gedichts. Sie wird hinreichen, unsre Leser auf die Erhabenheit der Gedanken, auf die Schönheit der Sprache, die durchgängig darin herrscht, aufmerksam zu machen. Es kann keine Frage mehr seyn, ob Grabbe poetische Kraft besizt, er besizt sie nur in einem zu großen Uebermaaß. Jedem unsrer Leser muß seine geistige Verwandtschaft mit Schiller (als Jüngling) auffallen.

Bei zwei so reichen Ideen indeß, wie die des Don Juan und Faust, und bei der meisterhaften Ausführung, welche sie durch Mozart und Goethe schon erfahren haben, kann die Vergleichung, kann die Frage, wiefern und warum Grabbe von jenen ältern Meistern abgewichen ist, nicht umgangen werden. Ich muß deßfalls auf das zurückkommen, was ich gleich im Eingang sagte. Grabbe hat jeden seiner Helden etwas beschränken und beschneiden müssen, weil er sie einander zu nahe gebracht hat. Wir wollen die Charaktere seines Dramas ein wenig durchgehn.

Faust mußte durch seine Kontrastirung mit Don Juan und durch seine Beziehung auf Donna Anna ein ganz Andrer werden, als der er bei Goethe ist. Welcher dieser beiden Fauste ist nun der vorzüglichere? Ich muß mich für den Goetheschen erklären. Grabbes Faust ist sentimental, ja er steckt den Teufel selbst mit seiner Rührung an; er verliebt sich wirklich, es ist ihm heiliger Ernst damit. Goethes Faust spielt nur mit seinem Gretchen, weit entfernt, sich durch eine ernsthafte erste Liebe verblüffen zu lassen; er verführt sie mit dem Bewußtseyn, mit der Lust des Verräthers. Nur um das Raffinement des Genusses zu erhöhen, versezt er sich spielend in die Illusion eines liebenden Jünglings zurück, und ist sentimental aus bloßer Wollust und nur um der Wollust willen. Welcher Faust ist nun der natürlichere? Ich denke, die untergeordnete, die schimpfliche Rolle, welche Gretchen und die Liebe überhaupt in Goethes Faust spielt, ist der Diabolität, der Teufelmäßigkeit ungleich angemeßner, als die totale Verliebung und heilige Liebesandacht bei Grabbe. Ein Mann, der wie Faust alle Schulen durchgemacht hat, dessen Herz ein völlig ausgebrannter Vulkan ist, der alles Menschliche schon hinter sich hat und an die Pforten der Hölle klopft, der mit dem Teufel den Bund schließt und ein neues Leben sich zaubert, mit dem Bewußtseyn, daß es nur Zauber ist, — ein solcher Mann kann unmöglich fühlen, wie ein Jüngling fühlt, kann nie mehr die Sottise begehn, sich ernsthaft zu verlieben. Er kann mit dem Herzen und seinen Genüssen nur noch wie mit einem Traum spielen, kann das, was ihn einen Augenblick ergözt, nicht zu lieben scheinen, ohne es zu verachten. Oder er wäre nicht Faust, nicht der Ausgelebte, nicht der Gefährte des Teufels mehr. Der Teufel paßt zur jünglingsmäßigen Liebesandacht nicht, er kommt dabei gar zu sehr aus dem Spiele, und hier muß er denn doch der Matador im Spiele seyn. Umsonst ruft man die Hölle nicht herbei. Der Vorwurf, den ich Grabbe mache, trifft auch Lord Byron, dessen Faust ebenfalls viel zu ernsthaft und heftig ist, viel zu wenig von dem Leichtsinn der Hölle besizt, der Goethes Faust in seiner Art so liebenswürdig macht. Grabbe schildert einen Sehnsüchtigen, der ewig nach vorwärts sieht, Byron einen von Gewissensbissen gepeinigten Verbrecher, der ewig rückwärts sieht; Goethe aber schildert den Egoisten, der den Augenblick benuzt, und dem die Hölle wirklich dient. Jene beiden sind viel zu gutmüthig und edel, nur dieser besizt die erforderliche Dosis von Schlechtigkeit, die einmal unerlaßlich scheint, wenn das Herbeirufen des Satans nicht lächerlich werden soll.

Don Juan bleibt in dem Grabbeschen Drama seinem Charakter treuer. Allein seine Rolle ist durch die Dazwischenkunft Fausts ungemein beschnitten. Umsonst sehn wir uns nach der liebglühenden Elwira, umsonst nach der reizenden Zerline um. Donna Anna beschäftigt ihn allein, und da ihm diese von Faust, wie man zu sagen pflegt, vor der Nase weggeschnappt wird, so kommt er leider in die Situation eines Geprellten, worin er nothwendig lächerlicher erscheinen muß, als es sich mit seinem heroischen Charakter, und mit seinem zu diesem Charakter gehörenden Glück verträgt.

Don Gusman ist vom Dichter sehr verschönert worden und wohl der gelungenste und vollkommenste Charakter des ganzen Dramas. Donna Anna begeht den einzigen Fehler, zu offenherzig zu seyn. Sie würde einen geheimnißvolleren Reiz für uns haben, wenn sie uns wie Mozarts Anna nur muthmaßen ließe, daß sie Don Juan liebt, nicht es selber sagte, — ein Reiz, den wir unter andern auch an Emilia Galotti schätzen, sofern uns Lessing nur ahnen läßt, daß sie den Prinzen liebe. Bei der

Stärke ihrer Tugend hätte Donna Anna ihr Gefühl im Herzen verschließen, bei ihrem Zartgefühl gegen Don Octavio hätte sie niemals Don Juan ihre Liebe gestehn müssen. Leporello und die Nebenfiguren sind sehr gut und mit trefflicher Laune charakterisirt. Der Teufel ist am schlimmsten weggekommen. Er fällt ganz aus der Rolle, indem er die Leidenschaften des Stückes theilt und sogar einmal gerührt wird, anstatt daß er jene kalte Ueberlegenheit und seine Ironie zeigen sollte, die den Goetheschen Mephistopheles zu dem macht, was er seyn soll.

8) Kaiser Friedrich Barbarossa. Eine Tragödie in fünf Akten von Grabbe. Frankfurt a. M., Hermannsche Buchhandlung, 1829.

Mit diesem Drama beginnt der Dichter einen Cyklus von Tragödien, welche die ganze Geschichte der Hohenstaufen in der Weise umfassen soll, wie Shakespeare den Krieg der beiden Rosen in einem Trauerspielcyklus dargestellt hat. Früher hat schon Nienstädt den gleichen Plan in sieben Trauerspielen ausgeführt. Von Waiblinger in Rom behauptete man, daß er denselben Plan hege; ja, wenn ich nicht irre, hat man vom Grafen Platen etwas ähnliches geäußert. Ich kann aber nicht glauben, daß er dergleichen beabsichtige.

Ich habe schon vor mehrern Jahren in diesen Blättern bei Gelegenheit der Nienstädtschen Arbeit den Plan, die Hohenstauffen zu dramatisiren, sehr bedenklich gefunden, und muß hier wiederholt die Gründe geltend machen, die dagegen sprechen. — Das Beispiel Shakespeares paßt nicht. Der Krieg der beiden Rosen gestaltete sich schon in der Geschichte ächt dramatisch. Der Schauplatz ist beschränkt, es drängt sich alles auf einen Punkt zusammen in England und um den englischen Thron. Der Schauplatz der Hohenstauffen aber umfaßt beinah ganz Europa und erstreckt sich sogar bis auf Asien. Schon dadurch überschreitet ihre Geschichte den dramatischen Kreis und dehnt ihn zu einem epischen aus. Bei Shakespeare ist ferner alles Handlung, es kommt nur auf Schlachten und Empörungen, Thronbesteigungen und Hinrichtungen an; bei den Hohenstauffen ist der Geist der Zeit wichtiger als die Begebenheiten, es kommt auf Ideen an, und die Handlungen gehn nur aus den Ideen hervor, die Charaktere sind nur Träger und Repräsentanten der Zeitideen. Was die Yorks und Lankaster thun, begreift sich von selbst, was die Hohenstauffen und Welfen thun, muß erst aus der Tendenz des Jahrhunderts erklärt werden. Dort handelt es sich um eine Krone, hier handelt es sich um die Reformation des ganzen Mittelalters. Das poetische Interesse ist in jener englischen Geschichte an Personen geknüpft, in der Geschichte der Hohenstauffen aber an Völker, an die ganze Menschheit und deren weithistorische Ideen. Dort erfüllt es die Bühne, hier wird ihm die Bühne überall zu eng und zu klein.

Man muß indeß Herrn Grabbe die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er vollkommen eingesehn hat, worauf es ankam, und daß er nur insofern gefehlt hat, als er es in seiner bekannten poetischen Kühnheit dennoch gewagt hat, das Unmögliche leisten zu wollen. Er ist weit entfernt, das Beispiel seiner Vorgänger zu befolgen. Nienstädt in seinen sieben Dramen, Immermann in seinem Friedrich II., v. Heyden in seinem Kampf der Hohenstauffen haben sämmtlich den unverzeihlichen Fehler einseitiger Parteilichkeit begangen. Wie schülerhaft geistlos stellen sie die Hierarchie des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts den Hohenstauffen gegenüber! Welche jämmerliche Romanpfaffen machen sie aus den Kirchenriesen jener Zeit, zu welcher Gemeinheit ziehn sie den religiösen Aufschwung der Kreuzzüge herab! Haben die frivolen Versemacher des neunzehnten Jahrhunderts wohl eine blasse Ahnung von den Jahrhunderten heiligen Ernstes und zermalmender Kraft? Doch wie kann der schwache Geist den starken begreifen? Grabbe ist selbst ein starker Geist, er faßte den Geist der alten Zeit und ihrer Helden, der Friedriche und Alexander, der Heinriche und Innocenze. Sein Drama ist dem Geist nach nicht unwürdig seines Gegenstandes. Er hat eine Welt darin zusammendrängt, und in dem kleinen Bilde erkennen wir alle großen Züge der Geschichte wieder, unverstellt, voll Mark und Leben.

Wir sehn in diesem wunderbaren Bilde hauptsächlich vier Gewalten einander gegenüberstehn, die Kirche, den Kaiser, den Lombardenbund und Heinrich den Löwen. Die Geschichte lehrt, daß diese Gewalten sich wechselseitig Ehre machten, daß jenes Jahrhundert einen herrlichen Kampf der Kraft gegen die Kraft, der Größe gegen die Größe zur Schau stellte. Auf welche Seite wir uns wenden, überall finden wir erhabne Charaktere und eine frische herzerfreuende Kraft, wie bei Homer in Ilium zugleich und im Lager der Griechen; jedem Achill steht ein Hektor gegenüber. So hat auch Grabbe jenen Kampf dargestellt. Besonders müssen wir an ihm rühmen, daß er die imposante Stellung der Kirche zu jener Zeit so frei und richtig erkannt hat. Wenn sein Barbarossa sich vor dem Papst Alexander auf die Erde wirft, so begreifen wir, warum er es thut, und der Held erscheint nicht kleinlich und entehrt durch diese Handlung, weil sein Ueberwinder selbst groß und majestätisch, als das Haupt der Kirche, als der irdische Gott erscheint. Wie würden sich wohl unsre guten liberalen Trauerspielverfertiger geberdet haben, wenn sie Barbarossas Ehre hätten retten wollen, ohne dem Papst die seinige zu gönnen? Wer die Zeit der Hohenstauffen darstellen will, muß

vor allen Dingen den Spruch beherzigen: gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist!

Grabbe hat aber nicht nur den Gegensatz vom Papst und Kaiser, von Kirche und Staat, sondern auch den nationellen zwischen Italienern und Deutschen im Kampf des deutschen Heers mit den Lombarden, und wieder der Schwaben und Sachsen, der Süd- und Norddeutschen im Kampf des Kaisers mit Heinrich dem Löwen auf eine sehr poetische Weise dargestellt. Ueberall ist Wahrheit und Leben in seinem Gemälde. Jeder Held ist nach dem Charakter der Zeit überhaupt, nach seiner Nationalität, nach seinem Stand und Alter scharf markirt und so bewegt sich die überaus reiche Gestaltenwelt dieses Dramas vor unsern Blicken, ohne daß eine Gestalt in die andre verschwimmt.

Allein das Drama erfüllt doch im Ganzen nicht die Bestimmung eines Dramas. Der Stoff ist zu groß, zu unförmlich für das Drama. Das Interesse wird auf zu viele Seiten din vertheilt, drängt sich nicht in eine Mitte zusammen. Jede Episode dieses Dramas hat ihr eignes Interesse, ist ein eignes Drama für sich, hat seinen eignen Anfang, Mitte und Schluß; aber das Ganze hängt nicht zusammen und der Ausgang kann uns poetisch nicht befriedigen. Der Kaiser zieht zuletzt nach Palästina, das ist ein Abgang, aber kein Ausgang. Nur der Charakter und das Schicksal Heinrichs des Löwen entwickeln und vollenden sich ganz vor unsern Augen, nur er könnte der dramatische Mittelpunkt seyn, aber er ist nicht der historische. Er ist unwichtiger als Kaiser und Papst.

Das Werk ist somit kein bühnengerechtes Drama, aber immerhin ein sehr schönes Gedicht in dramatischer Form, und das beste, womit uns der geniale Grabbe bisher beschenkt hat. Von den Bizarrerien, die wir in seinen andern Werken rügen mußten, ist hier wenig oder nichts mehr übrig. Vielleicht drückt er sich zuweilen in der Rede noch zu stark, zu sententiös aus; aber dieß fällt hier weniger auf, weil sich überhaupt hier alles mehr zusammendrängt, weil der unendliche Reichthum von Handlungen und Charakteren, von religiösen und politischen, nationellen und romantischen Interessen, die hier durcheinanderspielen, den kurzen und schlagenden Ausdruck natürlich und nothwendig macht. Langweilige Dialoge wären hier am unrechten Orte, das Drama würde dann nie enden.

Ueber den Charakter Heinrichs des Löwen muß ich noch eine Bemerkung anknüpfen. Ich gestehe, daß es mich wundert, warum Grabbe gerade hier, und hier allein dem schlechten Beispiel seiner Vorgänger, vorzüglich Klingemanns, gefolgt ist? Man ist gewohnt, Heinrich den Löwen als einen großen Helden zu rechtfertigen und mit Ruhm zu überschütten, aber ist sein Verrath am Kaiser nicht dennoch ein unverzeihlicher schlechter Streich? und ist die Art und Weise, wie er ihn verräth, nicht noch viel schlechter, als der Verrath selbst? Den Freund, den Kaiser, erst sicher machen und dann in der Stunde der Gefahr verlassen, das ist kein offner Verrath, keine kecke Empörung im Styl der mittelalterlichen Ritterlichkeit, sondern eine feine, moderne, diplomatische Perfidie, so unritterlich wie Meuchelmord von hinten. Die Sache läßt sich nur aus einem Gesichtspunkt entschuldigen. Heinrich der Löwe war ein Deutscher. Der Deutsche ist nicht dumm genug, seinen Vortheil nicht einzusehn, aber auch nicht schlecht genug, um sich gleich zu einem schlechten Streich entschließen zu können. Er schwankt, ist ehrlich und treu mit Neid und Scheelsucht, und möchte den Verrath üben, ohne unehrlich zu werden. Da wartet und wartet er so lange, bis ihm der Drang der Umstände einen Entschluß abnöthigt, und nun wird er trotzig, sucht sich selbst in Hitze zu sagen, um sich vor sich selbst zu entschuldigen und vollbringt die Schandthat gerade da, wo man sie am wenigsten erwartet hätte, und die lange Scheu vor der That, das lange Verhehlen der Absicht, die lange Verstellung, das lange Ehrlichthun macht die That dann noch weit abscheulicher, als sie sonst gewesen seyn würde. Das ist deutscher Verrath, deutsche Tücke, wie wir sie leider aus hundert Beispielen der Geschichte kennen. Wenn es nun aber solche Beispiele gibt, so sollte der Dichter sie nicht beschönigen, sondern sie in ihrem wahren Lichte zeigen. So hätte Grabbe uns Heinrich den Löwen nicht so edel schildern sollen, er hätte unbeschadet der Poesie von ihm sagen dürfen: er war ein Judas, weil er seinen Herrn und Freund verräth, und noch schlimmer als Judas, weil er nicht nur vor der Welt, sondern auch vor sich selber den Ehrlichen spielen wollte. Solche Charaktere sind zwar in der deutschen Geschichte allbekannt und nicht selten, aber sie warten noch auf den Dichter, der sie ganz so auffaßt, wie sie sind.

Ueberhaupt wäre die Art, wie sich die sogenannte deutsche Gutmüthigkeit mit dem Laster abzufinden pflegt, einmal eines psychologischen Bedenkens werth. Wer nur mit einigenmaßen offnen Augen umhersieht, kann solchen sentimentalen Schurken überall in Deutschland begegnen. „Nimm mirs nur nicht übel, daß ich ein Schuft bin, ich bin ja sonst ein guter Kerl und habe dich lieb," — das muthet man einem in Deutschland zehnmal für einmal zu. Daher ist es auch eine alte Erfahrung, daß man sich in Deutschland mehr vor den sogenannten guten Freunden, als vor den offenbaren Gegnern in Acht zu nehmen hat, und die ganze Geschichte beweist, daß die Deutschen nie gefährlichere Feinde hatten, als sich selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 75. — 23. Juli 1830.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

9) Struensee. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Michael Beer. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

Es ist löblich, wenn der tragische Dichter nicht blos gemeine Helden und gemeines Unglück schildert, sondern die Helden und Schicksale auf der großen Weltbühne. Gesezt auch, er läßt nur untergeordnete Personen handeln oder erfindet neue, so interessiren sie uns doch nur in dem Maaße, als ihre Reden, Handlungen und Schicksale sich auf die Loose der Völker oder des menschlichen Geschlechts überhaupt beziehn. Ohne diese Beziehungen ist das Trauerspiel undenkbar. Mit einem Wort, es gibt keine Helden in Privatangelegenheiten.

Dieß hat Michael Beer wohl erkannt und wie früher in seinem Paria, so ist es ihm hier im Struensee darum zu thun gewesen, ein allgemeines Interesse der Humanität zu verfechten. In beiden Trauerspielen führt er uns einen Helden vor, dessen gebildeter und freier Geist, dessen humane Wünsche und Zwecke an der Rohheit der übrigen Menschen scheitern. Im Paria erliegt dieser Held den eingewurzelten Vorurtheilen und dem Aberglauben, im Struensee erliegt er den Kabalen des Eigennutzes und dem arglistigen Verrath. Dummheit und Schlechtigkeit sind die uralten Feinde der Humanität und ihrer Helden. Kein Dichter hat diese geschichtliche und politische Seite des Trauerspiels strenger aufgefaßt, als Schiller, und wir müssen uns freuen, einen neuen talentvollen Dichter wieder diese Bahn betreten zu sehn.

Der Paria traf mehr die religiösen Vorurtheile, Struensee trifft mehr die politische Perfidie, und steht in dieser Hinsicht den Interessen unsrer Zeit näher. Mit großer Kunst hat der Dichter hier, ohne der Poesie selbst im Mindesten Gewalt anzuthun, das Ringen politischer Ideen und Kräfte, den Kampf humaner Regierungsprincipe mit dem aristokratischen Aberglauben der alten Zeit und mit der Schlangenkunst moderner Hofkabalen geschildert. Man darf hier nicht an Struensee allein denken; was er in Dänemark wollte, und was dort Bernstorff später realisirte, das wollte damals auch Pombal, das wollte Joseph II., und das Bestreben aufgeklärter Regenten und Minister in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den Bürger und Bauer gegen den Adel, die Denker und Dichter gegen den Klerus in Schutz zu nehmen, war fast allgemein europäisch, und würde den bessern politischen Zustand, dessen sich jezt Europa erfreut, ohne die Stürme der Revolution herbeigeführt haben, wenn es nicht damals, als noch zu früh und unreif, fast überall an Kabalen ge-

scheitert wäre, wie die, welche den unglücklichen Struensee aufs Blutgerüst brachte. Mithin hat das vorliegende Trauerspiel ein ächt welthistorisches Interesse.

Wir erblicken Struensee auf dem Gipfel seiner Macht, als allvermögenden Minister, und ihm zur Seite seine Gönnerin, die junge Königin Caroline, die er heimlich liebt. Auf der andern Seite sehn wir die Königin Mutter, Juliane, die, um selbst zu regieren, die junge Königin und Struensee stürzen will, und sich zu diesem Zweck mit der alten Adelsaristokratie und den jungen Offizieren der Garde verbindet. Der Adel ist empört, weil Struensee, von Geburt ein Fremdling und Bürger, ihre alten Vorrechte angetastet und ihre Personen vom Hofe verdrängt. Die Garde ist empört, weil sie der Minister abdanken will, theils um dem Lande Kosten zu ersparen, theils um die Mißvergnügten einer gefährlichen Waffe zu berauben. An der Spitze des Adels steht Graf Ranzau, ein ächter alter Edelmann, vom Recht der Aristokratie völlig überzeugt, ein politischer Feind des Ministers, als Privatmann aber großmüthig und wohlwollend. An der Spitze der Garde steht Oberst Köhler, ein gemeines Werkzeug der Königin, und nur seinem Ehrgeiz folgend.

Die Handlung beginnt mit der Auflösung eines Garderegiments, die den Ausschlag zur Empörung gibt. Ranzau besucht seinen alten Feind Struensee, um zum leztenmal auf gütlichem Wege zu versuchen, ihn von seinen Reformen abzubringen. Struensee bleibt standhaft und sezt seiner aristokratischen Theorie die eines aufgeklärtern Zeitalters entgegen. Nun verbündet sich Ranzau mit dem Oberst Köhler und der alten Königin. Struensee, von seinem Vater vergebens gewarnt, folgt der Königin Caroline auf ein Lustschloß. Hier werden sie von den aufrührerischen Garden umringt, und um die Königin zu schonen, muß Struensee wider seinen Willen den Empörern nachgeben. Die Soldaten sind durch seine Bewilligungen scheinbar befriedigt, und Struensee wird dadurch völlig sicher gemacht. Die alte Königin erscheint mit den Verschwornen auf einem Maskenball und liebkost die junge Königin. Vergebens wird Struensee von einer Maske (Graf Ranzau) und seinem träumerischen Pagen gewarnt. Er glaubt an keine Gefahr, und in derselben Nacht wird er nebst der Königin gefangen gesezt, nachdem die Verschwornen den König gezwungen, den Verhaftbefehl zu unterzeichnen. Noch hat man keine Beweise gegen Struensee, allein die Königin Caroline wird durch eine höllische List verleitet, ihn wider Wissen zu verderben, indem sie ihn zu retten hofft. Man sagt ihr nämlich, Struensee könne nur dann geschont werden, wenn sie sich zu seiner Mitschuldigen mache; ihre Schuld werde die seinige bedecken. So läßt sie sich denn überreden, ein Papier zu unterzeichnen, das sie und Struensee eines heimlichen Verständnisses anklagt, und dieß Papier wird nun als Beweis gegen Struensee benuzt, worauf unverzüglich seine Verurtheilung und Hinrichtung folgt. Vergebens will Ranzau ihn retten, er verschmäht die angebotne Flucht und geht dem Tode standhaft entgegen.

Dieß dramatische Gemälde ist höchst ergreifend, die Handlung darin lebendig, die Charaktere scharf gegen einandergestellt und trefflich durchgeführt, die Sprache ohne falsche Emphase oder üppigen Bilderreichthum blühend und rein.

Bei diesen großen Vorzügen des Dramas sind indeß auch einige Mängel bemerklich. Wenn in einem Schauspiel beständig von einer dritten Person die Rede ist, die ganz in der Nähe ist, die oft Boten in die Scene schickt, oder zu der man hinschickt, um die sich sogar das Hauptinteresse der Handlung dreht, und die dennoch niemals sichtbar wird, so ist dieß, außer etwa im Lustspiel, wo es absichtlich geschehn kann, ein dramatischer Fehler. Der Dichter hätte mithin den König nicht hinter der Scene lassen sollen. Shakespeare, der Meister in der Darstellung königlicher Schwächlinge, würde diesen Fehler gewiß nicht begangen haben. — Minder auffallend, doch auch tadelnswerth erscheint ferner der erste Dialog zwischen Ranzau und Köhler. Der leztere nämlich deutet dem erstern an, daß eine Verschwörung im Werke sey. Ranzau ist aufs höchste gespannt, das Nähere zu erfahren, überdieß drängt die Zeit, denn sie sind im Vorsaal ihres Feindes Struensee. Hier hätte man nun erwarten sollen, daß Köhler in den kürzesten Worten sagen würde, was dem Grafen zu wissen nöthig war. Das thut er aber nicht, sondern beginnt erst ab ovo mit der Erzählung seiner Jugend und ersten Bekanntschaft mit Struensee, und erst nach einem langen, nur seine Persönlichkeit betreffenden Bericht kommt er zur Hauptsache. — Ein noch kleinerer Fehler, aber doch ein Fehler, sind die Worte der Königin Caroline, da Struensee im Begriff ist, ihr seine geheime Liebe zu gestehn.

„Weh mir, was hör' ich? Fasse dich, mein Herz!“
Diese Worte sind für eine so interessante Situation zu trivial, zu oft schon da gewesen. Eine solche theatralische Phrase gehört nicht an eine Stelle, wo in wenig Worten sehr viel gesagt seyn sollte. — Ob das Unterschreiben des gefährlichen Papiers von Seiten der Königin gehörig motivirt ist, will ich dahingestellt seyn lassen. Als Motiv zu Struensees Verderben ist es vortrefflich und ächt dramatisch. Ist aber dieß Motiv selbst motivirt? Es gehört doch etwas viel dazu, sich zu infamirendem Verbrechen zu bekennen, die man nicht begangen hat. Es gehört für eine keusche Königin noch mehr dazu, sich zu einer solchen Schuld zu bekennen. Allein freilich, Liebe, Mitleid vermögen auch viel, zumal bei einem Frauenzimmer. Vielleicht hätte der Dichter die Schamhaftigkeit der Königin bei Unterzeichnung der Schrift mit etwas stärkern Pinselstri-

chen malen sollen. Das Opfer würde dann noch heroischer und die ganze Sache natürlicher erscheinen. — Schließlich noch einige Kleinigkeiten in Betreff der Sprache. Bei einem so korrekten Dichter ist man berechtigt, auch den geringsten Fehler auffallend zu finden. S. 10: „Laßt das seinen dänischen Neidern über,“ anstatt „überlaßt das,“ ist eine unstatthafte Lizenz.

Daß der Gemeinen Schaar aufs Schleunigste
Vertheilt in andre Regimenter werde, (S. 13.)

ist eine dem Ohr ungefällige Konstruktion, und endlich scheint der Ausdruck S. 25:

Vergebt, wenn mir ein Zweifel rasch entfahren.

etwas zu kühn, denn wenn man nicht sagen kann: es entfährt mir eine Gewißheit, so kann man auch nicht sagen: es entfährt mir ein Zweifel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Moeurs politiques au dix-neuvième siècle, par Alexis Dumesnil. Paris 1829.

Werfen wir den Franzosen nicht mehr vor, daß sie über ihre eigene Verkehrtheit und über das Verächtliche in ihren jetzigen politischen Sitten die Augen zudrückten. Hier hat ein geistreicher Franzos in einem kleinen Buch Alles ausgesprochen, was in dieser Beziehung zu sagen ist. Hören wir ihn selbst:

„Während der Gräuel einer blutgetränkten Revolution ists gewiß manchmal erlaubt, die Menschen zu hassen, um sie aber für immer zu verachten, muß man eine Restauration erleben.“ Was soll man aber von einer Civilisation sagen, die nur politische Handwurste erzeugt hat, und wo täglich Buden für Marktschreier aufgeschlagen werden? Hier liberaler — dort monarchischer — dort religiöser Betrug. Ueberall umgibt uns Täuschung und scheinheiliges Wesen. Es gehört zur Ordnung des Tags, unsere Zeit und ihre Civilisation zu rühmen, dabei aber Niemanden, ja seinem Bruder nicht zu trauen. „Von der Gebrechlichkeit und Albernheit bis zum Tod ist nicht weit, ich erkenne ihn an zwei sehr sichtlichen Symptomen, in dem Egoismus und der Undankbarkeit, die jezt wie ein Brandmal der Nation an der Stirn stehen.“

Keinen Fehler der Franzosen tadelt der Verf. heftiger als die Eitelkeit. Es ist wahr, sie muß wie ihre Erbsünde betrachtet werden. Die Franzosen ließen sich gewiß nicht im Schlaf einfallen, daß im Jahr 1799 die Aussaat zum Adel geschah. Unter dem Kaiserthum und der Restauration ist er lustig und in dichten Reihen aufgeschossen. Die Revolution, welche gleiche Bürger aus den Franzosen machen sollte, hätte sie beinahe alle zu Adlichen und großen Herren gemacht. So denkt man sich in Frankreich die Gleichheit. — Indessen geht der Verf. doch zu weit, wenn er die Revolution zum Sündenbock macht und ihr Alles aufbürdet, was indessen Unbilliges und Unziemliches geschehen. Sie hat die Franzosen nicht schlimmer gemacht und mehr verdorben als sie 1788 waren. Das böse Kraut — die aristokratischen Ideen — hatten aber damals so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie bis auf den heutigen Tag nur gerüttelt und geschüttelt, aber nicht ausgereutet werden konnten, so blutig man sie auch verfolgt, so lächerlich man sich auch gemacht hat.

Nach jenen Tagen der Exaltation, wo Vaterlandsliebe und Freiheitssinn die Eitelkeit und ihre kleinlichen Leidenschaften einige Zeit zum Schweigen gebracht hatten, kam ein Mann, der sorgfältig alle ihre Keime sammelte und in frische gute Erde pflanzte. Er sah bald ein, wie nützlich ihm diese Sucht der Franzosen nach Auszeichnung und Unterscheidung zum Dienst seines eigenen Ehrgeizes seyn könne. Darum stellte er sich schnell Bänder, Orden, Titel und Privilegien, kurz all' das Flittergold der Monarchien wieder her. Er erneute den alten Adel und stellte ihn neben die großen Herren der Revolution. So entstanden die liberalen Durchlauchten. So machte Napoleon ein ernsthaftes Studium aus den kindischen Gesetzen der Etikette, und nachdem so oft sein Sieg gekröntes Haupt am Bivouak-Feuer geruht, lernte er nun von einem alten Duc und Pair die Regeln des Handkusses beim Lever, oder übte man sich in seinem Gesellschaftssaal in großen und majestätischen Manieren.

Im Faubourg Saint-Germain lebten zwar noch einige bejahrte Damen von altem Adel, und einige graue Baillifs und Komthure, die sich dem widersetzen, was man die Fusion nannte. Ihre Söhne und Enkel waren in aller Stille über die Seine hinübergezogen, und hatten bei dem neuen Herrscher Stellen und Orden angenommen, womit er freigebig gegen sie war. Dieses Desertiren des alten Adels von seinem ehemaligen Sitz nach den kaiserlichen Tuillerien ward bald eine kleine Völkerwanderung. Und hätte auch der Kaiser verlangt, daß man sich vor ihm niederknieen sollte, so wäre kein Mensch dazu bereitwilliger, geschickter und gratiöser gewesen, als ein ehemaliger Marquis. Bis dahin waren dem Kaiser Bittschriften immer respektvoll mit der Hand überreicht worden. Nun fiel es aber einem alten Hoffmann ein, seine Bittschrift auf seinem Huth wie auf einem Teller darzureichen. Es fehlte auch nicht an Leuten, die dem Herrn bemerklich machten, wie delikat dieß sey, weil dadurch vermieden werde, daß seine souveraine Hand die Hand eines bloßen Unterthanen berühre. Dieß gefiel Napoleon gar sehr, er sagte wohlgefällig lächelnd: C'est bien, und von nun an wurden ihm die Bittschriften nicht mehr anders als auf dem Hut überreicht. Endlich heirathete er eine Prinzessin aus einem alten halb spanischen Fürstenhaus, und durch diese Seifenwäsche meinte er den frühern gemeinen Mann ganz abzuwaschen. Aller

dings fand der Hof, daß ihm diese Verbindung mehr Glanz gebe, als hundert gewonnene Schlachten und sein ganzes Genie.

Hier tritt ein Zug unsrer heutigen Sitten recht hervor. Ihrer Zeichnung fehlte etwas, wenn die höfische Devotion in Verbindung mit der Habsucht vergessen wäre. Hören wir, was der Verf. über einen solchen Charakter sagt: „Seit lange hat N. einen Namen, und seine Devotion ist auch nicht geringer, als die der eifrigsten Apostolischen. Dieser Marschall und Veteran unserer Armee macht jezt einen Akt der Zerknirschung, wie ehemals einen Tagesbefehl, und wenn ihm Fasten und Helm wieder zum Ansehen bringen können, so ist ihm darin nichts zu schwer. Sehen Sie ihn, wie er hier ein großes Kreuz, dort eine geschickte Kniebeugung macht, dabei eine große Kerze in der Hand und ein Brevier unter dem Arm trägt. Ihm ist es um Nichts zu thun, als durch Etwas Aufsehen zu erregen. Die ehrenvollste Erwähnung seines Verdienstes in einem Bulletin der großen Armee würde ihm jezt weniger Freude machen, als ein Beichtzettel vom P. Loriquet. Ehemals machte das Blut seiner Soldaten sein Glück, jezt probirt ers mit Christi Blut. Solch einem Mann muß es glücken, wo Ehren und Würden durch Scheinheiligkeit erworben werden. N. wird einmal, wenn es die Umstände erlauben, sein dickes Brevier, seine große Kerze und sein kleines Krucifix weglegen — nie aber wieder seine schöne, in allen Ländern gesammelte Gemäldegallerie hergeben."

Seitdem der Altar behauptet hat, er mache den einzigen festen Grund des Thrones, seitdem gehen Geistlichkeit und Adel Hand in Hand, denn es ist ihr beider Vortheil und sie haben sich gegenseitig ihren Einfluß assecurirt. Die Devotion ist auch bald der Weg zum Glück geworden und sie heiligt jezt die gemeinsten und schmutzigsten Mittel. Der Verf. zeichnet auch hier einen in Frankreich hinlänglich gekannten Charakter. „Es gibt keine verächtlichere Laster und keine Verworfenheit in den gesellschaftlichen Verhältnissen, die sich für M. nicht in einen goldnen Regen auflöste, um seine Predigten und Homilien zu bezahlen. Nur eins ist zweifelhaft, was ihm mehr einträgt, die Polizei oder die Spielhäuser. Ja das himmlische Manna fällt auch noch aus andern Häusern auf ihn, die der Anstand zu nennen verbietet. Im Ganzen hat der arme Mann nur zwanzigtausend Thaler jährlich einzunehmen. Diese Summe ist aber gewiß für den venerabeln Doktor des heiligen Offizes nicht zu groß, der Napoleon mit den plattesten Schmeicheleien überhäufte. Sein Glück beschränkt sich jedoch nicht auf diese kleine Summe. Sein ältester Sohn hat eine der ersten Stellen im Departement des öffentlichen Unterrichts, der jüngere aber ein gutes Bisthum erhalten. Heilig ist der Vater, heilig sind die Söhne, der Weg des Heils für sie wird eben und gut seyn."

Anziehend ist auch in dieser reichhaltigen Materie die Art, wie man sich jezt in Frankreich die Buße bequem macht. „Seit der Restauration hat sich O. in den Geruch der Heiligkeit gesezt, denn er selbst betet viel, und läßt auch seine Livrey viel beten, er pflanzt große Kreuze, und zieht den Missionarien nach. Dafür hat ihn der Himmel, der — nach Herrn Cousin — immer die Tugend belohnt — mit Pensionen und Finanzstellen gesegnet. Darüber war der fromme Baron so gerührt, daß er seine Frömmigkeit verdoppelte und bereits zweimal Prozessionen und Leidensstationen in seinem Wagen mit sechs Pferden mitgemacht hat. Denn heut zu Tage ist Sack und Asche und härenes Gewand kein Zeichen der Buße mehr, unsere Frommen haben das Mittel gefunden unter Kaschemir-Shawls und in Tilburys Buße zu thun. Nicht weit von des Barons Wohnort steht eine Statue des heiligen Loyola in einer Kapelle, zu der jährlich eine Menge Fromme wandern. Gegen Ostern vergangenes Jahr sah man eine Menge Diener in Livree um die Kapelle, es kam eine Menge Mundvorrath an, und auf der Straße folgte eine glänzende Equipage der andern. Was hat dieß zu bedeuten? Der Baron hat sich mit einer zahlreichen Gesellschaft zurückgezogen, um zu den Füßen des heiligen Loyola einige Zeit in Einsamkeit und Beschauung zu leben. Zu diesem Zweck hat man Seefische vom Ozean, trockene Früchte von Tours, deßgleichen einen Koch und einen Prediger von Paris kommen lassen."

Der Verf. ist in seinen Darstellungen und in seinem Tadel ganz unpartheiisch, er geißelt Feinde wie Freunde. Es genügt ihm nicht den Adel und die Geistlichkeit, ihren Dünkel und ihre Scheinheiligkeit mit scharfer Spitze zu treffen. Er verschont auch die Geldherrschaft, die stolzen Banquiers, die liberalen Herren, die Professoren, Akademisten u. s. w. nicht. Er läßt sich von diesen provisorischen Demokraten nicht irre führen, die nur auf einen günstigen Augenblick warten, um insolente Oligarchen zu werden, und eben so wenig von den schönrednerischen Professoren, die den Mantel schon so oft nach dem Wind gehängt haben.

Jeder, der das heutige Frankreich kennt, wird dem Verf. beistimmen, wenn er auf das große Netz hinzeigt, das die Intriganten und Partheien aller Art über das arme Land ausgespannt haben, und daß die wahre stille bescheidene Tugend da zur Lächerlichkeit geworden ist, während die Maitresse des ersten literarischen Polizei-Mannes einen — Tugendpreis bekommt. Man müßte blind seyn, wenn man dieß Alles nicht sehen wollte.

Wir sind aber des Verf. Meinung nicht, wo er übertreibt. Das große Uebel, das wir sehen, soll uns nicht für das Gute blind machen, das ihm zur Seite steht. Zwar haben Charlatane aller Art, aller Farben und aller Partheien die edelsten Wahrheiten in den Staub getreten, weil sie sich lächerlich machten, das Fortschreiten der Gesellschaft ist aber darum kein Irrthum, und wir theilen des Verf. Meinung nicht, wenn er sagt: die Civilisation schreitet wieder so viele Schritte zurück, als sie vorwärts geschritten ist. Wir theilen den Unwillen des Verf. und freuen uns über den scharfen Witz mit dem er die Verkehrtheiten und die Verworfenheit der Gegenwart geißelt, aber wir verzweifeln darum nicht mit ihm an der Zukunft. Denn neben den unverkennlichen Symptomen der Hinfälligkeit und des Todes bei der alternden Generation, sehen wir den bessern, gesunden Trieb in der Jugend, auf die Frankreich hoffnungsvoll schauen kann.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 76. — 26. Juli 1830.

Geschichte.

Scènes contemporaines et scènes historiques, par Me. la Vicomtesse de Chamilly. T. II. Paris 1830.

Der erste Theil diesee geistreichen und lebendigen Darstellungen erschien voe ungefähr zwei Jahren, und da es damals auf dem Titel hieß: Feue Mad. la Comtesse, so bedanerten wir Alle, daß die talentvolle Feau nicht mehe lebe. Nun erscheint hier ein zweiter Theil, der dem ersten an Schärfe der Beobachtung und Darstellung so wie an Witz nichts nachgibt. Auffallend ist die ganz demokratische, fast republikanische Faebe dieser von hochadlicher Hand geschriebenen Aufsätze. Wie wenn die ganze Feau Vicomtesse eine gute Erfindung eines unseeer besten liberalen Köpfe wäre?

In vorliegendem Band finden wir acht Scenen. Die eeste, das Lager von Compiègne ist den Memoieen St. Simons meisterlich nachgebildet. Es ist ein Schattenriß der ganzen Königsfigur, die mit strengen Religions- und Etikette-Gesetzen ihre Zeit niederhalten wollte, und ihnen doch selbst zuwiderhandelte. Auf den ersten Blick erkennt man den König, der die Wittwe eines armen Teufels und schmutzigen Versmachers zur Gemahlin nahm, dem eine Frau, die vom Glauben ihrer Väter abgefallen war, katholische Gewissensscrupel in den Kopf setzen konnte, was in einer abgeschmackten und widerspruchsvollen Zeit nicht auffällt, wo Mißheieathen einen um die Ehre brachten, während Ehebruch zur Hofsitte gehörte, da dee König selbst das Beispiel gab. Hier sehen wie eine Menge Gestalten und Eescheinungen aus jener Zeit, ein peächtiges Lager, wo sich die adlichen Familien beeifern, einen König zu amüsieen, der für Alles abgestumpft und daher nicht mehr zu amüsieen ist; lustige alte Soldaten, die kein Blatt voes Maul nehmen, sondern sich feel und ohne Rücksichten äußeen, wäheend ihre Obersten noch in dee Wiege liegen oder den Fallhuth tragen; den schönen Nangis, der die Erndten der Bauern abmähen ließ, um seiner Geliebten zu Ehren jedem Soldaten seines Regiments eine Aehre ins Knopfloch zu geben; die Feau von Maintenon, über die sich die heitere, immer spaßende Herzogin von Buegund lustig machte, und die ein Oremus zum Maßstab für die Dauee einer militärischen Evolution nimmt, oder mit Zuckerblätzchen auf dem Deckel ihrer Bonbonnière den Plan zu einem Feldzug vorschreibt. Diese armen, elenden, verhungerten Bauern bei Compiègne, denen der königliche Fiskus das Fell über die Haut zieht, während wenige Schritte von ihnen Millionen für militärische Paraden und Spielereien verschwendet werden; dazu der Schwaem in Gold, Silber, Sammet und Seide starrender Hofschranzen mit Pomp und Pracht in allen Ecken,

die sich unsägliche Mühe geben, Ludwig XIV. durch ein splendides Fest zu erfreuen, der große König aber, der mürrisch ist über einige Minuten Worten und die goldenen Maulaffen mitten in dem Fest stehen läßt und davon geht. All' diese farbenvollen, scharfen und wichtigen Züge geben das treue Bild jener Zeit. Gleich hernach läßt die Verfasserin zum Gegensatz das Leichenbegängniß Ludwigs XIV. folgen. Es ist ein groteskes Drama, voll unendlicher Wahrheit mit allem Tumult und dem losgelassenen unbändigen Jubelgeschrei eines Volks, das Rache übt für jahrelange Unterdrückung und Mißhandlung, man hört die Steinwürfen mit dem es den prächtigen Leichenwagen zertrümmert und neben, hinter und vor der königlichen Leiche unendliches Jubelgeschrei ertönen läßt, eine ewige Lehre für Monarchen, denen ihres Volkes Glück nicht zunächst am Herzen liegt.

Die dritte Scene hat die Soeurs de charité zum Gegenstand, und ich läugne nicht, daß sie mir wehe gethan hat. Die Verfasserin stellt hier die frommen Schwätzereien und Zudringlichkeiten, deßgleichen das ermüdende, aber unermüdliche Interesse dar, mit dem die frommen Schwestern die Kranken und Leidenden bestürmen, deren Sorge ihnen in den Hospitälern anvertraut ist. Im rechten Licht erscheint hier die oft zur Schau getragene unerbittliche und hartnäckige Nächstenliebe, diese erdrückende Freundschaft die den Sterbenden mit dem Kruzifix verfolgte, bis ihm der Athem ausgegangen ist. So sind in der That diese herrlichen und doch barbarischen Jungfrauen, die sich oft mehr um das Seelenheil als um die Genesung der Kranken bekümmern. Oft ist ihnen vorgeworfen worden, daß sie durch ihre religiöse Zudringlichkeiten Kranke bedurften, zum Tod brachten, sich aber wenig darum bekümmerten, da sie ihnen den Himmel gewonnen zu haben meinten. Möchte doch diese Darstellung weniger wahr seyn. Durch sie verlieren die keuschen Jungfrauen viel von der Poesie, ihres frommen auf alle Freude verzichtenden, nur in Krankheit, Leiden und Tod lebenden Lebens.

Die Chanoinesse ist ein leichtes, keck aber scharf gezeichnetes Bild zur Darstellung des lächerlichen Versuchs der französischen Regierung veraltete Gewohnheiten und Institutionen auf den frischen Stamm unseres heutigen Lebens zu pflanzen. Hier tritt eine Mamsel auf, die der König zur Chanoinesse macht, wiewohl er ihr kein Kapital zu geben hat. Sie tritt mit ihrem Ordenskreuz wie ein General nach dem Sieg auf. Alles ist nach der Natur gezeichnet. Schade daß die allmächtige Censur nie zugeben wird, daß dergleichen Personen auf die Bühne gebracht werden. Es wäre ein großer Gewinn fürs Theater. So bleiben sie blos auf die Bretter beschränkt, wo der Hof selbst auftritt.

Der Aufstand von St. Denis ist nach einem dort vor Kurzem vorgefallenen Ereigniß, in Scene gebracht, das in den höhern Pariser Zirkeln viel Lärm gemacht hat. Daraus ist ein kleines, gar liebliches Bild voll kindlicher Frische entstanden. Es ist nichts mehr und nichts weniger als eine Empörung junger Mädchen in der geistlichen Pension von St. Denis, um einen andern Beichtvater zu bekommen. Sie lassen es darauf ankommen und riskiren mit römischem Heroismus auf trockenes Brod gesezt zu werden und das Pönitenzkleid anziehen zu müssen. Gar komisch nimmt sich dabei die politische Wichtigthuerei der Frau Vorsteherin aus, die gewaltig ernste Maßregeln ergreifen zu müssen glaubt, sogleich einen Courier nach Hof expedirt u. s. w.

Nach einer Porträtgallerie in der Frau von Staël, A. W. Schlegel, Stendhal, St. Simon und Andere mit Geist und Witz ausgestellt werden, kömmt Hampden, jener tüchtige Britte, der seinen Bürgermuth und den als Soldat gleich sehr bewieß, jener, indem er hartnäckig eine illegale Taxe zu bezahlen verweigerte, lezterer, indem er auf dem Schlachtfeld blieb. Er steht hier nur wie ein Princip, das in unseren Tagen großes Interesse bei uns hat. Um Hampden herum sind die feurig wilden Männer des 17ten Jahrhunderts, die Männer seiner Zeit gestellt, die sich in heftigen Leidenschaften bewegten, von denen die große Streitfrage über die Rechte der Krone und des Volks auf die Degenspitze gesezt wurde. Eine Zeit der Verwirrung und des Schwindels, wo die Worte ihren Sinn und die Moral ihre Grundsätze ändert, denn in solchen Tagen wird das Gefängniß ehrenvoll, die Todesstrafe führt zur Unsterblichkeit.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

10) Hans Sachs. Dramatisches Gedicht von Deinhardstein. Wien 1829, Armbruster.

11) Meister Pilgram. Trauerspiel von Eduard Duller. Wien 1829, Adolph.

Der Held des ersten Stücks ist ein Dichter, der des zweiten ein Baumeister, und beide Stücke sind in der Weise Künstlerdramen, wie wir Künstlerromane besitzen. Goethes Tasso und Oehlenschlägers Correggio sind als die Vorläufer in diesen dramatischen Genregemälden zu betrachten, während Wilhelm Meisters Lehrjahre und Sternbalds Wanderungen die Vorläufer jener unzählba-

ren Maler-, Schauspieler- und Dichterromane oder Novellen gewesen sind, in welchen die Eitelkeit der Künstler sich liebäugelnd bespiegelt hat. Die neuere Poesie hat einen fühlbaren Mangel an Helden. In der Noth nehmen sich die Autoren selbst für Helden, und schildern ihre eigne Vortrefflichkeit, ihre eignen Thaten und Abentheuer. Doch sie thun es vielleicht auch ohne Noth. Die Musen hatten sich eine Zeitlang so sehr in Credit gesezt, daß man ihren Söhnen jede Unart verzieh, und daß nichts menschlicher erscheint, als die Eitelkeit, mit welcher die Künstler allmählich sich selbst statt der Kunst, die Person statt der Sache unterschoben und uns statt Gedichten Dichter, statt Gemälden Maler gaben.

Wenn man das Künstlerleben ironisch und in seiner Dissonanz mit dem Weltlauf auffaßt, wie Goethe sehr glücklich im Wilhelm Meister und Tasso gethan, so geschieht mit der Poesie zugleich der Wahrheit ihr Recht. Wenn man aber auf eine sentimentale Weise mit allen Schwärmereien und Schwächen der Künstlernatur kokettirt, wie dieß in den Romanen von Heinse, Fr. Schlegel, Tieck ꝛc. der Fall war, so sträubt sich der gesunde männliche Sinn gegen eine Poesie, die uns Krankheit für das höhere Leben und pure Eitelkeit für Genialität unterschiebt. Die meisten langhaarigen Maler, warmblütigen Kunstreisenden, ästhetischen Grafen und Barone, Liebhaber und Dillettanten von dieser Gattung, wie sie duzendweis in unsern Romanen und Almanachsnovellen vorkommen, sind ein sehr kleinliches, krankhaft reizbares Zwittergeschlecht, dessen bloße Erinnerung wir je eher je lieber aus unsrem Gedächtniß verschwinden lassen sollten, weil es die schwächste Seite und der faulste Fleck unsrer poetischen Literatur ist.

Die Darstellung des Künstlerlebens fällt aber völlig ins Gemeine, wenn sie andeutet, daß **die Kunst nach Brodte gehe**. In dieser Hinsicht stehe ich nicht an, Oehlenschlägers berühmten Correggio eine große Indelikatesse zu beschuldigen. **Anerkennung** und **Lohn** sind deßwegen unpoetische Dinge, weil nur der Künstler, nicht die Kunst selbst dadurch belohnt werden kann. Daß Correggio ein großer Künstler ist, ohne dafür anerkannt und belohnt zu werden, ist schön; daß er in dem Oehlenschläger'schen Schauspiel um Anerkennung bettelt und weint, ist gemein. — In dem vorliegenden Drama, Hans Sachs, hat sich Deinhardstein eines noch schlimmern Fehlers schuldig gemacht. Wir sind gewohnt, uns den wackern Hans Sachs als einen Zauberer zu denken, der im Dunkel seiner Werkstatt aus innerer poetischer Fülle heraus eine magische Gestaltenwelt um sich herzaubert. So hat ihn auch Goethe in dem bekannten Gedicht aufgefaßt. Hans Sachs und Jakob Böhme dürfen nie aus ihrer dumpfen Schusterstube herausgerissen werden; hier im Dunkeln leuchtet ihre laterna magica am schönsten. Gerade das charakterisirt diese beiden Männer, daß sie, ohne je aus dem Dunkel herauszutreten, in dieser Finsterniß ihrer Werkstatt und ihres Jahrhunderts sich selbst aus eignen Mitteln **ohne alle fremde Hülfe** eine schöne Traumwelt hervorbildeten. Was thut nun Deinhardstein? Er reißt Hans Sachs aus seiner Werkstatt, läßt ihn um sein Mädchen jammern und winseln und führt am Ende als deus ex machina den Kaiser Max ein, der ihm sein Mädchen und Brod verschafft. Auf diese Weise müßte ein Dichter auch aus Jakob Böhmes Leben den Moment auffassen, da er nach Dresden gerufen den Triumph genoß, von seinen Ketzerrichtern nicht verstanden und in Gnaden entlassen zu werden. Nein, man störe das Leben und Weben im Bienenstocke dieser emsigen stillen Seelen nicht, man reiße sie aus ihrer poetischen Dämmerung nicht an den nackten prosaischen Tag.

Doch scheint es Deinhardstein weniger um eine Charakteristik des Hans Sachs, als um eine Allegorie zu thun gewesen zu seyn, zu der er nur den Hans Sachs benuzte. Er wollte wohl nur den Schutz und die Fürsorge preisen, welche edle Fürsten der Kunst angedeihen lassen, und wenn er nicht das passendste Beispiel gewählt hat, so ist wenigstens die Idee an sich zu rühmen. Allein auch diese Idee überhaupt ist wohl keine poetische. Ist auch das Gedicht eines Lohnes werth, so ist doch der Lohn nicht wieder eines Gedichtes werth. Wenn man auch Gold für ein Gedicht gibt, so folgt doch nicht, daß man für Gold wieder ein Gedicht geben müsse. Ein Gedicht, worin das Goldgeben besungen wird, ist höchstens werth, daß man das Gold darin einwickle. Mäcen beschüzte die Künste, aber es wäre nicht der Mühe werth gewesen, sie zu beschützen, wenn alle Künste nur ihn und das Mäcenat zum Gegenstand gehabt hätten. Horaz hat manches schöne Gedicht gemacht, aber die an den Mäcen zeigen nicht, daß er ein Dichter war, sondern nur, daß er dafür bezahlt wurde. Ariosto hat seinen Gönner unsterblich gemacht, weil er ihn mitten in seinem großen Gedicht zuweilen so anredete, als ob er ihm sein Gedicht vorläse. Wenn sein Gedicht aber nur von der Gönnerschaft gehandelt hätte, so würde er seinen Gönner **nicht** unsterblich gemacht haben.

Das zweite Stück, **Meister Pilgram**, ist nach einer Volkssage vom Bau des berühmten Stephansthurmes in Wien gebildet, und hat insofern außer einem eigenthümlich poetischen auch ein Lokalinteresse; allein der Stoff hätte sich wohl eher zu einem kleinen Mährchen, oder zu einer Romanze, als zu einem Schauspiel geeignet. Die fromme Grundidee ist zu einfach, als daß sie

eine ausführliche dramatische Analyse vertrüge, und überdieß ist der Schauplatz zum Theil auf dem Thurme selbst, also nicht wohl für die Darstellung auf der Bühne geeignet.

12) Sertorius. Tragödie von Dr. Georg Lommel. Basel, gedruckt in der Schweighäuserschen Buchdruckerei, 1828.

Der Verfasser dieser Tragödie scheint noch jung zu seyn. Der Freiheitsdrang, die republikanische Steifigkeit, die nüchterne Härte der Manier Alfieris, und selbst die ganz unausgebildete Sprache, die darin herrscht, beweisen es zur Genüge. Man muß die Jünglinge vor Produktionen dieser Art warnen, die talentlosen ohnehin, die talentvollen aber um so mehr, weil sie sich Zeit und Geschmack damit verderben. Unser Verfasser gehört zu den leztern. Ein schönes Talent ist bei ihm nicht zu verkennen. Er ist von einer Idee erfüllt, er glüht, es ist bei ihm doch Leben da. Es fehlt ihm gelegentlich nicht an erhabnen Gedanken, die er in schlagenden Sentenzen ausspricht, und an warmen poetischen Bildern. Selbst die Sprache, so ungehobelt sie im Ganzen ist, zeigt im Einzelnen sehr erfreulichen Spuren von einer inwendigen Musik des Dichters, die er nur noch nicht aus sich herauslocken kann. Allein das Ganze, was er da gegeben, ist ein Versuch in einer sehr undankbaren Manier, und poetische Versuche behält man wohl besser im Pult zurück.

Die Manier Alfieris ist undankbar, in Deutschland wenigstens. Selbst Schiller konnte nur durch das Uebergewicht poetischer Schönheit und romantischen Schmucks die Deutschen für die politisch-patriotischen Gegenstände interessiren, die er auf die Bühne gebracht hat. Ohne diesen Schmuck, ohne diese Beschönigung läßt uns die nackte Politik allemal kalt, daher es unmöglich wäre, auch nur ein Stück Alfieris auf unsern Bühnen zu dulden. Kommt nun noch der jugendliche Freiheitsdrang hinzu, der statt der poetischen Wärme das Stück mit einer blos moralischen Wärme oder gar blos mit der Temperamentswärme der Jugend befreuen soll, so hat es schon im Voraus alle besonnenen ältern Männer gegen sich. Der Patriotismus der Jugend liebt gewisse hohle Phrasen, und gefällt sich in einer steifen Grandezza republikanisirender Formen, worunter nicht nur die Poesie, sondern auch die Natürlichkeit leidet, und da diese Fehler nicht neu, sondern bei der Jugend gewöhnlich sind, so werden sie bald widerlich. Endlich ist das römische Kostüm ungünstig, wenn es nicht, wie in Shakespeares Cäsar, mit Freiheit behandelt ist. Unser Verfasser hat sich diese Freiheit nehmen wollen, allein die wenigen humoristischen Gestalten und Reden ersticken unter der Masse sententiöser didaktischer Dialoge. Er beginnt mit einer Nachahmung von Wallensteins Lager, allein die blassen römischen Soldatenfiguren haben bei weitem die charakteristische Schärfe und Laune nicht, wie die buntscheckigen Figuren in Pilsen. Er bringt einen Halbnarren vor, aber dieser ist eben darum kein Shakespearischer ganzer Narr.

Wenn wir in der Dedikation an den größten schweizerischen Philosophen der gegenwärtigen Zeit, Troxler, die guten Verse lesen:

> Wenn Salvators treuer Jünger
> In der Schöpfung Jugendbrang
> Mit noch ungeübtem Finger
> Seiner Seele Farb' und Klang
> Auf der Linnen dunkelm Grunde
> Schroff in Zügen ausgehaucht.
> Und in später Tagesstunde
> Neid sein Werkzeug ausgestaucht 2c.

so muß man sich wundern, im Stück selbst fast durchgängig unerträglich harte Verse zu finden, z. B. S. 148:

> Sieh! Wenn der Spieler von der Bühne tritt.
> Hat er schon seinen Vorsatz durchgeführet.
> Er hat das Lob und Geld. das ihm gebühret:
> Warum beschränket er nicht in der Mitt'
> Des Spieles, der Darstellung Doppelstärke?
> Warum erschöpft die Kraft er bis ans End'? —
> Daß er sich selbst. daß ihn das Volk erkennt.
> Als Mann, der gibt Vollendung jedem Werke.

Wer besser Verse machen kann, sollte sich wahrlich schämen, jemals solche Verse überhaupt gemacht, geschweige bekannt gemacht zu haben.

13) Der Türkensturm auf Marburg im Jahr 1529. Eine dramatisirte Erzählung in vier Abtheilungen von Professor J. A. Suppantschitsch. Grätz 1829, Damian und Sorge.

Die tapfre Vertheidigung einer Stadt und ihr Entsatz durch Hülfstruppen bietet kein grosses poetisches Interesse dar, wohl aber ein patriotisches Lokalinteresse. In diesem Sinne hat auch der Verfasser seinen Gegenstand mit viel patriotischer Wärme und ohne viel poetische Verzierung behandelt, und in diesem Sinne muß man auch sein Werkchen; als ein vaterländisches Gelegenheitsgedicht gut heißen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 77. — 30. Juli 1830.

Schau- und Trauerspiele.

(Fortsetzung.)

14) Bertram. Romantisches Drama von Maturin, eingeführt durch Walter Scott und Lord Byron. Ueber zwanzigmal nach einander aufgeführt auf dem Drurylanetheater in London. Freye metrische Uebersetzung von Dr. Carl Icken. Zweite vermehrte Ausgabe nach der siebenten Auflage des Originals. Nebst einem Anhang, enthaltend eine kurze Geschichte der dramatischen Dichtkunst der Engländer und eine Anleitung zur leichtern Aufführung dieses Stücks. Zum Besten der Griechen. Bremen, Geisler, 1830.

Der fromme Zweck darf wohl nicht alles entschuldigen. Man könnte wohl dem Zwecke dienen, ohne seine Zuflucht zu so elenden Mitteln zu nehmen, als es in der Regel die Sudelarbeiten sind, die man zum Besten der klassischen Griechen in den Druck gibt. Die vorliegende Arbeit hat zwar die Autorität Lord Byrons, Sir Walter Scotts und sogar die von Goethe für sich, ich aber erkläre sie für eines der schlechtesten poetischen Machwerke, das je über die Bühne gelaufen. Von welcher Gattung die Lobhudeleien sind, mit denen man Goethes Lob einzufischen sich schmeichelt, davon möge sich der Leser selbst überzeugen, wenn er folgende allerliebste Knittelverse in der Dedikation des Werkes an Goethe liest:

> Ah, Monsieur de Goethe
> Le premier des poëtes.
>
> Il nous sera toujour très cher
> Par son roman de Werther.
>
> Dans ses drames: Götz et Tasse,
> Il fait le plus grand esseut.
>
> Dans Faust, Clavigo et le Tasse
> Il gagne les hauteurs du parnasse.
>
> Dans Guillaume Meister et dans Egmont
> Il ressemble Demosthène et Ciceron.
>
> Il a conquis le rang et la place
> D'un Shakespeare, Racine et d'un Horace.

Der Beifall, den Bertram gefunden hat, läßt sich zwar aus den gleichen Umständen erklären, die einst Müllners Schuld und Grillparzers Ahnfrau zu Lieblingsstücken des Publikums machten. Männer von Geschmack sollten indeß ein wenig vorsichtiger seyn, ehe sie in solchen Beifall einstimmen. Ich möchte wohl hören, wie Goethe seinen Geschmack an Maturins Müllneriade rechtfertigen

wollte, oder nur den Geschmack an Manzoni, der weniger unnatürlich doch unendlich langweiliger ist, die aber nun beide dem deutschen Publikum als Dichter erster Größe angepriesen werden, weil Goethe sie „gebilligt“ hat.

Bertram ist eine elende Nachahmung der Werner-, Müllner-, Grillparzer-, Houwald-, Artner-, Kellnerwerdenau-, Mörtelschen Manier, die nachzuäffen sich die Landsleute Shakespeares herzlich schämen sollten. Die Sprache ist gedankenarm, bilderarm, hohl exklamatorisch und noch weit nicht mit der Sprache Müllners zu vergleichen, die viel geistreicher ist. Die Situationen sind gemein und die Charaktere noch gemeiner. Das Heldenpaar ist geradezu aus Müllner und Grillparzer gestohlen, die Elwira aus der Schuld und Jaromir aus der Ahnfrau. Wir wollen sehn.

Der Vorhang geht auf. Es ist ein greuliches Gewitter, vor dessen Schlägen einige Mönche im Klostergang zusammenbeben.

Der Himmel sey uns gnädig! — welch 'ne Nacht ist dies!

So beginnt der erste Auftritt. Die Mönche gehn ans Ufer des Meeres, wo so eben ein Schiff gescheitert ist.

Heiliger Sanct Anselm — welch ein Anblick ist das!

So beginnt der zweite Auftritt. Von dem zertrümmerten Schiff wird nur ein Mensch gerettet; aber weit entfernt, den Mönchen für ihren freundlichen Willkommen zu danken, stößt er sie zurück:

Weg, ihr seyd Menschen — Gift, Gift liegt
In eurer Berührung!

Wie ist es möglich, daß in einer solchen Situation, im scheeußlichsten Gewitter, eben dem Meersturm entronnen, ein Mensch an nichts anderes denken sollte, als an seinen Menschenhaß? Und wenn der Fremdling durchaus von Menschen nichts wissen wollte, warum ist er nicht lieber im Meer ersoffen, ja noch mehr, warum ist er erst zur See gegangen? sind denn nicht auch Menschen auf dem Schiffe gewesen? Der arme Narr lenkt indeß wieder ein und geht mit den Mönchen, um sich, wie es sich gehört, trocken aufkleiden zu lassen, und etwas Warmes zu sich zu nehmen. Bald aber kommt er wieder in seinen Paroxismus, denn er erfährt, daß ganz in der Nähe das Schloß des Grafen Aldebrand liege, bei dessen Nennung er in die heftigste Bewegung geräth. — Wir werden nunmehr auf besagtes Schloß selbst versezt, und finden da die Gräfin Imogen. (O liebliche Imogen Shakespeares, wende die Augen weg!) Die gute Gräfin ist sehr, sehr melancholisch, sie geht träumerisch umher, wie Lady Macbeth. Man sieht es der armen Seele gleich an, daß sie verliebt ist, und daß es ein Anderer ist, als ihr Gemahl, den sie liebt. Sie ist denn auch so gefällig, ihrem Kammermädchen ein Mährchen zu erzählen, von einem Fräulein, das von ihrem Geliebten getrennt, einem Andern durch Zwang vermählt wird und das sie selber ist. — Gleich darauf sind wir wieder im Kloster, wo der gerettete Fremdling dem hülfreichen Prior auch ein Mährchen erzählt, und zwar das nämliche. Wenn ihrs nun noch nicht merkt, liebe Zuschauer, daß der Fremde, Bertram, der alte Geliebte der Gräfin ist, so müßte eure Fassungskraft noch geringer seyn, als die Darstellungskraft des Dichters. Natürlicherweise kommt das triste Liebespaar nun auch zusammen. Sie liebt ihn noch, aber er kommt vor Wuth nicht mehr zur Zärtlichkeit. Er schnaubt Rache, aber wer etwa glaubt, er werde sich mit dem Grafen duelliren, der hält ihn für edler, als er ist. Nein, nein, es muß gräßlicher kommen. Er führt, wie Jaromir, eine Räuberbande ein, um seine Geliebte damit erst halb todt zu ängstigen, ehe er den Nebenbuhler selbst abschlachtet. Bevor es aber zu diesem Schlusse kommt, geht die Gräfin noch zu dem frommen P[illegible]r ins Kloster und beichtet ihm. Ihr Gewissen läßt e[illegible] ihr nicht zu, einen, wenn auch nur geistigen Ebebruch zu begehn, und der Prior bestärkt sie in ihren Vorsätzen; allein kaum ist der Entschluß ewiger Entsagung gefaßt, so kommt Bertram; die Liebe gewinnt schon wieder die Oberhand und wer weiß, was sich zugetragen hätte, wenn das Kind der Gräfin nicht unzeitig dazwischen gekommen wäre, bei dessen Anblick denn sie wieder zur ewigen Entsagung greift und er aufs neue in Wuth ausbricht. Die Gräfin, den tragischen Schluß ahnend, bittet ihren Gemahl praenumerando sehr höflich um Verzeihung. Er frägt, warum? Und schnippisch, wie die lustige Frau im Lustspiel, erwiedert sie:

Ach, wir beleid'gen alle — es vergeht
Kein Tag im ehelichen Leben, wenn wir
Bei dessen Schluß die kleine, bittre Summe
Von Worten und Gedanken all' zusammenrechnen,
Von kalten, unfreundlichen, bösen Blicken,
Von tadelsücht'gem Schweigen, und Verwundungen
Des Auges — wo wir nicht einander reuig
Zu Füßen niederknieend täglich sollten
An jedem Abend um Vergebung flehen.

Damit wird der Herr Gemahl abgespeist. Er hat die Gefälligkeit, sich zum Ueberfluß zu entfernen, damit Bertram bequem mit seinen Räubern ins Schloß dringen und eine Scene, wie die in der Hedwig von Körner, veranlassen kann. Sobald diese schöne Scene zu Ende ist, kommt der Graf gerade zur rechten Zeit zurück, um von Bertram ermordet zu werden. Und nun der Schluß? Wird er wohl die Geliebte entführen? Nein! Wird er mit den Räubern das Schloß ausplündern? Nein! Er hat den kurzweiligen Einfall, sich mit der Leiche seines Nebenbuhlers einsam in einem Zimmer zu verschließen!!!

Quelle idée! O möchte uns doch Goethe die Gründe mittheilen, warum er das Drama gebilligt hat, denn hier ist mein Verstand zu Ende. — Die Räuber abientiren sich wieder, wie sie gekommen sind, und die Klosterleute sprengen die Thür, hinter der sich Bertram verschlossen hat, und nehmen ihn gefangen. Mit schauerlichem Kettengeklirr wird er nun einer Höhle vorübergeführt, in welche sich Imogen, man weiß auch nicht warum gerade hieher und nicht lieber zum Altar, geflüchtet hat. Es ist übrigens sehr schicklich von ihr, daß sie, da der fünfte Akt zu Ende geht, und die Hauptsache gethan ist, sofort aus heiler Haut stirbt, welches denn noch zu einer schönen Schlußsituation Anlaß gibt, da der gefesselte Bertram einem seiner Wächter das Schwert entreißt und sich damit ersticht.

15) Der treue Diener seines Herrn. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. Wien, Wallishauser, 1830.

Zunächst eine kurze Skizze des Inhalts. König Andreas von Ungarn verläßt in dringenden Geschäften sein Reich und übergibt während seiner Abwesenheit die Regentschaft seiner Gemahlin und dem Bancbanus, einem alten treuen und erprobten Rathe. Die Königin ist zornig auf Bancbanus, weil sie lieber ihren Bruder, den Herzog Otto von Ungarn, zum Mitregenten gehabt hätte, und läßt deßhalb den alten Rathsherrn, durch ihre Höflinge im Schloß auf das empfindlichste necken und kränken. Otto liebt überdieß die junge Gräfin Erny, des Bancbanus Gemahlin, und stellt ihr mit Frechheit nach, unter dem Schutze der Königin. Das alles erträgt Bancbanus mit Gleichmuth, immer seiner Pflicht und der Hochachtung getreu, die er seiner Königin schuldig ist. Nun aber werden Ottos Nachstellungen kühner; er lockt Erny in seine Gemächer und läßt sie gefangen nehmen, um sie auf eines seiner Schlösser zu bringen. Sie ersticht sich. Da der Mord bekannt wird und man Otto für den Thäter hält, nimmt die Königin, um ihren Bruder zu retten, die Schuld auf sich. Aber die erzürnten Brüder Ernys und die durch des Fremdlings Frevelthat tief beleidigten Magnaten Ungarns empören sich, wollen Otto ausgeliefert haben und stürmen das Schloß. Bancbanus aber läßt sich auch durch diese härteste der Proben nicht irre machen, von der dem König gelobten Treue zu weichen. Er selbst ist es, der den Entehrer und Mörder seiner Gattin (für den er Otto wenigstens hält) mit eigner Lebensgefahr rettet. In der Verwirrung der Flucht aber fällt die Königin, von einem Dolch getroffen, der Otto gegolten. Otto selbst und der junge Sohn der Königin werden durch Bancbanus ins Freie gebracht. Bald darauf kehrt der König zurück und eine allgemeine Amnestie stellt den Frieden wieder her.

Der Stoff zu diesem Trauerspiel war herrlich gewählt. Es gibt in der Welt keine größere Tugend als aufopfernde Treue, und man darf sagen, daß die christliche Tragödie im Gegensatz gegen die antike wesentlich aus dem Martyrerthum hervorgegangen ist. Der antike Held wird durch das Schicksal bezwungen, der christliche opfert sich selbst für seinen Glauben an eine höhere Idee. Allein die ästhetische Behandlung der Tugenden hat ein gewisses Maaß, das niemals überschritten seyn will, ist an gewisse Konvenienzen gebunden, welche, mögen sie auch vor dem höchsten moralischen Richterstuhl selbst nichts gelten, doch in der poetischen Welt niemals hintangesezt werden dürfen. Ich hoffe, man wird mich vollkommen deutlich verstehn, wenn ich ein Beispiel gebe. Die eheliche Treue z. B. ist, rein moralisch betrachtet, in allen Fällen gleich verdienstlich, ästhetisch betrachtet aber nicht. Es ist gewiß eben so moralisch, wenn ein junger Mann seiner alten Frau, als wenn eine junge Frau ihrem alten Manne treu bleibt. Ist es aber auch eben so poetisch? Nein! Tieck durfte in seiner herrlichen Genoveva die Treue einer jungen Gattin gegen einen greisen Eheherrn darstellen, aber es würde ihm nie haben einfallen dürfen, den zwanzigjährigen Gemahl einer funfzigjährigen Dame um seiner Treue willen eben so poetisch zu verklären. Eins wäre zwar so moralisch als das andre, aber nicht so poetisch gewesen. Warum, das gilt ganz gleich. Es ist so. — Dies ist nur ein Beispiel, wodurch ich zu beweisen suche, daß auch die edelste Tugend nicht allemal an sich, sondern nur unter gewissen Umständen und Bedingungen poetisch schön ist, und daß die Dichter sich demzufolge niemals eine Verwechslung erlauben sollen. Es ist dies eins der wichtigsten ästhetischen Gesetze, von dessen Befolgung oft die Schönheit eines ganzen großen Gedichts abhängt. Was hilft der Schmuck des Gebäudes, wenn die Grundlage schief ist?

Herr Grillparzer wird nun wohl nicht können in Abrede stellen, daß auch ihn die Schuld trifft, bei der Darstellung einer moralischen Handlung die poetischen Bedingungen nicht reiflich zu Rathe gezogen zu haben. Großmuth gegen den Feind ist in allen Fällen moralisch, aber nicht in allen Fällen auch poetisch. Es gibt allerdings keine Beleidigung, welche das christliche Sittengesetz nicht zu verzeihen geböte, allein es gibt auch Verzeihungen, die nicht poetisch sind. Es verträgt sich niemals mit der Poesie, daß eine Beleidigung, welche die Ehre uns verwandter Weiber antastet, verziehen werde. Vatermord, Brudermord, Kindermord kann gesühnt werden, aber

nie die Schande der Tochter, nie die Entehrung des Weibes. Lessing ließ den weisen Natan den Mord aller seiner Kinder vergeben, aber er gestattete dem Odoardo Galotti nicht, den leisesten Mackel auf der Ehre seiner Tochter zu dulden. Warum, das gilt ganz gleich. Es ist so, und so hat jeder große Dichter, jeder wahre Dichter empfunden. Es waren bisher nur die Kotzebues, die nur in Gedichten, wie Menschenhaß und Reue, den beleidigten Ehemann verzeihen ließen, was das unverzeihlichste in der Natur ist, ausgenommen diese Verzeihung selbst. Und so gesteh ich denn, ich finde, daß Bancbanus denselben Zopf trägt, den die französischen Theater dem Kotzebueschen Herrn von Mainau anzuhängen niemals verfehlt haben. Der treue Eckhardt in dem altdeutschen Volksmährchen hat sich wahrlich viel gefallen lassen, aber doch nicht, daß ihm, auch nur in seiner Meinung, Hörner aufgesetzt wurden. Dann wäre er nicht mehr der treue Eckhardt geblieben, oder was noch wahrscheinlicher ist, das Mährchen würde gar nicht existiren. Der Dichter muß entweder seine Helden niemals auf eine Probe stellen, in der sie unmöglich bestehen können, oder indem er sie dennoch darin bestehn läßt, geht er über alle poetische Möglichkeit und Wahrheit hinaus und thäte besser, das ganze Gedicht ungedichtet zu lassen.

Da ich sonach das Ganze nicht billigen kann, so will ich es als eine Nebensache nur noch im Vorbeigehen berühren, daß Herr Grillparzer uns von Bancbanus Charakter ein sich selbst widersprechendes Bild gibt. War es nämlich auf der einen Seite möglich, daß ihn der kluge König als die festeste Stütze seines Reichs betrachten konnte, so war es auf der andern Seite unmöglich, daß er sich dennoch unter den Hofleuten der Königin so außerordentlich kindisch benahm. Ein als kraftvoll anerkannter Reichsverweser durfte sich in keinem Falle in den Vorzimmern der Königin herumpudeln lassen und durch seine Ungeschicklichkeit zu lächerlichen Scenen Anlaß geben. Er mußte das Hofgeschmeiß mit der Majestät und mit der Tatze eines alten Löwen von sich weisen, und er durfte nur zur Thür hinausgehn und sein Dintenfaß aus der Antichambre in ein Geschäftszimmer tragen, so war der tolle Skandal, der in dem erstern vorfiel, unmöglich.

Das Gedicht ist übrigens sehr schön in den Vers gesezt, und das eigenthümliche Patois, auf das in verschiednen Redegebräuchen z. B. J nu, was nur ꝛc. angespielt wird, nimmt sich im Munde des einfältigen alten Mannes ganz gut aus.

(Der Beschluß folgt.)

Universitätsschrift.

Ueber die Abschaffung der Duelle unter den Studirenden, mit besonderer Rücksicht auf die hierauf bezüglichen Schriften der H. H. Kirchenräthe Paulus und Stephani. Von Dr. Karl Hermann Scheidler. Jena, Bran, 1829.

Herr Paulus verlangte strengsten Zwang, Herr Stephani größte Freiheit, um den Duellen der Studenten vorzubeugen. Der eine meinte, die jungen Bursche seyen eben zu übermüthig, da schlügen sie aus wie wilde Füllen, man müsse sie also in den Nothstall thun. Der andre meinte, sie seyen zu eingeschränkt, der unleidliche Polizeizwang nöthige sie, sich selbst ihr Recht zu suchen. Der eine wollte also verschärfte Aufsicht, verschärfte Strafgesetze und der andre im Gegentheil die ausgedehnteste akademische Freiheit, damit der Geist der Oeffentlichkeit endlich den heimlichen Fehden und Gottesgerichten ein Ende machen möge. Nun hat man die Wahl; es steht aber zu befürchten, daß trotz aller Verbote nach wie vor das Duelliren fortbestehn wird, wie die alte Erfahrung beweist, und daß auch umgekehrt die größte Lizenz den erwünschten Erfolg nicht haben dürfte, sofern die alten Gewohnheiten und die Lokalität der meisten deutschen Universitäten, besonders in kleinern Städten, keineswegs geeignet sind, die jungen Leute mit Ehrfurcht für das Bürgerthum und für das große Staatsleben zu erfüllen, wobei allein sie ihre kleinen Staaten im Staat vergessen könnten. Sollten ihre Sitten nicht mehr mittelalterlich seyn, so müßten sie auch, in Hauptstädten lebend, die Eindrücke einer großartigen Gegenwart empfangen, und nicht in abgelegnen Krähwinkeln unter zu Heloten herabgewürdigten Bürgern leben. Die Verlegung der Universitäten in große Städte hat indeß wieder andre Nachtheile, indem zu vielseitige Zerstreuungen leicht den Geist von den Studien abziehn, denen immer die Einsamkeit vorzüglich zusagt.

Herr Scheidler macht einen äußerst zweckmäßigen Vorschlag, der aber sehr nach Ironie schmeckt. Er räth nämlich jedem Studenten, ein vollkommner Fechter zu werden, das werde ihn unfehlbar am besten gegen die Gefahren der Duelle schützen. Er vergißt nur, hinzuzusetzen, daß es ihn wahrscheinlich auch am meisten anreizen dürfte, sich in die Gefahr zu stürzen, denn wer gut tanzt, dem ist leicht gepfiffen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 78. — 2. August 1830.

Schau- und Trauerspiele.

(Beschluß.)

16) Roland und Maria. Romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen aus den Zeiten der Kreuzzüge, von Karl Bahrs. Hildesheim, Gerstenberg, 1830.

Der Dichter ist augenscheinlich noch ein junger Mann und gehört zu der liebenswürdigen Klasse derer, die man die Subjektiven zu nennen pflegt, denen die süße Leidenschaft der Jugend, die Schwärmerei der ersten Liebe und der Humanität die Feder führt. Folgende schöne Verse der Einleitung zeigen dies sehr deutlich:

> Doch, was ich schaute auf dem Sternenhügel,
> Zu dem ich oft entschwebt an deiner Hand,
> Seit du mir löstest die gebundnen Flügel,
> Wer hätte solches in ein Wort gebannt?
> Nur dämmernd strahlet selbst der Dichtkunst Spiegel
> Zurück das Bild deß, was ich dort erkannt;
> Doch jene Weihe, die es rief ins Leben,
> Verbürgt, es kann nicht ganz umsonst verschweben.

Nichts in der Welt ist natürlicher, als daß das von innen her geblendete Auge eines liebetrunknen Dichters sein Gedicht in der Glorie sieht, wie den irdischen Engel selbst, der ihm die Weihe dazu gegeben; allein es ist auch nicht weniger natürlich, daß der nüchterne Leser den Gegenstand anders ansieht, weil er eine andere Empfindung dazu mitbringt. Wenn die Dichter wirklich im Stande wären, durch ihre Gedichte die Empfindungen, welche sie selbst hegen, andern in demselben Grade der Stärke mitzutheilen, so würde es ihnen oft theuer zu stehn kommen. Es könnte keiner mehr seine Geliebte besingen, ohne tausend Nebenbuhler zu bekommen. Doch dafür ist gesorgt.

Zuverläßig ist es nicht das in der Jugend aufbrausende Gemüth, sondern der klare und ruhige Geist, der schöpferisch eine Welt aus sich gebärt. Indeß klärt sich der Geist nur durch die Stürme des Gemüths. Welcher große Dichter hätte nicht in seiner Jugend geschwärmt, nicht die Gegenstände einer flüchtigen Leidenschaft für Ideale genommen? Die Rebe weint im Frühling ein süßes Wasser, ehe sie im Herbst den kräftigen Wein trägt. Ein junges trunknes Dichtergemüth ist immer eine eben so natürliche als liebenswürdige Erscheinung, und auch in ihren Fehlern anziehender als jene Affektation, mit der junge Leute, namentlich in Novellen, die Objektivität größerer und älterer Dichter nachäffen und dadurch nur beweisen, daß ihre Herzen eben so leer sind, als ihre Köpfe. — Das Drama ist übrigens wohl am wenigsten für die

jungen, gemüthlichen, schwärmenden Dichter geeignet, weil es die meiste Objektivität verlangt. Dieselbe Trunkenheit der Empfindung nimmt sich im lyrischen Gedicht gewöhnlich besser aus, als auf der Bühne, wenn ihr dort nicht ein großes Gegengewicht an Verstand gegeben ist. Romeo würde sehr gute Sonnette an seine Julie geschrieben haben, aber kein Trauerspiel, das dem von Shakespeare zu vergleichen wäre. Es scheint aber, daß der Held und Dichter des vorliegenden Trauerspiels einander zu nahe stehn.

Dies zeigt sich vorzüglich in der Darstellung der Heldin. Die Liebhaber haben immer ihre eigne Vorstellung von der Geliebten, und es wäre wahrlich auch keine Liebe, wenn sie dadurch nicht gegen die Fehler des angebeteten Engels ein wenig blind gemacht würden. Das verzeiht man nicht nur dem Liebhaber, sondern das erwartet man von ihm. Der Dichter aber soll heller sehn und den Charakter der Geliebten so zeichnen, wie er ist, nicht wie ihn der Liebhaber sich vorstellt. Es begegnet vielen Jünglingen, daß sie die Pruderie, die Altklugheit, die schwindsüchtige Resignation, die fromme Pinselei verbildeter Mädchen, welche ohne den mindesten Beruf Heroinnen oder Heilige spielen wollen, wirklich für etwas sehr Erhabnes halten, und andächtig ihre Schwärmerei mitmachen, anstatt die niedlichen Köpfe der kleinen Thörinnen zurecht zu rücken. Diese Verdummung der Jünglinge durch die Liebe ist ein äußerst anziehender Stoff für den ironischen Dichter. Wenn aber der sentimentale Jüngling und der Dichter gleich empfinden, dann muß aus einem artigen komischen Gedicht eine tragische Verzerrung werden. Die Heldin des vorliegenden Trauerspiels, Maria, eine junge Nonne, im höchsten Grade prude und durch beständiges altkluges Reflektiren und Hofmeistern sogar widerlich, wird nichtsdestoweniger vom Dichter gerade so hochgestellt, als der Held des Stücks, der junge Ritter, sie stellt. Nirgends ist eine Spur von Ironie zu finden. Der Dichter ist in der That in das abgeschmackte Kind gerade so verliebt, wie der Held. Sie begegnet dem lezteren, wie ihre geistliche Schwester dem weiland Ritter Toggenburg:

> Was der Seele Ruh
> Vermindert, führt von Gott ab; und wenn gar
> Das, was nur ihm gebührt, auf das Geschöpf
> Geworfen wird; wenn man in ird'scher Freude
> Befriedigung der ew'gen Sehnsucht sucht,
> Dann schreckt ein dunkles Bangen mich: „Du sollst
> „Nicht andre Götter haben neben mir."
> So spricht der Herr. Was könnt Ihr mir darauf
> Erwiedern?

Roland.

Nichts!

Der arme junge Ritter, die Liebe hat ihn ganz um den Wiz gebracht. Er macht der kleinen altklugen Person wirklich die Freude, und streicht vor ihrer Beredsamkeit die Segel. Allein es bleibt bei diesen unschuldigen Sophismen nicht. Die kleine Prude geräth in die Hände des Sultans und nun gewinnt wenigstens das Gemüth des Heiden Gelegenheit, die Schwächen seines Verstandes wieder gut zu machen. Er will sie retten, sich für sie opfern. Aber wie? Sie bittet ihn um den Tod. Er zuckt den Dolch, aber er vermag es nicht, sie zu tödten. Es scheint, der Respekt, den sie ihm von jeher eingeflößt, leidet keine Berührung. Er sinnt auf ein andres Mittel. Er hat gehört, ein Muhamedaner dürfe einem Sterbenden die lezte Bitte nicht versagen. Sofort erdolcht er sich selbst, geht mit dem Dolch in der Brust zum Sultan und bittet ihn, Marien frei zu lassen. Auf diese Weise erprobt er seine uneigennützige Hingebung und übt in der That einen Akt ächt tragischer Galanterie. Nur Schade, daß es für eine tantenmäßig hofmeisternde Prude, daß es nicht für ein zärtliches und der Zärtlichkeit würdiges Mädchen geschieht.

17) Der Tag des Gerichts und der ewigen Versöhnung. Eine christliche Dichtung von Dr. Ludwig August Kähler. Königsberg, 1829, bei Unger.

Man darf nur Lord Byrons Kain kennen, um sich des Vorurtheils gegen die Dramatisirung biblischer Stoffe zu entschlagen. Unsre heilige Geschichte ist unendlich reich an Charakteren und Ideen, die der fruchtbarste Stoff für einen genialen Dichter werden können. So widerlich uns die bloßen Versificirungen oder poetischen Umschreibungen des biblischen Textes selber sind (z. B. die Vaterunser und Psalmen in Versen, und vieles bei Milton, Klopstock, Bodmer), so erhaben sind Gedichte, die eine einzelne, in der Bibel nur eben angedeutete Idee, frei und selbstständig entwickeln.

Es ist eigen, daß nur die bildende Kunst bisher im Stande gewesen ist, die heitre Seite unsrer heiligen Urkunden aufzufassen, während Musik und Poesie nur im Tragischen derselben glücklich sich versucht haben. Raphaels himmlische Gestalten lassen sich mit nichts ähnlichem Beseligenden in Musik und Dichtkunst vergleichen; die schönste Töne Palestrinas, Hendels, Mozarts sprechen immer nur Sehnsucht aus, wo bei Raphael die Erfüllung ist; und kein Dichter hat je den Himmel zu schildern gewußt, hier ermattete selbst Dante. Aber auch kein Maler, selbst Buonarotti nicht, hat das Tragische und Entsezliche des Todes und der Hölle so ergreifend dargestellt, als es uns in Dantes und Miltons Hölle, in Goethes Faust,

in Byrons Kain und in Mozarts Requiem entgegentritt.

Dieses berühmte Requiem in Poesie zu übersetzen, ist ein Gedanke, des größten Dichters würdig. Die Schilderung des jüngsten Gerichtes kommt dem Dichter zu, hier reicht nicht Rubens, selbst Michel Angelos Pinsel nicht aus. In vorliegendem Gedicht ist der Versuch gemacht.

Allein er scheint mir verfehlt. Der Dichter läßt Gnade für Recht ergehn, er zeigt die Hölle nur als ein leeres Schreckbild, vergibt allen Sündern und nimmt sie alle im Himmel auf. Dies zerstört die poetische Wirkung des Schrecklichen völlig. So war es in der Apokalypse nicht gemeint. Die Donner des Weltgerichts sind kein bloßer Theaterlärm, die Flammen der Hölle kein Verlockenfeuer. Herr Doktor Kähler stellt uns den Herrn dar, richtend am Tage des Gerichts. Er verdammt die Bösen. Da knieen nach einander die minder Guten, die Guten und die Besten, die Reuigen, die Heiligen und die ewigen Engel selbst vor seinem Angesicht fürbittend nieder und flehen ihn um Verzeihung für die Bösen an, alle überzeugt, daß kein Himmel möglich sey, wenn es noch eine Hölle gebe, daß die Liebe alles umfassen, allen Sündern vergeben, alle bekehren und erheben müsse. Der Herr widerspricht einem nach dem andern, als sie aber alle gegen ihn gesprochen und die Liebe gegen Gott selbst vertheidigt haben, läßt er — die Maske fallen, freut sich, sie alle so stark im Glauben und in der Liebe zu finden, willfahrt ihnen, und erlaubt sämmtlichen Bösen, die Hölle zu verlassen und den Guten in den Himmel zu folgen. — Das Spiel, was hier Gott mit den Menschen treibt, die Verstellung, ist seiner unwürdig. Im Uebrigen ist die Ansicht von der Allmacht der Liebe erhaben, und der Sieg der göttlichen Liebe über die göttliche Gerechtigkeit hat eine mystische Tiefe, in die ein frommes Gemüth sich wohl versenken mag. Aber es scheint, der Dichter hätte dann gar nicht erst von Strafe und Hölle reden sollen. Mit der Hölle läßt sich auch in diesem Sinn nicht scherzen. Entweder sie existirt in ihrer ganzen Entsetzlichkeit, oder sie existirt gar nicht. Entweder sie ist mehr als ein bloßer Popanz, oder sie ist auch als Popanz überflüßig. Eine Hölle, in die am Ende keiner hineinkommt, in der sogar von einem Teufel keine Spur zu finden ist, eine solche ist wahrlich ein Unding.

Ich muß mich hier enthalten, in die theologische Frage einzugehn; es kann mir hier nur auf die Poesie ankommen. Die Poesie verträgt sich mit sehr vielen widerstreitenden Ansichten der Theologie, mit den Mythen und Symbolen, mit dem Kultus und der Mystik beinah jeder Religion, sie mögen noch so verschieden und widersprechend seyn. Aber sie vermengt nicht eine Ansicht mit der andern, sie faßt jede in ihrer eigenthümlichen Schönheit auf. Sonach wäre es poetischer gewesen, Herr Doktor Kähler hätte entweder wie Dante, Milton, Byron alle Qualen der Hölle, alle zermalmenden Schrecken der ewigen Gerechtigkeit, die ganze gräßliche Farbenpracht der Apokalypse beibehalten, oder gar keine Hölle erst angenommen. Die Hölle läugnen, wäre aber ein großer Verlust für die Poesie. Wenn die Religion das Gemüth immer höher und höher bis ins reinste Licht führt, so bedarf doch die Poesie immer der Farben und Schatten, und kann sich von der Nachtseite des Irdischen nicht losreißen. Hier sind alle Schrecken des Todes und der Hölle an ihrem Platz; hier oder nirgends. Man bekämpfe den Teufel auf allen Wegen, nur in der Poesie lasse man ihn walten, hier banne man ihn hinein, hier ist er am schrecklichsten und thut doch am wenigsten. So gut es ist, daß man ihn aus den Hexenprozessen vertrieben hat, so wäre es doch wahrlich Schade, wenn man ihn auch aus den Gedichten fortjagte. Man müßte Trauer um ihn anlegen, wie um einen guten Schauspieler, der die Bösewichtsrollen gespielt hat, (und gewöhnlich spielen die besten Schauspieler gerade die Bösewichter). Doch er läßt sich nicht vertreiben. Wenn ihn hier ein frommer Dichter mit Sang und Klang wegräuchert, fährt er in das Haus und in die Seele eines andern. Der Bund der Dichter mit dem Teufel ist so ewig, als die Poesie selbst.

18) Gesammelte poetische und prosaische Schriften von Wilhelm Scherer. In drei Theilen. Berlin, Krause, 1829.

Der erste Theil dieser Sammlung enthält: Johanna Stegen oder die Jungfrau von Lüneburg, ein großes bürgerlich-militärisches Nationalschauspiel in 5 Akten, mit Kriegsgesängen und Chören. Wer im Jahr 1813 in Preußen selbst gelebt hat, wird sich leicht mit der Manier des Verfassers versöhnen und den ächten Kern des Patriotismus nicht verkennen, wenn auch die Schaale ungemein abgeschmackt und fade ist. Es gab eine Zeit, wo freiwillige Jäger und Kosacken das Theater überschwemmten und ein geistloses, aber desto besser gemeintes, patriotisches Lied bei Bier oder Branntwein mit den lieblichen Arien der überalpischen Primadonnen abwechselte. Das war sehr natürlich, aber es konnte nicht lange dauern. Der Patriotismus kann wohl seine Form, aber diese soll nicht ihn überleben. Jener Patriotismus in Kosackenhosen ist eine Form, die wir nunmehr seit ziemlicher Zeit abgelegt haben. Ohne Zweifel hat indeß der Verfasser sein Schauspiel in einer frühern Periode geschrieben und kann nichts dafür, daß wir nicht mehr begeistert sind. Die Heldin des Stücks ist eine preußische Amazone, die als freiwillige Jägerin den Krieg mitgemacht. Der berüchtigte Galeerensklave Vidocq erzählt in seinen Memoiren von einer

Wittwe der großen Armee; unser Dichter bringt uns dagegen eine Braut des freiwilligen Jägerkorps. Jene hatte aus Patriotismus alle Grenadiere Napoleons geliebt, diese liebt aus Patriotismus alle preußischen freiwilligen Jäger. Nachdem ihr Geschlecht entdeckt ist, und sie Abschied nimmt, sagt sie zum General:

Wenn einst der große Kampf
Beendigt ist, und mit des Friedens Palme
Rückkehren Sie ins theure Vaterland;
(Mit jungfräulicher Scham) Dann will ich Herz und Hand an einen Gatten
Verschenken, der in Ihrem Jägercorps
Gefochten für des preuß'schen Namens Ruhm.
Dazu erbitte ich mir die Gewährung
Von Ihnen, Herr Gen'ral.

General.

Du hast mein Wort!
Der Gatte, den du wählest, soll dir werden.

Johanna

(mit einem flüchtigen Blick auf den Oberjäger Ernst. Wie oben, [nämlich mit jungfräulicher Scham]).

Die Wahl traf ich bereits, kehrt er zurück.
(Seufzend) Geschieht es nicht — wähl' ich mir einen Andern,
Denn leicht ist ja die Wahl aus vielen Tapfern.

General.

So recht! So muß die zarte Jungfrau sprechen!

Ja wohl. Es ist mir nicht leicht etwas Zarteres von einer Jungfrau vorgekommen. Aber so geht es, wenn man in einer Wachtstube sentimental wird. — Den Rest der Sammlung bilden kleine edelmüthige Erzählungen und unbedeutende Gedichte.

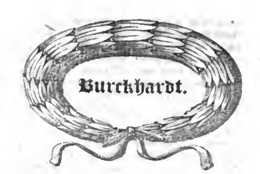
M.

Sanitätswissenschaft.

Der Scheintod in seinen Beziehungen auf das Erwachen im Grabe und die verschiednen Vorschläge in seiner wirksamen und schleunigen Rettung in Fällen dieser Art. Von Dr. J. G. Taberger. Mit einer Kupfertafel. Hannover, Hahn, 1829.

Ueber den Scheintod ist schon außerordentlich viel geschrieben worden, von Frank, Hufeland, Wieslow, Brühier, Brinkmann, Struve, Marr, Marcus Herz, Creve, Oppenheimer, Louis, Thiery, Meyer, Kotz, Speyer, Schubert 2c. Dennoch hat dies noch keineswegs zu allgemeiner Einführung der dem Lebendigbegraben vorbeugenden Maaßregeln geführt. Nur in einigen Hauptstädten sind deßfalls Leichenhäuser errichtet. Anderwärts ist noch jedermann der Möglichkeit ausgesezt, scheintod begraben zu werden.

Der Verfasser des vorliegenden Schrift hat historisch und systematisch alle bisherigen Erfahrungen über den Scheintod, und die Mittel, den Scheintodten zu retten, zusammengestellt. Diese Mittel sind: 1) Leichenhäuser oder Todtenkammern, worin der Scheintodte bewacht wird; 2) eine strenge, nach gewissen Kennzeichen untrügliche Todtenschau; 3) Sicherheitsröhren, welche dem schon im Grabe Liegenden frische Luft zuführen und zugleich mit einer Glocke versehen sind, woran er ziehn kann, wenn er wieder erwachen sollte; 4) Die Punktur des Herzens, d. h. ein Stich ins Herz mit einer feinen Nadel, woran der Scheintodte nicht etwa stirbt, sondern wodurch seine schlummernde Lebensthätigkeit aufs Neue geweckt wird; 5) Erweckungsversuche vermittelst der Elektricität und des Galvanismus; 6) andre Erweckungsversuche durch Brennen, Stechen 2c. — Der menschenfreundliche Verf. hat seine Schrift dadurch noch interessanter gemacht, daß er sehr viele außerordentliche Fälle von Scheintodten erzählt, worunter die meisten schauderhaft sind, und den tiefsten Unwillen gegen die Indolenz der Behörden, der Aerzte und des Leichenpersonals erwecken. Man denke sich einen Unglücklichen, der lebendig auf die Anatomiebank gebracht wird, und erst in dem Augenblick erwacht, in welchem ihm die Lunge aufgeschnitten wird. Doch werden auch einige launige Anekdoten angeführt, z. B.: „Zwei Russen hatten eine unversöhnliche Feindschaft gegen einander. Der Bediente des einen starb und wurde binnen 24 Stunden begraben. Der andere beschloß, um sich an seinem Gegner zu rächen, ihn des Mordes seines Bedienten anzuklagen. Und um der Anklage einen Schein zu geben, grub er mit Hülfe einiger vertrauten Diener den Todten wieder heraus, in der Absicht einige Zeichen von Gewaltthätigkeit daran anzubringen. Der Körper wurde aus dem Sarge genommen und aufrecht gehalten, damit man ihn heftig peitschen konnte, als zum Erstaunen der Gegenwärtigen, nachdem einige Hiebe geschehen waren, das Leben zurückkehrte und die erschrockenen Auferstehungsmänner in größter Eile davon liefen. Der Todtgeglaubte kam endlich ganz wieder zu sich, und war im Stande in die Behausung seines Herrn zurückzukehren, dessen Bewohner in großen Schrecken geriethen, zuletzt aber sich von dem vermeinten Geist erzählen ließen, wessen er sich erinnerte: daß nämlich seine Sinne ihn nicht ganz verlassen gehabt hätten, obwohl er außer Stande gewesen sey, irgend eine Bewegung vorzunehmen oder ein Wort zu sprechen, bis die Schläge ihn wieder hergestellt hätten. — Dies führte zur Entdeckung des teuflischen Plans gegen seines Herrn guten Ruf und Leben."



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 79. — 4. August 1830.

Länder- und Völkerkunde.

1) Johann Ludwig Burckhardts Reisen in Arabien, enthaltend eine Beschreibung derjenigen Gebiete, in Hedjaz, welche die Mohamedaner für heilig halten. Von der Londoner Gesellschaft zur Beförderung der Entdeckung des Innern von Afrika herausgegeben. Aus dem Englischen übersezt. Mit einer Charte und vier Grundrissen. (Zugleich als 54ster Band der Neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen.) Weimar, Landesindustrie-Comptoir, 1830.

Unter den vielen guten Werken, die wir schon über Arabien besizen, ist dies anerkannt das Beste. Noch kein Reisender sah so Vieles und so scharf als Burckhardt, der unermüdliche und kühne Schweizer, der in der Kunst zu reisen ein wahrer Virtuos genannt werden muß. Nachdem er schon früher seine interessanten Reisen durch Nubien und Syrien beschrieben, war dies Werk über Arabien sein leztes, denn bekanntlich ereilte ihn der Tod 1817 zu Cairo. Die Trilogie jener drei Werke ist die hauptsächlichste Quelle für die neuere Kenntniß des Orients, und sie ist selbst historisch wichtig, indem sie zuerst den Europäern den tiefen Verfall im Innern aller muhamedanischen Staaten ganz enthüllt hat.

Burckhardt hatte durch frühes Studium der arabischen Sprache und durch lange Reisen im Orient eine so vollkommne Kenntniß der muhamedanischen Sitten erworben, daß er sich dreist nach dem heiligen Lande der Araber begeben konnte, um unter die andern Pilger gemischt, ohne entdeckt zu werden, die Tempel in Mekka und Medina zu besuchen. Er kam im Sommer 1814 zu Djidda am rothen Meere, der nächsten Stadt bei Mekka an, und sah sich, gänzlich an Geld entblößt, genöthigt, sich an Mehemet Ali, Pascha von Aegypten, zu wenden, der damals gegen die Wechabiten unfern von Mekka zu Tayf gelagert stund. Er konnte diese Meldung um so weniger umgehn, als ihn der Pascha von Cairo her kannte und leicht Verdacht gegen ihn hätte fassen können, wenn er sich ängstlich vor ihm verborgen hätte. Der Pascha ließ ihn zu sich kommen, und versah ihn mit Geld, hielt ihn aber in seinem Lager zurück, und ließ ihn nicht undeutlich merken, daß er ihn für einen geheimen Agenten der Engländer hielte, der abgeschickt sey, zu spioniren. So eben war nämlich Napoleon vom Throne gestoßen worden und Mehemet Ali hegte die fixe Idee, die Engländer würden sich, nachdem sie gegen Frankreich nichts mehr zu thun hätten, Aegyptens und Arabiens bemächtigen, um sich eine Verbindung mit ihren indischen Ko-

lonien zu eröffnen. Da sich nun der Pascha diese Idee nicht ausreden ließ, so war Burckhardt troß der Gefahr, der er sich dadurch aussetzte, keck genug, sie zu benutzen, und sich wirklich das imposante Air eines brittischen Agenten zu geben, dessen Kränkung eine schwere Rache nach sich ziehen könnte. Er ging dabei von dem durch lange Erfahrung erprobten Grundsatz aus, man dürfe sich den Türken gegenüber nicht keck, nicht brutal genug benehmen, um sie geschmeldig zu machen, und er befand sich wohl dabei. Der Pascha behandelte ihn zart, legte seinen Reisen kein Hinderniß weiter in den Weg, und bemühte sich nur, ihm eine große Meinung von seiner Klugheit und Aufklärung beizubringen. Er sagte ihm nämlich, er möge immerhin, obgleich er Christ sey, nach Mekka pilgern, nur möge er in seiner künftigen Reisebeschreibung nicht sagen, er habe ihn, den Pascha, durch sein muhamedanisches Gewand eben so getäuscht, wie Andre. Dieser Zug ist sehr geeignet, den Reformator Aegyptens zu charakterisiren. So viele Kenntniß übrigens Mehemet Ali von den Verhältnissen der europäischen Mächte zu haben schien, begegnete ihm doch zuweilen noch ein naiver Irrthum. Er fand nämlich in der türkischen Uebersetzung des Pariser Friedens, daß Genua an Schweden abgetreten sey, und glaubte es, bis ihm Burckhardt erklärte, daß es statt Genua Genf und statt Schweden die Schweiz heißen müsse. Bei diesen Unterhaltungen äußerte sich der Pascha ganz unverholen über seine Regierungsgrundsätze, die, wie Burckhardt behauptet, auch die aller andern orientalischen Regenten sind, und die Mehemet Ali Pascha selbst auch bei allen europäischen Regierungen voraussetzte. Als nämlich Burckhardt meinte, es vertrüge sich nicht mit der Ehre Englands, ohne Grund den Frieden zu brechen und Aegypten zu nehmen, sagte der Pascha: „Ein großer König kennt nichts als sein Schwert und seine Börse. Er zieht das eine, um die andere zu füllen. Es gibt keine Ehre unter Eroberern."

Burckhardt durfte nun ungehindert nach Mekka pilgern, wo er, nachdem ihn ein argwöhnischer Kadi zu seiner vollkommnen Zufriedenheit in der muhamedanischen Theologie examinirt hatte, die heilige Kaaba besuchte und daselbst alle die unzählbaren Ceremonien mitmachte, denen sich die Gläubigen an dieser Stätte unterwerfen. Er fand indeß die Wirklichkeit ziemlich tief unter den Vorstellungen, welche sich die Europäer von den ehemals jedem Christen unzugänglichen heiligen Orten der Muhamedaner gemacht haben. Die weltberühmte Moschee von Mekka gehört weder zu den ältesten, noch schönsten des Morgenlandes. Mehreremale verbrannt wurde sie wieder neu erbaut und keineswegs im besten Geschmack, so daß sie sich weder durch Alterthümer noch durch Kunst auszeichnet. Außer den Bränden richteten auch öfters Ueberschwemmungen große Zerstörungen in der Moschee an. Einmal wurde in ihren Mauern eine blutige Schlacht geliefert, mehreremale wurde sie geplündert und noch öfter heimlich bestohlen. Die letzte Verwüstung erlitt sie in den jüngsten Zeiten durch die Wechabiten, die Protestanten des Islam, welchen die, übrigens dem katholischen Pomp noch nicht gleichkommende, Pracht des Tempels ein Greuel war. Der berühmte schwarze Stein ist fast die einzige Reliquie aus der Zeit Muhameds, welche die häufigen Zerstörungen überdauert hat, allein er ist im Brande zersprungen und seine Stücke sind jetzt zusammengelötet. Burckhardt fand nicht Zeit, die wahre Beschaffenheit dieses Minerals zu untersuchen, das übrigens von unzählbaren Küssen der Gläubigen ganz befleckt ist.

Vom Kultus selbst macht Burckhardt eine noch traurigere Beschreibung. Einige Ceremonien sind allerdings sehr geeignet, zur Andacht zu stimmen und die Phantasie der Pilger zu ergreifen; einige sind nur sonderbar, einige komisch. Mehrere stammen erwiesen aus den heidnischen Zeiten vor Muhamed, da die Moschee in Mekka sich nur aus den Trümmern eines berühmten heidnischen Tempels erhob. Unter anderm kommt ein religiöser Tanz oder vielmehr Lauf vor, der sehr viel Aehnlichkeit mit einem Tanz hat, der jährlich bei Trier von vielen tausend Wallfahrern ausgeführt wird. Alle diese Ceremonien aber werden durch zwei Umstände entweiht, welche den gänzlichen Verfall des Islamismus beurkunden, nämlich durch die Habsucht der Tempeldiener und durch die zügellose Frechheit der Religionsspötter, welches meistens die Tempeldiener selbst sind. Die Eunuchen, welches die eigentlichen Priester sind, die vielen hundert aggregirten Aufwärter, und endlich die ganze Bevölkerung der Stadt Mekka wetteiferten, die Pilger zu betrügen und ihnen unter jedem Titel ihr Geld abzufordern. Der Arme muß ohne Gnade mitten in der wohlhabenden Stadt umkommen, wenn ihn die Reise zu sehr abgemattet hat, um sich durch Tagelohn sein Brod zu verdienen. An wohlthätige Anstalten ist nicht zu denken. Das Innere der Moschee selbst wimmelt von Kranken und Sterbenden, deren Leichen täglich hinausgeschafft werden. Die großen Geldsummen, die von den muhamedanischen Fürsten jährlich nach Mekka gesendet werden und die reichen Geschenke der vielen tausend Pilger, die selbst nach Mekka kommen, werden an die Dienerschaft des Tempels vertheilt, aber nie wird davon ein Krankenhaus angelegt oder werden davon Almosen gespendet, wie es bei den christlichen Klöstern immer der Fall war. — Zugleich äußert sich der Unglaube und Religionsspott im ganzen Morgenlande nirgends so frei, als gerade hier am heiligsten Orte. Täglich wird im innersten Raum der Kaaba selbst die gröbste Unzucht begangen. Einmal fand man alle ihre innern Wände und selbst den schwarzen Stein mit Koth bedeckt. Ueberall aber sah Burckhardt, wie die Einwohner

von Mekka über die Andacht der aus fernen Gegenden herströmenden Pilger spotteten, dicht neben den inbrünstig Betenden lachten, Handel trieben ꝛc. Ueberhaupt fand er, daß sich durchaus Niemand um den Glauben des Andern bekümmerte. Doch gilt dies nur von Mekka und von Medina. Je weiter von den heiligen Orten entfernt, um so strenger fand Burckhardt die Beobachtung der religiösen Vorschriften und des Anstandes. Rom zeigt im Grunde eine ähnliche Erscheinung, obwohl bei weitem nicht so grell. — Daß in Mekka mehr als in irgend einem andern muhamedanischen Ort die vom Koran verbotnen starken Getränke im Schwange gehen, darf sonach nicht mehr Wunder nehmen. Trotz ihrer Lüderlichkeit schildert uns aber Burckhardt die Einwohner Mekkas als die liebenswürdigsten im ganzen muhamedanischen Orient.

Als er sich von Mekka nach Medina begab, fand er Gelegenheit, alle die Gefahren kennen zu lernen, denen die Pilger, besonders die Armen, unterwegs ausgesetzt sind. Er reiste mit einer kleinen Karavane, die größtentheils aus Malayen bestand. Diese Leute zeigten sich als Inder eben so zurückhaltend als verständig. Indeß ließen sie sich in dieser Entfernung von ihrer Heimath offen über die Engländer in Indien aus. Sie schmähten heftig auf ihre Sitten, namentlich auf das Weintrinken und auf den freien Umgang beider Geschlechter, aber sie verfehlten nie hinzuzusetzen: „doch ihre Regierung ist gut.“ Diese Malayen übertrafen indeß an Mitleidslosigkeit alles, was dem Reisenden in der Art im Morgenlande vorgekommen war. Einer ihrer Gefährten nämlich war von Beduinen, die überall als Räuber die Karavanen umlagern, gefangen worden. In der Angst hatte der arme Malaye, der selbst kein Geld hatte, versprochen, seine Landsleute würden ihn auslösen, wenn sie ihn zur Karavane zurückbrächten. Jene thaten es aber nicht, sie verläugneten ihn, als ob sie ihn gar nicht kennten, und der Unglückliche wäre von den Beduinen in die Sklaverei geschleppt oder ermordet worden, wenn Burckhardt nicht die Malayen, einen nach dem andern beim Kragen genommen und mit Gewalt zur Zahlung des Lösegeldes gezwungen hätte, wobei ihn natürlich die Autorität unterstützen mußte, die er sich als vermeinter Freund des Pascha zu verschaffen wußte. — Unzähliche Mordthaten und Räubereien beweisen, wie wenig die Pilger vor ihren eignen Glaubensgenossen sicher sind. Aber auch die türkischen Beamten selbst schonen die frommen Reisenden nicht. Burckhardt erzählt, daß ein gewisser Hassan Aga eine reiche Wittwe, die mit ihrer Tochter nach Mekka wallfahrtete, unterwegs festhielt, zur Ehe zwang, um sie zu beerben, sie dann ermordete und überdieß der Tochter Gewalt that. Das sind im Orient alltägliche Begebenheiten.

Auf dem Wege von Mekka nach Medina bemerkte der Reisende einen Berg, Namens Afra, von dem folgende, die Phantasterei des Islam charakterisirende Sage geht. Muhamed bat diesen Berg auf seiner Flucht um Wasser, da aber der Berg keine Quelle hatte, so verfluchte ihn der Prophet, und er soll am jüngsten Tage in die Hölle versezt werden.

Medina fand Burckhardt von den Wechabiten eben so beraubt, als Mekka. Der Tempel enthielt jedoch noch die Gräber Muhameds, Abubecke's und Omars. Die Fabel, daß Muhameds Sarg zwischen zwei Magneten frei in der Luft hänge, ist so sehr eine europäische Erfindung, daß Burckhardt überall im Morgenlande keine Spur davon auffand. Die Moschee zu Medina wird ungefähr eben so bedient als die zu Mekka, doch sind die Wallfahrten dahin minder zahlreich. Burckhardt wurde in dieser Stadt von einem heftigen Fieber befallen, das ihn Monate darin fesselte. Noch krank begab er sich nach Yembo, um von da nach Cairo zurückzukehren, da ihm sein Zustand nicht erlaubte, die Reise weiter fortzusetzen. In Yembo fand er die Pest, woran aber Niemand glauben wollte. Die Einwohner ließen ihn hart an, daß er von der Pest spreche, da das heilige Land von Gott ausdrücklich das Privilegium erhalten habe, von der Pest frei zu bleiben. Allein sie überzeugten sich bald, daß er Recht habe, und flohen nun in panischem Schrecken aus der Stadt. Er selbst schiffte auf einem mit Pestkranken angefüllten kleinen Fahrzeug über das rothe Meer, und er glaubt, daß nur das Fieber, an dem er litt, ihn vor der Ansteckung bewahrt habe. Er bemerkte, daß auch alle die Personen nicht angesteckt wurden, welche die Seekrankheit bekamen, so daß es scheint, das beste Mittel gegen die Pest sey die Erzeugung einer andern Krankheit.

Von besonderem politischen Interesse ist, was Burckhardt über den Nationalhaß der Araber gegen die Türken sagt. Die erstern halten sich für bei weitem edler, wie sie denn auch wirklich feiner, gewandter und geistreicher sind. Ihre Sitten sind wie die lustiger Südländer von denen strenger Nordländer verschieden. Eben so verschieden ist ihre Sprache. Die Türken sind bei den Arabern so verachtet, daß man selbst den Sultan vermöge eines Wortspiels nur den Verräther nennt; er führt nämlich unter seinen vielen Titeln auch den eines Khans, und Khan heißt im Arabischen: er verräth. Die Türken, die sich in Aegypten, Syrien und Griechenland so äußerst brutal betragen, hüten sich sehr, in Arabien dasselbe zu thun, denn sie sind gewiß, den Schlag, den sie einem Araber geben, doppelt zurückzubekommen; daher auch Mehemet Ali die strengste Mannszucht halten läßt. Burckhardt sagt, die Herrschaft der Türken in Arabien müsse aufhören, sobald Aegypten von weniger starken Händen regiert würde, als die des Mehemet Ali, und dann würden die Araber bin-

tige Rache nehmen, „die Herrschaft der Osmanlis wird in Hedjaz wahrscheinlich mit vielem Blutvergießen enden."

Wie überhaupt der Muhamedanismus jezt hohl auf der Rinde steht, geht aus allen Berichten hervor, die uns Burckhart mitgetheilt hat. Der doppelte Einfluß des Islam und der Despotie hat fast alle Tugenden ausgerottet, und nur eine schmutzige Habsucht übrig gelassen. Diese Habsucht ist es, die im Orient in noch weit höherm Grade als im Occident, das Privatleben vergiftet. Geld ist der einzige Hebel, der den Morgenländer noch in Bewegung sezt. Künste und Wissenschaften sind im tiefsten Verfall. Sie haben für nichts Sinn mehr, als für den Erwerb des Geldes durch jedes, auch das schändlichste Mittel, und da sie überdies gezwungen sind, ihren Reichthum zu verstecken, um selbst nicht beraubt zu werden, so kommt zu der lauernden Raubsucht noch die feige Furcht und Heuchelei, die vollends die Menschen verdirbt. „Reisende, welche eilfertig, ohne Kenntniß der Sprache, den Orient durchziehen, und selten mit andern, als solchen Personen umgehen, in deren Interesse es liegt, ihren wahren Charakter zu verstellen, werden beständig durch das würdevolle Betragen der Türken, ihre patriarchalischen Sitten und feyerlichen Reden betrogen — und obgleich sie einen Franzosen, der, nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten in England, und der englischen Sprache unkundig, eine hinlängliche Kenntniß des brittischen Charakters und der Verfassung zu haben behauptete, lächerlich finden würden; so bedenken sie doch nicht, daß es für einen Franzosen viel leichter ist, über eine benachbarte europäische Nation zu urtheilen, als einem Europäer über orientalische Nationen, deren Sitten, Ideen und Kenntnisse so verschieden von unsern eigenen sind. Was mich betrifft, so berechtigt mich ein langer Aufenthalt unter den Türken, Syriern und Aegyptern zu der Behauptung, daß sie ohne Tugend, Ehre und Gerechtigkeit sind, daß sie wenig wahre Frömmigkeit und noch viel weniger Nächstenliebe oder Barmherzigkeit haben, und daß Ehrlichkeit nur unter ihren Armen oder Idioten gefunden wird."

2) Reisen in Europa und im Morgenlande von J. Berggren. Aus dem Schwedischen übersezt von Dr. Ungewitter. Erster Theil, mit einem Kupfer und einer Charte. Leipzig und Darmstadt, Leske.

Der Verf. kam 1819, also kurz vor dem Ausbruch der griechischen Revolution nach Konstantinopel und schildert diese Stadt sehr ausführlich. Der Hofstaat und das Heerwesen hat zwar seitdem ein andres Ansehn gewonnen, aber der Vergleich ist um so anziehender. Außer dem beschreibt der Verf. mit besonderm Fleiß die Lokalitäten, die alten und neuen Bauwerke, Tempel ꝛc. Er geht dabei auf die ältere byzantinische Geschichte zurück und kontrastirt die Pracht des alten Konstantinopel mit der Armuth des heutigen Istambul. Auch das Volksleben schildert der Verf. mit charakteristischen Zügen. „An einem Junitabende saß ich bei einem Kaffeehause auf einer Anhöhe am Bosporus, von wo ich die Herrlichkeit und den Glanz, die Unordnung und den Wirrwarr, den Himmel und Erde hier darbieten, übersah. Ich richtete mein Augenmerk hauptsächlich auf den Menschen, der mir höchst sonderbar und als völliges Gegenstück des Europäers vorkam. Ich schwizte in den leichtesten Kleidern, und ein barfüßiger Türke ging mit einem Pelze und doppelten Shawls um den rasirten Kopf bei mir vorüber. Am Strande saßen die verschleierten Schönheiten des Harems als zusammengeschrumpfte Mönchein, und bliesen den Tabacksrauch über den Bosporus, wo der eifersüchtige Mann sich in dem kleinen, pfeilscharfen Boote, worin er mit untergeschlagenen Beinen zu den Füßen seines Eunuchen saß, auf den Wellen schaukeln ließ. Alsbald kommt ein kleiner Esel mit einem Couriere herangetrabt, und sezt sich beim Pfeifen des Reiters in Galopp — und hinterher knarret mit lautem Getöne auf dem holperigen Wege ein vierrädriger Wagen (Aroba), der von weißen Ochsen mit vergoldeten Hörnern und rothgemaltem Flecke an der Stirn gezogen, und von schwarzen Verschnittenen, als Leibwache für die weißen, blendenden Circassierinnen, die hinter den blauen Umhangen eingepackt lagen, eskortirt wurde. Dort sehe ich im Winkel des Kaffeehauses einen mit untergeschlagenen Beinen sitzenden Kopisten, aus der kaiserlichen Kanzlei, mit dem pistolenartigen Tintenfasse, wie er mit einer dicken Holzfeder von der Rechten zur Linken, wobei die eine Zeile schiefer wird wie die andere, ein kalligraphisches Diplom ausfertigt — und um ihn her geht in bloßen Strümpfen ein berauschter Opium-Esser mit schallendem Gelächter, welches durch tiefe Seufzer unterbrochen wird. Bald darauf kommt eine Leichenprozession, wobei der Leichnam ohne Sarg, mit dem Kopfe nach vorn, und im Galopp getragen wird, so daß Mustapha, der nahe daran ist, sein Fischbeinhorn zu verlieren, emsig mit unserem Zeichen des Winkens Winke erhält — und hinterher hüpft ein unkluger, nackter Derwisch, der als ein Weiser verehrt wird. Hier läßt sich ein Brautpaar blicken, wovon der Bräutigam noch nicht die Braut gesehen hat, und in dem Gefolge befinden sich Dutzende von Weibern, die auf Stelzen einhergehen. Ich fordere eine Tasse Kaffee, und man reicht mir einen Fingerhutvoll bloßen klaren — Satzes und eine Pfeife, die etwas verlängert, man an der andern Seite des Bosporus ausklopfen könnte."

Von Konstantinopel wandte sich Berggren in den folgenden Jahren nach Syrien, und auch von diesem Lande gibt er eine sehr anziehende Beschreibung. Besonders genau charakterisirt er die verschiedenen Völkerstämme, die sich hier berühren und durchkreuzen, die Türken, Griechen, Franken, andre christliche Sekten, die Turkomanen, Kurden, Drusen und die arabischen Stämme. Hieran knüpft er eine kurze Geschichte der Wechabiten. — Besondre Aufmerksamkeit verdient, was er von den oft von ihm angezogenen inhaltreichen Manuscripten sagt, welche Prof. Enemann, ein Schwede, der lange in der Türkei gelebt, hinterlassen hat. Sie sind in der Bibliothek der königl. Akademie der Wissenschaften aufbewahrt, und es wäre wohl dankenswerth, wenn irgend einer seiner gelehrten Landsleute sie herausgäbe.

(Die Fortsezung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 80. — 6. August 1830.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

3) Clappertons zweite Reise in das Innere von Afrika, nebst dem Tagebuche seines Bedienten Richard Landers. Aus dem Englischen. Jena, Bran, 1829.

Clappertons erste Reise in Gesellschaft mit Denham ist bekannt, und wir haben ihrer auch in unserm Blatt ausführlich gedacht. Auf dieser ersten Reise knüpfte Clapperton mit Bello, dem Sultan der Fellatans, eine freundschaftliche Verbindung an, und die englische Regierung sandte ihn von neuem nach Afrika, um diese Verbindung noch fester zu knüpfen und dem brittischen Handel einen Weg in die innern Negerländer zu öffnen. Er ging diesmal nicht von den Raubstaaten aus über den Atlas und die Wüste Sahara, wie das erstemal, sondern von Benin aus an der westlichen Küste Afrikas. Bello hatte ihm versprochen, ihm Boten dahin entgegenzuschicken, allein als Clapperton am 26. November 1825 im Benin ankam, fanden sich keine Boten vor, und Clapperton erkannte später, daß er von Bello absichtlich betrogen worden sey. Er ließ sich indeß nicht abhalten, allein mit seinen Gefährten nach Succatu, der Residenz Bellos vorzudringen. Die Reise war äußerst beschwerlich und seine Begleiter Capitain Pearce und Dr. Morrison erlagen bald dem verderblichen Klima. Es blieb ihm Niemand als sein englischer Bedienter Richard und einige höchst unzuverlässige muhamedanische Bediente.

Die kleinen Negerfürsten und Statthalter, durch deren Gebiet er kam, benahmen sich fast alle gleich gegen ihn, nämlich sehr höflich, aber mißtrauisch. Sie thaten ihm persönlich nichts zu leide, aber sie betrogen ihn oft beim Kauf. Die Schilderungen ihrer Sitten sind wieder wie früher sehr originell. Besonders komisch ist die Beschreibung einer reichen Wittwe, die sich in Clapperton verliebt hatte, ihn zum Gemahl haben wollte und ihn zuletzt mit bewaffneter Macht verfolgte. Ein andermal mußte der Reisende einem Schauspiel zusehn, in welchem der „weiße Teufel" dargestellt wurde. Ein weißgefärbter Neger machte darin die Manieren eines verzärtelten Europäers mit viel burleskem Talente nach. Einen Negerfürsten fand Clapperton unterwegs, an dessen Seite, während er selbst auf einem Roß galoppirte, sechs völlig gewandlose junge Negermädchen mit leichten Lanzen in den Händen mit dem Roß Schritt haltend zu Fuß pfeilschnell dahinflogen. Die meisten Negerfürsten hatten jeder mehrere hundert Weiber, die allemal in das größte Gelächter ausbrachen, wenn Clapperton ihnen erzählte, daß in Europa ein Mann nur eine Frau habe. Von einem Neger-

stamme wird erzählt, daß er Menschenfleisch esse. Wenn daselbst Jemand nur die geringste Krankheit, z. B. Kopfweh bekommt, so beeilen sich seine Verwandten ihn sogleich todt zu schlagen, damit er nicht noch kränker und sein Fleisch ungenießbar wird. Auch wohnte Clapperton in Gesellschaft des Sultans Bello einer Belagerung bei, die bei weitem mehr Komisches als Schreckliches hatte, da die Kriegskunst bei den Negern noch in tiefster Kindheit ist.

Als der Reisende bei Bello in Succatu anlangte, fand er sich in seinen großen Hoffnungen schmählich getäuscht. Bello, der Sohn und Nachfolger Dansodios, eines Propheten und Eroberers, der die neue Dynastie der Fellatans gestiftet, befand sich mit den meisten Fürsten der umliegenden Negerländer im Krieg, und wollte nicht, daß dieselben durch die Engländer den geringsten Vorschub erhielten. Als er daher erfuhr, daß Clapperton einen Brief des englischen Ministeriums und ansehnliche Geschenke an den Scheik von Boenon zu überbringen habe, mit dem er gerade damals Krieg führte, so legte er sogleich Beschlag darauf, und da Clapperton mit Lebensgefahr gegen den Raub protestirte, so that man ihm zwar persönlich nichts zu leide, aber er fiel bei Bello gänzlich in Ungnade. Nun verließ ihn jeder, selbst sein Diener Ali, ein Araber, den er aus der Sklaverei befreit hatte. Nur sein englischer Bedienter Richard hielt treu bei ihm aus, aber beide waren krank und dem Tode nahe, da die ungeheure Hitze des Klimas auch der gesundesten europäischen Konstitution unerträglich ist. Man denke sich nun die schauderhafte Lage Clappertons. Ueber hundert Tagereisen weit von der Küste getrennt, todtkrank und mitten unter Feinden. Richard muthmaßte aus verschiedenen Symptomen der Krankheit, daß sein Herr vergiftet worden sey. Unverkennbar war es wenigstens die Absicht der Neger, sich der englischen Reisenden zu entledigen, welche ihnen die Araber aus Handelsneid als Spione bezeichneten, die das Land nur auskundschafteten, und denen bald englische Truppen nachfolgen würden, um das Land zu erobern, wie Ostindien. Dies war die Stimmung gegen Clapperton, während er auf dem Tode lag, den das Klima beschleunigte. Die Hitze, auch an den schattigsten Stellen beständig über 100 Grad Fahrenheit, zehrte ihn völlig aus. Er vermochte kein Glied zu regen, während Richard mühsam von seinem eignen Krankenlager sich aufraffte, ihm einige Linderung zu verschaffen. Er fiel in Phantasien. Laut fluchte er den Arabern, denen er die Schuld seines Unglücks beimaß. Dann schien ihn ein fürchterliches Heimweh zu ergreifen. Er redete in der letzten Zeit nur von England und den Seinen. Kurz vor seinem Tode glaubte er eine englische Sterbeglocke zu hören. Als er sein Ende herannahen fühlte, umfaßte er Richard, sah ihm lange ins Auge, dankte ihm für seine Treue und fühlte sich glücklich, wenigstens in den Armen eines Menschen zu sterben, der ihn geliebt habe. Am 13. April 1826 starb Clapperton in Succatu. Richard aber hatte das Glück, sich von seiner schweren Krankheit etwas zu erholen. Er war nun klug genug, dem Sultan vorzustellen, daß, wenn er ihn nicht nach England zurückkehren ließe, die Engländer glauben würden, Clapperton sey in seinem Staate ermordet worden, was ihm eine schwere Ahnung zuziehn könne. Bello fand es auch politischer, den Bedienten heimkehren zu lassen, aber dieser, der nicht so viel Autorität und Mittel hatte, als früher sein Herr, mußte von der Insolenz seiner Mitbedienten und der Neger noch unsäglich viel ausstehn, ehe er an die Küste zurückkam. Mit einer Karawane reisend und noch vom Fieber gequält erlag er der Ermüdung und dem Durst, und bat einen der muhamedanischen Bedienten, ihm einen Trunk zu holen. Dieser ging mit den andern weg, ohne wiederzukommen. Die Neger giengen vorüber, ohne sich um sein Flehen zu bekümmern. Sie höhneten ihn nur aus: Es ist ein Ungläubiger, laßt ihn sterben! Zuletzt kam zufällig ein Fellatah, der eine schöne Doppelflinte trug. Dieser sagte: nein, die Christen sind gute Leute, ich habe diese Flinte von ihnen gekauft und sie kennen gelernt. Seiner Menschlichkeit verdankte Richard einen Trunk und das Leben. — Es verdient Beachtung, daß auch diese Reisenden, wie Burckhardt und alle andern, die mit Muhamedanern zu thun gehabt, die Gemeinheit und bodenlose Schlechtigkeit derselben anklagen.

Ueber den tragischen Tod Mungo Parks enthält die vorliegende Reisebeschreibung sehr bestimmte Nachrichten. Clapperton war an Ort und Stelle, wo der Mord geschah, und auch Richard zog noch später interessante Nachrichten darüber ein. Mungo Park hatte sich auf seiner letzten Reise mit seinen Gefährten auf ein Boot gesetzt und war den Niger hinabgefahren. Damals aber führte gerade Bellos Vater, Dansodio, mit dem Sultan von Boussa Krieg. Als dessen Leute nun auf dem Fluß einen Kahn mit weißen Männern erblickten, glaubten sie, es seyen Hülfstruppen der Fellatahs, die vorangeschickt wären und schossen sogleich vom Ufer ihre Pfeile gegen den Kahn ab. Die Neger erzählen selbst: „einer der weißen Männer sey ein großer Mann mit langen Haaren gewesen, und sie hätten drei Tage gefochten, ehe sie alle todt gewesen wären.“ Der Kahn wurde nachher beraubt und es gelang Clapperton nicht, etwas von Mungo Parks Nachlaß zurück zu erhalten, da die Neger ihm darüber nur unbestimmte Nachrichten und ausweichende Antworten gaben. Richard erfuhr aber noch auf seiner Rückreise einen Umstand, der gewiß von Wichtigkeit ist. Unmittelbar nach Mungo Parks Ermordung nämlich wurde Boussa von einer Pest heimgesucht, die den König und den größten Theil des Volks, namentlich auch jene Mörder weg-

raffte. Diese Pest betrachtete man als eine Rache des Himmels und es wurde sogar zum Sprichwort: „thut keinem Christen etwas zu leide, sonst sterbt ihr, wie die Leute in Boussa.“ Hieraus erklärt sich, warum die Neger, trotz ihrer entschiednen Abneigung gegen unsre Reisenden, es nicht wagten, sie umzubringen. Nur heimlich wurde dergleichen versucht. So erfuhr Clapperton, daß ein Negerfürst, der sich besonders freundlich gegen ihn betragen, hinterrücks einem andern geschrieben hatte, er möchte ihn umbringen lassen. Jeder wünschte den Mord, aber keiner wollte die Verantwortung auf sich laden. So entkam auch Richard auf der Rückreise einer drohenden Gefahr. Einige Portugiesen hatten ihn, aus gleicher Handelseifersucht wie die Araber, für einen Spion ausgegeben und die Neger aufgefordert, ihn todtzuschlagen. Sie wagten es aber nicht, sondern wollten erst durch ein Gottesurtheil die Wahrheit erkunden. Richard mußte „einen Fetisch trinken,“ d. h. einen Giftbecher. Wenn ihn das Gift tödtete, so sollte er für schuldig, wo nicht, für unschuldig gehalten werden. Es blieb ihm keine Wahl, als in Gottes Namen zu trinken. Er war aber besonnen genug, gleich darauf ein starkes Brechmittel zu nehmen. So kam er davon, und erlangte nun bei den Negern volles Vertrauen.

4) Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien vorzüglich in geographisch-statistischer Hinsicht, von Dr. Eduard Rüppel. Mit acht Kupfern und vier Charten. Frankfurt a. M., Wilmans 1829.

Herr Dr. Rüppel gehört zu den Männern, die, durch Verhältnisse auf eine ganz andre Bahn gewiesen, doch, alle Hindernisse beseitigend, den Weg einschlagen, auf den ihr wahrer Beruf sie führt. Unzeitig seinen Studien entrissen, mußte er sich sechs Jahre lang dem Handelsstande widmen, zu dem er keine Neigung hatte. Erst nachdem er mündig geworden und zum Besitz seines Vermögens gelangt war, gab er die ungern betretene Laufbahn wieder auf und der Trieb zu reisen führte ihn im Jahr 1817 zum ersten Male nach Aegypten. Hier lernte er die Liberalität des Vicekönigs gegen Fremde kennen und hielt die Zeit für sehr gelegen, neue wissenschaftliche Untersuchungen in den Nilländern anzustellen. Allein noch fehlten ihm die nöthigen Vorkenntnisse. Auf seinem Rückwege im Jahr 1818 machte er zu Genua die Bekanntschaft des Herrn Baron von Zach, der ihn bei der wissenschaftlichen Vorbereitung zu seinen größern Reisen aufs thätigste unterstützte. Herr Dr. Rüppel studirte zu Pavia und brachte einige Jahre mit Voranstalten zu. Unterdeß trat er mit der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft in seiner Vaterstadt Frankfurt in Unterhandlung, der er die Ausbeute seiner Reisen patriotisch widmete, und die Herrn Hey, einen jungen Wundarzt, als Reisegefährten und Gehülfen zu seinen Diensten stellte. Hierauf nun begab sich Herr Dr. Rüppel auf seine Reise, und wandte, wie er selbst sagt, einen Theil seines Vermögens und seiner Zeit dazu an, das Museum seiner Vaterstadt auszuschmücken.

Er kam 1822 zum zweiten Mal in Aegypten an, und skizzirt seine fernern Reisen also: „Im Frühling beschäftigte mich eine Excursion durch das peträische Arabien über Suez nach Nepheie, Akaba, Moele und Nasb; dann im Sommer eine Ausflucht nach dem Fajoum, und später nach Damiette. Im November in Oberägypten abgereist, erhielt ich in Theben die Nachricht von dem Morde des Ismail Pascha in Schendi; während ich Berichte über die Ausdehnung der durch dieses Ereigniß hervorgebrachten Empörung abwartete, machte ich im December einen Abstecher nach Corseir. Bei Fortsetzung der Reise nach Süden zu, ganz zufällig den Rebellen des Schlosses Sat entkommen, mußten wir den größten Theil des Frühlings 1823, wegen der verschiedenen partiellen Empörungen in Nubien, im türkischen Lager von Neu-Dangola verweilen, bis ich endlich gegen Ende April die Erlaubniß zur Fortsetzung meiner Reise erhielt und sie zur Besichtigung der Ruinen von Napata bei Barkal benuzte. Herr Hey machte damals seine erste Jagderexcursion in den Wüstensteppen von Ambucol. Er blieb in Dangola, während mich die Beförderung der naturhistorischen Sammlung nach Cairo führte. Mit Ende Oktober nach Neu-Dangola zurückgekehrt, reiste ich vereint mit Herr Hey über Ambucol in das türkische Lager bei Schendi. Ich mußte daselbst die Ankunft des Oberbefehlshabers Mehemed Bey abwarten, der sich auf einem Streifzuge an der abyssinischen Grenze befand; um inzwischen nicht ganz müssig zu seyn, schickte ich Herr Hey mit Anfang 1824 auf einer Barke dem weißen Strome (Bahher Abbiad) aufwärts. Ich blieb mehrere Monate im türkischen Lager bei Gurkad gleichsam blokirt. Im April wieder in die Provinz Dangola zurückgekehrt, ging Herr Hey auf die zweite Jagderkursion in die Wüstensteppen von Ambucol. Unterdessen entstand die blutige Empörung der Bauern und regulirten Truppen in Oberägypten und dem angrenzenden Nubien, wo, bei ich durch Plünderung alle Instrumente, Papiere und Effekten verlor, die ich in einem Magazin in Esne zurückgelassen hatte. — Ende September 1824 von Cairo wieder nach Nubien zurückgekehrt, fand ich Herr Hey's Gesundheit sehr erschüttert und die direkte Verbindung mit Kordofan unterbrochen. Dieses leztere veranlaßte meine Hippopotamusjagdparthie in der Provinz Sukot,

mit deren reicher Ausbeute ich Hr. Hey Ende des Jahres nach Aegypten schickte, während ich endlich gleichzeitig allein nach Kordofan abging. Zwar erreichte ich glücklich in der Mitte des folgenden Jannars dessen Hauptstadt Obeid, aber ich erkrankte daselbst. Dennoch war mein kurzer Aufenthalt in diesem Lande an naturhistorischer Ausbeute sehr reich; die politische Ruhe war während der ganzen Zeit ungestört, doch durfte man ihrer Dauer nicht vertrauen. Vielleicht wird man mich noch tadeln, so eilig das ununtersuchte Kordofan verlassen zu haben. Man darf nicht vergessen, daß ich ganz allein, kaum convalescent und im Angesichte der ungesunden Regenzeit mich befand. Ich eilte in befreundete Gegenden zurück, und schon mit Ende März 1825 begrüßte ich in Neu-Dangola meinen schätzbaren Freund Abdin Beg. Bei ihm ließ die in Kordofan gemachten Sammlungen, um noch eine lange Jagdexkursion in die reichhaltigen Wüstensteppen von Ambucol zu machen, auf welcher mich das Glück so sehr begünstigte, daß alle meine Erwartungen übertreffen wurden. Im Monat Juli zu Cairo angelangt, weilte ich daselbst mehrere Monate zur Herstellung meiner Gesundheit. Ich schickte indessen Herr Hey nach Oberägypten ab, um dort die naturhistorischen Sammlungen zu betreiben. — Während der ersten Hälfte des folgenden Jahres (1826) beschäftigten wir uns an den Küsten der beiden Meerbusen von Suez und Akaba. Wegen Landexkursionen verließ ich zweimal die naturhistorischen Sammler; die eine dieser Landexkursionen führte mich von Tor über Ras Mehamet, Scherum und Minna el Dabbab nach dem Sinai; die andere ging von Mohila nach Beden und Magna. Mein Gesundheitszustand auf der Seereise von Suez nach Djetta im Monat Oktober und der Aufenthalt in Djetta selbst gaben mir aber unverkennbare Spuren, wie wenig ich mehr für Strapatzen geeignet war. Durch das Beispiel der preußischen Reisenden (Ehrenberg und Hemprich) gewarnt, wollte ich nicht durch unbestimmte Seefahrt unsre Kräfte noch mehr erschöpfen, sondern eilte direkt an die abyssinische Küste nach Massana. Vier Monate verweilten wir hier und in der benachbarten Gebirgskette; aber wegen des Gesundheitszustandes meiner Gesellschaft und meiner selbst gab ich alle ferneren Reisepläne in diesen interessanten Ländern auf, deren gründliche Untersuchung gewiß die größte Aufmerksamkeit verdient. Meine Rückreise im Monat März 1827 ging ohne weitern Aufenthalt über Djetta nach Corieir und Cairo, und später über Alexandrien nach Europa."

Die naturgeschichtlichen Beobachtungen sind aus diesem Reisebericht ausgeschlossen. Hier beschäftigt sich der Verfasser vorzugsweise mit geographischen und topographischen Bestimmungen, mit dem physischen, sittlichen und politischen Zustande der Einwohner und mit den alten Denkmälern. Doch verfehlt er nicht, interessante Naturphänome zu beschreiben, die ihm auf seinen Reisen aufgestoßen. Jedoch seine reichen Thiersammlungen beschreibt er an diesem Orte nicht.

Zuerst gibt er eine sehr interessante Schilderung der Provinz Dangola im Süden von Aegypten. Der Reisende war in einer für dieses Land geschichtlich bedeutenden Epoche dort, und dies gewährt uns eine nähere Einsicht in die politischen Verhältnisse Aegyptens zu dessen südlichen Nachbarn. Die in Dangola wohnenden Barabra, Nachkommen der alten Aegypter, wurden völlig aristokratisch von sogenannten Melicks (Besitzer von kleinen festen Schlössern) beherrscht, welche leztere von der ehemaligen bosnischen Besatzung des Schlosses Ibrim abstammen. Die kriegerischen Schakie-Araber aber unterwarfen sich diese Melicks, sezten sie ein und ab und plünderten das Land regelmäßig aus. Als nun die Mameluken, aus Aegypten vertrieben, sich nach Dangola zurückzogen, wurden sie von den Barabra und ihren Melicks gut aufgenommen, weil man von ihnen die Verjagung der Schakies hoffte. Die Mameluken trieben wirklich diese Araber zu Paaren, bemächtigten sich aber nun selbst der Herrschaft. Doch auch ihr Regiment dauerte nicht lange. Der Reformator Aegyptens, Mehemet Ali Pascha, schickte im Jahr 1820 ein türkisches Heer unter seinem Sohne Ismail Pascha in den Süden, theils um den Rest der Mameluken vollends aufzureiben, theils um bei dieser Gelegenheit eine Anzahl seiner eignen unruhigen Truppen los zu werden, theils um aus den benachbarten Negerländern Sklaven herbeizuschleppen. Ismail schlug die Mameluken in der Schlacht bei Korti und eroberte Dangola, so wie die Provinzen Schendi und Kordofan noch tiefer im Süden. Die Provinz Kordofan war dem Pascha von Aegypten besonders wichtig, weil hier die Araber- und Barabrastämme an die Stämme der Nuba-Neger grenzen, aus denen Aegypten hauptsächlich seine Sklaven rekrutirt. Der Einfall der Türken war nicht darauf berechnet, diese Länder, von denen wenigstens die Gegenden, die unmittelbar am Nil liegen, der blühendsten Kultur fähig sind, vortheilhaft zu organisiren; vielmehr zerstörten die rohen Türken noch die wenige Kultur, die sie vorfanden. Sie plünderten, sengten, brennten und mordeten, wohin sie kamen. Die Wasserräder, durch welche die Aecker überschwemmt werden, das wichtigste Kulturmittel des Landes, wurden von ihnen muthwillig verbrannt. Ismail selbst benahm sich so brutal, daß die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner zur Nothwehr griffen und ihn umbrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 81. — 9. August 1830.

Länder- und Völkerkunde.

4) Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien vorzüglich in geographisch-statistischer Hinsicht, von Dr. Eduard Rüppel.

(Fortsetzung.)

Ueber diesen interessanten Vorfall gibt der Verfasser folgenden Bericht. „Gegen Ende Oktober 1822 auf seinem Rückweg von Sennaar nach Cairo begriffen, langte Ismail in Schendi in einer Barke, von wenigen Mameluken begleitet, an. Melick Nemir, den wir aus Burckhardts Reisen kennen, empfieng ihn als seinen Herrn und Landesgebieter, als ihm Ismail die unerwartete Erklärung machte, daß er binnen zwei Tagen eine Abgabe von tausend Stück Sklaven entrichten solle. Auf Nemirs Bemerkung, daß so etwas ganz unmöglich sey, stieß der Pascha ihn mit Mißhandlungen weg, mit dem Schwur ihn lebendig spießen zu lassen, wenn dem Verlangten nicht pünktlich entsprochen würde. Hier war wenig Zeit zum Besinnen. Nemir ersuchte den Pascha, eine Wohnung in der Stadt zu beziehen, die mehr zur Befriedigung seiner Wünsche und Liebhabereien geeignet sey, als seine Barke. Unter dem Vorwand, Futter für die dem Pascha geschenkten Pferde zu bereiten, ließ er ein großes Quantum trockenes Durra-Stroh um diese Wohnung aufhäufen. Gegen Abend entspann sich der Volksauflauf; man rieth dem halbberauschten Pascha, auf seinen Rückzug zu denken, doch man versicherte, daß er hochmüthig antwortete: „Ich bin Sohn des Mehemet Ali, wer wagt mir ein Haar zu krümmen!" Unterdessen ließ Nemir die Strohhaufen in Brand setzen, man verhinderte mit Gewalt den eingeschloßnen Türken die Flucht; Rauch und Flamme vernichteten den Pascha und seine ganze Begleitung. Die Empörung des ganzen Landes gegen das Joch der Türken war die Folge. Mehemed Beg, Statthalter in Kordofan, eilte schleunigst herbei, den Mord seines Schwagers zu rächen. Sein Truppenkorps war schwach, aber es mangelte ihm nicht an Muth; Nemir begieng die Unbesonnenheit, seine undisciplinirten Massen, die keine Feuerwaffen hatten, in der Feldschlacht dem türkischen Militär entgegen zu stellen. Eine vollkommene Niederlage erfolgte, und der siegreiche Mehemed Beg verbrannte Schendi und vertilgte seine Bewohner; ein gleiches Schicksal hatte die gegenüberstehende Stadt Matemma."

Noch sind diese Länder im Besitz des Paschas von Aegypten, der sie durch seine Statthalter im unerträglichsten Druck hält. Alle Jahre unternehmen die Türken von Obeid, der Hauptstadt Kordofans aus, Raubzüge in das Gebiet der Nuba-Neger. Diese Neger wohnen, in unzählige Stämme gespalten, jeglicher Stamm auf einem

Berggipfel, nie in den Thälern. Sie sind selbst so verworfen, daß sie einander die Kinder stehlen, und Stamm gegen Stamm Raubzüge thun, um einander als Sklaven zu verkaufen. Unter diesen Umständen sind sie, obwohl zahlreich, gegen die Türken wehrlos und schützen sich auch vor ihnen nur durch die Flucht. Zu Tausenden werden sie jährlich nach Cairo geschleppt, aber mit so wenig Vorsicht und Schonung, daß sie größtentheils schon unterwegs durch Hunger, Strapazen und Mißhandlungen zu Grunde gehn. Zu all diesen Uebeln kommt noch, daß das bekannte Monopoliensystem Mehemet Alis den kleinen Handel, der in diesen Gegenden getrieben wurde, vollends ruinirt hat.

Der Verfasser schildert sehr umständlich die physische Bildung und Tracht, die Sitten, die Wohnart und die Beschäftigungen der Einwohner. Besonders sonderbar sind die Sitten der Barabra, die sich auf das weibliche Geschlecht beziehn. In Kordofan zeichnen sich die Araber durch Eisenhelme, Panzerhemde und eiserne Schienen nach Art der alten Ritter aus, und zwar gegenüber den nackten Negern. Alle diese Sittenschilderungen muß man beim Verfasser selbst nachlesen. Sehr interessant ist ferner die Beschreibung einer Krokodil- und einer Nilpferdjagd. Von einer äußerst sinnreichen Löwenjagd erhalten wir folgende Nachricht: „Man erzählte mir von einem Araber der einige Mal ganz allein einen Löwen erlegt hatte, und zwar nach seiner Aussage auf folgende Art: Mit einer Schleuder und einem Säckchen Steine versehen, suchte er zu Pferd das unter einem Baumschatten ruhende Thier auf; mit großer Geschicklichkeit schleuderte er aus der Ferne Steine nach dem Löwen, dann mit flüchtiger Behendigkeit seinem Grimm entweichend. Die Bodenhitze trieb immer wieder schnell den Löwen unter einen nahen Baumschatten, wo der Araber so lange seinen Angriff mit geschleuderten Steinen wiederholte, bis ein glücklicher Wurf auf den Kopf das Thier tödtete.

Der Verfasser hat viele neue Thierarten aufgefunden und nach Europa zurückgebracht. Ueberdies hörte er noch von andern merkwürdigen Thieren, die er nicht gesehn, unter anderm von einem Thier, das an das fabelhafte Einhorn erinnert. Eine seltsame Erscheinung ist ferner der Wadenwurm, der in jenen Gegenden ausschließlich in der menschlichen Wade sich einnistet. Merkwürdig ist auch folgender Fall: Der Verfasser fand in Kordofan Felsenlöcher, worin Regenwasser aufbewahrt wird. Dieses stehende Wasser geräth nach einiger Zeit in Fäulniß; im März fand es der Reisende durchgehends stark übelriechend und von schwärzlicher Farbe; im April klarirt es sich aber von selbst durch eigne Fermentation und soll dann von angenehmem Geschmack und unschädlich für die Gesundheit seyn.

Auch der Denkmäler altägyptischer Baukunst, Tempel und Gräber mit Hieroglyphen, die sich zum Theil bis tief in diese südlichen Gegenden erstrecken, gedenkt der Verfasser ausführlich. Er ist aber nicht der Meinung, daß die Baukunst erst von hier nach Aegypten gekommen sey, sondern umgekehrt. Er findet sie von secundärer Natur.

Sodann geht das Werk zum peträischen Arabien über, welches der Verfasser oft und in vielen Richtungen durchreist hat. Dieses Land, das Delta zwischen den beiden Meerbusen bildend, in welche das rothe Meer ausläuft, und die große Wüste, durch welche die Juden aus Aegypten zogen, so wie die heiligen Berge Horeb und Sinai enthaltend, ist 300 Quadratmeilen groß und hat doch nach der genauen Rechnung des Verfassers nur 7000 Einwohner, wandernde Beduinenstämme, ein Paar entartete fremde Stämme (hauptsächlich die Gebellie, Nachkommen der Leibeignen des Klosters St. Katharina und die Haterie, Nachkommen der Mograbiner von der Besatzung von Thor) und die griechischen Mönche zu St. Katharina. Die ägyptische Küste des Meerbusens von Suez ist gar nicht bewohnt. Auf der arabischen Seite fand Rüppel in der Nähe des Berges Sinai das herrliche Thal Wadi-Ein, gleich einem Paradiese mit der üppigsten Vegetation geschmückt, aber nur von Vögeln bewohnt. Mit den Menschen steht es hier erbärmlich. Die Mönche von St. Katharina, welche der Verfasser viermal besuchte, beschäftigen sich mit nichts, als mit dem Distilliren von Dattelbranntwein zu ihrem eignen Gebrauch. Sie erhielten sich bisher von Almosen, die sie in Griechenland bettelten, und von denen sie den Türken einen gewissen Tribut geben mußten. Jezt, da Griechenland selbst verarmt ist, schweben sie in großer Gefahr, den Tribut nicht mehr zahlen zu können. Die Beduinen haben zwar mit Mehemet Ali Verträge geschlossen, kehren sich aber wenig daran und plündern, wo sie können, besonders die Pilger, die nach Mekka wallfahrten. Zu Gunsten dieser leztern, die immer sehr zahlreich aus dem Norden kommen, gibt es einige Stationen im peträischen Arabien, aber nichts gleicht dem Elend, in dem Rüppel diese Pilger gefunden. Von ihren Führern betrogen, von den Beduinen beraubt, von den Bewohnern der Handelsorte oder auch nur der Brunnen, wo sie vorbeikommen, dem Hungertode überlassen, sobald sie nicht mehr bezahlen können, gehen sie schaarenweise zu Grunde, und sind oft nicht viel besser daran, als die Negersklaven auf ihren Zügen. Wie schlecht überhaupt die Einrichtungen bei solchen Pilgerfahrten sind, mag die Beschreibung der Schiffe beweisen, auf welchen die Wallfahrer das rothe Meer hinabsegeln. „Man ist so thöricht, öfters diese Schiffe so zu beladen, daß der Rand nur einen Fuß hoch über der Meeresfläche empor steht, wobei man durch angebundene Strohmatten das Einschlagen der Wellen zu verhindern sucht. Diese erbärmliche Einrichtung erklärt, warum so viele Fahr-

zeuge auf dem rothen Meere zu Grunde gehn. Einige wenige Barken sah ich ganz ohne Eisennägel verfertigt, indem die Planken mit ledernen Riemen zusammen genähet waren. Man verfertigt sie an der Küste von Barbara, außerhalb der Meerenge von Bab el Mandel. Die in Massaua und der Umgegend erbauten Fahrzeuge haben eine ganz eigenthümliche Form, nämlich das Hinter- und Vordertheil ist ganz gleich erbaut, und endet in halbkonischem langem Schnabel, der nach oben zu gekrümmt ist; das Steuerruder bedarf daher eines eignen Mechanismus mit Tauen, die unter Wasser gehen, um regiert zu werden; diese Fahrzeuge sollen ungemein schnell segeln, haben aber innen sehr wenig Raum für Waaren. Viele derselben bedienen sich eines großen viereckigen Segels von Rohrmatten, und mit Erstaunen sah ich solche Barken schwer beladen über das offene Meer von Suakin nach Djetta fahren."

Der Verfasser hat die Ufer und Inseln des rothen Meeres genau untersucht und die Fehler auf der Charte des Lords Valentia darnach berichtigt. Auch den Alterthümern im peträischen Arabien, theils ägyptischen, theils christlichen und arabischen Ursprungs, hat er vorzügliche Aufmerksamkeit geschenkt.

Als Beilagen folgen dem Werke viele astronomische Ortsbestimmungen und eine Abhandlung über die wahrscheinlichen Ursachen der in den südlichen Ländern so häufigen Fieber. Dieser Gegenstand ist von hohem Interesse. „Die Krankheit erscheint regelmäßig in den von Flüssen oder andern großen Wassermassen bespülten Tropenländern, vorzugsweise in der heissesten windstillen Jahreszeit, wenn sich die Sommerregen ergießen. Sie ist nicht epidemisch, und doch auf diese Gegenden begrenzt, so daß Entfernung von denselben, das heißt der Aufenthalt in trockenen Wüstensteppen, ein anerkanntes untrügliches Mittel ist, sich gegen das Uebel zu schützen. Daß übrigens die perniciösen tropischen Fieber nicht mittelbar allein durch den Zustand der Atmosphäre veranlaßt werden, dieses ist eben so unläugbar, indem sonsten die Gesammtzahl der Einwohner, oder ein weit größerer Theil derselben, von dem Uebel angegriffen werden müßten. Es muß eine andere Ursache vorhanden seyn als die erste Zeugerin der Krankheit, und der atmosphärische Zustand trägt nur dazu bei, dieselbe bei den davon heimgesuchten Individuen rasch und thätig zu entwickeln. Ob nicht diese Ursache der perniciösen Fieber in den besagten Ländern in dem Genusse mit Infusorien geschwängerten Wassers liege, ist eine Vermuthung, auf welche mich verschiedene eigene Beobachtungen geführt haben. — Als auf meiner Rückreise aus dem Kordosan im Monat März 1825, wo bereits die Hitze wegen Windstille sehr drückend war, meine kleine Karavane von dem stagnirenden Wasser aus der Felsniederung von Simoie trank, erkrankte ich und mehrere andere nach wenig Stunden an einem Fieber, das aber keine Folge hatte, weil bald die reine Luft der Wüstesteppe, und später das liebliche Nilwasser uns heilbringend ward. Einige Jahre früher, auf meiner ersten Exkursion in das peträische Arabien, im Thale Salaka, trank ich von dem beinahe stagnirenden Wasser, das sich dorten vorfindet. Heftige Kopfschmerzen, von Fieberhitze begleitet, stellten sich noch am nämlichen Tage ein. — Auf der beschwerlichen Seereise mit den Fischern des rothen Meeres im Jahr 1826 hatten wir unsern sämmtlichen Wasserbedarf in großen irdenen Gefäßen, und zwar einmal den Trinkwasservorrath für vier Wochen lang, weil die flachen Koralleninseln gar keine Quellen besitzen. Der täglichen Sonnengluth ausgesezt — es war im Monat Juli — erzeugten sich auch hier fieberverursachende Stoffe, und von acht meiner Leute erkranken sechs beinahe gleichzeitig an diesem Uebel. — Ein Europäer und ein Bergbewohner der abissinischen Küste, kamen einige Zeit, nachdem heftige Gewitter in der Umgegend mehrere stagnirende Wasserpfützen gebildet hatten, von den Gebiegen zu mir nach Masaua. Beide tranken unterwegs von diesem Wasser, und erkrankten auch bereits am nämlichen Tage an heftigem Kopfschmerz mit Fieberhitze; ich war nun eilends bedacht, sie in die Berge zurück zu schicken, wohin ich sie persönlich begleitete. Der Europäer befolgte meine Vorschrift, auf dem ganzen Wege nichts zu trinken; der Eingeborne vermochte es nicht seinem Durste zu widerstehen, und stillte ihn selbst unbedachtsamer Weise in reichen Zügen mit dem nämlichen verderbten Wasser der Pfützen. Trotz aller uns zu Dienste stehenden Medikamente verschlimmerte sich seine Krankheit mit Riesenschritten, der Unglückliche starb nach neun Tagen im Delirium. — Diesen Erfahrungen folgend bestimmte ich mir die Vorsichtsmaßregeln, um mich und meine Leute vor dieser Seuche zu schützen, und durch den Erfolg als nützlich bewährt, darf ich solche Andern empfehlen, die sich in ähnlicher Lage im tropischen Afrika befinden werden. — Um die Infusorienbildung zu vernichten, ließ ich alles Trinkwasser, das nicht unmittelbar aus einer permanent fließenden Quelle kam, oder wo nicht ein natürlicher salzigter Beigeschmack mir deren Abwesenheit versicherte, vor dem Genuß abkochen; ein geschmackwidriges Verfahren, das aber durch Gewohnheit vieles vom Unangenehmen verliert. Hielt ich mich nach Ueberschwemmungen in der Nachbarschaft von Flüssen auf, so war ich ganz besonders aufmerksam, daß das Trinkwasser immer aus dem Flußbette selbst geschöpft wurde, und nicht aus näher gelegenen zurückgebliebenen Teichen, die der Indolenz der Dienerschaft weit behaglicher waren. Ferner vermied ich in der heißen Jahreszeit allen Aufenthalt in Gegenden, wo die Ausdünstung stagnirender Wasser Statt hatte, und nie brachte ich eine Regenzeit in den Tropenländern zu.

Zeigte sich nun aber doch ein Fieberanfall, wie bei den obenangeführten Beispielen, so fand sich das bewährteste Schutzmittel in dem schleunigen Genuß einer nahmbaren Dosis von Chinine, mit strenger Diät und bittern Extrakten als Nachkur. Ich selbsten nahm einmal bis auf zwölf Gran Chinine, in sechs Theile gesondert, während 24 Stunden. Da nur selten und zufällig Crubitäten beim Anfange des Fiebers vorhanden sind, so werden Brechmittel nicht nur ganz überflüßig, sondern selbst sehr schädlich, indem sie Zeitverlust verursachen und den Körper schwächen. Durch den ganz unzeitigen Gebrauch derselben mordete ein bei der türkischen Armee im Kordofan angestellter europäischer Arzt im Jahr 1822 einen großen Theil derselben.

Die dem Werke beigegebnen Charten stellen Nubien, das Nilthal im Süden von Aegypten, das peträische Arabien und den Hafen von Thor dar, die Kupfer aber verschiedene interessante Alterthümer in Nubien und Arabien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprachlehre.

Abrégé de la grammaire allemande par le D. C. M. Rapp. Genève et Paris, 1829.

Dieser Abriß füllt allerdings eine fühlbare Lücke aus und gibt den Franzosen einen Begriff von dem Charakter des Deutschen nach seinen Umgestaltungen seit Ulfilas. Das Büchlein umfaßt Aussprache und Flexionen, die Syntax fehlt aber und der Verfasser verweist deshalb auf die Sprachübung. Da unsere heutige Grammatik von Jakob Grimm aus datirt; so ist sein Werk für den wichtigsten Theil, für die Flexionslehre zum Grund gelegt worden. Die wenigen Abweichungen wird der Kenner in den Rücksichten begründet finden, welche die isolirte praktische Beobachtung eines Idioms außer seiner historischen Verkettung nothwendig machte. Vorausgeschickt wurde ein Kapitel über die Aussprache. Sie zerfällt eigentlich in eine Laut- und eine Tonlehre. Für beide Disciplinen besteht bekanntlich keine umfassende Theorie. Er kann also nur approximative Bestimmungen geben. Doch war dieser Umstand nicht die einzige Schwierigkeit. Während Engländer für Engländer Dictionaire der bloßen Aussprache schreiben und es in Frankreich eine Sache von nationalem Interesse ist, ob und in welcher Gestalt für Aug' und Ohr ein Wort in der Gesellschaft aufgenommen werden soll, schreit der idealistische Deutsche gleich über Pedanterei und Leerheit, wenn man ihn nur erinnert, daß auch er nicht anders als in einem gegebnen Stoffe denkt und arbeitet. Unsere ersten Dichter spüren mit unermüdender Geduld nach den Sprachschätzen Indiens und Persiens, aber einige Reflexionen auf das eigene Material, dem sie die Schönheiten ihrer Werke entlockten, würde ihnen fast unwürdig erscheinen. Für uns ist Sprache und Aussprache ein Begriff, denn was wäre die Sprache, wenn nicht ein lebender Organismus, der seine Gesetze in der Möglichkeit des Ohrs, nicht des Auges sucht? Schwer ists zu sagen, auf welchem Weg wir zu einer richtigen Lehre der Aussprache gelangen können. Wir haben keinen Richter, nur Partheien, keine Hauptstadt, nur Provinzen. Dr. Rapp will dieses historisch berechtigte Element nicht antasten, und hat nur das Mögliche versucht, die Parteien für sich selbst sprechen zu lassen, und ein bescheidenes Votum angehängt. Diesem liegt außer der historischen Betrachtung eine naturwissenschaftliche Theorie zu Grund, die hier unglücklicherweise fast nur ihre Folge ohne die Grundsätze entwickeln konnte. Niemand kann Alles, was er möchte, auf einmal leisten. Für das kitzliche Kapitel über die Diphtongen scheint der Verfasser auf jeden praktischen Einwurf gefaßt. Für den schwierigsten Punkt der Konsonantenlehre, die Lautung der Gutturale, kann er sich auf einen bekannten Aufsatz Bürgers berufen, der fast durchaus mit Rapps Meinung übereinstimmt. Am wenigsten genügend ist das, was über eine allgemeine Tonlehre bisher aufgestellt worden ist. Nichts wäre wichtiger für eine praktische deutsche Sprachlehre, als hier sichern Grund zu finden. Das hochdeutsche Idiom ist ohne Zweifel unter allen jezt in Europa herrschenden Sprachen, die rauhste und härteste, denn es hat in seiner Entwicklung den alten andern entgegengesezten Weg eingeschlagen, nämlich, anstatt sich auszuschleifen, immer mehr Laute in seinen Organismus aufzunehmen. So droht hier der Gedanke unter der Last des Stoffs zu erliegen, wenn nicht andrerseits eine gewichtige Hülfe bereit stünde. Wenn dort wirklich die Materie dem Gedanken zum Grab wird, so findet es in der Betonung seine wahre Auferstehung. Kein Idiom vielleicht hat ein so kunstreich organisirtes, auf den reinen Abdruck der Idee gebautes Accentsystem, als das deutsche. Hier kömmt gelehrte Kenntniß am wenigsten zu Statten, theils weil gerade hier das Alte sich blos aus dem Neuen erklären läßt, theils nach der Beobachtung, daß zwar der Sprachstoff mit der Zeit sich mehr und mehr verderbt, dagegen der Organismus des Tons offenbar von Jahrhundert zu Jahrhundert sich bewußtlos entwickelt hat, weil in ihm gerade die Idee den Stoff zu bewältigen und nach ihren Absichten zu lenken strebt. Man kann dem Verfasser verzeihen, wenn er in dieser Materie, wo er keinen entschiedenen Vorgänger hat, nur oberflächlich eine Lehre berührt, deren weitere Ausführung späterer Behandlung vorbehalten bleiben muß.

Mr.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 82. — 11. August 1830.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

5) Reise nach Marocco im Jahre 1826, vom Capitain G. Beauclerk. Aus dem Englischen. Jena, Bran, 1829.

Der Kapitän begleitete den Doktor Brown, welchen der Sultan von Marocco aus Gibraltar zu sich eingeladen hatte, um ihn in einer Krankheit zu Rathe zu ziehn. Die Hinreise war ziemlich lustig, und der Capitain beschreibt sie mit vieler Laune. Doch scheinen nur die schönen Judenmädchen und eine muhamedanische Prophetin mit wunderschönen schwarzen Locken die anziehendsten Gegenstände für ihn gewesen zu seyn. Er versäumte nicht, die leztere Heilige um eine Locke zum Andenken zu bitten, sie war aber so boshaft ihm nur einen Fetzen ihres heiligen Rocks zu schicken. Die gute Laune unsers Reisenden verlor sich aber bald, da er in Marocco anlangte und mit allen seinen Gefährten, wie es eben in Afrika nicht anders geschieht, krank wurde. Heftige Fieber und die Gluth des Sirocco drohten ihnen mit dem Tode, dem sie aber dennoch glücklich entgiengen. Ueber Land und Volk konnte der Verfasser übrigens nicht viel Neues sagen, da die Nordküsten Afrikas sich überall im wesentlichen gleichen und die Mauern, Araber, Juden und Neger, die sie bevölkern, ebenfalls. Dagegen ist, namentlich im gegenwärtigen Augenblick von großem Interesse, was über den politischen Zustand des Reichs Marocco gesagt ist.

„Das stufenweise und deutliche Verfallen der Regierung von Marocco in jedem Fache der Verwaltung gleicht einem Schwindsüchtigen, dessen ganzes Lebenssystem schrittweise aus Mangel an Lebensfeuer schwindet, ohne daß der Kranke sich krank oder durch Schmerzen gedrückt fühlt." Der Ackerbau wird, wie überall im Morgenlande, vernachläßigt; aber auch der Handel ist durch die unvernünftigsten Maßregeln gehemmt. Der Sultan erhebt nämlich nie einen regelmäßigen Zoll, sondern sezt denselben nach Willkühr an und saugt die Kaufleute aus, die daher nicht gern mit Marocco verkehren. Ueberdies unterdrückt er die muselmännischen Kaufleute und läßt nur die jüdischen bestehn, weil er diese mit weniger Umständen, so bald es ihm beliebt, wieder gleich einem vollgesogenen Schwamm auspressen kann. Es ist so weit gekommen, daß in der wichtigen Handelsstadt Mogador jezt nur noch ein einziger Kaufmann existirt. Das Volk ist im höchsten Grad versunken in thierische Sinnlichkeit. Greise, denen längst jede Lebenskraft entwichen, flehten den Doktor Brown auf den Knieen, ihnen dieselbe wieder zu verschaffen, und so ist das ganze Volk. Des Sultans Harem ist so zahlreich als seine Armee, und auf diese beiden Institute allein wird alles Ein-

kommen des Landes verwendet. Die Armee aber ist in einem weit schlechtern Zustande als der Harem.

Beauclerk meint nun, dieses Reich von Marocco werde auf den ersten Stoß fallen, sobald es einmal angegriffen sey, und er sezt folgende interessante Worte hinzu: „Gerade als ich diese Zeilen schreibe, und mich mit der Möglichkeit beschäftige, daß Marocco einmal eine europäische Kolonie werden könnte, sahe ich in den englischen Zeitungen einen aus den Pariser Zeitungen ausgezogenen Brief, wie nützlich es sey, Mauritanien mit der überflüßigen Bevölkerung aus Südfrankreich zu kolonisiren, indem Frankreich damit anfienge, die Algierer Seeräuber aus ihrem festen Nest völlig zu vertreiben, und von Algier aus allmählich das ganze schöne und fruchtbare Land an der nördlichen Seite des großen Atlasgebirges unter der allgemeinen Verpflichtung für die Civilisation, die ganze Seeräuberei der Barbaresken zu vertilgen, in Besitz zu nehmen, da doch Frankreich jezt mit den Algierer Seeräubern zerfallen sey, und dadurch ein Recht erlangt habe, sich eines an Geschenke der Natur reichen Landes zu bemächtigen. Die jetzige Bevölkerung sey dort viel zu unzahlreich um den schönen Boden zu vertheidigen und zu benutzen. Der Vorschlag war eines Schülers Napoleons würdig, und eine Reihe von Briefen entwickelte die Ausführung dieser Idee, sowohl von Seiten des Militärs, als der Verwaltung. Man erinnere sich, daß Ali Bei aus dem Königreiche Marocco verwiesen wurde, weil er als ein Agent des Friedensfürsten zu wirken, verdächtig war, in der Zeitfrist, da der Sieg der Britten in Trafalgar vielleicht damals dem Sultan von Marocco seine fernere Unabhängigkeit erhielt. In der Periode, als die Schlacht bei Trafalgar geliefert wurde, hieß es aber allgemein, daß Ali Bey in der That für den Kaiser von Frankreich wirkte, sowohl einen Handel zwischen Frankreich und Marocco zu stiften, als um von dort aus die Mittel zur Einnahme Gibraltars zu erleichtern. — Können nun solche Vorschläge einmal Wirklichkeit werden, so könnte es in Englands und Maroccos Interesse liegen, daß solchen Möglichkeiten kräftig vorgebeugt werde, sowohl von der Seite Maroccos, als von der Seite Englands, und wie schwach steht der Thron des jeztregierenden Sultans Muley Abrachman? — Um ihn fester zu stellen, als er jezt sizt, bedarf er unser Geld und unsern Beistand. Deßwegen verkaufe er uns einen werthvollen Platz in der Berberey, im Auge der Mauren würde eine solche Erwerbung für sie eine Quelle des Wohlstands werden. In der kritischen Lage des Sultans bedarf er vor allem Geld, das er, da sein Staat verarmt ist, nicht anders finden kann, als durch uns. Versehen wir ihn mit Kriegsammunition, befestigen wir seinen Thron.

Schließlich erwähnen wir noch als Anekdote, daß Beauclerk erfahren haben will, die Juden in Marocco schlößen jährlich eine Jungfrau verschiedene Stunden lang in einen hölzernen Verschlag ein, indem sie hoffen, daß eine solche Jungfrau den Messias gebären werde.

6) Reise durch die Türkei. Aus dem Englischen des Herrn Walsh. Jena, Bran, 1829.

Herr Walsh, an die englische Gesandtschaft in Konstantinopel attachirt, beschreibt seine Rückreise von da über den Balkan, Hermannstadt und Wien und sein Bericht ist um so interessanter, als er die nämlichen Gegenden schildert, die kurz nach ihm das siegreiche Heer des Grafen Diebitsch betreten hat. Eben so anziehend und belehrend ist das, was er von Konstantinopel selbst und den dem großen russischen Kriege vorangegangenen Begebenheiten sagt, besonders von dem bisher immer nur fabelhaft erzählten Tode des Ali Pascha von Janina, von den bisher noch gar nicht bekannten Umständen beim Tode des Halit Effendi, den der Sultan den Janitscharen aufopfern mußte, ferner von dem großen Janitscharenaufruhr, endlich von dem Unternehmen des Alexander Ypsilanti. Die Thatsachen sind zu zahlreich, daß wir sie hier im Auszuge mittheilen könnten; es muß uns genügen, auf das Buch selbst hinzuweisen, wo der Leser, der an den jüngsten Begebenheiten im Orient Antheil nimmt, gewiß viele neue Aufschlüsse finden wird. Von gleichem Interesse ist die Aufzählung der noch jezt blühenden griechischen Fürstenhäuser, über die nirgends so ausführlich Nachricht gegeben ist, als hier. Auch über das Verhältniß der Juden im Orient läßt sich der Verfasser aus. Es sind größtentheils spanische Juden, deren 800,000, durch Ferdinand und Isabella vertrieben, von den Osmanlis aufgenommen wurden. „Die Türken geben den verschiednen Völkern, die in ihrem Reiche wohnen, Namen, die den Grad der Achtung bezeichnen, worin sie bei ihnen stehen; die Griechen heißen Yeskir, oder Sklaven, weil sie sie dafür halten, als hätten dieselben bei der Einnahme von Konstantinopel das Recht auf ihr Leben verloren und es seitdem nur durch Vergünstigung behalten. Die Armenier heißen Rayas oder Unterthanen, weil sie nie ein besiegtes Volk waren und sich unmerklich mit der Bevölkerung des Reichs vermischten; die Juden führen den Namen Musaphir oder Besucher, weil sie einen Zufluchtsort suchend, zu den Türken kamen. Auch werden sie als Besucher gütig und gastfreundlich behandelt. — Die Aehnlichkeit, die sich in den religiösen Meinungen und Gebräuchen der Juden und Türken vorfindet, ist ein neuer Beweggrund für dieses Wohlwollen von Seiten der Türken. Beide Völker huldigen einem reinen Deismus, üben die Beschneidung, haben einen Abscheu vor dem Schweinefleisch und schreiben von der Rechten zur Linken. Diese Zufälligkeiten geben ihnen bis zu einem gewissen Punkte eine Gleichheit der

Empfindungen, die keinesweges zwischen den Türken und andern Völkern statt findet. Die Juden sind daher eine begünstigte Nation, welche in der Türkei bei weitem mehr beachtet wird, als in irgend einem Lande der Christenheit."

Die Beobachtungen, welche der Verfasser über die türkischen Sitten überhaupt im Gegensatz gegen die christliche macht, gehn sehr ins Einzelne. „An der Seite der Barbierbude baute man gerade ein Haus, und ein Mann war damit beschäftigt, ein Inventarium aufzunehmen. Alle, die ich arbeiten sah, verfuhren dabei auf die entgegengesezte Weise, wie in dem übrigen Europa. Der Barbier, bei jedem Zuge des Rasiermessers, entfernte es von sich, während daß wir dieses Instrument nach uns zu führen. Der Zimmermann dagegen kehrt die Zähne der Säge nach sich zu, während wir sie nach außen zukehren; der Maurer saß beim Behauen der Steine, die unsern stehen dabei; der Schreiber schrieb auf seiner Hand von der Rechten zur Linken, während daß man sich bei uns eines Tisches bedient und in entgegengesezter Richtung schreibt. Diese Einzelnheiten, obschon sie von keiner großen Bedeutung sind, geben doch eben so viele Charakterzüge bei den Türken an."

Ueber den Aberglauben, der sich an die Schicksale Konstantinopels knüpft, sagt der Verfasser folgendes: „Es liegt in der Geschichte dieser Stadt eine ziemlich merkwürdige Uebereinstimmung von Namen; sie ist nämlich verschiedentlich unter Männern gleichen Namens erobert worden und verloren gegangen. Die Lateiner bemächtigten sich derselben unter einem Balduin, und wurden unter einem andern Balduin wieder daraus vertrieben; sie wurde durch einen Konstantin, Sohn Helenens unter dem Patriarchat eines Gregorius wieder aufgebaut, und zum Siz des griechischen Reiches erwählt, und abermals unter einem Konstantin, Sohn Helenens, unter dem Patriarchat eines Gregorius, wurde sie eingenommen und das griechische Kaisertum zerstört; die Türken bemächtigten sich derselben unter einem Muhamed und sind fest überzeugt, daß sie dieselbe unter einem Muhamed verlieren werden, welches der Name des jezt regierenden Sultans ist; und diese Kette von Namen vollständig zu machen, war zu der Zeit, als die Insurrektion der Griechen ausbrach, ein Konstantin der vermutbliche Erbe des russischen Thrones, und der Patriarch von Konstantinopel hieß Gregorius. Diesen lezten haben die Türken aufgehangen, und Konstantin hat seitdem der Krone entsagt; indeß sind die Türken überzeugt, daß alles so kommen wird, wie es beschlossen ist, und daß die unglückliche Zusammenstellung der Namen: Muhamed, Gregorius und Konstantin, ihre Macht in Europa zerstören wird."

Wie alle Reisende in diesen Gegenden, so ist auch Walsh über die Entvölkerung Rumeliens und über die viehische Rohheit der wenigen türkischen Bauern erstaunt. Die Bulgaren schildert er dagegen als das liebenswürdigste Hirtenvolk, das er je gesehn. Prachtvoll ist seine Beschreibung des Balkan, der schnurgeraden Riesenwand, die den Griechen einst das Ende der Welt bezeichnete. Dann beschreibt er Schumla und die Donaufestungen, ferner die Wallachei und die weichlichen Sitten der Bojaren. Er schlug von da den Weg nach Siebenbürgen ein und mußte an der Grenze Quarantaine halten, ist aber eben nicht sehr erbaut von dieser Anstalt am rothen Thurm, indem er jede Art von Unbequemlichkeit, unnöthiger Quälerei und Geldprellerei und troz dem dennoch Unvorsichtigkeit in Bezug auf die Kranken oder der Krankheit Verdächtigen erfahren haben will. Dagegen lobt er das wohlhäbige Aussehn der Siebenbürger und durchgängig die schönen Gegenden.

7) Die Wallachei und Moldau, in Hinsicht auf Geschichte, Landesbeschaffenheit, Verfassung, gesellschaftlichen Zustand und Sitten der Bewohner. Nach Wilkinson und andern Quellen bearbeitet von Rudolf Lindau. Dresden und Leipzig, Arnold, 1829.

Man findet hier noch ausführlicher, als es in den vorigen Werken geschehn ist, die Verhältnisse der beiden Fürstenthümer auseinandergesezt. Die Geschichte und Verfassung derselben sind gerade jezt, da sie eine so vielversprechende Umgestaltung erleben, von besonderm Interesse. Was die Sitten der Bewohner, und namentlich der Bojaren betrifft, so wird in diesem Werke darüber nicht weniger geklagt, als im vorigen. Am besten charakterisirt die weibischen Sitten der Bojaren der Umstand, daß sie beständig fahren und nicht einmal über die Straße zu Fuß gehn, und daß bei ihnen der Ehemann über seine Frau weniger Gewalt hat, als deren Eltern. Es werden einige Anekdoten aus der Chronique scandaleuse von Bucharest erzählt, die den männlichen Charakter der Bojaren eben nicht ins beste Licht setzen.

8) Reise des jungen Anacharsis durch Griechenland in der Mitte des vierten Jahrhunderts vor der christlichen Zeitrechnung, von J. J. Barthelemy. Neu aus dem Französischen übersezt (erstes bis viertes Bändchen) von Ch. A. Fischer, (fünftes bis zehntes Bändchen) von Ch. A. Fischer und Th. von Haupt. Mainz, Kupferberg, 1828 — 1830.

Dies berühmte, außerordentlich oft aufgelegte und übersezte Werk hat mehr als irgend ein andres zu dem Enthusiasmus für Altgriechenland beigetragen, von dem

Europa am Ende des vorigen Jahrhunderts ergriffen wurde und dessen Uebertreibung unter dem Namen Gräcomanie so bekannt ist. Die Anmuth des äußerst populären französischen Vortrags hat diesem Werke in der Gunst des Publikums über manches weit gelehrtere Werk den Sieg verschafft, und es ist noch heute durch kein besseres ersetzt worden, wie die immer wiederholten neuen Auflagen beweisen. Die vorliegende Uebersetzung ist gewandt, Druck und Papier gut. — Warum gibt es nicht auch ein ähnliches Werk über Rom, worüber wir zwar eine Menge treffliche archäologische, historische und politische Arbeiten besitzen, aber noch keine populäre Ansicht des ganzen römischen Lebens, wie es die des griechischen Lebens in der Reise des jungen Anacharsis ist? Auch über das Mittelalter haben wir nichts Aehnliches, und es wäre doch sehr zu wünschen, daß sich einmal ein gelehrter Reisender aufmachte, sich in das vierzehnte oder funfzehnte Jahrhundert versezte und Italien, Frankreich, Deutschland und England durchreiste. Es gibt in Deutschland so manchen tüchtigen Kenner des Alterthums, warum ziehn sie es immer vor, nur die gelehrten Bibliotheken mit Specialgeschichten und Monographien zu bereichern, die nicht ins große Publikum übergehn? warum wählen sie nicht einmal die anmuthige Form Barthelemys, um auch unter der größern Masse der Gebildeten die Kenntniß der alten Länder und Völker zu verbreiten?

9) Dreißig Ansichten Griechenlands zu den Werken griechischer Autoren. Gegenden und Monumente vorstellend, wie sie von denselben beschreiben und jezt noch in der Natur vorhanden sind, nach Cokrell, Williams ꝛc. gestochen unter der Leitung des Herrn Prof. Frommel. 8. Erstes Heft. Karlsruhe im Kunstverlag und in Kommission bei Kupferberg in Mainz, 1830.

Diese trefflichen Kupferstiche wetteifern an Zartheit und Schärfe mit den englischen. Das Ganze ist höchst geschmackvoll eingerichtet. Im ersten Heft erhalten wir eine idealisirte Darstellung der Akademie zu Athen, wie sie in der Blüthezeit der griechischen Philosophie gewesen seyn mag. So schön dieses Kupfer ist, so kann es doch, da die Aehnlichkeit nicht evident sich erweisen läßt, nicht so vollkommen befriedigen, als die folgenden, genau nach der Natur kopirten und eben so trefflich ausgeführten Ansichten von der Akropolis von Athen, Canina, einen Tempel zu Corinth, Acroceraunia, Sunium, den Theseustempel zu Athen, dem Parnaß und dem Tempel des Jupiters zu Aegina. Diese Ruinen und Landschaften zeigen uns Griechenland in seinem gegenwärtigen Zustande, und haben nicht nur ein archäologisches oder ein augenblickliches politisches Interesse, sondern sie sind auch von bleibendem künstlerischen Werth vermöge der schönen Auffassung und Zeichnung und des reinen Stichs.

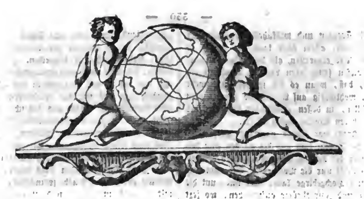
(Forts. folgt.)

Volkserziehung.

Leibesübungen. Erstes Heft. Zur Militärgymnastik insbesondre. Landshut, Thomann, 1830.

Mit wahrem Vergnügen zeigt Ref. diese kleine Schrift an, da sie seit langer Zeit wieder die erste ist, die für eine so nützliche Sache das Wort nimmt. Wir sind jezt wohl endlich berechtigt, einmal das Verfahren, das man vor 11 Jahren gegen das Turnwesen anwandte, falsch zu nennen. Man hätte die Leibesübungen von dem Einfluß sowohl Jahns als jedes andern einzelnen und einseitigen Mannes unabhängig, zu einer allgemeinen Angelegenheit des Staats machen und ihre Leitung überall den Händen geschickter Unteroffiziere übergeben müssen. Dann wären alle die politischen Lächerlichkeiten vermieden worden, die von zufälligen Persönlichkeiten ausgiengen, und man hätte die Sache nicht mit diesen Personen geopfert, die zum Militärstande heraneilende Jugend wäre überall gekräftigt worden, und daß dies die Energie eines Militärstaats um 50 pCt. verstärken muß, kann nur ein deutscher Büreaukrat oder Schriftsteller, der selber krüppelhaft ist, aus Neid läugnen. Was hat Dänemark gethan? Dieser Staat, der doch wahrlich der altpreußischen Regel: „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht" aufs frömmste nachlebt, hat in allen öffentlichen und Privatanstalten die Leibesübungen eingeführt, ohne im mindesten zu befürchten, daß daraus ein größeres Unglück, als allenfalls ein Beinbruch entstehen könnte.

Unser Verf. stellt in einer historischen Uebersicht zusammen, was außer in Dänemark auch in andern Staaten für die Leibesübungen mit mehr oder weniger Theilnahme gethan worden ist, und macht ferner auf die Gründe aufmerksam, aus welchen dieselben besonders beim Soldatenstande angewendet und mit dem Exercitium verbunden werden sollten. Er unterscheidet indeß dabei mit reiflicher Ueberlegung die Grenzen der Gymnastik und des Kriegs und schneidet von vorn herein alles ab, was als unnütze oder überlebene Künstlichkeit, dem einfachen Zwecke militärischer Körperbildung nicht entspricht. In der That, man darf ja nur die Augen aufmachen, und die beinsteifen Rekruten, die dünnarmigen Lieutenants betrachten, die uns so häufig aufstoßen, und man wird nicht umhin können, den erstern etwas mehr Gelenkigkeit und den andern etwas mehr Kraft zu wünschen, welche sich beide sehr leicht verschaffen könnten, wenn sie sich nur einige Jahre hindurch der Gymnastik befleißigten. Ref. spricht aus Erfahrung und würde sehr undankbar gegen die Turnkunst seyn, wenn er nicht eingestünde, daß er ihr eine Muskel und eine Gesundheit von Stahl verdankt.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 83. — 16. August 1830.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

10) Carl Friedrich von Ledebour's, Russ. Kais. Staatsrath, ord. Prof. der Botanik an der K. Universität Dorpat, Reise durch das Altai-Gebirge und die soongorischen Kirgisensteppe. Auf Kosten der Kais. Universität Dorpat unternommen im Jahr 1826 in Begleitung der Herren Dr. Karl Anton Mayer und Dr. Alexander von Bunge, R. K. Collegien-Assessors. Mit Kupfern und Charten. Erster Theil 1829, zweiter Theil 1830. Berlin, Reimer.

Diese Reise gibt uns höchst interessante Aufschlüsse über das Innere des asiatischen Rußlands und über die enormen Fortschritte, welche daselbst die Kultur macht. Die Reisenden verfolgten zwar eigentlich nur naturwissenschaftliche Zwecke, aber wenn ihre botanischen und entomologischen Forschungen vorzüglich den Mann vom Fach befriedigen werden, so muß dem größern Publikum vor allem wichtig seyn, was sie über die statistischen Verhältnisse Sibiriens und über die im Innern Asiens in rascher Progression anwachsende Macht Rußlands sagen. Sie hielten sich vorzüglich in dem Kolywanschen Hüttenbezirk am Altai, unfern der chinesischen Grenze auf, und machten von Barnaul aus verschiedene Ausflüge in das Altaigebirge und in die Kirgisensteppen bis an die Grenzen Chinas. Dieser Hüttenbezirk nun, wo sich die Russen kaum seit 50 Jahren angesiedelt, bietet bereits eine imposante Bevölkerung in einem sehr civilisirten Zustande dar. In der Stadt Barnaul sind prächtige Gebäude, treffliche Anstalten, reiche Sammlungen. Die russischen Bauern, ursprünglich als Rekruten zum Bergbau ausgehoben, vermehren sich so schnell und werden so wohlhabend, daß jährlich neue Dörfer angelegt werden müssen. Ihre Häuser sind reinlich, fast in jedem findet sich ein Fremdenzimmer. Sie sind so reich, daß ein Bauer sich gegen Herrn von Ledebour beklagte, er sey nur ein armer einzelner Mann, denn er besitze nur 40 Pferde. Mancher Bauer besitzt 400 Bienenstöcke, die den köstlichen sibirischen Honig liefern. Die Silberkarawanen, die das gewonnene Metall nach Petersburg führen, unterhalten beständige Verbindung dieser entlegnen asiatischen Gegenden mit der Hauptstadt. Die Staatsanstalten sind gut, jeder Bauer kann lesen und die meisten schreiben. Was nicht wenig zum Gedeihen dieser Bauern beiträgt, ist der Umstand, daß sie ungleich ihren Brüdern in Altrußland, unmittelbare Unterthanen der Krone sind, und daß sich keine Spur von Adel bei ihnen findet. Zwar sind sie der in

Rußland ziemlich strengen und willkührlichen Zucht der Beamten unterworfen, allein diese kann nie so tief in das Wesen eines Volks eingreifen, als die Erbaristokratie. So entsteht in diesen fruchtbaren Ländern allmählich ein Volk ohne Adel, daß, wenn es sich je mehr und mehr ausbreitet, einst wohlthätig auf Altrußland zurückwirken und auf Asien selbst, in dessen eigentlicher Mitte es sich bildet, unberechenbaren Einfluß haben dürfte.

Das Altaigebirge war bisher noch fast ganz unbekannt. Der ältere Gmelin kam nur bis an den Fuß desselben, Pallas nur bis an den Tigerück, Patrin desgleichen, Sievers besuchte nur die Vorberge. Schangin war der erste, der ins Hochgebirge kam, aber nur, um die großen Porphyr- und Jaspisbrüche aufzusuchen, wo jezt die prachtvollen Steinschleifereien angelegt sind, welche Rußlands Hauptstädte mit Säulen, riesenhaften Vasen, Schaalen ꝛc. von buntem Jaspis versorgen. Ledebour fand bei seiner Anwesenheit daselbst gerade eine Jaspisschaale in Arbeit, welche 9 Fuß 4½ Zoll im Durchmesser hatte. Nach Schangin besuchten nur einige Botaniker von Barnaul aus das Hochgebirge, aber Ledebour war der erste, der eine größere Reise, mit allen Hülfsmitteln versehen, durch dasselbe gemacht und es ausführlich beschrieben hat. Der Altai gleicht allen andern großen Gebirgen Asiens und Europas darin, daß er nach Süden steil, nach Norden aber allmählich abfällt. Es ist ein an edlen Metallen, besonders Silber, überaus reiches Gebirge, und bietet außerordentliche pittoreske Schönheiten dar, allein seine Höhenzügen sind in unermeßlichen Strecken unbewohnt und unwegsam, noch im Urzustande der Natur. Nur Kalmucken durchstreifen es auf wenigen herkömmlichen Wegen, und schlagen bald hie, bald da ihre Jurten auf. Ledebour und Bunge, die das Gebirge in verschiedenen Richtungen durchreisten, und überall neue Wege einschlugen, fanden dabei unsägliche Hindernisse. Bald war die Vegetation so üppig, daß die hohen Gräser und Kräuter über den Reitern zusammenschlugen, während die Rosse in Bäche sanken, die unter dem Grün flossen. Bald mußten sie sich durch Sümpfe arbeiten, die voll Baumstämme und Baumwurzeln lagen, bald über Steingerölle, die nie eines Menschen Fuß getreten. So kamen sie oft in Lebensgefahr. Sie genossen aber auch oft herrliche Schauspiele. Die Schneegebirge des Altai gaben die schönsten Landschaftsgemälde, die Thäler und Wasserfälle erinnerten an die der Schweiz und schienen sie zuweilen zu übertreffen. Hören wir folgende Schilderung, die Herr von Ledebour vom Thal des Tscharysch macht (Theil I. Seite 163): „Wir ritten eine Strecke um den Fuß des Berges hin, und nachdem wir uns mehr nach Norden gewendet hatten, erreichten wir bald den Tscharysch. Da, wo dieser Fluß noch über die wenig geneigte hohe Ebene fortströmt, ist er nicht sehr reißend, und etwa eine Werst vom Fuß des Bergs vereinigt sich ein anderer sehr wasserreicher (jedoch namenloser) Gebirgsbach mit demselben. Hier mußten wir die beiden, sich dicht aneinanderdrängenden Flüsse durchreiten, und nun sah ich voll Staunen in das Thal des Tscharysch abwärts, in das wir uns herabließen, um in der Thalsohle fortzureiten. Doch was soll ich über dies pittoreske Thal sagen, dessen wildromantische Schönheiten ich vergebens versuchen würde zu schildern. Da, wo wir diesen Fluß nach seiner Vereinigung mit einem andern wasserreichen Gebirgsbache jezt passirten, stürzten beide, nun schon einen nicht unbedeutenden Fluß bildend, von einer Felsenstufe zur andern hinab, fortwährend Katarakte bildend, mit gewaltigem Tosen und Brausen dahineilend, in Schaum aufgelöst. Das enge Thal begränzen Felswände, zum Theil von tausend Fuß Höhe, von welchen zahllose Bäche und Rinnsale schäumend herabstürzen, dem Tscharysch zueilend. Von allen Seiten her vernimmt man neben dem Toben des Hauptstroms das Rauschen dieser zahllosen Gießbäche, und man bedarf einiger Zeit, um sich an dies imposante Schauspiel zu gewöhnen. Eine üppige Vegetation bedeckt die Thalsohle, wo geschirmt vor den scharfen Winden, getränkt von den Bächen, die Pflanzen mit kräftigem Wuchs gedeihen, und den wilden Charakter der Landschaft mildern. Da der Strom eine bedeutende Strecke weit in fast gerader Richtung hinfließt, so ist die Uebersicht desselben mit allen seinen Katarakten dem Auge ganz gestattet; ich stieg daher häufig vom Pferde, um dicht an der Thalrinne die Ansicht des ganzen Flußbettes vor und hinter uns zu genießen.“

Es versteht sich von selbst, daß die Reisenden über diese bisher ganz oder beinahe ganz unbekannten Gegenden keine Charten haben konnten. Sie fanden sogar, daß wir Europäer bisher eine sehr unrichtige Gesammtvorstellung vom Altai gehabt haben, und Herr von Bunge sagt deshalb (Theil II. Seite 114): „Die Einwohner, sowohl Russen als Kalmucken, verstehn unter dem Worte Altai nicht sowohl ein Gebirge, als eine Gegend, und zwar die, welche sich vom obern Theil des Tscharysch bis an die Bija und südlich bis zur Katunja ausdehnt. Es umfaßt also diese Gegend das ganze Gebirk der treu ergebenen Kalmücken, die auch Altaizy von den Russen genannt werden, zum Gegensatz der Dwajedonzy oder der doppeltzinspflichtigen Bewohner der Ufer der Tschuja, des Baschkaus, und des Tschulyschman. Einen gleichen Unterschied machen auch die Kalmücken und gebrauchen Altai-da (im Altai) im Gegensatz von Tschuj-da (an der Tschuja). Von einem Unterschied zwischen großem und kleinem Altai habe ich weder die eingebornen Russen, noch die Kalmücken sprechen hören. Diese Uebersicht des Gebirges, die ich am Ende dieses Abschnittes kurz zusammengefaßt

habe, scheint für das bessere Verständniß der in dem vorhergehenden beschriebenen Wege und Gegenden nöthig, besonders da bis jetzt sehr verwirrte Begriffe über den Altai so allgemein verbreitet sind."

Herr von Ledebour schildert die Kalmücken als äußerst gutmüthige und ehrliche Leute, von denen die Reisenden nur Gutes zu erwarten haben. Sie sollen aber auch ziemlich feig seyn. Unter Andern haben sie die größte Furcht vor dem Wasser, und einige, die Herrn von Ledebour begleiteten, wollten durchaus nicht über einen Fluß setzen. Erst als man ihre Pferde hinübergebracht hatte, entschlossen sie sich, um diese nicht zu verlieren, einen Kahn zu besteigen, kauerten sich aber auf den Boden desselben und verhüllten die Gesichter, um das Wasser nicht zu sehn. Herr von Bunge gibt eine interessante Schilderung ihrer Zaubergebräuche bei Krankheiten ꝛc. Auch erzählt dieser, wie sie ihre Götzen schlagen und treten, wenn es ihnen nicht nach Wunsch geht. Dies erinnert an die Sicilianer, die es mit ihren Heiligen nicht besser machen.

Herr von Ledebour ging über die chinesische Grenze und erstattete dem Kommandanten der Grenzwache einen Besuch ab. Dieser erlaubte ihm gegen die Regel, die nahen chinesischen Gebirge zu besuchen, allein zum Unglück fand sich gerade der chinesische General ein, der die Grenzen inspicirte, und Herr von Ledebour zog sich auf die Bitte des Kommandanten zurück, um diesen nicht zu kompromittiren. Was bei dieser Gelegenheit von den chinesischen Sitten gemeldet wird, ist sehr anziehend.

Herr von Bunge gerieth unter eine Schaar entlaufner russischer Bergleute, die als Räuber in den Gebirgen lebten und von Zeit zu Zeit die Dörfer plünderten. Sie thaten ihm aber nichts zu leide, und ergaben sich bald darauf freiwillig an die Behörden, da es ihnen im Gebirg an Lebensmitteln fehlte.

Herr Mayer war eben so glücklich, da er unter eine Horde räuberischer Kirgisen gerieth. Der Respekt, den der russische Name einflößt, ist bei diesen Völkern so groß, daß sie keine Beleidigung wagten. Herr Mayer gibt eine ausführliche Schilderung von diesen Kirgisen, die sich von den Kalmücken sehr unterscheiden. Sie sind keine solche Trunkenbolde wie diese, vielmehr sehr nüchtern, aber auch lange nicht so gutmüthig. Man unterscheidet drei Horden, die große goldne Horde im Osten, die China unterworfen ist, die kleine im Westen, die unter russischer Hoheit steht, und die mittlere, die Herr Mayer kennen lernte, die theils zu China, theils zu Rußland gehört, theils ganz frei ist. Sie stehn unter sich selbst in einem sehr losen Verbande, und leben gleich den Beduinen in einzelnen kleinen Stämmen, die sich unaufhörlich unter einander selbst berauben und befehden. In der Kirgisensteppe fand Herr Mayer den berühmten Bruch des Kupfersmaragds.

Die Reisenden brachten 1600 Pflanzen- und 665 Thierarten, ein Steinbockshorn von 3 Fuß 9 Zoll Länge, verschiedene Mineralien, worunter 400 Stufen des Kupfersmaragds, und mehrere Alterthümer aus Tschudischen Gräbern nach Dorpat zurück. Ueberdies geben sie von den Sammlungen in Barnaul Nachricht, wo sich unter andern mehrere mongolische, tibetanische und persische Manuscripte befinden. — Die Beilagen des Reisewerks enthalten Barometer-Messungen, Berghöhen und Klima betreffend, Geognostisches, einen Plan von Barnaul, eine Uebersicht über die Arbeiten in den kolywanschen Steinschleifereien, eine Menge statistische Notizen über den Hüttenbezirk, seine Bevölkerung, Einkommen ꝛc. und ein großes Verzeichniß der altaischen Insekten von Herrn Gebler in Barnaul.

11) Reise von St. Petersburg in die Krimm und die Länder des Kaukasus, im Jahr 1825, nebst einer Darstellung des natürlichen Reichthums, der Größe und Bevölkerung der russ. Provinzen jenseits des Kaukasus von B. Jäger. Leipzig, Hartmann, 1830.

Unter den Betrachtungen, welche Herr Jäger auf der Hinreise anstellt, zeichnen sich die über Moskau und Odessa und über die russische Leibeigenschaft aus. Die kaukasischen Länder selbst schildert er so anziehend, daß man oft bedauert, nicht sein Reisegefährte gewesen zu seyn. Zwar wurde ihm der Eingang ins Gebirge sehr schwer gemacht, denn er fand eine Strecke Wegs von 60 Wersten dergestalt mit Mücken angefüllt, daß Menschen und Thiere kaum ihr Leben vor ihnen retten konnten. Die Qual war so arg, daß sich die Pferde der Reisenden ins erste beste Kosackenfeuer stürzten und lieber verbrennen, als noch länger die Mückenstiche ertragen wollten. Das Schicksal scheint gegen Herrn Jäger diese Tücke geübt zu haben, da er als ein Insektenjäger nach dem Kaukasus gezogen war. Die kleine Plage wurde ihm aber bald durch die Naturgenüsse vergolten, die er im Hochgebirge und namentlich auf dem südlichen Abhang des Kaukasus fand. Uebereinstimmend mit allen andern Reisenden, kann er nicht genug die erhabne Schönheit dieser Alpen Asiens rühmen, denen auch im Süden keineswegs ein Italien fehlt, denn wenn auch Tiflis noch kein Mailand und Trebisond kein Venedig ist, so sind doch die Landschaften, die den Kaukasus südlich umkränzen so reich von der Natur ausgestattet, als die Lombardei, und wenn erst das Land mehr bevölkert, der üppige Boden mehr kultivirt seyn wird, so dürfte kaum ein Land in der Welt reicher und schöner seyn. Auch das Volk hat der Verfasser sehr

schön gefunden, und er gesteht, daß die Tscherkessierinnen ihren Ruf vollkommen verdienen. In dem Bade Warmbrunnen mitten im Kaukasus kann man jezt schon so sicher und angenehm die Badekur gebrauchen wie in Warmbrunn im Riesengebirge und man sieht daselbst europäische Damen mitten unter den hohen phantastisch gekleideten Tscherkessierinnen. Diese Sicherheit ist indeß keineswegs allgemein. Die wilden tartarischen Gebirgsvölker liegen in vielen Gegenden mit den russischen Grenzposten in beständiger Fehde. Seit 1825 hat sich indeß dieser kleine Krieg vermindert, da seitdem theils die großen Thaten des Grafen Paskewitsch gegen Perser und Türken, theils die strenge Zucht der Generale Emanuel und Hesse, die in seinem Rücken den Kaukasus bewachten, viele tartarische Stämme geschreckt und zur Unterwerfung gebracht haben. Herr Jäger gibt einige Nachrichten von den frühern Grenzkriegen, und wir können uns nicht enthalten, hier eine der Unsterblichkeit würdige Heldenthat aus denselben zu erzählen. Im Jahr 1819 wurde die kleine russische Grenzfestung Tschirasch von 12,000 Lezgiern, dem tapfersten tartarischen Stamme, überfallen. Der Fähndrich Tscherbina rettete sich nach einem heftigen Widerstande mit einigen Russen in einen Minaret (hohen und dünnen muhamedanischen Thurm), wo er sich aufs verzweifeltste vertheidigte, bis der Thurm erbrochen und alle seine Leute ermordet waren. Dann zog er sich oben in den Thurm zurück, mit einem Säbel bewaffnet und schlug den Lezgiern, die auf der engen Treppe nur einzeln heraufdringen konnten, Mann für Mann die Köpfe ab. Man belagerte ihn zwei Tage lang, die er ohne Nahrung mitten unter Leichen und beständigem Kampf aushielt, bis man den Thurm untergraben hatte. Unter den Trümmern desselben stürzte Tscherbina herab und wurde nun, da er noch lebte, unter ausstudirten Martern vollends getödtet.

12) Bruchstücke aus einigen Reisen nach dem südlichen Rußland, in den Jahren 1822 bis 1828. Mit besondrer Rücksicht auf die Nogayen-Tataren am Asowschen Meere. Mit funfzehn lithographirten Abbildungen und einer Charte. St. Gallen, 1830. In Kommission bei Huber und Komp.

Daniel Schlatter, ein Schweizer, hatte den wirklich seltsamen Einfall, dreimal hinter einander nach der Tatarei zu reisen, und Jahrelang als Haus- und Pferdeknecht bei einem gemeinen Tatarn zu dienen, um die Sitten des Volks genau kennen zu lernen. Dabei ist zu bemerken, daß er dieses Opfer keineswegs im Dienst irgend einer Missionsgesellschaft brachte. Wir verdanken nun diesem genialen Einfall die nähere Kenntniß der Steppenländer jenseits des schwarzen Meeres. — Die Nogayentataren haben 1792 sich größtentheils freiwillig unter den Schutz Rußlands begeben. In dieser neuern Verbindung konnten sie nicht länger ihr uraltes Nomadenleben fortsetzen. Im Jahr 1808 erhielten sie feste Ansiedlungen, an die sie sich indeß bisher noch nicht völlig gewöhnt haben. Noch sind die Erinnerungen ihres alten Nomadenlebens so lebhaft bei ihnen, als ihre Anhänglichkeit an den Islam, daher sie noch nicht zu den eifrigsten Unterthanen Rußlands gezählt und von der Regierung um so mehr geschont werden. Der Verfasser erzählt unter anderm, er habe gerade bei ihnen gelebt, als Kaiser Alexander gestorben sey, und die Nachricht, Konstantin werde sein Nachfolger, habe die Tataren heftig erschüttert, weil sie einer alten Sage zufolge gefürchtet hätten, ein Konstantin werde das türkische Reich zerstören. Die Sitten und Gebräuche dieser Tataren, die noch vom Nomadenleben entlehnt, sehr einfach und patriarchalisch sind, hat der Verfasser sehr umständlich geschildert, und durch die beigefügten lithographischen Abbildungen erläutert; so wie auch die Natur der Steppen, in welchen sie leben. Besonders anziehend ist die Beschreibung der Familie Alis und des häuslichen Lebens, an welchem der Verfasser als Knecht Theil genommen. Ali liebte den Fremdling sehr, nahm ihn dreimal von neuem bei sich auf, und korrespondirte sogar mit ihm aus der Ferne.

Von besonderm Interesse für uns Deutsche sind ferner die Nachrichten, welche wir hier von den deutschen Kolonien nordwärts vom schwarzen Meere erhalten. Sie liegen mitten im Gebiet der Nogayen, die sich indeß noch nicht dazu bequemt haben, von den Deutschen zu lernen, vielmehr den Kulturstolz derselben mit Nationalstolz erwiedern. Im Jahr 1803 wurden die ersten deutschen Kolonien in dieser Gegend angelegt, und sie gedeihen so gut, daß der Verfasser im Gebiet von Odessa 34 Ortschaften mit 16,920 Deutschen, und in Bessarabien 19 Ortschaften mit 8681 Deutschen fand. Noch sollen sich an der Wolga über 100 deutsche Kolonien mit 30,000 Seelen finden, herstammend größtentheils von Schweizern, die sich vor 50 Jahren dort niedergelassen. Dazu kommen 7 würtembergische Kolonien in Grusien, und noch mehrere andre, die im russischen Reich zerstreut sind. Die Deutschen im Lande der Nogayen bestehn größtentheils aus Preußen, Würtembergern und Badensern, der Religion nach aus Mennoniten, Lutheranern, Reformirten und Katholiken. Die deutschen Damen scheinen die ihnen besonders eigne Anlage zum Somnambulismus auch jenseits des schwarzen Meeres zu kultiviren, denn Herr Schlatter fand in der Stadt Feodosia eine zweite Seherin von Prevorst, die großes Aufsehn erregte. (Forts. folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 84. — 18. August 1830.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

13) Rußland wie es ist; oder Sitten, Gebräuche, Religion und Regierung in Rußland. Frei nach dem Französischen des Dupré de St. Maure von A. Kaiser. Zwei Bände. Leipzig, Nauck, 1830.

Eine keineswegs systematische, aber desto unterhaltendere Schrift. Der Verfasser ist weit entfernt, ein statistisches Handbuch zu liefern, er theilt nur gleichsam gesprächsweise wie ein guter Erzähler mit, was er persönlich in Rußland gesehn und erlebt hat. Auch beschränkt er sich vorzugsweise auf Petersburg, und gibt von Moskau und andern Städten und Provinzen des großen Reichs nur hin und wieder eine Bemerkung zum Besten. Die ganze Schilderung theilt er in Kapitel oder einzelne Bilder, wovon jedes uns irgend eine Seite des russischen Lebens anziehend darstellt. Er belebt diese Gemälde durch zahlreiche Anekdoten und Züge, die unmittelbar aus der Wirklichkeit aufgegriffen sind, ohne sich viel in Raisonnements einzulassen, und geht überhaupt darauf aus, vor allem des Lesers Phantasie angenehm zu beschäftigen, dann erst, ihn zu belehren.

Die Stadt Petersburg charakterisirt er durch zwei artige Gleichnisse. Wegen ihrer Größe und Pracht bei geringer Bevölkerung nennt er sie ein großes Schauspielhaus, in welchem die Schauspieler für sich Probe halten, ohne Zuschauer. Wegen ihres schlechten Pflasters nennt er sie eine kostbar gekleidete Dame mit zerrißnen und schmutzigen Schuhen. — Mit dem Wohlstand und den heitern Gesichtern des gemeinen russischen Volkes ist er am meisten zufrieden, dem Adel dagegen wirft er seine unglaubliche Verschwendung vor, und den Fremden ihre Habsucht, ihren wechselseitigen Neid. Von besonderm Interesse sind die Schilderungen aus dem Privatleben der geistreichen Katharina II., und die Mittheilungen über den russischen Bauernstand, über die Militärkolonien, über die Sekten der griechischen Kirche und über das militärische Princip im russischen Staat. Er läßt einen russischen Großen sagen: „Seit Katharinens Tode begünstigen unsre Regenten keine andere Laufbahn ernstlich, als die militärische, und daher kommt es, daß wir keine andere kennen; wir müssen sie alle einschlagen, wollen wir nicht unbeachtet bleiben und in Ungnade fallen. In allen Familien ist sie also der erste Gedanke, und die Gemüther haben eine solche Richtung genommen, daß das Epaulett der Traum der Kindheit, das Ziel des heranwachsenden Knaben und das Ein und Alles des Jünglings ist. — Die Folge dieses Systems ist gänzliche Untauglichkeit zu

allen Geschäften und Aemtern, welche den beschränkten Kreis des kriegerischen Lebens verlassen, und das ist eine unserer Schwächen und der beklagenswertheste Irrthum. — Die Vorschriften des Soldatenlebens befassen sich bei uns mit den unbedeutendsten Sachen. Sie dürfen sich nicht wundern, unsere Salons mit einer Menge Uniformen angefüllt zu sehen, denn unsern Offizieren ist es durchaus verboten in bürgerlicher Kleidung zu erscheinen, diejenigen nicht ausgenommen, welche nicht im Dienst sind. — Bei den Zöglingen der Militärschulen nehmen die häufigen und anhaltenden Waffenübungen Zeit und Kräfte so in Anspruch, daß sie ihre kurzen, freien Augenblicke nur zur Befriedigung physischer Bedürfnisse benutzen, und an geistige Ausbildung kaum denken können. — Bei uns finden Sie das Militärsystem so sehr in alle Zweige der Verwaltung verflochten, daß ich Ihnen kein Amt, das geistliche ausgenommen, nennen könnte, wo Ihnen nicht Federbusch und Epaulett kriegerisch entgegen blickten; es hemmt dieses System das Fortschreiten unseres Volkes, sein Genie und Eifer muß bei dem unaufhörlichen Waffengeklirre erstarren. Wie ganz anders war es bei den Römern! Dort mußte man Redner, Gesetzkenner und Krieger zugleich seyn; mit der Kriegskunst allein würden sie sich die Welt nicht unterworfen haben, und ihre schönsten Triumphe scheinen mir keineswegs im Bereiche ihres kriegerischen Ruhmes zu liegen. Im ganzen Reiche finden Sie keinen Adeligen, der sich mit dem Studium der Gesetze befaßt (??) In England widmet jede große Familie einen ihrer Söhne diesem werthvollen Studium, der dann der Rathgeber, der Vertheidiger der Seinigen wird, während wir durch die Unwissenheit, in der wir über den Geschäftsgang gelassen worden, stets von unsern Sachwaltern und sogenannten Advokaten abhängig bleiben. — Auch die Diplomatik gehört bei uns zu den vernachläßigten Wissenschaften; man betreibt sie erst in späterer Zeit, weil man vorher Offizier seyn will. Ist es nicht schmerzlich, so viele unserer großen Gesandtschaftsposten durch Ausländer besezt zu sehen? Ist denn Rußland so arm an verdienstvollen Männern, daß man Fremdlingen die Ehre zutheilen muß, unsere Herrscher zu vertreten, für Rußlands Interessen und Ruhm zu sorgen? Allein hier tritt uns wieder das Militärsystem in den Weg, und Mancher, der dem Posten eines Botschafters vortrefflich vorstehen würde, befehligt statt dessen ein Armeekorps oder eine Division. Die Uniform ist es ebenfalls, welche dem Adel verwehrt, in hohe kirchliche Würden einzutreten. Warum nehmen wir uns hierin kein Beispiel an Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland, und belegen uns selbst mit der Ausschließung vom heiligen Dienste des Altars? Seit den ältesten Zeiten drängten sich bei fast allen Völkern die vornehmen Klassen zu kirchlichen Aemtern, nur die Russen machen hievon eine sonderbare Ausnahme, und überlassen die Würden der Erzbischöfe, Bischöfe und Vorgesezten großer Klöster den untergeordneten Ständen. Heißt das nicht die Würde der Geistlichkeit und den Glanz der Religion hintenan setzen? In frühern Zeiten konnte man allenfalls den Einfluß der Großen in Kirchenämtern fürchten, allein jezt ist diese Furcht nur noch ein veraltetes Vorurtheil, zu dem die Ursachen verschwunden sind."

Es muß indeß hinzugefügt werden, daß diesen Uebelständen nach und nach allerdings abgeholfen wird, da sich immer mehr auch unter den Civilbedienten und Gelehrten Rußlands slavische Namen bemerklich machen, während noch vor nicht langer Zeit fast ausschließlich deutsche, französische und italienische Namen deren Stelle einnahmen.

Vom russischen Gehorsam, der Grundsäule des Staats, gibt der Verfasser in folgenden lustigen Anekdoten einen schlagenden Beweis. „Am Tage vor einer Revue wird das Marsfeld gewöhnlich mit Wasser besprengt. Zufällig ging ich über diesen Platz, als die damit beauftragten Leute diese Arbeit verrichteten. Plötzlich fiel ein heftiger Regen, und es stand zu erwarten, die Arbeiter würden ihre nun überflüßige Arbeit einstellen. Nichts weniger, sondern sie halfen dem Regen in der That naß machen, und da dieser nicht nachließ, so sezte ich meinen Weg fort, ohne abzuwarten, ob die Unermüdlichen wirklich fortfuhren, bis ein Gegenbefehl kam. — Ein ähnliches Beispiel dieser skrupulösen Ausführung eines Befehls liefert folgende Anekdote. Man erwartete die Ankunft der Gemahlin eines fremden Ministers, und hatte einem Thorbeamten aufgetragen, ihr Eintreffen sogleich zu berichten. Der gewissenhafte Aufpasser sah eine Postchaise anlangen, in welcher ein General saß, trat aber dessenungeachtet an den Schlag und fragte: „Mein Herr, sind Sie vielleicht die Frau Gräfin von B***?"

Zum Schluß enthält das Werk eine Novelle, Barinka oder der rothe Kabak, eine schauerliche Mordgeschichte, die sich wirklich in Rußland zugetragen haben soll.

14) Rußland in der neuesten Zeit. Eine Skizze von E. Pabst. Dresden und Leipzig, Arnold, 1830.

Wir erhalten in diesem Werke sehr interessante Notizen über die innere Staatsverwaltung, über die Verhältnisse der einzelnen Stände und über das Heerwesen in Rußland, und diese Schilderungen zeigen den Gegenstand nicht von der Lichtseite. Folgende Details dürften unsre Leser besonders merkwürdig finden. Der Verfasser spricht von der Universität in Wilna. „Die Studenten haben den Rang von Civilbeamten lezter Klasse. Unter ihnen gibt es bezahlte Aufpasser, welche alles Auffallende, das der Professor vortragen könnte, sogleich berichten, und über Alles, was die andern Studenten sagen oder

thun, wachen. Pedelle in Uniform und mit Degen gehen aus einem Kollegium in das andere, um zu sehen, ob jeder Student auf dem ihm angewiesenen Platze sitzt und ob auch alle anwesend sind. Fehlt einer, so kommt er in gefängliche Haft, bei Wasser und Brod auf der Hauptwache. Die Studenten dürfen nicht zusammen kommen, sondern müssen einzeln arbeiten. Auch dürfen sie an keinen öffentlichen Lustort gehen. An allen Festtagen müssen sie zu der bestimmten Stunde in der Kirche erscheinen, und fehlt einer, so kommt er wieder bei Wasser und Brod in Verhaft. Kein Student darf seine auswärtigen Verwandten besuchen, ohne nach Einreichung einer Bittschrift, die auf Stempelpapier geschrieben und durch irgend ein Schreiben seiner Verwandten beglaubigt ist, die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Ja sogar darf keiner einen Spaziergang außerhalb der Stadt ohne Erlaubniß machen.“ Dies stimmt ganz mit der Schilderung überein, die Ref. sich erinnert, oft aus dem Munde eines ehemaligen Professors in Kasan gehört zu haben. Uebrigens muß bemerkt werden, daß Kaiser Nikolaus im vorigen Jahr die Verfassung der Schulen im russischen Reich zweckmäßig hat revidiren lassen, und so dürfte jene triste Schilderung wohl nicht mehr ganz auf die Gegenwart passen.“

Das Merkwürdigste in dieser Schrift ist der ausführliche Bericht über die große Verschwörung, die 1825 in der russischen Armee ausbrach. „Die große Anzahl gefangner Franzosen und andrer Ausländer, welche 1812 in Rußland zurückblieben, hatte einen entschiedenen Einfluß auf die Ansichten, nicht blos des Volks, sondern auch des Landadels. Ganz besonders wirkten jedoch die Begebenheiten auf die Armee. Diese betrat den ausländischen Boden zu einer Zeit, wo die liberalsten Proklamationen das preußische Volk zu dem höchsten Grade den Enthusiasmus steigerten. Der lange Aufenthalt in Deutschland und Frankreich schuf die ganze Armee gleichsam um. Offiziere und Gemeine, in naher Berührung mit allen Klassen der Einwohner gebildeter Länder, lernten sehen, hören und verstehen. Welchen Eindruck mußte es auf den russischen Soldaten machen, wenn er die Behandlung und die Lebensweise des preußischen und französischen betrachtete, und mit seinem Zustande in der Heimath verglich! Vorzüglich wirkte der dreijährige Aufenthalt in Frankreich auf die Besatzungs-Armee, unter dem General Grafen Woronzow. — Kaiser Alexander war von dem Geiste dieser Truppen vollkommen unterrichtet. Er fand daher, als die Armee im Jahr 1818 Frankreich verließ, nicht für rathsam, sie beisammen zu lassen. Sie wurde an den Grenzen aufgelöst und regimenterweise verschiedenen andern Korps zugetheilt. Diese Maaßregel war eine Art von Propaganda; denn der Geist jener Truppen theilte sich natürlich mehreren mit. Graf Woronzow wurde vom Kaiser mit merklicher Kälte empfangen, und erhielt, statt der gehofften Beförderung, nur ein neues Ordenskreuz. Die Manifeste und Proklamationen, die der Kaiser Alexander an die polnische Nation erließ, so wie die gesetzliche Verfassung, die er derselben verlieh, machten in ganz Rußland großes Aufsehen und mußten bei dessen Bewohnern den Wunsch erzeugen, die willkührliche Regierung mit einer verfassungsmäßigen vertauscht zu sehen. — Während der Kaiser in Laibach war, äußerte sich in Rußland der Geist der Unzufriedenheit auf eine sehr ernsthafte Weise. Es empörte sich in St. Petersburg das Lieblingsregiment des Kaisers, das Semeonowsche Leibgarderegiment. Der Kommandeur desselben, Oberst Schwarz, hatte die Soldaten durch seine wüthende Grausamkeit aufs äußerste gebracht. Er hatte früher ein Bataillon in Kronstadt befehligt, und der Platz, auf welchem er seine Leute exerzirte, wird noch bis jetzt der Schwarzische Kirchhof genannt. Die Empörung dieses Regiments hätte sich leicht den andern Garderegimentern mittheilen können. Jedoch besänftigte das kluge und entschlossene Benehmen einiger Befehlshaber für diesesmal den Sturm. Das Regiment wurde aufgelöst, und die Offiziere und Gemeinen unter die Linie gesteckt. Diese Maaßregel ähnelte der Auflösung des Woronzowschen Korps. Jeder Gardist wurde nun ein Lehrer seines rohen und ungebildeten Kameraden der Linie. Die Verhaftungen, welche erfolgten, so wie die Beschlagnahme vieler Papiere, zeugten bereits im Jahr 1821 für das Daseyn geheimer politischer Verbindungen, und deren Ausdehnung im ganzen Reiche. Neue Untersuchungen, neue Verurtheilungen, neue Verweisungen nach Sibirien folgten ununterbrochen auf einander. Vier Stabsoffiziere des ehemaligen Semeonowschen Garderegiments, die Obersten Watkowsky, Kaschkaroff, Yermolajen und Fürst Tscherbatow wurden in Witepsk gerichtet und zum Tode verurtheilt. Sämmtliche Garden mußten zur Strafe St. Petersburg verlassen, und Kantonirungsquartiere in den polnisch-russischen Provinzen beziehen. — Unter andern ertheilte der Kaiser einem hohen Polizeibeamten den Befehl, einen seiner Untergebenen in die Kantonirungsquartiere der Garden abzusenden, um Erkundigungen über die Stimmung einzelner Regimenter einzuziehn. Dieser hohe Polizeibeamte wählte seinen geschicktesten Beamten. Als dieser zurückkehrte, überreichte er seinem Chef einen leeren Bogen Papier. Als er gefragt wurde, was dies bedeuten solle, erwiederte er: daß nachdem, was er gesehen und gehört habe, sämmtliche Garden nach Sibirien wandern müßten, und daß der Chef den Bogen selbst ausfüllen möchte. Wie dieser Bericht ausgefallen ist, lassen wir dahin gestellt seyn. — Der Kaiser besuchte auf seiner Rückkehr aus Italien die Garden, und wurde von denselben mit außerordentlicher Begeisterung und großen Festlichkeiten empfangen. Er war so erfreut über diesen

Empfang, daß er nicht weiter zögerte, den Befehl zu ihrer Rückkehr nach St. Petersburg zu ertheilen. — Die griechischen Angelegenheiten hatten im ganzen russischen Reiche eine allgemeine und lebhafte Theilnahme erweckt. Nicht allein die Verwandtschaft der Religion und der Blick auf die aufblühende politische Freiheit der Griechen, sondern auch noch mehr die Aussicht zu einem gewissen Kriege, dessen Folgen nicht leicht zu berechnen waren, hatte diese Stimmung zu Gunsten der Griechen bewirkt. Aber der Kongreß von Laibach hatte den Ansichten des Kaisers eine bestimmtere Richtung gegeben. Jede Theilnahme an den griechischen Angelegenheiten wurde nicht allein plötzlich verboten, sondern sogar die früheren Theilnehmer als aufrührerische Köpfe verfolgt; besoldete Personen traten, um die Gesinnungen zu erforschen, auf. Wer kennt nicht in Rußland einen berüchtigten Grafen, der zu dieser Zeit in Moskau sein Wesen trieb und in der letzten unglücklichen Geschichte im Jahr 1825 nur zu oft als Angeber und Zeuge auftritt. — Es erschien im Jahr 1823 ein kaiserlicher Ukas, welcher alle Logen im ganzen Reiche aufhob, und jede Versammlung derselben, so wie jede andere geheime Verbindung für hochverrätherisch erklärte."

Der hierauf erfolgte Tod Alexanders und der Ausbruch der Verschwörung ist bekannt. Der Verfasser setzt hinzu: „Es ist aus dem Berichte zu sehn, daß die Pläne der Verschwornen noch lange nicht reif waren. Der unerwartete Tod des Kaisers Alexanders und die Zweideutigkeit der Thronfolge waren die Umstände, wodurch einige Ehrgeizige zu einer voreiligen Ausführung gereizt wurden. Ohne Ueberlegung, ohne Vorsicht, ohne Kraft, wurde dieser Aufstand herbeigeführt, und eben so erbärmlich geleitet. Seine Urheber wurden rechtmäßig das Opfer ihres Ehrgeizes."

(Die Fortsetzung folgt.)

Damenschrift.

Der unterhaltende und belehrende Frauenanwalt, oder die weiblichen Rechte, Vorrechte, Pflichten und Obliegenheiten aus dem Gesichtspunkte des gemeinen bürgerlichen Rechts betrachtet. In einer Reihe romanähnlicher Erzählungen und interessanter Gemälde aus dem wirklichen Leben, worin das weibliche Geschlecht auf das Anschaulichste und Unterhaltendste über alle Rechtsverhältnisse belehrt wird, die ihm als Jungfrau, Braut, Gattin, Mutter, Wittwe und Vormünderin zu wissen nöthig und nützlich sind. Mit einem zum Nachschlagen in vorkommenden Fällen bequem eingerichteten Sachregister und einem Anhange mit den hierher gehörigen Bestimmungen des preußischen Landrechts, von Dr. jur. F. H. Ungewitter. Ilmenau, Voigt, 1830.

Ein treffliches Toilettengeschenk, das mancher Dame in manchen Lagen manchmal willkommner seyn dürfte, als mancher süße Almanach. Der galante Verfasser trägt die oft sehr ungalanten Gesetze, welche die Ehe und andre bürgerliche Verhältnisse des schönen Geschlechts betreffen, auf eine sehr klare und in der That sogar auf eine anmuthige Weise dar, indem er das nackte Gesetz immer durch Beispiele aus der wirklichen Welt, durch interessante Prozesse erläutert. Glücklich die Dame, die sich in irgend einer Verlegenheit, in welcher sie vielleicht die Unwissenheit in gerichtlichen Geschäften peinigt, bei einem solchen Anwalt Raths erholen kann. Doch noch glücklicher die, welche gar nicht erst seiner bedarf! Im Ernst, ist es zu wünschen, daß die Frauen Juristinnen werden, daß sie sich bei den kleinen Streitigkeiten, die den Reiz geselliger Verbindungen ausmachen, sogleich auf den Buchstaben des Gesetzes berufen, und an ein Recht appelliren, anstatt wie sonst nur durch Liebenswürdigkeit, Sanftmuth oder auch durch das Talent der Ueberredung zu siegen, das den Damen auch dann Recht verschafft, wenn sie Unrecht haben? Nein! Wir wollen wünschen, daß es beim Alten bleibe, daß unsre Schönen die reizende Unschuld des Naturstandes beibehalten, die sie noch Menschen seyn läßt, wo wir Männer eigentlich nur politische Thiere sind. Und was lernen sie aus den Gesetzen? Erschrecken müssen sie, wenn sie gewahr werden, wie viel ihnen die Jurisprudenz von dem Urrecht abgezogen hat, dessen sie sich überall erfreuen, wo nicht das Gesetz spricht. Nimmt das Gesetz jemals Rücksicht auf Liebenswürdigkeit, Schönheit, Talent? Ist nicht, dem Gesetz gegenüber, jede Schöne ihrer natürlichen Waffen beraubt? Die Frauen herrschen in der ganzen Welt ohne ein andres Gesetz, als das Naturgesetz, das alles Starke dem Schönen unterwirft. Wie möchten sie sich dieses angebornen Uebergewichts begeben, um ängstlich den Vorschriften eines Gesetzes nachzuleben, das die Männer gemacht haben, und das eine ewige Protestation gegen dieses Uebergewicht ist? Ich wünsche aufrichtig jeder Frau, daß sie nie in den Fall kommen möge, das bürgerliche Gesetz kennen zu lernen, denn an sich ist es ein trocknes Ding, wird es aber gegen sie angewendet, so ist sie unglücklich, und muß sie es zu ihrer Vertheidigung anrufen, vielleicht noch unglücklicher!



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — Nº. 85. — 20. August 1830.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsezung.)

15) J. B. Frasers Reise nach und in Khorasan in den Jahren 1821 — 1822 nebst Nachrichten von den nordöstlich von Persien gelegenen Ländern und Bemerkungen über den Nationalcharakter der Perser, wie über die Regierung und die Macht Persiens. Aus dem Englischen. Zwei Theile. (Zugleich als 48ster und 52ster Band der Neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen.) Weimar, Landes-Industriecomtoir, 1828 und 1829.

Fraser ist für Persien, was Burckhardt für Arabien. Mit derselben Ausdauer und Kühnheit hat auch er weit-entlegne feindselige Länder durchreist. Das Bild aber, was er von dem innern Zustand Persiens entwirft, ist noch abschreckender, als das von dem Zustand der den Türken unterworfnen Länder. „Der Türke ist ein Löwe, der Perser ein Tiger,“ dies Sprichwort allein bestätigt den niedern Rang des lezteren.

Die Araber an den Küsten des persischen Meerbusens hatten, seit die Begeisterung der wechabitischen Sekte sie ergriffen, als kühne Seeräuber die englischen Schiffe geraubt und deren Mannschaften ermordet. Dies machte einige Expeditionen der Engländer nöthig. Die erste erlag der wechabitischen Tapferkeit, und erst einer stärkeren englischen Armee gelang es, von Bombay aus, die Nester der Seeräuber zu zerstören. Zu größerer Sicherheit aber legten die Engländer auf der Insel Kischmee und im alten berühmten Ormus feste Pläze an. Persien sah indeß die Engländer nicht gern in solcher Nähe und beschwerte sich. Um den Schach nun zu beruhigen, wurde Dr. Juckes von Bombay als Gesandter nach Teheran geschickt, und Fraser entschloß sich, denselben zu begleiten, jedoch ohne amtlichen Charakter. Sie reisten über die arabische Stadt Muskate, über Kischmee und Ormus nach Schiras, der ersten bei den Dichtern hochberühmten Hauptstadt Persiens. Allein hier wüthete die Cholera, und Fraser fand auch in jeder andern Beziehung, daß die Wirklichkeit weit hinter den Sagen der Dichter zurückbleibe, denn Elenderes als eine persische Stadt, und Oederes als eine persische Gegend läßt sich nicht denken. Man muß sich endlose kahle Gegenden mit Lehmhäusern von gleicher Farbe wie der Boden vorstellen, um sich von der gepriesenen Provinz Fars, deren Hauptstadt Schiraz ist, einen Begriff zu machen. Da wo der Boden Kultur verträgt, findet sich doch keine, denn es gibt mehr verödete Dörfer als angebaute und die Bevölkerung ist unter

dem jahrhundertlangen Druck der Despotie außerordentlich verdünnt worden. Ispahan fand Fraser in keinem bessern Zustand als Schiraz. Hier starb Dr. Jukes an der Cholera, und Fraser, der seine Papiere übernahm, reiste allein nach der Residenz Teheran, nachdem er unterwegs Koom, die heilige Stadt, heimlich und in persischer Tracht besucht hatte. In Teheran übergab er die Gesandtschaftsakten dem dort befindlichen englischen Geschäftsträger, und blieb so lange daselbst, als nöthig war, um den Hof und die Regierung kennen zu lernen.

Wir heben aus dieser sehr ausführlichen Darstellung nur einige charakteristische Züge hervor, die geeignet sind, auf das Ganze einen Schluß ziehn zu lassen.

„Der Geiz des Königs ist der Spott, aber auch der Fluch des ganzen Landes und man erzählt eine Menge lächerlicher Beispiele von dieser seiner herrschenden Leidenschaft. Eines Tages z. B. auf einem Spaziergange mit dem vorigen Minister, Mirza Schefea, fand er eine Rupie auf der Erde, er hob sie auf, zeigte sie dem Minister und sagte: „Was meint ihr, Mirza, ihr seid ein gelehrter Mann; glaubt ihr, daß es auf irgend eine Art möglich sey, aus dieser Rupie 1000 Tomans zu machen?“ Der Mirza entgegnete, das übersteige seine geringen Einsichten, aber der König, ach! der König, der sey allmächtig und könne ohne Zweifel auch das bewirken, wenn er wolle. Der König rief einen Pasch-khid-mut herbei, fragte, was es jezt für Früchte gäbe und als er erfuhr, daß die Aepfel eben jezt reif wären, so ließ er sogleich für eine Rupie davon kaufen. Er erhielt 50—60 Aepfel und schickte mehreren der vornehmsten Edelleute und höchsten Hofbeamten, auch dem Minister selbst 3—4 Stück; jeder so Beschenkte mußte, der bestehenden Etikette gemäß, dem König ein bedeutendes Gegengeschenk machen und den Ueberbringer anständig belohnen; auf diese Art erhielt der König für seine Aepfel 1500 Tomans, seine Boten aber 300 Tomans, die Seine Majestät ebenfalls an sich nahmen, und nur 10 Tomans unter die Dienerschaft vertheilten. — Während meines Aufenthalts zu Teheran fiel Mirza Assad Ulla in Ungnade. Der König ließ ihn vor sich bringen, unter dem Vorwand, er habe öffentliche Gelder unterschlagen. Man legte ihm eine Schnur um den Hals und warf ihn nieder, worauf der König ausrief: „Was gebt ihr für euer Leben, Erbärmlicher! Wollt ihr mir 100,000 Tomans bezahlen? Der Schah weiß, daß ihr so viel besitzt — was sagt er?“ Die Schnur wurde nachgelassen, und der halberdrosselte Mirza erklärte, er wolle alles geben, was in seinem Vermögen wäre; aber diese Antwort war zu zweideutig, die Schnur wurde also wieder zugezogen, es fiel ein neuer Hagel von Streichen auf den Mirza, und der König wiederholte seine Frage. Endlich bog sich der Amin-u-Doulot, der seinen eigenen Plan dabei hatte, zu dem Verbrecher herab, als wenn er hören wolle, was er antwortete und rief aus: „Sire, der *Mirza verspricht* die 100,000 Tomans, und ich verbürge mich für ihn.“ — Man hat mir versichert, und ich glaube ganz der Wahrheit gemäß, daß der König den gewöhnlichen Gang der Dinge in Liebesangelegenheiten völlig umgekehrt hat; er benuzt nämlich seine Gunstbezeugungen ebenfalls als Erwerbsquelle, und nur die Schönen seines Harems werden dieser Gnade gewürdigt, die im Stande und bereit sind, ihn durch reiche Geschenke dafür zu belohnen. So pflegt er auch nicht nur seine Töchter, sondern auch seine Weiber an Edelleute von ungewöhnlich niedriger Geburt zu verheurathen, wenn sie nur im Stande sind, ihm eine bedeutende Summe zu bezahlen, und oft geschah das sogar gegen den Willen beider Gatten. — Es gibt periodisch wiederkehrende Tage, an welchen alle Personen, welchen der Zutritt zum Monarchen gestattet ist, mit einem Geschenk vor ihm erscheinen müssen; der einträglichste dieser Tage ist das Neujahr. Jeder, der nur irgend von der Hofgunst abhängt, strengt sich an, um mit einer gefüllten Börse zu erscheinen, und wer nicht im Stande ist, mit baarem Gelde aufzuwarten, (was dem König freilich das Liebste ist) bringt Pferde, Shawls, Juwelen oder andere Gegenstände; zurückgewiesen wird nichts. — Wer zur Einsammlung der Steuer in eine Gegend gesendet wird, der läßt sich seinen ganzen Aufwand von den Bewohnern des Distrikts ersetzen und er sorgt nicht nur dafür, daß diese Kosten beträchtlich werden, sondern er erpreßt auch noch von jedem Dorfe, wo er Halt macht, gewisse Geschenke. — Mirza Abdul Rezak erzählte mir, daß er während seines Aufenthaltes in einer gewissen Stadt oft durch das periodisch wiederkehrende Geschrei einer Person erschreckt wurde, die dem Anscheine nach, täglich eine tüchtige Tracht Prügel bekam und während der Schläge ausrief: „Amaun! Amaun! (Gnade!) Ich besitze nichts, gar nichts, der Himmel ist mein Zeuge, ich habe gar nichts!“ und andern Exklamationen. Er fand, daß der Schreier ein vornehmer Kaufmann war, der für sehr reich galt, und ihm später gestand, er habe erfahren, daß der Fürst oder Statthalter von seinem Reichthum unterrichtet sey, und sich einen Theil davon ausbitten wolle; da er nun wohl wisse, daß man allerlei Qualen anwenden werde, um Geld von ihm zu erpressen; so habe er sich entschlossen, sich allmählich an den Schmerz zu gewöhnen, damit er im Stande sey, dem gefürchteten unbilligen Begehren zu widerstehen, wenn es auch durch Schläge unterstüzt würde. Wie er sagte, hatte er es schon so weit gebracht, daß er 1000 Stockprügel aushielt. — Vor nicht langer Zeit war es einem Bewohner der Provinz Fars gelungen, die Fabrikation der Thongeschirre so zu verbessern, daß er ein leidliches Porzellan erzeugte. So wie es der König erfuhr, ließ er den Mann durch ein Machtgebot nach Tehe-

ran bescheiden, um Porzellan für den Schah zu verfertigen. Dieser Befehl erschreckte den armen Mann sehr, denn er wußte wohl, daß er nicht allein für den Schah werde arbeiten müssen, sondern auch für alle seine Beamte und Hofleute und zwar ohne die geringste Hoffnung auf Belohnung; ja vielleicht hätte man ihm nicht einmal den nöthigen Unterhalt gereicht. Er reiste nach Teheran, aber nur um den Minister durch reiche Geschenke zu bewegen, daß dieser dem König berichtete, das sey gar nicht der Mann, der das Porzellan verfertigen könne; der eigentliche Fabrikant seye entflohen. Der Minister wirkte ihm bald seine Entlassung aus, und der Mann kehrte mit dem Gelübde, in seinem Leben kein Porzellan wieder zu machen, in seine Heimath zurück. Durch dies Verfahren der Regierung und der Beamten wird jede nützliche Erfindung und Verbesserung gleich im Keim erstickt. — Die Unsicherheit des Leibes und Lebens, so wie des Eigenthums erzeugt Mißtrauen zwischen den Einzelnen, jeder lebt nur für sich und für die Stunde; Vater und Sohn fürchten einander und oft artet diese Furcht in Haß aus; selbst die Frau, die des Lebens ihres Mannes und der Liebe ihrer Kinder so ungewiß ist, hat ein getrenntes und egoistisches Interesse und sammelt alles, was sie von seinem Vermögen in Sicherheit und auf die Seite bringen kann, um für die mögliche böse Zukunft zu sorgen. — Wer sich durch Muth und Kraft auszeichnet, wird dadurch dem König verdächtig. Ein Chef in der Nähe von Astrabad, mit dem ich über seine frühern und projektirten Kriegszüge gegen die Turkomannen sprach, erklärte sich ganz in diesem Sinne. „Wozu soll ich dies Volk vernichten?" sagte er, „welcher Dank würde mir dafür vom König werden? Er würde mir die Augen ausstechen lassen. — Der König hat sich selten der Gefahr ausgesetzt, doch machte es sich einmal in der ersten Zeit seiner Regierung nöthig, als ihm sein Oheim Saduck Khan den Thron streitig machte, daß er den Truppen durch seine Gegenwart Muth einflößte; er erschien also begleitet von seinem trefflichen alten Minister Hadschi Ibrahim, hielt sich aber immer in einer bescheidenen Entfernung von der Gefahr und dennoch soll man deutlich bemerkt haben, wie unwohl ihm zu Muthe war, ja endlich, als eine Kugel in seine Nähe kam, stürzte er vor Schrecken halbtod vom Pferde, worauf der Mirza schnell von seinem Pferde abstieg und den König mit den Worten: „Hibleh allum Ghyze furmoodust," (Welche heftige Gemüthsbewegung hat den Vater der Welt ergriffen!) wieder aufrichtete. — Es gibt nichts, was ein persischer Minister oder Statthalter nicht für Geld thäte. Die schändlichsten Verbrechen, Raub, Mord, kurz alles hat seinen Preis und der Thäter braucht den Vorgang blos nach seiner Art zu erzählen und seine Darstellung mit 50 bis 5000 Tomans zu unterstützen, um von dem Minister eine Erklärung zu erhalten, in welcher erklärt wird, daß er die Sache untersucht und alles in Ordnung gefunden habe. Diese Niederträchtigkeit ist wirklich ein vorherrschender Charakterzug in diesem Reiche, den man bei den höchsten wie bei den untersten Ständen antrifft. — Während unseres Aufenthaltes in Ispahan ereignete sich ein Fall, der beweist, mit welcher Gleichgültigkeit die Perser das Verbrechen des Mordes ansehen, wenn sie nur ihre Habsucht befriedigen können. Einer von unsern Bedienten hatte sich betrunken; als er wieder nach Hause taumelte, begegneten ihm einige Mädchen, die aus einem öffentlichen Badehaus kamen, und ohne alle Veranlassung stach er eine von ihnen in den Leib." Ihre Verwandten waren aber so niederträchtig, statt der Blutrache nur von Fraser eine Entschädigungssumme zu fordern, und da er sich dessen weigerte, so bettelten sie so lange, bis er sich endlich zu einer geringen Summe verstand. Der Mörder wäre dabei ganz ohne Strafe weggekommen, wenn Fraser, bevor er zahlte, nicht ausdrücklich ausbedungen hätte, daß er derb ausgeprügelt werden mußte.

Auf der ganzen Reise litt Fraser beständig durch die Schlechtigkeit derer, die ihm von der Regierung zum Geleit mitgegeben waren. Oft erhielt er den geringen Bedarf von Maulthieren und Lebensmitteln, der ihm geliefert werden sollte, nicht, sondern mußte ihn theuer bezahlen, während seine Begleiter und die Statthalter der betreffenden Oerter von den Einwohnern das Dreifache erpreßten und unter sich theilten. Daher geschah es auch, daß ihm schon das nächste Dorf vor Schiras die Thore verschloß und trotz des ausdrücklichen Befehls der Regierung deren Bevollmächtigte nicht einließ. Daraus kann man auf die Subordination und Ordnung des Reichs schließen.

Da Fraser befürchtete, der Schah möchte ihm nicht erlauben, die östlichen Provinzen des Reichs zu besuchen, wenn er darum anhielte, so entschloß er sich, heimlich dahin zu gehn und nur von einigen bessern Persern, die er in Teheran hatte kennen lernen, Empfehlungen an die ziemlich unabhängigen Khans jener Provinzen mitzunehmen, auch die persische Tracht anzulegen. Sein Ziel war Khorasan, im noch fast ganz unbekannten Nordosten Persiens. Allein seine Reise wurde auf eine für seine Ungeduld unerträgliche Weise gehemmt. Bald wagte es bei den Raubzügen der Turkomanen keine Karawane, abzugehn, bald hielt man den Reisenden auf, um ihn länger um sein Geld schröpfen zu können. Nachdem er in Nischapore die reichen Türkisgruben besucht, kam er nach vielen Unterbrechungen endlich bis nach Musched, der Hauptstadt Khorasans. Allein hier war er beinah seines Lebens nicht sicher. Diese Stadt ist die bigotteste im ganzen Orient und Fraser mußte sich entschließen, zum Schein Muhamedaner zu werden, um dem Tode zu entgehn. Er fand übrigens hier eine überaus schöne Moschee, das Grab des großen Chalifen Harun Al Raschid

und des Nadir Schah, so wie in dem benachbarten Tus das Grab der berühmten Fatime. Obgleich er alles anwandte, um weiter östlich bis nach Buchara zu kommen, so wußten ihn doch die Perser treulos hinzuhalten, bis ihm das Geld zu Ende ging, und nun blieb ihm weiter nichts übrig, als geradezu nach dem kaspischen Meere zurückzureisen. Er wandte sich also von Musched über Cotschun, Schirwan, Dschordschan und Finderisk nach Astrabad. Die Khane in diesen Ostprovinzen bekümmern sich wenig um Persien. Sie hatten so eben einen persischen General gefangen genommen, als Fraser ankam. Alle ohne Ausnahme erklärten sich bereit, sogleich mit England gemeinschaftliche Sache gegen Persien zu machen, und wunderten sich, daß England so lange zögere. Selbst die Kurden, die an diese Grenzen versezt worden waren, um die Räubereien der Turkomanen abzuwehren, schienen jezt geneigt, mit diesen ihren Todfeinden gegen Persien sich zu verbinden. Die mit einigen Khans angeknüpfte Freundschaft sezte Fraser in den Stand, ungefährdet durch die Lager der Turkomanen zu reisen und die Gastfreundschaft dieses wilden und freiheitsliebenden Volkes zu genießen. Wären die turkomanischen Stämme nicht unter einander selbst beständig in Fehde, so hätte ihre ungestüme Tapferkeit das Perserreich schon längst über den Haufen geworfen. Fraser bedauert, daß gerade die Gegenden zwischen Schirwan und Astrabad, die sich durch ihre Schönheit und Fruchtbarkeit weitaus vor den persischen auszeichnen, von diesen Nomaden bevölkert sind, die kein ackerbauendes Volk darin aufkommen lassen.

Im Anhange gibt Fraser eine ausführliche Schilderung des Kriegs der Engländer gegen die wechabitischen Seeräuber, eine geographische Skizze von Khorasan, und sehr interessante Nachrichten über die noch weiter östlich liegenden Länder, die er leider nicht selbst besuchen konnte, über die er aber genaue Erkundigungen einzog, nämlich zunächst über die Staaten im Lande der Uzbecken, Khywah und Buchara, wo Samarkand und Timurs Grab ist und wo jezt der Schah Heider sehr gut und gerecht regieren soll, ferner über Kokan, mit dessen reichen Rubinen- und Lapislazuligruben, endlich über Kaschgar und Yarkund, wo die Chinesen über Muhamedaner höchst tolerant und so gerecht herrschen, daß die Sicherheit in ihren Ländern ihres gleichen suchen soll. Zugleich stellt der Verf. Betrachtungen über den wahren Lauf des Orus an, und gibt zulezt mehrere Reiserouthen, die zur Orientirung in diesen unbekannten Ländern dienen können.

Es erhellt aus allen diesen Schilderungen, daß es sowohl Russen als Engländern sehr leicht fallen würde, das Perserreich über den Haufen zu werfen, daß sie aber einstweilen keinen Vortheil davon haben könnten, da ihnen in dieser gänzlich verwilderten, mit weiten Wüsten durchzogenen Ländern, die Subsistenzmittel fehlen würden.

16) Leben des berühmten amerikanischen Reisenden John Ledyard, des Begleiters von Cook. Nach seinen Tagebüchern und nach seinem Briefwechsel dargestellt von Jared Sparks, Esqu. Aus dem Englischen von Dr. C. F. Michaelis. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, Hinrichs, 1829.

Diesen Reisenden hat ein merkwürdiger Unstern auf seiner ganzen Lebensbahn begleitet. Er wurde 1751 in Nordamerika geboren und die Unruhe seines Geistes trieb ihn, aus der Schule zu entfliehen und als Matrose zur See zu gehn. Zufällig kam er in die Dienste des berühmten Kapitän Cook, der ihn auf seiner dritten Reise um die Welt mitnahm. Er hat diese Reise beschrieben und schon früher in Druck gegeben. Hier folgt ein Auszug aus der Beschreibung, worin wohl das Merkwürdigste die genaue Schilderung aller Nebenumstände beim Tode des Kapitän Cook auf den Sandwichs-Inseln seyn dürfte. Es erhellt daraus, daß Cook an seinem Tode selbst Schuld war, indem er die anfangs wohlgesinnten Einwohner reizte. Er ließ nämlich die Heiligthümer des Volks muthwillig zerstören, um sich des daran befindlichen Holzes zu bemächtigen, da er doch nur einige hundert Schritte weiter hätte gehn dürfen, um Waldungen zu finden. Nachdem Ledyard von dieser großen Reise zurückgekehrt war, sollte er auf einem englischen Schiffe gegen seine eigne Landsleute, die Nordamerikaner, in deren Unabhängigkeitskriege fechten, ersah sich aber die Gelegenheit und desertirte. Er hatte einen großen Plan gefaßt. Cook hatte auf seiner lezten Reise an der Nordwestküste Nordamerikas von den Indianern einige Pelze als Tauschmittel erhalten und nach China mitgenommen, wo sie theuer bezahlt wurden. Darauf nun gründete Ledyard den Plan, einen Pelzhandel im Großen zwischen jener Nordwestküste und China anzulegen. Dieser Plan ist ausgeführt worden und hat ungeheuren Gewinn gebracht, allein Ledyard verdammte das Schicksal, keinen Gewinn davon zu haben. Er theilte seinen Plan seinen Landsleuten mit, aber diese fanden für gut, ihn allein auszuführen, ohne sich weiter um seinen Erfinder zu bekümmern. Nachdem nämlich Ledyard lange unnütz aufgehalten worden war, entschloß er sich, die Ausführung des Plans in Europa zu betreiben. Drei Jahr nachher aber wurde von den Vereinigten Staaten wirklich das erste Schiff auf den Pelzhandel ausgeschickt. Ledyard ging unterdeß nach Spanien, Frankreich und England. Ueberall versprach man ihm Beistand, hielt ihn hin und gewährte ihm am Ende nichts. Er faßte endlich den ungeheuern Entschluß, zu Lande durch Sibirien nach Kamtschakka bis an die Nordwestküste Amerikas zu pilgern, um die Länder und Völker des äußersten Nordens auszukundschaften. Die Kaiserin Katharina II. erlaubte ihm die Reise, sandte aber selbst eine Expedition aus, und als Ledyard nach einer äußerst langen und mühseligen Reise bis nach Jakutsk gekommen war, ward er plötzlich als vermeintlicher Spion verhaftet, den ganzen langen Weg zurücktransportirt und an der polnischen Grenze ausgestoßen. Von hier begab er sich traurig nach London, wo ihm noch einmal das Glück zu lächeln schien. Die afrikanische Gesellschaft gab ihm eine vortheilhafte Anstellung als Reisender, um das Innere Afrikas zu erforschen. Allein sein Unstern verließ ihn nicht, denn kaum war er in Cairo angekommen, als ihn ein Fieber hinwegraffte, im Herbst 1788. Friede seiner Asche

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 86. — 23. August 1830.

Schulschrift.

Mustersammlung aus deutschen Dichtern mit dem Nibelungenliede im vollständigen Auszuge von Dr. Söltl, Prof. am königl. alten Gymnasium zu München. München, 1830. Jos. Lindauer'sche Buchhandlung.

Nachdem eine Mustersammlung deutscher Gedichte, wie sie Follen's Bildersaal darbietet, erschienen war, hätte man wohl erwarten dürfen, daß kein Schriftsteller, der sich selbst achtet, mit einer bedeutend schlechteren hervortreten werde. Follen's, in diesen Blättern schon gebührend anerkanntes Verdienst besteht darin, geleistet zu haben, was noch kein Werk der Art geleistet hatte, indem er die pädagogischen und ästhetischen Anforderungen, die an jede, besonders für Schulen bestimmte Anthologie gemacht werden müssen, nicht allein berücksichtigte, sondern im Allgemeinen auf eine sehr glückliche Weise befriedigte. So schwierig die Lösung dieser Aufgabe ist, so ist es doch für jeden Pflicht, der sich fortan einen ähnlichen Zweck, wie Follen, sezt, sich auch dieselbe Aufgabe wenigstens zu stellen. Herr Söltl versucht es dagegen zu dem alten, gedankenlosen Chaos, welches in den gewöhnlichen Anthologien herrscht, zurückzuführen, nicht etwa, weil er seines Vorgängers Arbeit nicht gekannt, sondern vielmehr, wie aus der Benuzung derselben im Einzelnen hervorgeht, weil er sie nur zu gut gekannt zu haben scheint. Follen hat bekanntlich seinen Bildersaal mit Musterstücken epischer Dichtkunst eröffnet, und zwar so, daß er die rein epischen Dichtungen voranstellt und denselben die episch-lyrischen folgen läßt, welche ihm dann zum natürlichen Uebergang zu den eigentlich lyrischen Dichtungen dienen. Die lezteren folgen wieder auf einander, wie sie sich in der Geschichte jedes Dichterlebens, jeder poetischen Literatur nach einander zu erzeugen pflegen: Reinlyrische Gedichte, Lieder, Oden, Elegien, als unmittelbare Ergüsse des poetischbewegten Gefühls; dann Bilder, Gemälde, Phantasien, als erste Versuche, über das Reinlyrische hinaus zur Reflexionspoesie hinüberzuschreiten, welche leztere ihre Blüthe in den allegorischen Dichtungen findet, in denen Gefühl, Phantasie und Gedanke in ungetheilter Dreieinheit herrschen, wie denn auch die Religion selbst, oder wenigstens religiöse und selbst philosophische Auffassung den Stoff und die Form derselben bestimmen. An sie schließt sich die eigentliche Didaktik in allen ihren Formen an, bis sie in den Legenden zur Form der epischen Dichtung, in den Mutterschooß aller Poesie zurückkehrt. Epigramme, Sonnette und Gedichte in antiken Versmaaßen sind in einem Anhange vereint. Wir sehen hier eine geistvolle, im Wesen wie in der Geschichte

der Poesie selbst gegründete Auffassung derselben, welche denn auch die Anordnung bestimmt. Ist es richtig, daß die Poesie, wie sie mit ihren Gattungen sich in der Geschichte der Völker entwickelt, so auch in den Individuen hervortrete, so ist diese Anordnung im Allgemeinen auch die pädagogisch richtige und man wird höchstens über die Stellung manches Einzelnen in diesem wohlgegliederten Ganzen mit Herrn Follen rechten können, wozu weniger die lyrischen, als die epischen Dichtungen Anlaß geben. Bei letzteren wäre z. B. wohl pädagogisch richtiger gewesen, mit epischen Einzelnheiten anzufangen, als mit einem so umfassenden und nebenbei etwas fremdartigen Gedicht, wie Herders Zid. Dieser Anfang ist übrigens nicht minder der wissenschaftlich richtigere, da unmöglich umfassende Epopöen, sondern nur epische Einzelnheiten die ersten Erzeugnisse der ganzen Gattung gewesen seyn können. Eben so hätte wohl manches schöne Gedicht dieser oder jener Gattung noch Aufnahme verdient, manches andere, aus pädagogischer Rücksicht, z. B. das Schlegel'sche Gedicht gegen Kotzebue, ausgeschlossen werden können. Wer, nach reiflicher Ueberlegung, eine zahlreiche Ausscheidung und Aufnahme von Gedichten, eine durchgreifende Umgestaltung der Anordnung im Einzelnen nöthig erachtete, und zwar gerade, um dem vortrefflichen, von Follen so klar und bestimmt ausgesprochenen Zweck ästhetischer Bildung näher zu kommen, — der, aber auch nur der wäre jezt noch berufen, eine neue Mustersammlung für Schulen herauszugeben. Herr Söltl, der es sich herausgenommen, hat gar keinen Beruf dazu gehabt; denn die Aufforderung, die ein Paragraph des neuen, noch nicht eingeführten bayerischen Schulplanes zur Verfassung deutscher Anthologien enthält, und auf die Herr Söltl sich bezieht, sezt einen solchen Beruf zwar voraus, verleiht ihn aber nicht. Was Schelling vor anderthalb Jahren in einer Rede, mit welcher er eine Sitzung der Münchener Akademie eröffnete, von allen wissenschaftlichen Arbeiten behauptete, daß sie nimmermehr par ordre du Mufti gedeihen könnten, das gilt auch von jeder geistigen, von jeder literarischen Arbeit. Es soll hiermit nicht gesagt seyn, daß Herr Söltl's Buch nicht eine mehrfältige Beschäftigung mit Poesie und einen im Allgemeinen guten Geschmack verrathe: aber insofern der Verfasser sich weder die Mühe gegeben, den Stoff nach den Dichtungsarten, noch auch literaturgeschichtlich, wie etwa Kunisch gethan, zu ordnen, noch endlich — wie Follen neben seiner oben erwähnten, geistvollen Zusammenstellung, nicht übersehen — leichtere und schwerere Gedichte, zur Auswahl für verschiedene Altersstufen und Behufs der Interpretation, gehörig an einander zu reihen; — halten wir uns allerdings berechtigt, dessen Arbeit zu denen zu zählen, welche ohne Beruf unternommen und darum überflüssig, wenn nicht gar schädlich sind. Den völligen Mangel an wahrem Beruf legt der Verfasser auch durch die Vorrede an den Tag, welche er verkehrter Weise dazu bestimmt hat, die Bestimmung des neuen bayerischen Schulplanes als vortrefflich darzustellen, nach welcher auf den bayerischen gelehrten Schulen die Muttersprache zur Magd der griechischen und lateinischen herabgewürdigt ist. Wenn ein Philolog aus Vorliebe für die Sprachen, in und von denen er sein geistiges Leben hat, die Lobpreisung einer so einseitigen Bestimmung unternimmt, so läßt sich das wohl begreifen, ja man kann den Mann, der es thut, hochschätzen und selbst lieben, daß er noch so viel jugendliche Natur besizt, im Eifer für das, was ihm mit Recht schön und herrlich erscheint, für alles übrige blind und taub zu seyn, wie ein Bräutigam etwa nur für die Schönheit seiner Braut, und nicht für andere Schönen Augen hat. Aber was soll man von Jemanden denken, der ein Buch herausgibt, das einem Zweige des deutschen Sprachunterrichts dienen soll, und zu gleicher Zeit diesem Unterricht eine so untergeordnete Stelle anweiset, als der bayerische Schulplan vorschreibt, sich im Lob der altklassischen Sprachen ergeht, wo gerade von der deutschen Sprache und ihrer nothwendigen Betreibung auf Schulen zu reden der Ort war? Unter andern, daß er auf beiden Achseln zu tragen und es weder mit dem einen, noch dem andern Sprachunterricht ernstlich zu meinen scheine. Herrn Söltl's Vorrede ist ein Widerspruch gegen sein Buch und sein Buch ein Widerspruch gegen seine Vorrede. Wollen wir nun auch die Sache nicht so streng nehmen, so müssen wir doch auf jeden Fall zu unsrer ersten Behauptung zurückkehren, daß Herr Söltl ohne Beruf gearbeitet habe, indem er schwerlich gewußt, was er gethan. Müssen wir also, nach unserer Ueberzeugung, die Söltl'sche Mustersammlung als Ganzes, insbesondere auch als Schulbuch tadeln, so läugnen wir doch nicht, daß wirklich recht gute Gedichte in derselben Platz gefunden haben, was nach Follen's Vorgang leicht war; und einige wenige sind aufgenommen, die auch für Follen's Bildersaal eine Zierde wären; daneben aber auch manche, die durchaus nicht hineingehören, die ihrem Inhalte nach unpoetisch sind, wie das Göthe'sche Epigramm z. B.: „Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine ꝛc., in welchem zwar die handgreifliche Wahrheit ausgesprochen ist, daß ein Dichter vom Ruhm nicht leben könne, und daß, diese Wahrheit erkennend, der hochselige Großherzog von Weimar Göthe'n nicht blos geehrt, sondern auch versorgt habe; aber ist der polirte und glückliche Ausdruck dieser Wahrheit Poesie, und wird solche Poesie geeignet seyn, die ästhetische Bildung junger Leute zu fördern; werden sie nicht vielmehr unwillkührlich zu der Folgerung geleitet werden, die wahre Poesie sey jene tüchtige Kuh, die uns mit Butter versorgt? Wie Follen schon, so hat auch Herr Söltl verneudentschte Stücke aus dem Nibe-

lungenliede in seine Mustersammlung aufgenommen, aber wie sich diese überhaupt zu Follen's Bildersaal verhält, wie die disjecti membra poetae zum Poeten, so verhält sich auch die Art und Weise, wie Herr Sötl einzelne Stellen aus dem Nibelungenliede ausgehoben, zu der, auf welche es Follen gethan: Follen's poetischer Geist hat nur poetische Ganze ausgehoben, namentlich den tragischen Ausgang des Gedichtes als die reife, in sich abgeschlossene Frucht desselben, wobei er sich begnügt hat, eine allgemeine Inhaltsübersicht voranzustellen. Herr Söltl gibt uns Fetzen von Anfang bis zu Ende des Gedichts, welche mit den Lumpen epitomatischer Sätze schlecht genug zusammengeflickt sind. Dies allein reicht hin, um das völlige Ungeschick an den Tag zu legen, welches Herr Söltl zur Verfassung seiner Anthologie gebracht hat.

W. B. M.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

17) Land- und Seereisen im niederländischen Indien und einigen brittischen Niederlassungen, unternommen in dem Zeitraum von 1817 bis 1826, durch Johannes Olivier, ehemels Sekretär zu Palembang. Aus dem Holländischen übersezt. (Zugleich als 53ster Band der Neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen.) Weimar, Landesindustrie-Comptoir, 1829.

Olivier machte von Batavia aus mehrere Touren durch das Innere von Java und besuchte dann die benachbarten großen Inseln Madura und Bali. Er gibt zunächst eine sehr anziehende Schilderung von Batavia und seinen reizenden Umgebungen, wohin sich jezt, um dem verderblichen Klima in der Stadt selbst zu entgehn, die meisten Einwohner zurückgezogen haben. Da übrigens die vornehmen und weichlichen Sitten von Batavia schon oft geschildert worden sind, wollen wir hier nur einen Zug ausheben, welcher darthut, wie weit die phlegmatische Ueppigkeit der Holländer in dem heißen Klima gestiegen ist. „Der Altgast (ältere Kolonist) zieht sich nach Mittag in sein Schlafzimmer zurück, läßt sich durch ein Paar, oft auch durch drei oder vier junge Sklavinnen entkleiden, und befiehlt ihnen, folgende verschiedene Manoeuvres vorzunehmen, auf welche diese Mädchen besonders abgerichtet sind, und wobei die größere Geschicklichkeit auch den Kaufpreis der Sklavinnen nach Verhältniß erhöht. Ihre verschiedene Benennungen deuten auch ihre verschiedenen Geschäfte an. Die Manipulationen machen einen großen Theil der Zeitvertreibe vieler Herren Altgäste aus, besonders aber der Landherren, die unter allen die beste Gelegenheit haben, um („unseen, unknown") ein epikurisches Leben zu führen. Die erwähnten Manoeuvres bestehen in pidjit, wobei die Arme, die Beine, der Rücken, die Lenden, der Hals und selbst der Kopf sanft gedrückt wird; in sapoe-sapoe, wobei der ganze Leib sanft mit der Hand bestrichen wird; gosok-gosok, Reiben mit warmen Tüchern; tombok, leise und gelinde Stöße mit der Faust; tiobit, sanftes Kneipen der Haut mit dem Nagel des Daumens und dem vordersten Finger über den ganzen Leib; oeroet oder ramas, ein kunstmäßiges Reiben und Knäten der Glieder und der Gelenke, daß sie krachen und knacken u. s. w., welche Operationen alle von geübten und sanften Frauenhänden verrichtet werden müssen, und eine wollüstige Ermattung herbeiführen, die den Schlaf angenehm und stärkend, und die Glieder liegsam und gelenkig macht. — Viele Altgäste würden gar nicht in ihrem Bette bleiben können, wenn sie sich nicht die Arme und Beine von vier Sklavinnen allemal vorher durchwalken ließen."

Noch interessanter sind die Schilderungen des Innern der Insel, ihrer prachtvollen Vegetation, ihrer Gebirge und Vulkane und ihrer alten Einwohner, die der Verf. als sehr sanft, gefällig und liebenswürdig rühmt. Er gibt unter andern eine Probe von ihrer Poesie. Ein Javanisches Mädchen oder Jüngling fängt an:

„Die Schmetterlinge flattern hin und her,
„Sie fliegen zur See, zu den Spitzen der Klippen;
„So wird auch mein Herz von Gefühlen bestürmt,
„Schon seit langer Zeit bis jezt."

Ein zweites folgt:

„Sie fliegen zur See, zu den Spitzen der Klippen,
„Der Steinadler fliegt nach Bandang zu;
„Schon seit langer Zeit bis jezt
„Hab' ich viele Jünglinge gesehen."

Das erste:

„Der Steinadler fliegt nach Bandang zu,
„Seine Federn werden nach Patani getrieben;
„Viele Jünglinge hab' ich gesehen,
„Doch keiner ist zu vergleichen dem Meinen."

Das zweite wieder:

„Seine Federn werden nach Pantini getrieben,
„Wie nach einem Flug junger Tauben;
„Doch keiner ist zu vergleichen dem Meinen,
„Nur er versteht, das Herz zu rühren."

So gutartig übrigens die Javaner sind, so bemerkt Olivier doch, daß sie sehr viel Patriotismus besitzen und

das Joch der Niederländer nur mit Unwillen ertragen. Er ist der Meinung, daß, wenn sich die leztern nicht beeilen, sich mit den Eingebornen mehr zu vermischen, diese bald geneigt und im Stande seyn dürften, ihre Unterdrücker zu verjagen. Das Beyspiel dazu erleben wie schon jezt. Der große Aufstand des Diepo Negoro erfolgte bald nach Oliviers Reise. Die Niederländer besitzen verhältnißmäßig nur einen sehr kleinen Theil der ostindischen Inselufer, und das Innere dieser großen Inseln wimmelt noch von der Westspitze Sumatras bis zur Ostspitze von Neu-Guinea von zahlreichen Indianerstaaten, welche gegen Westen meist muhamedanisch, gegen Osten noch altindischen Glaubens sind. Die Empörer auf Java haben also immer einen Rückhalt und überdies vervollkommnen sie sich täglich in der Kriegskunst. Man sagt, die Engländer unterstützen sie, allein Olivier will bemerkt haben, sie seyen den Engländern noch abgeneigter als den Niederländern. Auf die Engländer überhaupt ist Olivier nicht gut zu sprechen, und er wirft ihnen vor, sie hätten in ihren Werken über Java, besonders Raffle in seinem Prachtwerk, sich, wahrscheinlich aus einer Art von Eifersucht, die gröbsten Lügen und Entstellungen erlaubt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtkunst.

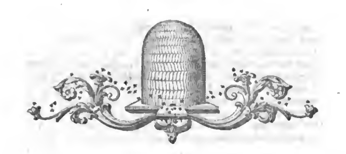
Poésies de feu Dovalle, précédées d'une préface par Victor Hugo. Paris 1830.

Vielleicht erinnert man sich auch in Deutschland, daß Dovalle, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, unlängst im Duell erschossen wurde. Er ging aus dem heitersten und blühendsten Leben zum Tod über, und was er an dichterischen Versuchen zurückgelassen hat, beweist, daß man Ungewöhnliches von ihm erwarten durfte, besonders in der anmuthigen und naiven Dichtungsart, ohne frisirte Kindischkeit und nach Pomade riechende Naivetät. Unter den lieblichen Gedichten ist eines, woran Dovalle noch eine halbe Stunde vor seinem Tod arbeitete und das in seinem Taschenbuch lag, wo die Kugel mitten durchging. Es ist hier in diesem zerreissenen Zustande abgedruckt.

Diesen Gedichten hat Victor Hugo eine Vorrede beigefügt, die nach seiner Art etwas Großartiges hat, und wo er auch wieder seine Lieblingsidee ausspricht, daß die Literatur die Revolution so gut in Frankreich durchmachen müsse, wie das politische Leben. Der Verfasser weiß diesem Gedanken eine besondere Anmuth und ein hinreißendes Interesse zu geben. Nur ein paar Worte daraus mögen hier stehen.

„In der Kunst geht eine mächtige Bewegung vorwärts, an der auch Dovalle seines Theils lebhaften Antheil nahm. Diese Bewegung ist aber nur eine natürliche, unmittelbare Folge unserer großen, bürgerlichen Umgestaltung von 1789: es ist nur das Prinzip der Freiheit, das erst im Bürgerleben alles anders gestaltete und sich fest sezte, jezt aber aus der materiellen Welt in die intellektuelle übergegangen ist, und die Kunst erneut, wie es die Gesellschaft anders gestaltet hat. Beide Regenerationen sind gleich allgemein, Alles umfassend und unwiderstehlich, sie ergreifen Alles, bauen Alles anders, im Einzelnen wie im Allgemeinen, sie schießen Strahlen nach allen Seiten aus und wandeln auf allen Wegen. Aber auch die Umgestaltung der Kunst hat ihr Alpdrücken, wie die politische ihr Schaffot hatte. Dieß ist allerdings zu bedauern. Aber nach Dorat's Madrigalen ist dieser Alp so nothwendig geworden, wie die Blutgerüste nach Ludwig XV. kleinen Abendessen. Die durch Komödien in Reifröcken und durch Elegien in Pleureusen mißhandelte Kunst mußte heftig geschüttelt und gerüttelt werden. Daher ist jezt der Drang nach mächtigen Aufregungen entstanden, und es haben sich auch gleich herrliche, düstere Genien gefunden (beaux et sombres génies), um ihm zu genügen.“

Ich bin indeß nicht Viktor Hugo's Meinung, wenn er die Ursache der französischen Revolution und der heutigen literarischen Umgestaltung in so engen Gründen und Veranlassungen sucht. Nicht die Soupers Ludwigs XV. haben die Revolution herbeigeführt, sondern der große Umschwung der Zeit, die erweiterten Ideen und Kenntnisse, das reifer werdende Gefühl von Menschen und Bürgerwerth. Dorat war freilich ein gar armseliger, plattgelockter und mit Zucker lakirter Wicht. An der erfreulichen Veränderung in dem Literaturleben Frankreichs hat er aber keinen Theil, denn diese ist nur späte aber unausbleibliche Folge von des Volks mächtiger Erhebung und geistiger Reifung. Ohne die politische Revolution wäre die literarische nimmermehr erfolgt. Leztere konnte aber auch jener nicht vorangehen, da die Franzosen ein eminent positives und politisches Volk sind. In Deutschland ist dies gerade umgekehrt. Da ist das Volk eminent spekulativ und in der Phantasie lebend. Darum konnte eine erste wackere Umgestaltung schon mit Lessing beginnen, wo das politische Deutschland noch sehr im Argen lag. Jezt aber, wo es damit merklich besser geworden ist, und wo wir anfangen klar zu sehen, beginnt die zweite literarische Umgestaltung, der Kampf der lichten, hellen, sich klar bewußten Massen, die das geistige und politische Leben vorwärts bringen wollen mit den alten einhemmenden Reputationen und Ministerialschwängen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 87. — 27. August 1830.

Physik.

Lehrbuch der Experimental-Physik oder Erfahrungs-Naturlehre. Von Biot. Zweite Auflage der deutschen Bearbeitung von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Voß. 1828—29. Fünf Bände gr. 8. m. K.

Das französische Original ist durch Beschluß der Kommission für den öffentlichen Unterricht als Lehrbuch in den öffentlichen Lehranstalten Frankreichs eingeführt, eine Auszeichnung, die allein hinreichend seyn würde, das Verdienst desselben zu beweisen, da die Franzosen bekanntlich sehr strenge Richter auf dem Felde der Physik und Mathematik sind. Wiewohl das Werk nur für Liebhaber bestimmt ist, welche mit einer mathematischen Betrachtungsart der Erscheinungen nicht befreundet sind, so hat doch der deutsche Herausgeber hier und da eine Formel beigefügt, in der Erwartung, daß sich auch solche Leser desselben bedienen werden, für welche die algebraische Zeichensprache vielmehr ein Erleichterungsmittel als ein Anstoß ist. Da dies aber immer nur Anmerkungs- oder Zusatzweise geschehen ist, so werden sich auch jene ersteren Liebhaber im Gange der Betrachtung dadurch nirgend aufgehalten finden.

Anstatt der alltäglichen und von selbst verständlichen Anwendungen, mit denen man Werke dieser Art nur zu oft überladen hat, versuchte der Verfasser so viel als möglich nur solche anzuführen, die sich, entweder durch die Genauigkeit der Messungen oder auch die Feinheit der angewendeten Apparate, eigneten, einen Begriff von delikateren und präcisen Verfahrungsarten zu geben. In lezterem Bezug hebt er ganz besonders den bewundernswürdigen Bau der Sinnesorgane, mit welchem die lebenden Kreaturen begabt sind, hervor, und versucht eine möglichst genaue und ausführliche Kenntniß derselben zu verschaffen. Er macht auf diese Veranlassung die interessante Bemerkung, daß ein tieferes Studium dieses Sinnenbaues der organischen Wesen zu sehr wichtigen Vervollkommnungen der physikalischen Instrumente führen dürfte. So entstände gewissermaßen eine Experimental-Naturlehre a posteriori, indem man die Maschinen, welche der göttliche Werkmeister als Vorbilder gebauet hat, analysirte, um seine eigenen Kompositionen lediglich nach diesen vollkommensten Modellen einzurichten. In der That führte z. B. der Umstand, daß die Farben der Gegenstände beim Sehen unverändert durch das Auge zum Sehnerven gelangen, Euler'n auf die Möglichkeit achromatischer Fernröhre; der Verfasser geht aber in dieser Hinsicht noch weiter, indem er nachweist, daß auch hinsichtlich der Abweichung wegen der Kugelgestalt, für das

menschliche Auge eben so gut gesorgt ist, indem die Lage der Pupille im Innern des ersten brechenden Mittels diesem Zwecke vollkommen entspricht, so daß, wenn man seine Aufmerksamkeit früher auf den Einfluß einer solchen Anordnung gerichtet hätte, man unmittelbar auf die Einrichtung der Lupen geführt worden seyn werde, die der erfinderische Wollaston erdacht hat, und die unter dem Namen der periskopischen bekannt genug sind. Unser Verfasser verfolgt diese wichtige Andeutung, indem er die Fragen aufwirft: Ob nicht ein tieferes Studium der so vielfachen Modifikationen des Auges bei den Thieren, und selbst seiner Eigenthümlichkeiten bei dem Menschen, noch wichtige Aufschlüsse über die Vergrößerung des Gesichtsfeldes unserer Telescopen, oder eine zweckmäßigere Kompensation ihrer Abweichungen wegen der Kugelgestalt, gewähren könne? Ob wie, in Bezug auf den Gehörssinn, nicht aus dem bewundernswerthen Bau des Labyrinthes im Ohre, dem noch unerklärten Mechanismus der Gehörknöchelchen, Aufschlüsse über die Fortpflanzungs- und Auffassungsart des Schalles erwarten dürften? Ob nicht vielleicht in dem zarten Bau der Luftröhre der Singvögel, in der so foegsam ausgebildeten Gestalt ihrer Stimmritze, in dem doppelten Kehlkopfe u. s. w., eine bis jezt unerkannte Einrichtung musikalischer Instrumente verborgen liege? — Diese Fragen lassen sich in das unendliche vermehren; gleichwohl erinnere ich mich nicht, daß andere Naturlehrer von Biot dieselbe experimentale Verfolgung des reinen Naturweges auf eine gleich eindringliche Weise empfohlen hätten, und ich betrachte die Festhaltung dieses merkwürdigen Gesichtspunktes als eine von den Ursachen mehr, die dem vorliegenden Werke einen so schnellen und allgemeinen Eingang verschafft haben.

Dasselbe zerfällt überhaupt in neun Bücher, und wir werden uns bemühen, den Geist, in welchem jede der darin begriffenen physikalischen Disciplinen aufgefaßt ist, möglichst kenntlich zu bezeichnen.

Allgemeine Betrachtungen über Materie, Gleichgewicht und Bewegung, als der Vorwurf des ersten Buches, führen zunächst auf die Bemerkung, daß die Metaphysik den Begriff der Materie (des körperlichen Stoffes) auf eine sehr verschiedene Weise erklärt; manche Philosophen sind gar so weit gegangen, in Zweifel zu stellen, ob sich das Daseyn einer solchen Materie überhaupt durch überzeugende Gründe darthun lasse. Unbekümmert um diese Spitzfindigkeiten will der Verfasser einzig der Erfahrung als Führerin folgen, und bezeichnet demgemäß mit materiel oder körperlich alles dasjenige, dessen Wirkungen auf unsere Organe von uns in einem Inbegriffe bestimmter Empfindungen wahrgenommen wird, indem er im Vermögen, welches der Erweckung dieser verschiedenen Wahrnehmungen zu Grunde liegt, eben so viel Eigenschaften findet, die eine Erkenntniß des Körpers möglich machen. In dem solchergestalt auf die Erfahrungsgrenzen eingeschränkten Gebiete finden wir unser Daseyn an eine unendliche Menge von Einwirkungen geknüpft, welche die Gegenstände und Agentien der uns umgebenden Außenwelt auf uns ausüben, und welche uns die Ueberzeugung aufdringen, daß die Natur, dem Wesen nach unausnamentlich, eigenthümlichen, von unserer Willkühr unabhängigen Gesetzen gehorcht. Alle, aus diesen Gesetzen hervorgehenden Ergebnisse aber begreift man unter dem Namen der Naturerscheinungen oder Naturphänomene, deren nähere Betrachtung zur Erörterung der Grundbegriffe: Raum, Ruhe, Bewegung, Kraft, und somit zur Lehre vom Gleichgewichte und der Bedingungen leitet, unter denen dasselbe sowohl bei den Maschinen, als bei den Körpern von jedem Aggregatzustande Statt findet. An eine, in ihrer populären Gestaltung sehr verdienstliche Darstellung der Theorie der Centralkräfte *) schließt sich sodann die Theorie des Pendels und Stoßes, und eine Betrachtung der Bewegungen tropfbarer und luftförmiger Flüssigkeiten, gleichwie der Bewegung fester Körper in Widerstand leistenden Mitteln, beendet dieses erste, in funfzehn Kapitel getheilte Buch, welches der deutsche Herausgeber durch ein Schaltkapitel: Ueber die Wellenbewegung noch sehr bereichert hat.

Von dieser abstrakten Betrachtung der reinen Bedingungen des Gleichgewichtes fester, tropfbarer- und elastisch-flüssiger Körper, wenden wir uns zu diesen Körpern selbst, wie sie mit ihren allgemeinen und besondern Eigenschaften in der Natur wirklich vorkommen; und das jezt anhebende zweite Buch beschäftiget sich in dieser Absicht mit einer Darstellung der allgemeinen Erscheinungen und der Mittel der Beobachtung, die allen Erfahrungswissenschaften gemein sind. Hier soll durch die Beobachtung ausgemit-

*) Im Werke wird darunter die Centripetal- sowohl als die Centrifugalkraft, leztere als Ausdruck für das Streben des Körpers sich vom Mittelpunkte der Bewegung zu entfernen, verstanden. Dagegen ist zu bemerken, daß Newton und Euler bei dem Vortrage der Lehre von der Centralbewegung immer nur von einer Kraft, der Centripetalkraft reden. Demjenigen, was den Körper nach dem Mittelpunkte der Bewegung zieht oder treibt, kommt auch der Name Kraft ganz eigentlich zu; sie würde den Körper, wenn er nicht schon bewegt wäre, in Bewegung setzen, und ändert jezt wenigstens seine Bewegung in allen Stellen. Keinen so deutlichen Begriff kann ich mir von der sogenannten „Centrifugalkraft" machen; und ich mag den Begriff der Centralbewegung zerlegen wie ich will, so finde ich doch darin Nichts, als Geschwindigkeit nach der Tagente, und jenen Zug nach dem Mittelpunkte der Bewegung. Dies in parenthesi.

M.

telt werden, auf welchen Kräften und auf welcher Wirkungsweise die Eigenschaften der Körper beruhen, um daraus, mit Zuziehung der auf jenem abstrakten Wege gefundenen allgemeinen Gesetze, die Erscheinungen herzuleiten, welche in Folge derselben auftreten müssen. Diese Herleitung, so weit sie möglich ist, soll, durch Entwicklung aller Beziehungen, in das Wesen der Erscheinungen selbst führen; oder sie wird, wo eine zu große Verwicklung der Daten keine Vollständigkeit der Einsicht gestattet, der Forschung doch wenigstens eine Anzahl von Hauptthatsachen sichern, an welche sich alle übrigen anreihen lassen. Auf solchem Wege schreitet die wahre Physik vor, die nur sichre und bleibende Resultate gewähren will. Ihren Stoff entnimmt sie der Beobachtung und Erfahrung, ordnet ihn durch den Verstand, und kombinirt ihn durch den mathematischen Kalkül. Da aber, dem Plan des Werkes gemäß, von dem lezteren, so mächtigen Werkzeuge kein unmittelbarer Gebrauch gemacht werden soll, so beschränkt sich der Verfasser darauf, sich wenigstens an die Resultate jenes Kalküls, als Nachweisungen eines treuen Führers zu halten, sie mit den Beobachtungen in Beziehung zu setzen, und die Reihe der sich solchergestalt ergebenden Folgerungen so weit im Zusammenhange zu verfolgen, als die Schwäche der menschlichen Intelligenz, bei dem Ausschusse algebraischer Zeichensprache, welche ihre Operationen so sehr erleichtert, gestattet. — Plan und Geist dieses zweiten Buches, als Ausdehnung der formalen Grundidee des ganzen Werkes, sind damit bestimmt genug angedeutet; und es ist dem französischen Verfasser sowohl, als dem deutschen Bearbeiter (welcher leztern wiederum mehrere Schaltkapitel hinzugefügt hat, unter denen wir das vierte: Ueber den wahrscheinlichen Grundzustand der Körper, auszeichnen), wirklich gelungen, treu diesem Geiste, die Lehren vom Sphärometer, von der Wage, dem Thermometer und Barometer u. s. w., von der Ausdehnung und Verdichtung der verschiedenen Körper, gleichwie vom specifischen Gewichte, der Kapillarität, Adhäsion, Elasticität und Reibung in drei-und-zwanzig Kapiteln gründlich abzuhandeln. — Wenn uns der Raum gleich verbietet, auf das Detail dieser zahlreichen Unterabtheilungen einzugehen, so wollen wir doch, als Probe der Verfahrungsart des deutschen Herausgebers, wenigstens aus dessen schon oben erwähnten vierten Schaltkapitel: Ueber den wahrscheinlichen Grundzustand der Körper, etwas ausheben, um die Dürre einer sonst blos registrirenden Nachweisung durch eine interessante Ansicht zu unterbrechen." „Der lezte Grundzustand der Körper," heißt es in dieser Darstellung, „entzieht sich unsern unmittelbaren Wahrnehmungen. Was man darüber vortragen kann, sind, der Natur der Sache gemäß, Vermuthungen. Indeß haben sich diese Vermuthungen, wenigstens in Deutschland, doch zu zwei Hauptansichten vereiniget. Die eine, welcher man den Namen der dynamischen gibt, betrachtet im Allgemeinen die Körper als homogene Massen ohne bestimmte Gliederung der Theilchen, die Gasarten z. B. nicht als ein Aggregat von Theilchen, die entfernter von einander schwebten, als dies in den tropfbaren Flüssigkeiten und festen Körpern der Fall ist, sondern, um ein vielleicht bezeichnendes Bild zu gebrauchen, vielmehr nur als solche, in denen die homogen zerlassene Materie nur mehr verdünnt und verbreitet sey. Die dynamische Ansicht nimmt ferner an, daß die chemischen Erscheinungen nicht auf einer Juxtaposition heterogener Einzeltheilchen beruhen, sondern sie nimmt eine wirkliche Durchdringung der verschiedenartigen Materien an, meinend, daß eben hierdurch die chemische Verbindung zweier Körper von einem bloßen mechanischen Aggregat unterschieden sey. Endlich aber betrachtet die dynamische Ansicht die unwägbaren Stoffe: Wärme, Licht u. s. w. nicht als wirkliche materielle Flüssigkeiten, sondern als bloße Kraftäußerungen. — Es hat sich aber ergeben, daß sich nach dieser dynamischen Ansicht zwar auf eine allgemeine Weise über die Erscheinungen philosophiren läßt, daß sie aber einer mathematischen Betrachtungsart, welche die Gesammtheit des Naturvorganges aus einfachen, klaren, dem Maaß unterwerfbaren Grundbedingungen abzuleiten strebt, keinen sichern Anhaltpunkt darzubieten vermag. Aus diesem Grunde huldiget man jezt allgemeiner der zweiten Ansicht, welche den Namen der atomistischen oder mechanischen führt. Dieser lezteren Ansicht zufolge, sind die Körper keine homogene Ganzen, sondern ein Aggregat sehr kleiner Theilchen, die in gewissen, bald größeren bald geringeren Entfernungen von einander schweben. Die verschiedene Gestalt, Masse, Entfernung, Anordnungsart und Kraft dieser Theilchen, mithin lauter durch Zahl und Maaß auszudrückende Umstände, sind eben so viele Bedingungen, von welchen der Atomistiker die verschiedenen Aggregatzustände und sonstigen eigenthümlichen Beschaffenheiten der Körper abhängig macht. Er nimmt ferner bei chemischen Verbindungen keine wechselseitige Durchdringung, sondern nur eine Anziehung der Theilchen des einen Körpers durch die Theilchen des andern an, welche erstern sich zwischen die leztern legen; und er behauptet endlich, daß die Erscheinungen der Imponderabilien entweder von einer einzigen feinen, materiellen Flüssigkeit (Aether), oder mehreren dergleichen abhangen." — Dies wird hinreichen, um beide naturphilosophischen Systeme in den Hauptmomenten ihres Gegensatzes zu bezeichnen.

Die Untersuchungen im Vorangehenden haben den

Lesern des Werkes unter Anderm gezeigt, daß die Theilchen der elastischen Körper, wenn sie momentan aus ihrer natürlichen Lage gerückt werden, durch eine Reihe isochronischer Schwingungen zu derselben zurückkehren. Indem sich diese schwingenden Bewegungen der Luft, welche ebenfalls ein zusammendrückbarer und elastischer Körper ist, mittheilen, rufen sie darin abwechselnde Verdichtungen und Ausdehnungen hervor, die zuerst in den Luftschichten, welche den in Schwingung versetzten Körper zunächst umgeben, eintreten, sich aber von da in der Luftmasse weiter fortpflanzen, und sich, gleich den Kreisen, die ein in das Wasser geworfener Stein verursacht, darin ebenfalls wie Kreise, um den Mittelpunkt der Erschütterung weiter verbreiten. Wenn diese abwechselnden und periodischen Veränderungen in der Dichtigkeit der Luft hinlänglich rasch auf einander folgen, so erregen sie im Gehörorgan die Empfindung, welche man Schall nennt; und mit der Theorie dieser Erscheinung, d. h. mit der Schall-Lehre oder Akustik beschäftiget sich das dritte Buch, die Schwingungen elastischer Seiten, die Anwendung der aus Betrachtung ihrer Gesetze folgenden Lehren auf die Musik, die Darstellung der Klangfiguren u. s. w. füllen die ersten neun Kapitel dieses wichtigen Abschnitts, welcher, in einem zehnten Kapitel, mit einer Entwicklung des Mechanismus von Gehör und Stimme schließt, auf die wir vorzugsweis diejenigen Leser aufmerksam machen, die mit dem, in den einleitenden Worten dieser Anzeige angedeuteten Gesichtspunkte einer Verfolgung des reinsten Erfahrungsweges in den physikalischen Wissenschaften mit uns einverstanden sind.

Alle Eigenschaften aber, die sich uns bis hierher an den Körpern darboten, waren ihnen standhaft inhärirend, und schienen vom Wesen der Materie dieser Körper ganz untrennbar zu seyn; die Schwere z. B. läßt sich den schweren Körpern so wenig rauben, als ihren Theilchen die Eigenschaft wechselseitiger Anziehung. Jetzt wendet sich die Untersuchung aber zu einer andern Klasse von Zuständen, in welche die Körper vorübergehend versetzt werden können, und welche um so merkwürdiger sind, da, obgleich den Körpertheilen während derselben nichts Fühl- oder Wägbares hinzugesetzt wird, doch dadurch Kräfte in ihnen aufgeregt werden, deren oft gewaltige, mechanische Wirkung andere Körper in Bewegung zu setzen vermag. Die Leser errathen, daß wir zunächst von der Elektricität (sammt einer Modifikation derselben: dem Galvanismus) und dem Magnetismus, diesen Urkräften der Natur sprechen, welche in der anorganischen Welt das sind, was, höher potenzirt, in der organischen Welt als das geheimnißvolle Princip des Lebens auftritt. Das ganze vierte Buch ist der Elektricität (mit Ausschluss des später besonders betrachteten Galvanismus) gewidmet, und behandelt diese wichtige, in der neuesten Zeit so sehr vervollständigte Lehre in vierzehn Kapiteln, zu denen der deutsche Bearbeiter noch zwei Schaltkapitel: Ueber das elektrische Leitungsvermögen der Körper, und über die physiologischen Wirkungen der gewöhnlichen Elektricität hinzugefügt hat. Jene vierzehn Kapitel betrachten die elektrischen Anziehungen und Abstoßungen, die Vertheilungs- und Erregungsart der Elektricität, die elektrischen Maschinen, das elektrische Licht, namentlich aber die atmosphärische Elektricität und die Blitzableiter, bei welchem, allgemeiner interessanten Abschnitte wir wiederum einen Augenblick verweilen wollen.

Franklin war der erste, der, nachdem er zur Kenntniß des Vermögens metallischer Spitzen, elektrisirte Körper aus der Ferne zu entladen, gelangt war, an die Möglichkeit dachte, auf diese Weise die Wirkungen der atmosphärischen Elektricität abzuleiten. Da er sich jedoch in Amerika ohne die, zur Unternehmung solcher Versuche erforderlichen Hülfsmittel befand, so munterte er die europäischen Physiker zu deren Anstellung auf, und ein französischer Gelehrter, Dalibard, war es, der zu Marly-la-Ville eine Hütte erbauen, und eine 70 Fuß hohe, am untern Ende isolirte *) Eisenstange darüber aufrichten ließ. Als hiernächst eine Gewitterwolke über diese Stange hinzog, so gab sie bei Annäherung des Fingers Funken, und zeigte überhaupt alle diejenigen Erscheinungen, welche die, durch unsere gewöhnlichen Maschinen elektrisirten Konduktoren darbieten. Der, für die Geschichte der Elektricität wichtige Tag, an welchem dieser bemerkenswerthe Versuch zum ersten Male angestellt wurde, war der 10. Mai 1752; und man könnte denselben die Epoche der Blitzableiter nennen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Gefährlichkeit dieses nachher mehrmals wiederholten Versuches ist so außerordentlich groß, daß wir für Pflicht halten, darauf besonders aufmerksam zu machen. Der verdiente Professor Richmann zu Petersburg ist das Opfer einer solchen unvorsichtigen Behandlung der atmosphärischen Elektricität geworden. Er hatte, wie Dalibard, am Dache seines Hauses eine eiserne Stange ausgesteckt, und von derselben einen Metalldrath in sein Zimmer geführt, welcher mittelst eines gläsernen Bechers isolirt war, damit sich die atmosphärische Elektricität daselbst häufen, und einen am Drathe hangenden Faden abstoßen möchte, aus dessen, an einem Quadranten zu messenden Abstoßungswinkel, auf die Stärke der Elektricität geschlossen werden sollte. Als es nun am 6. Aug. 1753 in der Ferne gedonnert hatte, und sich Richmann zur Beobachtung gegen seinen Elektricitätszeiger bückte, fuhr ein Wetterstrahl, in Gestalt eines weiß-bläulichen Feuerballes, aus demselben nach seinem Haupte und tödtete ihn auf der Stelle. Winkler (de avert. fulminis artificio. S. 4 sq.) erzählt diesen Vorfall ausführlich.

R.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 88. — 30. August 1830.

Physik.

Lehrbuch der Experimental-Physik oder Erfahrungs-Naturlehre. Von Biot. Zweite Auflage der deutschen Bearbeitung von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Voß. 1828—29. Fünf Bände gr. 8. m. K.

(Beschluß.)

Die Theorie einer solchen Blitzleitung, deren eines Ende (die Auffangestange) also in die Atmosphäre taucht, indeß das andere mit dem Boden in leitender Verbindung steht, läßt sich eigentlich schon aus dem Gesagten abnehmen. Wenn nämlich eine elektrische Wolke so nahe über derselben wegzieht, daß sich ihr vertheilender Einfluß bemerklich machen kann, so zersetzt sie die natürlichen Elektricitäten der Stange, treibt die gleichnamige in den Boden zurück, und zieht die ungleichnamige an, die sich um das höchste Ende der Spitze zusammenhäuft, und dort eine um so stärkere Intensität erlangt, als die Wirkung der Wolke kräftiger ist. In Folge davon müssen sich die feuchten Lufttheilchen, welche zwischen der Wolke und dem Ableiter liegen, mit großer Schnelligkeit auf letzteren niederschlagen, an ihr die Elektricität verlieren, welche sie von der Wolke erhalten hatten, und sich dagegen mit sehr kräftiger, anderснamiger Elektricität beladen, endlich aber, bei nachheriger Abstoßung gegen die Wolke, diese in der Regel neutralisiren. Erfolgte aber gleichwohl ein Entladungsschlag, so ist klar, daß dieser vorzugsweise die Spitze treffen muß *). Die Schutzkraft der Blitzableiter im Allgemeinen ist also unzweifelhaft; und man muß, in den wenigen einzelnen Fällen, wo sich dieselbe nicht bewährt hat, die Mitwirkung außerordentlicher Umstände annehmen. —

Unter den verschiedenen Arten die Elektricität rege zu machen, ist die ausführliche Erörterung einer derselben, wie wir vorläufig schon oben bemerkt haben, für eine abgesonderte Betrachtung aufgespart worden. Diese Erregungsart liegt in der Berührung zweier ungleichartiger Metalle, oder überhaupt ungleichartiger Körper verborgen, und man nennt die so erregte Elektricität, Berührungs- oder Kontrakt-Elektricität, Galvani'sche oder

*) Untersuchungen, in wie weit die Auffangestange, als der offensive Theil der Blitzableitung, entbehrt werden kann, würden mich hier zu weit führen. Ich behalte mir vor, in einer besondern Abhandlung auf diesen wichtigen Gegenstand zurück zu kommen.

N.

Volta'sche Elektricität, oder auch schlechthin Galvanismus. Das ganze fünfte Buch ist mit dieser wichtigen elektrischen Modifikation beschäftiget, und widmet ihrer ausführlichen Betrachtung neun und dreißig Kapitel (außer mehreren Anhängen, in welchen, nach einer Einleitung, die Allgemeines und Geschichtliches enthält, die Lehre von der Volta'schen Säule, in allen Richtungen dieser verwickelten Theorie, vom elektrischen Strome, und von den übrigen galvanischen Apparaten, die elektro-chemische Theorie, eine Darstellung der Wirkungen der Säule, und lezilich eine Betrachtung des Galvanismus in Bezug auf Physiologie gegeben wird. Es ist unmöglich in das Detail dieser überaus reichhaltigen Erörterungen einzubringen; und wir müssen uns auf Hervorhebung sehr weniger interessanter Momente beschränken.

Die erste bekannte Beobachtung der Kontrakts-Elektricität verdanken wir, merkwürdig genug, dem deutschen Aesthetiker Sulzer, welcher in seiner „Theorie der angenehmen und unangenehmen Empfindungen" (Berlin, 1762) folgenden, leicht anzustellenden Versuch anführt. „Wenn man zwei Stücke Metall, ein bleiernes und ein silbernes, so mit einander vereiniget, daß ihre Räder Eine Fläche ausmachen, und sie so an die Zunge bringt, so wird man einen gewissen Geschmack bemerken, der dem Geschmack des Eisenvitriols ziemlich nahe kommt *), da doch jedes Stück besonders nicht die geringste Spur dieses Geschmackes erregt." Nur durch die Berührung der beiden verschiedenen Metalle nämlich, wird, unter Mitwirkung der Zungenfeuchtigkeit, derjenige elektrische Metallreiz erregt, der jenen eigenthümlichen säuerlichen Geschmack zur Folge hat. Dieser merkwürdige Galvani'sche Geschmacksversuch blieb indeß ohne alle Folgen; und erst im Jahre 1790 bot ein andrer günstiger Zufall dem Italiener Galvani, Professor der Anatomie zu Bologna, eine ähnliche Entdeckung dar, an welche sich alle späteren Untersuchungen in dieser Lehre wie Glieder einer Kette an das Anfangsglied knüpften. Volta, Professor zu Pavia, zeigte sich, man darf sagen, glücklicherweise, in der theoretischen Auffassung dieser neuen elektrischen Phänomene mit Galvani nicht einverstanden; und die dadurch entstehende Reibung der Meinungen beflügelte seine Bemühungen um Erforschung der Wahrheit, welchen Bemühungen er durch Erfindung der Säule, worunter man die Verbindung mehrerer Paare heterogener Metalle und feuchten, zugleich chemisch-reagirender Leiter, versteht, die Krone aufsezte. Was diese bewundernswürdige Konstruktion aber hiernächst in den Händen der Naturforscher aller europäischen Nationen, und was sie namentlich in den Händen des dänischen Physikers Oersted geworden ist, dem es durch die Anwendung gelang, die ersten sicheren Indicien über eine Verwandtschaft der elektrischen und magnetischen Materie aufzufinden; dieses eben so interessante als unermeßliche Detail müssen wir den Lesern im Werke selbst nachzusehen überlassen.

*) Oder vielmehr nur überhaupt säuerlich ist. Die individuelle Beschaffenheit des Speichels scheint den entstehenden Geschmack zu modificiren. Dies ist eine Rücksicht, die die Theorie des Voltaismus auch erst noch zu nehmen hat. R.

Jene eben angedeutete Verwandtschaft zwischen den Lebensurkräften der anorganischen Natur leitet uns aber jezt zunächst zur Betrachtung des Magnetismus, dessen geheimnißvolle Wirkungen den elektrischen Erscheinungen so nahe zur Seite stehen. Das sechste Buch, in eilf Kapiteln, beschäftiget sich mit Darstellung dieser Lehre, welche, nachdem ihr praktischer Theil in der Anwendung auf den Kompaß erschöpft schien, durch die Beziehung zur Elektricität ein ganz neues Interesse gewonnen hat. Nach einer Allgemeinen Auseinandersetzung der Erscheinungen, die magnetische Anziehung und Abstoßung darbietet, nach einer Erforschung und Messung der richtenden Kräfte, die der Erdkörper auf die Magnetnadeln ausübt, und einer praktischen Anweisung über die Erregung des Magnetismus, und über die Kompaßnadel rc. läßt der Verfasser zum Schlusse dieses Buches diejenige ausführliche Darstellung des Elektromagnetismus, unter welchem Namen man jezt die oben erwähnte Oersted'sche Entdeckung in allen ihren Ausdehnungen begreift, folgen, derentwegen wir uns schon genöthiget gesehen haben, auf das Werk selbst zu verweisen. In der That ist kaum irgend eine neue Entdeckung im Gebiete der physikalischen Wissenschaften von den Naturforschern mit einer solchen allgemeinen Theilnahme ergriffen, und mit gleicher Thätigkeit und Beharrlichkeit nach allen Seiten und Richtungen hin verfolgt worden, als diese Oersted'sche; und je mehr Schwierigkeiten es kostet, den Faden in diesem magnetisch-elektrischen Labyrinthe nicht zu verlieren: um so mehr sind wir dem Verfasser für seine klare Uebersicht verbunden, wenn sie auch selbst in dieser Gestalt keinen Auszug zuläßt.

Das siebente Buch wendet sich hierauf zum Lichte, dem erhabensten Agens der sinnlichen Natur, und handelt die Katoptrik in fünf-, und die Dioptrik ebenfalls in fünf Kapiteln ab. Man könnte diese beiden optischen Disciplinen die Mathematik des Lichtes nennen, und die Lehre von seiner Zerlegung dagegen als den physikalischen Theil der Optik betrachten, wenn sich die beiderseitigen Gränzen nicht so vielfach in

einander verliefen. Lezterer Lehre sind eilf Kapitel gewidmet, zu denen noch zwei Schaltkapitel: Ueder subjektive optische Erscheinungen, und über die Göthe'sche Farbentheorie treten, über welche sich der deutsche Herausgeber eden so bescheiden als einsichtsvoll erklärt. In der That dedarf es zur Würdigung dieser Ansicht, deren Scharfsinne wir übrigens volle verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen, namentlich in ihrer Opposition gegen Newton's vortreffliches System, nur sehr einfacher Betrachtungen. Man hat seit langer Zeit denen, die das Capernikanische Weltsystem und das Newton'sche Attraktionsgesetz nicht als richtig anerkennen wollen, nichts Andres entgegen zu setzen für nöthig gefunden, als daß sich alle Himmelserscheinungen daraus vollkommen genau vorher berechnen lassen. Mit eben dem Rechte kann man sagen, daß die Newton'sche Licht- und Farbentheorie unter Dollon's und Fraunhofers Händen ein zuverläßiges Instrument zur Berechnung und Darstellung achromatischer Ferneröhre geworden sey, dem zu Folge man also nur auf diejenigen Einwürfe gegen dieselbe zu antworten haben würde, die entweder Fehler in jener Rechnung nachwiesen, oder ein genaueres mathematisches Verfahren zeichneten. Auf diesen Ruhm aber wird Göthe's Farbentheorie nimmermehr Ansprüche machen; und ihr Rang nach der Newton'schen wird ihr solchergestalt für alle Zeiten angewiesen seyn.

Eine der merkwürdigsten Ausdehnungen, die die Lehre vom Lichte in der neuesten Zeit erfahren hat, ist die Entdeckung seiner Polarisation, welche wir einem französischen Physiker Namens Melus (+ 1812) verdanken, und deren ausführlicher Darstellung in unserm Werke, mit einer vielleicht unverhältnißmäßigen Ausdehnung das ganze achte Buch, in eilf Kapiteln, gewidmet ist. Wenn, um zur Versinnlichung des Polarisationsvorganges ein Beispiel zu wählen, ein Lichtstrahl auf eine Glastafel fällt, so wird derselbe gleichsam gespalten: ein Theil wird nämlich zurückgeworfen, und der andere Theil geht durch die Scheibe. Das zurückstrahlende Licht aber sowohl als das durchgehende haben dabei gewisse neue Eigenschaften angenommen, deren Intensität von dem Auffallswinkel abhängt, und welche darin bestehen, daß dergleichen Licht, auf eine zweite Glastafel fallend, nicht, wie man erwarten sollte, von dieser ferner so gespalten wird, wie das unmittelbar vom leuchtenden Körper kommende, sondern, daß vielmehr bei gewissen respektiven Stellungen der beiden Tafeln, alles Licht bloß zurückgestrahlt, und bei andern Stellungen bloß durchgelassen wird. Den Grund dieser Erscheinung haben einige Physiker in gewissen Undulationen der Lichtelemente gesucht, indem sie dabei zugleich der ersten Glasplatte eine ähnliche Wirkung auf diese Lichtelemente beilegten, wie ein Magnet äußert, wenn er die Pole einer Reihe von Magnetnadeln alle nach der nämlichen Richtung kehrt, woher der Name Polarisation. Die experimentale Merkwürdigkeit dieser Beobachtung ist allerdings sehr groß: welche Ausdehnungen und Modifikationen sie bis auf die neuesten Zeiten herunter erhalten hat, wird man mit Interesse im Werke selbst lesen; und die Nachwelt endlich wird vielleicht einen entschiedenen technischen Nutzen von Bestrebungen ziehen, die sich bis jezt mehr als bloß spekulativ darstellen.

Wir befinden uns solchergestalt bei dem neunten (lezten) Buche unseres Werkes, welches die Lehre von der Wärme in sechs Kapiteln, zu denen noch eben so viele Schaltkapitel treten, abhandelt. Betrachtungen über die Beziehung zwischen Licht und Wärme, wodurch sich dieses Buch dem vorhergehenden anschließt, machen den Eingang, wonächst sich der Verfasser über Wärmestrahlung, Thaubildung, Wärmeleitung und Wärmecapacität der Körper, der deutsche Herausgeber aber namentlich über die Quellen von Wärme und Kälte und über die Temperatur der Erde verbreitet, aus welchem lezteren Abschnitte wir, seines ganz besonderen Interesses wegen, wieder Einiges anmerken wollen. Die Wärme des Erdkörpers kann aus drei Ursachen abgeleitet werden. Die Erde wird erwärmt durch die Sonnenstrahlen, deren ungleichförmige Einwirkung die Verschiedenheit der Klimate hervorbringt; sie hat ferner in ihrem Innern einen Theil derjenigen uranfänglichen Wärme zurück behalten, die sich von ihren Bildungsprocessen herschreibt *); und sie nimmt endlich Antheil an der gemeinschaftlichen Temperatur des Planetenraums.

Unser Sonnensystem befindet sich in einem Theile des Weltenraumes, der vermöge der Licht- und Wärmestrahlen, welche die umgebenden Gestirne zusenden, eine gemeinschaftliche konstante Temperatur erhalten muß. Die Erde würde blos die gemeinschaftliche Temperatur dieses Planetenraumes haben, wenn nicht jene äußre Wirkung der Sonne, und die innre der Centralwärme, eine Erhöhung darin hervorbrächten.

Was die Abnahme der Centralwärme betrifft, so ist diese auf der Oberfläche weit größer, als im Innern gewesen; es kann in den Erdtiefen noch eine ungeheure Hitze, als Rückstand des ursprünglichen Zustandes der Erdmasse vorhanden seyn, und die Beobachtungen lehren in

---

*) Man sagt vielleicht besser, daß die Centralwärme das Resultat einer fortgehenden Lebensthätigkeit im Innern der Erde sey, wodurch die Permanenz der Erscheinung befriedigender erklärt zu werden scheint.
R.

der That, daß die Grundwärme beim tieferen Eindringen in das Innere der Erde zunimmt *). Es gibt indeß einen astronomischen Grund für die Annahme, daß die **mittlere** Temperatur der Erde jezt, nun schon seit geraumer Zeit, stationär sey: nach der Berechnung müßte nämlich eine Verminderung jener mittleren Temperatur von nur 1 Centesimal-Grade eine Verminderung der Rotationszeit von 2 Centesimal-Sekunden zur Folge haben; allein die sorgfältigsten Untersuchungen lehren, daß sich die Rotation der Erde seit Hipparch's Zeiten um keine merkliche Größe vermindert hat.

Die Wärmestrahlen, welche die Sonne dem Erdkörper unaufhörlich zusendet, bringen zwei wohl zu unterscheidende Wirkungen darauf hervor: die eine ist periodisch, sie äußert sich in den täglichen und jährlichen Variationen der Temperatur, und betrifft blos die Erdkruste; die andere ist konstant und wird nur an den tiefen unter der Erdoberfläche liegenden Stellen beobachtet. Die Temperatur solcher Stellen erfährt im Laufe z. B. Eines Jahres keine merklichen Veränderungen; sie ist aber in den verschiedensten Klimaten verschieden: und man kann die Zeit berechnen, welche hat verfließen müssen, damit die in diesem Bezuge beobachtete konstante Temperaturverschiedenheit zu Stande gekommen ist.

Ferner haben Atmosphäre und Gewässer, vermöge ihrer Strömungen, einen Einfluß auf gleichförmigere Vertheilung der von der Sonne der Erde zufließenden, oder durch ihre Strahlen in der Luft der Erde, gleichwie der übrigen Planeten, hervorgebrachten Wärme, so daß man, wie auch alle Erfahrung lehrt, die klimatische Temperatur keineswegs allein von der geographischen Breite abhängig machen kann. Eine genaue Würdigung des Einflusses solcher Lokalverhältnisse sollte eine Hauptbeschäftigung der heutigen Naturforscher seyn! —

An jedem Tage findet, für jeden bestimmten Punkt der Erdoberfläche, ein Minimum und ein Maximum der Temperatur Statt. Die **Zeit des Minimums** ändert sich von einem Tage zum andern mit der Zeit des Sonnenaufganges, indem ungefähr 30 bis 32 Minuten vor demselben die Kälte am größten ist **). Indeß findet bei diesem Minimum keine plötzliche Zunahme der Kälte Statt; vielmehr werden, im Sommer sowohl als im Winter, die Differenzen zwischen den Temperaturen der einzelnen Stunden immer kleiner, je näher die am Minimum liegen. Die Temperaturabnahme in der lezten Stunde von dem Minimum ist im Winter absolut **kleiner** als im Sommer (eine Beobachtung, die um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da sie gegen die Erfahrung durch das bloße Gefühl zu streiten scheint).

Die **Zeit des Maximums** anlangend, so fällt sie keineswegs mit dem höchsten Stande der Sonne, d. h. mit dem Mittage zusammen, sondern später, welches eine natürliche Folge des allgemeinen Naturgesetzes ist, daß das Maximum der Ursache einer gewissen Zeit bedarf, um das Maximum der Wirkung hervorzurufen. Man beobachtet in der **jährlichen** Periode der Sonnenwirkung dieselbe Analogie, indem die größte Wärme und Kälte ebenfalls nicht mit dem Sommer- und Winter-Solstitium selbst, sondern eine gewisse Zeit nachher eintreten *).

Der Unterschied zwischen dem Maximum und Minimum des Tages wird die **Größe der täglichen Variation** genannt. Diese Größe wächst nach den Beobachtungen vom Januar bis zum Julius ziemlich regelmäßig, und nimmt hierauf bis zum Ende des Jahres eben so wieder ab. — Nothwendig muß es in der Zwischenzeit vom Minimum des Morgens bis zum Maximum des Nachmittags zwei Zeitpunkte geben, wo die Temperatur der Mittelwärme des Tages gleich wird. Durch Vergleichung mehrfacher Beobachtungen hat man gefunden, daß diese Mitteltemperatur, sowohl Abends als Morgens, im Sommer früher, als im Winter eintritt. —

Wir haben somit den Gang der irdischen Temperatur in den Hauptmomenten bezeichnet; und wünschen durch so höchst interessante Schlußbemerkungen die Aufmerksamkeit auf ein Werk noch lebhafter zu erregen, welches durch Vollständigkeit und sorgfältige Benutzung aller Bereicherungen der Wissenschaft, unter den neuesten Erscheinungen der physikalischen Literatur wohl mit einen Hauptrang verdienen wird.

Dr. **Nürnberger.**

---

*) Vergl. meine Abhandlung: „**Ueber die Innerbeschaffenheit der Erde**" in den vorjährigen Nr. 136 ff. des Morgenblattes.

N.

) Dieser merkwürdige, auch vom Referenten vielfach beobachtete Umstand sollte die Meteorologen weiter führen. Die negative Thätigkeit der Atmosphäre hat also die höchste Energie angenommen, kurz vor dem Augenblicke, da das entgegengesezte Princip in derselben wieder thätig zu werden anfängt. Auf diesen **Dualismus wird es am Ende hinauskommen.

N.

*) Wenigstens ist dies die Regel; und nur das gegenwärtige Jahr 1833, in welchem die Maxime mit den Zeitpunkten der Solstition selbst eintraten, macht eine auffallende Ausnahme davon. Die nähere Erörterung dieser merkwürdigen Anomalie würde hier aber zu weit führen.

N.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 89. — 1. September 1830.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

18) Zweite Reise des Kapitän John Franklin an die Küsten des Polarmeers in den Jahren 1825 bis 1827. Aus dem Englischen. Mit einer Charte und einer Tafel Abbildungen. (Zugleich als 51ster Band der Neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen.) Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1829.

Wie viele Kosten haben nicht die Engländer schon aufgewendet, um gegen den Nordpol vorzudringen! Einer der muthigsten und glücklichsten Reisenden zu diesem Ziele ist neben Kapitän Parry der wackre Kapitän Franklin. Während der erstere schon zum dritten Male zur See sich aufmachte, drang der zweite schon zum zweiten Male zu Land nach jenen dunkeln Polargegenden vor. Die hier beschriebene Expedition Franklins war mit zwei andern kombinirt. Parry sollte von Osten aus durch die Baffins-Bay, Kapitän Beechey von Westen aus durch die Behringsstraße und Franklin von Süden aus durch den Mackenziefluß, der aus Kanada ins Eismeer fließt, gegen die noch unentdeckten Nordgrenzen Amerikas vordringen. Allein es war ihnen allerseits nicht möglich, weit genug zu kommen, um auf ihren verschiednen Wegen zusammenzutreffen. Franklin fuhr im Herbst 1825 bis an die früher schon entdeckte Mündung des Mackenzieflusses und kehrte dann nach dem großen Bärensee zurück, wo die Expedition in dem neuerrichteten Fort Franklin überwinterte. Diese ungeheuern Länderstrecken sind nur von zerstreuten Indianerstämmen bewohnt und nur am Mackenziefluß befinden sich in weiten Entfernungen auseinandergelegen die Stationen kanadischer Pelzhändler, der einzigen Weißen, die so weit nach Norden vordringen. Im Frühjahr 1826 schiffte Franklin, sobald das Eis brach, abermals den Mackenziefluß hinab, an dessen Mündung sich die Gesellschaft trennte, denn Franklin wandte sich nach Westen, um an der Meeresküste hinsegelnd den Kapitän Beechey zu erreichen, während Franklins Begleiter, Dr. Richardson, ostwärts an der Küste hinfuhr, um theils mit Kapitän Parry zu kommuniciren, theils die Mündung des ostwärts gelegnen, früher schon entdeckten Kupferminenflußes aufzusuchen und durch diesen Fluß zu Lande noch vor dem Beginn des Winters nach Fort Franklin zurückzukehren. — Franklin wurde von den Eskimos geplündert und es gelang ihm nur durch große Vorsicht, mit seiner Mannschaft dem Tode zu entgehn. Er fand übrigens bei den Eskimos europäische Waaren von russischem Fabrikat, die sie von den südlicher wohnenden Indianerstämmen ein-

getauscht, und diese Indianer zeigten sich als Zwischenhändler zwischen den Russen und Eskimos so eifersüchtig, daß sie einen Kriegszug unternahmen, um Franklin aufzufangen, weil sie fürchteten, die Engländer würden durch unmittelbaren Verkehr mit den Eskimos ihrem Zwischenhandel ein Ende machen. Franklin entging indeß dieser Gefahr durch die freundlichen Warnungen einiger Eskimos und durch eine zeitige Rückkehr. Er drang so weit gegen Westen vor, daß er sich nur noch 160 Seemeilen von Kapitän Beechey befand, allein beide wurden durch die Eismassen aufgehalten, die sich immer nur einen Augenblick vom Ufer entfernten, um sogleich wieder an dasselbe zu stoßen, so daß die Boote beständig in Gefahr schwebten, zertrümmert zu werden. Franklin konnte es nicht darauf ankommen lassen, hier mitten unter feindlichen Völkern einzufrieren oder sein Boot zu verlieren, er zog sich also beim Beginn des Herbstes zurück, nachdem er den westlichen Theil der Nordküste Amerikas bis nahe an das Eiskap entdeckt und die Charten auf diese Weise vervollständigt hatte. — Richardson machte eine sehr glückliche Fahrt um den noch unbekannten östlichen Theil der Nordküste und entdeckte dieselbe bis an den Kupferminenfluß, jedoch ohne auf eine Spur von Kapitän Parry zu stoßen. Er nannte eine der neuentdeckten Inseln an der Küste nach Klapperton, ohne zu wissen, daß dieser berühmte Reisende so eben in demselben Jahre in Afrika gestorben war. — Im Herbst trafen Franklin und Richardson wohlbehalten wieder am Bärensee zusammen, wo sie zum zweiten Male überwinterten, um im nächsten Jahre nach England heimzukehren. Von naturwissenschaftlichen Beobachtungen wird in diesem Reise, bericht wenig erwähnt, doch wird der Nebensonnen, der Nordlichter und der merkwürdigen Brechungskraft der Atmosphäre gedacht, welche die schief auffallenden Sonnenstrahlen in jenen nordischen Zonen bewirken, und wodurch kleine Gegenstände plötzlich zu einer scheinbaren Riesenhöhe anwachsen. Auch beobachtete Franklin, daß die Richtung der Magnetnadel mit der Richtung der Nordlichtstrahlen in genauer Verbindung standen. Interessant ist ferner, was er von der Mythologie der Indianer berichtet, die ihn während des Winters häufig besuchten. Man findet darin Anklänge an die biblische Tradition von Adam und von der Sündfluth: „Der erste Mensch hieß, nach der Sage ihrer Väter, Chapewee. Er fand auf der Erde einen Ueberfluß von Nahrungsmitteln und schuf Kinder, denen er zwei Arten von Früchten, schwarze und weiße, gab, aber von den schwarzen zu essen verbot. Nachdem er auf diese Art ein Gebot hatte ergehen lassen, nach welchem sich seine Familie richten konnte, nahm er eine Zeitlang von ihr Abschied, und machte eine lange Reise, um die Sonne in die Welt hineinzubringen. Während dieser seiner ersten Abwesenheit waren seine Kinder gehorsam, und aßen blos die weiße Frucht, konsumirten dieselbe aber gänzlich. Als er nun zum zweiten Male verreiste, um den Mond zu bringen, vergaßen sie, aus Verlangen nach Speise, den Befehl ihres Vaters und aßen, da keine andern Früchte da waren, von der schwarzen. Bei seiner Rückkehr war er äußerst ungehalten, und sagte ihnen, daß die Erde in Zukunft schlechte Früchte hervorbringen werde, und sie mit Krankheit und Tod heimgesucht werden würden, welche Strafen seine Nachkommen noch jezt treffen. — Derselbe oder ein anderer Chapewee lebte mit seiner Familie an einer Straße zwischen zwei Meeren. Dort hatte er sich ein Wehr gebaut, um Fische zu fangen, und diese kamen in solcher Menge, daß die Straße verstopft wurde, und das Wasser die Erde überfluthete. Chapewee bestieg daher mit seiner Familie ein Canoe, und nahm alle Arten von vierfüßigen Thieren und Vögel in dasselbe auf. Das Wasser stand viele Tage lang über der Erde, aber zulezt sagte Chapewee: das kann nicht immer so fort gehen, wir müssen wieder Land finden, und er schickte daher einen Biber aus, um darnach zu suchen. Der Biber ertrank, und man sah sein Aas auf dem Wasser umhertreiben, worauf Chapewee eine Bisamratte zu demselben Zwecke ausschickte. Der zweite Bote blieb lange aus, und war als er zurückkehrte, bis zum Tode matt, brachte aber ein wenig Erde in den Pfoten mit. Chapewee freute sich über den Anblick der Erde, sorgte aber vor allem für seinen eifrigen Diener, streichelte die Ratte sanft mit den Händen und nahm sie an seinen Busen, bis sie wieder zu sich kam. Hierauf nahm er die Erde, formte sie zwischen den Fingern, legte sie aufs Wasser, und dort nahm sie allmählich an Größe zu, bis sie eine Insel im Ocean bildete. Ein Wolf war das erste Thier, welches Chapewee auf diesen Jungfernboden sezte, allein für diesen war die Last zu schwer, und er kam in Gefahr umzuschlagen; deshalb erhielt der Wolf Befehl, immer um die Insel herum zu laufen; dies that er ein ganzes Jahr lang, und während dieser Zeit nahm die Erde so sehr an Größe zu, daß nach und nach alle Geschöpfe, die sich an Bord des Canoes befanden, ausgeschifft werden konnten. Als Chapewee ans Land trat, steckte er ein Stück Holz in die Erde, welches zu einem Tannenbaum wurde, und mit erstaunlicher Geschwindigkeit bis an den Himmel wuchs. Ein Eichhorn lief an diesem Baum hinan, welches von Chapewee verfolgt wurde, der es herunterschlagen wollte, aber es nicht einholen konnte. Er sezte die Jagd jedoch fort, bis er die Sterne erreichte, wo er eine schöne Ebene und einen betretenen Fußpfad fand. In diesen Pfad legte er eine Schlinge, die aus seiner Schwester Haar gemacht war, und kehrte dann nach der Erde zurück. Die Sonne erschien wie gewöhnlich des Morgens am Himmel, fing sich aber um Mittag in der Schlinge, welche Chapewee

dem Eichhorn gestellt hatte, und sogleich wurde der Himmel verdunkelt. Hierauf sagte Chapewee's Familie zu ihm: Du mußt oben etwas Unrechtes gethan haben, denn wir genießen nicht mehr das Tageslicht. Allerdings sagte er, allein es geschah absichtslos. Chapewee bemühte sich nun, den Fehler, den er begangen hatte, wieder gut zu machen, und schickte mehrere Thiere den Baum hinauf, die Sonne zu erlösen. Die heftige Hitze derselben verwandelte sie aber alle in Asche. Nachdem die Bemühungen der schnellfüßigen Thiere auf diese Art vereitelt worden waren, gelang es dem Maulwurf sich unter dem Wege am Himmel hinzuwühlen, und die Schlinge, welche die Sonne gefesselt hielt, zu durchfressen. Als er aber die Schnauze aus der Erde steckte, verlor er die Augen, und seine Nase und Zähne sehen von jener Zeit an, wie verbrannt aus."

19) Neue Reise um die Welt, in den Jahren 1823—1826. Von Otto von Kotzebue, russisch-kais. Flott-Kapitän und Ritter. Zwei Bände mit zwei Kupfern und drei Charten. Weimar bei Hoffmann und St. Petersburg bei Brief, 1830.

Der Kapitän hatte den Auftrag erhalten, eine Ladung verschiedener Materialien nach Kamtschatka zu bringen und dann nach den russischen Niederlassungen an der Nordwestküste von Nordamerika zu segeln, um daselbst dem ausländischen Schleichhandel zu steuern. Er wandte sich zuerst nach Brasilien, dann um das Kap Horn herum nach Chili. Das leztere Land ist weniger bekannt, als Brasilien, daher ist auch, was er über seinen Aufenthalt in Konception sagt, interessanter, als was er über Rio de Janeiro sagt. Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß er in Chili für einen russischen Kundschafter gehalten wurde, und daß dort überhaupt die Besorgniß herrscht, Rußland habe Absichten auf die Westküsten von Amerika. Von hier wandte sich der Kapitän in die hohe See, und vertrieb dem Schiffsvolk die Langeweile durch Errichtung eines kleinen Theaters. So kann sich Kotzebues Sohn nicht verläugnen. Er hielt erst in Otahaiti wieder an, und so oft auch dieses Eiland schon geschildert worden ist, so gewährt doch, was Kotzebue davon sagt, neues Interesse. Wie die europäische Civilisation bei dem liebenswürdigen Volk dieser Insel gewirthschaftet hat, mögen folgende Details darthun: „Nach vielen mißlungenen Bekehrungsversuchen seit 1797 gelang es endlich englischen Missionarien, dem, was sie Christenthum nannten, bei den Thaitiern Eingang zu verschaffen, und selbst den König Tajo, der damals über beide Halbinseln in Ruhe und Frieden herrschte, für ihre Lehre zu gewinnen. Aber dadurch war der Funke in eine Pulvertonne geworfen, die eine furchtbare Explosion gab. Die neue Religion ward mit Gewalt eingeführt. Die Marais wurden plötzlich, auf Befehl des Königs zerstört, wie alles, was an die bisher verehrten Gottheiten erinnern konnte. Wer nicht sogleich an die neue Lehre glauben wollte, ward ermordet. Mit dem Bekehrungseifer hatte sich Tigerwuth der ehemals so sanften Gemüther bemeistert. Ströme von Blut flossen. Ganze Stämme wurden ausgerottet. Viele giengen selbst dem Tode muthvoll entgegen, ihn dem Aufgeben des alten Glaubens vorziehend. Einige wenige entgiengen ihm durch Flucht auf die hohen, unbewohnten Gebirge, wo sie noch, ihren alten Göttern treu, abgesondert leben. Schillers Ausruf: „Furchtbar ist der Mensch in seinem Wahn," erhielt die gräßlichste Bestätigung. — Zum Fanatismus gesellte sich, wie immer, Herrschsucht. König Tajo, nicht zufrieden, in den Ueberresten seines Volkes lauter Anhänger der neuen Religion zu sehen, zog auf Eroberung aus, um sie auf den übrigen Societätsinseln einzuführen. Es war ihm auch schon mit den mehresten gelungen, da trat aber der junge Held Pomareh, König der kleinen Insel Tabua, gegen ihn auf. Was ihm an Heeresmacht abging, ersezte seine beispiellose Tapferkeit und seine Ueberlegenheit in der Kriegskunst. So entriß er dem König Tajo eine Insel nach der andern und endlich selbst Tahaiti, nahm den blutgierigen Mörder seiner schuldlosen Religionsverwandten gefangen, und opferte ihn ihren Manen. In der Folge unterwarf er sich auch noch alle, bis dahin unabhängig gebliebenen Societätsinseln und nahm, als Beherrscher des ganzen Archipels, seinen Aufenthalt in Tahaiti. Den unterjochten Königen ließ er die Regierung ihrer Inseln unter seiner Oberherrschaft und verpflichtete sie zu einem jährlichen Tribut an Schweinen und Früchten. Um seine Regierung durch Familienverhältnisse noch mehr zu befestigen, heirathete er die Tochter des mächtigsten der Unterkönige, des von Ulietea, und nach einer alten Sitte wurden ihre übrigen drei Schwestern, mit ihr zugleich, seine Frauen. — Nun herrschte wieder Ruhe auf Tahaiti und dem ganzen Archipel. Pomareh war ein weiser und milder Regent. Er ließ den neuen Glauben seiner Unterthanen unangefochten, obgleich er sich nicht zu ihr bekennte. Die Missionaire, blos auf Ueberredung eingeschränkt, wußten doch das Volk bei ihrer Lehre zu erhalten, so daß die auf die Gebirge geflüchteten noch immer lieber abgesondert bleiben, als unter ihren Landsleuten nur Gegenstände des Hasses und der Verachtung seyn wollten. Endlich ließ sich auch Pomareh mit seiner ganzen Familie, auf Ueberredung des Missionärs Nott, taufen und starb als Christ im besten Mannesalter, an den Folgen des unmäßigen Genusses geistiger Getränke, die er von Schiffen

seiner neuen Glaubensgenossen erhielt. Er hatte eine unbesiegbare Leidenschaft für diese Getränke bekommen, so sehr er auch ihren nachtheiligen Einfluß einsah und öfters im betrunkenen Zustande ausgerufen hat: O König, heut könnten deine fetten Schweine besser regieren, als du! — Forster der Aeltere, schäzte die Bevölkerung Tahaitis auf wenigstens 130,000 Menschen. Wollte man auch annehmen, daß er sich um 50,000 geirrt habe, so bleiben doch noch 80,000 übrig; und da jezt die Bevölkerung nicht über 8000 beträgt; so ist sie also wenigstens um $\frac{9}{10}$ eingeschmolzen. Die von Europäern und Amerikanern eingeführten geistigen Getränke und die Krankheiten, mit denen sie ansteckten, haben freilich die Sterblichkeit sehr vergrößern können; aber eine Menge Inseln der Südsee werden von ihnen besucht, ohne daß man eine Abnahme ihrer Bevölkerung bemerkt. Daß Pocken oder Pest gewüthet hätten, darüber ist keine Nachricht vorhanden. Es ist also die blutige Einführung der Missionär-Religion, welche hier die Stelle der verheerendsten Seuchen vertreten hat."

Von Otahaiti segelte Kotzebue nach den Pittcairninseln, deren Geschichte ebenfalls sehr merkwürdig ist. Hier hatten sich nämlich die empörten Matrosen des Schiffes Bounty niedergelassen, waren aber von den eingebornen Männern aus Eifersucht umgebracht worden, weil ihre Weiber ihnen die Europäer vorgezogen. Die Liebe dieser Weiber zu den Weißen war indeß so heroisch, daß sie ihren Tod auf der Stelle rächten und alle ihre Männer in einer Nacht umbrachten. Zufällig war einer der Matrosen, Adam, nur schwer verwundet worden und blieb als der einzige Mann auf der Insel übrig, der nun der Gatte aller Weiber und das patriarchalische Oberhaupt der Insel wurde. — Von hier besuchte Kotzebue die noch wenig bekannten Navigatorinseln, und die Radackinseln, die er auf seiner ersten Reise um die Welt zuerst entdeckt hatte. Dann begab er sich nach Kamtschatka, dessen Geschichte und Sitten er schildert, und von da nach Neu-Archangel, dem eigentlichen Ziele seiner Reise. Da man indeß in dieser russischen Niederlassung seiner nicht lange bedurfte, segelte er nach Californien, dessen nördlicher Theil russisch, der südliche aber spanisch ist. Er fand, daß die Russen sich mit den Indianern vermischt hatten, und sehr glücklich und heiter lebten, während die Spanier umgekehrt ihre Indianer in der finstersten Mönchsknechtschaft hielten. Dann besuchte Kotzebue die Sandwichsinseln. Das Interessanteste, was er davon meldet, sind einige alte Volkssagen, sein Besuch bei der dicken, aber liebenswürdigen Königin Nomahanna, deren Portrait beiliegt, und ein seltnes Naturphänomen. Er sah nämlich, wie sich plözlich eine schwarze Wolke am Himmel bildete, die sich mit furchtbarem Krachen entlud und einen großen Meteorstein herabschleuderte, dessen Stücken noch warm gefunden wurden. Ferner bereiste Kotzebue die Pescadoresinseln, die Ladronen, die Philippinen und eine neue Inselgruppe, von ihm nach seinen Gefährten die Rimski-, Korsakoff-, die Eschscholz- und die Bronusinseln genannt. Auf der Heimkehr hielt er noch zu St. Helena an und besuchte Napoleons einfaches Grab. Dem Reisebericht ist eine Uebersicht der zoologischen Ausbeute von Eschscholz beigefügt. Druck und Papier des Werks sind sehr schön.

(Die Fortsezung folgt.)

Vermischte Schriften.

Anthologie der geistreichsten und witzigsten Gedanken Müllners über Kunst, Literatur und Leben, aus seinen sämmtlichen poetischen und kritischen Schriften, herausgegeben von Prof. Dr. Schütz zu Leipzig. Zwei Bändchen. Meissen, Gödsche, 1830.

Auch Müllners bitterste Feinde können nicht in Abrede stellen, daß er Verstand und Witz besaß, oft ein scharfes und richtiges Urtheil fällte und es oft recht witzig vortrug. Allein er hat noch öfter schief und unwahr, absichtlich unwahr geurtheilt, Treffliches, wenn es von seinen Gegnern kam, verspottet, und Mittelmäßiges, ja Schlechtes, wenn es von seinen Genossen und Nepoten kam, gelobhudelt, und eben so oft ist sein Styl, anstatt witzig zu seyn, nur frivol, gemein, ja pöbelhaft gewesen. Wie es sein persönlicher und momentaner Vortheil mit sich brachte, gab er, schlau berechnend, Lob oder Tadel aus, ohne alle Konsequenz und Wahrheitsliebe. Umsonst sucht man bei ihm ein kritisches Gewissen und eine Tendenz. Bald wollte er sich rächen, bald einen Günstling empfehlen, bald schlechtweg sich einen Spaß machen, und so blieben ihm wenige ruhige Augenblicke, wo er ganz unbefangen und von Leidenschaften oder Berechnungen unbestochen urtheilte. So ist denn auch die ganze vorliegende Sammlung ein Mischmasch von Wahrheit und Lüge, von gesunden und giftigen Reden, und der Sammler hätte den Manen Müllners wohl mehr Ehre erwiesen, wenn er manches, namentlich aus Müllners Rezensionen ausgelassen hätte, was offenbar nur die Frucht einer gereizten Stimmung war und höchstens im Augenblick, da er es niederschrieb, einiges Interesse hatte. Man bekümmert sich jezt wohl nicht mehr um solche nichtswürdige Händel, wie er sie anzufangen pflegte. Selbst wer am literarischen Geklatsch Gefallen findet, vergißt doch das von gestern über dem von heute. — Wir haben uns übrigens schon so oft über Müllner ausgesprochen, daß wir auf diese Sammlung näher einzugehen nicht für nöthig erachten.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 90. — 3. September 1830.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

20) Reise des Generals Lafayette durch Amerika, in den Jahren 1824 und 1825. Beschrieben von A. Levasseur und aus dem Französischen übersezt von A. Levasseur, geb. Zins. Mit dem Bildniß des Generals. Naumburg, Wild, 1829.

Die jüngsten Ereignisse in Frankreich haben diesem Reisebericht ein doppeltes Interesse gegeben. Der Name Lafayette tönt wieder durch ganz Frankreich, und es ist anziehend, zugleich den Widerhall dieses so lauten Zurufs jenseits des Meeres zu vernehmen. Lafayette scheint vom Schicksal zu nichts als Triumphen aufgespart worden zu seyn. Nur ihr Wechsel kann machen, daß sie ihm zulezt nicht lästig werden. Wie man Talleyrand den Ceremonienmeister der Gewalt genannt hat, so kann man Lafayette den Ceremonienmeister der Freiheit nennen. Ohne die Grazie des edlen Marquis würde die Freiheit mit weniger Anstand und Feyerlichkeit auftreten. Sie würde vorhanden, aber sie würde nicht so gut repräsentirt seyn.

Uebrigens sehn wir, troz unsrer Furcht vor Aberglauben, in der Verbindung Lafayettes mit Nordamerika, etwas Symbolisches. Ideen verwachsen mit den Namen. Gönnen wir Lafayette den Ruhm, als ein neuer rhodischer Koloß auf zwei Welttheilen zu stehn. Es ist ein freundlicher Gedanke, statt der durch England früher zerrißnen Blutsverwandtschaft Europas mit Nordamerika, durch Lafayette eine Wahlverwandtschaft angeknüpft zu sehn. — Was nun die Reise betrifft, die der gute alte General vor fünf Jahren nach den vereinigten Staaten machte, so ist dieselbe schon früher durch alle Zeitungen bekannt worden. Hier folgt eine genaue Beschreibung derselben von seinem Adjudanten und Reisegefährten Levasseur, dessen Gattin, eine geborne Deutsche, das Werk ins Deutsche übersezt hat, noch ehe das französische Original selbst erschienen ist. Es ist in doppelter Hinsicht sehr interessant, indem es theils ein treues Gemälde von Nordamerika enthält; theils auch über die Persönlichkeit des merkwürdigen Reisenden gar anziehende Details gibt. Bekanntlich war Lafayettes Reise ein ununterbrochner, ein ganzes Jahr währender Triumph. Man hat es dem General als eine Eitelkeit vorgeworfen, daß er sich diesen Triumph bereitet hat, allein man irrt. Die Reise war nichts Persönliches, sie war etwas Symbolisches. Sie sollte ein Gewicht in die von so vielen windigen Liberalen aufgeschnellte Waagschaale des Liberalismus legen, und überdies hatten auch die Amerikaner einen symbolischen Zweck dabei. Sie wollten nicht nur dankbar seyn, sondern es auch zeigen, und der Welt einen glänzenden

Beweis geben, daß Republicken nicht immer undankbar sind, wie man sie zu beschuldigen pflegt.

Lafayette kam im August zu New-York an und reiste von da ein ganzes Jahr lang fast durch alle Provinzen Nordamerikas vom Hudson bis Neu-Orleans und zurück, im Ganzen über 1000 deutsche Meilen. An der Grenze jedes Staates empfingen ihn die höchsten Behörden und begleiteten ihn, so lange er im Staate weilte, worauf ihn an der nächsten Grenze wieder andre empfingen. Jeder Tag war ein Fest. In jeder Stadt, in jedem Dorfe bewillkommte man ihn aufs feyerlichste mit allen militärischen, civilistischen und freimaurerischen Ehren. Sein Gefolge war in der Regel sehr glänzend und zahlreich, sein Weg mit Wagen, Rossen und Menschen bedeckt, die ihm theils folgten, theils ihn nur einmal sehn wollten. Ueberall empfing er Geschenke, Reliquien aus den Freiheitskriegen oder Seltenheiten, manchmal ganz wunderlicher Art, z. B. eine Schaluppe, die im Schnellrudern über die Engländer gesiegt, und die nun Lafayette auf seinem Landhause ins Trockne legen mußte. Ueberall wurde er zum Ehrenmitglied der bestehenden gelehrten und nützlichen Gesellschaften ernannt. An vielen Orten mußte er Grundsteine zu patriotischen Denkmälern, zu öffentlichen Gebäuden rc. legen. Eine Grafschaft und eine Stadt, so wie viele militärische Korps trugen bereits seinen Namen; dieser wurde nun auch verschiednen neuen Instituten beigelegt. Man führte ihm die Kinder zu, damit sie einst als Greise noch sagen könnten, sie hätten dem General Lafayette die Hand gedrückt. Ueberhaupt mag der General auf dieser Reise wenigstens ein paarmal hunderttausend Hände gedrückt haben, ein Geschäft, das an manchen Orten mehrere Stunden wegnahm. Man zeigte ihm überall die neuen Einrichtungen, die Verbesserungen seit der Revolution. Er fand in manchen Gegenden, die er als Wüsten verlassen, blühende Städte; wo er mit seinen Truppen früher durch ödes, unwegsames Land beschwerliche Märsche gemacht, breite Straßen, das Land bebaut und übersäet mit Ortschaften. Man kann sich in der That keine schönere Belohnung jugendlicher Anstrengungen denken, als es für den Greis der Anblick solcher Resultate seyn muß. Indeß fiel der Eifer der Amerikaner, ihrem Liebling alle ihre Fortschritte zu zeigen, bisweilen ins Kindische. So mußte der General z. B. einmal dem Probiren der Feuerspritzen zusehn. Ein andermal wollten sie ihm ihre Fertigkeit, mit dem schweren Geschütz umzugehn, zeigen und hatten die Naivetät, ihn selbst zu einer Probe aufzufordern. Wie, wenn er nicht bestanden wäre? Aber er richtete die Kanone wirklich so geschickt, daß sein Schuß mitten ins Ziel traf. Als man ihm das berühmte Gefängniß in Philadelphia zeigte, machte er eine sehr passende Bemerkung, das einzigemal, daß er sich erlaubte, einen Tadel auszusprechen. Bekanntlich hat die grausame Altklugheit, die sich so oft für Weisheit ausgibt, in jener Stadt ein Strafsystem ausgeheckt, nach welchem die Gefangenen, um ihre Besserung zu fördern, einsam eingesperrt werden und nie mit einander communiciren dürfen. General Lafayette bemerkte dagegen, das einsame Gefängniß sey eine Qual, die man empfunden haben müsse, um sie beurtheilen zu können, die statt zu bessern, Verrücktheit erzeuge. Er erinnerte daran, daß er fünf Jahre hindurch einsam in Olmütz gesessen habe, und, fügte er lachend hinzu: ich habe erfahren, daß es kein Mittel zur Bekehrung war, denn man hielt mich in dieser engen Gefangenschaft, weil ich die Völker gegen Despotismus und Aristokratie aufbringen wollte, und ich ging aus dem Gefängniß — ungebessert.

Lafayette sah noch viele der alten Revolutionshelden, Jefferson, Adams, Jackson, Monroe, Smith, Harper, Stricker rc. und wurde überall von Greisen umringt, die im Unabhängigkeitskriege mitgefochten hatten. Man suchte die alten Trachten wieder hervor und lebte sich einen Augenblick völlig in die Illusion der Vergangenheit hinein. Auch Indianer kamen, dem General die Hand zu bieten, und an die alte Waffenbrüderschaft zu erinnern. Eine sehr interessant geschilderte junge Indianerin, die europäisch erzogen worden, aber in ihre Wälder wieder zurückgekehrt war, brachte dem General einen Brief, den derselbe einst an ihren Vater geschrieben und den dieser heilig bewahrt hatte. In Washingtons Wohnung fand Lafayette noch den Schlüssel der Bastille, den er ihm nach der Eroberung dieser Festung von Paris aus zum Geschenk gemacht hatte. Natürlicherweise richtete der General seine Reise so ein, daß er die Jahresfeyer der berühmtesten Revolutionsschlachten auf den betreffenden Schlachtfeldern begehn konnte, so die der Schlacht bei Bunkers-Hill und bei York-Town. Am leztern Orte ereignete sich bei dieser Gelegenheit ein ominöser Vorfall. Lafayette wurde in das nämliche Haus einquartirt, welches Lord Cornwallis vor der Schlacht bewohnt hatte. Indem nun die Bedienten im Keller des Hauses sich beschäftigten, entdeckten sie eine alte Kiste, und fanden in derselben eine große Menge halbabgebrannte Wachskerzen, die man als ein dort bei der Niederlage der Engländer vergeßnes Eigenthum des Lord Cornwallis erkannte und am Abend der Siegesfeier zur Illumination benuzte. — Unterwegs besuchte Lafayette auch Joseph Napoleon auf seinem schönen Landsitz und empfing einen Besuch des jungen Murat.

Am feierlichsten und imposantesten wurde Lafayette vom Kongreß der vereinigten Staaten selbst in großer Sitzung empfangen. Alles, was dabei vorfiel, zeigt von republikanischer Größe und Würde, mit einziger Ausnahme des Geldpunktes. Man bot Lafayette ein Nationalgeschenk von 200,000 Dollars an, und er schlug es nicht

aus. Die Debatten darüber pro und contra waren, man mag sagen was man will, gemein, und dieser Punkt hätte wohl vor- oder nachher schicklicher abgemacht werden können, als während der Reise des Generals, wenn er überhaupt hätte zur Sprache kommen sollen. Hat auch Lafayette 700,000 Franken für Amerika geopfert, so sind 200,000 Dollars nach 40 Jahren dafür keine Entschädigung, und als Geschenk wollen sie noch weniger sagen. Lafayettes Ruf ist so groß, daß man die besten Gründe voraussetzen muß, die ihn zur Annahme des Geldes bewogen haben; wir bescheiden uns aber, diese Gründe nicht zu kennen.

Ein eigenthümliches Interesse gewähren die freimaurerischen Ceremonien und republikanischen Kraftreden, die das Salz aller Feste gewesen zu seyn scheinen und vom Verfasser des Reiseberichts mit einer Art von religiöser Treue aufgezeichnet worden sind. Die Geistlichen scheinen den General nicht sehr inkommodirt zu haben. Sie kommen einmal zu Charleston von allen Sekten in allen Röcken zugleich in brüderlicher Eintracht zu ihm, um ihm zu beweisen, daß sie zu ohnmächtig sind, um sich länger unter einander, wie etwa in Europa, herumzuzanken. Wie Sklaven ziehen sie, jeglicher aus einem andern Volk, den Triumphwagen der Republick. Die Freimaurer aber erscheinen als die Herrn der Republick, sie sitzen im Triumphwagen und regieren ihn, ihr Kultus geht jedem andern vorher. Oeffentlich ziehn sie auf dem Boden der Republick umher mit allen Insignien der „königlichen Kunst." Ihre Priester schwingen bei der Feier der Schlachten und bei der Gründung der patriotischen Denkmäler das Weihrauchfaß, ihre Priester streuen Wein und Salz und Korn, ihre Priester singen dem Gotte Voltairs prosaische Hymnen! Vor den Altären des Vaterlandes aber und bei den Gastmälern ertönen jene donnernden Reden, in denen der Despotismus Europas zu Boden geschlagen wird, von den nämlichen Republikanern, die ein Paar Jahre nachher den Bund mit Don Miguel schließen! Die Reden haben durchgängig einen Charakter, und wir sind nicht berechtigt, anzunehmen, der Berichterstatter habe übertrieben. Aus allem aber geht hervor, daß die Klügern in Amerika die Menge geflissentlich im Haß gegen Europa erziehn, indem sie ihr ganz unvollkommene und falsche Begriffe von uns Diesseitigen beibringen. Man meint, wenn man einen so groben Kentukier oder ein naseweises Kind aus Pensylvanien hört, im alten Europa lebe kein vernünftiger Mensch mehr, habe nie ein vernünftiger Mensch gelebt, Lafayette ausgenommen. Wir sind weder so unwissend, noch so eitel, daß wir nicht den Nordamerikanern in gewisser Hinsicht große Vorzüge einräumen sollten; allein sie haben ihre politische Schule noch lange nicht durchgemacht, und sollten sich sehr hüten, Europa meistern zu wollen. Sie haben alle Elemente der Aristokratie, des politischen Bruderhasses und des militärischen Despotismus im Keim in sich wie jede andre Nation, die nicht vom Himmel gefallen ist, und diese Keime werden sich in dem Maaß entwickeln, in dem ihr Boden mehr und mehr bevölkert wird und die Menschen und ihre Leidenschaften sich mehr in den Weg treten. Glauben denn diese Menschen fertig zu seyn, da sie kaum angefangen haben? Glauben sie, die politische Sonne werde so Jahrtausendlang über Amerika stille stehn, wie sie heute steht?

Der Reisebeschreiber, der in jeder Beziehung noch zu unschuldig scheint, um sich nicht über die Perspektive der Völker zu täuschen, sieht in Amerika den Himmel voll Geigen hängen, und fällt aus einer jungfräulichen Schamröthe in die Andre, indem er sich erinnert, daß er nur ein Europäer ist. Er hat sich in allem Ernst überreden lassen, daß dies eine Schande sey, und ahmt eifrig jenen Exklamationen nach, durch welche der Knabenwitz Amerikas die grauen Erfahrungen und den durchtriebnen Verstand Europas aus dem Felde schlagen möchte. Es ist hier nicht der Ort, den Streit der beiden Regierungsformen zu entscheiden. Die Weltgeschichte selbst hat ihn noch nicht entschieden, und nie wird ihn eine junge Republick entscheiden, auch die beste nicht, denn es gibt wie für die Tyrannei, so auch für die Freiheit Iden des Märzes, an die man im Glückstaumel nicht denkt. Gewiß aber ist, daß die Menschen überall Menschen waren, Menschen sind und Menschen bleiben werden, und daß weder jenseits noch diesseits des atlantischen Meeres jemals das politische Eldorado gefunden werden wird, so wenig wie das tausendjährige Reich der Frommen.

21) A new general Atlas of America. Constructed and drawn by A. Arron Smith. London, published by Ernst Fleisher, Leipsic 1829.

Dieser in Kleinfolio mit typographischer Pracht gedruckte kleine Atlas enthält auf sieben Blättern die Charten von ganz Amerika, Nordamerika, den vereinigten Staaten, Mexico, den Antillen, Darien und Südamerika. Alle sind nach den neuesten Entdeckungen und politischen Eintheilungen entworfen und aufs sauberste gestochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichtschreibung.

Histoire scientifique et militaire de l'expedition française en Egypte. Précédée d'une intro-

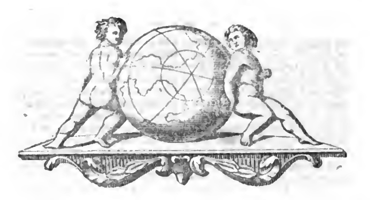
duction présentant le tableau de l'Egypte ancienne et moderne. Rédigée sous la direction de M. X. B. Saintine. Paris, chez Dénain 1830. Sechzig Lieferungen (wovon drei erschienen) mit Atlas: 300 Franken.

Die französische Geschichtschreibung folgt seit der Restauration einer dreifachen Richtung. Die einen schrieben Geschichte nach Voltaire's Manier: ihnen war es weniger darum zu thun, das Vergangene zu erzählen, als ihre Zeit zu belehren; es war ihnen weniger um die Vergangenheit zu thun, als um die Zukunft; und jede Thatsache, die sie berichteten, jede Betrachtung, welche sie anstellten, hatte den Zweck, ein Vorurtheil ihrer Zeit anzugreifen oder aufrecht zu halten. Gewissenhafte Männer, welche hierin nicht den Entzweck der Geschichtschreibung erkannten, schingen einen andern Weg ein; sie vermieden mehr als jemals die Historiker thaten, die Geschichte zum Partheienkampf zu machen und erzählten ohne alle Reflexion die nackten Thatsachen; an der Spitze dieser neuen Schule steht Barante. Wieder andre betrachteten die Geschichte aus rein philosophischem Standpunkte; die Thatsachen als solche und die Lehren, welche daraus hervorgehen, sind nach ihrer Ansicht minder wichtig als die allgemeinen Ideen, welche in der Geschichte hervortreten, und wodurch geleitet jede Zeit einen eigenthümlichen Charakter trug; an der Spitze dieser philosophischen Schule steht Guizot. Einige Schriftsteller, besonders Capefigue, der Verfasser des Philippe Auguste, suchten die verschiedenen Systeme zu vereinigen; aber jedes der erwähnten Systeme ist zu ausschließlich, als daß eine völlige Vermählung derselben möglich wäre.

Frei von ausschließlichem Systeme, belebt durch die verschiedenen Bestrebungen der neueren Historiker ist die Histoire scientifique et militaire de l'expedition d'Egypte, die außerdem einen andern Vorzug vor den meisten neuen Geschichtsbüchern hat. Sie ist zugleich eine geordnete Zusammenstellung des Bekannten und ein schätzbares Material für den künftigen Historiker. Die Description d'Egypte bestand nur aus Materialien, diese werden nun vervollständigt; die bisherigen Beschreibungen des ägyptischen Feldzugs in strategischer Hinsicht waren unter dem Einflusse des Partheigeistes geschrieben, dieser Einfluß nimmt in dem vorliegenden Werke einigermaßen ab.

Die beiden ersten Theile enthalten die Geschichte und Archäologie Aegyptens von der ältesten Zeit bis zu dem Feldzuge, und geben eine Uebersicht der Hauptresultate aus den Reisewerken von Ziegler, le Bruyn, Greaves, Maillet, Perry, Pococke, Niebuhr, Schaw, Norden, Savary, Volney u. A. Die sechs folgenden Bände reden von dem Aufenthalte der Franzosen in Aegypten. Die seitdem unter Mohammed-Ali eingetretenen Veränderungen füllen den neunten und zehnten Theil, worin die Entdeckungen von Burckhardt, Belzoni, Cailliaud, Forbin, Hamilton, Planet, Rifaud, Young, Champollion erwähnt werden. Die beiden lezten Bände enthalten inedirte Abhandlungen, Urkunden, Einzelheiten über die hauptsächlichen Denkmäler und andere wissenschaftliche Gegenstände.

Mehrere Generale und Gelehrte, welche den Feldzug mitmachten, nehmen an der Herausgabe des Werkes Theil, und die Archive des Kriegsdepots sind mit Erlaubniß der Regierung benuzt worden. Zu den beschriebenen Urkunden, die im Besitze der Herausgeber sind, gehört eine Sammlung von Memoiren über die Sitten, Denkmäler und Künste Aegyptens, die auf Befehl des Generals Berthier veranstaltet wurde; die Memoiren und der Briefwechsel Kleber's, bis jezt in den Händen des Marquis von Châteaugiron; eine Sammlung arabischer Handschriften und sonstige Materialien des Orientalisten Marcel (jezt in Algier und Verfasser des Vocabulaire français-algérien), der Alles auf Sitten und Bräuche des Orients Bezügliche durchsieht. Die Grafen Belliard und Rampon haben durch den Bericht der militärischen Unternehmungen, woran sie glorreichen Antheil nahmen, zu dem Werke beigetragen. Zu den andern Mitarbeitern gehören die berühmten Aerzte Desgenettes und Larrey; H. Prix-Real, der lange Zeit in Cairo verweilte und zur Zeit des Direktoriums eine französische Ansiedlung in Aegypten vorschlug. Graf d'Aure hat seine Memoiren über die Oberverwaltung Aegyptens, an deren Spitze er stand, mitgetheilt; Poussielgue Nachrichten über die diplomatischen Verhandlungen, welche er besorgte; der Col. Miot Auskunft über die Ereignisse in Aegypten, wovon er Augenzeuge war, Louis Reybaud (Verfasser der bisher erschienenen drei Lieferungen) das Tagebuch seiner Reise durch Aegypten und Syrien. Das Naturgeschichtliche wird von Geoffroy Saint-Hilaire durchgesehen und seinem Sohne Isidore, Mitarbeiter des großen Werkes über Aegypten. General Gourgaud vertraute den Herausgebern ein Werk an, über den ägyptischen Feldzug, das von Bonaparte diktirt ist, mehrere Abschnitte sind von der Hand des späteren Kaisers geschrieben, und daraus bereits in den bisher erschienenen Lieferungen Auszüge, in dem Atlas Facsimiles mitgetheilt. Die Zeichnungen der neueren Denkmäler dankt man Herrn Coste, der einige Jahre als Architekt bei Mohammed-Ali angestellt war und dem Baron Taylor. Ferner haben die Herausgeber eine Portrait-Sammlung von Dutertre, erstem Zeichner der Expedition, gekauft. Einiges Andere wird aus dem Werke Denons genommen, welches der Verleger Eigenthum ist.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 91. — 6. September 1830.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

22) Meriko im Jahre 1827. Nach dem Englischen des H. G. Ward Esq. Großbritt. Chargé d'Affaires in Meriko, während der Jahre 1825, 1826 und eines Theils von 1827. (Zugleich als 49ster Band der Neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen.) Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1828.

Der Verfasser kam schon 1825 als der erste englische Unterhändler, der mit der neuen Republik Verbindungen einleiten sollte, nach Meriko. Er wurde, wie sich von selbst versteht, mit lautem Jubel empfangen und gibt eine sehr heitre Beschreibung seiner Reise, die ihn von Verakruz durch die herrlichen Gegenden von Jalapa und Acocotlan nach der Hauptstadt führte. Er kehrte darauf nach England zurück, kam aber schon 1825 als Geschäftsträger wieder, und schildert nun auch diese zweite Reise, so wie die fernern Ausflüge, die er nach den Bergwerken Merikos machte. Wir übergehn die Beschreibung der Hauptstadt, ihrer Bewohner und Sitten, weil sie nicht mehr unbekannt sind. Der Verfasser beruft sich selbst häufig auf das vortreffliche und berühmte Werk seines Vorgängers Humboldt, den er nun insoweit zu ergänzen strebt, als sich seit Humboldts Reise die Verhältnisse in Meriko mannichfach geändert haben. Nachdem er in einem kurzen Abriß die frühere Lage Merikos unter der spanischen Herrschaft geschildert, entwirft er ein Bild seiner gegenwärtigen, durchaus verbesserten Lage. Zwar ist durch die Vertreibung der Altspanier, die beinah allein im Besitz alles Vermögens waren, dem Lande ein ungeheures Kapital entzogen worden und eine augenblickliche Armuth und Stockung eingetreten; allein die Privilegien, die Monopole sind aufgehoben, der Handel ist freigegeben und eine große Anzahl nordamerikanischer und englischer Kaufleute, wozu sich auch viele Deutsche und Franzosen gesellen, haben bereits angefangen, die reichen Altspanier zu ersetzen und befinden sich an manchen Orten im alleinigen Besitze des Handels wie der Bergwerke. Ihre Thätigkeit dient den Eingebornen zum Beispiel und der freie Verkehr, so wie die unermeßlichen Hülfsquellen des Landes werden bald die Wunden der Revolution heilen und Meriko zu dem blühenden und mächtigen Staat machen, wozu es durch die unerschöpflichen Reichthümer seines Bodens berufen ist. Dieser Boden vereinigt die Vortheile aller Klimate. Das Land bildet Terassen, die zu unterst an der Küste gelegnen Gegenden (tierra caliente) haben das heiße Klima der Tropenländer und bringen in üppi-

ger Fülle alle Kolonial-Produkte beider Indien hervor. Das hohe Land (tierra fria) ist zum Theil so rauh wie der europäische Norden und bringt dessen Bäume und Getreidearten hervor. In der Mitte liegen die gemäßigten Gegenden (tierra templada). Oft wechseln in einer Strecke von wenig Stunden die an die heißeste Sonne gewöhnten Südfrüchte mit der nordischen Tanne. Der Boden ist so fruchtbar, daß, wie der Verfasser bemerkt, die Umgegend von Verakruz allein ganz Europa mit Zucker versehn könnte. Die größten Schätze liegen in den Bergwerken, wovon einige seit Jahrhunderten noch nicht haben erschöpft werden können und viele noch gar nicht einmal bebaut sind. (Bei Gelegenheit bemerkt der Verfasser, daß der englische Lieutenant Hardy in Patagonien an der Südspitze Amerikas ebenfalls große, noch völlig unbenutzte Metallreichthümer entdeckt hat.)

Seit der Revolution hat die Regierung von Meriko schon viel zur Verbesserung des Landes und Volkes gethan. Die Erziehung, das Militärwesen, die Finanzen, die Lage der sonst als schmutzige Lazaronis umheriagernden Indianer ist schon merklich verbessert. In religiöser Hinsicht zeigt sich noch große Intoleranz. Obgleich früher schon die spanischen Könige dafür sorgten, daß der Papst keinen unmittelbaren Einfluß auf Amerika haben durfte, sorgte doch die Inquisition im Namen des Königs dafür, das Volk im finstersten Aberglauben niederzuhalten. Es gab weder Schulen noch Bücher. Wie weit die Furcht vor den letztern ging, beweist, daß noch im Jahr 1807 eine Mutter ihren eignen Sohn anklagte, weil er einen Band von Rousseaus Werken besaß. Nun hat zwar der bekannte nordamerikanische Gesandte in Meriko, Poinsett, durch Stiftung einer großen Loge die Religion der Freimaurer eingeführt, und ihr Geist dürfte nach und nach um sich greifen; vor der Hand aber ist die Masse des Volks noch so altgläubig, daß die Gesetze darauf Rücksicht nehmen und gegen Ketzer noch sehr intolerant seyn müssen. — Bei der frühern Abgeschlossenheit der Kolonien fehlt es auch noch sehr an Straßen und bequemen Kommunikationen. Doch das wird sich alles finden, wenn der Bürgerkrieg erst definitiv ein Ende nimmt. In der Seemacht sind die Merikaner am weitesten zurück, und werden es wahrscheinlich bleiben, weil sie nur auf der Westseite gegen den stillen Ocean die gute Häfen haben, aber auf der Ostseite gegen das atlantische Meer hin gar keinen.

Was die Einwohner und ihre Partheiungen betrifft, so widerspricht Ward einer Besorgniß Humboldts. Der letztere nämlich äußerte die Furcht, der Kontrast der Farben werde unter den Mulatten, Mestizen, Negern und Indianern einen eben so bittern Haß erzeugen, als es bekanntlich der Haß ist, den alle diese farbigen Leute gegen die Weißen hegen. Ward sagt nun, daß sich das Gegentheil gezeigt habe. Seit der Verjagung der Altspanier herrsche unter den Eingebornen von jeder Farbe und Mischung die vollkommenste Gleichheit und Eintracht. Alle haben gleich thätig in der Revolution mitgewirkt, alle gleich große Talente gezeigt, alle gleich sehr Antheil an der Regierung genommen, so daß in dieser Beziehung weder ein Privilegium noch irgend eine Eifersucht wahrzunehmen sey. Allein so sehr wir wünschen wollen, daß diese Eintracht von Dauer seyn möge, so dürfte die Besorgniß Humboldts doch wohl nicht aus der Luft gegriffen seyn. Man muß sich wenigstens erinnern, jüngsthin in den Zeitungen von der Eifersucht gelesen zu haben, welche sich auf Hayti zwischen den Gelben (Mulatten) und Schwarzen (Negern) erzeugt hat.

Uebrigens ist uns an dem äußerst umfassenden und instruktiven Werke des Herrn Ward nur eine Bemerkung aufgefallen, die uns aus einer kleinen Nachläßigkeit hervorgegangen zu seyn scheint. Indem er nämlich von den bekannten Partheien in Meriko, den Escoseſos und Yorkinos spricht, fügt er hinzu, die erstern halten sich ihrem Ursprunge nach für Schotten. Dem ist nicht so. Sie nennen sich nur nach der schottischen Observanz der Freimaurerei, wie die Yorkinos sich nach der Mutterloge von New-York nennen. Bekanntlich führen diese Partheien in Meriko wie in allen amerikanischen Freistaaten den allgemeinen Namen der Unitarier und Föderalisten. Die einen nämlich wollen eine möglichst enge Centralisirung der getrennten Provinzen zu einem Hauptstaat; die andern wollen nur eine möglichst locker verbundene Föderativrepublik. In allen transatlantischen Republiken herrscht dieser Streit und in allem haben die Föderalisten jezt die Oberhand, in den Staaten von Rio de la Plata seit der Vertreibung Lavalles, in dem kolumbischen Staatensystem seit der Abdankung Bolivars und selbst in Nordamerika seit der Abdankung des Präsidenten Adams. Es wiederholen sich hier dieselben Erscheinungen, wie in Altgriechenland und wie in der Schweiz. Die einzelnen Provinzen halten hartnäckig auf ihre Souverainität und es bilden sich überall nur Eidgenossenschaften zwischen kleinen Staaten, nicht große und einige Hauptstaaten.

23) Reise in Kolumbien in den Jahren 1825 und 1826 von Karl August Gosselmann, Lieutenant bey Sr. Majestät Flotte. Aus dem Schwedischen übersezt von Freese, K. Schwed. Hofprediger 2c. Mit einer Charte. Stralsund, Löffler, 1829.

Diese durchaus nur pittoreske Reise bietet keine statistischen und politischen Ueberblicke über Kolumbien dar,

wie Humboldts oder Wards Werk, ist aber durch die äußerst lebendige Schilderung einzelner Scenen der tropischen Natur und des tropischen Lebens sehr anziehend. Der vorliegende erste Theil enthält die Beschreibung von Karthagena und Santa Marta, so wie von dem Thal des Magdalenenflusses, auf welchem Herr Gosselmann aufwärts fuhr. Die Naturschilderungen des Verfassers sind sehr bunt und unterhaltend, besonders da er sich nicht bestrebt, zu klassifiziren, sondern alles so beschreibt, wie er es in reizender Mannichfaltigkeit neben einander gefunden hat. Besonders hat ihn die reiche Thierwelt ergözt: „Von den Papagayen gibt es eine unglaubliche Menge von den schönsten und herrlichsten Farben, aber besonders wetteifern zwei Arten um den Vorzug, die große, bunte, meistens rothe, — Guacamaya bermoja — und die eben so große blaugelbe — Guacamaja azul. Größer als diese hat man eine andere, weniger glänzende dunkelrothe — Loro colorado — zwischen welche und den kleinen hellgrünen Papagayen — Colorras — viele andere sind, die sich durch Farbe und Größe von einander unterscheiden. Auch eine Menge andrer Vögel sieht man hier, unter denen ich nur den schwarzgelben Turpian, den schwarzrothen Colvein, und den von allen Farben funkelnden kleinen allerliebsten Colibri anführen will, die, obgleich alle verschieden, doch sämmtlich mit ihren starken, blühend rothen abwechselnden Farben beweisen, daß Südamerika mit Recht die schönsten Blätter in der Ornithologie einnimmt. Indessen nicht allein an die Vögel hat dieser Erdstrich so entzückende Farben verschwendet; er ist auch eben so freigebig gegen die unzähligen und verschiedenartigen Schmetterlinge — Maripozas — gewesen. Unter diesen zeichnet sich der große hellblaue aus, wenn man ihn anders einen Schmetterling nennen darf, der mit seinen beiden großen Flügeln wohl einen Teller bedecken kann. Aber wie viele andere ähnliche Geschöpfe schwärmen hier nicht umher, und was für ein weites Feld wäre hier für einen Insektensammler. Außer einigen dunkelgrauen Schlangen, die wahrscheinlich Klapperschlangen waren, obgleich die Entfernung und die Pferdetritte verursachten, daß wir ihr Geklapper nicht hören konnten, sah ich heute eine ungewöhnlich schöne Korallenschlange — Culebra de Coral. Ihre glatte glänzende Haut war der Tracht eines Harlequins, voll von rothen, gelben und schwarzen Würfeln, nicht unähnlich; und nach dem Augenmaße zu urtheilen, da sie quer über den Weg kroch, hatte sie wohl die Länge eines Mannes und die Dicke eines Armgelenks." — „Es ist schwer zu sagen wer am schönsten ist, der, so zu sagen, emaillirte, glänzende Käfer; die grüne, vergoldete Fliege; der sammetgleiche, schwarzrothe Schmetterling; der Sylphen gleich dahinschwebende, vielfarbige Honigvogel; die kleine, in blau und gelb strahlende Eidere; der in Schwarz und Dunkelroth lieblich abwechselnde Kolvein, oder der große, mit allen Farben prunkende Papagay, deren unendlich spielende Farben noch unglaublich durch das helle Licht des klaren, hohen, azurnen Himmels erhöht werden."

Was die Sitten in Kolumbia betrifft, so erzählt der Reisende davon oft recht sonderbare Züge. Unter andern sollen die Damen auf Bällen mit einem Diadem von Cigarren auf dem Kopf erscheinen, aus dem die jungen Stutzer so lange Cigarren herausnehmen und rauchen, bis keine mehr übrig sind. So sollen sich auch die Damen, um zu baden, in ihrem vollen Anzug, ohne sich auszukleiden, ins Wasser stürzen; die Kleidung bestehe aber auch nur aus einem einfachen dünnen Gewande. Auf die dunkelfarbigen Leute ist der Verfasser nicht gut zu sprechen. Namentlich ist er von den Zambos, den Abkömmlingen der Neger und Indianer, mehemal weg bestohlen worden. Er meint, die republikanische Freiheit habe die ganze angeborne Rohheit dieser Race zum Ausbruch gebracht, und das Herrischthun dieses Pöbels sey unerträglich. Folgendes sehr anziehendes Sittengemälde gibt einen kurzen Abriß der verschiedenen Stände und ihrer Geberdung in der Gesellschaft. Der Verfasser macht einen Spaziergang bei Chartagena: „Da kamen z. B. einige vornehme creolische Damen, die mit ächt spanischem Gange in ihren dünnen weißen Kleidern mit kurzen Aermeln und Röcken stolz einherschreiten, als wollten sie sagen: Wenn ihr nicht unsre bleiche Haut bewundert, so sehet wenigstens unsre netten Füße an. Neben ihnen konnte man auf jeden Fall einen schleichenden Mönch erblicken, der in seinem schwarzen Mantel gehüllt, unter dem mit breitem Rande versehenen Hute schwitzte, welcher an der Seite aufgeschlagen, ihn freilich hinderte zum Himmel empor zu schauen, aber durchaus nicht, verstohlene Blicke nach den Seiten zu werfen, wenn auch nur deshalb, um die vielen Ehrfurchtsbezeugungen einzusammeln, womit der geringere Haufen ihn begrüßte. Zu diesem konnte man einige auf kleinen Eseln reitende Neger rechnen, die nach dem Verkaufe der Gartenfrüchte in der Stadt, nun auf dem Wege nach Hause die Stelle derselben in dem kleinen Packsattel eingenommen hatten, auf dem sie saßen, und die Füße über den Hals des geduldigen Esels ins Kreuz haltend balancirten. Ihre ganze Cavallerieuniform bestand in einem mächtig großen Strohhute, einem Hemde, und einem am Ende gekrümmten kleinen Stocke, mit dem sie von hinten das tragende Thier anspornten, wenn die oft wiederholten Aufmunterungswörter „Burro!" „Anda!" — Esel! geh! — nicht helfen wollten. Dies war besonders der Fall, wenn sie den schweren Miethwagen — Volantes — aus dem Wege reiten wollten, welche, mit Ausnahme von einigen Lastwagen und Kutschen in Bo-

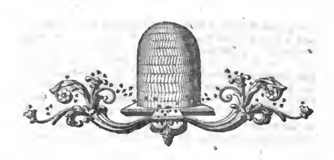
gota, das einzige Fuhrwerk in Kolumbien sind, und außerdem gewiß die einzigen ihrer Art in der ganzen übrigen Welt; denn waren sie jemals in civilisirten Ländern gebräuchlich, so ist das wohl vor Jahrhunderten der Fall gewesen. Diese wahren Ungeheuer von Wagen sind schwer zu beschreiben, wenn man sich nicht einen alten vertikal in der Mitte abgehauenen Paradewagen mit sieben Fensterscheiben vorstellt, so daß nur die hinterste Hälfte mit drei Scheiben und großen Hinterrädern übrig ist, die vermittelst zweier langen und dicken Gabeldeichsel von einem beklagenswerthen Pferde fortgeschleppt wird, auf welchem noch ein schwerer großer Neger sizt und mit seiner ledernen Peitsche klatscht, wenn er nicht mit dem an einem der nackten Füße sitzenden Sporne versucht, die Schnelligkeit dieser köstlichen Equipage zu vergrößern. Da es Glasfenster nicht gibt, kaum in der Sprache, so gewähren die nicht verschlossenen Oeffnungen dem darin fahrenden Paare eine schöne Gelegenheit zu sehen, und von den weniger glücklichen Fußgängern gesehen zu werden. Zu diesen kann man eine Menge junger Negerinnen zählen, deren weißgestickte französische Kleider einen ungewöhnlichen Kontrast mit den schwarzen langen Handschuhen, Strümpfen und Schuhen machten, die, wie man anfangs glaubte, ihrer Farbe wegen, gewiß eine sonderbare Laune der Mode beweisen, allein doch zu feinen Kleidern passendere Theile des Putzes bilden, als die, womit die Natur sie nur versehen hat. Dies war indessen der Fall, wenn sie nicht nur mit bloßen Armen, sondern auch barfuß giengen, wieviel auch die Ringe auf den Fingern, die Armbänder auf den Armgelenken, die Perlen auf dem Halse und die Blumen im Haare dagegen einwandten. Gleich hinter ihnen kamen einige kolumbische Stutzer, mit leichten Hüten aus Wurzeln, gestreiften Jacken und weißen, weiten Beinkleidern, die so weit waren, daß unter ihnen anstatt der mit hohen Absätzen versehenen Stiefeln, auf denen diese Herren mit ihrem hochmüthigen, leichten Gange stolzirten, wohl zwei Frauenzimmerfüße hätten hervorblitzen können, indem sie unter einem unaufhörlichen Geplauder oder vielmehr Geschrei daherschritten, das nicht einmal ihre rauchenden Cigarren unterbrechen konnten. Dort zeigte sich ein starker, untersätziger, schmutzig gelber Eingeborner, dessen glattes schwarzes Haar unter dem breiten Strohhute herabhieng, der seine vierschrötige Figur beschattete, nur in ein blaugewürfeltes, lose hängendes Hemde gekleidet, das zum Theil ein Paar lange Unterkleider von demselben Zeuge bedeckte. Aus dem breiten, nur mit sparsamem Bart gezierten Munde stand er im Begriff seine Cigarren zu nehmen, um sie seinem Kameraden, einem kastanienbraunen Mulatten zu geben, der, als Abkomme eines Europäers und einer Afrikanerin, mit seinem schönen, wohlgebildeten Körper, den Bildhauern zum Modell dienen könnte, und im übrigen, mit Ausnahme des kurzgelockten Haars seiner Mutter und seiner dunkeln Farbe, auch ein schöner Mann seyn würde. Nachdem er seine Cigarre angezündet, trennten sie sich, um einige Reiter passiren zu lassen, die mit steifen Zäumen, Spornen und Reitpeitsche ihre kleinen Pferde zum schärfsten Trabe anhielten, wobei sie sie zum Paßgange eingeübt hatten, der eben so ermüdend für das Pferd, als angenehm für den Reiter ist. Unterdessen giengen auf der andern Seite einige Garnisons-Offiziere, deren großer, schwarzer Schnurrbart, Backen- und Kinnbart, nur einen kleinen Theil ihres bleichgelben Gesichtes frei ließ, welches mit seinen blitzenden Augen zeigte, daß, wenn auch diese Herren nicht selbst, doch wenigstens ihre Voreltern von den beiden Kastilien herstammten, obgleich die dreifarbige Kokarde der Republik auf den großen dreieckigten, mit Panaschen besezten Hüten und das kolumbische Wappen auf den Knöpfen ihrer glänzenden Uniform verrieth, daß sie jezt die Freiheit der unabhängigen Republik gegen den Druck des alten Mutterlandes vertheidigten. Zulezt konnte man hier und da auch einen Engländer sehen, dessen bleiches mageres Gesicht bewieß, daß er schon vor einiger Zeit das kalte, feuchte Klima seiner geliebten Insel gegen die trockene, brennende Hitze dieses Kontinents vertauscht hatte. Sie giengen indessen auch hier und schwizten in der Kleidung ihres Vaterlandes, dem blauen Fracke, der auf gewisse Weise mit ihrer nationalen Existenz so einverleibt und von ihnen eben so unzertrennlich zu seyn scheint, als ein Türke von seinen Mamelucken."

(Die Fortsetzung folgt.)

B i t t e.

Ich ersuche die Herrn Einsender von Büchern oder Manuscripten, welche für das Literaturblatt zum Morgenblatt bestimmt sind, dieselben gefälligst frankiren zu wollen. Zugleich finde ich es für nöthig zu bemerken, daß es nicht im Plane des Literaturblatts liegt, Werke, die schon länger als zwei Jahre im Buchhandel erschienen sind, noch nachträglich anzuzeigen, daher ich bitten muß, mir immer nur die neuesten, nicht aber ältere Verlagswerke zuzusenden. Endlich glaube ich die Herrn, die mir zuweilen Beiträge für das Morgenblatt mittheilen, bei dieser Gelegenheit bitten zu müssen, daß sie sich gefälligst direkt an die Redaktion des Morgenblatts wenden mögen.

Dr. Wolfgang Menzel.



Literatur=Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 92. — 8. September 1830.

Länder= und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

24) Rio de Janeiro, wie es ist. Beiträge zur Tages= und Sittengeschichte der Hauptstadt in Brasilien, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Lage des dortigen deutschen Militärs von C. Schlichthorst, ehem. kais. brasil. Offizier. Hannover, Hahn, 1829.

Werke, die den Titel führen „N. N., wie es ist," erwecken kein günstiges Vorurtheil, da sie so oft nur die liederlichsten Kompilationen sind. Das vorliegende dagegen zeichnet sich sehr zu seinem Vortheil aus. Es ist aus dem Leben gegriffen, es enthält die Beobachtungen eines Mannes, der mit scharfem und klarem Blick an Ort und Stelle selbst zugeschaut und, was er gesehn, anspruchslos niedergeschrieben. So viel auch schon über Rio Janeiro gesagt ist, haben wir diese neue Schilderung mit neuem Interesse gelesen.

Zunächst gebührt dem Verfasser öffentlicher Dank dafür, daß er noch einmal eine Sache zur Sprache gebracht hat, welcher die Deutschen schon früher eine größere Aufmerksamkeit hätten schenken sollen. Ich meine das Seefahren des Herrn von Schäfer. Schon oft ist darüber aufs bitterste geklagt worden, ohne daß die Sache näher untersucht worden wäre. Unser Verfasser bestätigt die Anklage und seine Namensunterschrift muß uns für die Wahrheit seiner Aussagen bürgen. Auch er, wie frühere Auswanderer, wirft dem Herrn von Schäfer die unmenschlichen Mißhandlungen vor, die er sich gegen Deutsche, von ihm angeworbne Auswanderer nach Brasilien erlaube. Er sagt, H. v. S. verspreche denen, die sich dem Soldatenstande widmen wollen, Anstellungen, die sie nachher nicht erhalten; er theile Patente aus, die in Brasilien niemand respektire. Er verspreche denen, die nicht Soldaten werden wollen, Ackerland und Kolonisationsmittel, lasse sie aber, so wie sie ans Land steigen, unter die Soldaten stecken. Er behandle sie endlich unterwegs aufs härteste, und sein Kontrakt mit der brasilianischen Regierung sey so, daß er für die Auswanderer, die ihm auf der See sterben, eine gewisse Summe zur Entschädigung erhalte, daß es ihm also vortheilhaft sey, so viele als möglich sterben zu lassen (Seite 164). So sind denn die armen Leute einem privilegirten Korsaren Preis gegeben. Herr Schlichthorst erzählt Anekdoten, die schauderhaft sind, unter andern

eine Seite 11, da acht Menschen als Rebellen erschossen wurden, die sich nur erlaubt hatten, sich mit Worten über eine Unbill ihres Schiffstyrannen zu beklagen. —

Wir wollen hier übergehn, was der Verfasser von der tropischen Natur Brasiliens sagt, da, so schön seine Schilderungen sind, dieser Gegenstand doch schon ein bekannter ist. Von größerem Interesse scheint uns das, was er von den politischen Verhältnissen und von den Personen sagt, die dabei thätig sind. Vom Kaiser gibt er uns folgendes Porträt, S. 23: „Don Pedro ist ein schöner Mann von mittlerer Größe, im Gesicht von Blatternarben stark gezeichnet, mit einem prächtigen schwarzen Barte; seine Haltung ist nachlässig stolz, er spricht rasch und bestimmt, im Französischen weiß er sich nur unvollkommen auszudrücken. Sein glänzendschwarzes Augenpaar haftet nicht lange auf einer Stelle; er bemerkt alles, was um ihn her vorgeht und liebt es, den ernsthaftesten Fragen eine scherzhafte Wendung zu geben. Wenn er lacht, was nicht selten geschieht, so zeigt er eine Reihe der weißesten Zähne. Sein Anzug war dem Klima und der Tageszeit angemessen, ein leichter grauer Morgenrock, ein weißer Hut, weiße Beinkleider, ein buntes seidenes Tuch nachläßig um den Nacken geschlagen." Mit Begeisterung spricht er bei mehrern Gelegenheiten von der Schönheit der jungen Königin Maria da Gloria, z. B. S. 61. „Sie ist der Liebling des Vaters, von dessen regelmäßigen Zügen sie ein verjüngtes Bild gibt, durch blaue Augen und lichtes blondes Haar germanisirt und veredelt. Man kann in der That nichts reizenderes sehen, als dieses liebliche Wesen, welches nicht sehr groß für ihre Jahre und äußerst zart gebauet, durch die Kraft der tropischen Sonne eine Ausbildung erhalten hat, die weit über ihr Alter geht. Arme, Hals und Nacken des jungfräulichen Kindes sind plastisch schön, ihr Anstand so würdevoll, ihre Bewegungen so ungezwungen, daß man versucht wird, sie für die Erscheinung eines Feenmährchens zu halten. Auch von der verstorbnen Kaiserin und von der berühmten Vicomtesse von Santas und andern Personen des Hofes gibt der Verfasser interessante Zeichnungen.

Sehr klar und ausführlich ist die Schilderung der Revolution, durch welche Brasilien sich vom Mutterlande trennte und zum Kaiserreich erhob. Man gewinnt dadurch eine sehr genaue Kenntniß des Terrains, und der verschiednen Motive, durch welche die oft sonderbaren Schritte der brasilianischen Regierung erklärt werden. Die Lage dieser Regierung ist eine der komplicirtesten in der Welt. Der Einfluß des Mutterlandes, Englands, der benachbarten spanischen Freistaaten, der absoluten und konstitutionellen Parthei, der Stände, der Racen ꝛc. vermischt und durchkreuzt sich dergestalt, daß man umsonst den fixen Punkt sucht, der diesen vielseitigen Rücksichten Einheit geben soll. Der Verfasser ist weit entfernt, Brasilien in seiner neuen Gestaltung glücklich zu preisen. Ohne die Uebel zu verkennen, denen es ehemals als Kolonie unterworfen war, zieht er doch den frühern Zustand der Ruhe und Selbstzufriedenheit der jetzigen Unruhe und Unzufriedenheit vor, S. 40. „Mangel an Festigkeit in jedem Zweige der Verwaltung; ein unaufhörlicher Wechsel der ministeriellen Gewalten und der Systeme, wodurch der ruhige, einförmige Gang der Staatsmaschine gestört wird; eine gefährliche Zweideutigkeit in allen Beschlüssen der Regierung sowohl, als der gesetzgebenden Macht; eine Armee ohne Disciplin, ohne Muth und ritterlichen Sinn, glänzende Eigenschaften, wodurch sich die Vorfahren eben dieses Volkes, die Albuquerques und Gamas, unsterblichen Ruhm erworben; eine Flotte, von Fremden kommandirt, die durch Drohungen der Regierung imponiren, sich selbst auf Kosten entlegner Provinzen bezahlt machen und sie in dem Augenblick verlassen, wo ihre Hülfe am nothwendigsten ist; ein unermeßliches Reich, von den verschiedensten Faktionen zerrissen, die nördlichsten Provinzen in offener Empörung, im Süden ein verderblicher Krieg, dazwischen Mord und Hinrichtungen, Kerker und Fesseln, und eine solche Käuflichkeit der Richter, daß durch Geld jedes Verbrechen gesühnt werden kann: das sind diejenigen Folgen einer Revolution, welche dem unbefangenen, ruhigen Beobachter noch einiges Interesse gewähren, weil sie den Schein der Größe und des Außerordentlichen an sich tragen; aber das allgemeine Mißtrauen, wodurch alle Bande der Gesellschaft aufgelöset worden, die Unterdrückung und Hülflosigkeit des Volks, die barbarische Behandlung der Soldaten, das unwürdige Betragen der höhern Offiziere gegen ihre Untergebenen und das Elend jener armen Indianer, welche einem ehrsüchtigen Kriege zum Opfer gebracht werden, das erweckt Langeweile, Ekel und Abscheu. Was sich aus dieser allgemeinen Gährung gestalten wird, liegt im Schooße der Zukunft verborgen, nur das ist gewiß, die Zeitgenossen sind nicht um die zweideutige Ehre zu beneiden, in diesem politischen Processe die Agentien abgegeben zu haben."

Die Bemerkungen über den Racenunterschied, über die Wirkungen des Klimas und der Vermischung sind ebenfalls sehr belehrend. Was die weißen Europäer betrifft, so hat der Verfasser durchgängig gefunden, daß sie auffallend in Brasilien entarten. So sind z. B. die Europäerinnen unter allen dortigen Frauen die häßlichsten. Die guten Deutschen, Franzosen und Engländer schlagen

dort ganz aus der Art. Seite 72. „Niemand hat ungestraft unter Palmen gewandelt. Die Wahrheit dieser Behauptung habe ich bei mir selbst erfahren. Die senkrechten Strahlen der tropischen Sonne verbrennen auf gleiche Weise Herz und Hirn, die schwärzesten Leidenschaften der Seele werden wach. Bei dem Südländer, in dessen Charakter die Natur sehr viel äußere Ruhe bei den heftigsten Bewegungen gelegt hat, den Erziehung und Gewohnheit lehren, mit Vorsicht auf seine Worte und sein Betragen zu achten, der aus Geschmack höflich und discret ist, sind diese in ihren Folgen lange nicht so gefährlich, als bei den erotischen Pflanzen des Nordens, die auf dem fremden Boden, mit Rum und Portwein begossen, in roher Ueppigkeit emporschießen. Das alte Sprichwort: der Renegat ist noch schlimmer als der Türke selbst, findet sich durch die ganze Welt bewährt. — Europäische Schriftsteller haben es häufig beklagt, daß der Volkscharakter der Einwohner der tropischen Länder einen so schneidenden Kontrast mit der Fruchtbarkeit des Bodens und der Reinheit des Himmels bilde, wodurch sie sich vor allen übrigen Gegenden der bewohnten Erde auszeichnen, und laut ihren Wunsch ausgesprochen: diese paradiesischen Gefilde möchten mit einer besseren Race aus kältern Zonen bevölkert werden. Leider rechtfertigt der Erfolg diese Ansicht nicht. Der geborne Südländer hat viele und große Fehler, aber sie werden durch manche gute Eigenschaft im Gleichgewicht gehalten. Er ist falsch, aber zuvorkommend und höflich, ausschweifend in der Liebe, aber mäßig im Genusse des Weins, er ist träge, aber auch mit Wenigen zufrieden. Dagegen besitzen fast alle Nordländer, die in den heißen Himmelsstrichen leben, keine ihrer Nation eigenthümliche Tugend, die Laster der Eingebornen eignen sie sich in ganz kurzer Zeit an und ihre Nationalfehler verschmelzen sich mit diesen zu einem widrigen Ganzen. Der brasilianische Deutsche ist in der Regel falsch und brutal, von der alten deutschen Treue ist nicht mehr die Rede, seine Grobheit bringt er mit jenseit des Weltmeers. In der Liebe ist er ohne Zartgefühl und wird noch viehischer, weil er gewöhnlich betrunken ist; an Faulheit übertrifft er seine Vorbilder bei weitem und da er mehr Bedürfnisse hat, als jene, und in allen seinen Genüssen unmäßig ist, so empfindet er die schrecklichen Folgen seines Lasters früher und stärker als der Eingeborne, der sich mit den einfachsten Nahrungsmitteln begnügt und geistige Getränke fast gänzlich verschmäht. Der Engländer bringt seinen jüdischen Wuchergeist mit nach Brasilien, jenes edle Nationalgefühl läßt er zu Hause oder es artet hier in einen lächerlichen Stolz aus, der sich der Vorzüge seines Vaterlandes rühmt, beständig von brittischer Freiheit und Liberalität spricht, während alle seine Handlungen beweisen, daß keine Spur dieser Tugend mehr in ihm ist; an Unmäßigkeit wetteifert er mit dem Deutschen, wird aber häufig von diesem übertroffen. Den Italiener verläßt sein Geiz nicht, den Franzosen nicht seine Eitelkeit; was beide Nationen Gutes an sich haben, findet man nicht bei ihren Schößlingen in der neuen Welt, ja, was unglaublich klingen wird, der Franzose ist in gesellschaftlicher Hinsicht der am wenigsten liebenswürdige von allen."

Wie nun aber die reinen Racen unter diesem Himmelsstrich entarteten, so findet der Verfasser, daß umgekehrt die Mischung der entgegengesetzten Racen eine neue, in jeder Hinsicht bessere, kräftigere, schönere, zu Allem fähigere Race erzeugt. Er kann nicht genug Rühmes von den trefflichen Eigenschaften dieser neuen Race sagen, die vermöge einer wohlthätigen Einrichtung der Natur nur das Gute der Racen, von denen sie abstammt, zu vereinen und selbst zu übertreffen scheint. Aus der Vermischung der Portugiesen mit Deutschen, Franzosen und Engländern entsteht ein Geschlecht, das weit schöner ist, als ihre Aeltern; aus der Vermischung der Europäer mit Negern und Indianern entsteht ein Geschlecht, das an Schönheit und physischer wie geistiger Fähigkeit mit jeder Generation sich überraschend vervollkommt, während selbst die Mischung der Neger und Indianer eine bessere Race erzeigt, deren Entwicklung freilich nur sehr langsam fortschreitet. Ein geistreicher Arzt, der lange in Südamerika gelebt, hat uns dies bestätigt, und unbedenklich die weißen Mulattinnen in Buenos-Ayres, die schönsten Frauen der Erde genannt, indem sie mit spanischem Adel und Geist in Physiognomie und Haltung die plastische Fülle und Kraft der Neger vereinen und in der Weiße des Teints selbst unsre skandinavischen Damen übertreffen. S. 122. „Und so scheint der physiologische Grundsatz in der Erfahrung begründet, daß das menschliche Geschlecht durch Vermischung seiner verschiedenartigsten Bestandtheile an Güte und Adel gewinnt. Die weitere Ausführung dieser Untersuchung überlasse ich Naturforschern, welche in allen Theilen der Welt Gelegenheit gehabt haben, Erfahrungen, welche allein eine Hypothese befestigen können, die sich mir in Amerika von allen Seiten aufgedrungen hat, und von deren Richtigkeit ich um so mehr überzeugt bin, da sie ohne Vorurtheil entstanden, sich durch fortgesetzte Beobachtung immer mehr und mehr befestigt hat und nie durch eine widersprechende Erscheinung zum Wanken gebracht worden ist."

Wer möchte darin die Alles zum Guten lenkende Hand der Vorsehung, die stille Heilkraft der Natur verkennen? Nur durch eine solche natürliche Veredlung der Race und nicht durch irgend ein künstliches Mittel der

Nicht minder prachtvoll ist das Matteehorn, das 3—4000 Fuß hoch aus den Eisgefilden senkrecht wie ein dreischneidiger Dolch emporstarrt. Wer Gelegenheit gehabt hat, wie Ref. den Gebirgsstock des Monte Rosa auch nur aus einiger Entfernung zu sehn, weiß die Standhaftigkeit der Reisenden zu schätzen, die Wochenlang in diesen Eis- und Felsenwüsten in so frostiger Höhe herumklettern. Hier führen zwar mehrere Pässe aus Piemont nach der Schweiz, allein sie werden höchst selten betreten. Die Reisenden besuchten eine längst verlaßne Festung, die einst einen dieser Pässe schützte, das Fort St. Theodule, das 10,416 Fuß hoch über der Meeresfläche liegt, die höchste Festung in Europa. Etwas tiefer fanden sie ein altes Goldbergwerk, das noch jezt für den König von Sardinien, obwohl nur läßig und nur im Sommer betrieben wird, da es jeden Winter in Schnee begraben ist. Was uns Deutsche besonders interessiren muß, ist der Umstand, daß auch die Südseite des Monte Rosa noch von Deutschen bewohnt ist, und zwar von einem kräftigen und sehr ehrlichen Menschenschlage, der fast ganz abgeschlossen auf seinen unbesuchten Höhen lebt und mit den tiefer wohnenden Italienern nur wenig in Berührung kommt. Zwar stehn sie unter Piemont, und der Reisende bemerkt mit Bedauern, daß die Geistlichen ihnen bei Strafe der Exkommunikation verboten habe, länger deutsch zu sprechen; allein sie kümmern sich nicht viel darum. Den ganzen Sommer über sind die Männer fort, indem sie als Maurer und Tagelöhner nach Frankreich und Deutschland gehn, während die Weiber allein auf den Bergen zurückbleiben und das Vieh pflegen. Im Winter, wenn die Männer zurückkommen, werden sie eingeschneit und kommen nicht in die Thäler herab. So werden sie sich vielleicht noch lange erhalten, wenn die Grausamkeit der Missionäre nicht ihre Ruhe trübt.

Die Reise nach dem Glarnisch ist ebenfalls sehr interessant, besonders was den selten oder nie betretnen Weg vom Glarnisch herab nach dem Kanton Schwyz betrifft, über jene schauervollen Feldplatten und Klüfte, die man von Zürich aus so deutlich sieht. Bei dieser Gelegenheit erzählt uns Herr Hirzel auch eine frühere Reise im Jahr 1816, auf welcher er als ein tollkühner Jüngling den großen Mythenstein bestiegen habe, dessen himmelanstrebende Säule sich im Vierwaldstädter See spiegelt. Ohne Zweifel sind unter unsern Lesern viele, welche den Mythen gesehn haben und sich einen Begriff von der Keckheit machen können, die es erfordert, um diesen senkrecht aufsteigenden Felsenkegel zu besteigen.

Manchem, der die Alpen besuchen will, dürfte es wichtig seyn, in der vorliegenden Schrift die genaue Anweisung, wie man Gletscher bereisen soll, nachzulesen, da die Unwissenheit der Reisenden desfalls noch alle Jahre neue Unglücksfälle veranlaßt hat. Der Verfasser ermahnt insbesondre, 1) man solle genau auf eine gewisse feine Linie im Schnee Achtung geben, von der an der Schnee sich in einer schiefen Fläche kaum merklich senke, was allemal anzeige, daß unter diesem Schnee eine gefährliche Eisspalte verborgen sey; man solle 2) niemals den Fußstapfen früherer Reisenden trauen, weil binnen wenig Stunden der Schnee, der früher fest gewesen, schmelze und unter dem Tritt des Reisenden einsinke; man müsse daher 3) bei jeder Stelle, wo jene feine Linie im Schnee bemerklich sey, mit dem Alpenstock sondiren und durch kräftige Stöße erproben, ob die über dem Eisspalt liegende Schneedecke stark genug sey, einen Menschen zu tragen.

Die wissenschaftlichen Resultate dieser Alpenwanderungen verdienen einer besondern Erwähnung. Wir geben, was der Verfasser zur Berichtigung der bisher immer fehlerhaften topographischen Charten des Monte Rosa sagt, und was er in mineralogischer Hinsicht beobachtet hat, weil dies nur den Mann vom Fach angeht. Von allgemeinem Interesse ist dagegen, was er über die Alpennatur überhaupt sagt. Er glaubt aus mannichfachen Beobachtungen den Schluß auf drei wichtige Naturgesetze ziehn zu müssen.

Das erste dieser Gesetze betrifft die Thalbildung. Der Verfasser ist ein eifriger Neptunist und erklärt sich die Entstehung der Gebirge ganz einfach dadurch, daß eben diese Berge stehn geblieben seyn, während die Wasserfluthen der verschiednen Erdrevolutionen die Thäler ausgehölt hätten. Alle Umstände beweisen, daß die jüngste jener Wasserfluthen vom Süden nach Norden über die Alpen herwogend die Alpenthäler ausgeschwemmt und die von den Alpen abgerissenen Nagelflue-Felsen bis an den Fuß des Jura gewälzt haben. — Die sogenannten Karrenfelder sind dem Verfasser ein Bild der ganzen Schweiz im Kleinen. Karren nämlich (auch Schratten) nennt man den scharfen Fels-Gräten, zwischen denen das Gestein durch das von den Berggipfeln herabströmende Wasser allmählich ausgeschweift wird, und ein ganzes Feld solcher Karren zeigt im verjüngten Maaßstab genau dieselbe Rinnenbildung, wie die Thalbildung der ganzen Schweiz ist. — Insbesondre hat der Verfasser die interessante Beobachtung gemacht, daß regelmäßig ein langes, tiefes und sehr schmales Thal da gefunden werde, wo ein Bach ohne Nebenbäche seinen Ausweg aus dem Gebirge suche, während jedes Nebenwasser zunächst in das gegenüberstehende Gebirg eine Nische reißt und sodann überhaupt das Thal erweitert.

Das zweite Gesetz betrifft die Gletscherbildung. Es ist schon sehr viel über diesen Gegenstand geschrieben worden. Eine Zeitlang fürchtete man, die immer zunehmenden Gletscher würden nach und nach die Alpenwälder und Menschenwohnungen immer weiter zurückdrängen,

bis man bemerkte, daß das Wachsen der Gletscher nur periodisch sey. Noch hatte man kein bestimmtes Gesetz für das Zu- und Abnehmen des Eises aufgefunden. Erst Herr Hirzel-Escher stellt ein solches Gesetz auf, das äußerst einleuchtend ist. Er hat nämlich bei öfterer Beobachtung gefunden, daß der Gletscher allemal unten im Thale wachse, wenn er oben auf dem Gebirg kleiner werde, und daß er umgekehrt unten sich zurückziehe, während er oben anschwelle. „Ich möchte daher die Gletscher mit ihren Armen mit ungeheuern, stets in Bewegung sich befindenden Polypen vergleichen, deren Hauptkörper in dem nämlichen Verhältniß abnimmt, in welchem die sich ausbreitenden Arme zunehmen, oder umgekehrt, und von denen der eine Arm wieder in dem nämlichen Verhältniß zunimmt, in dem der zunächstliegende abnimmt; wobei jedoch nicht zu befürchten ist, daß die Gesammtmasse jemals eine bedeutende und bleibende Zu- oder Abnahme erleiden werde.“

Das dritte Gesetz betrifft die Quellenbildung. Da nämlich der Verf. so häufig Quellen gefunden hat, wo von oben her kein Zufluß seyn konnte, und da so viele Quellen in der Regenzeit wie in der Dürre immer gleich mächtig bleiben, so hat er daraus den Schluß gezogen, die Quellen werden von unten her durch den eigenthümlichen Druck des Wassers aus unterirdischen Wasserbehältern versorgt, in welchen sich das Regen- und Schneewasser aufhäuft. Von einer, von atmosphärischen Einflüssen unabhängigen Wasserbildung im Innern der Erde will er jedoch nichts wissen.

27) Paris, esquisses dediées au peuple Parisien par Auguste Luchet. Paris 1830. 1 Vol.

28) Promenades dans Romes par M. Stendhal. Paris 1829. 2 Vol.

29) Vue de la Grèce par M. de Stackelberg.

Es lebt ein sehr geistreicher, witziger Schriftsteller in Deutschland, der jedoch nicht ohne Affektation und Manier über Alles spottet, was seine Mutterstätte in ihrem ganzen intellektuellen und politischen Leben aufzuweisen habe. Die Deutschen haben den Mann wegen seines Witzes sehr gern und bedauern ihn herzlich wegen seiner Gesichtsschwäche, wodurch ihm alle Gegenstände schwarz oder grau scheinen, wenn sie auch rosenroth sind. Der Mann ist vor einigen Jahren nach Paris gereist, und es hat ihm da unter den lustigen, lockeren und wandelbaren, immer nur den Augenblick erfassenden Franzosen ungemein wohl gefallen. Wenig fehlt, so hätte er sie bei seiner Heimkehr den philisterigen und politisch-stupiden Deutschen zu Muster und Nachahmung vorgestellt, wie dies in der glücklichen Zeit von Ludwig XIV, XV. und XVI. Mode war, und wie es der liebe Napoleon auf andern Wegen betrieb.

In Nr. 1. finde ich eine Art von französischem Börne. Auch bei ihm herrscht die Vernunft, schneidende, kalte, haarspaltende, sich im Hämischen gefallende Vernunft bei schwachen Augen vor, der es ein Greuel wäre, wenn sie auf Etwas stöße, worüber sie sich freuen müßte. Denn davor hat sie eine wahre Wasserscheu. Bei ihm muß man nicht an die Vordermänner Sainte Foix, Mercier, Dulaure und Pouy denken. Diese zeichneten und malten Pariser Sitten und Leben, oder bemühten sich wenigstens, zu zeichnen und zu malen. Luchet macht nur Karrikaturen und illuminirt sie hernach mit Galle. Mit der Absicht zu spotten steigt er des Morgens auf, geht aus, schlendert aus einem Pariser Quartier ins andre und spricht mit mehr oder weniger Geist über die ungleichartigen Gegenstände, die ihm aufstoßen; die Grundfarbe ist überall dieselbe, nur die Nüancen sind anders.

In Nr. 2. werden die Franzosen auch nicht auf Rosen gebettet, denn Stendhal geht wo möglich noch ärger mit ihnen um. Sie wissen auch gar nicht, wie sie mit ihm daran sind, denn wollen sie sich über ihn ärgern und bissig werden, so gesteht er ein Paar Zeilen weiter, daß er oft Unrecht habe; sie beziehen dies nun natürlich gleich auf die Stellen, wo ihre Bitterkeit beleidigt oder ihre Lieblings-Vorurtheile angegriffen werden, wenn auch Stendhal daran gar nicht dachte. So heißt es an den Thoren von Rom: Monterosi, am 3. August 1827. Von Paris aus bin ich durch das häßlichste Land der Welt — Pinsel nennen es das schöne Frankreich — nach Basel gekommen und von Basel über den Simplon hierher. Dies ist die ganze Reisebeschreibung des Terry-Travellers von Paris bis 25 Miglien von Rom. Sprechen diese englischen Reisenden in England von England, so klingt es freilich anders. Kein lautes Wort von der langen Weile, die sie da auszustehen haben und die sie unter mildem sonnigen Himmel und in anmuthigen Länder jagt. Ihnen nach sollte man glauben, sie rissen sich nur mit der größten Mühe von ihrem Land los. Sie reisen dann durch Europa, Aegypten, Syrien, Griechenland und Konstantinopel, freuen sich über nichts, bewundern nichts, die Langeweile sitzt ihnen überall auf dem Nacken post equitem sedente curâ. Hernach schreiben sie dicke Bände, um ihre Landsleute zu versichern, daß sie das glücklichste Land auf Erden bewohnen. Diese haben es kaum gelesen, so packen sie in Schaaren ein und verlassen Alt-England für mehrere Jahre, um sich noch mehr von diesem Vorzug zu überzeugen. Sonderbares Volk, dessen Stärke und Volksthümlichkeit gerade in diesem unbegränzten Zutrauen zu sich selbst und zu ihrer Heimath besteht. Stendhal ist allerdings in Rom ein geistreicher, wohl unterrichteter Führer, der überdies noch das Gute hat, nie

von andern zu fordern, daß sie seiner Meinung seyn sollen. Er ist kurz, abgebrochen, bald lang, bald kurz in seinen ziemlich unordentlich durch einander geworfenen Bemerkungen, an Wunderlichkeit fehlt es ihnen nie, aber auch nicht an Wahrheit und Tiefe des Gefühls und an Schärfe der Beobachtung. Doch urtheilen Sie selbst. Ich greife zwei Stellen mitten aus dem Buch heraus.

„Rom enthält in seinen Mauern zehen bis eilf Hügel, welche die Tiber eng zusammendrängen und ihren Lauf beschleunigen. Es ist als wenn Poussin diese Hügeln gemalt hätte, um dem Auge ein ernstes und so zu sagen todtenfeierliches Vergnügen zu machen. Meiner Meinung nach ist Rom bei einem Sturm und Gewitter am schönsten. Die schöne immer gleiche Sonne eines Frühlingstag paßt nicht gut zu dieser Stadt. Hier ist die Architektur ganz vorzüglich an ihrer Stelle. Freilich fluthet und glänzt hier nicht das herrliche Meer wie in Neapel. Es fehlt das Reizende, Ueppige, aber Rom ist die Stadt der Gräber. Hier kann man nur Ein Glück fühlen, das dunkle umwölkte der Leidenschaften, nicht das heitere wollüstige, wie es an der Küste des Pausilipp zu finden ist.“

„Die mehrsten Reisenden begreifen nichts von der Art wie die schönen Römerinnen leben; bei diesen Frauen ist nichts Gezwungenes, Beengendes, Verschämtes, Rücksichtenehmendes, wie bei uns im Norden aus Anstand oder Tugend. Eine Römerin, der ein junger Fremdling gefällt, schlägt nicht etwa die Augen nieder, wenn er sie anblickt, sondern beobachtet ihn lange und mit Vergnügen, sie betrachtet auch nur ihn, so oft sie ihm in Gesellschaften, in der Kirche, im Theater oder auf Spaziergängen begegnet. Ohne Umstände wird sie zu einem Freund des jungen Mannes sagen: Dite al che Signor che mè piace. Fühlt nun der Glückliche wie sie, und fragt er sie: Mi volete bene? so antwortet sie mit größter Offenherzigkeit: Si Caro. Auf diese ganz einfache und schmucklose Weise beginnen Liebesverhältnisse, die Jahrelang dauern, und die — lösen sie sich ja einmal — die Männer zur Verzweiflung bringen. Der Marquis Gatti erschoß sich neulich, als er bei seiner Zurückkunft von Paris seine Geliebte ungetreu fand.“

Eine andere Art treffender Wahrheit findet sich in Nr. 3. Unstreitig haben wir dem deutschen Stackelberg die ersten wahren und geistreichen Umrisse aus Griechenland zu verdanken, das nun bald unter einem verständigen deutschen Fürsten aus Asche und Schutt zu neuem Leben aufblühen wird. Bald wird es ein civilisirtes Land seyn, es werden Gasthöfe da entstehen, auf Dampfschiffen wird man von Marseille nach Aegina, Napoli di Romania oder an das athenische Ufer fahren. Alles in zehn Tagen, und dabei wird man noch vier- und zwanzig Stunden in Neapel bleiben können. Alle jungen bemittelten Leute werden nach dem wieder eröffneten Griechenland strömen. Nur Frauen werden noch Italien und die Schweiz besuchen. Ueberdies hat man sich über diese beiden Länder erschöpft. In Griechenland hingegen ist alles neu, denn in Frankreich hat die Reise des jungen Anacharsis nur noch in der Provinz einigen Kredit. In Paris genügt uns zu wissen, daß ein Hofgeistlicher das Buch geschrieben hat, und daß er bei Phocion leise auf den damaligen Duc de Choiseul, seinen Gönner anspielte. Die kräftigen aber oft rauhen und wilden kleinen Republiken, aus denen nach und nach das gebildete Griechenland wurde, stehen hier wie travestirt und verbalhornt durch die gezierten, kraftlosen Ideen aus dem armseligen, verkebsweibten Jahrhundert Ludwig XV. Barthelemy war freilich ein Gelehrter, aber auch weiter nichts. Es ist ihm schon lange bewiesen, daß er von dem alten Griechenland blutwenig verstand. In Frankreich haben dies Cuvier und Clavier hundertmal dargethan.

Stackelberg dagegen ist ein gewissenhafter Deutscher, der nicht mit fremdem Gut prangen und glänzen will, und der Alles, was er gibt, aus eigenem Quell schöpft, darum haben seine Darstellungen überraschende Wahrheit, Treue und Einfalt, ohne alles elegante Gesessel und Brimborium. Die Macht des Schönen ist aber so groß in dem ewigen Schönheitsland, daß ein Nichtkenner die Stackelbergischen Zeichnungen für studirt und arrangirt nach dem Alterthum halten könnte. Dem ist aber nicht so. Alle die an Ort und Stelle gewesen, überrascht die große Wahrheit dieser Zeichnungen, und sie fühlen sich wie mit einem Zauberschlag nach Morea und auf die griechischen Inseln versezt. Darum muß man ihnen zum Lob nachsagen, daß sie nichts mit den tausend und aber tausend Darstellungen gemein haben, mit denen französische Zeichner Italien darstellen wollen. Es ist ein wahres Unglück, daß bei uns die Landschaften wie Theaterdekorationen und die Figuren wie Opertänzer und Tänzerinnen aussehen.

Der Lithograph dieser Blätter hätte es aber seyn lassen sollen, wenigstens ist ihm das Landschaftliche nicht gelungen. Die Gegenstände treten bei ihm nicht genug zurück. Ein kleiner Felsen mitten im Meer erscheint nur klein durch den Umfang; Schatten und Licht daran sind aber so stark, als wenn der Felsen nur hundert Schritte entfernt wäre und auf dem Mittelgrund läge.

Ein gutes französisches Blatt drückt sich gut und kurz über die Stackelbergische Sammlung so aus: „Sie wird gewiß schnell den günstigsten Abgang haben, denn bei ihr vereinigen sich zwei große Eigenschaften, die dies Jahr sehr selten bei uns in Frankreich sind, 1) hat ihr Verfasser gewissenhaft auf Ort und Stelle gezeichnet, 2) ist er kein Charlatan.“

Mr.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 94. — 13. September 1830.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

30) Reise durch Italien. Vom Freiherrn von Halberg-Broich. Augsburg und Leipzig, Jenisch und Stage, 1830.

Irren wir nicht, so ist der Verfasser derselbe, der vor etwa zwölf Jahren eine Reise nach Schweden und Lappland herausgab, und der uns selbst auf unsern Wallfahrten einmal mitten im strengen Winter in einer samojedischen Pelzkleidung begegnet ist. Sollten wir uns irren, so verräth doch das vorliegende Buch einen eben so vielgereisten und immer gleich launigen Odysseus. Die vorliegende Reise ist weit entfernt, in den gewöhnlichen Ton italienischer Reisebeschreibungen, in das sentimentale Kunstgeschwätz pilgernder junger Maler oder Professoren einzustimmen. Ein alter Kriegsmann, der das Wunderland schon zum vierten Mal durchreist, schildert uns hier, ungerührt von seinen antiken und romantischen Glanzseiten die dunkle Kehrseite. Statt bei den todten Idealen der Plastik und Malerei zu verweilen, verweilt er bei den lebendigen Scenen des Volkselendes, und statt die Großthaten der Römer die Revue passiren zu lassen, erinnert er nur an die Gräuel, von denen Italien im Mittelalter, namentlich durch Guelfen und Ghibellinen heimgesucht worden. Allein er schildert diese Nachtseiten Italiens nicht grämlich oder weinerlich, sondern mit einem, dem alten Krieger sehr wohl anstehenden, Humor. Das Buch ist voll origineller Laune, die, wie man wohl sieht, nicht gesucht, sondern dem Verfasser angeboren ist. Und warum sollte es nicht vergönnt seyn, Italien einmal von der tragikomischen Seite aufzufassen, da sich die Bewunderung des Großen und Schönen in diesem Lande in der That schon bis zum Eckel wiederholt hat. Ueberdies hat die Laune, das Große zu übersehn und auf das Kleine zu sehn, dem Verfasser Gelegenheit gegeben, manche Züge des gemeinen Lebens in Italien zu beobachten, und Beiträge zur Charakteristik des Volks zu geben, von denen die immer in höhern Regionen schwelgenden Kunstjünger keine Notiz nehmen. Er lacht über diese Künstler, die jedes alte Denkmal messen, abzeichnen und beschreiben, während Niemand dafür sorgt, daß es erhalten werde, und so der Zahn der Zeit eins nach dem andern frißt. Er lacht über die prächtig geputzte, goldstrotzende Polizei, die mit hochgetragner Nase mitten durch die Kothhaufen stolzirt, um nur nach Karbonaris zu wittern. Er ärgert sich über die zahllosen Gefängnisse, worin so viele kraftvolle Menschen mit edlen und stolzen Römergesichtern in Lumpen bei einander liegen und Karten spielen, während große Strecken des schönsten Landes seit Jahrhunderten

unbebaut liegen. Ueberall zeigt er, daß Italien, wenn auch eine schöne Ruine, doch immer eine Ruine ist, und am Schlusse des Werkes beweist er in einer ergreifenden Schilderung aller Bürgerkriege und Metzeleien des italienischen Mittelalters, die er chronikenartig Jahr für Jahr an einander reiht, wie Italien ruinirt worden ist.

Er schweift indeß auch oft von diesem tragischen Thema ab, wie ihm eben ein Einfall kommt. Mancher darunter ist recht launig, z. B.: „Keiner ist noch auf den nützlichen Einfall gekommen, eine gastronomische Karte zu entwerfen, wo z. B. Berlin mit guten Würsten, Straßburg mit seinen Leberpasteten, Pommern mit seinen Gänsen, und Westphalen mit seinen Schinken paradirten. Die Länder, wo nicht vorzüglich für den Magen gesorgt wäre, ließe man ganz weg. Diese Karten wären auch für die Hauptquartiere der kriegführenden Generäle vom größten Werthe; man sähe ohne viele Mühe, daß die besten Mandeln zu Valence, die Feigen zu Pesaro, Zitronen zu St. Remo, Pechianer Oliven, Pomeranzen zu Galta und Cedrato, Rosinen und Cibeben zu Damasko, Corinten zu Morea und Zante, Malthesser Rosenzucker, aleinische muskateller-Trauben, Datteln zu Tunis, römische Anisörner, Quitten zu Pomino, Kastanien zu Piacenza, Melonen zu Verona, Brokoli aus dem Kirchenstaate, Spitzmorcheln in Toskana, Limonen in Agro Dolce, Safran in Agnila, Nüsse in Tarent, Spargel zu Ravenna, Zwiebeln zu Capua (wovon sich Hannibal schon eine Indigestion geschmauset), Sardellen zu Sciania, Ortolanen zu S. Nappa, Bratwürste zu Modena, Mortadellen zu Bologna, Käse zu Lodi, Kaviar Karfiol und Kapern zu Genua, und wo die besten Salate, Cerveladen, Zungen, Sulzen cum celeris zu haben wären. Die Wasserstreif- oder Flußkarten wären nur da, wo guter Wein wächst, anwendbar.“

In Verona hat er folgenden komischen Einfall: „Ich hatte vor dreißig Jahren hier viele Bekannte, sie waren aber jezt schon alle todt. Es war darunter ein sehr schönes herrliches Mädchen, bei vielen noch im Andenken, aber lange schon schläft sie den eisernen Schlaf des Todes; von mehreren meiner Bekannten war schon die ganze Familie ausgestorben. Die Rose blüht wie das Mädchen, schön entfaltet sich die Knospe, die Blätter fallen, die Unterlagen des reizendsten Daseyns sind gräßliche Gestalten der Verwesung, und wollt ihr die schreckliche Zahl eurer Voraltern bis zur zwanzigsten Generation von einem Menschen wissen, so zählt und ihr werdet 2,097,150 finden. Wenn ihr die Seiten oder Kollatral-Verwandten dazurechnet, so bringt ihr die Zahl auf 274,887,906,944; also auf unendlich mehr, wie in der bekannten Welt Menschen leben.“

Auch mischt er gern politische Betrachtungen ein, worunter folgende die merkwürdigste seyn dürfte: „Der vorlezte Großmeister von Malta wurde durch französisches Geld erwählt; England wußte die schon zuvor geschlossene Uebereinkunft Frankreichs mit Malta. Nelson konnte die französische Flotte aufreiben, aber England wollte Malta durch das Recht der Eroberung behalten, daher durfte Nelson nicht eher angreifen, bis Malta gefallen war. Die ganze ägyptische Expedition war das feine Werk der Engländer, und die hochweise Politik von Europa ahndete nichts davon.“

31) Richters Reisen zu Wasser und zu Lande, 6—10tes Bändchen. Reisen in dem Mittelmeer und in einigen der angränzenden Länder mit besonderer Hinsicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute. 1 — 5ter Theil. Dresden und Leipzig, Arnold, 1826—1829.

Der vielgereiste Verfasser, von Geburt ein Sachse, hatte 1811 so eben eine große Fahrt nach China vollendet und war in London wieder angekommen, als er schon wieder auf einem englischen Schiff angestellt wurde, das ins Mittelmeer stationirt war und seinen gewöhnlichen Aufenthalt in Messina nahm. Im ersten Bändchen seiner Reisebeschreibung schildert er England und hält diesem Lande eine große Lobrede. Die folgenden Bände enthalten die Schilderung des Mittelmeers und seiner Küsten. Der Verf. verweilte zuerst in Palermo, dann in Messina, wo er am längsten blieb. Von hier aus machte er zuerst eine kleine Parthie nach Syrakus und dann 1812 eine größere Fahrt nach Alexandrien in Aegypten. Bei der großen Thätigkeit der englischen Kriegsschiffe während der Dauer des Krieges wurde er mit großer Schnelligkeit von einem Küstenpunkt zum andern kommandirt. Im Frühjahr 1813 kam er nach Alicante in Spanien, von da nach Bona in Afrika, dann wieder nach Tarragona in Spanien. Er half diese Stadt belagern, bis sie von Marschall Suchet entsezt wurde. Darauf segelte er nach Tunis und über die Inseln Lampedusa und Malta nach den griechischen Inseln Cerigo, Zea und Andros, von da durch die Dardanellen, Konstantinopel vorüber nach Odessa und wieder zurück nach Messina; dann wieder nach Livorno und Genua. Im Jahr 1815 trat er aus dem englischen Dienst und heirathete ein 14jähriges schönes Mädchen in Messina, gab indeß das Reisen noch nicht auf, sondern reiste jezt in Geschäften seines Schwiegervaters, der ein Kaufmann war, nach den jonischen Inseln, Cephalonia und Zante. Wieder in Sicilien angelangt, unternahm er eine Lustreise nach Catania und auf den Gipfel des Aetna; dann nochmals eine Geschäftsreise nach Palermo und Corfu. Da aber mittlerweile sein Schwiegervater Unglück in seinem Handel erfuhr, und er selbst Sehnsucht nach dem Vater-

land empfand, so kehrte er endlich über Malta und Triest nach Sachsen zurück. — Diese vielen Reisen gaben ihm hinlänglich Stoff, mit der Beschreibung fünf lehrreiche Bändchen anzufüllen. Als ein guter Beobachter hat er überall Land und Leute recht anschaulich geschildert. Die ausführlichsten Beschreibungen erhalten wir von Sicilien und namentlich von Messina, Palermo, Syrakus, Catania und dem Aetna, ferner von den griechischen Inseln.

32) Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829. Erster und zweiter Theil. München, Franckh, 1830.

Die liebenswürdigste Reisebeschreibung, die wir seit lange gelesen haben. Ihr Verfasser gibt sich für einen deutschen Fürsten aus, und es scheint nicht, daß dies eine bloße Fiktion sey. In jedem Falle macht er seiner Rolle alle Ehre und vereint mit der Leichtigkeit und Grazie des Weltmannes das Talent eines sehr geistreichen Schriftstellers.

Das Werk ist in Briefen (an eine geliebte Dame) geschrieben und enthält fortlaufend das Tagebuch der Reise. Den wesentlichen Theil desselben nehmen die Schilderungen der Natur und des Volkes ein; doch knüpft der Verfasser sehr häufig Erinnerungen an die frühere Geschichte, lokale Sagen und Anekdoten, politische Betrachtungen rc. an und schweift eben so oft in humoristische Excurse aus, worin er über Welt und Menschen überhaupt philosophirt und auch nicht selten satyrische Seitenblicke auf Deutschland wirft.

Wir werden zuerst in die reizenden Gebirge von Wales geführt, deren höchsten Gipfel, Snowdon, der Verfasser bestiegen hat. Von den Wallisern sagt er: „Ohne die Betriebsamkeit der Engländer, noch weniger von dem Feuer der Irländer beseelt, vegetiren sie arm und im Verborgnen zwischen beiden. Die Einfachheit der Berge aber ist ihnen geblieben, und sie sind weder so grob, noch prellen sie so unverschämt, wie die Schweizer." Er fand unter ihnen noch die Nachkömmlinge der alten Barden, die noch alle drei Jahre zusammenkommen und einen Wettkampf im Gesange feiern. Ein goldner Becher ist der Gewinn des Siegers und in hundert Harfen hallt sein Ruhm in den Ruinen von Denbigh-Castle wieder, wo dieses Fest Statt findet. Alles ist hier noch so alterthümlich, daß selbst die modernen Engländer in den Bauten, die sie auf ihren Landgütern in Wales vornehmen, dem gothischen Geschmack huldigen. „Diese Manier geht so weit, daß selbst eine Schenke an der Straße mit Fallthoren, Schießscharten und créneaux versehen war, obgleich es keine andre Besatzung als Hühner und Gänse zu beschützen gab." Es wimmelt außer den wirklichen alten Ruinen überall von Scheinruinen, die den Reisenden oft irre führen. Manche sind höchst geschmacklos. So erwähnt der Verfasser z. B. eines neumodischen gothischen Schlosses, das ganz himmelblau angestrichen war. Die Engländer sind bekanntlich sehr bizarr, die Folge ihres spleen, und ihr Reichthum sezt sie in den Stand, jeden närrischen Gedanken auszuführen. Uebrigens verschließen sie sich in der Regel auf ihren Landsitzen und gönnen dem Fremden keineswegs freien Zutritt, über welche Illiberalität der Verfasser öfters klagt. Aus allen Welttheilen schleppen sie Kunst- und Naturschätze zusammen, die nun vereinzelt auf ihren Schlössern aufbewahrt bleiben, wo sie Niemand sieht und Niemand kennt. Einen dieser englischen Landsitze schildert uns der Verfasser mit sehr idyllischen Farben. „Ich schrieb dir schon, daß der Milchkeller hier immer eine der Hauptzierden jedes Parkes ausmacht und von den Kuhställen ganz entfernt, für sich, in der Form eines ganz eleganten Pavillons besteht, mit Fontaine, Marmorwänden und kostbarem Porzelain geschmückt, dessen große und kleine Schaalen mit allen Arten der schönsten Milch und Milchprodukten angefüllt werden. Kein besseres Plätzchen als dieses, um sich nach der Ermüdung des Gehens zu erfrischen. Es versteht sich, daß auch ein Blumengärtchen dabei ist, welches der Engländer gern jedem Gebäude beifügt. Hier wetteiferte das Steinreich in Pracht der Farben mit den Blumen. Der Besitzer hat nämlich einen Antheil an bedeutenden Kupferwerken in Anglesea, und kleine Berge dieses golden, roth, blau und grün schillernden Erzes dienten seltenen Steinpflanzen zum prachtvollen Beet. — Das Aviary, sonst wohl Goldfasanen und ausländischen Vögeln gewidmet, war hier dies wirthschaftliche Natur, nur für Hühner, Gänse, Pfauen, Tauben und Enten ausschließlich bestimmt, dennoch aber bot es, durch seine außerordentliche Reinlichkeit und Zweckmäßigkeit einen sehr angenehmen Anblick dar. Deutsche Wirthinnen hört und staunt! Zweimal des Tages wurden die mit den schönsten Bewässerungsanstalten versehenen Höfe und einzelnen Kammern, Taubenschläge und Brütbehälter — zweimal des Tages wurden sie gescheuert — und die Strohbetten der Hühner waren so zierlich, die Sprossen, auf denen sie horsteten, so glatt und blank, die mit Quadern eingefaßten Ententpfützen so klare Bassins, das großkörnigte Gerstenfutter und der gekochte Reis, gleich dem Pariser Riz au lait, so appetitlich, daß man sich im Paradiese der Vögel zu befinden glaubte. Auch waren diese alle frei wie dort, keinen die Flügel verschnitten, und ein immediat an ihre

Wohnung stoßendes Wäldchen hoher Bäume diente ihnen zum anmuthigsten Vergnügungsort. Noch wiegten sich die meisten von ihnen behaglich auf den schwankenden Gipfeln, als wir ankamen, kaum erblickten sie aber die kleine rosige Fanny, wie eine wohlthuende Fee mit Leckerbissen in der Schürze ihnen entgegen tretend, als sie in brausender Wolke herabeilten, und sich pickend und frohlockend zu ihren Füßen niederließen."

(Der Beschluß folgt.)

Physiognomik.

1) Das Gallsche System der Schädellehre (Cranioscopie) über die Fähigkeiten der Kräfte des Menschen und die Verrichtungen des Gehirns, nach den lezten von Dr. Gall kurz vor seinem Tode gemachten Beobachtungen und nach der zweiten von Dr. Possati mit der größten Sorgfalt vermehrten und verbesserten Auflage. Ein Blatt in groß Folio. Leipzig, Baumgärtner.

2) Das Lavatersche System der Physiognomik, oder die Kunst, durch die Konstitution, die äußern Gewohnheiten und vorzüglich durch die Untersuchung der Formen des Kopfes und der Gesichtszüge des Menschen, dessen Geschmack, Neigungen, Kapacität, Anlagen, Grad der Bildung und Reife zu erkennen. Ein gleiches Blatt. Daselbst.

3) Die Symbolik des Antlitzes von W. Sihler. Berlin, Laue, 1829.

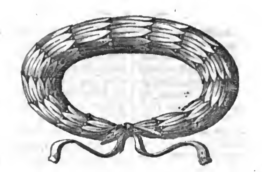
4) Versuch einer theoretischen Begründung der Physiognomik, von Dr. Diez. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1830.

Nr. 1. und 2. sind zwei große Tabellen, in denen nach Galls und Lavaters bekannten Systemen in erster Reihe die Eigenschaften der Seele und in der zweiten die denselben entsprechenden Eigenschaften des Körpers, die der physiognomische Ausdruck derselben sind, übersichtlich neben einander stehn, zugleich mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in dem Naturell und der Physiognomie der Thiere. Diese tabellarische Uebersicht ist recht gut, um schnell zu finden, was man sucht. Auf beiden befinden sich zugleich Abbildungen von Köpfen, welche die Orientirung erleichtern.

Nr. 3. faßt die Sache noch gründlicher auf. Der Verfasser denkt sich das Gesicht eines Menschen so groß wie die Halbkugel der Erde, und macht neue wissenschaftliche Reisen durch alle seine Thäler und über alle seine Gebirge. Er behält durch das ganze Werk das geographische Bild bei, und wir müssen deßfalls ein Pröbchen von seinem Styl geben. „Südlich nun vom Kap Horn (der Nasenspitze) trifft man keineswegs, wie an der Südspitze Amerikas, auf die Polarsee, sondern — wie durch ein geographisches Wunder — auf die Fürstenthümer beider Lippen, die wieder in das Departement der Ober- und Unterlippen getheilt sind." Man wird dies etwas geschmacklos finden. Indeß muß man dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er viele recht feine Beobachtungen gemacht hat, die es verdient hätten, in einem weniger schwülstigen Styl vorgetragen zu werden. Er bietet uns ein wahres Schatzkästchen voll Charakterzüge dar, aus denen unsre an Menschenkenntniß immer ärmer werdenden Dichter und Schauspieler einiges zu plündern sehr wohl thun würden. In jedem Falle ist dies Buch, vermöge der zahlreichen darin niedergelegten Erfahrungen, eine Bereicherung der Wissenschaft, die, zwischen Psychologie und Physiologie in der Mitte schwebend, beide zu verbinden und das schwere Räthsel zu lösen strebt: wie Leib und Seele zusammenhängen?

Nr. 4. ist eine kleine Abhandlung, vom Umfang einer Rede, und hat nur zum Zweck, die Möglichkeit einer Physiognomik überhaupt zu vertheidigen, so fern man oft an derselben gezweifelt hat. Der Verfasser sucht insbesondere zu beweisen, daß, wie die Seele, so auch schon die innern körperlichen Organe und deren Veränderungen, also Alter, Geschlecht, Race, Krankheit rc. jedwedes seinen eigenthümlichen physiognomischen Ausdruck habe, worauf man bisher weniger geachtet hat, weil man fast immer nur an die geistigen Fähigkeiten und an die Gemüthsbewegungen dachte, wenn von Physiognomik die Rede war.

Wir möchten, wenn doch einmal der alte Streit der Physiognomiker wieder aufgewärmt werden soll, denselben rathen, eine neue Auflage oder Umarbeitung des alten Neapolitaners Porta zu veranstalten. Keiner der ältern Physiognomiker ist der Sache so tief auf den Grund gegangen, und dies kommt daher, weil Porta die Thierbildung als Analogon der menschlichen Bildung benuzt. Sein physiognomisches Werk enthält eine große Menge Kupfer, und auf jedem derselben ist ein Thierkopf mit einem demselben ähnlichen Menschenkopf abgebildet. Wenn man diese Sammlung noch vermehrte und sie systematischer ordnete, so würde ein recht interessantes neues Werk daraus entstehn können.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 95. — 15. September 1830.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

32) Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829. Erster und zweiter Theil. München; Franckh, 1830.

(Beschluß.)

Der Verfasser setzt hinzu: „Thut es nun nicht wohl, sich zu denken, Hunderttausende in England eine solche Existenz, einen so behaglichen und soliden Luxus, in ihren friedlichen Häusern froh genießen, freie Könige im Schooße ihrer Häuslichkeit, die ruhig in der Sicherheit ihres unantastbaren Eigenthums leben, Glückliche, die nimmer durch schwere Sendschreiben unhöflicher Behörden belästigt werden, welche bis in die Wohnstube und Schlafkammer Alles regieren wollen, und dem Staate schon einen bedeutenden Dienst erzeigt zu haben glauben, wenn sie am Ende des Jahres den armen Regierten viele tausend Thaler unnöthiges Porto verursachen konnten, dabei aber auch nicht zufrieden, über den Regierten zu stehen, sich ihnen zugleich entgegen stellen, Richter und Parthei so viel sie können in einer Person vereinigend; — mit einem Worte, Glückliche, die frei von den Eingriffen in ihren Beutel, frei von Unwürdigkeiten für ihre Person, frei von unnützen Plackereien ihre Macht fühlen lassen wollender Büreaukraten, frei von der Aussaugung unersättlicher Staatsblutigel sind, und dabei als unumschränkte Herren in ihrem Eigenthum, nur den Gesetzen zu folgen brauchen, die sie selbst mit geben halfen, — wenn man das bedenkt, sage ich, so muß man gestehen, daß England ein gesegnetes Land ist, wenn auch kein vollkommenes. Man kann es den Engländern daher auch nicht so sehr verdenken, wenn sie, des Kontrastes mit manchen andern Ländern inne werdend, Fremden, bei aller scheinbaren Höflichkeit und Verbindlichkeit, doch immer fremd bleiben. Ihr ganz gerechtes Selbstgefühl wirkt so mächtig, daß sie unwillkührlich uns für eine geringere Race ansehen, so wie wir z. B. aller deutschen Herzlichkeit ungeachtet, doch schwer uns mit einem Sandwich-Insulaner ganz verbrüdern könnten.“

Wir betreten Irland. „Dieses Königreich hat mehr Aehnlichkeit mit Deutschland als mit England. Jene fast überraffinirte Industrie und Kultur in allen Dingen verschwindet hier, leider aber mit ihr auch die englische Reinlichkeit. Häuser und Straßen haben ein beschmuztes Ansehn, obgleich Dublin durch eine Menge prächtiger Paläste und breiter allignirter Straßen geschmückt ist. Das Volk geht zerlumpt; den Leuten von gebildeterem Stande,

denen man begegnet, fehlt auch die englische Eleganz, wogegen die Menge glänzender Uniformen, die man in London nie in den Straßen sieht, noch mehr nach dem Kontinent versetzen. Auch die Umgegend der Stadt hat nicht mehr die gewohnte Frische, der Boden ist vernachläßigter, Gras und Bäume magerer." Vom Volk erhalten wie ein ziemlich barockes Bild. „Ich ritt heute zum ersten Mal wieder aus, um die Messe in Donnybrook nahe bei Dublin zu besehen, welche als eine Art Volksfest betrachtet wird. Nichts in der That kann nationaler seyn! Die Armseligkeit, der Schmutz und der tobende Lärm waren überall eben so groß, als die Freude und Lustigkeit, mit der die wohlfeilsten Vergnügungen genossen wurden. Ich sah Speisen und Getränke unter Jubel verschlingen, die mich zwangen schnell hinweg zu blicken, um meines Eckels Herr zu werden. Hitze und Staub, Getränke und Gestank, il faut le dire, machten den Aufenthalt für längere Zeit hier unerträglich. Dies focht aber die Eingebornen nicht an. Viele hundert Zelte waren aufgeschlagen, alle zerlumpt, wie der größte Theil der Menschen, und statt Fahnen nur mit bunten Lappen behangen. Manche begnügten sich mit einem bloßen Kreuz oder Reifen, einer hatte sogar, als Wahrzeichen, eine todte, halb verfaulte Katze oben drauf gesteckt! Die niedrigste Sorte von Possenreißern trieben dazwischen auf Bretteetheatern und in abgetragener Flitterkleidung, ihr sauberes Handwerk, bis zur Erschöpfung in der furchtbaren Hitze tanzend und grimassirend. Ein Drittheil des Publikums lag, oder taumelte, betrunken umher, die andern aßen, schrien oder kämpften. Die Weiber ritten häufig, zu zwei bis drei auf einem Esel sitzend, umher, bahnten sich mit Mühe ihren Weg durch die Fonle, rauchten dabei behaglich ihre Cigarren und agacirten ihre Liebhaber. Am lächerlichsten nahmen sich zwei Bettler zu Pferde aus, deren Gleichen ich blos am Rio della Plata einheimisch glaubte. Das Pferd auf dem sie ohne Sattel saßen, und das sie mit einem Bindfaden regierten, schien durch seine elende Gestalt für sie mitbetteln zu wollen. — In vieler Hinsicht ist diese Nation wirklich noch den Wilden zu vergleichen. Der durchgängige Mangel an gehöriger Bekleidung beim gemeinen Mann, selbst an Festtagen wie der heutige; ihre gänzliche Unfähigkeit dem „Todtenwasser" (dem Branntwein) zu widerstehen, so lange sie einen Pfenning in der Tasche haben, um sich ihn zu verschaffen; ihre wilden, jeden Augenblick ausbrechenden Streitigkeiten und regelmäßigen Nationalkämpfe mit dem Schileila, einer mörderischen Stockwaffe, die jeder unter seinen Lumpen verborgen hält, woran oft Hunderte in einem Moment Theil nahmen, bis mehrere von ihnen verwundet oder todt auf dem Schlachtfelde zurückbleiben; das furchtbare Kriegsgeschrei, welches sie bei solchen Gelegenheiten erhoben; die Rachsucht mit der eine Beleidigung Jahrelang von ganzen Gemeinden nachgetragen und fortgeerbt wird; auf der andern Seite wieder die unbefangene frohe Sorglosigkeit, die nie an den nächsten Tag denkt; ihre harmlose, alle Noth vergessende Lustigkeit; die gutmüthige Gastfreiheit, die unbedenklich das Letzte theilt; die Vertraulichkeit mit dem Fremden, der sich ihnen einmal genähert, wie die natürliche Leichtigkeit der Rede, die ihnen immer zu Gebote steht; — alles sind Züge eines nur halb civilisirten Volks."

Der Grund alles Elends, worin Irland noch schmachtet, liegt in der Tirannei der protestantischen Engländer. Selbst jezt, nachdem die Katholiken emancipirt sind, ist das Volk nicht weniger unglücklich, sofern es noch immer als Unterthan der reichen englischen Gutsbesitzer in bettelhaftes Armuth lebt. Sadler warf im vorigen Jahre dem Parlament vor: „Die Irländer wollen Brod, und ihr gebt ihnen — eine Emancipation!" Unser Verfasser beweist auf jeder Seite, wie sehr Sadler Recht hatte. So lange aller Landbesitz, aller Reichthum, alle Bildung, alle Stellen in den Händen der Engländer bleiben, ist für den Irländer kein Heil zu erwarten. Sein Leiden ist nicht religiöser, sondern rein politischer Natur, kann also auch durch keine Emancipation geheilt werden. Der Verfasser erzählt einige Züge von protestantischen Beamten, deren Barbarei selbst die türkische übertrifft. — Uebrigens schildert er das Volk als durchgängig sehr liebenswürdig. Er hörte aus dem Munde ganz gemeiner Menschen die geistreichsten Einfälle. Die Phantasie scheint vorherrschend bei den Irländern, und nirgends hatte sich so viel von der alten Volkspoesie erhalten, als hier. Die irischen Elfenmährchen sind allgemein bekannt; der Verfasser theilt noch mehrere neue sehr anziehende Volkssagen mit. — Die irischen Landjunker fand er sehr roh und unwissend, aber gastfrei und gutmüthig, und ihre Pferde ohne Vergleich besser als die englischen. „Gewiß ist, daß man nur in Irland sieht, was Pferde zu leisten im Stande sind, die englischen können es ihnen hierin durchaus nicht gleich thun." Er beschreibt ein Wettrennen, wobei die Pferde zwölf englische Meilen zu durchrennen und zugleich zwölfmal eine hohe Mauer zu überspringen hatten.

Der Verfasser reiste fast durch ganz Irland und auch durch dessen wildeste, von Fremden nie besuchte Küstengebirge, z. B. die Provinz Connaught, die so verrufen ist, daß man im Sprichwort sagt: Go to hell and Connaught (Geh zur Hölle und Connaught). Ueberall fand er hochromantische Felsengegenden, in wunderbaren Zerklüftungen. Irland ist das Land der Felsen und zugleich auch der Ruinen. „Irland wimmelt von Ruinen alter Schlösser und Klöster, mehr als irgend eine andere Gegend Europas, wiewohl diese Ueberbleibsel keine so unge-

heuren Massen darbieten, als z. B. in England. Diese alten Ruinen (denn leider findet man hier auch gar viel neue) werden vom Volk überall als Kirchhöfe benutzt, eine poetische Idee, die, glaube ich, nur diesem Volke eigen ist. Da man nirgends darin, wie in den englischen Kirchen, geschmacklose moderne Monumente aufstellt, sondern nur die Erde aufreißt, oder höchstens einen Stein auf das Grab legt, so wird durch diesen Gebrauch das ergreifende Bild irdischer Vergänglichkeit nur erhöht, nicht entweiht. Was aber den Eindruck oft bis zum Grausenhaften steigert, ist die wenige Rücksicht, welche die spätern Todtengräber auf die früher Begrabenen nehmen, deren Gerippe sie, sobald der Platz fehlt, ohne Umstände herauswerfen. Daher sind alle diese Ruinen mehr oder weniger mit Haufen von wild untereinander gewürfelten Schädeln und Gebeinen angefüllt, die nur zuweilen Theilweise von den Kindern, als Spielwerk, in Pyramiden oder andern Formen aufgestellt werden."

Besonders romantisch war die Reise, welche der Verfasser nach dem tief in den rauhesten Gegenden versteckten Felsenschloß des großen Agitator von Irland, O'Connel, unternahm. Der Weg führte ihn an der Küste von Ineragh hin: „Gewundene, zerrissene, kohlschwarze Felsen, mit tiefen Höhlen, in welche das Meer noch unaufhörlich donnernd einbricht, und seinen weißen Schaum thurmhoch wieder daraus hervorsprüht, der nachher an vielen Stellen trocknet, und dann vom Winde, wie wollene kompakte Flocken aussehend, bis auf die höchsten Punkte des Gebirges geschleudert wird; das klägliche, gellend den Sturm durchtönende Geschrei der ängstlich umherflatternden Seevögel; das unaufhörliche Geheul und Brausen der unterminirenden Wogen, die zuweilen bis an meines Pferdes Huf jähling herankommen, und dann zischend wieder hinabsanken; die trostlose Abgeschiedenheit endlich von aller menschlichen Hülfe; dazu der rastlos fallende Regen, und die einbrechende Nacht auf ungewissem, gänzlich unbekanntem Wege — es fing mir wirklich an unheimlich zu Muthe zu werden." Und nicht ohne Grund, denn er hatte das Unglück, sich bei anbrechender Nacht zu verirren und nur durch Zufall mehrfacher Lebensgefahr zu entgehn. Endlich fand er „O'Connels unfindbares altes Felsenschloß" und wurde sehr gastfreundlich von ihm empfangen.

Von O'Connel erhalten wir ein gutes Bild. „Er übertraf meine Erwartung. Sein Aeußeres ist einnehmend, und der Ausdruck von geistvoller Güte in seinem Gesicht, mit Entschlossenheit und Klugheit gepaart, äußerst gewinnend. Er hat vielleicht noch mehr Suada, als wahre großartige Beredtsamkeit, und man bemerkt oft zu viel Absicht und Manier in seinen Worten, demungeachtet muß man der Kraft seiner Argumente mit Interesse folgen, an seinem martialischen Anstand Gefallen finden, und oft über seinen Witz lachen. Gewiß ist es, daß er weit eher einem General aus Napoleons régime, als einem Dubliner Advokaten ähnlich sieht. Diese Aehnlichkeit wird dadurch noch auffallender, daß er vortrefflich französisch spricht, denn er ist in den Jesuiterkollegien zu Douai und St. Omer erzogen. Seine Familie ist alt, und wahrscheinlich früher sehr bedeutend im Lande gewesen. Seine Freunde behaupten sogar, er stamme von den ehemaligen Königen von Kerry ab, und beim Volke vermehrt dies ohne Zweifel sein Ansehen. Er selbst erzählte mir, nicht ganz ohne Prätension, daß einer seiner Vettern, Comte O'Connel und Cordon rouge in Frankreich sey, der andere, Baron in Oestreich, General und kaiserlicher Kammerherr, er aber sey der Chef der Familie. So viel ich sehen konnte, wurde er von den anwesenden Mitgliedern dieser, fast mit religiösem Enthusiasmus verehrt. Er ist jetzt ungefähr 50 Jahre alt und sehr wohl konservirt, obgleich er eine blonde Perücke trägt. Uebrigens hat er eine ziemlich geräuschvolle Jugend durchlebt. Unter anderm machte ihn ein Duell, schon vor 10 Jahren, gewissermaßen berühmt. Die Protestanten hatten gegen ihn, dessen Talente ihnen bereits gefährlich wurden, einen gewissen Desterne, einen Schläger und Bretteur von Profession aufgestellt, der durch alle Gassen Dublins mit einer Jagdpeitsche ritt, um, wie er sagte, diese einmal an des Königs von Kerry Schultern zu legen. Die natürliche Folge war eine Zusammenkunft am nächsten Morgen, wo O'Connel eine Kugel in Desterres Herz niederlegte, während dessen Schuß ihm nur den Hut durchlöcherte. Dies war sein erster Sieg über die Orangemen, denen so viele wichtige gefolgt sind, und noch hoffentlich folgen werden. Sein Ehrgeiz schien mir unbegränzt, und sollte er die Emancipation durchsetzen, woran ich nicht zweifle, so wird er damit seine Carriere keineswegs schließen, sondern sie wahrscheinlich dann erst recht beginnen. Uebrigens liegt auch das Uebel in Irland, und überhaupt in der ganzen Verfassung Großbrittanniens, zu tief, um durch die bloße Emancipation der Katholiken gründlich gehoben werden zu können. Doch dies würde mich zu weit führen. Auf O'Connel zurückzukommen, muß ich noch erwähnen, daß er auch von der Natur das für ein Partheihaupt werthvolle Geschenk eines herrlichen Organs verliehen erhalten hat, verbunden mit einer guten Lunge und einer starken Konstitution. Sein Verstand ist scharf und schnell und seine Kenntnisse, auch außer seinem Fach, nicht unbedeutend. Dabei sind, wie schon gesagt, seine Formen gewinnend und populär, obgleich etwas vom Schauspieler darin bemerkbar ist, und bei einer sichtbaren großen Meinung von sich selbst, zu-

weilen auch ein wenig, was die Engländer „Vulgarity" nennen, mitunter läuft. Wo wäre ein Gemälde ganz ohne Schatten!"

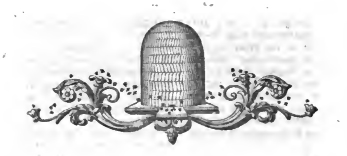
Sehr interessant ist folgende Bemerkung: „Ich verwunderte mich, O'Connel in religiöser Hinsicht ohne alle Bigotterie, ja mit sehr philosophischen und toleranten Ansichten zu finden, ohne deshalb aufhören zu wollen, gläubiger Katholik zu seyn."

Der Verfasser stattete auch der berühmten Lady Morgan seine Besuche ab und macht einige ziemlich boshafte Anmerkungen über sie. „Ich war sehr begierig auf diese Bekanntschaft, da ich sie als Schriftstellerin sehr hoch stelle, fand sie jedoch ganz anders, als ich sie mir gedacht. Es ist eine kleine frivole aufgeweckte Frau, die ungefähr zwischen 30 und 40 Jahr alt zu seyn scheint, nicht hübsch, nicht häßlich, jedoch nicht ohne Prätension für das erste und mit wirklich schönen, ausdrucksvollen Augen. Sie weiß nichts von fausse honte und Verlegenheit, ihre Manieren sind aber nicht die feinsten, und affektiren eine aisance und Leichtigkeit der großen Welt, der doch die Ruhe und Natürlichkeit fehlt. Sie hat die ächt englische Schwäche: mit vornehmen Bekanntschaften zu prahlen und für sehr recherchirt gelten zu wollen — in zu hohem Grade für eine Frau von so ausgezeichnetem Geist, und wird durchaus nicht gewahr, wie sehr sie sich dadurch selbst unterschäzt. Uebrigens ist sie nicht schwer kennen zu lernen, da sie sich, mit mehr Lebhaftigkeit als gutem Geschmack, von Anfang an ganz offen hingibt, und namentlich ihre Liberalität wie ihren Unglauben, lezterer etwas von der veralteten Schule des Helvetius und Kondillac, bei jeder Gelegenheit auskramt. In ihren Schriften ist sie weit behutsamer und würdiger, als in ihrer Unterhaltung, die Satyre der lezteren ist aber eben so beißend und gewandt als ihre Feder, und auch eben so wenig gewissenhaft, was die strenge Wahrheit betrifft. — Lady M....., empfing mich heute früh in ihrem Autorboudoir, wo sie im eleganten Kostüme, mit einer Feder aus Perlmutter und Gold in der Hand, nicht ohne Koquetterie an ihren Werken schreibt. Sie war mit einem neuen Buch beschäftigt, zu dem sie einen ganz guten Titel erfunden hat: Memoiren von mir und für mich. Sie frug, ob sie „von mir" oder „für mich" zuerst setzen sollte? Ich entschied für das Erste als folgerechter, weil sie erst schreiben müßte, ehe sie für sich geschrieben haben könnte, worüber wir in einen scherzhaften Streit geriethen, indem sie mir meine deutsche Pedanterie vorwarf, und behauptete, daß von je her bonnet blanc und blanc bonnet einerlei gewesen sey, was ich lachend zugeben mußte. Das von ihr gewählte Motto war: Je n'enseigne pas, je raconte. (Montaigne.) Sie las mir einiges vor, was ich vortrefflich fand. Mit der Feder in der Hand wird diese, sonst ziemlich superficiell erscheinende Frau ein ganz anderes Wesen. Man könnte sagen: Der Perlmutter-Feder entfallen ächte Perlen, die Mutter bleibt als kalte Schaale zurück."

Endlich sagt der Verfasser „Valet dem Lande der Mährchen, der Felsen und der seit Jahrtausenden an ihnen nagenden, noch immer ihre weiße Zähne fletschende Wogen," und sezt wieder nach England über. Hier besucht er noch Stonehenge, Salisbury, Canterbury und gibt von deren Alterthümern anziehende Schilderungen. Dann begibt er sich über Calais nach Paris, wo er sich vorzüglich mit den vielen Theatern beschäftigt. Wir wünschen aufrichtig, daß er uns bald die beiden folgenden Theile seiner Briefe, die eigentlich die frühern sind, mittheilen möge. Wir haben darin vorzüglich die Schilderung Londons, und namentlich seiner höhern Stände zu erwarten.

Zum Schluß glauben wir noch eine artige Anekdote von Georg III. geben zu müssen: „Bevor der lezte König (Hochselige würden wir Deutsche sagen, die selbst im Himmel noch die Seligen ein Titelchen mit einschwärzen lassen) völlig und auf immer von der Geisteskraft überwältigt wurde, die ihn nachher so lange unfähig machte, an den Regierungsgeschäften Antheil zu nehmen, trat die Epoche der Eröffnung des Parlaments ein, und der König, welcher zwar bedenkliche Anfälle, aber doch noch mehr lucida intervalla hatte, bestand darauf, das Parlament in Person zu eröffnen, und die übliche Rede selbst abzulesen, welche immer mit den Worten anfängt: Mylords, and Gentlemen of te house of Commons! Der König schien ganz vernünftig, und die Minister, obgleich nicht wenig besorgt, mußten sich seinem so bestimmt ausgesprochenen Willen fügen. Man mag sich aber ihren Schreck vorstellen, als der König, die Gesellschaft lange und verwirrt fixirend, mit großem Pathos deutlich so anfing: Mylords and woodcocks with their tails cocked up.... (Mylords, und Waldschnepfen, die ihr den Schweif empor reckt) hierauf aber ohne weitere Zeichen von Gestörtheit, die Ablesung seiner Rede mit dem besten Anstande fortsezte. Dieser Kontrast, fügte der Erzähler hinzu, war das Lächerlichste; und die Mienen der Parlamentglieder, die nicht wußten, ob sie ihren Ohren trauen durften, oder geträumt hätten, das unterdrückte Lachen Einiger, und das Staunen Anderer, die mit offenem Munde stehen blieben, war für den Zuschauer ein höchst amusantes Schauspiel. Als man, nach dieser Erfahrung, Seine Majestät glücklich zu Hause gebracht, ward keine weitere Probe gestattet, und er bis nach seinem Tode dem Publiko nicht mehr gezeigt."

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 96. — 17. September 1830.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

33) Fragmente aus dem Tagebuche dreier Reisen nach London und einigen Fabrikstädten Englands im Spätjahr von 1825, 1826 und 1827. Von Johann Conrad Fischer, Obristlieutenant der Artillerie und Kantonsrath. Mit einem Steindruck. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

Diese treffliche kleine Schrift läßt uns einen Blick in das Innere des englischen Maschinen- und Fabrikwesens thun und gibt uns von den Staunen erregenden Fortschritten desselben eine anschauliche Vorstellung. Sie enthält zunächst eine detaillirte Beschreibung der Arbeiten am Tunnel, die wir indeß, als schon durch die Zeitungen bekannt, hier übergehn. Von vorzüglichem Interesse ist sodann, was der Verfasser über die Arbeiten im Arsenal zu Woolwich berichtet. Es herrscht hier ein angestrengter Wetteifer in nützlichen Erfindungen, das Artilleriewesen betreffend. Herr Fischer schildert uns die Verfertigung der Congreveschen Racketen, der Shrapnellschen Granaten, der neuen Schwefelkerzen (statt der Lunten), der zur Gleichmachung verschiedner Pulversorten sehr nützlichen neuerfundnen Maschine, der äußerst scharfen und vereinfachten Bohrmaschinen, womit man Kanonen ohne Schlitten ausbohrt ꝛc. Auch wohnte der Verfasser mehrern merkwürdigen Versuchen bei. So wurde der Versuch gemacht, ein sehr festes Thor, anstatt wie sonst durch eine Petarde, durch einen einfach angehängten Leinsack, worin sich ein Centner Pulver befand, zu sprengen. Es ergab sich, daß das Pulver, in diesem dünnen Sack eingeschlossen, eine weit größere Wirkung hervorbrachte und das Thor total auseinandersprengte, während selbst die stärkste Petarde nur ein mäßiges Loch einschlug. Eben so interessant war der Versuch nach einer Idee des Generals Foad. Dieser hält es nämlich für das beste Mittel, schwache Punkte einer belagerten Festung vor der Gewalt der Kugeln zu schützen, wenn man mehrere aufeinanderliegende Lagen sich durchkreuzender Eisenstäbe andringe. Man hatte nun solche Eisengitter verfertigt und schoß auf sie aus der Entfernung von 1890 Fuß mit Vierundzwanzigpfündern, die in der That nur die erste Lage der Eisenstäbe eindogen oder zersprengten, ohne weiter durchzudringen. — Ferner besuchte der Verfasser die berühmten Anstalten des Herrn Perkins in Fleet-Street, des Erfinders der Dampfgeschütze. Er lernte die Verbesserungen kennen, die derselbe in seiner Dampfmaschinenmanufaktur, mit nie ruhender Erfindungskraft fortwährend anzubringen weiß, so wie seine interessanten Druckereien. Perkins hat es so weit gebracht, daß er

von einer Stahlplatte nicht weniger als 100,000 gute Abdrücke abzieht, während Kupferplatten kaum 6—700 geben. Unglücklicherweise hat er den Fehler begangen, sich nur ein Patent für die Verfertigung „gehärteter Stahlplatten" geben zu lassen, und nun finden sich viele Konkurrenten mit Platten aus Gußstahl ein, die ihm den Gewinn aus seiner Erfindung bedeutend schmälern. Außer diesen praktischen Erfindungen hat Herr Perkins auch eine gemacht, die auf die physikalische Theorie großen Einfluß haben würde, wenn sie uns nur einigermaßen näher bekannt wäre. Der Verf. macht nur mit wenig geheimnißvollen Worten, wie er sie aus dem Munde des Herrn Perkins selbst vernommen, darauf aufmerksam. Der leztere sagt nämlich: „Durch Versuche habe ich gefunden, daß der Wärmestoff Materie und ponderabel ist und den Gesetzen der Schwere gehorcht, und vermöge dieser Eigenschaft habe ich es dahin gebracht, denselbigen aus den Zügen wieder hinunter und in den Ofen zurückzubringen, und dadurch bedeutend an Brennmaterial zu ersparen." Wenn nicht, wie wir glauben, diese Entdeckung auf einer bloßen Verwechslung des Wärmestoffs mit erwärmtem Stoff beruht, so muß sie für die Wissenschaft von großen Folgen seyn und den alten Streit der Mechaniker und Dynamiker in der Physik zur Entscheidung bringen. — Außerdem untersuchte der Verfasser bei den Herren Bieley und Green den sogenannten peruvianischen Stahl, und die schöne Kettenbrücke von Hamersmith. Bei Gelegenheit beschreibt er die biemanischen und mexikanischen Alterthümer in Piccadilly. Endlich macht er darauf aufmerksam, wie nützlich es wäre, wenn das Register of the arts and sciences, das wöchentlich in England erscheint, jedesmal lithographirte Abbildung der neuerfundenen Maschinen oder deren Verbesserungen enthält, und per Heft nur 3 Pence oder 9 Kreuzer kostet, in Deutschland übersezt würde, um die Erfahrungen der Engländer auch bei uns schneller und allgemeiner zu verbreiten.

An nützlichen Handbüchern über England ist außer dem trefflichen: Geographisch-statistisch-topographischen Handwörterbuch von Großbritannien und Irland, von Rudolf v. Jenny, (Wien, bei Heubner, 1828.) dessen schon in Nr. 69 des Literaturblatts von 1828 ehrenvoll gedacht ist, neuerdings erschienen:

34) Handbuch für Reisende in England von Dr. Reigebaur, Königl. Preuß. Oberlandesgerichtsrath. Leipzig, Brockhaus, 1829.

Derselbe fleißige Kompilator hat früher schon ein Handbuch für Reisende in Italien herausgegeben (Literaturblatt von 1828. Nr. 39). Das alphabetische Register über die Ortsnamen und deren Erklärung ist nicht so vollständig als bei Jenny, doch ist mit schicklicher Auswahl nur das Minderbedeutende weggelassen und die Beschreibung abgekürzt. Sehr denkenswerthe Zugaben sind dagegen 1) die Anleitung zur Reise in England, worin die nöthigen Vorkenntnisse, die man dazu mitbringen muß, die zweckmäßigsten Reiseeinrichtungen, die Kosten, das Postwesen rc. abgehandelt werden; 2) eine allgemeine geschichtliche, geographische und statistische Uebersicht über England; ein Verzeichniß der passendsten Reiserouten und Nachrichten über die Land- und Wasserstraßen; 4) ein sehr nützliches und reichhaltiges Verzeichniß der besten Schriften über England, so wie der besten Charten dieses Landes. — Auch wer England nicht selbst bereist, wird aus diesem Werke reichliche Belehrung über das interessante Land schöpfen, und zwar eine weit systematischere, als sie einzelne Reisebeschreibungen gewähren können.

35) Kurze Bemerkungen auf einer flüchtigen Reise am Rhein und durch das Königreich der Niederlande, im Jahr 1828. Kölln, Bachem, 1830.

Der Reisende, ein nicht mehr ganz junger, sehr ansprechloser und sehr besonnener Advokat, machte die Fahrt auf dem Dampfschiff von Mainz aus den Rhein hinab nach Amsterdam und über Leyden, Lüttich rc. zurück nach Kölln. Er ist selbst so bescheiden, einzugestehn, daß sich über die so oft beschriebnen Rheingegenden nicht mehr viel Neues sagen läßt, indeß hat er doch manche kleine Bemerkung gemacht und Reflexionen angeknüpft, welche die Lektüre des kleinen Buchs angenehm machen. Als Advokat hat er nicht verfehlt, die Assisen zu besuchen. Doch ist seine Ansicht derselben nicht ganz richtig. Er zieht die studirten, zünftigen Richter (auch wenn sie Schurken sind?) den zwar redlichen aber unfähigen Geschwornen vor. Warum aber, darf man fragen, und wie lange sind die Geschwornen unfähig? Sind es die französischen, die nordamerikanischen? Gewiß nicht! Ein Volk sey 40 Jahr frey und man wird nicht mehr über jene Unbehülflichkeit klagen, die eben nur die Folge der alten eingefleischten, durch die Bureaukratie eingejagten Aengste ist. Auch meint der Verfasser, die Assisen geben dem Publikum Gelegenheit, in die Privatverhältnisse ihrer Mitbürger neugierige Blicke zu thun, was doch sehr fatal sey. Wahrhaftig, ein großes Unglück! Bei der ehrlosen Scheu vor Oeffentlichkeit, bei der jeder Schwäche, jeder Erbärmlichkeit liebkosenden Heimlichkeit, die unser Privatleben charakterisirt, ist nichts so wünschenswerth, als jene Operation des diable boiteux, wodurch plötzlich alle Dächer abgehoben werden und die Leute sich prostituiren müssen, wie sie sind! Müssen wir in Bezug auf die Assisen den Ansichten des Verfassers widersprechen, so stimmen wir desto mehr mit seinen päda-

gogischen Ansichten überein. Er tadelt den in Preußen angenommenen Grundsatz, den Kindern schon in ihrem fünften Jahre das Lateinische einzutrichtern. Darüber ließe sich noch gar viel sagen. Mit tiefem Bedauern bemerken wir, daß diese pädagogische Unvernunft seit der Restauration immer weiter um sich gegriffen hat, wie sie sich denn erst jüngsthin im bayerischen Schulplan breit auf den Schulthron niedergesezt hat. Wir sind indeß fest überzeugt und prophezeihen es den Betheiligten, daß diese Unvernunft schimpflich enden, und ihnen bei der Nachwelt kein gutes Andenken machen wird. — In Kölln hat der Verfasser einen sehr humoristischen Einfall. Er findet es sehr bedauerlich, daß die schönen Köllnerinnen so unzierliche Füße haben, und meint, das komme von dem schlechten Pflaster her. „Von jeher standen Füße und Pflaster in einiger Verbindung; bei der Verbesserung des lezteren würde auch die Verschönerung der ersteren nicht ausbleiben.“ — Von dem Reichthum der Holländer gibt er uns einen Begriff, indem er erzählt, die Tochter seines Lohnkutschers habe im Hause eine goldne Haube getragen, die 200 Thaler gekostet, und man findet deren, die 1000 Gulden kosten. — Bei Leiden bemerkt er, daß daselbst (Pfui der Schande!!!!) der Schedel des unglücklichen Major Schill, der im Naturalienkabinet unter verschiednen Mißgeburten und andern naturhistorischen Merkwürdigkeiten den Schaulustigen bis zum Jahr 1824 vorgezeigt wurde, jezt aber verheimlicht wird. Die Freunde Schills haben troz wiederholter dringender Bitten die ehrwürdige Reliquie so wenig erhalten können, als die Rheinuferstaaten die freie Schiffahrt auf dem Rhein ins Meer.

36) Denkwürdigkeiten und Reisen des verstorbnen herzogl. braunschw. Obristen von Nordenfels. Nach dessen hinterlassenen Tagebüchern bearbeitet von C. Niedmann. Braunschweig und Leipzig, Verlags-Comptoir, 1830.

Deutsche Memoiren verdienen schon der Seltenheit wegen Auszeichnung. Man muß unwillkührlich seufzen, wenn man an die großen Lücken denkt, die unsre Geschichtsschreibung in dieser Hinsicht unausgefüllt läßt. In der guten aufgeklärten Zeit vor der Revolution gab es noch hohe und höchste Personen, die sich auf eine geniale Weise über alle Vorurtheile wegsezten und die naivsten Geständnisse machten. Man denke nur an Friedrich den Großen und seine geistvolle Schwester, die Markgräfin von Anspach. Die spätere Zeit war vielleicht eine zu unglückliche, als daß wir Deutsche uns derselben ohne tiefe Trauer oder Beschämung hätten erinnern können; allein wie lehrreich, wie höchst wichtig für die Geschichte hätten deutsche Memoiren aus dieser Unglückszeit werden können! Was wir davon besitzen, ist wahrlich so wenig, daß es beinah gar nichts ist. Die Skandalschriften (Briefe über Preußen; geheime Geschichte des westphälischen Hofes 2c.) sind wegen ihrer Gehässigkeit, Uebertreibung und Anonymität von sehr zweifelhaftem Werthe; die Denkschriften von ein Paar Ministern (Graf von Görz, Herr von Gagern 2c.) behelligen einen nur zu kleinen Theil des politischen Schauplatzes; die von Rüder herausgegebnen Memoiren des Fürsten Hardenberg scheinen schon wieder ins Stocken gerathen, und von andern wichtigen Personen verlautet gar nichts. Während in Frankreich beinah alles Memoiren schreibt, bourbonische Höflinge und Hofdamen, alte Jakobiner und republikanische Senatoren, napoleonische Könige (Ludwig Bonaparte), Herzöge, Marschälle und Offiziere, ja sogar Kammerdiener (Clery) und Spitzbuben (Vidocq) ihren Beitrag zur Geschichte der verhängnißvollen Revolutions-, Kaiser- und Restaurationszeit liefern, ist auf Seiten der europäischen Coalition und hauptsächlich in dem sonst so schreiblustigen Deutschland alles mäuschenstill.

Die vorliegenden Denkwürdigkeiten berühren nur hin und wieder die großen politischen Ereignisse der Zeit, aber schon dies Wenige ist recht interessant. Der Verf., August Wilhelm Fleischer, begleitete die Herzogin von Braunschweig und ihre beiden Söhne, den jeztregierenden Herzog Carl von Braunschweig und Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels, nach der unglücklichen Katastrophe von 1806 auf ihrer Flucht nach Schweden, und wurde dort wegen seiner treuen Anhänglichkeit an das Haus Braunschweig vom damaligen König Gustav IV., jetzigen Obrist Gustavson, in den schwedischen Adelstand erhoben. Der König sagte zu ihm: „Fest wie der Felsen ist Ihre Treue, und im Norden haben Sie solche bewährt, so mögen Sie denn fortan den Namen von Nordenfels führen.“ Nachher begleitete der Verfasser die herzogliche Familie wieder zurück nach Baden, machte sodann 1807 und 1808 allein als politischer Agent des Herzogs eine Reise nach Dänemark, Schweden, England und Preußen, führte 1809 die beiden jungen Prinzen nach Colberg, und von da über Schweden nach London, begab sich 1810 und 1811 abermals nach dem Kontinent, und holte daselbst unter mancherlei Gefahren das berühmte braunschweigische Onyxgefäß, worauf er endlich 1815 mit der herzoglichen Familie ins Vaterland heimkehrte.

Mit Recht bedauert der Herausgeber, daß der Verf. über die interessante Persönlichkeit seiner Herrschaften und besonders der herzoglichen Kinder gänzlich geschwiegen hat. Die Schicksale dieser Heldenfamilie sind so interessant, ihr Unglück so rührend, daß wir auch die Charaktere, die Persönlichkeiten deutlicher erkennen möchten. — Diese Schicksale sind wahrlich einer bleibenden Erinnerung und einer innigen Theilnahme der Deutschen würdig, und noch ist, so viel mir bewußt, davon kein so zusammen-

hängendes Gemälde erschienen, als in dem vorliegenden Werke. Man höre, wie Schlag auf Schlag das Unglück über das ruhmwürdige Haus der Welfen hereinbrach. Unmittelbar vor der Schlacht bei Jena erfuhr Herzog Ferdinand von Braunschweig den Tod seines ältesten Sohnes, des Erbprinzen. Im Beginne der Schlacht wurden ihm selbst beide Augen ausgeschossen, und als man den Todwunden in sein väterliches Schloß nach Braunschweig brachte, fand er dort seine Familie nicht mehr, da sie schon geflüchtet war. Aber er sollte nicht einmal auf dem heimathlichen Boden sterben. Napoleons ungroßmüthige Härte verjagte den unglücklichen Greis noch weiter, bis er in der berühmten Todtengruft zu Ottensee seine Ruhe fand. Unter seinen drei noch übrigen Söhnen waren die zwei ältern blind und ihnen verschwieg man wohlthätig den Jammer des Hauses. Der jüngste, Wilhelm, übernahm die Regierung eines Landes, das nicht mehr sein war. Der tapfere Herzog wurde mit Blücher bei Lübeck gefangen, verließ den preußischen Dienst und schloß sich an Oestreich an. Sein Land wurde zum neuerrichteten Königreich Westphalen geschlagen. Der länderlose Herzog errichtete in Böhmen sein berühmtes Chor der Schwarzen, aber die Niederlage der Oestreicher und die mißlungnen Unternehmungen Schills und Dörenbergs vereitelten seine Pläne. Während er seinen berühmten Rückzug an die Seeküste unternahm und sich mit Löwenwuth durch alle seine Feinde durchschlug, flüchteten seine zarten Prinzen über Schweden nach England. In Schweden war eben ihr Oheim, König Gustav, abgesezt und gefangen. England vereinigte die unglückliche Familie wieder, aber bald nach einander starben die Gemahlin und Mutter des Herzogs, und ihn selbst traf in den verhängnißvollen Tagen des Juni 1815 auf dem Schlachtfelde der Tod.

Da der Verfasser Gelegenheit hatte, viel zu beobachten, so gibt er manche artige Anekdote Preis, so weit sich dies mit seiner subalternen Delikatesse verträgt. So erzählt er von Gustav XIV., dieser habe sich nach seiner Absetzung zu Gripsholm mit der Auslegung der Offendarung Johannis beschäftigt. Dies scheint schon früher die Neigung des Königs gewesen zu seyn. „Jemand hatte gefunden, daß in dem Namen Napoleon Bonaparte die Zahl 666 enthalten sey, und in dieser Zahl wollte der König die mystische Bezeichnung des Ungeheuers in der Offenbarung finden, und Gott weiß durch welche Ideenverbindung das Prognostikon, daß er berufen sey, Napoleon zu stürzen. Diese fixe Idee scheint die erste Quelle seines Unglücks gewesen zu seyn.“ Von dem berühmten dänischen Schauspieldichter Holberg erzählt der Verfasser auch eine köstliche Anekdote. Holberg hatte aus seinem eignen Vermögen die große Ritterakademie zu Soroe errichtet. Der König von Dänemark erwies ihm dafür die Ehre, sein Gast zu seyn. „Die Mittagstafel war servirt, und eben schickte sich der hochverdiente Gelehrte an, seiner Pflicht als Wirth Genüge zu leisten, als unter den Herrn am Hofe die wichtige Frage: ob ein solcher Mann, der nicht vom hohen Adel sey, mit Sr. Majestät und dem Hofe an einer Tafel speisen dürfe? ernsthaft debattirt und verneinend entschieden wurde. Da schweigte der Hof auf Kosten des Stifters der Ritterakademie und der edle Wirth mußte sich in ein Nebenzimmer zurückziehn und allein essen.“ — Von Hannover im Jahr 1807 kurz vor der Gründung des Königreichs Westphalen erzählt der Verfasser unter anderm: „Zufällig traf ich dort den Pächter einer hannöverischen Domaine, welcher bei der, nach allen Rücksichten ausgebildeten Beamtenaristokratie etwas zu suchen hatte. Er befand sich so eben unter Dressur seines Ceremonienmeisters — des Lohnlakaien — welcher ihm mit dem Ernst, als gälte es die Pacifikation der Welt, vordemonstrirte: er bedürfe dazu nicht mehr als fünf verschiedene Anzüge, zuerst grand tenu — französischen Schnitt des Kleides, Chapeaux bas, Schoßweste, weiße seidene Strümpfe und Schnallenschuhe, mit dem Degen, — dann halben Anzug, schwarz seidenes Unterzeug, französisches Kleid, Klaque-Hut, ohne Degen, — ferner schwarzen Frack. Sodann: Anzug mit dem runden Hute, und Gott weiß welche feinern Nüancen alle noch, die haarscharf abgemessen nach Rang und Würde, höchst wichtig und nothwendig waren, — „denn dem Kammerrath“ sagte er: „in französischem Kleide aufwarten, heißt den Geheimrath beleidigen.“ Auch die Zeit der Visiten ist streng gesondert, und wichtig ist die Rücksicht, bei welchem der Herren man vorfahren darf, und bei welchem man zu Fuß hingehen muß, wo Karten abgegeben werden und wo nicht. Die Absonderung des Adels nicht nur vom Bürgerstande, sondern sogar unter sich selbst nach den verschiedenen Klassen des hohen und niedrigen, neuen und alten Adels findet sich nirgend so scharf markirt, als hier.“ Der Herausgeber sezt indeß hinzu: „Vieles hat sich davon geändert, seitdem die Franzosen mehr Popularität eingeführt haben und der Herzog von Cambridge das Beispiel einer edlen Humanität gibt.“ Der Verf. fand auch in Hannover noch die Sitte, daß die von der Stadt ernährten Armen einen öffentlichen Umzug durch die Stadt halten mußten.

Aus den übrigen kleinen Reisenotizen, welche diese Denkwürdigkeiten darbieten, heben wir nur noch eine heraus zu Nutz und Frommen unserer liebenswürdigen Leserinnen. Der Verf. fand in Schweden den Kaffee delikater bereitet, als irgendwo in der Welt, und erkundigte sich sogleich nach dem Verfahren, welches die Schwedinnen dabei anwenden. Dieses besteht in Folgendem: „Man nimmt eine Bouteille mit flachem Boden. In diese wird der Kaffee mit kaltem Wasser eingefüllt und die leicht mit einem Papierstöpsel verschloßne Flasche wird in glühender Asche zum Sieden gebracht.“

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 97. — 20. September 1830.

Taschenbücher auf 1831.

1) Musenalmanach von Amadeus Wendt.

Das Bildniß Tiecks, das diesen zweiten Jahrgang des Musenalmanachs zieren soll, ist leider nicht so gut getroffen, als gestochen. Unter den Gedichten findet sich manches Schöne. Gleich das erste, eine Parabel von Goethe, ist um so artiger, da es zugleich so charakteristisch ist.

Ich trat in meine Gartenthür.
Drei Freunde kamen, auch wohl vier,
Ich bat sie höflich zu mir ein.
Und sagte: sie sollten willkommen seyn.
Da in der Mitte, im hintern Saal.
Stünd gerade ein hübsches Frühstücksmahl.
Wollt jedem der Garten wohlgefallen,
Darin nach seiner Art zu wallen.
Der eine schlich in dichte Lauben.
Der andre kletterte nach Trauben.
Sein Bruder nach hohen Aepfeln schielt,
Die er für ganz vortrefflich hielt.
Ich sagte: die stünden alle frisch.
Zusammen drinne, auf rundem Tisch,
Und wären ihnen gar schön empfohlen.
Sie aber wollten sie selber holen.
Auch war der lezte wie eine Maus,
Ich glaube zur Hinterthür hinaus.
Ich aber ging zum Saal hinein,
Verzehrte mein Frühstück ganz allein.

Der alte Meister geißelt das junge übermüthige Schülervolk mit einer liebenswürdigen Selbstgefälligkeit; doch müssen wir hinzusetzen, daß Goethe noch bei Leibe nicht alle Aepfel vom Baum des Erkenntnisses und des Lebens abgepflückt hat, und daß der Nachwelt überhaupt noch viel Andres zu thun übrig bleibt, als zu — frühstücken. Sehr richtig spricht sich Goethe noch in einem andern kleinen Gedicht aus:

Wer hätte auf deutsche Blätter Acht
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wäre um all' seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht,
Und wär ums ganze Jahr gebracht,
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Die übrigen fünf Gedichtchen von Goethe sind dagegen etwas gar zu altersschwach, z. B.

Wie's aber in der Welt zugeht,
Eigentlich niemand recht versteht,
Und auch bis auf den heutigen Tag
Niemand recht verstehen mag.
Gebabe du dich mit Verstand
Wie dir eben der Tag zur Hand,
Denk' immer: ists gegangen bis jezt,
So wird es auch wohl gehen zulezt.

Il m' dit, qui dit — dit-y. Außer Goethe finden wir noch mehrere Veteranen der deutschen Poesie hier beisammen. Ueberhaupt prangt dieser Jahrgang des Alma-

nachs mit den Namen der ausgezeichnetsten lebenden Lyriker, obgleich der Name häufig die Sache ersetzen muß. Die wenigen Gedichte von Tieck sind sinnig, das Gedicht des ehrwürdigen Greises Salis an seine Mutter, und zwei Trauergedichte seines liebenswürdigen Landsmanns Ulrich Hegner von rührender Einfachheit, die Lieder von E. M. Arndt munter und kraftvoll nach seiner alten Art, ein Rosenlied von Oehlenschläger sehr lieblich; den Lobbombast auf Goethe von A. W. v. Schlegel hätte aber auch ein Geringerer verfassen können. Einen bessern Dichter in schlechtern Liedern loben, ist geschmacklos, und das Publikum ist der altmodischen Festivitäten satt. Auch finden wir ein Freundschaftsgedicht von Friedericke Brun, das seine Mode noch weiter rückwärts in die Zeiten Matthissons datirt. Unter den Gaben der jüngern Dichter zeichnen sich die ernstsinnigen Gedichte von Uhland, die kindlichen von Justinus Kerner, die phantastischen von Chamisso, die blumengeruchdustenden von Rückert vorzüglich aus. Möchte doch Rückert, den Deutschland noch immer nicht genug schätzt, die schönsten seiner zerstreuten Gedichte sammeln und die noch ungedruckten, von deren unübertrefflicher Schönheit Ref. Kenntniß zu nehmen Gelegenheit hatte, endlich dem Publikum vorlegen. Warum aber, möchten wir ihn zugleich fragen, warum, da er im deutschen Liede so originell und unerreichbar ist, fällt er so oft in die Indomanie und in eine, das deutsche Ohr verletzende Verskünstelei? Auch die sanskritischen Liedesliedchen, die er in dem Almanach gegeben hat, sind ganz in dieser fatalen Manier geschrieben. Können wir uns gewöhnen an Blumen, die

> sich schamschwank wenden ab mit Nicken,

an Mädchen

> schammattsternigen Augs

an Blicke, die

> Leise sich durch Augenwinkelstreifung mischen,

an Gestalten, wie

> Diese weitgeaugt-blickflüstige
> Vollgewölbt-schwellbrüstige
> Breitgelendet träge Gängerin,
> Meine liebste Herzempfängerin?

Graf Platen gibt mehrere saphische und alcäische Gedichte aus und über Italien. Als ein glücklicher Nachahmer und Rival desselben in der Virtuosität des Versbaus gibt sich A. Kopisch in einem lieblichen Frühlingsliede zu erkennen. Von dem verstorbnen Waiblinger erhalten wir noch einige poetische Reminiszenzen aus Sicilien, von L. Schefer einen elegischen Abschied von Griechenland, von Zedlitz, Gustav Schwab und van der Heyden ein Paar Romanzen, von Egon Ebert ein Gedicht an den Rhonegletscher und an den Rhein bei Basel. Das leztere ist matt. Der Dichter sagt eigentlich nur: „ich besinge dich, weil du es werth bist, besungen zu werden, und darum besing' ich dich.“ Hoffmann von Fallersleben gibt wieder einige seiner bescheidnen Tanz- und Trinkliederchen zum Besten. Satyrisches findet sich neben dem Sentimentalen in diesem Almanach sehr wenig. Nur Gustav Schwab gibt ein langes Gedicht, eine Vision des Jahrs 2031, dessen Sinn ungefähr ist, daß unsre Urenkel Runkelrübenzucker, Dampfschiffe etc. haben werden, aber keine Poesie mehr. Die jeztlebenden Dichter sollten sich indeß hüten, der kleinen Eitelkeit Raum zu geben, als ob die Poesie gerade mit ihnen zu Grabe gehn müßte. Das heißt die Schaalen essen, die Goethe von seinem oben erwähnten allegorischen Frühstück übrig läßt. Wir sind der Meinung, daß die Lobgedichte, womit sich unsre ältern und alternden Dichter unaufhörlich bekränzen, zwar sehr dazu geeignet sind, dereinst auf ihre eignen Särge niedergelegt zu werden; allein, ist auch das Leben kurz, die Kunst ist ewig jung. In 200 Jahren wird vieles besser seyn, auch in der Kunst, und, im Vertrauen gesagt, es wird eben nicht viel dazu gehören, die meisten kleinen Geister von heute zu überbieten. Ueberhaupt aber gilt, was in dem vorliegendem Almanach Anastasius Grün in einem sehr schönen Gedicht sehr wahr ausgesprochen hat:

> Ist nicht schon längst geleeret,
> Des Ueberflusses Horn
> Gepflückt nicht alle Blumen
> Erschöpft schon jeder Born?

Mit nichten, meine Herrn, denn:

> So lang der Sonnenwagen
> Im Azurgleis noch zieht,
> Und nur Ein Menschenantlitz
> Zu ihm empor noch sieht;
>
> So lang der Himmel Stürme
> Und Donnerkeile hegt,
> Und bang vor ihrem Grimme
> Ein Herz noch zitternd schlägt;
>
> So lang noch Berge grünen
> Und Rosenlauben blühn,
> So lang noch Augen lächeln
> Und hell von Freude sprühn;
>
> So lang noch Gräber trauern
> Und die Cypressen dran,
> So lang Ein Aug' noch weinen,
> Ein Herz noch brechen kann;
>
> So lange wallt auf Erden
> Die Göttin Poesie,
> Und mit ihr wandelt jubelnd
> Wem sie die Weihe lieh.
>
> Und singend einst und jubelnd
> Durchs alte Erdenhaus
> Zieht als der lezte Dichter
> Der lezte Mensch hinaus.

2) Cornelia.

Die Kupfer haben sich im Vergleich mit den frühern Jahrgängen schon um vieles gebessert. Das artige Titelkupfer ist ein Portrait der berühmten Philippine Welser, die andern gehören zu den schönen, von A. Schreiber herausgegebnen Volkssagen, deren wir vor Kurzem in diesem Blatt ehrenvoll erwähnt haben. Was den poetischen Inhalt des Taschenbuchs betrifft, so zeichnet er sich diesmal durch mehrere Lieder aus dem Nachlaß des zu früh verstorbnen, jedem deutschen Herzen theuern Sängers, Max von Schenkendorf aus. Auch finden sich darin einige Reliquien des gleichsam nach seinem Tode noch immer unermüdlichen Haug. Die vier Erzählungen sind vom ganz gewöhnlichen Schlage, und zwar, wie es sich für ein Taschenbuch für „deutsche Frauen" gehört, möglichst ernsthaft und prude, zwei historisch-romantische von Herrn und Frau Tromlitz (um mit Müllner zu reden), eine freiherrliche Familiengeschichte von Binmenhagen, und eine Elsbeth- und Seppigeschichte aus der idyllischen Alpenwelt von Amalie Schoppe.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

37) Vertraute Briefe auf einer Reise von Hannover über Braunschweig durch die Harzgegenden von F. W. Dithmar. Zwei Bändchen. Essen, Bädecker, 1829.

Der Verfasser hat vorzügliche Rücksicht auf die sittlichen und geselligen Verhältnisse, auf die öffentlichen Anstalten, auf die Kunstschätze und auf die ausgezeichneten Männer in den von ihm durchreisten Gegenden genommen. Auch die Politik berührt er zum Theil, indem er wenigstens auf die bekannte hannover-braunschweigische Streitsache eingeht. Bücher dieser Art sind sehr schätzenswerth, indem sie den Leser in der Gegenwart orientiren, und dem künftigen Geschichtschreiber Materialien an die Hand geben, die er sonst nirgends finden kann. Wie sehr ist es zu bedauern, daß namentlich in Bibliotheken so wenig Werth auf Werke dieser Art gelegt wird. Wo, ich frage, wo in Deutschland befindet sich eine Bibliothek, die alle seit 60 Jahren erschienenen Beschreibungen von Reisen, die durch Deutschland gemacht worden sind, alle Topographien, alle vertrauten Briefe über wichtige Personen oder Verhältnisse und dgl. mehr gesammelt hätte? Die ältern Schriften dieser Art verschwinden sogar schon aus den Leihbibliotheken, und die öffentlichen Staatsbibliotheken halten sich fast durchgängig für zu vornehm, auf dergleichen ephemere Produkte der Gegenwart Rücksicht zu nehmen, die dennoch als spezialgeschichtliche Quellen in der Folge sehr wichtig sind. Wie soll man künftig eine genaue und ausführliche Geschichte Deutschlands seit dem 7jährigen Kriege schreiben? Aus den Archiven und Zeitungen allein wahrlich nicht, wenn nicht etwa blos die Rede von den großen politischen Begebenheiten ist, wenn man auch eingeht auf das interessante kleine Detail des Zeitgeists, der Sitten, der Stände, der Gewerbe, der Civilisation.

38) Meine Ferienreise von Wien durch das Land unter und ob der Enns über Linz durch das k. k. Salzkammergut nach Ischl und Hallstadt, nach Salzburg, Berchtesgaden und Gastein, und von da zurück durch einen Theil der Steyermark. In topographischer, geschichtlicher, naturhistorischer, technischer, biographischer und pittoresker Beziehung. Im Jahr 1829 unternommen und beschrieben von Leopold Chimani. Zwei Bändchen. Wien, Anton Pichler, 1830.

Ein guter Wegweiser für alle, welche dieselbe Tour durch die reizendsten Gegenden Oestreichs zu machen gedenken. Der Verfasser ist in der Geschichte des Landes sehr bewandert, hat ohne auch bei seinen Schilderungen vorzugsweise auf die historischen Erinnerungen, wie sie sich an jeweden Ort anknüpfen, Rücksicht genommen, jedoch ohne darüber die Beschreibung der malerischen Gegenden, der öffentlichen Institute, Fabriken und andern Merkwürdigkeiten zu vernachläßigen.

Als gute topographische Hülfsbücher sind zu empfehlen: 39) Böhmens Heilquellen, ein Handbuch für Kurgäste in Franzensbrunn, Karlsbad, Marienbad und Teplitz von W. A. Gerle. Mit einer Uebersichtscharte. Prag, Borrosch, 1829, und 40) Handbuch für Reisende in dem ehemaligen fränkischen Kreise oder in dem jetzigen bayr. Ober- und Untermain- und in dem Rezatkreise, in dem würt. Jart- und in dem bad. Main- und Tauberkreise, in dem Herzogthum Meinungen ꝛc. von Joseph Heller. Mit einer Charte und einem Titelkupfer. Heidelberg, Engelmann.

41) Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen von Karl Falkenstein, Sekretär an der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden. Fünf Bändchen. Dresden, Hilscher, 1828, 1829.

Das große Uebergewicht, welches der historische Geist gegenwärtig in allen Wissenschaften behauptet, be-

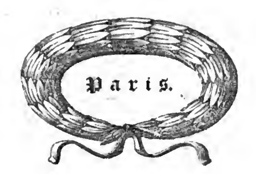
währt sich auch darin, daß man angefangen hat, die zahllosen Reisewerke, die sich nach und nach in der Literatur angehäuft haben, zusammenzustellen und unter einen historischen Gesichtspunkt zu bringen. Mag eine vollständige pragmatische Geschichte aller Wissenschaften noch zu den unerreichbaren Idealen gehören, so sind doch vor der Hand Specialgeschichten der einzelnen Wissenschaften ausführbar und äußerst nothwendig, wenn wir uns länger in dem immer mehr sich verwickelnden Labyrinth der Literatur zurecht finden sollen. Das Bedürfniß nach Uebersicht läßt sich nirgends mehr abweisen. Man muß ein Budget der Literatur haben, und die meisten einzelnen Fächer haben bereits eins. Die Specialgeschichten der Theologie, Philosophie, der Staats- und Rechtswissenschaften, der Naturwissenschaften, der Medizin, der Erfindungen, des Handels und der Industrie, der Kriegswissenschaft ꝛc. häufen sich. Für die Reiseliteratur ist in dieser Hinsicht durch Walkenaer (histoire général des voyages) schon viel geschehn, so wie durch den Engländer Hugh Murray, welcher verschiedne Werke über die Reisen nach Afrika, Asien und den Polargegenden geschrieben hat. Das vorliegende Werk ist der erste Versuch, der in dieser Art in Deutschland gemacht wird. Seinem Verfasser scheint Walkenaer unbekannt, er erwähnt nur Murrays.

Es muß gebilligt werden, daß der Verfasser die chronologische Methode gewählt hat. Wenn er jedes Land für sich betrachtet und die nach denselben geschehenen Reisen in eine Rubrik zusammengestellt hätte, so würde dies für die specielle Kenntniß der Beschaffenheit und Geschichte des betreffenden Landes allerdings sehr ersprießlich gewesen seyn; da er aber eine Geschichte der Reisen überhaupt schreiben wollte, so war es besser, chronologisch zu verfahren, und von Jahr zu Jahr fortlaufend die in demselben gemachten Reisen anzugeben; denn nur aus dieser Gesammtübersicht erkennt man die allmählichen Fortschritte der geographischen Entdeckungen im Großen und Ganzen.

Nach einer kurzen Einleitung über die Vorstellungen, welche die Alten von der Erde hatten, und über die ersten allmählichen Anwüchse der geographischen Kenntnisse, geht der Verfasser zu den ersten historisch bekannten Reisen über, die irgend für die Länder- und Völkerkunde interessant sind, und verfolgt sie dann bis auf die neueste Zeit. Natürlicherweise kann er von jeder Reise, da ihrer so viele sind, nur in wenig Worten ihr allgemeinstes Resultat angeben, und selbst die bibliographische Nachweisung der Titel aller Reisewerke im Original und in den Uebersetzungen würde das Buch zu einer unverhältnißmäßigen Länge angeschwellt haben. Indeß wäre doch zu wünschen gewesen, daß der Verfasser wenigstens bei den bedeutendern Reisen immer die Literatur genau angegeben hätte. Er thut es zuweilen in den Noten, aber nicht oft genug. Der deutsche Geograph oder Liebhaber von Reisebeschreibungen sollte in diesem Handbuch zugleich einen Wegweiser in die Literatur erhalten, um die betreffende Werke leicht nachschlagen zu können. Ein doppeltes, alphabetisches und chronologisches Register erleichtert übrigens den Gebrauch dieses Buchs.

Dieselbe Idee einer Uebersicht der interessantesten Reisen ist nach einem noch erweiterten Maßstabe durch verschiedne Reisebibliotheken ausgeführt worden, wovon uns folgende vorliegen. 42) Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Landreisen von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsre Zeiten. Mit Landcharten, Planen, Portraits und andern Abbildungen, verfaßt von Mehreren und herausgegeben von J. H. Jäck, königl. Bibliothekar zu Bamberg. Dritte Auflage. 50 Bändchen. Nürnberg, Haubenstricker und Ebner. 1828 — 1830. 43) Bibliothek der vorzüglichsten und neuesten Reisebeschreibungen in systematischer Ordnung, herausg. von Hörner. Hildburghausen, Kesselring, 1828. — 44) Taschenbibliothek der neuesten Reisen und Länderentdeckungen, herausg. von Ch. A. Fischer, fortgesetzt von Ph. A. G. von Meyer. Dritter und vierter Jahrgang. Frankfurt a. M., bei Wilmans, 1828 bis 1830. — Die erste dieser Sammlungen ist die reichhaltigste; Herr Jäck hat nicht weniger als 132 Reisebeschreibungen in zweckmäßigen Auszügen mitgetheilt, und in historischen und literarischen Einleitungen, die er dazu gegeben, die Uebersicht erleichtert. Ueberdies empfehlen diese Sammlung das kleine beliebte Format und die Wohlfeilheit. — Die zweite Sammlung scheint etwas zu groß angelegt. Fünf große Bände von Humboldts Reisen sind hier in vier kleine zusammengezogen, was für einen Auszug zu viel und für einen Nachdruck zu wenig ist. — Die dritte Sammlung zeichnet sich in Druck und Papier vortheilhaft aus; auch ist sie reichhaltig, da jedes der vor uns liegenden 6 Bändchen im Durchschnitt 6 — 7 Reisen enthält. Sie bringt nicht, wie die Jäck'sche Sammlung auch ältere, sondern nur neuere Reisen. — Alle solche Unternehmungen sind empfehlenswerth, sofern sie dem größern Publikum auf eine wohlfeile Weise zur Kenntniß des Auslands und der fremden Welttheile verhelfen. Geht auch in solchen Bearbeitungen von den Originalen manches verloren, so ist dieser kleine Verlust doch sehr unbedeutend im Vergleich mit dem großen Nutzen, den die größere Publicität der auf diese Weise bearbeiteten Werke gewährt. Insbesondre ist die Verbreitung wissenschaftlich interessanter Werke, gegenüber der Sündfluth von Walter Scottiaden, Romanen und Novellen, nicht genug zu schätzen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 98. — 24. September 1830.

Zeitgeschichte.

Ausführlicher Bericht eines Augenzeugen über die lezten Auftritte der französischen Revolution während der zwei Wochen vom 26. Julius bis zum 9. August 1830. Von J. H. Schnitzler, Verfasser des Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie. Mit dem Bildnisse Lafayettes und dem Grundrisse von Paris. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

„Nachstehende Blätter sind großentheils die Frucht eigener Erfahrungen oder zuverläßiger und untereinander verglichener Mittheilungen von Augenzeugen; man wird sie hoffentlich nicht mit der Menge von Flug- und andern Schriften verwechseln, welche, denselben Stoff bearbeitend, in Paris seit dem 1. August ans Licht getreten sind, vor welchen wir aber, als vor trüben Quellen, wißbegierige Leser warnen müssen. Die Verfasser derselben haben nicht nur ohne vorhergegangene Sichtung einer den andern abgeschrieben, sondern verwirren auch alle die Reihefolge der Begebenheiten, deren Datum sie also verkehren, daß sie auf den Donnerstag verlegen, was am Mittwoch geschah, und auf diesen Tag, was zu jenem gehört. Auch die bessern Schriften, wozu die ausführliche Une semaine de l'histoire de Paris (Dedié aux Parisiens) wohl gerechnet werden mag, lassen sich solche Verstöße zu Schulden kommen, und die eben angeführte schmückt außerdem ihren Stoff mit so vielen wohl bewußten Erdichtungen aus, daß sie eher für einen Roman, als für einen historischen Bericht zu halten ist. Freilich war diese den 2. August angefangene Schrift den 13. schon im Buchhandel und ist nichtsdestoweniger 389 Oktavseiten stark. Wir haben sie und andere, während der Krisis erschienenen Aktenstücke mit Vorsicht und Auswahl benuzt, so wie die Journale, deren Gebrauch ebenfalls aus dem Grunde unsicher ist, weil sie selten den wahren Tag der Begebenheiten angeben, und die Nachrichten von Heute und Gestern untereinander werfen. Selbst die meisten Aktenstücke sind ohne Datum, ein Mangel, dem nur ein Augenzeuge der Begebenheiten abzuhelfen im Stande war."

Mit diesen Bemerkungen leitet der Verfasser die höchst interessante kleine Schrift ein. Sie gibt, was noch keine andre gegeben hat, ein klares, übersichtliches Bild der Pariser Ereignisse im wohlgeordneten Zusammenhange und in historischem Geist aufgefaßt. Indeß wünschen wir, daß der Verfasser bei einer zweiten Auflage etwa in Form eines Anhangs noch mehrere charakteristische Anekdoten mittheilen möchte, die nicht bloße Erfindung der Pariser Blätter gewesen sind, und die, wenn sie auch, in den

Text aufgenommen, die Darstellung überladen und verwirren würden, doch als Beilage ein Recht auf unsre Theilnahme ansprechen.

Länder- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

Es liegen uns noch mehrere geographische Handbücher vor, 45) die siebzehnte Auflage von Steins kleiner Geographie für Gymnasien und Schulen, Leipzig bei Hinrichs, 1829; 46) die fünfte Auflage von Cammerers Lehrbuch der neuesten Erdkunde für den Unterricht, Kempten, Dannheimer, 1830; 47) die zweite Auflage von Volgers Handbuch der Geographie zum Gebrauch der Schulen, Hannover, Hahn, 1830, und 48) desselben Anleitung zur Länder- und Völkerkunde für Landschulen, daselbst; 49) die zweite Auflage von Aspins Geochronologie von Europa oder kurzer Inbegriff der Geographie und Geschichte dieses Erdtheils, Kempten, Dannheimer, 1829, und von 50) Dobeis neuem methodischen Schulatlas in 33 Blättern, daselbst; 51) Stemlers systematisches Lehrbuch der Welt- und Erdbeschreibung, für Gebildete jedes Standes. Leipzig, Hartmann, 1830. — Wenn die erstgenannten Werke als neue Auflagen ihre Brauchbarkeit schon hinlänglich beweisen, so verdient das leztere noch ganz neue Werk von Stemler um so mehr Auszeichnung, als es dem Inhalt nach äußerst vielumfassend und vollständig und dem Aeußern nach sehr schön gedruckt ist. Uebrigens sind die Werke von Stein, Cammerer, Volger und Stemler sich darin vollkommen gleich, daß in den beiden ersten etwas gedrängter, in den beiden leztern etwas weitläuftiger von jedem Lande und wiederum von jeder Stadt der ganze statistische Status quo, die QM., die Einwohnerzahl, die Produkte ꝛc. speciell angegeben sind. Da sich nun hierin nicht nur die vorliegende, sondern noch eine große Menge andre geographische Handbücher der Deutschen, gleich kommen, so glauben wir einmal ein Wort über diese, unsrer Ansicht nach grundfalsche Methode, aussprechen zu müssen. Ohne Zweifel ist ein systematisches Handbuch der Geographie, worin man wie in einem Lexikon nachschlagen kann, wenn man über irgend ein Land die speciellsten Notizen haben will, sehr zu unterscheiden von einem Schulbuch; das erstere kann nicht reichhaltig und vollständig, das andre nicht gedrängt und einfach genug seyn. Wenn man nun aber beide verwechselt, aus beiden Eins machen will, so wird der Zweck von beiden verfehlt. Die geographischen Schulbücher können nicht alles enthalten, was wir von einem geographischen Lexikon verlangen, und doch sind sie wieder durch das viele Detail für den Jugendunterricht unpraktisch. Betrachten wir diese Werke rein als Schulbücher, so ist klar, daß dem Gedächtniß der Jugend allzuviel zugemuthet wird, wenn man verlangt, sie solle so viele Zahlen von Quadratmeilen und Einwohnern auswendig lernen, die sie nicht im mindesten interessiren können. Und dennoch wird es verlangt, und die pädagogische Unvernunft, die noch wie ein tausendarmiges Ungeheuer Deutschland umstrickt hält, wird noch Jahr aus Jahr ein fortfahren, die Jugend mit den unbedeutendsten Nebendingen zu überladen und hier über νυ γε κεν γαρ δε μεν πω, dort über die Zahl der Haare im Schwanze des Kameels, und dort über die Zahl der Feuereſſen in Burtehude zu examiniren. Während man hohe akademische Preise und Bürgerkronen auf die Abfassung der einfachsten Schulbücher setzen sollte, die gleich der graden Linie unter unzählbaren krummen jeden Gegenstand des Unterrichts auf die prägnanteste, klarste und faßlichste Weise behandelten, läßt man umgekehrt jeden ersten besten Schulmann in immer neuen Kompendien dieselbe Sache immer verwickelter, immer künstlicher, immer willkührlicher behandeln, und Preise sezt man nur noch auf die allerminutiösesten Fragen der subtilsten Wissenschaften. — Unter den oben genannten Werken huldigt nur Aspins Geo-Chronologie dem hier geltend gemachten praktischen Grundsatze. Dieses Buch stellt in einer leichten und gedrängten Uebersicht bei jedem Lande zusammen, was in Bezug auf dessen Lage, Beschaffenheit, Klima, Produkte, Einwohner, Sitten, Religion, Verfassung, Geschichte und Kultur hauptsächlich wichtig ist, ohne sich in die weitläuftige Aufzählung des kleinen statistischen Details zu verirren.

Zum Schluß geben wir noch folgende uns eingesandte Betrachtung über die

Rückschritte der Erdkunde in Frankreich.

I. O'hier de Grandpré.

Seit vier Jahren macht Graf O'hier de Grandpré in der geographischen Literatur Frankreichs Epoche. Seine physikalische Erdkunde ist zur Quelle geworden, man hat sie gelobt, benuzt, abgeschrieben; aber noch hat kein deutsches Blatt den *Abrégé élémentaire de Géographie physique* einer ausführlichen Anzeige gewürdigt! Wir geben einige Proben aus derselben.

Le Caucase, sagt Hr. Grandpré (Th. II. 63) *mesuré par ordre du tsar Pierre le Grand, a 2250 toises françaises*, die französischen Charten werden nun wahrscheinlich den Kaukasus als einzelnen Berg zeichnen, und die Charten der alten Geographie werden seine Höhe bedeutender erscheinen lassen als die der neueren, denn Grandpré sezt behutsam hinzu: *hauteur que nous croyons*

bien moindre qu'autrefois *). Ueber ein auf Befehl der Kaiserin Katharina II. von Pallas herausgegebenes Werk, bemerkt er, es sey publié avec des caractères inconnus en Europe (mit russischen).

In der Rechtschreibung der geographischen Namen will er die alten Vorurtheile verlassen; er schreibt, und sagt es ausdrücklich in der Vorrede, Iceland, et non pas Islande. Grund: parceque le premier est général en Europe. Hr. Grandpré kann mit Recht sagen: nous écrivons Anemouka, et non Anamooka comme les Anglais; ist es aber alsdann konsequent, daß er Otahiti und Owihi schreibt, anstatt Otahaiti u. s. w.? Nicht zufrieden, den Laut der Worte nicht zu beachten, also den eignen Grundsatz: nous transcrivons de manière à rendre le son sensible zu übersehn, schreibt Hr. Grandpré viele geographische Namen, wie sie weder von den Europäern überhaupt, noch von einem einzelnen Volke geschrieben werden; aber seine palus meotides, seine monts Karpacts, und besonders une montagne de la Silésie nommée Riesenkopf (Riesenkoppe) werden dennoch, wie sein Berg Kaukasus und sein Europa ohne Rußland in der französischen Geographie Eingang finden. (II., 222. 210. 64.) — Er will nachweisen, daß das kaspische Meer habe vor Altem im Norden mit dem Weltmeer zusammengehangen, führt einige alte Schriftsteller an und schließt mit den Worten: Voilà donc l'ancienne géographie d'accord sur ce point. Ebendieselben Worte wiederholt Hr. Rabbe in seiner Geographie de l'Empire de Russie etc. T. Ier. Partie 1ère. S. 141, nachdem er sechs volle Seiten aus Grandpré entlehnt, ihn l'auteur du Nouveau Système de géographie physique genannt hat. — Hr. Rabbe, welcher behauptet, f nfzehn Monate lang an seinem Buche gearbeitet zu haben und über eines seiner anderen Werke, die russische Geschichte, unumwunden erklärt: er glaube, sie gehöre zu den Abrissen, welche die literarische Beurtheilung überlebt haben. Leider läßt sich, da Herodot von den Reisen der Kaufleute um die Nordseite des kaspischen Meers erzählt, nicht behaupten, die alten Geographen seyen über dessen Zusammenhang mit dem Nordozean nicht einig **).

Die Unkunde unsers Systematikers erscheint zuweilen wie absichtlich. Er legt besonderes Gewicht darauf, daß die Tiber, welche sonst die Flotten Roms aufnahm, jetzt kaum eine etwas starke Schaluppe tragen würde; daß nach Winchelsea, ehemals einem der cinque ports, die See heutzutage keine Schaluppe trägt; daß Nearch die Flotte Alexanders nach Susa führte, wohin er jetzt keine Schaluppe bringen würde (195. 208. 224); aus dergleichen Erscheinungen schließt er auf die Abnahme der Gewässer, als ob nicht die Anschwemmungen, die Kanalisation, und schon allein die Form und Größe der Schiffe hinreichten, die Verschiedenheit in älterer und neuerer Zeit zu erklären. — Auf die Ableitung des Namens der Pyrenäen vom griechischen Pyr (Feuer) wegen der vom Diodor erwähnten Fabel vom Anzünden der Wälder hat kein neuerer Schriftsteller Gewicht gelegt. Man leitete ihn vielmehr vom keltischen Byren (Berg) ab. Grandpré kennt diese Erklärungen nicht, er sagt: „die Pyrenäen sind erloschene Vulkane, ihr Name bezeugt es.“ — „Der Oeta,“ bemerkt er, „ist ein erloschener Vulkan, denn der Tod des Herkules erscheint als die erste Ausgabe des vulkanischen Todes, wovon der Tod des Plinius die zweite Ausgabe ist.“ — „Der Pik von Owhihi ist 3066 Toisen hoch.“ — Les flottes de Salomon passaient sous l'équateur pour aller au Tanguebar (fameux pays d'Ophyr). — On convient, daß Hanno bis 4° N. Br. schiffte. — Die allmählige Abnahme des Meeres ist eine allgemeine Ansicht (65. 76. 191). — „Die Berge der alten und neuen Welt stehen in submarinem Zusammenhang — die Inseln zwischen Afrika und Brasilien liefern dazu den Beweis — die Atlantis bestand ohne allen Zweifel aus den kanarischen Inseln, Madera, den Inseln des grünen Vorgebirgs und den Azoren — Amerika war sonst mit Asien vereinigt“ (48. 49. 161. 145). — „Eine submarine Granitkette verbindet Amerika mit Neuholland — beide waren sonst ein Ganzes — et c'est ainsi que nous expliquons leur population et leur langage — deßgleichen bildeten Europa, Afrika und Amerika ein Ganzes, sie berührten sich — dasselbe wird wahrscheinlich von Neuem zu Stande kommen“ (125. 145. 225).

„Die Oster-Insel hing deßwegen früher mit Amerika zusammen, weil die Bewohner jetzt verwildert sind, also schwerlich die Kunstwerke verfertigen konnten, welche man auf der Insel sieht. Solche Denkmäler können nur das Werk eines großen Volkes in einem großen Lande seyn. Dieser herrlichen Idee ist die Seite 123 gewidmet. S. 237—246 kömmt Grandpré auf dieselbe Lieblingsidee zurück. Hier will er auch beweisen, daß die Inseln des großen Ozeans vor nicht sehr langer Zeit zusammenhingen, und den Beweis findet er in den Zahlwörtern. Er glaubt, die Zahlwörter verschwinden zuletzt aus den Sprachen, und hat wohl nie gehört, daß auf Inseln der Südsee, wo die inländische Sprache erhalten ist, blos spanische Zahlwörter gebraucht werden. In der Kenntniß der Zahlwörter ist er überhaupt sehr stark; das türkische drei nennt er üz, das englische zehn then, das griechische eins oin und ein, die deutschen Zahlen schreibt er fier, sesh, akt, zehnu.

Wenn Grandpré die alten Ansichten vertheidigt, so geschieht es zum Theil aus Unkunde mit den neueren und

*) Im Gegentheil hat der Kaukasus wachsende Berge.

**) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. Vierter Theil. 1820. S. 333.

besseren Quellen. Seine Hauptquelle ist Buache. Sein lezter Beweis, warum Frankreich früher unter Wasser stand, ist: „Vergl. Buache's Charte v. J. 1770." D'Anville kennt er, aber nur seine Fehler. Ueber die Kordilleren kennt er keine neuere Quelle als Bouguer und Lacondamine, sogar bei der Bestimmung der Chimborasso-Höhe beruft er sich nur auf lezteren. Ueber das andre Amerika kennt er auch Alonzo Barba; von Humboldt aber hat er netto drei Zeilen gelesen. Ueber China weiß er keinen neuern Schriftsteller anzuführen als „de Guines." Unter den alten Quellen wählt er nicht immer richtig: „Was ist Herkules? ist er eine wirkliche oder eine allego-„rische Person: Vergleiche Court de Gebelin."

Noch weitläuftiger als Buache und der Abt Para du Phanjas werden zwei andere Quellen citirt, Barrow und er selbst. Der Grund, warum er so viele Seiten aus Barrow in sein Handbuch aufnimmt, ist einfach: er hat selbst 1801 eine Uebersetzung davon herausgegeben. Freilich soll die Ehre dieser Arbeit zur Hälfte Herrn Walkenaer gebühren *), aber Grandpré gab sie heraus, und ist nicht der einzige Schriftsteller, der viel von seinen früheren Werken spricht. Noch lieber beruft er sich auf das, was er selbst gesehen oder zu sehen geglaubt, und an den Ausdruck „ich habe gesehen" hat er sich dermaßen gewöhnt, daß mir folgender Satz (88) nicht auffällt: Il est certain qu'en 1780 nous avons vu naître une île aux Açores.

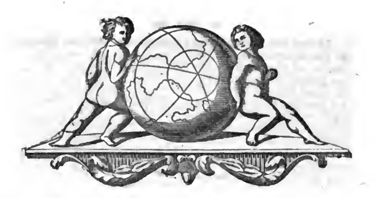
Hr. Grandpré wählt seine geographischen Motto's gerne aus den — Psalmen. Wo seine Weisheit in Erklärung des Früheren nicht ausreicht, wo er sagen sollte: „ich weiß nicht," klagt er: Ainsi l'a voulu l'Être suprême, la main du Créateur. Spricht er von einer spätern Zeit, die er nicht bestimmt angeben kann, so drückt er sich aus: quand l'heure marquée par l'Éternel aura sonnée. Auf die Untersuchung über das Alter der Erde läßt er sich ungern ein, denn cette proposition très-grave toucherait à des considérations d'un ordre très-élevé. Da er aber nicht umhin kann, über die Formation der Erde zu sprechen, so hebt er an: „Spiritus Domini ferebatur super aquas... Noé n'est âgé aujourd'hui que de 4271 ans, et il avait 98 ans lors du déluge... Die Erde ist nicht so alt, als man uns einreden möchte."

Skeptiker ist Grandpré in seinem Werke zwei Mal. Er berichtet, die Menschen würden nicht mehr so alt wie sonst, und dazu sezt er ein Peut-être! Das erzketzerische Peut-être macht er aber wieder gut. Seine eigene Gläubigkeit befriedigt ihn nicht, auch Andere sollen durch ihn gläubig werden, daher macht er sich zum Propheten, und leider zum Unglückspropheten. „Und „wir müssen es sagen," ruft er in dem warmen Eifer der 125sten und folgenden Seite aus, „unser unglücklicher „Planet hat noch nicht durchlaufen die ganze Laufbahn sei-„nes Umrißs; der Ozean wird die Feuerwunden heilen, „aber von Neuem wird das Feuer auflodern, stürmen; „ausrotten wird es die geschriebenen Zeugnisse, nichts „lassen im Menschengedächtniß als verwirrte Ueberliefe-„rung von Chaos und Katastrophe." Du, Holland, du Friesland, Westphalen, Holstein und Dänmark, ihr werdet einst brennen, euch droht die Flamme zuerst, und später dem südlichen Frankreich; Grandpré prophezeiht es. Auch dir, Britannien, du neues Tyrus, dräut der Prophet; das Meer, welches deine Schiffe nach Flandern trägt, wird zur Chaussée werden, und der Ex-Schiffskapitän Grandpré ist nicht der erste, welcher es glaubt. Die Länder, wo es Vulkane gibt oder gab, werden brennen, wo man noch keine gefunden, wird man sie finden. „Wenn nur das Land zwischen Novaja Semlja und der Behringsstraße gut untersucht würde, so fände man dort Vulkane." Hier sezt Grandpré Peut-être hinzu.

Ueber die Sprache unseres Schriftstellers darf man sich nicht wundern. Wenn seine Begeisterung keine Grenzen hat, so haben seine Sätze keinen Schluß; nach dem besten Anlauf hält er inne und läßt die Punkte das Uebrige sagen........ Findet die minder begeisterte Sprache kein Ende, so hilft eine Inversion: „Wechsel-„winde geleiten uns nach dem Vorgebirge der guten Hoff-„nung; was sieht man da? stattliche Heerden, blü-„hende Reben, gedeihenden Feldbau; ce n'est pas là ce „que nous cherchons" (113)." Zur wahren Begeisterung gesellt sich nur selten eine profane; geschieht es, so „verschlingt eine Insel die andere, wie Saturn seine Kinder!" Frommer ist die Vergleichung eines Vulkans mit „Samson, der seiner Haare Wachsthum abwartet." Aber, fromm oder profan, eine Vergleichung ist nicht zu verachten. Das Feuer, welches von einem Lande zum andern eilt, ist der véritable homme du jour, délaissant ses anciens amis pour rechercher les nouveaux enrichis; das Wasser, welches sein Werk zerstört, véritable enfant, élevant des châteaux de cartes pour les renverser! die alten Vulkane zeigen ihre Risse, ihre Lava, wie „ein Veteran, der seine Wunden zeigt." Spricht er von Tropfsteinen, so moralisirt er: „Traun! sie sind „Todesengel für den Körper, welcher sie aufnimmt! „Physisches Bild eines moralischen Uebels, das die Ge-„sellschaft zerreißt: wie mancher Undankbare sucht den zu „vernichten, welcher ihn gastfreundlich aufgenommen." Kurz, eine sentimentalere Geographie ist mir noch nicht vorgekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Biographie des hommes vivants. Paris, chez Michaud, T. I. p. 116.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 99. — 27. September 1830.

Kulturgeschichte.

1) Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues der bedeutendsten handeltreibenden Staaten unsrer Zeit, von Gustav v. Gülich. Erster Band. Mit 9 Bogen Tabellen. Jena, Frommann, 1830.

Die Handelsinteressen sind in den neuern Zeiten so einflußreich geworden, daß sich ein Theil der Weltgeschichte nur aus ihnen erklären läßt. Daher muß jedem Geschichtsfreund ein Werk willkommen seyn, das diese Seite der Geschichte auffaßt und eine pragmatische Entwicklung der europäischen Handelsverhältnisse gibt. Doch dürfte die Kenntniß dieser Entwicklung auch nicht blos dem Historiker interessant seyn, auch der praktische Staats- und Gewerbsmann kann, indem er die Chancen des frühern Handels kennen lernt, manchen fruchtbaren Gedanken daraus schöpfen.

In der Einleitung gibt der Verfasser eine Gesammtübersicht über die Entwicklung des Handels seit dem Untergange der alten Welt, wovon wir hier eine kleine Skizze geben wollen. Der Eindruch der Deutschen ins römische Reich lößte die alte Verbindung der Provinzen auf und die rauhen und einfachen Sitten der Eroberer machten mit dem fremden Luxus auch dem fremden Handel ein Ende. Ueberdies war der Sinn der Deutschen nur auf Viehzucht und Ackerbau gerichtet und ihr Feudalsystem dem Handel ungünstig. Erst die Kreuzzüge brachten die europäischen Völker unter einander und mit den Asiaten wieder in Berührung. Die Kreuzfahrer lernten die Reize des orientalischen Lebens kennen und brachten fremde Bedürfnisse nach dem Abendlande zurück. Indem aber der Feudaladel seine Kräfte im Orient erschöpfte, gewannen die Bürger in den Städten desto mehr Macht, und durch sie gewann der Handel schnell eine große Ausbreitung. Die italienischen Städte öffneten den muhamedanischen Süden, die norddeutschen Städte den slavischen Norden dem großen Weltverkehr. Lange beherrschten hier Venedig und Genua, dort die Hansestädte den Handel. Als aber die Portugiesen den Weg nach Ostindien entdeckten, nahm der italienische Handel ab, und eben so gewannen England und Holland durch ihren nähern Verkehr mit Portugall den Vorrang über der alten Hansa. Vielleicht hätten die deutschen Städte ihr Ansehn länger behauptet, wenn sie nicht zugleich durch die Stürme der Reformation und durch die Eifersucht der Fürsten ruinirt worden wären. Die Befestigung der Territorialhoheit in Deutschland war von einer Reaktion der alten feudalistischen Barbarei begleitet, und Deutschland, das ein Paar Jahrhunderte vorher den Welthandel allein in den Händen hatte, wurde bald in die hülfloseste Abhängigkeit von sei-

nen Nachbarn gesezt. Die Entdeckung Amerikas machte den Handel der Spanier noch wichtiger, als den der Portugiesen, nun aber erzeugte sich jener Wettstreit aller Staaten des europäischen Westens, um das Primat in den Kolonien und in der Seeherrschaft. Dieses Primat ging aus der Hand Spaniens in die Hollands, dann in die Englands über. Als die Holländer vor England die Segel streichen mußten, erhoben sich, in natürlicher Rückwirkung, auch die Ueberreste der alten Hansa wieder. Dänen, Schweden, Preußen, Hamburg, Lübeck, Bremen und Rußland nahmen auf Kosten Hollands einen neuen Aufschwung. Auch der Revolutionskrieg und das Kontinentalsystem war dem europäischen Nordosten in dem Maaße günstig, als es dem Westen ungünstig war. Uebrigens hatte, wie schon früher die Handelstyrannei Englands, so später das Kontinentalsystem Napoleons die wichtige Folge, daß die Nationen, die vom Handel mehr ausgeschlossen blieben, sich mehr auf Industrie und Ackerbau legten und namentlich den leztern Kulturzweig endlich nach jahrhundertlanger Vernachläßigung zu verbessern anfingen. Allein dies hatte nach dem Sturze Napoleons eine ungünstige Folge. England überschüttete nach so langer Sperre das Kontinent mit einer Fluth von Waaren, während das Kontinent selbst seine ganze Thätigkeit auf Manufakturen und Fabriken geworfen hatte. Nun entstand eine der inländischen Industrie höchst gefährliche Konkurrenz und, um ihr vorzubeugen, kam überall das Prohibitivsystem auf, das seinerseits wieder große Nachtheile mit sich führte. Zwar wurde in den südamerikanischen Freistaaten den europäischen Waaren ein großer Markt geöffnet, allein die Unruhen in diesen transatlantischen Ländern lassen diesen vielversprechenden Handel einstweilen noch nicht recht gedeihen. Endlich hat sich der Papierhandel wie eine Schmarozerpflanze dem Waarenhandel aufgeimpft und bewirkt unaufhörliche Schwankungen in demselben.

Dieser, den reichen Stoff sehr klar behandelnden, Einleitung folgen die Specialgeschichten des Handels einzelner Nationen. Der erste sehr starke Band umfaßt den Handel von England, Portugal, Spanien, Frankreich, den Niederlanden, Rußland, Polen, Schweden und Norwegen, Dänemark. Der Raum erlaubt uns nicht, hier in das reiche Detail dieser Specialgeschichten einzugehn, das mit seltnem Fleiß aus einer großen Menge, hinten namentlich angeführten Quellen, zusammengetragen ist. Die Tabellen sind eine sehr nützliche Zugabe, indem bei einem Gegenstand, wie der vorliegende, Zahlen einmal zur Sache gehören.

2) Ansicht von dem gegenwärtigen Zustande und den künftigen Aussichten des freien Handels und der freien Kolonisirung, von John Crawfurd, ehem. Generalsekretär bei dem königl. großbrit. Gouvernement auf Java ꝛc. Nach der zweiten vermehrten Ausgabe aus dem Englischen übersezt von Dr. H. Fick. Leipzig: Brockhaus, und Brüssel: J. Frank, 1830.

„Gänzliche Freiheit des Handelsverkehrs zwischen den europäischen und indischen Besitzungen der Krone, und unbeschränkte Ansiedlung von Engländern in Indien — dies sind die großen und wesentlichen Hülfsmittel, um unsre östlichen Kolonien zu verbessern, und sie dem Mutterlande nützlich zu machen.“ Mit diesen Worten beginnt das schöne Plaidoyer zu Gunsten Ostindiens. Bekanntlich erlischt das Privilegium der ostindischen Kompagnie im Jahr 1834, und es handelt sich nur darum, ob es erneuert oder abgeschafft werden soll. Schon seit lange kämpfen die Freunde der Handelsfreiheit im Parlament wie in der Literatur gegen die Beibehaltung des drückenden Monopols. Nirgends aber ist diese Sache lichtvoller und energischer behandelt, als hier.

Crawfurd beweist zunächst in tabellarischen Uebersichten, daß der freie Handel, wo und wann er existirt hat, stets ein Vorwärtsschreiten, das Monopoliensystem aber stets ein Schwanken und Rückwärtsschreiten gezeigt habe. Er beweist, daß die ostindische Kompagnie, indem sie durch ihre Privilegien alle Engländer vom Handel und vom Landbesitz in Indien ausschließe, allein nicht im Stande sey, weder diesen vielumfassenden Handel zu besorgen, noch die unerschöpflichen Hülfsquellen des Landes zu benutzen. Er beweist, daß diese Kompagnie allein nicht kräftig und thätig genug sey, um den ungeheuern Markt Chinas mit europäischen Waaren zu versorgen, daß es daher den Russen in neuerer Zeit sehr leicht geworden ist, mit der Kompagnie deßfalls zu konkurriren, und einen bedeutenden Theil des chinesischen Handels an sich zu reißen, der sich von Rechtswegen und schon längst in den Händen der Engländer befinden sollte und darin befinden würde, wenn das Monopol der Kompagnie nicht jedem englischen Schiff den Zutritt verwehrte. Desgleichen beweist er, daß die Kompagnie allein nicht stark und thätig genug ist, um die Produktion und Industrie in Indien in dem Grade zu befördern, dessen sie fähig sind. Die wenigen Europäer in Indien sind nicht im Stande, den reichen Boden hinlänglich zu benutzen, Pflanzungen und Fabriken anzulegen ꝛc. und doch bleibt es den Engländern verwehrt, sich in Indien niederzulassen und das vernachläßigte Land zu kultiviren. Auf diese Weise wird der Privatvortheil der wenigen alten Monopolisten dem Vortheil der ganzen englischen Nation hintangesezt, und es bereichern sich nur die Mitglieder der Kompagnie, wo ganz England eine überreiche Waide finden würde.

Crawfurd geht von der merkantilischen Seite, welche die ostindische Frage darbietet, zur politischen über. Die englische Regierung ist dem Monopolsystem geneigt, weil sie fürchtet, wenn Ostindien wie Nordamerika mit Kolonisten aus dem Mutterlande überschwemmt und civilisirt werde, so werde es sich auch bald wie Nordamerika emancipiren. Um nun die Kolonie nicht zu verlieren, wünscht die Regierung, sie immer in dem Zustande der Barbarei, der Unmacht und Abhängigkeit zu erhalten. Dagegen nun beweist Crawfurd, daß es mit Ostindien eine ganz andre Bewandtniß habe, als mit Nordamerika. Indien sey von einer großen einheimischen Nation bevölkert, die keineswegs wie die Indianer in Nordamerika ausgerottet oder verdrängt werden könne. Es sey also niemals möglich, daß sich hier eine reine europäische Bevölkerung bilden könne. Das Land gewähre zwar noch hinlänglich Raum für eine große Menge europäischer Kolonisten, die auch allein im Stande seyen, es besser zu kultiviren; allein diese Kolonisten würden sich immer der großen indischen Bevölkerung gegenüber in einer Lage befinden, die ihnen den Schutz des Mutterlandes wünschenswerth und nothwendig, sie also zur Emancipation nicht geneigt machen würde. Auch die Besorgniß, daß die Hindus selbst, wenn sie durch die englischen Kolonisten civilisirt würden, am Ende das Joch der Engländer abwerfen würden, widerlegt Crawfurd, indem er dagegen die durchaus passive, friedliche, gutmüthige Natur dieses Volkes anführt. Er kennt es aus eigener Erfahrung und ist überzeugt, daß es in dem Maaße sich inniger mit den Engländern befreunden werde, in welchem die englische Civilisation seiner Bildungsfähigkeit hülfreich entgegenkommen werde. Im Gegentheil aber fürchtet er, daß dieses nicht unedle Volk, wenn es länger in Knechtschaft und Barbarei niedergehalten würde und in den Engländern immer nur Herrn, niemals Brüder sähe, zuletzt wie die Javanesen gegen die Holländer, so gegen die Engländer sich empören und dann leicht die auf schwachen Füßen stehende Regierung stürzen werde. Er führt desfalls das Beispiel der Russen an, die nur dadurch ihre Herrschaft in Asien sichern und erweitern, daß sie überall die Kolonisation frei geben, sich mit den unterworfnen Nationen vermischen und dieselben civilisiren.

3) Der Handel betrachtet in seinem Einflusse auf die Entwicklung der bürgerlichen, geistigen und sittlichen Kultur. Von Anton Freiherrn von Mylius. Kölln, Bachem, 1829.

In dieser kleinen Schrift wird mit sehr triftigen Gründen ein Satz vertheidigt, der einer so gründlichen Vertheidigung kaum zu bedürfen scheint, weil er nirgends angegriffen wird, der Satz nämlich, daß der Handel die Völker bereichere und zu ihrer Kultur beitrage, daß mithin die handeltreibenden Völker glücklicher, mächtiger und gebildeter seyen, als die nicht handelnden. Interessanter als diese alte Wahrheit ist das, was der Verfasser über das nöthige Ineinandergreifen von Produktion, Industrie und Handel, und über die Modifikationen des Handels nach örtlichen Bedürfnissen sagt, obgleich er diese wichtigen Punkte bald wieder fallen läßt, um dem Handel im Allgemeinen eine Lobrede zu halten.

4) Kurze Betrachtungen über Deutschlands Einigung in seinen Merkantilinteressen. Mainz, Kupferberg, 1830.

Ein überaus bescheidnes Votum zu Gunsten der Handelsfreiheit gegen das Prohibitivsystem. Für die praktische Anwendung dünkt es uns nicht detaillirt genug, und als bloße Theorie nicht kühn genug. Das heißt aus einer halben Maßregel ¾ Maßregel machen; und da das Papier geduldig ist, hätte man wohl auch eine ganze Maßregel daraus machen können. Die Berufung auf den neunzehnten Artikel der deutschen Bundesakte erinnert an das alte Mährchen von den gemalten Weintrauben des Zeuxis.

Taschenbücher auf 1831.

3) Urania.

Titelkupfer: P. v. Cornelius. Dann 6 niedliche Stahlstiche. Das Beispiel der Engländer scheint endlich zu wirken und dem Unwesen schlechter Almanachskupfer allmählich immer mehr gesteuert zu werden. — Das Taschenbuch beginnt mit dem griechischen Kaiser, einer (historischen) Novelle von Ludwig Tieck, die nach seiner Weise in hohem Grade anziehend geschrieben ist. Der Gegenstand selbst ist interessant. Balduin von Flandern, der auf dem Kreuzzug griechischer Kaiser geworden, bald darauf aber seinen Tod gefunden, hat eine schöne Tochter hinterlassen, um welche die Söhne zweier vornehmen Vasallen buhlen. Da die junge Fürstin Johanna sich mehr zu dem einen, Grafen Hugo, zu neigen scheint, so läßt der andre, Graf Conrad, um seine Absichten auf einem andern Wege zu erreichen, einen falschen Balduin erscheinen, der mit dem verstorbnen Kaiser große Aehnlichkeit hat und von den meisten für den rechten Balduin gehalten wird. Johanna, welche den Trug ihrer Vasallen durchschaut, und überdies einen jungen Ritter, Ferdinand, liebt, wird mit seiner und des Hofnarren Hülfe entführt, fällt aber auf der Flucht in Hugos Hände. So wie dieser erkennt, daß sie einen andern liebt und sein Sohn sich keine Hoff-

nung auf ihren Besitz machen könne, begibt er sich zu dem falschen Balduin und erkennt ihn an, indem dieser Betrüger, schon mit Conrad um die Herrschaft verfeindet, sich ihm gern in die Arme wirft. Nun aber erklärt Conrad, er habe sich getäuscht, es sey nicht der wahre Balduin, während Hugo umgekehrt ihn vertheidigt. Endlich schlichtet der von Ferdinand herbeigeholte König von Frankreich den ganzen Prozeß, indem er den Betrüger entlarvt. Zugleich erklärt es sich, daß Ferdinand ein Prinz ist und die schöne Johanna gibt ihm ihre Hand und ihr reiches Erbe. — Der zweifelhafte Ausgang dieser Geschichte hält uns bis zu ihrem Ende in einer angenehmen Spannung. Ueberdies ist sie durch den liebenswürdigen Humor in den Reden des Hofnarren Ingeram gewürzt, von dem wir nur eine kleine Probe mittheilen: „Es war ein Pfingstmontag (wenn ich mich nicht im Datum irre) als auf der Kirmes (die bei uns im Herbst meistentheils gefeiert wird) sich auf dem Dorfplatz eine Schaar Engel, die gar nicht einmal in der Nachmittagspredigt gewesen war, versammelte. Es galt ein Kegelspiel und ein paar renommirte Pursche wollten sich vor den andern mit ihrer Kraft und Geschicklichkeit sehen lassen. Da wurde Sirius, Orion, Aldebaran, der Morgenstern hergekugelt und die Sache lief immer glücklich ab. Alle Neun! rief plötzlich der bekannte Lucifer (der auch nachher um alles gute Renommé gekommen ist) und packt da mit seinen zarten Händen jene allerliebste, zarte Weltkugel: bauz! schmeißt sie der unbesonnene Knecht Ruprecht weit hinaus auf die Bahn, und, siehe da! die neun Kegel fallen, wie er geprahlt hatte, richtig um, er gewinnt die Wette und den Stamm — aber — (er hätte gern noch ein paar Welten zugelegt, wenn er die Sache hätte ungeschehn machen können) — die Kugel selbst zersprang vom zu heftigen Anstoß in hunderttausend Millionen Splitter. Der aufsetzende Kegeljunge dachte erst, es sey ein sanfter Mairegen, der ihm den Blüthenstaub über Haar und Ohren streute. Nun war guter Rath theuer. Der große Werkmeister, dem eigentlich die ganze Kegelbahn gehörte, hatte immer eine besondere Vorliebe für diese seine Weltkugel geäußert. Es konnte Nachfrage nach ihr geschehn; andre Geister, die schon das Kegelspiel, vollends an Feiertagen, nicht leiden mochten, geben vielleicht die Sache an. Da rennt der arme geängstigte Lucifer umher, sucht Scherben, Glas, Splitter von Flaschen, Lehm und Sand zusammen, und bäckt in der Verzweiflung so eine neue Weltkugel, nimmt einen Besen, einen frischen Maienbaum, und fegt, was sich von der zersplitterten Welt noch erwischen läßt, zusammen, und klebt alles noch eilig in jene Surrogat- oder Supernumerationskugel hinein, auf der wir zur Zeit hausen und hantieren. So hat sich noch einiges aus jener bessern Zeit hinein verläppert, und die Sache ist so beschaffen, daß wer, wie Ihr, mein Fräulein, an diese süßen Flecke geräth, oder jene Trüffeln herausschmausen kann, noch ziemlich leidlich davon kömmt; ich aber, der ganz in die Spreu und Kleie gerathen, bin um so mehr zu beklagen."

Es folgen metrische Uebersetzungen aus dem trefflichen Victor Hugoschen Orientales von Gustav Schwab. Wir vermissen aber darin die Leichtigkeit und den Wohlklang des Originals. Konstruktionen wie folgende:

> Noch weiter, als der Fluß, der brauset,
> Noch weiter, als ꝛc.
> — — Die Eine, roth, erblaßte,
> Die Andre, schwach, die Stirn, die sinkende, noch faßte.

sind hart und undeutsch. Ein Vers, wie

> Er stirbt der Blick, der leuchtend schien.

entstellt durch seine Mattigkeit das ganze Gedicht, dessen Schluß er seyn soll. Auch dürfte sich der Verfasser des häufigen Gebrauchs der Apostrophe enthalten, die immer eine Härte mit sich bringt, z. B.:

> O Wonn', in das Gedräng' zu fliegen —
> Und nicht zu wissen, — — —
> Ob man auf Wellen tret', ob man die träge Scholle
> Weit von sich stoß' und schweb' im Gang.

Und umgekehrt des schleppenden et in der dritten Person, zumal am Ende der Verse, z. B.

> Vom Zweige heimlich abgedrehet.
> Des Westes, der nach Osten wehet.
> Noch weiter, als der Fluß, der brauset.
> Und als die Schlucht, vor der euch grauset.
> Dann hielt ich, wenn der Morgen grauet.
> Die Stadt, ins Viereck schön gebauet.
> Vom Blei des Sargs gedecket,
> Das ihr Gebein verstecket.
> Die Schläferin erwecket.
> Um Irans dunkeln Born gereihet.
> Ein immer trabend Roß befreiet ꝛc. ꝛc.

Bei der unsäglichen Masse von Gedichten, bei der ungeheuern Konkurrenz von Dichtern muß man wenigstens die strengste Beobachtung der Wohllautsgesetze verlangen. — Die folgende Erzählung, Scharfenstein von Friedrich von Heyden ist bedeutend langweilig, indem sie von einem Maler als verkleideten Fürstengünstling handelt, der die Bewohner seiner väterlichen Burg incognito besucht und nachher durch seine Gräflichkeit gewaltig überrascht. Ist es nicht eine Schande, daß solche adlige Sentimentalitäten noch geschrieben werden? Die dritte und lezte Erzählung (bald wird wohl jedes Taschenbuch nur noch eine oder gar nur noch eine halbe enthalten) Die Düocke von Leopold Schefer ist wieder einmal eine fürstliche Maitressengeschichte, deren wir auch schon zur Gnüge haben.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 100. — 1. Oktober 1830.

Länder- und Völkerkunde.

(Beschluß.)

Rückschritte der Erdkunde in Frankreich.

II. Meissas, Michelot, Huot.

Auch die Herren Meissas und Michelot werden von den Pariser Kritikern hoch über andere Geographen erhoben. Können wir diesem Lobe nicht unbedingt beistimmen, so möchte doch die Prüfung ihrer Nouvelle géographie méthodique (Paris, 1827) insofern einiges Interesse darbieten, als sie uns einen Seitenblick auf die zwei verschiedenen Richtungen werfen läßt, durch welche seit mehreren Jahren in Deutschland die Geographen sich von einander entfernen.

Wenn der Schüler anfängt, die Géographie méthodique mit einigem Urtheil zu lesen, so kann ihm die unmethodische Reihenfolge auffallen, in welcher seine Lehrer die Produkte, Erzeugnisse des Gewerbsfleisses u. a. durch einander werfen; wie sollte sein Gedächtniß sich nicht verwirren, wenn er auswendig lernen muß: du fil, de poil, de chèvre et des armes blanches! Ich sehe allerdings den Einwurf der H.H. Meissas und Michelot voraus; sie werden sich auf ein in Leipzig 1825 erschienenes geographisches Buch in drei dicken Bänden berufen, dessen Verfasser für einen unserer besseren Geographen gilt, auf die Methode eines deutschen Schriftstellers, dessen Handbücher in einem großen Theile Deutschlands in Gymnasien und Bürgerschulen zum Leitfaden dienen. — Dieser deutsche Gelehrte, werden sie erwiedern, verknüpft nicht nur „Vegetation, Menschen und Thiere" und „Meere, Thiere, Gewächse, Mineralien, Luft, Atmosphäre" in der angegebenen Ordnung; er spricht sogar von „Seide- Baumwoll- Krystall- Glas- „ägyptische Schlösser- Zucker- Spiegel- Tuch- „Sattel- Zink- Oehl."

Aber längst haben sich in Deutschland viele Stimmen gegen die Leichtfertigkeit jener Geographen erhoben, welche eine anziehende Wissenschaft zur ungeordneten Liste herabwürdigen. Wenn die Klagen nicht schnell genug fruchten, nimmt es nicht Wunder; denn die Büreau-Geographen befinden sich bei ihrer banausischen Arbeit ganz wohl. Kartenzeichner, Hand- und Wörterbüchermacher arbeiten sich in die Hände, daß es eine Freude ist; man kauft zwei Exemplare eines Buches, schneidet sie in Stücke, heftet sie nach einer neuen Methode an einander, und die Arbeit ist fertig. Wir müssen es anerkennen, die H.H. Meissas und Michelot gehen etwas methodischer zu Werke. Anstatt die Provinzen und Städte aufs Gradewohl nach einander folgen zu lassen, richten sie sich nach der Einwoh-

nerzahl. In der Türkei treffen wir hier also die Nachbarstädte: Salonich, Buchareſt, Bosna-Serai, Gallipoli, Athen. Die Volkszahl einiger Orte braucht nur durch Auswanderung, Krieg, Peſt oder Einwanderung zu ſteigen oder zu fallen, ſo ſtürzt zu gleicher Zeit die Methode unſerer Verfaſſer ein. — Faſt wäre auch eine Stadt von Morea neben Bosna-Serai gekommen, aber von dieſem Verſehen befreite unſre Verfaſſer die Ungewißheit, wie ſie über die Halbinſel verfügen ſollten. Nach S. 9 liegt Morea in der Türkei — la Morée en Turquie — nach S. 10 liegt es außerhalb der Türkei — l'isthme de Corinthe, qui joint la Morée à la Turquie — ja S. 183 zufolge liegt Athen in Morea: les golfes d'Athènes etc. sur les côtés de la Morée.

Die Verfaſſer behaupten, daß ſie die HH. Jomard, Abel-Rémuſat, Saint-Martin, Ferry, Klaproth zu Rathe gezogen haben. Ihre ſtatiſtiſchen Angaben bezeugen aber keineswegs Genauigkeit. Von China, deſſen Bevölkerung einige auf 150,000,000, andre auf 300,000,000 ſchätzen, mit andern Worten: deſſen Einwohnerzahl man nicht kennt, wiſſen die HH. Meiſſas und Michelot, daß es 293,000,000 zähle, eben ſo genau als Hr. Stein weiß, daß netto 212,000,000 Seelen in China vorhanden ſind. Arabiens Einwohnerzahl ſchätzt der deutſche Geograph behutſam zu 12 Millionen, die franzöſiſchen dagegen haben das Fragezeichen erſpart. Wie ſollten ſie über ſolche Zweifel nicht erhaben ſeyn, da ſie die Seelenzahl Afrikas mit Beſtimmtheit anzugeben vermögen, 108 Millionen, während andre dieſelbe bald auf 109, bald 288 Millionen ſchätzten. Die Schüler unſrer methodiſchen Geographen werden durch dieſe Beſtimmtheit ſo ſehr überzeugt werden, daß ſie unmöglich den Papieren eines Augenzeugen Glauben beimeſſen können, wenn er der Stadt Tombuctu, die ihren Lehrern zufolge 200,000 Einwohner zählt, nur ungefähr 10,000 zugeſteht, und werden fortwährend glauben, Rio Janeiro habe nur 100,000 Einwohner, wiewohl gute Quellen ſie bereits auf mehr als 130,000 und ſchlechte Handbücher ſogar 210,000 geſchätzt haben. Ganz neu iſt die Methode der Verfaſſer inſofern, als ſie der bisherigen Anſicht über die Zunahme der Bevölkerung entſagt haben und ſehr oft die Zahlen, welche ſie in den Büchern fanden, ohne Grund herabſetzten. Oeſtreich z. B. bringen ſie um mehr als drei Millionen Seelen, und die Einwohnerzahl der fr. Stadt Frankfurt, welche Stein 1825 irriger Weiſe nur zu 42,800 angab, ſetzen ſie auf 40,000 herab.

Die geringe Bekanntſchaft mit den Mundarten der Bücher, woraus ſie ſchöpften, zeigt ſich nicht blos in der Ortho- oder vielmehr Kakographie — montagnes de Riesen — ſondern weit mehr in der Verwechslung grammatiſcher Formen. Durch eine ſolche Verwechslung kömmt Frankfurt a. M. um die goldne Bulle: l'hôtel de ville, dans lequel on conservait la bulle d'or. Der Verfaſſer der erwähnten deutſchen Geographie nimmt es freilich mit der Zeitbeſtimmung noch weniger genau; nach ihm gäbe es in Paris eine Place Louis XVI. und Louis XV., welche einerlei ſind; nach ihm ſtünde auf demſelben Platze die Bildſäule Ludwigs XV., die ſeit der Revolution verſchwunden iſt; ja auf der Vendômeſäule ſtünde die Bildſäule der Friedensgöttin, welche niemals darauf ſtand, vielmehr das Bildniß des Kaiſers, bis es zur Zeit der Reſtauration nach Petersburg kam und durch eine weiße Fahne erſetzt wurde; und der Palais Royal wäre ein königlicher Pallaſt, was er ſeit dem Jahre 1692 nicht mehr iſt. — „Die Vielgötterei oder das Heidenthum“ wird S. 335 behauptet „herrſchte vor der Ankunft von Jeſus Chriſtus in allen den Alten bekannten Ländern“ als ob das Land, wo Chriſtus auftrat, der Vielgötterei gehuldigt hätte. Eben ſo unrichtig iſt die Behauptung: „die civiliſirten Völker der neuen Welt ſind ſämmtlich Chriſten“ in Nordamerika allein leben 3000 Juden nach Stein (Th. 1. S. 29. 1824), 5000 nach demſelben (Th. 3. S. 588. 1826). Als hauptſächliche Strömungen erklären die HH. Meiſſas und Michelot die Polarſtrömungen und den Golfſtrom, und gern würde man dieſe einzelnen Verſehen entſchuldigen, wäre nicht das ganze Buch eine unkritiſche und trockne Liſte.

Gerechten Unwillen erregt ein kurz nach jenem in Paris erſchienenes geographiſches Buch, nämlich der ſiebente Band des Précis de la géographie universelle, par M. Maltebrun, welcher Band größtentheils nicht von Maltebrun iſt, ſondern von einem Herrn Huot. Dieſes Buch beweiſt, wie leicht man in Paris mit einem geographiſchen Bande von 793 Seiten imponiren kann; wie unglimpflich Huot dem Rufe eines Mannes ſchadet, der bei unglücklichen äußeren Verhältniſſen es durchſetzte, die Geographie nach den Quellen zu bearbeiten, ſie einer wiſſenſchaftlichen Form zu nähern und den Franzoſen Luſt und Liebe zur Erdkunde auf einige Zeit einzuflößen. Die Angaben des Buchs ſind meiſt veraltet.

„Das ſind blos einzelne Irrthümer“ antwortet ein Vertheidiger „im nächſten Bande kann man ſie als Errata aufführen.“ Zu dieſen Errata gehört die Beſchreibung des Norddeutſchen: nourri de pommes de terre, de beurre et de fromage, abreuvé de bière et d'eau de vie; über dieſe Errata werden ſich unſre Studenten wundern, qui aux jours de fêtes se promènent en chantant en choeur des chants consacrés à la gloire de la Divinité. Bei Dresden iſt die Bildergallerie kaum erwähnt, und die Stadt ſoll nur 52,000 Einwohner haben, Leipzig nur 38,000, während unſre deutſchen Quellen ſchon 1826 die Zahlen höher ſchätzten; die Reſidenz Darmſtadt hätte nur 16,000 Einwohner, die dortige Neuſtadt iſt assez

hien gebaut, aber on admire den Karlsplatz in Heidelberg, und das Heidelberger Faß enthält (anstatt faßt) 440,000 Liter. Ferner frage ich: sind in Baden die römischen Gesetze statt des Code Napoléon eingeführt? ist das Maß in diesem Lande gleichförmig? sprechen die Bewohner un mélange de l'ancien allemand et du slave? gibt es in Carlsruhe, oder blos in Mannheim, eine Handelsakademie? läßt sich viel von den collections scientifiques von Rastatt sagen, oder will der Verfasser von den alten Möbeln im Schlosse sprechen?

Von jenen 793 Seiten muß jedoch ausgenommen werden, was offenbar Maltebrun angehört; es besteht freilich großentheils nur aus flüchtigen Notizen.

Wie die meisten französischen Geographen versteht Huot nicht viel deutsch, und dieser Umstand konnte ihm in der Beschreibung unserer Länder nicht zu statten kommen. Wir lesen bei ihm von sämmtlichen europäischen Staaten und einer gattlichen Ordnung, worüber er nach Hassels statistischem Umriß spricht und nach einer Zeitschrift, welcher er den Titel Neues gibt: „Neues, Journal für Chemie und Physik. Je nun die englischen Blätter reden zuweilen vom Taschenbuche „Minerva mit neun Kupfern" und eine Pariser geographische Zeitschrift hat unlängst Humboldts Werk: Euter urfeiner (Entwurf einer) physikalischen Erdbeschreibung angezeigt. Bei allem dem beschreibt Huot Deutschland in einer Hinsicht besser als manches unserer Handbücher thut: seine Zahlen sind nur großentheils falsch, aber er widerspricht sich nicht. Dies thut jedoch Stein. In seinem „Handbuch der Geographie und Statistik (,) für die gebildeten Stände, Gymnasien und Schulen, zweiter Band, 1825" ist der Brocken einmal (S. 217) 3618 rhein. Fuß hoch, ein andresmal (S. 406) 3569 oder 3498 (rheinische?), an einer dritten Stelle, welche auf die erste verweist, 3722 rhein. Fuß. Die Ungewißheit ist leicht erklärbar, aber nicht die Redaktion, und der gute Inhaltsanzeiger des Buches wird zum wahren Verräther gegen den Schriftsteller.

Wenn ich oben bei der Anerkennung von Maltebruns Verdienst erwähnte, daß er die Geographie nach den Quellen bearbeitete, so begreife ich darunter auch die sogenannten Hülfsquellen der Handbücher, aus welchen er eine bessere Auswahl zu treffen wußte als seine Vorgänger in Paris. Zwar erklärt er in einer Vorrede d'avoir toujours examiné les sources par lui-même, aber der Buchhändler Dentu bewies ihm schon 1811, daß er in seinem bekannten geographischen Werke, besonders im 2ten, 12ten und 15ten Bande sich bedeutende Plagiate aus Pinkerton, Walckenaers Noten, Gossellin und Lacroix erlaubt hat. Der Streit, welcher sich damals über diese Angelegenheit erhob, und wegen der Vorbereitung zum russischen Feldzuge nicht die gehörige Aufmerksamkeit erregte, ist in einer Hinsicht lächerlich. Maltebrun, der von Pinkerton One Brun genannt worden war, warf diesem vor, er deklamire gegen Frankreich, in London gab man unterdessen Pinkerton den Namen Galloman. Der Nationaleifer war selten so entbrannt als in dem heißen Jahre 1811, und als Maltebrun mit Recht sagte, die französischen Geographien seyen die erbärmlichsten in Europa, antwortete man ihm mit niedrigen Ausfällen gegen seine ehemaligen politischen Ansichten, was den früher so unabhängigen Dänen schier ins Unglück gebracht hätte. Man zankte sich herum, ob die Gegend um den großen und kleinen Belt, oder die künstlich lachenden Ufer der Seine oder die aufgeklärte Nebelstadt an der Themse geeigneter sey — Geographen zu erzeugen — aber aus diesem ganzen erbitterten Streite leuchtet besonders Eine Wahrheit hervor, welche Maltebrun selbst im J. de l'Empire entwickelt: Das Geschlecht der Kompilatoren vermehrt sich im Bereiche der Wissenschaft, wie die Schmarotzerpflanze auf dem „Stamme einer alten Eiche, welche vor Alter „in Staub zerfällt." Von der Kompilation geht er dann zum Plagiat über, spricht mit gerechtem Zorn gegen die Räuber auf den Landstraßen der gelehrten Welt; und wenn er auch nicht in allen seinen Bänden des Précis de Géographie aus englischen, französischen und deutschen Handbüchern so viele eigentliche Plagiate beging als in den erwähnten; wenn er auch die erste Stelle unter den neueren französischen Geographen einnimmt, so ist es doch zur Würdigung seiner Schriften nothwendig, jenes frühern Streites nicht zu vergessen.

D.

Geschichte.

Memoires et Journal du Marquis de Dangeau. Paris 1830. 10 Vol.

Manche sind der Meinung, die Schmeichelei und Speichelleckerei in den Memoiren aus Ludwigs XIV. Zeit entstellte ganz die Geschichte. Ich bin dieser Meinung nicht, wenn man sie nur mit Vorsicht liest. Ich glaube in der Kriecherei und dem Cynismus der gleichzeitigen Memoiren spiegelt sich jene Zeit viel treuer ab, als in irgend einem später geschriebenen Buch. Der hohe Herr oder die adliche Dame, welche gewöhnlich die Feder darin führen, bilden sich nicht ein, daß es eine andere Ordnung der Dinge geben könne, als die, worin sie leben. Nur auf Eins muß man acht geben, auf wen der Erzähler oder die Erzählerin bei Hof neidisch ist, wen er haßte oder liebte. Alles übrige ist gewiß wahr und hat seine echte eigenthümliche Farbe.

Nehmen wir nun einmal die 10 Bände der Dangeauschen Memoiren zum Beispiel. Da ist vierzig Jahrelang von dem Verf. alle Tage etwas niedergeschrieben, mit den

geringsten Umständen. Wer nun die Zeit hat, sich durch diesen Haufen durchzuarbeiten, in den acht bis neuntausend Artikeln mit dem Verf. und in Gesellschaft des Monarchen von St. Germain nach Maely, vom Louvre und dem Oeuil-de-Boeuf nach Compiegne zu wandern, ohne ihn eine Minute lang aus den Augen zu verlieeen, der hat gewiß die richtigste Voestellung von dem König und von seinen Angehörigen, von dem Hof, der ihn nachäfft, von Paris, das den Hof nachäfft, und von der Provinz, die Paeis nachäfft. Es ist freilich nur ein Bild, aber belebt, farben- und lebenvoll. Allerdings ist Dangeau gröstentheils nur Wegweiser am Hof, Ehrencavaliee, Großmeister vom St. Lazaeus Orden und täglich frequentirendes Mitglied des Oeuil-de-Boeuf. Ohne es zu wollen spricht er aber auch von andern Dingen, welche die Mätressen-Statistik, die Reiseberichte, die Festbeschreibungen und die Gesundheitsbulletins der Majestät nicht betreffen, und dann ist er gerade am wichtigsten. Seine hingeworfenen Züge und Bemerkungen sind anziehend und unteerichtend. In ihnen zeigt sich Ludwigs XIV. Zeit in ihrer ganzen Blöße. Es zeigt sich diese prächtige und verschwenderische, eitle und verworfene Regierung, diese Mischung von Gewalt, Tyrannei, falscher Größe, Ehebruch, Ausschweifung, Sittenlosigkeit, Frömmelei, Egoismus, Immoralität und Despotismus. Es kann uns wenig verschlagen, daß täglich sechs-und-dreißigtausend Arbeitee in Versailles deschäftigt waeen, daß der König in diesee oder jener Mondskonjunktur Arznei genommen, daß ee ein rothes oder ein gelbes Habit getragen, daß der Peinz Condé in den Zwischenakten eines Lustspiels öffentlich getanzt u. s. w. Wichtiger sind folgende vier Angaben, die ich aus einer Menge ähnlicher heeaushebe, weil sie des Geoßen Ludwigs Zeit trefflich bezeichnen.

Am 8. Julius 1691. In Paris ist ein eeicher Kornhändlee verhaftet worden, dee Roger heißt, er soll kein guter Cheist seyn, und seine Schwester ist bei dee Prinzessin von Oranien. — Daraus gedt beevor, daß man das Vermögen der Protestanten konfiszirte.

Am 25. November 1697. Der König hat beschlossen viele Verbrecher von den Galeeren wegzuthun, die übee die Zeit da gewesen, wiewohl es bisher üblich, daß die zu langer Galeerenstrafe Verurtheilten auch nachhee noch mehrere Jahee da verbleiben müssen. Man wird diese Lumpen auf unseee ameeikanischen Inseln schicken, um sie zu bevölkern. — Ludwig XIV. dachte bei der Besteafung der Veebecher auf keine Gerechtigkeit. Solche, die für gewisse Zeit zu den Galeeren verdammt waren, wurden auf immer da gehalten, odee zum sichern Tod in die Kolonie geschickt.

Am 24. Jänner 1700. Der König hat die Eigenthümee aller Ländereien zwischen dem Haus des Heren von Cavoye und den Fluß gezwungen, sie ihm — dem König — zu verkaufen; hierauf hat er sie sämmtlich dem Herrn von Cavoye geschenkt. Dieser war über die Gnade des Königs sehr erfreut, denn jene Ländereien gehörten mehreren Eigenthümern, mit denen Cavoye täglich Schwierigkeiten hatte, und die ihm ihee Aecker und Gärten nicht verkaufen wollten. — Demnach scheint's, Ludwig XIV. bekümmerte sich wenig um Eigenthumsrecht.

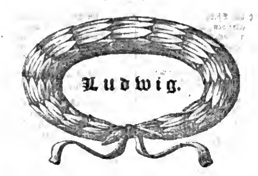
Am 28. November 1684. — Lachesnaye hat den König gebeten, ihm die Anwartschaft auf die Stelle eines Gouvernements von Moukan zu ertheilen, die sein Vater inne hatte. Dee König hat abee darauf geantwoetet, er gäbe keine Anwaetschaft, es wäre ihm aber schon Recht, wenn ihm der Vatee seine Stelle abtreten wolle. — Hier zeigt dee König seine Anhänglichkeit an die Richelieu'schen Grundsätze, alles Feudalrecht abzuschaffen. Es ist zu bedauern, daß ee zwölf Jadre später solche Anwartschaften verkaufte.

Zweimal waren die Dangeau'schen Memoieen schon früher herausgegeben woeden, von Mad. Genlis und Lemontey, die daraus viel wegließen, was den Anstand beleidigen und gegen den guten Geschmack seyn sollte. Dergleichen Aengstlichkeiten und Liebedienereien gelten in unserer Zeit nicht mehr, die historische Wahrheit will. Daher erscheint hier das Werk unverstümmelt. Es ist mit größter Genauigkeit nach dee Handschrift auf der königl. Bibliothek herausgegeben und beigefügt sind Anmerkungen von einem Ungenannten, der Niemand anders ist als der geistreiche Herzog von Saint-Simon.

B i o g r a p h i e.

Skizze der bis jezt bekannten Lebensmomente des merkwürdigen Fündlings Caspar Hausee in Nüenberg. Mit der natuegetreuen Abbildung desselben auf Stein gezeichnet von Fr. Hauffstengel, Zeichnungslehrer in Mannheim. Kempten, Dannheimer, 1830.

Man findet hiee in treuer und nackter Eezählung die wenigen Nacheichten beisammen, die über den sonderbaren Fündling bekannt worden sind. Auch wir wünschen mit dem Verf., daß diese kleine Scheift Interesse füe den Unglücklichen erwecken und wo möglich etwas zue Entdeckung des geheimnißvollen Verbeechens beitragen möge, an den sein Daseyn geknüpft scheint. Wie können zugleich nicht umhin, auf Hitzigs Journal für Keiminalrechtspflege aufmerksam zu machen, wo dieser Gegenstand von einem eechtskundigen Menschenfreunde näher erörtert ist. Es wäee zu wünschen, daß diese Sache nicht einschliefe, daß dee inquisitorische Schaefsinn, dessen man sich ja oft in Deutschland gerühmt hat, auch diesee Sache auf den Grund gehe. Vor allem abee sollte wohl auf die Entdeckung eines so seltsamen und großen Verbrechens ein höherer Preis gesezt werden.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 101. — 4. Oktober 1830.

Lyrische Dichtkunst.

1) Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. Zwei Theile. Zweite vermehrte Auflage. München, im Verlage der lit. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

Da wir in den Nummern 56, 57, 58 des vorjährigen Literaturblatts die erste Auflage dieser Gedichte schon ausführlich angezeigt haben, so bleibt uns nur noch übrig, die neuen Gedichte, womit diese zweite Auflage vermehrt worden ist, in Betrachtung zu ziehen. Zuvor aber fühlen wir uns gedrungen, denen, die unser Lob mit Schmeichelei verwechseln, mit dem ganzen Gewicht des von uns seit Jahren wohlerworbenen Ruhmes strenger Unpartheilichkeit entgegenzutreten, und darauf die ehrliche Forderung zu gründen, daß man in unserm enthusiastischen Lobe der vorliegenden Gedichte nur die Anerkennung der darin ausgesprochenen Gesinnung, nicht aber eine durch Konvenienz gebotene Schmeichelei sehe. Wir fordern dies, indem wir nie und in keinem Falle auf die Unabhängigkeit und die Würde des kritischen Richteramtes verzichten. Sofern aber ein König dieselbe feurige Liebe für alles Gute und Rechte, Hohe und Schöne in Liedern ausspricht, wie Schiller, wäre es eine lächerliche Eitelkeit, den Vorwurf der Schmeichelei durch Krittelei vermeiden zu wollen. — Die siebzehn Gedichte und 96 römischen Distichen, die zu den ältern neu hinzugekommen sind, athmen denselben hohen und freien Geist, wie jene, vorzüglich die Gedichte: an das Bayer'sche Heer, am zehnten Jahrstag der Schlacht bei Aspern, Preußens Aufschwung im Jahre 1813, Sonnett an meinen verewigten Vater, auf Missolunghis Eroberung durch die Helienen, Königsgefühl und auf meine Reisen im Königreiche. In dem zweiten heißt es:

> Asperns Feld bedecket ernstes Schweigen,
> Stumme Todesruhe weilet dort,
> Nicht ein Denkstein will auf ihm sich zeigen,
> Keiner an dem thatenreichen Ort.
> Wohl versteht das deutsche Volk zu siegen,
> Doch sich selbsten muß es gleich erliegen.
> Schlummert in den alten Schlaf zurück,
> Nur erwachend schnelle zu versinken,
> Aus dem Lethe neuerdings zu trinken,
> Zu verträumen sein erkämpftes Glück.

Das Sonnett an König Joseph Maximilian lautet:

> In Erz gegraben ist der Ruhm geblieben
> Von jenen, die blos hatten Geistesgröße,
> Sie deckt doch niemals des Gemüthes Blöße;
> Im Herzen bleibt der Deine uns geschrieben.

Es kann des Guten wirken auch der Böse,
Dich aber hat das Herz dazu getrieben,
Dein Leben war nur Wohlthun, war nur Lieben,
Nicht litt Dein Fühlen in dem Hofgetöse.

Was ist der Mensch doch ohne Seelengüte!
Der Fürst, wenn Mensch seyn ihm nicht Höhe scheinet,
Wenn er den Vorzug gibt nicht dem Gemüthe!

Mit Liebe war der Herrscherblick vereinet;
Dein Herz für jeden Hülfsbedürftigen glühte,
O Vater, darum alles Dich beweinet.

Dem Gedicht **Königsgefühl** entheben wir folgende beziehungsreiche Strophen:

Glücklich! der auf einen Thron berufen!
Zu ersteigen hat er keine Stufen,
Ueber ihm auf Erden niemand steht;
Seinen sehnend, glühend festen Willen,
Gutes zu bewirken, darf er stillen,
Und der Tod nicht seine Spur verweht.

Fernhin über seines Lebens Tage,
Wenn Verläumdung endete und Plage,
Wirkt wohlthätig er noch immer fort.
Der Verkannte wird zurück verlanget,
Und den Lohn der gute Fürst empfanget,
Wenn nicht hier bereits, doch sicher dort.

Herrlich! über freies Volk zu walten,
Nicht nach Willkühr gränzenlos zu schalten,
Sondern in den Schranken, die bestehn;
Muthig, kräftig stets voran zu schreiten,
Heilend wo es möglich ist die Leiden,
In dem Edlen sein Volk erhöhn.

Schwierigkeiten, welche sich ergeben,
Hindernisse, welche sich erheben,
Stählen mehr noch die Beharrlichkeit.
Und in des Bewußtseyns heil'ger Stärke,
Zu vollbringen des Berufes Werke,
Tritt er kühn und offen in den Streit.

In dem folgenden schönen Gedicht liegt eine Ahnung dessen, was seitdem in Frankreich geschehn ist.

Trügende Ruhe.

Ruhig ist das Meer und helle,
Zeigt dem Blicke keine Welle,
Endelose Fläche nur;
Ewig scheinet sie gewesen,
Diese stille Wasserflur,
In dem Spiegel je zu lesen,
Daß beständig die Natur.

Ruhig scheint das Herz zu lieben,
Von dem Drängen nichts geblieben,
Während so in Ewigkeit;
Nimmer scheint die Gluth genähret,
Durch die Macht der kalten Zeit,
Selbe spurlos schon verzehret,
Längstens in Vergangenheit.

Plötzlich ist die Ruh zerstoben,
Auf die Stille folget Toben,
In dem Herzen, auf dem Meer.
Unergründbar ihre Tiefen,
Finstre Wolken hängen schwer,
Und die Stürme, welche schliefen,
Ziehn gedankenschnell einher.

Eben so schön ist das Gedicht **Süden und Norden**, welches beginnt:

Südwärts, südwärts geht die Richtung,
Südwärts meiner Seele Drang
In dem Süden glüht die Dichtung,
Hält den Sterblichen kein Zwang.

Doch läßt der Dichter auch dem Norden Gerechtigkeit widerfahren:

In München.

Ist der Aether meistens hier verborgen,
Tönt auch niemals Philomelens Lied,
Laß uns auf die innere Stimme horchen,
Und Begeisterung den Himmel sieht.

Gleich des Meeres endeloser Fläche,
Ueberfehungslose Ebne nur,
Schnell enteilen trauervoll die Bäche
Durch die Kieserfüllte dürft'ge Flur.

Selbst des heißen Südens Lüfte weben
Kälter hier als die des Nordens an;
Muß uns Sonnenwärme gleich entgehen,
Werde doch von Glut das Herz umfahn.

Wissenschaft und Kunst uns hier erheitern,
Wüsten machen sie zum Paradies,
Und das enge Leben sie erweitern,
Das die Blüthe ohne sie verließ.

Freundschaft, Liebe seelenvoll begeistern,
Und im Winter selbst der Frühling lacht,
Das Gefühl wird Irdisches bemeistern,
Ohne das nicht Schönes wird vollbracht.

Unter den neuen **römischen Distichen** zeichnen wir aus:

Auf die Gebäude in der Villa Borghese.

Sonst die Borghesen gediegen nur bauten, begypsend die jetz'gen;
Drücken die Römer uns aus wie sie gewesen und sind.

Der Schmutz auf Roms Gebäuden.

Selber der Schmutz auf Roms Gebäuden erhebt das Gemüthe;
Sind dieselben geputzt, ist die Erinn'rung verwischt.

Die ungedruckten Distichen.

Manches Distichon schrieb ich noch, aber behalt es in petto;
Andre, den Schützen zugleich würde verwunden der Pfeil.

Die dermalige Richtung in Rom.

Alles will man jezt regeln, und mehr und mehr was versperren;
Mißkennt ihr denn, daß Rom Freiheit und Freiheit bedarf?

An die Römerinnen.

Römerinnen, man nennt euch Italiens verständigste Frauen;
Ihr scheint dieß um so mehr, weil euch die Folie nicht fehlt.

Der Pomeranzenbaum.

Baum der Hesperischen Gärten im glühenden Lichte der Sonne,
Bist uns vom Leben das Bild, welches dem Süden gehört.

Der Oelbaum.

Oelbaum, wahrlich! du zeigest im schmachtenden Schimmer des Mondes,
Vieler Deutschen Gemüth, wie es in Roma gestimmt.

Die römischen Schäferhunde.

Wie in der Stadt sie, schleichen die Hunde die draußen fast Böse!
Mahnen an manche sie nicht, welche da anders, als dort?

2) Gedichte von Ludwig Uhland. Vierte Auflage. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

Die Kritik hat sich noch sehr wenig mit Uhland beschäftigt, — ein Beweis, wie überflüssig sie ist, wenn der Dichter unmittelbar die Gemüther ergreift. Uhland hat so manchen Vorzug mit den alten Minnesängern gemein und unter andern theilt er auch mit ihnen das Glück, im vertrauten Kreise der Sangeskundigen innig verehrt, aber der prosaischen Kritik des Marktes fremd zu seyn. Auch die bessere Kritik ist hier leicht entbehrlich. Uhlands Schriften bieten keinen Punkt des Streites dar und noch weniger bedürfen sie eines erläuternden Kommentares. Gedichte dieser Art können nur verlieren, wenn man ein breites Kunstgeschwätz darüber ausgießt. Fast möchten wir sagen, alles Schöne verliert durch dieses ästhetische Deuteln und Zerfasern. Was in aller Welt vermöchte uns Shakespeare zu entleiden, wenn es nicht die Werke über Shakespeare wären? Die Kritik ist dann am rechten Platze, wenn es gilt, das verkannte Schöne, Wahre, Rechte, Heilige zu beschützen oder die auf den Thron gesetzte Geschmacklosigkeit, Lüge, Ungerechtigkeit und Frivolität zu stürzen, strittige Punkte auszumitteln, Dunkles aufzuklären, Verborgnes an das Licht zu ziehn. Wenn sie es sich dagegen zum Geschäft macht, das Große durch bändereiche Auseinandersetzungen zu verkleinern, das Schöne durch schiefe Deutung zu verdächtlichen, das Interessante durch langweilige Besprechung uninteressant zu machen, das Klare durch dunkle Beziehungen zu trüben und aus der duftenden Rose nur Rosenöl, Roseneissig, Rosenbrandtwein abzuziehn, so übernimmt sie ein sehr unnützes Geschäft. Noch haben alle Kommentare der Bibel, des Homer, des Shakespeare nicht einen Vers des Textes aufgewogen, während die geharnischte Kritik eines Luther, Thomasius, Lessing und, wir dürfen es heute wohl aussprechen, auch die eines Voltaire von hohem Werth und welthistorischer Wichtigkeit gewesen ist.

Wir enthalten uns mithin, kritisch zu seciren, was uns in Uhlands Poesie in so blühender Lebendigkeit entgegentritt, überzeugt, daß es unserm Scharfsinn nicht gelingen würde, Empfindungen im Herzen des Lesers aufzustacheln, die der linde Hauch seiner Gedichte nicht schon von selbst geweckt hätte. Die Kritik kann sich in diesem Falle auf keine andre Weise nützlich machen, als wenn sie die Fehler bezeichnet, in welche die Schule Uhlands bereits verfallen ist und noch täglich mehr zu verfallen fortfährt. Uhland hat schon nicht wenige Nachahmer gefunden, wie es bei einem ausgezeichneten und originellen Dichter immer der Fall ist; allein, wie es gleichfalls immer zu geschehn pflegt, die Schule wandelt seine Tugenden in Fehler um. Es ist hier der Ort, Uhlands Eigenthümlichkeit zu charakterisiren. Unsere Lyrik war seit dem Untergange der alten Minnepoesie in eine leidige Affektation gefallen, von der selbst unsre besten Dichter sich nie ganz losgerissen haben. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts affektirte man die französischen Affektationen horazisch-anacreontischer Ländlichkeit, dann kam die Klopstock-Voß-Matthissonische Affektation des pindarischen Schwungs und der klassischen Elegie an die Reihe, darauf die Gleim-Claudius-Bürgersche Affektation ehrlichplumper Deutschheit, dann folgte der didaktisch-kosmopolitisch-patriotische Schwulst des Schillerschen Nachwuchses, ferner die doppelte Affektation theils des nordischen Blutdurstes, theils der altkatholischen Schwärmerei bei den Anhängern der Schlegel-Tieckschen Schule, besonders Fouqué, und endlich jüngsthin die Affektation der alles frivolisirenden Ironie, welche, ursprünglich von Goethes Lehrgedichten und zahmen Xenien ausgehend, in Heine ihren poetischen Kulminationspunkt erreicht hat und in dessen Nachahmern, namentlich Immermann, schon wieder herabsinkt. Läugne, wer es kann, daß hier überall Affektation herrscht! Bei Uhland findet man dieselbe nicht. Er hat die Lyrik zu der Natürlichkeit zurückgeführt, die unser ächtes altes Volkslied so vortheilhaft von der Kunstlyrik der Neuern unterscheidet. Goethe in seinen Nachahmungen des alten Liedes und der alten Romanze, Tieck, die beiden Schlegel, Novalis, Arnim, selbst Schiller in einigen Romanzen, ist ihm hierin freilich schon vorangegangen, doch bei keinem neuern Dichter ist diese Einfachheit und Natürlichkeit so ganz und so allein vorherrschend als bei Uhland.

Das Unglück hat indeß gewollt, daß diese Natur bei den Nachahmern wieder geschickt in die Unnatur und Affektation umgewandelt worden ist. Wir lesen jezt in Journalen und Gedichtsammlungen Romanzen über Romanzen, die, indem sie die Uhlandische Simplicität erkünsteln möchten, in ein kindisches Lallen gerathen. Da werden nothwendige Wörter ausgelassen, damit die Rede eine alterthümliche Kürze und Abgebrochenheit erhalte; wird die heut übliche Wortstellung umgekehrt, werden altfränkische Ausdrücke ohne alle Noth eingeschwärzt, wird mit einer ganz ungewöhnlichen Konstruktion angefangen, wird die bei Kindern und gemeinen Leuten gebräuchliche öftere Wiederholung des „und" oder des „da" bis zum Eckel gebraucht ꝛc. Noch schlimmer aber ist, daß die Gegenstände der Gedichte dieses Aufwands von affektirter Hiße, affektirter Trauer, affektirter Innigkeit selten werth sind, daß man ganz unpoetische Begebenheiten der romantischen Vorzeit in die Romanzenform und eine Brühe von studirter Herzlichkeit drüber gießt. Die Getroffnen werden uns gewiß verstehn, sich hoffentlich schämen und wo möglich bessern.

3) Gedichte und poetische Uebersetzungen von J. D. Gries. Zwei Bändchen. Stuttgart, Löflund und Sohn, 1829.

Wenn Gries sich durch seine trefflichen Uebersetzungen des Tasso, Ariost, Calderon auch größern Ruhm errungen hat, als durch seine eignen Gedichte, so läßt sich doch an den leztern keineswegs die gute Schule verkennen. Durchgängig herrscht darin der Wohllaut und der würdige Ton, den auch Goethe, Schiller und die Schlegel, hierin den gleichen Mustern folgend, ihren Gesängen eingehaucht haben. Steht er auch den genannten deutschen Dichtern an Erfindungskraft und Genie nach, so unterscheidet er sich doch von der großen Schaar der Nachahmer sehr vortheilhaft dadurch, daß er sich mehr an Gegenstände versuchte, die an sich schon eine gewisse Größe oder etwas objektiv Interessantes darboten, und weniger an lyrischen Tändeleien, die nur durch die Subjektivität des Dichters Werth erhalten. Auf diese Weise reihen sich sein Phaeton, seine Niobe, seine Danaiden den mythologischen Dichtungen Schillers und Goethes und dem Pygmalion und Arion Schlegels nicht unwürdig an. Auch die Gelegenheitsgedichte auf Napoleon, Fichte ꝛc. werden dem Leser manche große Erinnerung zurückrufen. Im Jahr 1798 sang Gries, als die Schweiz von den Franzosen so schmählich ausgeplündert wurde:

> Weh aber, weh dir, Gallien, Gallien!
> Der Erde Geißel, Völkerverderberin!
> Dein großes Wort, wo bliebs? Das edle!
> „Krieg den Palästen, den Hütten Friede!"
>
> Du hasts gebrochen; aber es nahet einst
> Auch dir der Tag des dunkeln Verhängnisses.
> Er naht dir einst, furchtbar, wenn jener
> Nimmerbesiegte nicht lebt und sieget.
>
> Noch kannst du größer seyn und erhabener
> Durch Edelmuth, als durch der Triumphe Glanz,
> Noch ists erlaubt, bald nicht; erinnert,
> Lerne Gerechtigkeit: Götter rächen!

Und wer wird sich nicht freuen, hier zu lesen, was der wackre Gries von Fichte sang, als derselbe den Verketzerungen blödsinniger Zionswächter weichen mußte:

> Er kam, ein Mann, ein Held
> Wie Jovis Sohn voll heil'ger Kraft, zu schlagen,
> Der Hydra tausendköpfge Brut;
> Auf seinen mächt'gen Schultern eine Welt zu tragen,
> Nicht ohne Göttermuth.
>
> Sie aber bebten, ihr Verfinstrer, bebten
> Vor dieses Mannes Flammenblick,
> Sahn scheu ihr alte Nacht erbrüllen, widerstrebten,
> Flohn unmuthsvoll zurück,
>
> Verschworen sich zu nächtlich grausem Werke,
> Eh' ganz die Finsterniß zerrann,
> Und warben wider ihn Gewalt und ehrne Stärke
> Und taube Willkühr an.

Die Sonnette von Gries sind vom höchsten Wohllaut und hier bewährt sich sein anerkanntes Talent des Versbaus am glänzendsten. Können Verse lieblicher klingen, als folgende:

> Ihr grünen Hügel, weinbegränzte Höhen,
> Ihr stillen Gründe, kühle Schattenhallen,
> Du dunkler Hain, Wohnsitz der Nachtigallen,
> Wo der Erinn'rung Schauer mich umwehen.
>
> Und du, o schöner Strom, der bald an jähen
> Felswänden rauscht, und bald, mit lindem Wallen,
> Dir Erlen malt in flüssigen Kristallen:
> Habt ihr mich je so einsam schon gesehen?
>
> Wie einst, o Thal, mich deine Reiz' erquickten,
> Als an der Seite mir der Einzig theuern
> So schnell entflohn die Wonnevollen Stunden!
>
> Doch ach! du blühst, du lächelst nur Beglückten.
> Seit Trennungszähren dieses Aug umschleiern,
> Ist all dein Reiz mit meinem Glück entschwunden.

Drei und vierzig solcher zärtlichen Sonnette sind durchgängig von gleicher Schönheit, und nicht minder die Uebersetzungen der Sonnette Petrarcas, denen sie dem Geist und Inhalt wie der Form nach verwandt sind. Eben so schön sind auch die übrigen Uebersetzungen nach Pulci, Leonardo da Vinci, Poliziano, Bojardo, Sannazzaro, Marchiavelli, Tassoni, Salvator Rosa, Testi, Felicaja, Fortiguerra, Metastasio ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 102. — 6. Oktober 1830.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

4) Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr. O. L. B. Wolff, außerord. Prof. an der Univ. zu Jena. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Eine schätzbare Sammlung. Die Idee, alle Volkslieder zu sammeln, welche die Begeisterung des Augenblicks in großen Momenten der deutschen Geschichte oder in schlimmen Zeiten der politische Spott eingegeben, war so glücklich, als neu. Wir kennen die größte Anzahl dieser Lieder zwar schon aus einigen bedeutenden Chroniken und aus des Knaben Wunderhorn, allein bisher sind die Lieder von rein historischem und politischem Interesse nicht besonders und vollständig zusammengestellt worden. Man findet hier außer einigen sehr interessanten spanischen, französischen, englischen, italienischen, serbischen und böhmischen Volksliedern, die vorangestellt sind, folgende deutsche Volkslieder: Zuerst, wie billig, das berühmte Gedicht zur Ehre Deutschlands von Walter von der Vogelweide, das sich anhebt:

Ich han Lande vill gesehen.

Warum hat es der Herausgeber aber hier, so wie noch später bei einigen andern Gedichten versäumt, den Verfasser zu nennen? Dann folgen 1) die Kriegslieder wider die Ungläubigen. Im Grunde lauten sie eben so tragisch, als unsre neuern Philhellenenlieder:

> Frisch auf! in Gottes Namen,
> Du werthe deutsche Nation!
> Fürwahr, ihr sollt euch schamen,
> Daß ihr euer gut Lob jezt laßt untergan,
> Das ihr lang habt behalten.

Allein die Sprache der Tapferkeit ist in jenem Zeitalter „das noch Waden hatte,“ von der modernen doch gar sehr verschieden. Gegenüber dem Bombast, den Tiraden, den dreimal heiligen Beschwörungen unsrer neuen patriotischen und Kriegsgesänge, unsrer Männerchöre und Hymnen an die Gottheit, nimmt sich das einfältige Lied der alten Eisenbäte äußerst bescheiden aus und hat dennoch bei weitem mehr Nachdruck.

> Es stund ein Landsknecht wohlgemuth;
> Halt ihr die Stadt in guter Huth!
> Darzu in wahrhaftig Hande;
> Sollten wir dem Türken die Stadt uffgeben,
> Es wär uns ein groß Schande.

> Die Landsknecht schworen dem Reiche ein'n Eid;
> Sollten wir uns geben, es wär uns leid.

Es sprung ein jeglicher zu seiner Helleparten
Wohl her! Wohl her! ihr frommen Landsknecht.
Des Türken wollen wir warten.

2) Heinrich der Löwe, von Michel Wyssenhere, 1474, ein episches Gedicht. 3) Der Krieg zu Nürnberg von Hans Rosenbluth dem Schnepperer, 1453, desgleichen. 4) Gedichte aus der Reformationszeit, theils spöttisch; der Papst z. B. klagt:

All diese Welt kußt meine Fuß
Das schmackt mir so wol und suß
Ich was erhöht weyt über Gott
Jez bin ich aller Welt ein Spott. O we, o we.

Theils kriegerisch:

Ihr gsalbten und beschornen
Last ab von solchem thant,
Das recht habt ihr verlorn,
Seyt gewarnet unn ermant.

Got wil yezt an euch straffen,
Den Mord und großen neyd,
Den jr mit seinem schaffen,
Habt getrieben lange zeyt.

Her, her jr lieben Brüder,
All die recht Christen seyn.
Zum Fändlein tracht ein yeder,
Ehr wöl wir legen ein.

Die Feinde wöllen wir angreyffen,
Ich mein das beschoon geschlecht.
Ich hör die trummel und pfeyffen,
Her her ihr lieben Knecht.

Viel Ausgezeichnetes ist an diesen Liedern nicht, obgleich ihr Gegenstand der interessanteste ist. Der Vollständigkeit wegen hätte der Herausgeber auch das Luthersche Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott,“ aufnehmen sollen, da es ein wahres Volkslied war. 5) und 6) Braunschweigische und crumbachische Händel, epische Darstellungen jener berüchtigten Fehden des 16ten Jahrhunderts. 7) Lieder für und wider Karl V. Dabei das nette, lustige Trommellied, das ça ira und Tragalla jener Zeit:

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Didum, Didum,
Bide, Bidi, Bum!
Der Kaiser schlägt die Trum,
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Sabeln und mit Spießen!
Didum, Didum, Didum.

8) Lieder aus dem Bauernkrieg 1525, Beschreibungen der Gräuel dieses Kriegs und der endlichen Niederlage der Bauern. Alle diese Lieder nehmen Parthei gegen die Bauern, lassen ihnen nicht das mindeste Recht widerfahren, spotten grausam über ihr Unglück und sind in einem für jenes Zeitalter in der That merkwürdigen servilen Sinne gedichtet. Man machte den Bauern sogar ihre Wohlhabenheit zum Vorwurf und es fehlt nur noch, daß der Dichter ihnen à la Foulon zuruft: ihr sollt Heu fressen, wie die Esel!

Ain jetlicher Bauer will tragen an
Jeyt Kleider alsam ein Edelmann;
Die Hofweis han sie gelert.
Es stand wol in der Kristenheit,
Wyl Pauren trugen zwyliche Kleid;
Nu hat es sich verkehrt.

Von der Aufregung jener Zeiten geben übrigens diese Lieder hinlänglich Zeugniß:

Ach Gott in deinem höchsten Thron
Du wollst uns nit entgelten lon
Daß wir so böslich leben.
Im Welschen und in Teutschenland
Hält keiner sich nach seinen Stand,
Thun alle widerstreben.

Sehr komisch wird die Feigheit geschildert, die damals so manchen Spießbürger und Edelmann beschlich:

Es wollt doch niemand traue,
Es daucht sie alle fein,
Ein jedermann ward Baure,
Niemand wollt Burger seyn.
Ein jedermann wolt fechten,
Aufs Schloß wolt niemand gehn.
Bei Ritter und bei Knechten,
Bei andern guten G'schlechtern,
Bei sonst vielmeh,
Als wie vor eh
Wolt niemand steh.
Das Schloß nur abzubrechen
Was jedermann so weh.

Ueber die berühmten 12 Artikel der Bauerschaft, worin ihre sehr gegründeten Beschwerden enthalten waren, und deren Recht sie nicht durch blutige Gräuel hätten besudeln sollen, äußert sich der Dichter mit einer Leichtfertigkeit, die unbegreiflich ist.

Sie gaben für mit Listen,
Sie sessen viel zu schwer,
Wir wären alle Christen,
Einer gleich dem andern wär.
Ihr Fürst solt selbst gar eben
Selbst mündlich bey ihn seyn.
Ihr evangelisch Leben
Thät fast darwider streben
Die Pfafferey
Und Reutherey
Wär Triegerey
Sie wollten nichts mehr geben
Sie wollten bleiben frey.

Ueberaus köstlich ist dagegen wieder die Feigheit der Bauern geschildert, nachdem sie geschlagen worden waren. Keiner wollte nun schuldig seyn.

Sie wußten nichte, warum
Sie übel sollten bestahn,
Es war summa summarum,
Niemand hät Uebels gethan.
Niemand hät ausgeschrieben,
Niemand hät zugericht.

Niemand hät Schalkheit trieben,
Niemand wär treulos blieben,
Niemand der wicht
Hät alles erdicht,
Die gantze Geschicht.

9) und 10) **Hessische Begebenheiten**, aus dem Leben und den Fehden Philipps von Hessen, und ein Lied auf den Churfürsten Johann I. von Sachsen. 11) **Calvinische Händel** zu Leipzig. Dieses giftige Pfaffengezänk zwischen Lutheranern und Calvinisten macht einen sehr widerlichen Eindruck. 12) **Plattdeutsche Lieder aus dem Freiheitskampfe der Dithmarsen**, treue, einfache, anspruchslose Schilderungen der Schlachten, die, minder berühmt als die Schlachten der Schweizer, es nicht weniger zu seyn verdienen. Leider besitzen wir noch keine ganz ausführliche Geschichte der Dithmarsenkriege, denn Bolten kann nicht genügen. Die hier mitgetheilten zahlreichen und ausführlichen Lieder können selbst als geschichtliche Quelle dienen. Eine interessante Stelle ist folgende:

Dre wunderlike Wise, de wunderlik sibt;
Brukeden de Dithmerschen in dem Stridt.

Dat erste leth sehr othmödichlik,
Ein Crucifix, dat wuß seher barmelik,
Dat leten se vorhenne dregen,
Mit innigem Gebede se dat ansegen,
Gelik wo de Jöden de ehrne Schlangen,
De Moses vor se leth uphangen.
Jegen de boesen Schlangen in der Wöstenie,
So geschreven steitt in dem Boeke Numerie.

De ander Wise, de wunderlik iß,
Eine Jungfrow ging vor in der Spiß
Se schuwede nicht dat Ungefoeg,
Desse saloige den Banneren droeg.
Jungfrowschop laoede se alle ehre Dage
Wer et Gade in seinem Behage
Unde der saligen Jungfrawen Marien,
Dat he dit Volk wolde frien,
Van den Unmilden unde van der Nodt;

De drudde Wise waß wunderliken grott,
Und iß, do se den Vienden wolten moeten,
Treden se tho edn mit barooten Vöten.
Se repen alle: Help Maria milde,
Se worpen van sick Krevete, Höde unnd Schilde.

Wir würden noch mehr Proben geben, wenn es der Raum gestattete. Inzwischen verweisen wir den geneigten Leser auf das Buch selbst und empfehlen ihm die Lektüre dieser wenig bekannten und sehr schönen Gedichte ganz besonders. 13) Gedichte auf **Moritz von Sachsen**. 14) Aus dem **dreißigjährigen Kriege**. Mehrere Spottlieder gegen die Jesuiten:

Der Jesuit hat gantz verderbt
Des Friedts Natur und Wesen,
Dasselb Gift ist auf uns geerbt,
Das wir nicht kundten genesen.

* * *

Die Jesuita
Tragen viereckige Hüte,
Arglistig in ihren Gemüthe.

* * *

Jesuitter die sind im Grund
Eigentlich des Teuffels Spürhund,
So er gebraucht zu seiner Jagt,
Und dardurch manchen Christen plagt,
In allen Landen ungespart,
Trutzig, zweizüngtisch voll Hoffarth,
Acherontisch und falscher Art.

* * *

Jesuitter und etliche
Excellent Schelmische Mönche,
Schändlich wider Ehr Recht und Gott,
Vom Leben haben gebracht zum Todt,
In Frankreich zween König geschwindt.
Traw derhalben diesem Gesind,
Auff der Welt kein fromm Mutter Kind.

Ein Lied auf den berüchtigten Partheigänger Holk, und mehrere auf Tilly (Leipziger Schlacht)

Zeug, Fabler, zeug, balde wollen wir Tylle breschen
Wollen sie geben im Kraut zu fressen. Zeug, Fabler, zeug.
Fleug, Tilli, fleug, aus unter Sachsen nach Halle zu
Zum newen König, kauff newe Schuh. Fleug, Tylle, fleug.
Fleuch, Tylle, fleuch, mit deinem Jesuitenschwarm,
In Welschland nein, dich da erwarm. Fluch, Tylle, Fluch ꝛc. ꝛc.

Mit Recht ist auch Gustav Adolfs Tod von Weckherlin aufgenommen. Auf Wallenstein findet sich nur ein Gedicht, ein Zwiegespräch zwischen ihm und der Stadt Magdeburg, die er vergebens zur Uebergabe auffordert. Es ist allerliebst:

Herzog von Friedland.

Magdeburg, aller Damen Zierde,
Prinzessin deiner Lande,
Wann wirst du dich mit der Gebühr
Ergeben unser Hand?
Durch Capitan und Colonell
Haben wir um dich geworben.
Wirst du dich nicht resolviren schnell
Bist du wahrlich verdorben.

Jungfraw Magdeburg.

Wohl had ich, hochgeborner Herr,
Die Werbung längst verstanden
Und wundert mich noch eins so sehr,
Daß ihr mit Liebesbanden
Einer schlechten Magd gefangen seyd,
Da doch, wie man berichtet,
Stralsundt die Nymph ihr habt gefreyt,
Euer Lieb mich nicht anfichtet.

Friedland.

Dama, das macht die Schöne dein,
Die uns also verführet,
Daß wir dir höchst geneiget seyn
Dein Höflichkeit gebühret.
Stralsund war gar een grober Sitt
War schlecht qwalificiret,
Wußt sich ins Buhlen zu schicken nit.
Uns gar nicht respektiret.

Magdeburg.

Hochwohlgebohrner, wie man sagt
Seyd ihr wohl recht von Flandern
Da ihr nach vielen Damen fragt
Liebt eine nach der andern.
Fürwar die Weiß mir nicht gefällt,
Hier wird ihr nicht gewahret,
Euer Werbung ist nur um das Geld
Wie man dies wohl erfähret.

15) Schweizerlieder aus Tschudis, Schillings und Steiners Chroniken, worin von gleichzeitigen Dichtern die Heldenthaten der Schweizer bei Sempach, Näfels, Granson, Murten, Nancy ꝛc. geschildert werden. Sie durften der Sammlung nicht fehlen, obgleich wir voraussetzen dürfen, daß sie bereits hinlänglich bekannt und berühmt sind. 16) Lieder verschiednen Inhalts, das uralte Siegeslied auf König Ludwig, mehrere politische Gedichte aus Walther von der Vogelweide, das alte Geißlerlied, die Kölner Fehde, die Aachner Fehde, Lieder auf die Zerstörung mehrerer alter Raubschlösser, Lieder auf den Kaiser Maximilian, auf Kunz von Kauffungen, auf die Schlacht bei Pavia, Lieder der Landsknechte, Lieder gegen die Türken, auf Prinz Eugen ꝛc. Das Lied von Tanhäuser gehört, als eine bloße Volkssage, nicht in diese historische Sammlung, und eben so wenig das Lied vom alten Hildebrandt, da in den Sagen von Dietrich von Bern der historische Grund überall schwer wiederzuerkennen ist. Die übrigen aus dem Wunderhorn entlehnten zwischen der Sage und Geschichte schwankenden Romanzen durften dagegen nicht übergangen werden, weil sie sich an historische Personen, Fakta und Oertlichkeiten knüpfen. Schließlich ist es sehr zu loben, daß der Herausgeber auch neuere Volkslieder, z. B. aus den Türkenkriegen des Prinzen Eugen und selbst aus dem siebenjährigen Kriege aufgenommen hat. Allein er hätte deren noch mehrere aufnehmen, und auch diejenigen Volks- und Soldatenlieder, die in den lezten deutschen Befreyungskriegen am meisten gäng und gäbe waren, nicht ganz ausschließen sollen. Unter der großen Masse der damals erschienenen Lieder lassen sich wenigstens ein Dutzend ausscheiden, die wirklich im Munde des Volks lebten, z. B.

Seht wie das stolze Frankreich flieht ꝛc.

oder: Patriot
Schlag ihn todt,
Napoleon
Den Kujon
Mit der Krücke
Ins Genicke
Daß er kriegt die Stockschwernoth ꝛc.

oder: Was ist des Deutschen Vaterland? ꝛc.

oder: Was blasen die Trompeten? ꝛc.

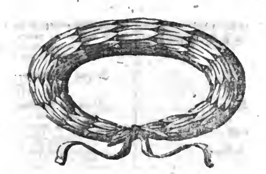
Diese und einige andre Lieder, die mir nicht gleich wieder beifallen, konnte man damals in allen Lagern, in allen Schenken hören, und mehrere darunter sind nach Inhalt und Form wahre Volkslieder und würdig, den alten zur Seite zu stehn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rechtskunde.

Bibliothek merkwürdiger Kriminal- und Rechtsfälle der ältern und neuern Zeiten und aller civilisirten Völker. Für Leser gebildeter Stände herausgegeben von Theodor v. Haupt und Dr. Friedrich Heldmann. Erstes Bändchen. Darmstadt, Leske, 1830.

Dieses erste Bändchen enthält 8 interessante Rechtsfälle. Besonders merkwürdig ist der erste. Martin Guerre, ein Gaskogner, verließ seine Frau und diente geraume Zeit den Spaniern in den Niederlanden. Ein Kriegskamerad, der ihm außerordentlich ähnlich sah, benuzte diesen Umstand, lockte ihm alle Nachrichten über seine Familie, die er zu seinem Zweck bedurfte, heraus und begab sich in Guerres Heimath, wo er als der ächte Martin Guerre anerkannt wurde und mit dessen Gattin in Ruhe und Frieden zwei Kinder zeugte. Endlich kam der wirkliche Guerre zurück, die Aehnlichkeit beider war aber so groß, daß man den rechten lange nicht unterscheiden konnte. Die Frau selbst war eher geneigt, den zweiten Ankömmling für einen Betrüger zu halten, und es würde diesem nicht gelungen seyn, sich in den Besiz seiner Rechte zu setzen, wenn der Betrüger nicht mit Leuten konfrontirt worden wäre, die seine frühern Verhältnisse genau kannten. Dieser Stoff ließe sich sehr artig als Novelle oder Lustspiel behandeln, als eine Variation der Shakespearischen beiden Veronesen. — Die folgenden zwei Mordgeschichten zeichnen sich weniger aus. Die vierte Erzählung, Dantun und Girouard, schildert einen schauderhaften und empörenden Brudermord. In der fünften wird ausführlich das tragische Ende des edeln und berühmten Paul Louis Courier beschrieben. Diesem Martyrer des Liberalismus hat Wachler noch vor Kurzem in dem historischen Taschenbuch von Raumer ein Denkmal gesezt. Zum Schluß folgen die Prozesse von drei Taubstummen, die wegen Diebstahl angeklagt waren. Sie sind vorzüglich interessant wegen der Schwierigkeit, welche die Untersuchung des Verbrechens und die inquisitorischen Fragen bei Menschen darboten, die weder hören noch reden konnten. Daß sie übrigens frei gesprochen wurden, versteht sich von selbst, daß aber die Staatsprokuratur sie für zurechnungsfähig erkannte und ihre Bestrafung verlangte, versteht sich auch von selbst, da es ihr Geschäft ist, alles strafbar zu finden.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — Nº. 103. — 8. Oktober 1830.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

5) Volkslieder der Schweden. Aus der Sammlung von Geijer und Afzelius. Von Gottlieb Mohnike. Erster Band. Berlin, Reimer, 1830.

Ueber die Quellen, aus denen diese Lieder geschöpft sind, hat sich der Herausgeber am Schlusse des Werks ausführlich ausgesprochen. Wir wollen uns hier nur mit ihrem poetischen Werthe beschäftigen. Auch diese Lieder, wie die früher von Grimm mitgetheilten, tragen das eigenthümliche Gepräge ihres nordischen Ursprungs. So schön als die Volkslieder irgend eines andern Himmelsstrichs, unterscheiden sie sich doch von allen andern durch den in ihnen vorwaltenden tragischen Zug. Das Ernste neigt darin oft zum Gräßlichen und selbst in der Fröhlichkeit herrscht noch ein Ausdruck von Melancholie. Etwas Aehnliches bemerken wir auch in den englischen Balladen u d in den slavischen Volksliedern, überhaupt im ganzen Norden, während im Süden, in Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien das melancholische Temperament dem phlegmatischen, sanguinischen und cholerischen weicht. Wie heiter, klar, zufrieden ist der Deutsche in seinem Liede, wie entzückt, wonnig, lusttaumelnd der romantische Südländer. Im Norden aber geht auch durch das Haus der Freude ein finsterer Geist.

Die schwedischen Volkslieder unterscheiden sich indeß, troß eines gemeinsamen Bandes der Verwandschaft, von den englischen und slavischen sehr deutlich. Sie sind stets objektiver als die englischen, werden nie so tief innig, drücken nie so zart die Vorgänge in der Seele aus, sondern stellen mehr nur mit einer gewissen antiken plastischen Kälte die äußern Bilder des Schrecklichen dar. Sie sind mehr episch, weniger dramatisch. Von den slavischen Volksliedern unterscheiden sie sich dagegen durch eine gewisse Lust am Harten und Grausamen, wo der Slave vielmehr eine Scheu und weiches Mitleid ausdrückt. Gewiß ist, daß die schwedischen Volkslieder unter allen andern dem rauhen Sinn des nordischen Heidenthums am meisten und dem milden Sinn des Christenthums am wenigsten verwandt sind. Statt einer gütigen Vorsehung waltet hier ein dem Glück der Menschen grollendes Schicksal, und unter allen Empfindungen in des Menschen Seele herrscht die Rache allein vor. Unheil, durch einen bösen Trieb oder tückischen Zufall erzeugt, und durch die Blutrache verdoppelt, bildet ausschließlich den Inhalt der vorliegenden Volkslieder und kaum herrscht eine Freude darin, als die der gesättigten Rache. Allein indem die Musen auf diese Weise zu Furien zu werden scheinen, bleiben sie dennoch ihrer Bestimmung treu, und das

Schöne, obwohl gräßlich, bleibt in diesen Liedern dennoch schön. Welche furchtbare Phantasie z. B. in folgendem Liede, und dennoch wie schön!

Die wunderbare Harfe

Es wohnte ein Bauer am Meeresstrand,
  Jung bin ich noch —
Der hatte zwei Töchter, das ist bekannt.
  Die Harfe bezwingt mich.

Die älteste war schwarz wie die Nacht,
  Jung bin ꝛc.
Die jüngste war weiß wie der helle Tag.
  Die Harfe ꝛc.

Die Schwester sich zu der Schwester wandt':
„Komm laß uns gehen zum Meeresstrand."

„„Wenn Tag und Nacht du auch wäschest dich,
Wirst nimmer du doch so weiß als ich.""

Und wie sie nun standen am Meeresstrand,
Da stieß die älteste die Schwester vom Sand.

„O Schwester, du Liebe, o hilf mir ans Land,
Ich will dir auch geben mein rothes goldnes Band."

„„Dein rothes goldnes Band wird mir doch beschert;
Doch nimmermehr sollst treten du auf Gottes grüne Erd.""

„O Schwester, du Liebe, o hilf mir ans Land,
Ich will dir auch geben meinen schönen goldnen Kranz."

„„Dein schöner goldner Kranz wird mir doch beschert;
Doch nimmermehr sollst treten du auf Gottes grüne Erd.""

„O Schwester, du Liebe, o hilf mir ans Land;
Ich will dir auch geben meinen Bräutigam."

„„Dein Bräutigam er wird mir doch beschert;
Doch nimmermehr sollst treten du auf Gottes grüne Erd.""

„Grüß zu Hause mir den Vater gut;
Ich trinke meine Hochzeit in der klaren Fluth.

Und grüß zu Hause mir die Mutter;
Ich trinke meine Hochzeit in den Fluthen.

Und grüß zu Hause mir den Bräutigam,
Mein Brautbett hab ich auf dem weißen Sand."

Ein Spielmann wohnte dort am Strand,
Der sah auf das Meer, wo die Leiche schwamm.

Am Strand er auf die Jungfrau nimmt,
Und macht aus ihr eine Harfe geschwind.

Er nahm der Jungfrau schneeweiße Brust;
Die Harfe sollt Jeden erfüllen mit Lust.

Er nahm der Jungfrau Fingerlein,
Und macht daraus die Schrauben fein.

Er nahm das goldne Haar der Maid,
Und machte daraus die Harfensaiten.

Mit der Harf er ging zum Hause der Braut,
Wo die Hochzeit sie feyerten prächtig und laut,

Und wie er schläget den ersten Schlag,
So sitzet die Braut auf dem Stuhl und lacht.

Und wie erschallet der zweite Laut,
So kleidet man aus die geputzte Braut.

Und wie er schläget den dritten Schlag,
  Jung bin ich noch —
Im Brautbette todt die Braut nun lag.
  Die Harfe bezwingt mich.

So auch das folgende:

Der grimme Bruder.

„Hörest du, Schwester Anna!
  Hei! sagte man —
Hast du noch immer nicht Lust zu frein?"
  So stolz zu Zeiten.

„„Immer noch hab ich nicht Lust zu frein;
  Hei! ꝛc.
Will Leben und sterben als Jungfräulein.""
  So stolz ꝛc.

„Hörest du Schwester Anna!
Was war es für ein graues Roß,
Das gestern stand vor deinem Schoß?"

„„Ein graues Roß nicht war es nein!
Von meinen englischen Schafen eins.""

„Hörest du, Schwester Anna!
Was war es für ein vergoldeter Spieß,
Der gestern durch dein Fenster schien?"

„„Ein vergoldeter Spieß nicht war es, nein!
Es kam vom goldenen Sonnenschein.""

„Hörest du, Schwester Anna!
Was war es für ein Kindelein,
Das gestern in deinem Zimmer geweint?"

„„Es war kein kleines Kindelein;
Ich spielte nur die Orgel mein.""

„Hörest du, Schwester Anna!
Und kennst du wohl diese Manneshand,
Hier hängend an meinem Sattelband?"

„„Gott sey dir gnädig, Bruder Olof!
  Hei! sagte man —
Brachtest meine beiden kleinen Kinder zum Weinen,
Und nahmst ihren Vater mir von der Seite.""
  So stolz zu Zeiten.

So sind diese Lieder alle, düster und von blutigem Inhalt; doch immer durch das sanfte Bild leidender Unschuld gemildert. Der gräßlichste unter allen ist Stolz Hilla (S. 34), das wir seiner Länge wegen hier nicht mittheilen können. — Allen ist der Refrain eigentlich, der oft zufällig und außer Zusammenhang mit den Worten des Liedes selbst zu seyn scheint und doch aufs innigste damit harmonirt. Dieser Refrain ist eigenthümlich immer der subjektive Theil des Gedichts und drückt die Empfindung des Sängers oder Hörers aus, während die Liederverse selbst rein objektiv den Gegenstand des Gedichts ausmalen. Er verhält sich zum Liede etwa so, wie sich der antike Chor zum Drama verhält. Seine stete Wiederkehr gibt dem Liede Haltung und zugleich etwas Schauerliches. Wir wollen nicht zu einer affektirten und lächerlichen Nachahmung dieser eigenthümlichen alten Liederform ermahnen;

gewiß aber ist, daß sie einen wesentlichen Vorzug vor unsern modernen Romanzenformen hat, in denen das Objektive und Subjektive, die Beschreibung und die Empfindung oft in sehr ungehöriger Verbindung durcheinandergemischt sind. Wir würden lieber die Rührung des Dichters sich in wenigen Lauten eines klagenden oder jubelnden Refrain Luft machen sehen, als in langen und breiten Empfindungsphrasen, die er mit der Erzählung unmittelbar verwebt.

6) Runen von Karl August Nicander. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

Einige dieser Gedichte sind schon im Morgenblatt mitgetheilt worden. Sie sind in der That schön und bestätigen, was der Herausgeber in der Vorrede sagt: „Es hat sich seit einiger Zeit in Schweden, vorzüglich in poetischer Beziehung, eine geistige Regsamkeit gezeigt, die aus mehrfachen Gründen auch die Aufmerksamkeit von uns Deutschen auf die durch ihre Bewohner uns stammverwandte skandinavische Halbinsel hinleiten muß, die theils durch ihre große Natur, theils durch ihre nicht minder große Geschichte, welche auf der Basis einer reichen phantastischen Fabel- und Sagenwelt ruht, ausgezeichnet ist, und sich einer Sprache erfreut, die mit dem Zarten und Weichen das Kräftige und Starke in schöner Eintracht verbindet. Es ist in den poetischen Erzeugnissen der Schweden unserer Tage eine Frische und Jugendlichkeit, die namentlich uns Deutschen sehr wohlthut; es sind in vielen ihrer Dichtungen Wahrheit und Natur, die Hauptbedingungen jedes Werks der Dichtkunst, so vorherrschend, daß sie nicht blos eine ruhmwerthe, sondern eine ausgezeichnete Stelle in der Geschichte der neuern Poesie einnehmen. Die Poesie dieses Volks hat sich seit noch nicht langer Zeit losgerissen aus den Fesseln gewisser beengenden Formen, in welchen sie lange geseufzt hat, und mit freudiger und geistvoller Kühnheit schreitet sie einher, fast mit einem gewissen jugendlichen Uebermuth, sich bewußt, welche Schätze ihr in der Mitternachtsonne und dem Abendroth, in den Felsen und Gebirgen, den Meeren und Seen, in den Erinnerungen und Sagen, in der Sprache und der Lebensweise des Nordens, so wie in dem Nationalcharakter des Volks, zu Gebote stehen, mit einem Wort, in ihrer ganzen äußern Welt, die mit der innern ihrer Sänger und Dichter fast von selbst in ein poetisches Verhältniß tritt. Deshalb wendet sie sich auch so gern, und sie thut wohl daran, ihrer vaterländischen Natur und Geschichte zu. Es ist aber auch der Einfluß nicht zu verkennen, welchen neben den Dichtern des klassischen Alterthums auch die Heroen in der Geschichte der Poesie der neuern Zeit und des Südens, und namentlich auch die großen Dichtergeister unsres deutschen Volks auf unsre skandinavischen Nachbarn gehabt haben."

Der Verfasser hätte auch wohl hinzufügen dürfen, daß die Schweden, wie die Dänen (Oehlenschläger), trotz des sichtbaren Bestrebens, auf den mythischen Goldgrund ihrer vaterländischen Sagenwelt zu malen, doch eben in diesem Bestreben nur zu sehr die Nachahmungssucht der Deutschen nachgeahmt haben. Es geht ihnen hierin, wie den Schweizern. Die Affektation der altschweizerischen Naivetät haben die Wyße, die Henne, die Appenzeller, die Kuenlin rc. erst von Goethe, Lafontaine, Fouqué, Clauren gelernt. Die Haller, die Bodmer, Geßner, Lavater wußten noch nichts davon. Auch in Skandinavien wußten die Holberge noch nichts von der Affektation des Nordlandsreckenthums, bis ihre Nachkommen es auf deutschen Universitäten schätzen und — nachahmen lernten. Dieses historische Faktum hätte Herr Mohnike immerhin erwähnen dürfen, um die Ehre des ersten romantischen Impulses den Deutschen zuzuwenden, denen sie gebührt. Sodann hätte er auch nichts ungerügt lassen dürfen, daß die neuen schwedischen Dichter, wie viel Talent und Geschmack sie auch gezeigt, doch nicht selten die Affektation des Alterthümlichen übertrieben haben. Auch bin ich der unmaßgeblichen Meinung, daß es für die Entwicklung der skandinavischen Sprache und Literatur besser wäre, wenn sie gleich der deutschen, französischen, englischen, spanischen und italienischen sich von ihrer ältesten mythischen Grundlage losgerissen und ein neues selbstständiges Leben begonnen hätte oder noch begönne. Es bleibt einmal gewiß, daß die alte Mythen- und Reckenzeit nicht wiederkehrt, und daß alle epischen Gedichte von Tegner, Schauspiele von Oehlenschläger und lyrische Gedichte von Nicander nur schwache Nach- und Schattenbilder der Edda, der Sagas, des Snorre Sturlason, des Saxo und der zerstreuten alten Volkslieder sind. Wenn noch ein lebendiger schöpferischer Trieb in den skandinavischen Sprachen ist, so muß und wird sich dort eine Opposition gegen die Nachahmung des Alterthums erheben. Die Nationalliteratur lebt wie die Nation selbst in der Gegenwart, aber was vor tausend Jahren Gegenwart war, kann es heute nicht mehr seyn. — Wir dürfen um so mehr hoffen, daß sich die neuern schwedischen Dichter von der Einseitigkeit jener Nachahmungssucht losreißen werden, als wir bei ihnen schon sehr glückliche Uebergänge zu einer freien Behandlung des poetischen Stoffes bemerken. Von dieser Art sind auch die vorliegenden Runen, die, an gewisse alterthümliche Ideen sich anknüpfend, doch größtentheils in die ungebundenere moderne Lyrik hinüber schweifen. Wir heben zwei der schönsten aus:

Freyers Aehren.

Silberklare Himmelstropfen hin zur Erde fallen schnell
Abendsonn in Blumen sieht sie und auf Blumen glänzen hell.
Auf der Flur lacht grüner Roggen. Komm, o Landmann, komm herbei!
Horch der jungen Saat Geflüster, emsig ruft es Frey und Frey!
Frey erscheine!' ist die Meinung, mit der vollen Aehren Pracht.
Korn so gelb wie Eierdotter, das wie Wachs, voll Honig lacht.
Pflüg' und sä' und bete fröhlich, alter Frey er ist noch hier.
Für jedweden Tropfen Schweißes werden Tonnen Goldes dir.
Schöner in der Saat, der reifen, klingt dem Ohr der Winde Scherz,
Als der Schlag des schweren Hammers, der da schneibet goldnes Erz.
Suche nicht den schnöden Reichthum, den der Gruben Tiefe zollt;
Unterm offnen blauen Himmel wächst des Schwedenlandes Gold.

Die Sonne in Lappland.

Hoch nordlich wir sehn
In blumigen Thalen
Den Sommer sich malen
Wie nirgend so schön,
Wie wollt' ich dich singen,
Stånd, Sonne, ich dort
Auf Luppio Klippe,
An Tengelis Bord!

Ein Tag ist dahin
Nun milder du blinkest,
Hernieder du sinkest
Es weiß ja der Sinn,
Du gehest zu Grabe,
Wann Stunden sind um,
Die Nacht dir das Grab ist,
Kalt, dunkel und stumm.

Auf dem Hell sie steht —
Still steht sie und stiller,
Nicht Vogelgetriller
Im Abendgerdth.
Sie könnte verlassen
Das himmlische Blau,
Sie könnte ja sinken,
Doch steigt sie — o schau!

Du ewige Macht!
Gehn könnte sie nieder;
Der Morgen doch wieder
Erscheinet in Pracht.
Die Welt neu sich freuet
Es jubelt der Sinn,
Willkommen, o Morgen!
Die Nacht ist dahin.

Aus blumigem Duft
Trink dir ich zur Ehre!
Ach, daß ich nicht wäre,
Ein Erbe der Gruft!
Dann bät ich Allfader
Mit brennendem Wort:
„Laß Sonne mich werden
Dort oben im Nord!"

Glückseliges Loos!
Wår herrlich im Norden,
Durch mich dann geworden
Ein Mitsommer blos:
Besäß ich, o Sonne!
Den Thron deiner Macht!
Und schenkte den Morgen
An Stelle der Nacht.

Noch muß ich eine Meinung bekämpfen, die Herr Mohnike von Esais Tegner angenommen hat. Er sagt: „Alle wichtige Erscheinungen der neuern schwedischen Poesie sind vorherrschend lyrischer Art, zu welcher überhaupt der Norden, und namentlich die schwedische Nation, eine ausschließliche Hinneigung hat. Liegt der Grund nicht in der Natur selbst? Ist nicht die Gebirgsgegend mit ihren Thälern und Strömen die Lyrik der Natur, so wie die mildere Ebene mit ihren stillen Flüssen das Epos der Natur ist? Manche unserer Gebirgszüge sind wirkliche Naturdithyramben, und der Mensch dichtet gern in denselben Tönen, wie die Natur um ihn. Es scheint mir wenigstens merkwürdig, daß das alte hochpoetische Kämpenleben in dem eigentlichen Norden sich selten im Gedicht anders, als wie ein Kriegsgesang aussprach, und erst unter einem südlichern Himmel, in einer ruhigeren und mehr ausgebildeten epischen Gestalt auftrat. Geht nicht ein lyrischer Zug durch die ganze schwedische Geschichte? Sind nicht die vorzüglichsten Repräsentanten des Nationalcharakters bei uns, sowohl in ältern als in neuern Zeiten, eher lyrische als epische Charaktere?"

Ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen. Eben so gut hätte man sagen können, die deutsche Poesie habe einen vorzugsweise lyrischen Charakter, weil die uråltesten Bardenlieder, die mittelalterlichen Minnelieder und später wieder die Gedichte der schlesischen, und der ersten Dichter des vorigen Jahrhunderts beim Wiederaufleben unserer Poesie hauptsächlich lyrische waren. Hat Skandinavien etwa neben seinen lyrischen Gesängen nicht eine überwiegende Mehrzahl von epischen Sagen? Besteht nicht sogar seine Lyrik aus Romanzen, deren Charakter wesentlich episch ist? Hier tritt die Empfindung mit ihrer Sprache beständig zurück und nur die Geschichte, die Handlung tritt hervor, und gemeiniglich in einer dem Antiken ähnlichen Härte.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 104. — 11. Oktober 1830.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

7) Napoleon. Stimmen aus dem Norden und Süden. Dr. Gottlieb Mohnike. Stralsund, Löffler, 1829.

Wir würden es nicht für nöthig achten, einer so armen Kompilation zu erwähnen, wenn sie nicht als ein auffallendes Zeugniß von der Ideen- und Kraftlosigkeit der modernen Schöngeisterei dastünde. Sofern sie die berühmtesten Gedichte, welche die berühmtesten Dichter auf den berühmtesten Helden der Zeit gedichtet haben, enthält, spricht sie einen gewissen historischen Werth an. Napoleon im Spiegel der größten Dichter seiner Zeit! was läßt sich da nicht erwarten? — Was aber finden wir? Napoleon im Spiegel der kleinsten Geister seiner Zeit! Kein Kontrast in der Welt ist so ungeheuer, als der zwischen dem Helden und den erbärmlichen Versifexen, die sich gleich einem Chor von Spatzen auf den Weiden, die sein Grab beschatten, niedergelassen und ihn bezwitschert haben. Nie ist die Kunst weiter hinter der Natur zurückgeblieben. Nie ist die Poesie der Wirklichkeit so hoch über die nichtigen Machwerke der Dichter erhaben gewesen! Lächerlicher hat sich die Ohnmacht jener sentimentalen Schwächlinge, die mit weichlichem Loragеklimper in den Sturm der Zeit Harmonie zu bringen hoffen, noch niemals gemacht, als in dem Versuch, Napoleon zu besingen! Kann auch das Schaaf die Stimme des Löwen nachahmen und die ästhetische Konversationstheemaschine den donnernden Katarakt?

Der Sammler hat die Gedichte, die ihm als die wichtigsten erschienen sind, vorangestellt, und die, denen er weniger Werth zuschreibt, hinten in den gelehrten Kommentar gewiesen. Dennoch ist in der ganzen Sammlung nur ein einziges Gedicht, das Napoleons nicht unwürdig ist, und gerade dieses steht ganz bescheiden hinten. Es ist das Gedicht von Béranger, worin wenigstens folgende Gedanken erhaben sind:

> Des Sieges Göttin ward von ihm ermüdet,
> Sie blieb zurück; er strebte rastlos fort.
>
> * * *
>
> O daß ein Geist, wie keiner ward gefunden,
> Für seinen Stolz sich einen Thron erkor!
> An keinen Scepter war sein Ruhm gebunden.

Alle andern Gedichte dieser Sammlung ohne Ausnahme sind unter der Kritik, kleinlich und erbärmlich! Sie sind es um so mehr, je berühmtere Namen als ihre

Verfasser genannt sind, und je mehr sie Anspruch machen, etwas Großes, Wichtiges auszusprechen.

Dieser Vorwurf trifft zunächst und vorzüglich die berühmte Ode von Manzoni. Manzoni? das von Goethe so gepriesene, von Goethe eigenhändig übersezte Gedicht Manzonis sey erbärmlich? Ja, das ist es, wenigstens nichts mehr als ein weinerliches Gewäsch, denn weinerlich ist der gelindeste Ausdruck für den Leichenweiberton und für das fromme Augenverdrehen, wenn ein Held stirbt. Hat Napoleons Riesengeist verdient, daß ein italienischer Versemacher von seinem lezten Augenblicke sprechen darf:

Und ach! es sank vielleicht dahin
In solchem Angstgewimmel
Der matte Geist; doch kräftiglich
Kam eine Hand vom Himmel,
Und hob zu rein'rer Lüfte Höh'
Erbarmend ihn empor.

Hat Napoleons große Geschichte verdient, daß ein italienischer Versemacher an der Aechtheit seines Ruhmes zweifelt und frömmelnd albern, Gott zuschreibt, was man wahrlich, wenn man es doch einmal nicht Napoleon selbst zuschreiben will, weit poetischer dem Teufel zuschreiben würde?

War's ächter Ruhm? O Nachwelt, sprich
Das große Wort: Wir neigen
Die Stirn dem Weltenschöpfer fromm;
Er wollt' in ihm uns zeigen
Von seines Schöpfergeistes Kraft
Die Spur so weit und hehr.

Und diese Plattituden gibt man für Poesie aus, und Goethe spricht seinen Segen drüber, und Herr Mohnike meint in seiner poetischen Unschuld, die Uebersetzung dieses Gedichts sey für alle deutschen Dichterheroen eine Preisaufgabe. Habeant sibi!

Was Lord Byron betrifft, so scheint es unbegreiflich, warum Herr Mohnike gerade das matte, im englischen Spleen geschriebene, in der That geistlose „Lebewohl Napoleons", in die Sammlung aufgenommen hat. Kaum kann man Byrons Genius in einem Gedicht erkennen, worin der platte Gemeinplatz vorkommt:

When the meteor of Congress allured me too far;

oder wie Herr Mohnike übersezt:

Das Wort Eroberer verlockte mich zu weit.

Solche poetische Schwächen bedecke man, man decke sie nicht auf!

Auch Esaias Tegner hat in Bezug auf Napoleon der Trivialität ein Opfer gebracht. Auch sein Urtheil über Napoleons Thaten läuft auf den Gemeinplatz hinaus:

Ich nicht streute blut'ge Saaten,
Wälzte nicht den Süd und Norden;
Höh'rer Wille hat's geschafft.
Lied, Gedank' und Heldenthaten,
Alles Große, was geworden,
Folget blind geheimer Kraft.

Ich gebe zu, daß dies alles wahr ist, daß man vom religiösen, vom philosophischen Standpunkt aus Napoleon im Zusammenhange des Weltganzen als ein willenloses Geschöpf, als ein bloßes Werkzeug der Vorsehung ansehn muß. Aber ist das Poesie? muß die Poesie nicht gerade das Persönliche, Eigenthümliche, Selbstständige jedes Charakters und jeder Begebenheit retten? Wenn nicht, so wäre es wahrlich mit aller Poesie zu Ende.

Die zwei Gedichte von Nicander sind nicht besser. Wie lächerlich erscheint hier Napoleon! Der Dichter läßt ihn aus den Flammen von Moskau durch seinen bösen Genius entführt werden, und dieser Genius spricht zu ihm: ich habe dich nur gerettet, um dich an einem weit langsameren Feuer zu Tode zu martern.

Und er sprach: „Du edler Fremdling! Rettung wurde mir durch dich;
Nenne Namen mir und Wohnung, und ich lohne kaiserlich."
Drauf der Fremde: „Deinen bösen Genius erkenn in mir;
Lohn für das ist mir geworden, was ich that an dir."

„Ueber alle Welt hin fuhrst du wie ein leuchtend Meteor;
Glücklicher war nicht Augustus, größer Cäsar nicht zuvor.
Mehr als Sterblichen gebühret, selbstbewußter Macht ist dein,
Und du lebst vielleicht im Wahne schon ein Gott zu seyn."

„Glaubst du, daß ich dir vergönne mit des Sieges Ehrenkranz,
Zu den Sternen aufzuschweben, als ein Gott im Feuerglanz?
Nein die Blüthen deines Ruhmes, sollen Blatt für Blatt verwehn;
Mensch nur bist du, fallen sollst du — sterbend dann vergehn."

Darauf will Napoleon in einer Anwandlung tragischer Verzweiflung sich in die Flamme zurück stürzen.

Er verschwand. — Der Kaiser schwinget auf das Streitroß sich hinauf,
Will sich stürzen in die Flammen, doch er hemmte seinen Lauf;

Denn ein Trugbild neuer Siege, frischer Lorbern Blüthenschein
Hielt sein Aug in Zauber, wiegte seine Seele ein.

Hat Napoleon verdient, von einem schwedischen Poeten lächerlich gemacht zu werden?

O Pfui, Poeten! Ist die Zeit darum so wunderbar, so poetisch gewesen, damit die Dichter so gemein, so prosaisch würden? Mußten die Helden so groß seyn, um so kleine Dichter zu finden? Wahrlich, was der gemeinste Grenadier der alten Garde fühlte, ist poetischer, als was alle lyrischen Dichter je von Napoleon gesungen haben. Bleibt von dem ernsten Grabe weg, ihr weichlichen Dichter, und gießt eure Libationen wo anders aus! Der Heldengeist naht sich im Sturmwind, der alle Saiten eurer schwächlichen Leyern zerreißt, und also donnert er auch im nächtlichen Gewitter vorüber: „Ich Napoleon Bonaparte, einst Kaiser der Franzosen, jetzt ins Nichts zurückgekehrt, will der Welt ein Zeugniß zurücklassen über meine Gesinnungen und die Weise, wie ich gehandelt habe. Die zu meinen Füßen im Staube sich gewunden, lassen mich jetzt freche Reden hören. Nicht gegen sie will ich zu einer Vertheidigung mich herablassen, noch ihre Schlechtigkeit ehren durch meinen Zorn. Wie ich über ihre Häupter hergeschritten, so geh ich verachtend durch den Dunst ihrer Worte vor. Auch nicht zu der Nachwelt will ich reden, sie ist wie die Mitwelt aus Thoren, Schwachköpfen und wenigen Bösewichten gemischt. Mir selbst und meinem Leben sollen die Worte, die ich spreche, ein Denkmal seyn; es mag in der Wüste der künftigen Zeiten stehen, wie ein einsamer Fels, den erloschenes Feuer einst zerrissen. — Mir sagte ein inwohnender Geist, daß ich zu Großem aufbehalten sey, aber ich habe mich nicht dazu gedrängt, ich habe die Menschen nicht betrogen. Immer lag der Plan meines Lebens klar vor ihnen, wie die Bahn eines Himmelskörpers; und nie haben sie zu berechnen verstanden, wo sie mich finden würden. Alle sahen, was ich zu seyn geschienen, niemand wußte wer ich war, obgleich ich mich im geringsten nicht verborgen. So blind und taub ist dies Volk, daß sie das Natürlichste gar nicht begreifen können, und doch mit dem Tiefsinnigsten sich abzugeben wagen. Wie Staubwolken treibt der Wind des Glückes sie vor sich her, das Unglück aber regnet sie schnell zu Koth zusammen. Fast Pöbel nur ist alles auf der Erde; die sich am meisten dünken, sind recht der Hefe gleich zu halten. Auch hab ich als Pöbel sie geachtet, und wie ich in den Straßen von Paris mit Kartätschen sie geschmettert, so auf den Schlachtfeldern und überall sie wie den Wurm unter meinen Fuß getreten. — Als ich vom Kremlin ins Feuermeer von Moskau niedersah, da bewegte sich zuerst mein Herz in froher Lust; ich sah einen Entschluß mir gegenüber und einen Willen, in der leeren Zeit war doch etwas vorgegangen, und die Flamme rief mein Lob in tausend Zungen. Was Nero in verrücktem Spiele sich erkünstelte, das und mehr war als eine ernste Geschichte mir geworden. In der Mitte dieser Feuerfluthen hätt' ich auf ehernem Throne sitzen mögen, und mein Inneres erwärmen, dessen besser Theil in kaltem Frost erstarrt. Wäre mein Blut gleich glühendem Metall dann durch alle Adern mir geronnen, dann doch wär ich einmal meines Lebens froh geworden, und ein Blick der Heiterkeit war in mein umnachtet Herz gefallen. So stand ich und labte mich mit Ergötzen an dem Zornesfeuer eines ganzen entbrannten Volkes, und schmeichelnd überschlich mich ein niegefühltes Wohlbehagen. Dort wo diese Flammen schlugen, fühlt ich, war meiner Herrschaft Sitz, es war als seyen die Pforten meines Reiches zum ersten Male aufgegangen, und in seine Herrlichkeit die Aussicht mir eröffnet. Ich habe wohl verstanden, daß wem solch ein Tag geworden, an ihm sich sein ganzes Leben aufgezehrt. Auch hat der Geist, der mir zu allen Zeiten beigestanden, mitten aus den Flammen mich angesprochen, und mir verkündet, wie meine Laufbahn ihrem Ende nahe. Sinnend hab ich um die Brandstätte eine Zeitlang noch verweilt, und der Weise nachgedacht, die mich zu glorreichem Ende führen möchte. Da hab ich den großen Entschluß gefaßt, mir voranzusenden jene, die ich seither zu meinem mächtigen Werk gebraucht; und das gewaltige Werkzeug zu zerbrechen mit eigner Hand, das ich zu Unerhörtem mir geschaffen. Wie die alten Heiden Pferde und Diener um ihre Gräber schlachteten, also wollt auch ich, daß alle meine Sklaven um mich her verdürben. Moskau war der Scheiterhaufen meiner Macht und Größe; Roß und Mann sollte um ihn untergehen, und alle meine Schätze sollten verloren seyn, nur ich allein wollte wie Karl V. meine eigne Leichfeyer überleben. Da führt ich mein Heer hinaus in die öde Wüste, wo der Frost schnitt wie Schwertesschärfe, und der Hunger nagte ihre Eingeweide. In Deutschland, das von jeher allen Aberglauben ausgebrütet, brachte man die Lehre auf, das sey des Himmels Schickung und Strafe, von einer Vorsehung herabgesendet. Nie haben sie größere Thorheit sich in ihrer Grübelei erdacht, blind sind die Mächte, die die Welt regieren, der Mensch allein ist sehend, und kann mit verständiger Klugheit um sich blicken. Ich selbst bin mir selbsteigene Vorsehung gewesen, ich selbst habe mit mächtigem Arme mein Glück mir errungen; ich auch habe mit kalter Ueberlegung mein eigen Unglück mir bereitet. Gar wohl hab ich den Einbruch des Winters vorgesehen, drei Mal habe ich in meinen Bülletins auf den Zehnten des Monats, der meinem Abzug folgte, ihn

vorher gesagt. Ich kannte die ganze Wuth der Jahrszeit in diesen unwirthbaren Gegenden; ich sah wie die Gierigen, statt mit Lebensmitteln, mit unnützer Beute sich beluden; ich habe sie nicht gewarnt, und führte sie mit gutem Vorbedacht in sichern Tod. Ich sah sie sterben in Haufen ohne Maaß und Zahl. Das Heer, das wie ein wilder, braußender Strom dahergestürzt, erstarrte im Todesfrost. Sie haben mir die Hunderttausende vorgezählt, die auf diesen Wegen verdorben sind. Was die Lust erzeugt im flüchtigen Augenblick, das mag der starke Willen wohl auch wieder tilgen, als sey es nie gewesen. Wer zählt die Früchte, die vom Baum fallen, ehe sie zur Reife gedeihen konnten. Wer mag Rechnung über die Fliegen halten, die tückisch die Spinne im Winkel mordet, und was die Vögel rauben und die Thiere würgen in der Wildniß. Eine Nacht erstattet was der blutigste Tag verzehrt. Das Menschenleben ist ein verächtlich Ding, eine Blase in Nichts aufgetrieben, die wieder in das Nichtige vergeht. Eine Lüge ists, die der Wirklichkeit sich aufdringen möchte; der thut Wahrheit, der sie tilgt. Mag daher jeder das eigene Leben hegen; fremdes zu achten aber heißt sich an eitle Dinge hängen. Darum bin ich mit Lust durch den Blutstrom meiner Kriege durchgeritten, und mein Sinn ist Stahl geworden, als ich meine Gluth in seinen Wellen abgelöscht. Wenn das Roß sich bäumte vor dem Graus der Leichen, dann hab ich des Menschen Kraft und Hoheit recht innerlich gefühlt, die den thierischen Instinkt bezwingt. So bin ich denn auf jenem Winterzuge dem Tode gleich vor meinem Heere vorangegangen; Gedanken des Todes hab ich gedacht, wie ich den Schwächlingen sie nicht enthüllen mag." (Rhein. Merkur, 1814.)

8) Jugendbilder und Jugendträume von Ernst Münch. Lüttich, Verlag von Sartorius-Delaveaux. Aachen und Leipzig, bei Mayer, 1830.

Der arme Verleger dauert uns. Wie hat er sich so arg vergreifen können? Wie hat er das schönste Papier zu einer Prachtausgabe von Gedichten verschwenden können, die Niemand lesen mag? In groß Oktav, das an Klein Folio gränzt, sehn wir da auf dem edelsten Velinpapier im luxuriösesten Druck einen Haufen alter patriotischer Lieder von einem Manne, den Gott in seinem Zorne zum Patrioten wie zum Dichter machte. Wie kam dieser historiographus Monachus dazu, jene Lieder, die er einst einem Körner, Arndt, Schenkendorf, Follen geist- und geschmacklos nachgeäfft, noch einmal aufzuwärmen, und gerade in Lüttich? Will er sich etwa bei den Belgiern eine Lorbeerkrone holen? Wenn er uns um Rath gefragt hätte, würden wir ihm gesagt haben: „Büchermachen verhält sich anders als Wurstmachen. Man kann nicht zu gleicher Zeit liberalen Pfeffer und servilen Speck in denselben Darm facken; wenigstens dürfte dir die Speise den Magen verderben. Ich rathe dir, die Eitelkeit, einmal ein liberaler Schreier gewesen zu seyn, für immer fahren zu lassen, weil sie dir sicherlich nichts eintragen wird als Spott. Wenn du aber nicht eine grobe Sünde begehn willst, so hüte dich ja, dein Manuscript einem Verleger aufzuheften. Du bringst den armen Mann offenbar um sein Brod, denn das wirst du dir doch nicht einbilden, daß man deine Gedichte außerhalb Deutschland lesen wird, und noch weniger wirst du dir einbilden, daß man sie in Deutschland lesen wird. Belade dein Gewissen nicht mit Thränen der Armen. Gehe hin, laß dir vom Dey von Algier eine Pension reichen und schreibe seine Hausgeschichte. — „Aber es ist doch so einladend, von zwei Partheien zugleich verehrt und respektive bezahlt zu werden." — Thut nichts, mein Lieber, es thut sich eben nicht. Wie ging es Truffaldino in Goldonis Diener zweier Herrn? Bei aller Dienstbeflissenheit konnte er zuletzt doch nicht allen beiden dienen, und obgleich er von aller beider Tisch gegessen hatte, bekam er doch am Ende auch von allen beiden Schläge. Ich fürchte sehr, die Elektricität in der Literatur wird sich auch auf deine etwas zu dreist erhobne Stirn entladen, wenn du nicht eilst, dich auf dem Isolirschemmel einer Parthei, eines Grundsatzes, eines Wollens festzusetzen. Diene einer Parthei, was es auch immer für eine sey, nur versuche nicht, es beiden recht machen zu wollen. Stelle dich nicht zwischen Thür und Angel. Also, mein Lieber, da du doch, wie es mir scheint, ganz und gar nicht zu einem Freiheitshelden geboren bist, so laß auch alle die abgeschmackten Lieder weg, in denen du dich anstellst, als ob du ein zweiter Tell, ein zweiter Winkelried, ein zweiter Brutus wärst, in denen du

Schönerblut
Freiheitshut
Tyrannenmolch
Freiheitsdolch.

so emphatisch zusammenreimst. Ich erschrecke für dich, wenn es ja einem Holländer einfallen könnte, dich für einen Mitverschwornen der Belgier zu halten. Ich warne dich ernstlich — vor allem aber geh barmherzig mit dem Verleger um!"

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 105. — 13. Oktober 1830.

Literaturgeschichte.

Prospetto della Storia letteraria di Sicilia, nel XVIII. secolo, dal Abbato Scina istoriografo del Ré. Palermo 1829.

Große Erinnerungen knüpfen sich an das sicilische Volk und erhöhen das Interesse für seine geistigen Bestrebungen in der neuern Zeit, wiewohl eigentlich da gar nicht vom Volk die Rede seyn kann, wie in jenen Jahrhunderten, wo es mit Hetrurien die dunkle Wiege der europäischen Civilisation war, wo es in Colonialverband mit Griechenland so blühend und stark ward, daß es sich Rom entgegensetzen konnte, wo aus seinem Schoos Männer wie Archimedes, Empedocles, Theocrit und Diodor hervorgingen, und wo es endlich die Wiedergeburt der italienischen Literatur im Mittelalter begann. Von diesem Volk ist nichts mehr im heutigen Sicilien zu finden, denn dessen neuere Literatur spricht nur von gelehrten Abbaten, Mönchen, Baronen und Professoren.

Der Verfasser selbst ist Philosoph und Naturforscher, dabei allen Reisenden in Sicilien als gefälliger Freund und Rathgeber bekannt. Sein Verdienst bei dieser sicilischen Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts muß höher angeschlagen werden, als Aehnliches bei uns, denn die mehrsten Werke jenes Zeitraums sind nicht gedruckt, sondern liegen sorgsam verwahrt in Archiven und Bibliotheken. Durch dies Buch ist Scina der Schöpfer der Literaturgeschichte geworden, denn was früher in dieser Beziehung erschien, besteht in bloßen Dictionnarien und Biographien. Er erfaßt zuerst das ganze Feld der Literatur und geht es nach seinen Abtheilungen in Anfang, Fortgang und Ende durch. Indessen sind höhere Ansichten der Literatur in Beziehung auf die Kultur des Volks von dem Herrn istoriografo del Ré nicht zu erwarten, wenigstens hätte man ihm nicht erlaubt, sie laut werden zu lassen.

Sicilien gehörte bald dieser, bald jener entfernten Dynastie an, und wurde von ihr durch Statthalter regiert. Man betrachtete es nicht viel besser als eine Kolonie, wo alles zum Vortheil des Herrn und nichts zum Vortheil des Volks geschah. Im Anfang des XVIII. Jahrhunderts geschah durchaus nichts für Wissenschaften und Unterricht. Später ward es besser und heller; den ersten Impuls gaben nur reiche und vornehme Leute, Fürsten, Herzoge und Barone, ja was am auffallendsten ist, mehrere Damen von hohem Stand. Zuerst beschäftigten sie sich mit gelehrten und gründlichen Untersuchungen über alle Münzen, Vasen, Statuen, Inschriften und Monumente, um damit die sizilische Vorzeit aufzuhalten. Griechisch wurde mit großem Fleiß getrieben, Nachgrabungen wurden bei den berühmtesten antiken Städten gemacht, um den Ge-

lehrten bei ihren Vermuthungen und Behauptungen zu Hülfe zu kommen. So stieß man auf phönizische und karthagische Gräber, Sarcophage, Wasserleitungen und Reste aller Art. Die Chronologie wurde durch die Münzen, der Gang der politischen Ereignisse durch Inschriften, der Zustand der bildenden Kunst aus dem Bau der alten Monumente aufgehellt. Der Charakter und die Sitten der alten Zeit, ihre bürgerlichen und religiösen Gebräuche erhielten viel Licht durch die Gemälde auf den Vasen, die in Sicilien so gut verfertigt wurden, wie in allen übrigen Theilen Italiens, weßwegen sie Visconti auch nicht mehr Etrurische, sondern Italische nennt. An den Ufern eines Flüßchens bei Syrakus entdeckte man den Papyrus, aus dem man im alten Aegypten Papier machte; dergleichen wurde auch wirklich nach dem vom ältern Plinius angegebenen Verfahren verfertigt. Diese interessante Entdeckung verdankt man dem Cavaliere Landolina. Alle diese Bemühungen und Untersuchungen wurden auch nicht einzeln und ohne Zusammenhang vorgenommen. So ging man an eine Folge der sicilischen Städtegeschichten, dann auf die spätere Zeit, wo Byzantiner, Araber und Normänner auf der Insel herrschten. Die klassischen Schriften aus dem Mittelalter, die hierauf Bezug hatten, wurden von Neuem abgedruckt, passende Wörterbücher und Biographien geschrieben. Man suchte öffentliche Urkunden und unbekannte Korrespondenzen, desgleichen Diplome aller Art auf, um die Geschichte politisch zu beleuchten. Museen zur Aufstellung der gefundenen Schätze wurden gegründet und eröffnet. Desgleichen Bibliotheken, zur Aufbewahrung der Bücher und Handschriften. Akademien sollten die gelehrten Arbeiten vervielfältigen, ihnen verschiedene Richtungen geben, und Nacheiferung erregen. In dieser Beziehung müssen die Caruso, del Giudice, Settimo, Jesta, Amico, Schiavo, Mongitore, Torremuzza und Andere genannt werden. Oft freilich irrten diese Männer und vergriffen sich in ihren antiquarischen Untersuchungen. Aber doch ging viel Wahrheit und Licht daraus hervor. Sie wandten sich mit ihren Arbeiten und Untersuchungen an die größten Alterthumskenner in Europa, um Aufklärung über manchen dunkeln Gegenstand zu erhalten, an Winkelmann, Hemilton, und später an Heyne, Wolf, Böttiger, und diese dachten immer sehr achtungsvoll von den sicilischen Forschern. — Auch die theologischen Studien wurden nicht verabsäumt. Es gab mehrere wackere, aufgeklärte und selbst gelehrte Bischöfe, die mit dem Adel wetteiferten, um mehr Kenntnisse im Land zu verbreiten. In der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts war zwar der Streit zwischen Molinisten und Jansenisten noch zu heftig, allein um mit Vortheil zu streiten, mußten sich die Geistlichen auf das Studium der alten Sprache legen. Durch diese Kenntniß wurden die alten klassischen Schriftsteller und mit ihnen besserer Geschmack auf der Insel verbreitet. Es entstand auch Streit über den Ursprung und die Gründung mancher Kirchen, über ihre Rechte, ihre Unabhängigkeit und Liturgie. Deshalb wurden historische Deduktionen dafür und dawider abgefaßt, und es mußten Urkunden und Chroniken studirt werden. Auch die Streitigkeiten mit Rom, über dessen geistliche Anmaßungen, brachten manche neue und lichtvolle Idee in Umlauf. Da aber diese Streitigkeiten der Religion selbst einen großen Theil ihres Ansehens bei dem Volk genommen hatten, so verließ man in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die scandalöse Polemik, um die Wahrheit lediglich in der heiligen Schrift, in den Kirchenvätern und in dem kanonischen Recht zu suchen. Von nun an erschienen gute geistliche Schriften, voll reiner Moral. Die Philosophie erfuhr größtentheils die Wechselfälle wie im nördlichen Europa. Die helleren Köpfe wandten sich zuerst für einen Augenblick zu Democrit und seiner Schule, und erklärten dadurch die Nothwendigkeit, die Abstraktion zu verlassen und sich zur Natur und ihren Erscheinungen zu wenden; das war aber auch ihr einziges Verdienst. Denn mit der Physik der Alten sah es im Grund schlecht aus. Sie wollten auf einmal die Natur in allen ihren Fugen kennen, ohne sich Zeit zur Beobachtung zu lassen, daher gaben sie nur abgeschmackte Cosmogonien. Kaum waren Descartes und Leibnitz mit ihren neuen Lehren aufgetreten, so drangen diese auch schon nach Sicilien, wo sie zahlreiche Freunde und Widersacher fanden. Später hielt man sich sehr an den praktischen, sichern und klaren Locke. Die immer mehr um sich greifenden philosophischen Studien hatten schnell einen merkwürdigen Einfluß auf die politischen und moralischen Wissenschaften in Sicilien. Denn alle Zweige der Gesetzgebung, des öffentlichen und des Privatrechts hatten dort gegen das Ende des Jahrhunderts so große Fortschritte gemacht, und es waren dadurch so bedeutende Wahrheiten an den Tag gekommen, daß die Sicilianer einstimmig den König von Neapel um Reformen in der Verwaltung baten. Als man einmal gelernt hatte, Realitäten leeren Worten und Phrasen vorzuziehen, wandte man dies auch auf Physik, Naturgeschichte und Chemie an. Das Copernicanische System hätte gewiß schnellen Eingang gefunden, wenn man sich in der Erinnerung an Galilei's Schicksal nicht vor dem Widerspruch gegen die Bibel und vor Rom gefürchtet hätte. Bald aber traten muthige Männer auf, verscheuchten alle kindischen Zweifel und sicherten dadurch den Triumph heller Forschung. Die Regierung war diesem mächtigen Umschwung der Naturwissenschaften günstig. Im XVII. Jahrhundert hatte Sicilien an Odierna und Ventimiglia schon zwei ausgezeichnete Botaniker gehabt. Ihnen folgten noch mehrere, als Palermo einen botanischen Garten erhielt. Es wurden physische, chemische und mineralogische Kabinets an-

gelegt, und öffentliche Lehrstühle errichtet, um da die Naturwissenschaften nach den neuesten, in Europa gemachten Entdeckungen zu lehren; die Mineralquellen, an denen die Insel so überreich ist, wurden fleißig chemischer Analyse unterworfen, man schrieb die genaue Geschichte der Aetnaeruptionen, der Erdbeben auf Sicilien und aller außerordentlichen Naturerscheinungen. Pflanzen, Fossilien und Schalthiere wurden gesammelt, genauer Prüfung unterworfen und beschrieben. Alle diese wissenschaftlichen Bemühungen nahm das Ausland mit Beifall auf, und die französischen, englischen und deutschen Naturforscher ermunterten die Sicilianer und druckten deren Denkschriften in ihren akademischen Verhandlungen ab. Alles dies hob auch schnell die medizinischen Wissenschaften in Theorie und Praxis. Vor allen stieg die höhere Mathesis, und als vollends die neue Sternwarte in Palermo gebaut worden war, machte sich Piazzi durch zwei Kathaloge der Fixsterne berühmt, welche das französische Institut krönte; hernach entdeckte er den Planeten Ceres.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hatten die positiven und die Naturwissenschaften ein solches Uebergewicht im Lande bekommen, daß Geschichte und Alterthumskunde ganz ihren vorigen Kredit verloren. Daran waren zum Theil die Historiker und Alterthümler selbst schuld. Sie dachten nur darauf, das Material ihrer Wissenschaften zu vermehren, und aus allen Winkeln Alterthümer, Urkunden und Chroniken zu sammeln. Dabei vernachläßigten sie aber alle Ordnung, Klarheit, gute Sprache und Darstellung. Von Eleganz, die bereits sehr von Frankreich her eingedrungen war, wußten sie nun vollends gar nichts. Dadurch kamen diese Gelehrten neben den klaren und eleganten Philosophen in schlechten Kredit, das verwöhnte Publikum wendete sich von ihnen ab und ließ sie ohne Aufmunterung und Unterstützung. Dazu kam noch eine Betrügerei, die den historischen Wissenschaften in Sicilien großen Schaden that. Es kam ein unverschämter Mensch, Namens Vella, aus Malta herüber, der sich für einen großen Kenner der arabischen Sprache ausgab, wiewohl er keine Sylbe davon verstand, nicht einmal das Alphabet. Damals lag der Regierung gerade viel daran, die urkundliche Geschichte des Königreichs unter den Sarazenen kennen zu lernen. Dies war ihr in ihren Streitigkeiten mit den sizilischen Baronen, hinsichtlich ihrer Feudalrechte und Ansprüche sehr wichtig. Vella wußte es so geschickt zu karten, daß man ihm die Uebersetzung eines in einem alten Archiv gefundenen arabischen Codex übertrug, und er spielte seine Rolle lange mit so großer Geschicklichkeit, daß er sich Ehren, Würden und sogar eine Professorstelle der arabischen Sprache und Literatur bei der Universität von Palermo erwarb. Seine Uebersetzung des arabischen Codex war aber nichts als ein Mischmasch selbsterfundener Dinge. Ja er brachte sogar einen normännischen Codex ans Tageslicht, den er in einem alten Archiv gefunden haben wollte. Die sizilischen Gelehrten merkten bald Unrath und bemühten sich, ihm die Maske abzureißen. Dies ging aber nicht so leicht, denn der Gaukler hatte sich indessen mächtige Protektion verschafft. Endlich aber wurde er bei dem ordentlichen Gerichtshof des Betrugs beschuldigt, desselben überwiesen und deshalb zu 15jährigem Gefängniß verurtheilt.

In der Nationalliteratur machte Sicilien nicht so große Schritte wie in den Wissenschaften. Im Anfang des Jahrhunderts herrschte Marino's unselige Schule, die auch nach 1750 noch auf der Insel zu Haus war, nachdem Gravina und Guidi sie bereits früher vom italienischen Kontinent verdrängt hatten. Das Studiren des Griechischen und Lateinischen trug viel zur Läuterung des Geschmacks bei, und nach einigen unglücklichen Versuchen Petrarcha und seine Dichtkunst wieder aufleben zu lassen, erhoben sich Dichter und Prosaisten zu einiger Originalität. Hier und da wurden auch griechische und hebräische Gedichte gemacht. Lateinische waren häufig. Endlich kam man auf den guten Gedanken, den sizilischen Dialekt — unstreitig den ältesten, reichsten und geistreichsten Italiens — für die leichte Dichtkunst zu benutzen. Ganz trefflich war in dieser Beziehung der geniale Abbé Meli, der würdige Nacheiferer Anacreons. Seine lieblichen Idyllen haben viel zur Ausbildung und Mündigwerdung des sizilischen Dialekts, so wie zur Aufregung des geistreichen Volks beigetragen, dessen Sitten und gesellschaftliche Gebräuche dadurch auch milder und geschichtlicherer wurden.

Ref., der selbst vormals lang auf der herrlichen Insel herumwandelte, hat diese Literaturgeschichte mit besonderem Vergnügen gelesen. Lebhaft hat sich ihm dabei der merkwürdige Unterschied wieder aufgedrängt, der zwischen den Sizilianern und den ganz benachbarten Neapolitanern ist. Während bei jenen alles von Kraft, Geist und Poesie sprudelt, während sein armseliges Leben geistig vielfach aufgeregt und das Land dadurch zu einer großen Umgestaltung reif ist, liegt bei den Neapolitanern noch alles in Nacht und Faulheit. Mr.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

9) Poesie scelte da Matthisson, Goethe, Schiller, Cramer e Bürger, tradotte in versi italiani dal dottor Antonio Bellati. Milano, per Vincenzo Ferrario, 1828.

Die Engländer, die Franzosen haben den hohen Rang der deutschen Poesie bereits anerkannt. Nun kommen auch die Italiener, ihr zu huldigen. Der Verf. beginnt sein Werk mit den Worten: „Die deutsche Poesie hat im vorigen Jahrhundert eine solche Höhe erreicht, daß sie mit der jedes andern Volkes wetteifert.“ Und doch scheint der gute Mann außer Schiller und Goethe niemand von unsern Dichtern zu

kennen, als Matthisson, den er jenen sogar voranstellt, und Haller, Klopstock, Bürger, Cramer. Von Tieck, von den Schlegels, von Novalis, Arnim, Uhland, Rückert und allen Neuern seit Anfang des 19ten Jahrhunderts weiß er nichts. Bei ihm heißt es noch: Matthisson e divenuto l'autore prediletto della propria nazione; Cramer occupa pure un posto assai distinto nel Parnaso tedesco.

Es darf übrigens nicht Wunder nehmen, daß sich die Italiener vorzüglich von der Matthissonschen Art angezogen fühlen. Ihre Sprache eignet sich vorzugsweise für das Elegische, daher sie auch nicht im Stande sind, das deutsche Lied in seiner naiven Kürze wiederzugeben. Unwillkührlich müssen sie es zu einer elegischen Breite ausdehnen. Der Uebersetzer hat, wie die vorliegenden Proben beweisen, in der That trefflich übersezt, aber er mußte doch den Grundton verändern. So hat er z. B. das anmuthige Mailied von Goethe:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne,
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

zwar sehr schön wiedergegeben, aber doch in einem weit feierlicheren Tone, und es wäre ihm sicher unmöglich gewesen, die ganze Raschheit und Kürze des deutschen Liedes nachzuahmen. Er übersezt:

Come brilla in ogni canto
Maestosa la Natura!
Come splende per me il sole!
Come ride la pianura!

Da ogni fronde, da ogni stelo
I fior sbucciano odorosi,
Mille voci dai cespugli
Levan cantici amorosi.

E contento, e pura gioja
Si solleva da ogni petto.
Vaghe sponde! O dolce sole!
O purissimo diletto!

Dolce amore! Dolce amore!
Vago d'oro rilucente,
Come nube del mattino
Sovra il colle risplendente.

In tua pompa benedici
Tu la terra in suo germoglio,
E dei fiori tra il profumo,
Delle messi fra l' orgoglio.

Giovinetta! Giovinetta!
Quanto amor mi lega a te!
Il tuo sguardo come brilla!
Quanto amor ti lega a me!

Così ama lodoletta
L' aure e'l canto mattutino,
Così aman la rugiada,
I fioretti del mattino:

Com' io t'amo d'un amore
Che divampa in ogni vena,
Te, che svegli in me la gioja,
La virtude, e nuove lena —
A condur le danze lieve,
A discorrer nuovi carmi,
In eterno sii felice,
Come fide nell' amarmi!

Die Schwermuth der Ballade läßt sich besser durch die italienische Feierlichkeit wiedergeben, daher ist die Uebersetzung des Goethe'schen Fischers:

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran rc.

zwar auch nicht in demselben Versmaaß, aber doch in einem verwandten sehr gut übertragen:

Muggiva l'onda, — l'onde ingrossava,
Sedeva in sulla sponda un pescatore,
In tutta calma — l'amo guatava
Tutto freschezza fino in fondo al core.

Eben so Schillers Ritter Toggenburg:

Cavaliere, v' offre il core
Fido affetto di sorella,
Non chiedete d'altro amore,
M' addolora tal favella.

So vederti io comparire
Calma, e calma di partire,
Non comprendo de' vostr' occhi
Il segreto lagrimar.

Und Bürgers Lenore:

Si riscosse, il mattino risorto,
Leonora da torbidi sogni:
Se tu infido, o Guglielmo, o se morto,
Sclama; e quando vuoi tu ritornar?

Allein der sausende Galopp des deutschen Dichters hat seine hinreißende Sturmkraft in der zartern italienischen Sprache nicht ganz beibehalten können.

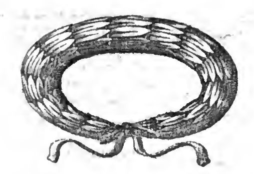
Tacque il suon, tacque il canto, disparve
Quella bara; ecco docili al cenno
Hurre! Hurre! accorrenti le larve
Li sull' orme volar del destrier.

E ognor oltre, op, op, op, si disserra
Il galoppo, que s'aria ne fischia,
Schizza arena, e faville la terra,
Sbuffan ansii destriero, e guerrier.

Come a dritta volaro, e a sinistra
Monti, piante, cespugli, e boscaglie,
E a sinistra, a diritta, a sinistra,
Città, Borghi, Villaggi volar! —

Der hauptsächlichste Unterschied zwischen der italienischen Uebersetzung und dem deutschen Original liegt in dem weiblichen zweisylbigen Endreim, den der Italiener fast immer statt des männlichen einsylbigen Endreims des Deutschen setzen muß, weil der leztere seiner Sprache mangelt. Daher wird denn das, was im Deutschen einfach, kurz, rasch und kraftvoll ist, in der Uebersetzung immer etwas luxuriös, gedehnt und weich. Doch muß man gestehn, daß der Italiener das mögliche geleistet hat, den Geist der deutschen Dichtung auszudrücken, und daß es ihm damit besser gelungen ist, als allen französischen Uebersetzern, die sich immer genöthigt sehn, die deutsche Kürze noch weit künstlicher zu umschreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 106. — 15. Oktober 1830.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

10) Blumenlese aus spanischen Dichtern von Srb. Mutzl. Landshut, Thomann, 1830.

Eine Sammlung der auserlesensten Poesien, die durch eine eben so schöne, durchaus poetisch gefühlte und wohllautende Uebersetzung dem Geist und Ohre gleich sehr schmeicheln. Den Anfang machen Gedichte religiösen Inhalts, dann folgen Romanzen, hierauf Sonnette zärtlichen Inhalts, und endlich vermischte Gedichte. Die Quellen, aus denen sie geschöpft sind und Nachrichten über ihre Verfasser sind am Schluß verzeichnet.

Alle diese Gedichte zeichnen sich, wie es im spanischen Charakter liegt, durch leidenschaftliche Gluth und doch zugleich durch die höchste Zartheit aus. Von den wenigen religiösen Liedern geben wir nur das kleinste zur Probe:

Die Büßende.

Wo ist das Gold, du hohe Magdalene,
Das um den Marmornacken dir erglänzte?
Wo ist der reichen Perlenkette Schöne,
Die deine Lock' umkränzte?

Die Liebe selbst ergänzte
Den Schmuck, den sie zerstört, und Magdalene
Trägt nun das reinste Gold in ihrem Herzen,
Im Aug die Perle von der Liebe Schmerzen.

Die Romanzen tragen alle das gleiche Gepräge und wer sollte nicht den eigenthümlichen Geist der spanisch-maurischen Chevalerie kennen? Besonders schön sind unter den vorliegenden Romanzen Muza Blanka, der Gräfin Rene, das belagerte Anteguera, die Wäscherin. Wir wählen eine der kleineren aus:

Blanka.

In Sidonia ist Blanka
Sie erzählt ihr herb Geschicke
Einer Dame, die mitleidig
Im Gefängniß bei ihr weilt.

„Der Burbonen Tochter bin ich,
Bin des Dauphins Karlos Baase,
Und der König der drei Lilien
Trägt mein Wappen in dem Schild.“

„Dorther kam ich nach Kastilien;
Nie wohl, nie verließ ich Frankreich:
Wie ich schied vom Heimathlande,
Schied vom Körper auch mein Geist.“

„Wohl das Ja, fein Herz nicht, gab er,
Denn sein Wort ist Trug und Lüge,
Wenn des Königs Worte lügen,
Was ist bös das er nicht thut?“

„Meine Hand besaß die seine,
Nicht besaß ihn meine Seele:
Einer glücklicheren Dame
Gab er früher schon sich hin.“

„Einer Donna, der Maria,
Die sich de Padilla nennet;
Selbst die eigne Gattin gab er!
Für die falsche Buhlin weg.

„Einmal nur (die Grandes riethens)
Sah ich sie in meinem Hause:
Wohnt sie doch acht Tage drinnen!
Tausend Mängel sind an ihr:“

„Dienstag war, der Hochzeitmorgen,
War mir wohl ein Unglücksmorgen:
Ach verwittwet stand am Mittwoch
Brautbett schon und Hoffnung mir:“

„Ich gab einen Gurt Don Pedro,
Reich gestickt mit Diamanten,
Der ihm, wähnt ich, sollte fesseln,
Was sonst falsche Lieb umstrickt:“

„Ihn bekam Donna Maria,
(Was sie will, muß er gewähren),
Sie dann gab ihn einem Zaubrer
Vom verhaßten Judenblut.“

„Und ein Geldgurt mußte werden,
Was ein Pfand war meiner Seele:
Solches Ende nahm mein Hoffen,
Solches Ende nahm mein Glück.“

Die Sonnette sind größtentheils von seltner Schönheit und den besten Sonnetten Petrarcas an die Seite zu setzen, z. B.

XVI.

Die Garamendes haben eine Quelle,
Die durch des Bodens inn're Kraft die Wogen
Ergießet kalt und wie von Eis umzogen,
Wenn heiß die Sonn' am Himmel glüht und helle.

Taucht sie die Stirn in kühle Meereswelle,
Deckt Nacht die Flur, hat sie am Himmelsbogen,
Den sternbesäten Schleier aufgezogen;
So brennt wie Gluth und kocht die Wunderquelle

Als Thränenquell muß ich mich so ergießen:
Zu Eis erstarr ich in der Sonnennähe
Der holden Augen, die mich stets entmuthen;

Doch kaum fühl ich des Herzens Tag sich schließen,
Wie ihres Fernseyns Nacht mich kalt umwehe, —
Entbrenn' ich siedend und vergeh in Gluthen.

XIX.

Unruhig schwebt das Immlein auf und nieder
Den Blumenplan wo tausend Rosen glühen,
Und summt, zu finden wo die schönsten blühen,
Mit süßem Flötentone hin und wieder;

Nun sah es sie, und schwebet gleich danieder,
In sanftem Flug; mit emsigem Bemühen
Schweigt es, wo Blätter düftevoll erblühen
Im tiefen Kelch und schwingt sein zart Gefieder.

So schweifte mein Gedank' in blum'gen Thalen,
Um Liebe: Dich zu finden durch die Auen,
In sel'ger Unruh, frei von Amors Leiden,

Da fand ich dich, versengt an deinen Strahlen
Saugt Wonnen Herz und Will aus holdem Schauen,
Die sie dem Himmel deiner Augen neiden.

Am meisten Auszeichnung aber verdienen die kleinen Liedchen, die sich unter den Gedichten vermischten Inhalts finden, z. B.:

Lied.

In dem Strauche wächst die Rose;
Dorthin will ich gehn,
Will dort horchen der Nachtigall,
Wie sie singt so schön.

Auf und ab am grünen Strome
Liest das Mädchen sich Limonen;
Dorthin ꝛc.

Liest das Mädchen sich Limonen,
Die ihr Trauter soll bekommen;
Dorthin ꝛc.

Die ihr Trauter soll bekommen
Mit dem Hut, den sie gesponnen,
Dorthin ꝛc.

Der Gefangne.

Wer, ach wer hält ihn gefangen,
Meinen Lieben,
Wer, ach wer hält ihn gefangen?
Meiner ersten Lieb Verlangen,
In Sevilla liegts in Banden:
Meinen Lieben ꝛc.

In Sevilla liegts in Banden,
Meine Locke hälts gefangen
Meinen Lieben,
Meine Lock hält ihn gefangen.

Ständchen.

Schläfst Du, liebes Mädchen?
Oeffne Deine Thür,
'Kommen ist die Stunde,
Willst Du gehn mit mir.

Hast Du keine Schuhe
An dem Füßchen schön,
Laß sie, manche Wasser
Hast Du durch zu gehn.

Tief sind, tief die Wasser
Des Guadalquivir:
'Kommen ist die Stunde,
Komm, o komm mit mir!

Ueber den Zauber solcher kleiner Liedchen geht doch in der ganzen lyrischen Poesie nichts. Sie sind der Anfang und das Ende aller Lyrik, die wahre Natur= und Volkspoesie, die alle Wechsel der Kunstpoesie überdauret und in ihrer Bescheidenheit auch alle Pracht derselben übertrifft.

Da diese Sammlung von Uebersetzungen ein in sich geschlossenes schönes Ganze bildet, hätte der Herausgeber es vermeiden sollen, eine Auswahl seiner eignen Jugendgedichte als Anhang beizufügen. Der Vergleich lehrt, daß er ein weit besserer Uebersetzer als Originaldichter ist, wenn er aber auch das Leztere wäre, so hätte er sich doch nicht ältern Dichtern eines fremden Volkes an die Seite setzen sollen.

11) Fabeln von Abraham Emanuel Fröhlich. Zweite vermehrte Auflage mit einem Heft Zeichnungen von M. Disteli. Aarau, Sauerländer, 1829.

In dem freundlichen Aargau, unfern der alten Habsburg und nahe bei Kloster Königsfelden, wo Kaiser Albrecht erschlagen war, auf derselben Stelle, wo einst die große Römerstadt Vindonissa sich erhoben, steht jezt das kleine Städtchen Brugg, das Prophetenstädtchen genannt, weil aus seinen engen Mauern schon manche ausgezeichnete Geister hervorgegangen sind, unter andern der berühmte Ritter von Zimmermann. Auch die beiden Brüder Fröhlich sind in diesem Städtchen geboren, der jüngere ein geschickter Musiker und Komponist, der ältere unser Fabeldichter. Seine Fabeln sind zwar, wie das Erscheinen einer zweiten Auflage beweist, in der Schweiz ziemlich verbreitet, scheinen aber im übrigen Deutschland noch nicht die verdiente Berücksichtigung erfahren zu haben. Es sind ohne Zweifel die besten Fabeln der neuern Zeit, und man findet darin nicht blos die Moral, was gewöhnlich ist, sondern auch die Poesie schätzbar, was selten ist. Alle zeichnet die anspruchslose, kurze, der Fabel ganz angemessene und dennoch neue Form aus. Die einen sind von allgemeinem und tiefem Sinn, die andern beziehn sich auf specielle Thorheiten unserer Zeit und wir finden darunter die trefflichsten politischen Satyren. Von der ersten Gattung z. B.

Lebensworte.

Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht in meinem Raume
Groß zu thun und zu verhüllen
Meiner Sprüche goldnen Schein
Die allein mit Trost erfüllen?“

„Auch aus Grüften, sagt die Blüthe,
Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch denn todte Schriften
Sein Gedächtniß hier zu stiften,
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort.

Frömmler.

Irrwische hielten ihr nächtliches Stündchen,
Auf der Haide, und ohne ein Sündchen
Tanzten sie betend wohl auf und ab,
Priesen auch: daß in so finstere Zeiten
Demuth allein die Erleuchtung hab,
Richtigen Pfad der Welt zu leiten.

Aber die Sterne sangen herab:
„Wer verirrt in erdunkelten Thalen,
Aufschaut zu den himmlischen Strahlen,
Die da brennen in ewiger Ruh,
Diesen führen wir aus den Qualen
Einem erfrischenden Morgen zu;
Aber in Nacht bleibt Jeder versunken
Welcher gefolgt, wo jene gewunken!“

Das Herz.

„Wahrlich du hast nicht die rechten Weisen,
Würdig Gott zu lehren und zu preisen,
Sprach der Winter zu dem Frühling nieder.
Deine Kirch' erfüllen Bilder, Lichter,
Düfte, Blumenglanz und Jubellieder;
Deine Priester scheinen lauter Dichter.
Alles ist in hellster Freud' erglommen,
Gleich als wär' zur Erd der Himmel kommen.
Das ist eitel Blendwerk für die Sinne,
Bilderdienst, der Gottes nicht wird inne,
Und es wird das reine Licht verschlungen
Von des Tempels Dampf und Dämmerungen.“

Unter den satyrischen zeichnen wir aus:

Diplomatik.

„Warum sind uns Doppelzungen?“
Wundert eins der Schlangenjungen.

Und die Mama sagt ihm: „Eug,
Eine wär uns nicht genug;
Denn wir sind unendlich klug!“

Zuklärung.

Seit Katzenaugen nicht ertragen
Das Licht und Feu'r, und drum ein Hahn,
Verkündigend das neue Tagen
Den großen Leu'n erschrecken kann,
Muß nach durchlauchtigstem Begehren,
Die Höhlen schlafend untertagen,
Der Hof den Tag zu Nacht verkehren.

Der Aufrührer.

Der Adler saß gefangen
Im Bau von Eisenstangen

Mit Vögeln ohne Zahl.
Bald sucht und findet er Lücken
Und ruft: „Kommt, helft einmal,
Hier kann die Flucht uns glücken.

Die Vögel staunen, lachen;
Denn ihnen fällt nicht bei:
Was dieser nun will machen.
Er aber unverdrossen
Ermuntert die Genossen,
Und zeigt, wie's möglich sey.

Als sie noch unentschlossen,
Beginnt er hoch zu preisen
Den Flug im blauen Raum,
Das Schweben und das Kreisen,
Den Berg und Fels und Baum
Und Freiheit überall.

„He, thut's in Einem Schall,
Das ist ein Narrentraum!
Er hat den Sinn verloren
Und hält nun uns für Thoren!"
„Was schreit der Aar entgegen;
Seht ihr dann nicht am Himmel
Das lustige Gewimmel!"

Nun drohen sie mit Schlägen.
Mit Noth ist er entkommen,
Und hat erst jezt vernommen:
Daß sie gelähmt und blind
Und hier geboren sind.

Liebesmäntler.

Ein Lamm ward weggebracht
In einer dunkeln Nacht,
Und nur der Diebe Spur
Entdeckt man auf der Flur.

Da wird zum Augenschein
Von seiner Dorfgemein
Der Fuchs dorthin geschickt
Doch in der Spur erblickt
Er seines Vetters Fuß,
Der ihm auch hehlen muß;
Drum mit gewandtem Schwanz
Verwedelt er sie ganz.

Volksvertreter.

Anerkennung eigner Rechte
Geben nicht die Wohlgebornen
Auch den Schafen, den geschornen.
Und es wählten die Erkohrnen,
Daß er kräftig sie verfechte,
Einen von den Hochgebohrnen.

Dieser, an den Hof gekommen,
Wurde freundlich aufgenommen,
Und die Hunde, die Minister,
Haben höflich ihn berochen,
Selbst der Leu hat mit Geflister
Etwas zu dem Mann gesprochen.

Und er fand ein herrlich Leben,
Denn es ward ihm Korn gegeben,
Drum er denn auch „Ja" sagte
Zu dem Allem, was man sagte.

Holzglauben.

Faules Holz in Waldes Nacht
Hat im Dickicht etwas Schein;
Von den Uhu groß und klein,
Deren Einsicht waldbekannt,
Wird zum Wunder das gemacht:
Daß dies Holz noch nie verbrannt.
Diese Predigt machet klar,
Solches auch der Affenschaar.
Denen scheint es ungeheu'r:
Daß so kalt sey dieses Feu'r.
Selbst die Tiger und die Leu'n,
Welche alles Feuer scheu'n,
Wandelt Teufelsschrecken an,
Wann sie diesem Zauber nahn.

Faules Holz steht weit und breit
Im Geruch der Heiligkeit.

Man muß gestehn, daß diese Form sehr glücklich ist, Satyren auf das moderne öffentliche und Privatleben einzukleiden, und da hier der Gegenstand unerschöpflich und immer neu ist, dürfte die Nachahmung einmal am Platze seyn. — Trotz dieses satyrischen Anstrichs hat der Verfasser doch ein überwiegend sanftes lyrisches Gemüth, und wir fordern ihn deßfalls auf, neben seinen Fabeln auch seine anderen lyrischen Dichtungen der Welt vorzulegen.

Eine sehr anmuthige Zugabe zu diesen Fabeln sind die Zeichnungen von Distell, einem jungen sehr talentvollen schweizerischen Künstler. Es sind die besten Karrikaturen, die wir seit lange gesehn haben, und Distell hat für dieses Genre ein so überwiegendes Talent, daß wir bedauern müssen, ihn in schweizerischer Ländlichkeit fern vom großen Markte des Lebens zu erblicken. Ein solches Talent sollte in Paris oder London leben und sich durch häufige Uebung an dem so reichlich ihm gebotnen Stoff bis zur Virtuosität eines Hogarth steigern. Das erste seiner Blätter stellt ein Theater dar, auf welchem Thiere eine Schicksalstragödie spielen; das zweite eine Erziehungsanstalt, das dritte einen wunderthuenden Mönch, das vierte eine Predigt, das fünfte eine gerichtliche Verhandlung, das sechste die Audienz eines Ständemitglieds beim Fürsten, das siebente exercirende Soldaten, das achte ein Concert, das neunte Bestien, die sich im Spiegel besehn. In allen spielen Thiere die Rolle des Menschen. Die Erfindung ist neu und fein, die Zeichnung scharf und charakteristisch, das Ensemble reichhaltig. Niemand kann diese witzigen Bilder sehn, ohne herzlich zu lachen, und man kann sie öfter sehn, da sie nach dem Beispiel Hogarths äußerst durchdacht und reich an Nebenbeziehungen sind, die man auf den ersten Blick nicht alle inne wird.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 107. — 18. Oktober 1830.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsezung.)

12) Slavische Volkslieder, übersezt von Joseph Wenzig. Halle, Renger, 1830.

Böhmische, mährische, slawakische, windische, russische, klein-russische und bulgarische Volkslieder sind hier zu einem artigen Kranz gewunden. Es finden sich darunter sehr viele ächt poetische, andre, die wenigstens charakteristisch sind, aber auch manche, die weder das eine noch das andre und nicht einmal wirkliche Volkslieder sind, weil sie einen ganz modernen Ursprung verrathen und schwerlich aus dem gemeinen Volk hervorgegangen seyn können. Auch Graf Maelath hat in seiner früher erschienenen Sammlung ungrischer Lieder das Alte nicht genug vom Neuen, das ächte Volksthümliche von der künstlichen Nachahmung moderner Dichter getrennt. Derselbe Vorwurf läßt sich, zum Theil wenigstens, auch unserm Wunderhorn machen. Immerhin sollte dies endlich vermieden werden. Unbekannt mit den slavischen Originalen, weiß ich freilich nicht, inwiefern nicht vielleicht der Uebersetzer durch unpassendes Modernisiren selbst dazu beigetragen hat, den einfachen und naiven Volkston zu verfälschen. Etwas dürfte ihm wohl mit Recht vorgeworfen werden, nämlich der allzu häufige Gebrauch der Diminutive. Die ganze Sammlung wimmelt von: Gärtlein, Röselein, Wängelein, Flügelein, Vögelein, Kämmerlein, Hirschlein, Kindlein, Perllein, Pantöfflein, Rößlein, Äpfelein, Herzlein, Händlein, Kränzlein, Gebetlein, Fensterlein, Glöcklein, Brücklein, Thränlein, Schnäblein, Gänselein, Lerchlein, Blümchen, Bäumchen, Mädchen, Aehrchen, Liebchen, Küßchen, Briefchen, Weibchen, Täubchen, Fischchen, Tischchen, Plätzchen, Schätzchen, Netzchen, Mündchen, Flintchen, Hündchen, Häschen, Hüttchen, Blättchen, Gänschen, Nachtigallchen, Schwälbchen, Mütterchen, Brüderchen, Schwesterchen, Bürschchen, Männchen, Väterchen, Hälschen, Füßchen, Lüftchen, Stübchen, Schnürchen, Entchen, Pelzchen, Sylbchen, Wörtchen, Bräntchen, Nestchen 2c. Zugegeben, daß der slavische Sprachgebrauch mehr Deminutivá zuläßt, so sind sie doch eben darum dort nicht so auffallend, als bei uns, und was bei den Slaven nur kindlich ist, wird bei uns leicht kindisch. Die vorliegenden Gedichte würden in der That an Zartheit und Lieblichkeit nichts verlieren, wenn sie weniger süßlich wären.

Wir heben zunächst die ganz einfachen kleinen Volksliedchen aus, die gewissermaaßen als lyrische Embrionen die Anfangspunkte der Poesie bezeichnen, z. B.:

Das Lied der Schwalben.

Ach wie über unsrer Scheune
Doch die kleinen Schwalben singen!
Ach sie singen, ach sie singen.
Wird mein Trautel nicht die Meine.
Nicht die Meine, nicht die Meine.
Sie mein Schwarzaug, sie mein Täubchen.
Mit dem goldnen Miederleibchen!

Lauter Widerspruch.

Ei, in einem Haus zwei Hähne,
Katz und Hund dazu,
Hartes Brod ein stumpfes Messer,
Schlimmes Weib, ein guter Mann;
Sagt wie das beisammen
Leben kann?

Ein Seufzer.

Wenn zu mir heut Abends
Doch der Liebste käme;
Käme mit der Sonne
In der Mond zusammen
Doch es kommt der Liebste
Nicht zu mir heut Abends,
Ach und mit der Sonne
Nie der Mond zusammen.

Hochzeitslied.

Tritt der Schmied aus seiner Schmiede,
Trägt der Schmied mit sich drei Hämmer.
„Schmiede Schmidt mir eine Krone,
Eine goldne neue Krone;
Aus den Schnitzlein einen Goldring,
Aus dem Feilicht eine Nadel;
Dann die Krone soll mich krönen,
Und der Goldring mich vermählen,
Nadel mir das Brauttuch heften."

In solchen kleinen Liedern sind hauptsächlich nur die slavischen Völker ausgezeichnet, und wenn wir etwas Aehnliches in den östreichischen Mundarten finden, so weist dies sehr deutlich auf die slavische Nachbarschaft hin. — Derselbe Grundcharakter, der sich in diesen kleinen lyrischen Gedankenblitzen kund gibt, bleibt auch den etwas ausgeführtern slavischen Liedern treu. Innige Zärtlichkeit, zarte Scheu, harmlose Schalkhaftigkeit und ein gewisses Einverständniß der Seele mit der Natur, die wahre poetische Ländlichkeit, unterscheiden die slavischen Lieder vorzugsweise von denen andrer Nationen. Wir wählen noch einige der schöneren aus:

Leichtsinn.

Aehrchen, Aehrchen, Aehrelein,
Ei, wer wird euch mähen?
Mein Geliebter weilet fern,
Will nicht zu mir gehen.

Aehrchen, Aehrchen, Aehrelein,
Ei wer wird euch binden?
Mein Geliebter weilet fern,
Will ihn schon noch finden.

Mutter, Mutter, Mütterchen,
Bin von losem Blute;
Nimm das Beschen, feg' mich rein
Von dem Uebermuthe.

Meine Goldpantöffelein,
Bin zu schwer zum Hüpfen,
Mutter, Mutter, Mütterchen,
Will ins Häubchen schlüpfen.

Grünes junges Eichelein
Frisch auf deinem Plätzchen;
Grolle Du, nur Du mir nicht,
O mein süßes Schätzchen!

Wahrlich nein, ich groll Dir nicht,
Doch ich muß beklagen,
Daß ein zweiter Dich umschleicht,
Wie die Leute sagen."

Glück in Unglück.

Im grünen Haine koste
Ein Paar in Lieb' und Treu,
Da fiel ein Ast herunter,
Erschlug sie alle zwei.

Gut, daß er hat erschlagen,
Eins an dem andern dicht;
So härmt sich und so jammert
Eins um das andre nicht.

Auftrag.

Weiße, weiße Gänse,
Wie ihr hochhin flieget,
Wie ihr weithin sehet.

Drehet euch im Kreise
Ob dem Hof des Treuen,
Kündet meinen Treuen
Daß sie kommen mögen,
Werbe, werbe freyen!

Mögen um mich kommen
Schnell mit vierzig Rößlein,
Und mit fünfzig Wägen!

Die Räder von Pfefferkuchen,
Die Wagenkörbe von Zucker,
Die Rößlein in blankem Gelde,
Im Scharlachkleide der Holde,
Die Peitsche mit Gold durchflochten —
Es hat sie mein Liebster geflochten!

Der Glanz in der Nacht.

Wo warst Du und wo schweifest Du
In der Nacht,
Das Thau benetzte Deine Schuh'
In der Nacht, in der Nacht?

„Ich war im Wäldchen grün und kühl
  In der Nacht,
Dort fliegen der Turteltäubchen viel
  In der Nacht, in der Nacht.“

„Sie haben rothe Wängelein,
  In der Nacht,
Sie haben rothe Schnäbelein,
  In der Nacht, in der Nacht.“

„Dort blieb ich lauernd auf der Spur,
  In der Nacht,
Ein Turteltäubchen fieng ich mir
  In der Nacht, in der Nacht.“

„Es hat das schönste Schnäbelein,
  In der Nacht,
Es hat die rothesten Wängelein
  In der Nacht, in der Nacht.“

„Das Turteltäubchen kost mit mir
  In der Nacht,
Zusammen kosen ewig wir
  In der Nacht, in der Nacht.“

Die russischen Lieder müssen besonders hervorgehoben werden, weil sie theils eine mehr elegische Tiefe, theils mehr patriotisches Feuer verrathen und durch beides ein etwas kraftvolleres Ansehn gewinnen, als die leichten Tändeleien der übrigen hier gesammelten Lieder.

Den Seufzer hörte der Geliebte.

Längs dahin bei meinem grünen Garten,
Längs dahin bei meiner hohen Stube,
Längs dahin bei meinem Felgenfenster,
Ziehet sich der breite Weg nach Moskau,
Ziehet sich die Petersburger Straße.
Auf dem Wege, auf dem breiten Wege,
Hätt' ich bald versehen den Geliebten,
Bis nun seine blonden Locken flattern.
Ei da ruf ich laut ihm nach — er hört nicht,
Wink ihm mit dem Tuche zu — er sieht nicht
Seufze schweren Herzens — dies vernahm er,
Kehrte mitten aus dem Feld, der Holde,
Sprengte her zu meinem Felgenfenster:
„Lebe wohl, o vielgeliebtes Mädchen,
Gehts Dir bitter, wirst Du meiner denken,
Gehts Dir süß, so wirst Du mich vergessen.“

Die Eingemauerte.

Es verlautete von mir der Leumund,
Daß ich meines Vaters Ruf gekränket,
Schmach auf meiner Mutter Haupt geladen,
Weil allein ich gieng zu dem Geliebten.
Ach da zürnte mir der Vater heftig,
Abhold wurde mir die rechte Mutter,
Baute mir der Vater einen Kerker,
Baut ihn ohne Thüre, ohne Fenster.
Wagt' ich meinen Vater so zu flehen:

„Brich Du mir drei Fenster aus mein Vater,
Auf das Blachgefild das eine Fenster
Auf den grünen Garten hin das andre,
Ach und auf das blaue Meer das dritte.“

Und ich hob am Morgen mich vom Lager,
Blickte hin aufs Blachgefild, ich Mädchen,
Nichts erblickt ich auf dem Blachgefilde,
Blickte wieder hin zum grünen Garten,
Das Gevögel klagte mir entgegen;
Blickte auf das blaue Meer: ich Mädchen,
Sah dort einen kleinen Nachen schwimmen,
Und im Nachen war mein Vielgeliebter.
Dem Geliebten rief ich aus dem Fenster,
Winkte dem Geliebten mit dem Tuche,
Neigte mich vom Fenster dem Geliebten:
Lebe wohl, Du Hoffnung meines Herzens,
Seh vielleicht Dich in den Tod nicht wieder.

Eins der hübschesten unter diesen russischen Gedichten ist folgendes, das auf eine wichtige Epoche der russischen Geschichte sich bezieht:

Auslegung des Traumes.

„Abends Mutter schlief ich ein ganz wenig
Träumte mir von einem hohen Berge,
Oben lag ein glänzend weißer Felsen,
Auf dem Felsen wuchs ein Busch von Riedgras,
Auf dem Busche saß ein junger Adler,
Einen schwarzen Raben in den Krallen.“
Da zur Tochter spricht die rechte Mutter:
„Du mein Kind, mein vielgeliebtes Kindchen,
Was Du träumtest, will ich Dir erklären.
Hoher Berg — die steinerbaute Moskau,
Glänzendweißer Felsen — unser Kreml,
Busch von Riedgras — unser Hof im Kreml,
Der rechtgläub'ge Czar — der junge Adler,
Schwarzer Rabe war der Schwedenkönig.
Es besiegt der Czar das Land der Schweden
Und den König selbst nimmt er gefangen.“

Das russische Landwehrlied dagegen, das ein Major im Jahr 1812 gedichtet hat, und worin es heißt:

Tapfrer Wittgenstein, ruhmvoller Sieger,
Heiß uns Dir, wohin es Noth thut, folgen,
Selbst durchs Feuer geht für Dich ein jeder!

ist durchaus zu modern und gemacht, um neben altslavischen Volksliedern stehn zu dürfen.

13) Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Erster und zweiter Band. Leipzig, Knobloch, 1831.

Die deutsche Literatur ist ein Tollhaus, worin einige hundert Narren Kostüm und Sitte, Sprache und Ideen-

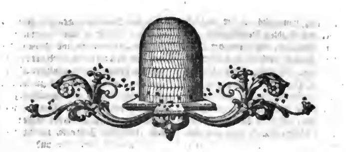
gang von hundert verschiednen Völkern alter und neuer Zeit nachäffen. Gallomanen, Anglomanen, Italomanen, Hispanomanen, Normannomanen, Grácomanen, Turkomanen, Persomanen, Indomanen, Chinesomanen, Irokesomanen, sitzen diese guten deutschen Philister einträchtig-hunderträchtig beisammen und spielen Weltgeschichte. Das Tolle ist, daß sie ganz ernsthaft dabei sind. Wären es noch Masken, es gäbe das lustigste Carneval, aber die Narren machen Ernst aus der Sache.

Mit Fug und Recht mögen wir uns die Poesie andrer Völker aneignen, denn alles Schöne gehört Allen, die es erkennen. Dank also den Männern, die uns die Schätze der orientalischen Poesie eröffnet haben. Aber damit ist nicht gesagt, daß wir diese Poesie nachäffen sollen, daß sich der erste beste Geschwindschreiber hinsetzen und uns zumuthen soll, ihn für den zweiten Hafis zu halten. Wohl mögen wir uns an den Bildern des Orients erfreuen, die uns orientalische Maler selbst entworfen haben; wenn es nun aber dem ersten besten Flachmaler einfällt, diese glühenden lebensfrischen Bilder in seinen matten Wasserfarben blos nachzupinseln, ist das nicht eine baare Thorheit? Was kann erfreulicher seyn, als ein Volk in seiner eigenthümlich schönen Weise sich selbst darstellen zu sehn? und was kann widerlicher seyn, als die affektirte Nachäffung fremder nie zu erreichender Eigenthümlichkeit? Hafis und Stieglitz, Baki und Stieglitz, Montanabbi und Stieglitz, Dschami und Stieglitz, Firdusi und Stieglitz, Kalidasa und Stieglitz!

Es gibt nur einen Fall, in welchem die Nachahmung nicht mißfällt, wenn nämlich ein großer Dichter in die geborgte Form einen höhern Geist hineinzutragen weiß. Das hat aber Stieglitz nicht gethan. Alle Gedanken und alle Bilder, die wir bei ihm finden, sind geborgt, orientalischen Originalen matt nachcopirt. Es findet sich da nichts Neues, Tiefsinniges, Erhabnes, und überhaupt nichts eignes, als hin und wieder eine sentimentale Süßlichkeit, die sehr wenig zum Gegenstande paßt. Erst führt er uns nach Arabien und läßt einige Horden in der Wüste mit einander kämpfen, wobei denn auch einige der wohlbekannten arabischen Sittenzüge angebracht werden. Allein wie unendlich verwässert, entfärbt und verwaschen sind diese Bilder im Vergleich mit den sieben hellstrahlenden Plejaden, den am alten Tempel von Mekka in Gold gegrabnen Moallakat? Wozu nun diese dünne, ärmliche Nachahmung, da wir das Original in Hartmanns lieblicher Uebersetzung besitzen? Dann führt uns Stieglitz nach Persien und zeigt uns da Scenen aus dem Harem, aus den duftenden Gärten, aus den Bazars u. s. w., die wir gleichfalls aus den Originalen weit besser kennen. Wo bleibt hier die Pracht des Zoroaster, die Phantasie des Firdusi, die Heiligkeit der Schirin, die süße Trunkenheit des Baki? Alles ist nur blasses Nachbild.

Zugegeben, daß sich auch in diesem Nachbilde noch immer die schönen Züge der Urbilder wiederfinden, so müssen wir dennoch diese ganze Kopiermanie und Manier verwerfen. Was sind selbst die Kopien eines Thomas Moore, Rückert und Platen, denen es doch wahrlich an Poesie nicht gebricht, im Vergleich mit den Originalen? Man kann sie neben denselben nicht aushalten. Um so mehr aber ist es eine Schande, daß man über den immer mehr um sich greifenden Nachahmungen die Originale selbst zu vergessen scheint. Von Schirin, dem göttlichen Gedicht, über das nichts geht als Homer und Shakespeare, besitzen wir nur die Uebersetzung von Hammer in einer einzigen Auflage, während die vergleichungsweise unbedeutende Nachahmung Lalla Rookh von Moore schon dreibis viermal übersetzt worden ist. Manches Treffliche ist noch gar nicht, oder nur zum Theil, oder nur schlecht übersetzt. Und wer bekümmert sich um die Originale, wer leitet die Aufmerksamkeit darauf? Wenn Goethes westöstlicher Divan dazu mitgewirkt hätte, wäre es sehr löblich; aber er hat unsern jungen Dichtern nur gezeigt, wie leicht es ist, durch Affektation der Orientalität einen Band Gedichte zusammenzublümeln, die als neue Mode Glück machen. Stieglitz hat sich nicht einmal gescheut, Goethe auch hierin nachahmend, mit seinen Bildern des Orients förmlich pretiös zu thun, als ob er die Welt mit Wunder welcher dankerheischenden Gabe beschenkt hätte. Er beschreibt uns mit ceremoniöser Ehrfurcht vor sich selbst den Gang, den sein Geist genommen habe, bis er die große Idee zu den Bildern des Orients gefunden. Und doch ist er so naiv, zu bekennen, daß die öftere Beschauung der Kupferwerke über den Orient auf der Berliner Bibliothek, ihn vorzugsweise begeistert habe. Das bezeichnet am besten das phantastische und gespenstische Wesen unsrer modernen Poesie. Fern von der Wirklichkeit, fern von Natur und Leben, studiren diese Poeten alles nur aus Büchern, schöpfen sie alle Ideen und Bilder nur aus dem Papier, um sie wieder ins Papier einzusargen, haschen sie immer nur nach dem Schatten, um ihn nochmals abzuschatten. So wird zuletzt jede schöne Wirklichkeit, jede Größe des Alterthums, jeder Reiz der ewig jungen Natur in der kranken Phantasie unsrer Dichter zu einer nochmals verfälschten Vorstellung einer falschen Vorstellung, die dem Urbild nur entfernt noch ähnlich ist. So entsteht jene Unnatur der in Büchern beschriebnen Natur, und jenes Zerrbild der in Büchern beschriebnen Völker und Zeiten, die, so weit das Papier reicht, die Welt in eine weite Lüge verstricken.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 108. — 22. Oktober 1830.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis, 1830.

Obgleich wir die Qualität sehr gut von der Quantität zu unterscheiden wissen, so ist doch in der Literatur nicht blos die erstere von Bedeutung. Nicht blos der Geist, auch die Papiermasse kommt in Frage, und sollte es auch blos deswegen seyn, weil der Geist in jener Masse erstickt. Die Tendenz zur Vielschreiberei, die in unsrer Zeit so überhand nimmt, würde eine sehr beachtenswerthe Erscheinung bleiben, wenn auch das Viele selbst, was geschrieben wird, keiner Beachtung werth wäre. Die litterarische Ueberschwemmung, die seit 1814 in Deutschland eingetreten ist, fährt noch immer fort zu steigen. Von 2000 Werken, die damals jährlich in Deutschland erschienen, ist man jezt glücklich bis nahe an 6000 gekommen. Wir sezen unsre halbjährige Statistik der Literatur fort. Der dießjährige Herbstkatalog enthält 3444 Artikel. Davon bilden 2507 fertig gewordne Schriften in deutscher, lateinischer, griechischer ꝛc. Sprache, 112 Romane, 29 Schauspiele und 116 in deutschem Verlag erschienene Werke in neuern ausländischen Sprachen zusammen 2764 als fertig angezeigte eigentliche Bücher, und den Rest 81 Landcharten, 34 Musikbücher, 7 Spiele, 267 fremde Kommissionsartikel, 288 erst künftig erscheinende Artikel. Rechnen wir nun zu jenen 2764 fertigen Büchern die 3162, welche der Osterkatalog enthielt, so ergibt sich daraus für das ganze Jahr 1830 die Totalsumme von 5926. Das Jahr 1829 lieferte deren 5314, das Jahr 1828 — 5654, das Jahr 1827 — 5108, die frühern Jahre stets unter 5000. Rechnet man nun auch manches pCt. von Büchern ab, die zwar im Katalog stehn, aber nicht wirklich erschienen sind, und von unbedeutenden fliegenden Blättern und Brochüren, so bleibt dennoch das Progressionsverhältniß das nämliche, denn jene pCt. sind seit vielen Jahren sich gleich geblieben, während die Summe der Verlagsartikel immerwährend gestiegen ist.

Mit dieser zunehmenden Schreib- und Leselust steht auch das Umsichgreifen der Journalistik und der populären Encyklopädien in genauer und natürlicher Verbindung. Ohne sie würde die Büchermasse nur einer ungeheuern Stadt gleichen, die voller Häuser, aber ohne Straßen wäre. Die Journale und Encyklopädien sind die Straßen und Pläze der Literatur, die Kommunikationswege, die Märkte und respektive auch die Schlachtfelder. Man kann nun leicht bemerken, daß es den Deutschen in ihren Häusern je mehr und mehr zu eng wird, daß sie häufiger als sonst die öffentlichen Pläze besuchen. Die Privatbibliotheken nehmen ab, die Lesezirkel, Museen- und Kaffeehausleser nehmen zu. Eine große Menge Journale führt der Meßkatalog an, und während von Zeit zu Zeit einige eingehn, entstehen dafür doppelt so

viel andre. Außerdem sind, namentlich in der jüngsten Zeit, in größern und kleinern Städten Deutschlands eine Menge von Lokalblättern entstanden, von denen der Meßkatalog nicht einmal Notiz nimmt, weil sie doch über ihr Weichbild nicht hinauskommen. So unbedeutend diese Lokalblätter scheinen, so legen wir ihnen doch ein großes Gewicht bei. Sie sind es vorzüglich, die, gut oder schlecht, doch immer erfolgreich auf die Masse wirken, einen gewissen Geist der Oeffentlichkeit selbst in kleinere Städte dringen und die Kultur der höhern Stände nach und nach den niedern vermitteln. Mit Ausnahme dieser Lokalblätter, die sich mit Allerley beschäftigen, was überall dem nächsten Publikum das Nächste ist, unterscheiden wir unter den Journalen von höherer Tendenz und weiterer Verbreitung theils politische, theils kritische, theils gelehrte, theils gewerbliche, theils belletristische. Unsre politischen Zeitungen stehn dem Range nach noch immer unter den englischen und französischen. Dies ist eine sehr natürliche Folge des in Deutschland noch immer bestehenden Preßzwangs. Nur die Allgemeine Zeitung hält den Vergleich mit jenen Blättern nicht nur aus, sondern übertrifft sogar dieselben nicht selten, aber nur in einer, nur in rein historischer Hinsicht. Sie bringt die Thatsachen schneller, treuer, vollständiger, als irgend eine Zeitung, aber sie muß sich, was die Tendenzen betrifft, mancher Rücksicht fügen, und kann deßfalls immer nur das pro mit dem contra, das contra mit dem pro geben, welches sehr vernünftige, ja man darf sagen allein mögliche Verfahren man ihr thörichter Weise als Doppelzüngigkeit ausgelegt hat. Der Oestreichische Beobachter geht mit seinen Lesern um, wie der Herzog von Wellington mit dem Parlament, wenn dieser nicht etwa seine sprichwörtlich gewordne Taciturnität von diesem gelernt hat. Die Preußische Staatszeitung affektirt dagegen eine Offenherzigkeit, die allzuviel Gewicht auf ihr Privilegium legt, als daß man sie mit schlechter und rechter Preßfreiheit verwechseln könnte. Unter den übrigen politischen Blättern zeichnet sich in neuerer Zeit vorzüglich der Nürnberger Kriegs- und Friedens-Courier aus, während der Hamburger Korrespondent von seinem frühern Ansehn sehr verloren hat. Auch die Neckarzeitung hat abnehmen müssen, da sie, von ausdrücklich liberaler Tendenz, an der Schwindsucht erkranken mußte. In Rottecks Politischen Annalen geht uns die Hoffnung auf, doch wieder einmal ein politisches Journal in Deutschland zu besitzen, das eigne Ideen vorträgt. Daß auf der andern Seite noch immer ein Blatt bei uns existirt, wie der Staatsmann von Pfeilschifter, verdient wenigstens denen notifizirt zu werden, die es nicht wissen. — Der Hesperus hat ein ziemlich ausgebreitetes Publikum und wirkt auf dasselbe durch manchen guten Impuls, da er sich in der Opposition weniger geniert, als viele andere Blätter, doch füllt er seine Kolumnen recht oft mit nichtswürdigen Klatschereien und Privatfehden. Jüngsthin erst haben sich Nürnberger Blätter von Spazier aufgethan, in denen sich bei ähnlicher Mannichfaltigkeit gleichfalls eine Opposition geltend zu machen verspricht. Man sollte solche Blätter im Gegensatz gegen die ungeheure Anzahl fader belletristischer Blätter, mit denen Deutschland überschwemmt ist, zu heben suchen. Wir haben nur zu wenig freisinnige Journale, die sich um mehr bekümmern, als um gelehrte Zänkereien und Theater. Im Sophronizon von Paulus hört man wenigstens immer die Stimme einer Parthei, die sich, wenn auch einseitig, doch scharf ausspricht. Die Münchner Eos ist in dieser Beziehung wieder eingeschlafen, nachdem sie, unter dem Einfluß von Görres, eine kurze Zeit das katholische Ultrasystem mit eben so viel Geist als Grobheit vertheidigt hatte. Es ist gewiß zu bedauern, daß die deutsche Journalistik so sehr der Schärfe, Kraft, Entschiedenheit entbehrt, daß sich nicht alle unsre Partheien, und die wenigen, die es thun, nicht klar und kräftig aussprechen, daß eine mattherzige Indifferenz und Meinungslosigkeit, oder wenigstens Meinungsschwäche ihr allgemeiner Charakter ist. Dies zeigt sich auch in den kritischen Journalen. Die Blätter für literarische Unterhaltung scheinen in der That das Glück, das sie gemacht haben, zu verdienen, indem sie ein treuer Spiegel der Richtungslosigkeit unsrer Literatur sind. Hier findet man ohne leitende Idee, ohne Konsequenz, ohne irgend eine Ordnung alles bunt durch einander, Lob des Guten und des Schlechten, Tadel des Guten und des Schlechten, vernünftige Urtheile, dumme Urtheile, den besten Styl und den schlechtesten, ein wahres Naturalienkabinet von Geistern, wie sie eben in Deutschland durcheinander fliegen und schwimmen, traben und kriechen. Die Berliner Jahrbücher drohten in ihrer etwas prahlhaften Ankündigung mit einer geistigen Adelskette, mit einer furchtbaren aristokratischen Inquisition; wir hätten gewünscht, es wäre so weit gekommen, es hätte eine gewaltige Kraft, gleichviel für welchen Zweck, in die Literatur eingewirkt, Opposition und Leben geweckt, aber jene Jahrbücher haben weder ihr Versprechen noch ihre Drohung erfüllt, sie sind, obwohl von der Regierung unterstützt, bisher ohne Einfluß und das Organ der einseitigen kleinen Schule Hegels geblieben, von der das Volk keine Notiz nimmt. Die Wiener Jahrbücher leisten, man muß es gestehn, alles, was ohne Preßfreiheit zu leisten ist, sie gleichen aber eben darum immer nur einem schönen Leibe, dem der Kopf fehlt. Die altergrauen, moosbewachsenen gelehrten Literaturzeitungen von Jena, Halle, Leipzig und die Göttinger gelehrten Anzeigen sind nur für den engen Kreis der Gelehrten geschrieben und ersetzen den gänzlichen Mangel an

geistiger Frische und Lebendigkeit durch altmodische Schulpolemik. Die **Heidelberger Jahrbücher** und der **Hermes** sind zuweilen etwas frischer, aber auch in der Auswahl der zu beurtheilenden Werke weit ärmer. Alle diese allgemeinen Literaturzeitungen leiden wesentlich Abbruch durch die zahlreichen und zum Theil sehr gut redigirten Journale, die sich ausschließlich einem Fache widmen, theologische, juridische, medizinische, naturwissenschaftliche, landwirthschaftliche, gewerbliche, militärische ꝛc. Sehr glücklich war die Idee, das Interessanteste, was sich außerhalb der Politik in fremden Ländern ereignet, in einem eignen Journal mitzutheilen, und das Münchner **Ausland** hat desfalls verdiente Ausbreitung gefunden. Unter den belletristischen Journalen behauptet unser Nachbar, das **Morgenblatt** faktisch noch immer den ersten Rang, da es bei weitem das gelesenste ist und an Solidität, Mannichfaltigkeit und Neuigkeit des Inhalts auch von keinem andern überboten wird. Wenn es neben den Blumen auch Blätter hat, so ist dies wohl nicht zu tadeln, so wenig, als daß man zum Salz auch Brod essen muß; wie aber der deutsche Geschmack die Dresdner **Abendzeitung** (nächst dem Morgenblatt das gelesenste belletristische Journal) vertragen mag, das zu begreifen, gesteh ich, fällt mir noch immer schwer. Hier findet man doch nichts als taube Blätter, das seichteste Gewäsch, das unter Gottes Sonne möglich ist, die personificirte Leerheit. Doch eines muß uns dabei trösten, denn niederträchtiger, als die deutsche Poesie und Kritik unter den Händen Theodor Hells in der Abendzeitung geworden ist, kann sie nicht mehr werden. Er bezeichnet ein Extrem von Geistlosigkeit, wofür er verdient, unsterblich zu werden. Spindlers **Damenzeitung** zeichnet sich vorzüglich durch seine Novellen und zuweilen durch liebenswürdige Satyre gegen literarische Erbärmlichkeiten aus. Die andern ältern Zeitschriften dieser Art, namentlich die Berliner, haben sich demselben Schlendrian hingegeben, wie die gelehrten Literaturzeitungen, nur in einem andern Gebiet. Unter den neuern, die wie Butterblumen im Frühjahr, an jedem deutschen Bach aufschießen, bemerkt man eine ziemlich auffallende Abweichung von der ältern Sentimentalität und Modestie, und viele geben sich geradezu zu Organen der Gemeinheit her. Doch macht Saphir durch seine wahrhaft heitre und gesunde Laune eine erfreuliche Ausnahme.

Wie die Journale sich gehäuft, so auch die Encyklopädien. Eine solche, wie die jezt noch immer fortgesezte, von Ersch und Gruber, gehört ihrer Tendenz nach noch den gründlichen Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts an und reiht sich an ältere ähnliche Unternehmungen an. Das Beispiel aber, das Brockhaus mit seinem **Conversationslexikon** gegeben, hat in unserm Jahrhundert eine ganz neue Bahn der encyklopädischen Thätigkeit eröffnet. Von Gründlichkeit der Sache ist nicht mehr die Rede, nur Faßlichkeit und Bequemlichkeit der Form gilt es jezt. Nicht mehr für Bibliotheken, sondern für das Volk und für den täglichen Gebrauch wird jezt geschrieben. Noch immer fährt man fort, das Conversationslexikon, die profane Bibel unsrer Zeit, wieder aufzulegen, nachzudrucken, umzuarbeiten, auszuziehn ꝛc. Hilscher in Dresden gibt eine Taschenbibliothek der encyklopädischen Grundwissenschaften heraus, worin alle Wissenschaften gleichsam in einer Nuß enthalten sind; und überall liest man die Titel: Bibliothek, Taschenbibliothek, Conversationsbibliothek ꝛc. Sind auch mehrere dieser Sammlungen nur sehr leichte Waare, so muß man dennoch das Bestreben loben, durch sie in einem weitern Kreise von Lesern, namentlich aus den ungelehrten Ständen, Kenntnisse zu verbreiten, die ihnen fremd geblieben wären, wenn sie sie nur aus den kostbaren, nur Wenigen zugänglichen Quellen hätten schöpfen müssen. Das ist der große Vorzug unsrer Zeit, daß wir, ohne die gründliche Pflege und Erweiterung der Wissenschaften und Künste zu versäumen, zugleich die dadurch gewonnene Bildung nicht mehr auf den allein privilegirten Stand der Gelehrten, Literatoren und Künstler einschränken, sondern sie allseitig mittheilen, daß die Scheidewand zwischen der Gelehrtenaristokratie und dem Volk allmählich schwindet, und daß wir auf dem besten Wege sind, zu einer allgemeinen Nationalbildung zu gelangen, in welcher nur noch Grade der Bildung, nicht aber verschiedne Arten derselben zu unterscheiden sind.

Wir wollen nun noch Einiges von dem berichten, was im Jahr 1830 in einzelnen Literaturfächern geleistet worden ist. Zwar hat der fleißige Deutsche keine Wissenschaft ganz vernachläßigt, doch seine Gunst mehr der einen als der andern zugewendet. Es findet desfalls immer eine gewisse Oscillation unter den Literaturfächern Statt. Wir haben eine vorzugsweise theologische Periode, und zwar wieder insbesondre eine orthodoxe, eine pietistische, eine rationalistische und eine katholische durchgemacht, ferner eine juridische, eine antiquarische, mehr als eine medizinische, eine physikalische, eine politische, eine klassische, eine romantische, eine lyrische, eine dramatische ꝛc. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind ein Paar Dutzend Moden in der deutschen Literatur auf diese Weise hinter einander gefolgt. Gegenwärtig herrscht keine der ältern Moden mehr, an ihre Stelle ist dagegen die **historische** getreten. Nicht nur wird im Fach der eigentlichen Geschichte jezt mehr Neues und Glänzendes geleistet, als in irgend einem andern Fach, auch in alle übrigen Wissenschaften hat sich im Gegensatz gegen den speculativen Geist früherer Zeiten ein historischer Geist geltend gemacht,

und diese Richtung unsrer Tage hat sich sogar der Belletristik bemeistert, wie die zahllosen historischen Romane beweisen.

Das Jahr 1830 hat eine nahmhafte Zahl historischer Encyklopädien, und größerer Sammlungen von Geschichtswerken aufzuweisen, die sämmtlich mehr oder weniger populär geschrieben und für das größere Publikum bestimmt sind, so Heeren und Uckert Geschichte der neuern Staaten, Pölitz Bibliothek neuer Geschichtswerke des Auslands, Möller Kabinetsbibliothek der Geschichte, die beiden bei Hilscher in Dresden und bei Schumann in Zwickau erscheinenden historischen Taschenbibliotheken, das bei Leske in Darmstadt erscheinende Werk: zur Geschichte unsrer Zeit, die bei Jäger in Frankfurt erscheinende Geschichtskunde unsrer Zeit, ferner Napoleons Ehrentempel (eine Sammlung von Memoiren über Napoleon, die bei Brodhag in Stuttgart herauskommen) und die bei Hoffmann in Stuttgart erscheinenden Nouveautés de la literature française. Bei so vielen bänderreichen Werken, die alle Buchläden überschwemmen und in jedermanns Hände kommen, tritt das von Niebuhr unternommene corpus script. hist. Byzantinae in einen ehrwürdigen gelehrten Hintergrund zurück. — An einzelnen neuen Geschichtswerken hat das laufende Jahr viel Ausgezeichnetes geliefert, den 6ten und 7ten Band von Hammers so verdienstlicher Geschichte des osmanischen Reichs, den 2ten der 3ten umgearbeiten Ausgabe von Niebuhrs römischer Geschichte, den 5ten von Ludens und den 2ten von Mannerts deutscher Geschichte, so wie der von Dresch, den 6ten von Wilkens Geschichte der Kreuzzüge, Dahlmanns Quellenkunde der deutschen Geschichte, Buchholz Geschichte Ferdinands I. ꝛc. Rottecks freisinnige allgemeine Geschichte wurde zum 7tenmal aufgelegt und Heerens lichtvolles europäisches Staatssystem zum 5tenmal. Venturini sezte seine gründliche Chronik fort, Raumer und Hormayr jeder sein historisches Taschenbuch, und durch die zunehmende Wichtigkeit der Zeitereignisse veranlaßt, wird als Fortsetzung des Posseltschen Almanachs mein Taschenbuch der neuesten Geschichte in wenig Tagen ausgegeben. Ueberhaupt ist für neuere und neueste Geschichte sehr viel geschehn, namentlich in Uebersetzungen. Unter den vielen Broschüren über die Pariser Ereignisse, über Algier und das Haus Orleans zeichnet sich außer der Schnitzlerschen Schrift keine besonders aus, da sie alle in der ersten Hast sehr flüchtig entworfen sind. Dagegen erscheinen viele treffliche Werke über die frühere Revolutions- und Restaurationsperiode, namentlich der 6te Band von Thibaudeaus berühmtem Leben Napoleons, Bouriennes Memoiren 2mal übersezt, und die Gegenschriften gegen ihn, ferner Norvins Geschichte Napoleons, die Memoiren seines Kammerdieners Constant, Viennets Revolutionsfeldzüge, Geißlers Denkwürdigkeiten aus den spanischen Feldzügen von 1810 und 1811, die Geschichte der Kriege in Europa seit 1792 und der Staatsveränderung unter Ludwig XVI. (beide bei Brockhaus), Lemonteys monarchische Staatsverfassung unter Ludwig XIV.; sodann Bolivars Memoiren, das Leben des Generals Santander, Charlevoix Geschichte von Paraguay, Snodgroß Birmanenkrieg, Paccas Notizen über sein Ministerium, Sutzos Geschichte der griechischen Revolution. Noch verdienen besondre Rücksicht Malkolms Geschichte von Persien (übersezt von Spazier, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung), Kannegießers Uebersetzung des Procop, Wallensteins Briefe an Gustav Adolph, Salvandis Polen und Johann Sobiesky, Uebersetzungen der schottischen Geschichte von Walter Scott, der englischen von Lingard, der französischen von Bignon, der italienischen von Botta. An Specialgeschichten und Monographien ist diesmal weniger geschehn als sonst; wir bemerken E. Münchs Geschichten des Hauses Fürstenberg und des Hauses Oranien. Daß die Memoiren von Hudson Lowe, von Robespierre und vom Pariser Scharfrichter nur parthevische Mystifikationen oder Buchhändlerspekulationen oder beides zugleich sind, versteht sich von selbst. Dahin gehören denn auch die elenden Memoiren des, sich selbst an den Pranger zu stellen unermüdlichen Wit-Dörring.

Wir schließen an das historische Fach das ihm verwandte der Alterthümer an. Die Prachtwerke, worin die antiken und mittelalterlichen Kunstwerke abgebildet und commentirt sind, mögen unsern Nachbar, das Kunstblatt, angehn. Wir erwähnen hier nur des Literarischen. Als besondres Verdienst müssen die vielfachen neuern Forschungen in der indischen Literatur gerühmt werden. Außer der Fortsetzung von Schlegels indischer Bibliothek ward herausgegeben: Nalodaya des Calidasa und Nalus Maha-Bharati episodium von Bopp, ferner Vjasa über Philosophie, Mythologie ꝛc. der Hindu von Frank, Fr. Adelungs Versuch einer Literatur der Sanscritsprache, und das alte Indien von v. Bohlen. Außerdem war vorzüglich das Nordische und Altdeutsche an der Tagesordnung. Wir erhalten Ettmüllers Voluspa, Legis Fundgruben, Graffs Otfried, Wolffs deutsche Volkslieder, Thoms altenglische Sagen, Ditmars Bibliothek deutscher Satyriker, Mones Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache, Hoffmanns Fundgruben, die romantische Poesie des Mittelalters von Rosenkranz ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Nr. 104. Seite 415. Spalte 1. Zeile 15 von oben lies: euch statt: auch.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 109. — 25. Oktober 1830.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis, 1830.

(Fortsetzung.)

Ueber das klassische Alterthum erhielten wir Jakobs Leben und Kunst der Alten, F. A. Wolfs Vorlesungen über Alterthumswissenschaft, Löhrs Kriegswesen der Griechen und Römer, außer vielen andern philologischen Arbeiten, die nur den Mann vom Fach interessiren. Unter den Werken über Kunst bemerken wir noch insbesondre eine Uebersetzung von Lanzis Geschichte der Kunst, der auch, wenn wir nicht irren, eine des trefflichen Werks von Vasari folgen wird.

Was die strengen Fakultätswissenschaften betrifft, so erwähnen wir ihrer nur insofern, als sie auch außerhalb der Schule ein allgemeines Interesse darbieten. In theologischer Beziehung zunächst haben vorzüglich drei Angelegenheiten auch die Augen des großen Publikums auf sich gezogen. Die Feyer der Augsburgischen Konfession hat eine Menge dogmatische, polemische und historische Schriften veranlaßt, die großentheils auf einen weitern Lesekreis berechnet waren. Die meisten dieser Schriften waren ruhmredig und triumphirend und nur wenige gerecht genug, einzugestehn, daß die Augsburgische Konfession, weit entfernt, die Reformation zu beenden, sie nur in ihrem Wege aufgehalten hat. Hin und wieder ist auch noch über die preußische Agende gestritten worden, doch dieser Streit ist, zum Beweis, wie wenig Energie mehr in kirchlicher Beziehung vorhanden ist, ohne triftig entschieden worden zu seyn, von selber eingeschlafen. Dagegen entflammte die Hallesche Streitsache ein helles, jedoch bald wieder ausbrennendes Strohfeuer. Der Pietist, Prof. Hengstenberg in Berlin, griff die Rationalisten in Halle, Prof. Gesenius und Wegscheider, mit der Kühnheit an, die ehemals unter kirchlichen Partheien sehr gewöhnlich war und in der That dem lauen Versöhnlichkeitskleister, der heutzutage innern Haß mit äußerlicher Höflichkeit zudeckt, durchaus vorzuziehn ist. Und siehe, kaum loderte das Feuerchen auf, da kam man auch schon von allen Seiten mit politischen Klostierspritzen herbei, es in die Eingeweide der Schultheologie zurückzuquälen, damit die Gemeinde kein Aergerniß nehme. — Eine äußerst interessante Erscheinung ist ferner die Ueberhandnahme an mystischen oder auf die Mystik sich beziehenden Schriften. Daß man diese Richtung wieder eingeschlagen hat, ist nicht zu verwundern, da die Langweiligkeit und Trivialität, die sich überall in der Theologie eingeschlichen hat, nothwendig eine Sehnsucht nach dem Kraftvollen, Geistreichen und Tiefen erzeugen mußte, die immer nur in einem mystischen Element der Religion zu finden sind. Diese an sich sehr löbliche Sehnsucht scheint

aber noch etwas in der Irre herumzutappen, wenigstens haben die neuesten Mystiker (die alten übrigens auch) sehr verschiedne Wege eingeschlagen. Dankenswerth, auch schon in rein literarischer Beziehung, sind die neuen Uebersetzungen Swedenborgs von Hofacker und Tafel in Tübingen, weil wir durch sie zu einer nähern Kenntniß eines der merkwürdigsten Geister des vorigen und aller Jahrhunderte gelangen. Eben so dankenswerth ist die Uebersetzung von Susos tiefsinnigen und liebenswürdigen Schriften, die Görres mit einer geistvollen Einleitung begleitet hat. Die von v. Meyer herausgegebenen Wahrnehmungen einer Seherin sind von hohem Interesse, Horsts Deuteroskopie eine Bereicherung der Wissenschaft, und auch Schuberts nächstens zu erwartende Geschichte der Seele dürfte, was auch immer seine Theorie seyn mag, an bedeutenden Thatsachen sehr reich seyn. Unter allen Schriften dieser Farbe hat bekanntlich die Seherin von Prevorst das meiste Aufsehn erregt, weil sie, die Wissenschaft verlassend, auf das Gebiet des praktischen Lebens hinüberschweifte und die unmittelbarste Erfahrung der Wirklichkeit durch Einführung der Geisterwelt in die Körperwelt umzugestalten unternahm. Sie hat außer den verschiednen in Journalen erschienenen Rezensionen, von denen die unsre die erste war, bereits mehrere besondere Schriften veranlaßt, von Zeller, Paulus, Kieser, Krug, Blaschke, welche gegen die Geister geschrieben haben, und von Eschenmayer, welcher sie in Schutz genommen hat. — Außer den genannten Erscheinungen in der theologischen Welt, welche die Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich gezogen haben, ist die gewöhnliche theologische Tagesarbeit in Dogmatik und Exegese, Kirchengeschichte und Polemik, Predigt- und Andachtsliteratur in ihrem Geleise geblieben, und nur die fleißig fortgesetzte Kirchengeschichte von Neander dürfte als ein in seiner Art einziges, der Wissenschaft zur Ehre gereichendes und überdies vollkommen zeitgemäßes Werk hervorzuheben seyn. Der historische Sinn, der unsre Zeit beherrscht, und mit der Gründlichkeit im Forschen, Gerechtigkeit im Darstellen Hand in Hand gehn, erforderte durchaus einmal die Abfassung einer Geschichte der christlichen Kirche, die eine religiöse Meinung genetisch aus der andern entwickelt, und alle in ihrem tiefsten Moment treu, ohne Vorurtheil und Polemik darstellt. Es scheint, als ob für die Kirchengeschichte auch noch mehr geschehn solle, denn Augusti kündigt eine Bibliothek der Kirchenväter, und ein Verleger in Kempten eine Uebersetzung der Kirchenväter an. Auch Binterim fährt fleißig mit seinen Denkwürdigkeiten der katholischen Kirche fort.

In der philosophischen Literatur ist im laufenden Jahr mehr geleistet worden, als in den vorhergehenden Jahren. Indeß läßt sich nicht verkennen, daß der Eifer für die Philosophie, der in der Blüthezeit Kants, Fichtes und Schellings so sehr rege war, jetzt beinahe ganz eingeschlafen ist. Vom Schwindel der Theorien zurückgekommen, wendet man sich wieder mit einer gewissen Resignation zur reinen Erfahrung und zur Geschichte. Nur die Schule Hegels liegt noch im Paroxismus, doch gelingt es ihr nicht mehr in dem Maaße, wie es frühern Schulen gelang, das Publikum zu interessiren, und ihr Einfluß ist lediglich ein lokaler und persönlicher. Wenn die Achtung für Philosophie durch die specielle Narrheit und Hoffahrt der sich überbietenden Spätlinge der Systemmacherey nicht gänzlich im Publikum verloren gehn soll, muß man die Geschichte der Philosophie zu Hülfe rufen, um in der Verwirrung der Systeme den Zusammenhang und in den kleinen Nachbildern die großen Vorbilder zu zeigen. Ueberdies verlangt der menschliche Geist jetzt Alles in seiner historischen Verbindung zu sehn und die Geschichte der Meinungen interessirt ihn deßfalls eben so sehr als die Geschichte der Begebenheiten. Darum geschieht ungewöhnlich viel für die Geschichte der Philosophie. Wir erhielten in diesem Jahre die Fortsetzung des trefflichen Werkes von Windischmann „die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte;“ ferner von Ritters und von Reinholds Geschichte der Philosophie, das corpus philosophorum (Bakon, Cartesius, Spinoza, Locke, Hume und Leibnitz) von Gfrörer edirt, Fichtes Leben, herausgegeben von seinem Sohn. Sodann erscheinen Krugs und Eberhards sämmtliche Werke, einige kleine Brochuren von Görres (über die Weltgeschichte) von Troxler (über Philosophie) von Baader (über spekulative Dogmatik), Gessners Spekulation und Traum, Langner populäre Anthropologie 2c.

Auf Jurisprudenz und Medizin wollen wir uns hier nicht näher einlassen. Daß in der erstern wir Deutschen jetzt die Gelehrtesten sind, kann uns kein anderes Volk abstreiten; ob aber diese Erstaunen erregende Rechtsgelehrsamkeit im Verhältniß steht mit den praktischen Bedürfnissen der Zeit, das ist eine andre Frage. Es scheint sich hier zwischen Scholastik und Leben noch eine bedeutende Kluft zu befinden, die auszufüllen das Geschäft kommender Zeiten seyn wird. So wie man allzu einseitig in der Jurisprudenz von dem einen alleinseligmachenden Kanon nicht abweicht, so ist man dagegen in der Medizin nur allzusehr ohne festen Halt, und hier bemerkt man einen ewig wechselnden Wellenschlag, eine rastlose Ebbe und Fluth der Meinungen. Bekannt ist, daß in der jüngsten Zeit vorzüglich der Magnetismus und die Homöopathie in der Medizin Epoche gemacht haben, und während der erstere seine Anerkennung schon durchgesezt hat, ist der Prozeß der zweiten noch im vollen Gange.

In den Naturwissenschaften hat der deutsche Fleiß unermüdet zu arbeiten fortgefahren, doch bemerken wir im laufenden Jahre keine Entdeckung von großer

Wichtigkeit oder sonst eine besonders auffallende Erscheinung. Wir finden neue Auflagen von Okens Naturphilosophie und Chladnis Akustick, Uebersetzungen von Lacepedes Alter der Natur und Berzelius Thierchemie ꝛc. Die jährlich wiederkehrende, dies Jahr in Hamburg erfolgte Versammlung deutscher Naturforscher hat noch durch keine akademische Gesammtkraft auf die Literatur eingewirkt, was sie wohl vermöchte. Mehr noch als in den reinen Naturwissenschaften wird in den angewandten geleistet. Die Literatur der Industrie nimmt ausnehmend zu und die Menge der Handbücher ist desfalls kaum zu übersehn. Das vorzüglichste Journal in dieser Beziehung bleibt noch immer das polytechnische von Dingler.

Auch die Reiseliteratur vermehrt sich, weil sie der Geschichts- und Naturkunde dient, die jezt offenbar in der Literatur die vorherrschenden Richtungen bilden. Es erscheinen nicht weniger als sechs größere Sammlungen von Reisewerken, worunter dir Bibliothek der Reisebeschreibungen, welche das Landes-Industrie-Comptoir in Weimar herausgibt, die erste Stelle einnimmt. Diesem folgen die aus dem ethnographischen Archiv wieder besonders abgedruckten Reisewerke (Bran in Jena); dann die Jäck'sche und Meyer'sche Taschenbibliothek der Reisen, die Wimmersche Reisebibliothek und die Land- und Seereisen für die Jugend von Harnisch. Außer den einzelnen trefflichen Reisewerken, die wir vor Kurzem in diesen Blättern angezeigt, bemerken wir im lezten Meßkatalog noch einige neuere, Lowenigk's Reise nach Spitzbergen, Pirch's Reisen in Servien und der Madame Schopenhauer Ausflug nach Belgien.

Die pädagogische Literatur gehört mit zu den zahlreichsten. Es ist zwar sehr löblich, daß nicht ein einziges einseitiges System, gleich dem jesuitischen, die freie Konkurrenz der Meinungen und Verbesserungsvorschläge im Erziehungsfach hemmt, daß vielmehr ein Jeder seine Ueberzeugung aussprechen und geltend machen darf; allein es läßt sich auch auf der andern Seite nicht läugnen, daß unter den Pädagogen eine ganz unnöthige Vielschreiberei zur herrschenden Mode geworden. Kaum tritt ein junger Schulmann sein Amt an, so erwartet man auch schon ein Buch von ihm, und es scheint, daß sich die lauten desfalls ein Vorrecht vor den stillen anmaaßen. Ueberdies findet es jeder Schulmann seinem Ruhm, seinen Aussichten auf höhere Anstellung und seiner Kasse zuträglich, eigends verfertigte Schulbücher einzuführen, und so sehn wir denn die deutschen Schulen mit einer Sündfluth von Lehrbüchern überschwemmt, die sich wechselseitig zu verdrängen trachten, deren Menge den Ueberblick und die Vergleichung erschwert, und deren schlechterer Theil nicht selten den bessern unterdrückt. Als Tagesneuigkeiten in der Pädagogik bemerken wir im laufenden Jahr vorzüglich, was für und wider den zweimal aufgelegten und doch leider nicht wesentlich verbesserten bayerschen Schulplan geschrieben worden ist, ferner ein Werk über die neue Jacototsche Methode (über die wir nächstens in diesen Blättern berichten werden) und zwei Schriften zu Gunsten der Gymnastik, deren unbillig verkannte Idee wieder ins Leben einzuführen allerdings sehr an der Zeit ist.

Wie viele Hände, um nicht zu sagen Geister, mit Belletristik beschäftigt sind, ergibt sich daraus, daß im laufenden Jahr nicht weniger als 298 Romane oder Novellensammlungen und 78 Schauspiele oder dramatische Sammlungen erschienen sind. Um nur alle diese Sachen zu lesen, dürfte man beinahe nichts anders thun, und bald wird es physisch unmöglich seyn, dieser Literatur zu folgen. Gewöhnlich entschuldigt man die große Masse elender Poesien mit dem Bedürfniß leichter, den Geist nicht sehr anstrengender Lektüre, und unterscheidet desfalls die Unterhaltungsliteratur von der eigentlichen Poesie. Dies ist ein Faktum, gegen das wir nichts einzuwenden haben. Wäre es aber nicht dennoch wünschenswerth, daß dieser faktische Zustand eine Aenderung erlitte? Ist dieser Zustand, wenn auch ein wirklicher, auch zugleich ein natürlicher? Ich glaube nicht. Wenn uns zu unsrer Unterhaltung das Erhabenste und Schönste, Rührendste und Reizendste, Geistvolle und Pikanteste in reichem Maaße zu Gebote steht, und wir lassen es stehn und wenden uns absichtlich zum Gemeinsten, Geistlosesten; vernachläßigen wir göttliche Originale, um uns an äffischen Nachahmungen zu ergötzen, werfen wir den Kern weg, um die Schaalen zu essen, — wer sollte uns dann nicht einen verdorbnen, unnatürlichen Geschmack vorwerfen? In der That, welche Unterhaltung schöpft man denn aus den Schriften eines Schilling, Laun, Clauren, Storch, Velani, Hildebrandt, und aus den zahllosen Damenromanen? Wer einigermaßen Geschmack besizt, den muß ihre Geistlosigkeit tödtlich langweilen, ihre Unnatur und Affektation anwidern, — und wer so wenig Geschmack besizt, wem die Poesie überhaupt noch etwas so neues ist, daß er an solchen matten Flachmalereien ein kindisches Vergnügen findet, dem sollte man je eher je lieber die Werke großer Dichter in die Hände geben, damit er seinen Geschmack bilden lerne und nicht das schöne Bild der Welt, das schöne Urbild des Menschen in sich selbst durch die Vorspiegelungen jener Stümper sich verhunzen lasse, denn sie sind es, die, wie Schiller sagt, dem Herrgott seine Menschen schändlich nachdrucken. Man frage jeden verständigen Mann, ob er, selbst wenn er nur Zerstreuung und Unterhaltung sucht, diese nicht in einem Werk der Alten oder des Shakespeare, Cervantes, Calderon, Ariost, Tasso, Voltaire, Goethe, Lessing, Wieland, Schiller, Tieck, Jean Paul, Byron ꝛc. weit vorzüglicher findet, als in den geisttödtenden Werken unsrer neuern sogenannten Lieb-

lingsschriftsteller, die nach Verdrängung der ältern guten Sachen fast allein noch die Leihbibliotheken bevölkern. Man frage eine gebildete Frau, ob sie aus den Werken eines großen Dichters oder Menschenkenners nicht mehr wahren Genuß schöpft, als aus den romantischen Frazzen oder sentimentalen Plattituden der neuern schreibenden Damen? Wenn es wirklich ein rohes, geschmackloses, jedem feinen Gedanken und jeder zarten Empfindung fremdes Publikum gibt, dem jene schaale Unterhaltungsliteratur Bedürfniß ist, so ist doch dies Bedürfniß nur erkünstelt, und der Geschmack des Publikums ist erst durch jene Bücher verdorben worden und wird durch sie fortwährend in seiner Verdorbenheit erhalten.

Der Roman herrscht gegenwärtig über die Lyrik und das Drama vor, und unter den Romanen wieder der historische. Gewiß ist es für einen Gewinn zu erachten, daß die sentimentalen Familienromane, obwohl sie noch immer namentlich von den Damen in reichlicher Anzahl geschrieben werden, doch in der Gunst des Publikums den historischen haben weichen müssen, in welchen dem Leser wenigstens die großen Bilder der Geschichte vorgeführet werden, und nicht mehr blos der weichliche Familienjammer, von dem er im eignen Hause schon genug hat. Allein wie sehr verkennen unsre kleinen Walter Scotts die Aufgabe des historischen Romans! Scheint es nicht, als ob sie, nicht zufrieden, das moderne Leben zur Karrikatur entstellt zu haben, nun auch darauf ausgingen, die ganze Weltgeschichte rückwärts alles in Zerrbilder zu verwandeln? Tragen sie nicht die ganze Schwächlichkeit, Süßlichkeit und fade lügenhafte Moral unserer Familienromane in die rauhe Vorzeit hinein, und lösen jede Kraft in den Dunst hohler Worte oder in weibische Thränen, jede Naivetät in sentimentale Phrasen auf? Und das Wunderbare romantischer Charaktere, schwindet es ihnen nicht in die stehenden Masken eines geheimnißvollen Unbekannten, der übrigens ganz prosaisch handelt, eines wahnsinnigen alten Weibes und eines grandartigen groben Landsknechts zusammen? Wie im alten Lustspiel so gibt es auch in unsern historischen Fabrikromanen nur einige stereotypische Figuren, die allemal wiederkehren, und kaum geht der historische Geist einmal wie Hamlets Gespenst im Hintergrund über die Bühne. Eine ehrenvolle Ausnahme macht **Spindler**, dessen Romane voll der originellsten Charaktere und Situationen die Phantasiearmuth seiner zahlreichen Nebenbuhler nur zu sehr beschämt. Ein neuer großer Roman von ihm, der Invalide, war angekündigt, ist aber noch nicht erschienen. **Willibald Alexis** hat sich aus der Nachahmung bald Walter Scotts, bald Hoffmanns, bald Tiecks noch niemals zur Selbstständigkeit erhoben und seine Erfindung bleibt eben so arm, als sein Styl gewandt ist. **Leopold Schefer** ringt nach Geist und zeichnet sich als Almanachsnovellist gewöhnlich vor seinen Nachbarn aus. **Tromlitz** weiß die Lagerscenen aus dem 30jährigen Kriege recht malerisch darzustellen, und man kann ihn den Wouvermann unter den Dichtern nennen, aber leider ist er daneben eben so süßlich wie Fouqué war, der sich jezt endlich ausgeschrieben zu haben scheint. **Blumenhagen** hat ein ähnliches Talent für die Bataillen- und Lagerscenen, aber dabei eine bürgerthümelnde Ehrsamkeit, die leicht unerträglich wird. **Bronikowsky** könnte besser schreiben, wenn er nicht so unsäglich viel schriebe; einige seiner polnischen Gemälde sind recht artig. **Bechstein** erweckt durch seinen böhmischen Roman Hoffnungen, die er wohl nur dann nicht zu erfüllen im Stande seyn würde, wenn er sich der Vielschreiberei ergäbe, durch die **Herloßsohn** sich den Kredit so sehr verdorben hat. **Leßmanns** italienische Romane würden mehr gefallen, wenn sie nicht so weitläuftig geschrieben wären. **Kruse** gefiel nur in seinen ersten Kriminalgeschichten, auch er hat sich durch Vielschreiberei verdorben. **Zschokkes** lezte historische Romane stehn als matte Nachahmungen Walter Scotts tief unter seinen frühern, zum Theil recht artigen kleinen Erzählungen in seinen Erheiterungen. **Storch** kann aus seinen historischen Romanen eine gewisse Gemeinheit nicht entfernen. **Belani** ist völlig verabscheuungswürdig. Unter den Damen, die sich mit dem historischen Roman beschäftigen, ist die fleißigste **Friederike Lohmann**, die beinahe alle Taschenbücher mit den vierschrötigen Kindern ihrer fruchtbaren Muse bevölkert. Auch **Wilhelmine von Gersdorf**, **Amalie Schoppe** widmen sich fleißig dem historischen Fach, und so auch die Hekuba unsres neuhomerischen Zeitalters, **Caroline Pichler**, die indeß schon am Ende ihrer Laufbahn steht. Die ansteckende Kraft des historischen Romans hat sich sogar an Geistern erprobt, denen man diese Reizbarkeit nicht zugetraut hätte. So ist **Tieck** von seiner dramatischen, selbst von seiner kritischen Richtung abgekommen, um in Novellen, und namentlich auch historischen Novellen seinen jüngern Mitbewerbern den Preis zu entreißen. Eine historische Novelle von ihm findet sich in der Urania, und außerdem hat er einen ganzen Novellenkranz als Taschenbuch herausgegeben. Es ist ein seltenes Glück, sagt irgendwo Goethe, wenn der Geist, der schon von einer siegreich vollendeten Laufbahn ausruht, im gesezten Alter noch jugendliche Kraft genug besizt, um sich eine neue Bahn zu brechen. Wie auch die Mißgunst Tiecks Novellen verunglimpfen mag, wir finden in ihnen noch all seinen Geist wieder, einen Geist, dessen Feinheit fast unwillkührlich eine Satyre auf den rohen Geist der modernen Novellen geworden ist.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 110. — 29. Oktober 1830.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis, 1830.

(Beschluß.)

Auch Steffens, der Philosoph, fährt mit historischen Novellen fort. Sein Walseth und Leith hat eine zweite Auflage erlebt und neu erscheint von ihm: Malkolm, eine norwegische Novelle. An die Novellen von Tieck und Steffens reihen sich in Hinsicht auf die darin vorherrschende geistreiche Reflexion die Novellen von Posgaru. — Im zärtlichen und Familienromane wird leider fast nur noch Triviales geleistet. Die Schillinge, Laune, Claurens, Bilderbecke, Rosengeile haben sich ausgeschrieben, eben so die Damen Pichler, Schopenhauer, Tarnow, Hanke, Frohberg ꝛc. Ueberall ist in dieser Gattung von Romanen und Novellen die fadeste Konvenienz an die Stelle der wenigen Natur getreten, die sich früher in den Menschlichkeiten Lafontaines und Frivolitäten Schillings oder Julius von Voß noch vorfand. Ja, so verwerflich die Sinnlichkeit und der Leichtsinn waren, die zu Anfang unsres Jahrhunderts herrschten, so war in ihnen doch wenigstens ein Rest von Wahrheit enthalten, der in unsern jetzigen tugendhaften Romanen ganz und gar verschwunden ist. Mit den psychologischen Romanen einer noch frühern Periode, mit dem, was Thümmel, Hippel, Hermes, Nicolai, Miller von Itzehoe, Schummel, Hegner geschrieben, lassen sich vollends unsre modernen Ehestands- Ehebruchs- und Entsagungsromane auch nicht entfernt mehr vergleichen. Einige jener ältern Schriftsteller haben langweilig geschrieben, aber das thun fast alle neuern in noch höherm Maaße; jene ältern aber, selbst der langweilige Hermes, besaßen eine so feine und tiefe Menschenkenntniß und folgten der Natur so sehr in ihren leisesten Zügen, daß sich unsre modernen Romanschriftsteller und Schriftstellerinnen dagegen nur wie eine Schneiderzunft ausnehmen, die lederne mit Herel ausgestopfte Puppen in die modische Uniform der Romantugend einkleiden. Mit dieser Entfernung von der Natur ist auch jede Erfindungskraft diesen trostlosen Dichtern erstorben, und fast ohne Ausnahme arbeiten sie nur noch immer auf das Eine hin, was als der Gipfelpunkt der Unnatur zugleich ihr Ende werden zu müssen scheint, nämlich auf die Entsagung. Unter vier Romanen, die nicht historische sind, findet man jezt immer wenigstens drei, in denen die Heldin ihrem Geliebten freiwillig aus Pruderie oder mißverstandner Zartheit entsagt. Die unübersehbare Masse interessanter Mädchen und Frauen, die in der Wirklichkeit existiren oder existirt haben, und alle die, welche die Phantasie der Dichter noch schaffen könnte, schwinden zusammen in die eine, ewig wiederkehrende Modefrazze einer altklugen ehelosen unvermählten

Gouvernante und Tante, zum Beweise, daß die Unfruchtbarkeit nichts mehr übrig hat, als sich selbst. Eine ehrenvolle Ausnahme macht Wolff in Weimar, der einige zarte, der Natur abgelauschte idyllische Gemälde entworfen hat. Dagegen ist Georg Döring unter den Jüngern wohl der abgeschmackteste, da er sich im fadesten Gesellschaftston noch fader, als selbst die Damen, vernehmen läßt.

Man muß sich wundern, daß unter so bewandten Umständen Humor und Ironie nicht kräftig hervortreten. Keine Periode der deutschen Literatur bot jemals so viele lächerliche und verwerfliche Seiten dar, als die gegenwärtige, und dennoch sind wir an Witz und Satyre verhältnißmäßig arm. Allein wundern wir uns darüber nicht. Die Deutschen sind nur noch nicht recht zur Erkenntniß gekommen. Sie bilden sich noch immer ein, es sey mit ihrer Literatur aufs allervortrefflichste bestellt. Sie haben sich überreden lassen, seitdem Lessing und Wieland die Pedanterei, Goethe und Schiller die Rohheit, Schlegel und Tieck die falsche Aufklärung siegreich bekämpft, sey nichts mehr von Pedanterei, Rohheit und falscher Aufklärung übrig, und sie haben nicht bemerkt, daß sich diese geschlagnen Feinde nur ganz naiv unter die Fahnen der Sieger selbst gestellt haben, daß sie wieder mitten im Lager sind und alle Posten besezt haben. Die Schüler haben alles wieder verdorben, was die Meister Gutes gestiftet, nur wollen sie es noch nicht glauben, nur bilden sie sich ein, sie leben noch immer in der ersten goldnen Zeit der Meister, als ob nicht längst schon die silberne, eherne, eiserne und die papierne eingetreten wäre. Die Sentimentalität, womit man seine eignen Schwächen und Fehler noch beliebäugelt, läßt die Satyre noch nicht recht aufkommen. Jean Paul ist todt, Börne läßt kaum mehr etwas von sich hören. Heine ist daher in der jüngsten Zeit als Satyriker in erster Reihe vorgetreten. Wenn wir irgend etwas an seinem trefflichen Witz aussetzen möchten, wäre es, daß dieser Witz zu sehr nur ein gelegentlicher ist, und zu oft nur Personen oder Verhältnisse betrifft, die kaum dieses Aufwands von Geist werth sind. Er sollte größere und allgemeinere Gegenstände für die Satyre auswählen, dann würde sich auch wohl von selbst der Ernst und die Würde einfinden, die immer Hintergrund des ächten Humors sind, und die wir bei Heine z. B. in seinen schmutzigen Ausfällen gegen Platen mit Bedauern vermissen. Was Saphir betrifft, so hat dieser sich zwar selbst eine etwas niedere Sphäre gewählt, allein wir sind nicht der Meinung, desfalls in das Verdammungsurtheil seiner vielen, nur vornehmer thuenden Gegner einzustimmen, vielmehr erkennen wir in ihm den Vorzug einer ächten guten Laune, eines fast immer das Richtige treffenden natürlichen Verstandes, eines leichten, doch reichen und angenehmen Witzes. Oettinger ist viel bitterer, was ihm schaden muß, so lange diese Bitterkeit nicht einen würdigen Gegenstand hat und mit juvenalischer Charakterwürde gepaart ist. In den Schriften von Lax findet sich eine Hinneigung zu Jean Pauls Manier, und stellenweise ist die Nachahmung glücklich. Herloßsohns Humor entbehrt durchaus der Tiefe. Nork müdet sich zu sehr mit literarischen und Theaterklatschereien ab, die nur ein unbedeutendes und momentanes Interesse haben.

Außer den Romanen machen die lyrischen Gedichte gegenwärtig noch am meisten Glück und werden am meisten gepflegt, mehr wenigstens als das Drama, und weit mehr als die Heldengedichte, obgleich sie lange nicht mehr die Theilnahme erregen, die ihnen in frühern Zeiten gewidmet wurde. Löblich ist die Sorgfalt, die man auf Erhaltung und Verbreitung älterer und ausländischer Poesie anwendet. Dieses Lob verdienen die kürzlich erst in diesen Blättern angerühmten Sammlungen deutscher Volkslieder von Wolff, spanischer von Mußl, schwedischer von Mohnike, slavischer von Wenzig; die zweite Auflage von Himfis ungrischen Liedern und die Sammlung thüringischer Lieder von Bechstein kam uns noch nicht zur Hand. Um den Sinn für Lyrik neu zu beleben, haben die Lyriker es für passend erachtet, zusammenzutreten und in Masse ein Aufsehn zu erregen, was dem Einzelnen nicht gelingt. So sind die beiden neuen Musenalmanache entstanden, der Wendtische und der Berliner. Ersterer hat die Mehrzahl nahmhafter Lyriker für sich, allein sein Inhalt ist etwas kollektenmäßig zusammengebettelt, und selbst reiche Heern haben sich begnügt, eine kleine Scheidemünze hineinzulegen. Es fehlt bei diesem Unternehmen die verschwenderische Jugendfülle, das Erstlingsfeuer, die ungeschwächte Kraft. Unter den in diesem Jahr bereits erschienenen oder doch angekündigten Liedersammlungen einzelner Dichter zeichnen sich nur wenige durch einen bekannten Namen aus. Wir bemerken eine zweite Auflage von Zedlitz Todtenkränzen, die Gedichte von Anastasius Grün, Seidl's Flinsern; auf die von Theodor Hell angekündigte Sammlung seiner Gedichte sind wir nicht begierig, desto mehr aber freuen wir uns auf die von Chamisso. Daß Rückert noch nicht daran denkt, seine zerstreuten Lieder zu sammeln, müssen die Freunde der Poesie wiederholt bedauern.

Unter den wenigen epischen Leistungen dieses Jahrs finden sich zwei Uebersetzungen von Moores Lalla Rookh, eine von einigen Büchern aus Ercillas Araucana, eine prosaische des Dante, eine hochdeutsche des alten Reinecke Fuchs von Soltau, und eine versificirte Umschreibung des Eulenspiegel von Hallberg.

Im dramatischen Fach zeichnet sich diesmal vor allem die treffliche Uebersetzung von Wilsons Theater der Hindu aus, ferner eine neue Uebersetzung

Shakespeares von Kaufmann. Außerdem erhalten wir die sämmtlichen dramatischen Werke von Müllner, Raupach, Montenglaut, und in Uebersetzung die von Scribe. Daß endlich einmal auch Schröders treffliche alte Schauspiele gesammelt werden, ist sehr dankenswerth. Der wunderliche Grabbe bringt außer dem Anfang seiner Hohenstauffen ein Drama: Napoleon oder die hundert Tage, Grillparzer den treuen Diener seines Herrn, Auffenberg das lange dramatische Gedicht Alhambra, Eichendorff, Houwald, Klingemann neue Trauerspiele und die Herrn Holtei, Hell, Lebrun, Castelli, Kuränder fahren mit ihren Lustspielchen und Bearbeitungen französischer Stoffe fort wie gewöhnlich. Im Ganzen liegt unsre dramatische Literatur jezt sehr im Argen. Der einzige Dichter, der jezt Epoche macht, ist Raupach, allein er rührt uns weder so wie Schiller, noch macht er uns lachen wie Kotzebue. Andre Dichter können sich nicht einmal mit ihm messen. Die äußerste Armuth guckt aus allen Winkeln unsers jetzigen Theaters hervor. Indeß gereicht es uns zum Trost, daß das Publikum sich über diese Armuth nicht täuscht, und daß es gegen schlechte Schauspiele weniger nachsichtig ist, als gegen schlechte Romane.

Die neuen Ausgaben sämmtlicher Werke von Goethe, Herder, Tieck, Hegner, Oehlenschläger, Kotzebue, Blumauer, Weißer, Johanna Schopenhauer, Therese Huber, Fanny Tarnow, Tromlitz, wurden angefangen, fortgesezt oder vollendet. Von Schiller erhielten wir eine, im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienene Originalausgabe sämmtlicher Werke in Einem Bande, die durch die Schönheit des Drucks und Papiers wie durch Wohlfeilheit gleich sehr ausgezeichnet und des großen Dichters würdig ist. Ferner erscheinen Schillers Briefwechsel mit Wilhelm von Humboldt, Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner, und Carlyles Leben Schillers, eingeleitet von Goethe. Auch das Leben Byrons von Thomas Moore ward übersezt.

Taschenbücher auf 1831.

4) Vielliebchen.

Der Herausgeber, v. Tromlitz, bleibt sich in diesem Taschenbuch Jahr aus Jahr ein in seiner Manier so gleich, wie der verehrungswürdige Clauren in der seinigen. Daß seine Manier besser ist, als die Clauren'sche, sey ihm unbedenklich zugegeben. Seine Tugendhelden sind zwar nicht ganz natürlich, doch sehn sie Menschen ähnlicher, als die Clauren'schen Zieraffen. Tromlitz fing mit historischen Gemälden aus dem 30jährigen Kriege an, und diese sind es, die ihm, die Kriegsscenen wenigstens, noch immer am trefflichsten gelingen. In den Liebesscenen fällt er freilich ganz aus dem rauhen Charakter der alten Zeit heraus und stimmt den modernen süßlichen Ton unsrer schriftstellenden modernen Damen an. Außer den kriegerischen Gemälden aus der deutschen Vorzeit haben ihn in neuerer Zeit vorzüglich Bilder aus Griechenland beschäftigt, worin er aber bei weitem weniger eigenthümlich ist, indem er hierin nur der Mode huldigt. So finden wir denn auch im vorliegenden Taschenbuch wieder drei Geschichten, wovon die eine im 30jährigen, die andre im spanischen Erbfolgekriege und die dritte im neuen Hellas spielt. Die erstgenannten haben alle Vorzüge und Mängel dieses dem Verfasser eigenthümlichen Genre, doch schweift die eine, das Mädchen von Eßlingen, wunderlich genug ins Wunderbare, ein dem Verfasser sonst fremdes Gebiet hinüber, indem Geister darin vorkommen, die lange Gespräche halten, in der Manier der Seherin von Prevorst, die, wenn sie wirklich Mode werden sollte, unsern erfindungsarmen Dichtern ein reiches Feld von Neuerungen eröffnet. In der griechischen Erzählung spielt wieder einmal eine wunderliebliche Helene die Hauptrolle, und ist sie auch, in der bekannten Wiener Manier, wie von Marzipan gebacken auf dem Titelkupfer zur Schau gestellt. Die übrigen Kupfer sind diesmal besser als früher, und besonders die von Retsch gezeichneten gereichen dem Almanach zur Zierde.

5) Penelope.

Auch hier finden wir schöne Zeichnungen von Retsch; doch das Titelkupfer, Johanna von Kastilien, ist wieder eins jener weichlichen Wiener Modegesichter, die seit einigen Jahren aus allen Taschenbüchern hervorgucken. Der Inhalt ist des Herausgebers, des großen Theodor Hell würdig. Außer dem immer patriotischer und langweiliger schreibenden Wilhelm Blumenhagen, der wieder einmal eine Geschichte aus der hannover-braunschweigischen Vorzeit liefert, bringen auch noch zwei Damen, die bekannte Lohmann und Agathe S., zwei langweilige historische Novellen von der gewöhnlichsten Gattung, und daneben finden sich eine Idylle und eine Humoreske, die noch langweiliger sind, weil man ihnen die Langweiligkeit weniger zu Gute hält, als historischen Novellen, die dazu längst privilegirt sind. Auch einige Gedichte finden sich, worunter nur die Skizzen aus Italien von Waiblinger Erwähnung verdienen.

6) Minerva.

Titelkupfer: ein schönes Portrait Benvenuto Cellinis. Die übrigen Kupfer: Darstellungen aus Werthers Leiden von Ramberg in seiner gewöhnlichen Art voll künstlicher und manierirter Stellungen und die gute Lotte eine Nymphe, wie es alle Ramberg'schen sind. Die erste Erzählung, das Turnier zu Worms von Karoline Pichler, zwar nicht lang, doch langweilig. Dann: Karl der Große, Tragödie von Oehlenschläger. Ich möchte hier wiederholen, was ich bei Gelegenheit von Eberts Wlasta den modernen Heldendichtern zu Gemüthe geführt. Eine grundfalsche, höchst unpoetische Sentimentalität verleitet sie, die originellsten und scharfgeprägtesten Charakterbilder der Vorwelt zu verwaschen und in einen Nebel von weichlicher Tugendhaftigkeit einzuhüllen, die ihre kräftige Gestalt, ihr tiefes Kolorit verschwinden macht. Karl der Große handelte furchtbar grausam gegen die Sachsen, aber er handelte eben so und nicht anders, es war seiner Politik und seinem Naturell so angemessen und lag überdies im wilden Geist seiner Zeit. Warum in aller Welt läßt nun Oehlenschläger diesen großen wilden Karl nicht so, wie er ist? warum findet er nicht das Poetische heraus, das eben in dieser seiner Schrecklichkeit liegt? warum in aller Welt macht er ihn zu einem weichherzigen Pinsel, der über den grausamen Befehl, den er ertheilt hintenher jammert, ihn bereut und den sentimentalen Fürstbürger Phosphorus spielt, der die Unterthanen erst erschießen läßt und ihnen hintendrein eine Konstitution gibt? So bleibt, ihr Dichter, doch nur um Gotteswillen der Geschichte und der Natur treu, oder, wenn euch diese Autoritäten nicht vornehm genug sind, so fragt den Shakespeare, der wird euch sagen, was große, wilde Charaktere sind. — Es folgen Reiseerinnerungen aus früherer Zeit von Johanna Schopenhauer, sie betreffen Oestreich und Schlesien und enthalten zwar nichts besonders Merkwürdiges, sind aber immer besser, als eine Novelle. Winetas Untergang, eine Erzählung von Storch, ist ein Schreckengemälde, wie er deren schon mehrere geschildert. Unter den wenigen Gedichten bemerken wir eine Romanze von Oehlenschläger: William Shakespeare. Es wird darin die bekannte Anekdote erzählt, daß Shakespeare wegen eines Jagdfrevels geflüchtet, nach London gekommen, und daselbst, durch den Anblick eines Schauspiels, zum Dichter erweckt worden sey. Eine poetische Idee ist hinter dieser Zufälligkeit nicht zu entdecken.

7) Taschenbuch der Liebe und Freundschaft.

Sonst zeichnete sich dieser Almanach gewöhnlich durch artige kleine Kupferchen aus. Klein sind sie auch diesmal, aber nicht artig mehr. Roßmäslers Stich scheint den Ramberg'schen Zeichnungen nicht bekommen zu seyn. Dieser Kupferstecher hat neben andern Fehlern auch den unleidlichen, allen Figuren Triefaugen zu geben. So sieht man hier auf dem Titelkupfer die drei Ramberg'schen Grazien und den Amor sämmtlich mit halbverklebten Triefaugen. Den poetischen Inhalt des Taschenbuchs eröffnet wieder einmal eine braunschweigische Novelle von Blumenhagen, der wieder einmal eine historische Novelle der Friederike Lohmann folgt, die Geschichte der bekannten Agnes Bernauerin. Den Schluß macht eine ländliche Erzählung des breitnamigen Freiherrn Carl Boromäus Freiherrn von Miltitz, dem der Tempel des Nachruhms beide Thorflügel öffnen muß. Dazwischen einige Gedichte als Lückenbüßer.

8) Taschenbuch zum geselligen Vergnügen von Kind.

Titelkupfer: ein schönes Porträt der jungen Kaiserin von Brasilien. Die übrigen Kupfer: Darstellungen zum Käthchen von Heilbronn von Ramberg. Auch hier finden wir schon wieder eine historische Novelle der Friederike Lohmann aus den Zeiten Ludwigs XV. und gleich darauf zwei visionäre und magnetische Novellen, die Engelseherin von Kind und die Mesmerische Liebe von Kruse, zum Beweise, daß die Seherin von Prevorst in die Mode kommt. Doch, wann wäre je irgend etwas Neues oder Seltsames in der Welt zum Vorschein gekommen, ohne daß die Novellenschreiber gleich, wie die Fliegen auf frisches Obst, darüber hergefallen wären? Wir werden in den diesjährigen Almanachen noch einige Mal auf Wundersucht stoßen, und was gilt die Wette, daß in den Taschenbüchern auf 1832 wenigstens ein Dutzend Novellen junge und verliebte deutsche Barons im Mittelpunkt der Pariser und Brüsseler Ereignisse darstellen werden, denn jene junge Zucht deutscher Novellenhelden bleibt immer die nämliche, aber die Novellenschreiber schicken sie beständig in andre Länder, bald ins Eis von Rußland, bald nach Spanien, bald nach Griechenland und jezt ohne Zweifel nach Algier, Paris und Brüssel. Man könnte schon halb Europa mit den hochherzigen deutschen Grafen und Freiherrn bevölkern, die unsern Novellen zufolge in allen Begebenheiten in allen vier Weltgegenden mitgewirkt, und unsrer Nation im Auslande eine Ehre erworben haben, von der freilich niemand etwas weiß, als die Novellenschreiber. — Die Autobiographie eines Dorfschulmeisters von Wolff ist recht artig, wie ihm überhaupt diese naive Manier wohl ansteht. Unter den Gedichten zeichnet sich Amor, ein Sonnettenkranz von Bechstein durch Wohlklang aus, doch sind die Gedanken nicht neu.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 111. — 1. November 1830.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

14) Blätter der Liebe von Anastasius Grün. Stuttgart, Franckh, 1830.

Aeußerst zarte und heitre, sehr anspruchslose und doch gedankenreiche Lieder. Ein „ich weiß nicht was" von wahrer Zärtlichkeit unterscheidet sie von den gewöhnlichen Liebesliedern, und wenn es eine Aufgabe war, sich bei der zahllosen Menge von deutschen Gedichten dieser Gattung und bei den stereotypischen Phrasen der deutschen Minnepoesie noch durch irgend etwas auszuzeichnen, so ist dies Anastasius Grün nicht nur durch einige glückliche neue Gedanken, sondern auch durchgängig durch den innigen Ton und durch das warme Kolorit seiner Dichtungen gelungen, z. B.

Fern und nahe.

Weste säuseln Deinen Namen
Rosen zeigen mir Dein Bild,
Und die Quelle, süß und mild,
Spiegelt es im Blüthenrahmen.

•

Und in Deinen Namen schlingen
Perlen sich im Wiesengrün;
In den Sternen las ich ihn,
Hör ihn, wenn die Wellen klingen.

•

Also bin ich Dir auch ferne,
Bleibst Du doch mir ewig nah;
Doch warum, wenn ich Dir nah; —
Bleibst Du mir, ach! ewig ferne?

Im Bade.

Ach könnt ich die Welle seyn,
Wie freut ich mich so!
Doch könnt ich die Quelle seyn,
Wär doppelt ich froh!

•

Denn könnt ich die Welle seyn,
Hüpft ich mit frohem Sinn
Wo sie im Bade weilt,
Rasch zur Geliebten hin;
Hätte sie schnell ereilt,
Wogte mit stillem Gruß!
Rasch um den lieben Fuß,
Blähte mich stolzer dann,
Schwellte und stieg hinan
Bis an des Busens Rund,
Bis an den Purpurmund,
Grüßte und küßte sie;
Koste und neckte sie,
Und sie erlitt es gern;
Glaubt ja, ich seh es nicht,
Glaubt mich ja fern.

Doch könnt ich die Quelle seyn,
Ganz nach Verlangen
Wäre sie mein;
Liebend umfangen
Wollt ich die Holde,
Aber so bald nicht
Ließ ich sie los.
Dann zu dem Herzchen
Rauscht ich empor,
Pochte und schlüge
Rege daran,
Pochte und früge
Liebend mich an. —
Dann zu den Händen,
Wogt ich dahin;
Jegliches Ringlein,
Das sie als fremder
Seligkeit Pfand,
Trägt an der kleinen
Blendenden Hand,
Wollt ich ihr rauben,
Tief in der Wogen
Mächtige Brandung,
Heimlich verbergen;
Rauschte zur Hand dann,
Wieder hinan,
Und nur mein Ringlein
Ließ ich daran.

XIV.

Die Freude regt ihr Lenzgefieder,
Das Bächlein springt, das Veilchen blüht,
Es jubeln froh wohl tausend Lieder,
Doch traurig tönt ein einzig Lied:
Wenn andre Kehlen freudig schlagen,
Wenn rings erwacht der Jubelschall,
Stimmt bange Töne, süße Klagen
Die Liebeskranke Nachtigall.

*

So, ob mich Liebe gleich durchglühte,
Ob auch Erfüllung mich nicht floh,
Ob Lust und Freude mich umblühte,
War mein Gesang doch immer froh;
Selbst wenn mit holdem Lilienarme
Mich Liebchen traut und warm umschlang,
Sang ich von süßem Liebesharme
Zur Harfe manchen Trauersang.

II.

Todt ist und zweifach eingesargt mein Liebchen:
Dort in der Erdengruft unter kaltem Stein,
Und hier in meines Herzens wärmsten Stübchen;
Welch Grab von beiden mag ihr lieber seyn?

*

Gesanglos ließ man sie zu Grabe bringen,
Doch mir im Herzen scholl der Leichensang;
Da ging es an ein Pochen und ein Klingen,
Daß bei dem Lied mir fast der Kopf zersprang.

*

Der Grabstein bricht einst auf wie Knospenhülle,
Draus taucht die junge Ros' ans Morgenlicht,
Doch mir im Herzen ruht sie tief und stille,
Dies Grabessiegel sprengt sie ewig nicht.

*

Auch ist ihr drin ein Monument errichtet,
Wie sichs ob keiner Königsleich erhebt,
Denn Pyramiden, himmelhoch geschichtet,
Und Tempel stürzen, doch mein Herz, das — lebt. —

Hin und wieder findet sich indeß auch ein Gedicht, das etwas zu tändelnd ist, z. B.:

Eins und zwei.

Warum, o Mutter, o Natur,
Gabst Deinem Sohn, dem Menschen nur
Ein Herz Du, um in süßen Trieben
Geliebt zu werden und zu lieben.
Und einen Mund nur um zu küssen,
Und Wonn' und Seligkeit zu saugen;
Jedoch zum Weinen, ach! — zwei Augen? —

Der epigrammatische Witz dieses kleinen Liedchens ist etwas zu gesucht. Ein andres Liedchen hat einen allzu weichlichen, unmännlichen Inhalt:

Der Verlobte.

Wenn Deine Hochzeit nahet,
Leg ich ins Grab mich hinein;
Dann fließt doch keine Thräne
In euern Freudenwein.

*

Dann lacht Dir Keiner ins Antlitz,
Wenn Treue Du versprichst;
Brauchst Dich nicht zu verstecken,
Wenn Du den Brautkranz flichtst.

*

Und hast Du zu wenig Blumen,
Um sie durch den Kranz zu ziehn;
Geh nur zu meinem Grabe,
Dort werden wohl einige blühn.

Es liegt weder in der Natur des Mannes, noch hat die ältere, der Natur treuere Lyrik es sich je erlaubt, so übertrieben sentimental, so taubenherzig resignirt zu seyn. Noch müssen wir auf eine Kleinigkeit aufmerksam machen. Der Dichter sagt S. 35: „Die Nachtigall bläst Flöte, die Grille spielt Klarinett — und die Eule gibt den Baß dazu.“ Das letztere ist nicht wohl möglich, da die Eulen sämmtlich eine kreischende scharfe Stimme haben. Solche kleine Nachläßigkeiten sind indeß bei unsern neuern Dichtern sehr gewöhnlich, weil sie die Natur zu wenig aus der Natur selbst, zuviel aus dem Buche studiren.

Wenn es der Mühe werth wäre, die Stellen zusammen zu suchen, würde man bei hundert Dichtern finden, daß die Lilien entweder im Mai blühen oder daß die Nachtigallen im August singen, daß die deutschen Grillen (man denkt noch immer an die antiken Cykaden) eine angenehme Stimme haben, und dergleichen mehr.

15) Serenaden und Phantasien eines friesischen Sängers, nebst Klängen während des Stimmens. (Vorläufer des Ronghar Jarr). Von Harro Harring. München, Lindauer, 1828.

Da wir bei jeder Gelegenheit die Affektation als den Krebsschaden aller neuern Lyrik bezeichnet und die mit dieser eckeln Krankheit behafteten Poeten und Poetlein hart in die Kur genommen haben, so ist es unsre Schuldigkeit, einen Dichter zu loben, bei dem wir Wahrheit finden, der das wirklich empfindet, was er singt, dessen Leidenschaft, dessen Schmerz ächt ist. Dieses Lob verdient Harro Harring. Alle Töne seiner Lieder sind ächte Schmerzenslaute, aus wunder Brust hervorgestöhnt. Der arme Romeo fällt uns dabei ein. So trunken, so gebeugt, so ernst und so kindisch ist nur der wirklich Liebende, der wirklich Leidende. Keine Kunst vermöchte gerade solche Stimmungen unglücklicher Liebe zu heucheln, sie sind unmittelbare Naturwahrheit. Die Kunst würde im Gegentheil manche dieser Aeußerungen des Schmerzes vermieden haben, denen sich die Natur unbedenklich überläßt. Allein in allen solchen Fällen erscheint der Dichter nicht als willkührlicher Schöpfer eines eignen Kunstwerks, sondern selbst als unwillkührliches Kunstwerk der Natur und man darf nicht mit ihm rechten.

In unsrer Zeit spielt ein unglücklich liebender Sänger freilich eine sonderbare Rolle. In jenen lenzigen Tagen der provencalischen und schwäbischen Minnepoesie fiel es niemand auf, einen armen Sänger zu sehn, der, vom glänzenden Schloß seiner spröden oder durch fremde Bande gefesselten Schönen ausgestoßen, seinen Kummer in lauter herzbrechender Klage in die Welt hinein sang. Heute fällt so etwas auf. Man gafft den armen Sänger an und lacht ihn aus. Schlage dir die Narrenspossen aus dem Kopf, heißt es, sey ein Mann, arbeite, spekuliere, nimm ein Weib und laß die Romanstreiche bleiben! Doch so etwas ist leichter gerathen als befolgt. Kann die Liebe mit allen ihren kindischen Schwärmereien je auch durch die allervollkommenste Civilisation ausgerottet werden, und bleibt sie nicht in allen Zeitaltern und unter allen Himmelsstrichen die nämliche? Warum sollten wir über die Schmerzen einer zärtlichen Seele lachen?

Sofern indeß die nämliche unglückliche Liebe, dieselbe an sich so natürliche, ja heilige Leidenschaft bei sehr verschiednen Dichtern, ihrer Individualität und ihrem größern oder geringern Talent gemäß, sehr verschiedne Wirkungen hervorgebracht hat, dürfen wir vergleichungsweise tadeln, daß Harro Harring ein so gar schwaches männliches Herz beurkundet, das völlig wehrlos, wie das Herz eines Weibes, sich jedem schmerzhaften Eindruck hingibt, und ein Herz, das sich dieser Schwäche nicht einmal schämt. Wenn Louise Brachmann, dieses mitleidswürdige, von der prüden Kritik unwürdig mißhandelte Wesen, eine solche Schwäche des Herzens zeigte, so muß man ihr dies als einem Weibe billig verzeihen. Allein von einem Manne erwartet man unter allen Umständen ein Dokument seines Geschlechts, eine Kraft. Diese Kraft äußere sich beym unglücklich Liebenden wie die Raserei des Orlando, oder wie die Selbstbeherrschung Abälards, oder wie der, eine ganze Welt umfassende, Schmerz des großen Dante oder wie der schöne bildende Sinn Petrarcas, dem die Geliebte zu einem Götterbilde wurde, wie dem Pygmalion das Götterbild zur Geliebten. An alle dieser Kraft gebricht es Harro Harring. Für den Zorn zu mild, für die Philosophie zu träumerisch, für die tragische Erhabenheit eines Dante zu weichlich und für die dem schaffenden Künstler unentbehrliche Ruhe und Klarheit zu hastig, weiß er seinem Schmerz durchaus kein männliches Gewand zu leihen, noch ihn auf irgend eine Weise zu beherrschen, sondern er wird nur von ihm beherrscht, und sinkt gleichsam, einem schwachen Weibe gleich, aus Ohnmacht in Thränen, aus Thränen wieder in Ohnmacht. Als Dichter sollte er uns wenigstens wie Petrarca das Bild seiner Schönen ausmalen, damit wir im Stande wären, seinem Geschmack und desfalls auch seinem Schmerz Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Allein er schildert uns nicht die Geliebte, sondern immer nur sein eignes Leiden um sie, immer nur sich selbst. Dieser feine und unwillkührliche Egoismus macht keine günstige Wirkung auf den Leser. Einigemal stimmt er den unbesonnenen Leser sogar gegen sich. Wie, muß man fragen, wie darf der junge Mann sich mit Recht über die Kälte seiner Geliebten beklagen, da er es doch eigentlich geradezu darauf anlegt, ihr zu mißfallen? Wie, wenn sich der seufzende Liebhaber in Italien einfallen ließe, auf den glücklichen eifersüchtig zu werden, würde das nicht gegen alle Konvenienz seyn und würde die Dame nicht das Recht haben, ihn zu entfernen? Unser Dichter nun bleibt zwar beständig in der seufzenden Rolle und betheuert seine Bescheidenheit, seinen reinen Platonismus, seine ganz immaterielle ätherische Anbetung der Geliebten bei jeder Gelegenheit, allein er ist damit nicht zufrieden, er verlangt auch, daß die Geliebte selbst nicht mehr solle

haben wollen, er grollt den Glücklichen, „die nur an Dirnen und Pferden Vergnügen finden," wenn sie es wagen, bei seiner Geliebten auch etwas, oder wohl gar noch etwas mehr gelten zu wollen? Welche Bizarrerie, in der Heimath der Galanterie unerhört, nur in Deutschland möglich, und überall am unrechten Orte! Keineswegs sind es, wie unser Dichter sich träumt, die seufzenden, stets auf den Knien liegenden, anbetenden, von ferne schmachtenden Sänger, die vorzugsweise vor den Augen der Damen Gnade finden! Nein, wer nicht zu fordern weiß, dem wird auch nichts gegeben. Die Helden allein sind es, denen man nichts abschlägt, und von jeher haben die Sänger in Gegenwart der Helden mit der zweiten Rolle vorlieb nehmen müssen. Das liegt in der Natur der Sache, und ist überall, wo je die Galanterie gewaltet, zum Gesetz erhoben worden. Immer beteten die Sänger da nur an, wo die Helden schweigten, oder stahlen sich nur heimlich ein Glück, dessen rechtmäßigen Besitz sie den Helden nicht abstreiten konnten. Wer sich nun so vorzugsweise mit der Minne und ihrer Poesie beschäftigt, wie unser Dichter, sollte desfalls auch das Terrain kennen und sich gegen die allgemeine Regel nicht sträuben wollen. Nicht nur in der Poesie, sondern auch im Leben selbst kommt man schlecht weg, wenn man den Verlezten, den Gekränkten spielt. Dies mißfällt jedem. Wenn dagegen der Beleidigte sein Weh großartig verschmerzt, oder sich mit Humor drein schickt, so läßt ihn sein Unglück in einem liebenswürdigen Licht erscheinen. Es ist damit wie mit einem Kranken. Der Wahnsinn des Kranken kann in seiner Furchtbarkeit erhaben seyn, erträgt er sein Leiden mit Geduld oder wohl gar mit Heiterkeit, so zieht er uns freundlich an; wenn er aber grämelt, so stößt er uns ab. Harro Harring scheint in der That die übeln Laune verschmähter Liebe oft zu wenig Herr geworden zu seyn, um die Würde und Grazie festzuhalten, die uns gerade in solchen Fällen immer am wenigsten mangeln sollte.

16) Poetische Spiegelreflexe. Eine Gabe der Liebe und Freundschaft von H. Pierre. Frankfurt a. M., Sauerländer in Kommission, 1829.

Fast durchaus Gelegenheitsgedichte und Impromtus, in der galanten Manier der ältern Franzosen, und zum Theil auch aus dem Französischen übersezt, Scherze zu Unterhaltung der Damen, Epigramme, Logogryphen, Räthsel, Stammbuchblätter, Gesellschaftslieder, Hochzeits- und Abschiedslieder, Lobgedichte auf verschiedne Schauspieler und Schauspielerinnen rc., zum Schluß noch einige poetische Kleinigkeiten in englischer und französischer Sprache. Verse und Gedanken sind durchgängig leicht, wie es dies galante Genre erfordert, denn Tiefsinniges wird Niemand davon erwarten. Nur etwas mehr Witz oder wenigstens Medisance hätten wir gewünscht, weil dies die einzigen Mittel sind, dergleichen Poesien zu würzen. Die Franzosen haben sich darauf jederzeit wohl verstanden, und wahrlich, an ihren galanten Scherzen aus dem vorigen Jahrhundert würde uns jezt wohl wenig mehr ergötzen, wenn er nicht die feine und geistreiche Bosheit wäre, die immer dahinter steckt. Der Verfasser der Spiegelreflexe zeigt in dieser Hinsicht troz seines französischen Namens zu viel deutsche Gutmüthigkeit, und Persiflage, Ironie, Satyre sind bei ihm selten.

(Die Fortsezung folgt.)

Taschenbücher auf 1831.

9) Müchlers Anekdotenalmanach.

Zum Theil leichte Waare, zum Theil aber auch recht interessant und wizig. Im Ganzen ist es löblich, Anekdoten aus der neuern und neuesten Zeit zu sammeln, da doch immer einige schon an sich wizig, andre in Hinsicht auf Personen und Verhältnisse charakteristisch sind, und die meisten der hier gesammelten Späße sind wirklich neuern Ursprungs. Wir geben nur eine zum Besten. „Der Professor von S.. in B... hatte sich in seinen früheren Verhältnissen das ganze Wesen der Leute von hohem Ton zu eigen gemacht. — Wenn er daher in seinen Hörsaal gieng, um seine Vorlesungen zu halten, folgte ihm stets ein Bedienter in Livrée demüthig mit einer eleganten Mappe von rothem Maroquin, in welcher die Handschrift des Leitfadens seiner Vorlesungen sich befand. Diese legte der Bediente sodann auf das Katheder, bevor sein Herr den Vortrag begann. — Die Studenten hatten darüber so laut ihre Glossen gemacht, daß sie dem Professor nicht unbekannt seyn konnten, aber mit vornehmer Geringschätzung wollte er davon keine Kenntniß nehmen. — Um ihm nun seine Hofart recht anschaulich zu machen, folgte einst, nach einer Verabredung, Jedem seiner Zuhörer der Stiefelputzer mit dem Kompendium und dem Hefte zum Nachschreiben, nebst dem Stechtintenfasse und einigen Federn in den Hörsaal, und legte diese Dinge auf den Platz desjenigen Studenten, dessen kleine häusliche Bedienung er zu besorgen hatte."



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 112. — 3. November 1830.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

17) Gedichte von Karl Immermann. Neue Folge. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Von vorn herein muß anerkannt werden, daß die Sprache des Herrn Immermann sehr gewandt, daß er des Verses vollkommen Meister ist. Wenn er ihn auch nicht selten zum groben Knittelvers härtet, so hat dies doch seinen Zweck und geschieht absichtlich. Auch fehlt es dem Dichter keineswegs an Feuer, und gleich das erste Gedicht dieser Sammlung, Spruch des Dichters athmet einen ächt poetischen Jugendmuth.

> Was hätt' ich, hätt' ich Dich? In meinen Armen
> Wärst Du zulezt doch nur ein Weib geworden.
> Nun aber schwebst Du, wenn mein Fuß gelind
> Durchs Wiesengrün am prächt'gen Strome wandelt,
> Ein licht Gebild auf Wolken überm Strom.
> Aus deinen Locken blinkt der reine Kranz,
> Noch immer schüzt der Gürtel Deinen Leib;
> Was andre von Dir haben, weiß ich nicht,
> Ich habe Dich behalten, wie Du warst,
> Und Dich versagend, schenktest Du Dich mir
> Für alle Zeit, jungfräulich, rosenfrisch.

In den satyrischen Sonetten spricht der Dichter hin und wieder eine edle, ja wir möchten in gewissem Sinne sogar sagen, eine große Gesinnung aus, sofern sie Zeichen eines wahrhaften und tiefen Schmerzes über die Ehrlosigkeit und Erbärmlichkeit sind, an der die Deutschen leiden, ohne es nur zu merken.

VI.

> Ihr dürft mich immer kalten Herzens wähnen,
> Weil ich bei Ibrahims und Jussufs Thaten
> Nicht so wie ihr in heil'ge Wuth gerathen,
> Und nicht verzweifelt bin um die Hellenen.
>
> Denn seht: ich habe nähern Stoff zu Thränen,
> Rund um mich schwingt das Rohe und Gemeine
> Den Mordspeer auf das Würdige und Feine,
> Rund um mich kränken Schergen edles Sehnen.
>
> Da gilts für mich, geschlagne Geister retten!
> Da gilts für mich zu lösen hier die Ketten,
> Und mit den Türken hab' ichs deutscher Zunge!
>
> Doch euer Herz liebt, weis ich, fremde Trachten.
> Es ist so süß ins Blaue hin zu schmachten!
> Morea will ja nichts als Wind und Lunge!

IX.

> Zu einem Volke kam ich, das sich Götzchen
> Aus Holz geschnitzt in seinen müß'gen Stunden;
> Die alten Götter waren ganz verschwunden,
> Dafür verehrten sie nun bunte Klötzchen.

Und jeder hielt sein Götzchen, wie sein Schätzchen,
Und leckte vorne dran, und leckte hinten —
Ihr kennt das Gleichniß von verliebten Stinten,
Die Luft erseufzte rings von brünst'gen Schmätzchen.

Entrüstet fragt ihr mich, und wie zum Spotte:
„Wo wohnt ein Volk, so toll und so verächtlich?"
Ach, die Entfernung ist nicht sehr beträchtlich!

Gelagert fand ich diese Heidenrotte
An eurem Feuerchen für Theoremchen,
Für Springer, Tänzer, Thiere, Ariendämchen.

VIII.

Weit klingt das Lied von des Herakles Stärke;
Kein Sterblicher war ihm an Kraft vergleichbar,
Den kühnsten Helden glänzen unerreichbar
Daher des Armes fabelhafte Werke.

Nun aber, Freund, hör auf mein Wort und merke:
Was jenem Arm, der schlug die Stymphaliden,
Dem Drachen nahm die Furcht der Hesperiden,
Und raubte dem Geryon Ochs und Sterke.

Dem großen Löwen gab die blut'ge Lehre,
Die Schlange traf, daß ihre Adern rannen,
Den Cerberus holt' aus der Hölle Schlunde,

Was selbst dem Arm zu schwer gewesen wäre —
Wenn er zwei Deutsche hätte sollen spannen
An eine Karre nur für eine Stunde.

Schön sind auch die Romanzen und einige zärtliche Gedichte, obwohl sie sich vor den vielen andern guten Gedichten, die wir in dieser Gattung schon besitzen, nicht besonders auszeichnen.

Alle diese Vorzüge des Dichters sind aber wieder mit Mängeln, mit Fehlern gepaart, die uns kaum begreiflich seyn würden, wenn die unter der deutschen Jugend immer mehr einreißende Zerrissenheit der Bildung, nicht alles begreiflich machte. Die jüngere Generation wird von einem krankhaften Kitzel zum Dichten getrieben. Dieser Kitzel rührt von der allzufrühen Ueberreizung mit poetischen Genüssen her. Die lezte, jezt allmählich absterbende Generation war so vorzugsweise hyperästhetisch, suchte so sehr alles Heil nur in der Kunst, daß sie die ihr folgende Generation, die jetzige, durch Lehre und Beispiel verdorben hat. Nun wollen eine Menge junger Männer es den ältern Meistern nachthun, aber nicht unmittelbar durchs Leben und durch die Natur, sondern nur mittelbar durch die Schule begeistert, nicht von einem eingebornen, sondern nur von einem eingeimpften Drange getrieben vermögen sie auch nichts Neues, Großes, Anderes zu gestalten, sondern schwanken unstät zwischen den Manieren der Meister umher, ohne aus dem magischen Zirkel der Nachahmung einen Ausweg zu finden. Die Einen, die sich dieses trostlosen Zustandes am wenigsten bewußt werden, ordnen sich heerdenweise dem einen oder andern Meister unter und bilden dessen Trabanten. Die Andern, die das Unnatürliche ihres Beginnens wenigstens ahnen, ohne sich doch davon losreißen können, suchen und finden den Trost darin, daß sie sich hoffärtig selbst überreden, sie seyen in dieser schlechten Zeit, in der das alte Große schwindet und noch nichts neues Großes sich gestaltet hat, doch immer die besten. Zu diesen Hoffärtigen gehörte Müllner, zu ihnen gehört auch Immermann.

Daß Immermann ohne innern Halt aus einer Manier, aus einer Nachahmung in die andre schwankt, lehrt die That. In seinem äußerst fehlerhaften, ja geistlosen, freilich auch frühesten Trauerspiel Cardenio und Celinde hat er einen von größern Dichtern (Andreas Gryphius und Arnim) entlehnten, und von diesen Männern bereits trefflich behandelten Stoff mißhandelt und sich dadurch einer schimpflichen Vergleichung ausgesezt. In seinem Trauerspiel im Tyrol ist er so weit hinter der Poesie der wirklichen Geschichte zurückgeblieben, daß selbst der Vergleich mit Bartholdys prosaischer Geschichte des Tyrolerkriegs schimpflich für ihn ausgefallen ist. Sein Trauerspiel Friedrich II. bleibt noch weiter hinter dem poetischen Geist des Mittelalters zurück und ist überdies seinem wesentlichsten Theile nach nur eine abgeschmackte Nachahmung der Braut von Messina. Seine Lustspiele erreichen, wie die von Raupach, bei weitem nicht die Laune und den Effekt Kotzebues, und seine lyrischen Gedichte bleiben wieder an Geist und Witz weit hinter den Heineschen zurück, deren Ton zu treffen sie auf eine ängstliche Weise affektiren. In seiner Vertheidigung gegen die Angriffe des Grafen Platen hat er sogar dessen Unanständigkeit bis zur Unfläterei nachgeahmt. Sind wir nun nicht berechtigt, dem, der solche Mißgriffe begeht, Mangel an origineller schöpferischer Kraft und der sie immer begleitenden Haltung und Würde vorzuwerfen? Der wahrhaft große und selbstständige Dichter kann sich nie dem Schimpf so fruchtloser Versuche aussetzen und niemals in dem Grade über die ihm angemessene Bahn sich täuschen. Dennoch hat Immermann durch dieses Unkraut von Nachahmungen und Verzerrungen Keime von Geist und edler Gesinnung durchblicken lassen, die einer ökonomischen Pflege wohl werth wären. Allein die Hoffart auf der einen Seite und der Leichtsinn auf der andern, die Herrn Immermann verführen, dem Publikum mit allem Trotz zu bieten, was ihm eben in die Feder kommt, ohne daß er sich die Mühe nähme, es zuvor einer ernsten Sichtung zu unterwerfen, diese Eigenschaften taugen nicht, ihm zur Erwerbung eines Ruhms zu helfen, der immer nur erworben, niemals ertrozt seyn will.

Auch die vorliegenden Gedichte sind zum großen Theil nicht mehr und nicht weniger als ein Spiegel der Eitelkeit, in dem ein versemachender Narcissus sich liebäugelnd selbst anbetet, ein oben mit Lorbeerkränzen geschmücktes, unten mit Spießen und Kanonen gegen die

Kritik bewaffnetes, durch sich selbst vergöttertes Ich. Wir lesen z. B. gleich im ersten Gedicht:

> Alle Männer sind mir Feinde,
> Und vom guten Wahn geheilt,
> Die vortreffliche Gemeinde
> Merkt, wie sie mich langeweilt.
> Wie sie schachern, wie sie trödeln,
> Hielt ich noch so ziemlich aus,
> Aber wie sie sich veredeln,
> Nein! das ist ein wahrer Graus!

Aber was geht das uns an? und was gewinnt die Poesie dabei, daß ein Immeemann sich langweilt? Im zweiten Gedicht steht:

> Ich sang mein Liedchen im Wald, im Wald,
> So selig!
> Vom Herzen drang es, zum Herzen es schallt',
> So fröhlich!
> Da liefen die rußigen Köhler herbei,
> Mit Köhlergeräthe und Köhlergeschrei,
> Und schrien; ich träfe die rechten
> Gesänge nicht, die sie wohl möchten.

Ist es nicht genug, wenn Herr Immermann nur gute Gedichte macht? wozu braucht er uns erst zu sagen, daß er keine schlechten mache? Im dritten Gedicht lesen wir schon wieder:

> Wenn sonst mich wer gekränket hat,
> Hab' ichs behalten im Gedächtniß;
> Allein, deß bin ich wahrlich satt,
> Zorn ist ein allzuherb Vermächtniß:
> Drum, wie sie sich an mir vermessen,
> Es sey vergeben und vergessen!

Was geht uns das an? Das behalte Herr Immermann für sich. Das vierte Gedicht lautet:

> Fordert von mir Gut und Geld!
> Was euch nützt und euch gefällt,
> Will ich gerne thun und leisten:
> Freut es euch, mich freuts am meisten.
> Meine Arm und meine Bein'
> Werd ich eurem Dienste weihn.
> Glaubt, ich rede außer Scherz;
> Aber — fordert nicht mein Herz!

Was soll das wieder? Der Dichter muß uns zeigen, daß er ein schönes Herz habe, aber sich nicht damit begnügen, blos zu sagen, daß er es habe.

Es würde den Leser ermüden, wenn wir mit diesen Auszügen fortführen, doch wenn es Herr Immermann verlangen sollte, sind wir erbötig, ihn noch öfter vor seinen Spiegel zu begleiten. Wir hoffen, er selbst wird fühlen, wie sehr richtig unser Grundsatz ist, daß der Dichter nie genug interessant seyn, sich aber auch nie genug hüten kann, sich selbst für interessant auszugeben. Was sollen diese Anpreisungen der eignen Vortrefflichkeit? wen sollen sie bestechen? Kaum dem größten aller Dichter dürfte eine solche Selbstlobhudelei zu verzeihen seyn. Man sagt, der weise Bias habe einst mitten in einem Volkshaufen das Stoßgebet gethan: „O Jupiter, sieh nicht, daß ich unter ihnen bin!“ Wir wissen wenig von Bias, doch soviel, daß ihn ganz Griechenland unter die sieben Weisen zählte, und dies mochte ihn zu jenem witzigen Stoßseufzer berechtigen. Aber Immermann hat unter der immer wachsenden Schaar unsrer tragischen Jambenschmiede zu viele Seinesgleichen, als daß er sich selbst als eine Ausnahme betrachten könnte, und wie lächerlich müßte es seyn, wenn jeder, der eben so wenig dazu berechtigt wäre, eben so vornehm thun wollte. Mit Fug und Recht hat Immermann die Ruhmredigkeit, die Platen von sich selbst gemacht hat, an diesem verspottet. Warum fällt er nun in den nämlichen Fehler? Seyd nur groß, um Gotteswillen, nur predigt nicht immer, daß ihr es seyd, am allerwenigsten, ehe ihr es seyd.

Es ist indeß wenigstens eine naive Aufrichtigkeit von Immermann, daß er so viel Erbitterung gegen die Rezensenten blicken läßt. Wer das thut, gibt dadurch immer zu erkennen, daß er trotz aller Hoffart seiner Größe mißtraut. Ja, beiläufig gesagt, es ist immer ein Kriterium der Mittelmäßigkeit. Was in aller Welt hat ein schlechter Rezensent mit einem guten Dichter gemein, daß dieser sich mit ihm herumbalgen möchte? Hängt denn je die Schönheit eines Kunstwerks von dem Auge ab, das es giftig anschielt? Wer über den Werth des eignen Werks mit einem Unverständigen oder Böswilligen zanken kann, muß nothwendig diesem Werthe mißtrauen, um so viel, als er noch eines fremden Zeugnisses zu dem eignen bedarf. Wenn nun aber der Dichter dennoch den Rezensenten strafen will, so muß er es auf eine Weise thun, die Jedermann von seinem Recht und von dem Unrecht des Gestraften überzeugt; das bloße Schimpfen ins Blaue hinaus dagegen macht ihn nur lächerlich. Immeemann stellt sich in einem Gedicht seine Rezensenten als bösartige Insekten vor, die er der Kuriosität wegen in Spiritus aufbewahrt. Aber beweist er damit nicht, daß ihn diese Insekten interessirt, d. h., daß sie ihn wirklich gestochen haben, und das hätten sie doch nicht sollen, wenn er anders unverwundbar war. In einem andern Gedicht macht er sich den Sieg noch leichter. Er sagt, sein Rezensent sey in sein Haus gekommen und habe sich an seinen Tisch gesezt, ohne ihn zu kennen; als darauf er, Immermann, sich ihm entdeckt, habe der arme Rezensent sich gefürchtet, Prügel zu bekommen, aber er habe ihn ruhig sich satt essen lassen. Das heißt doch eine wohlfeile Heldenthat, sich eine solche Großmuthsscene — einzubilden. Da gefällt mir immer noch besser der ungroßmü-

thige Jean Paul, der ohne Gnade seine Rezensenten durchprügelte, das heißt im Traum.

So viel über die kleine Hoffart unsers Dichters. Noch können wir ihm ein Kapitel über seinen Leichtsinn nicht schenken. Was erlaubt er sich nicht? Die plattesten Gedanken und Redensarten, burschikose Phrasen, selbst ganz gemeine Schimpfworte, geniert er sich nicht, der Welt für Poesie zu verkaufen. Heine, sein Meister, ist oft frivol, aber mit Geist. Nie fällt er in eine so niedrige Sprache, wie folgende:

Und immer schwazt der freche Wicht
Die Zeit geht hin, abbrennt das Licht,
Es wachsen meine Plagen.
Gott! hub ich an zu klagen,
Für welche Sünde strafst du mich
Denn heute so elendiglich?
O sieh doch meine Quaten, sieh!
Da lacht, da ruft das wüste Vieh:
Allegorie! Allegorie!

Weil ich nun keine Beff'rung spür',
Werf ich den Kerl hinaus zur Thür,
Da schimpft er über die Maaßen:
Ich aber sprach gelassen:
Sie halten mich für unwirthbar,
Ich warf Sie 'naus, das ist wohl klar;
Doch sahn Sie's an mit Poesie.
So wars nur, ich versichre Sie:
Allegorie! Allegorie!

Dahin gehören denn auch gewisse Blasphemien, die um so unstatthafter sind, als sie nicht den mindesten Witz verrathen.

Du endlich, lieber Gott, gehörst
Zu denen auch, die mich verletzet,
Hast, ohn' einmal zu fragen erst,
Mich auf den Sündenball gesetzet;
Doch, wie Du Dich an mir vermessen,
Es sey vergeben und vergessen.

Das soll lustig seyn und ist doch blos ungezogen. Von ähnlicher Art sind folgende Verse:

Heran zu dem Tisch! O waget den Einsatz.
Glück gewinnt ihr vielleicht, Frieden und Ruhe gewiß.
Wie es so wunderlich wechselt! Nein, seht nur das Treffen und Fehlen!
Bröst Du, verarmendes Herz? — Gott hat die Karten gemischt.

Auch bedient sich Immermann mit Vorliebe gemeiner Gleichnisse, und es scheint ihn wenig zu geniren, wenn sie auch nicht passen, z. B.:

Der Pudel geht ins Wasser alle Stunde;
Schwernaß kommt er heraus; die kraußen Flocken
Macht er mit tücht'gem Schütteln wieder trocken,
Und alles wird befeuchtet in der Runde.

Der Dichter gleicht dem guten Pudelhunde.
Er badet täglich in Castaliens Quelle,
Dann schüttet er die Tropfen von dem Felle,
Die als Gedichte fallen zu dem Grunde.

Glaubt: ein Poet, der muckt und heucht und rüttelt,
Und zu dem Opus singt das Lied der Hähne,
Den netzte nie die Fluth der Hypokrene.

Dem Dichter gnügt das Bad im Quell, das stille,
Natur allein, und nicht Verdienst, nicht Wille,
Ists, wenn er drauf die Tropfen abgeschüttelt!

Welche falsche, geschmacklose Vergleichung! Als ob es nicht bei beiden, beim Pudel und beim Dichter, die pure Natur wäre, wenn sie sich nach dem Bade die Tropfen abschütteln. Wenn aber ja bei einem oder dem andern „ein Verdienst, ein Wille" dabei mit ins Spiel kommt, so doch wohl gewiß nicht beim Pudel, sondern beim Dichter. Gerade umgekehrt sollte die Pointe des Sonettes die seyn: Der Dichter schüttelt schlechte Gedichte nur von sich ab, wie der Pudel die Tropfen, und hält doch das pudelnärrische Zeug für Poesie.

18) Gedichte von Dr. G. E. Schrader. Hamburg, Schuberth und Niemeyer, 1830.

Der uns unbekannte Dichter scheint nicht mehr jung zu seyn, da er sich nicht nur häufig der früher gebräuchlichen antiken Versmaaße bedient, sondern auch die Klopstockischen Namen Thuiskon, Hermann, Thusnelda und die altschäferlichen Daphne ꝛc. anwendet, und dennoch nennt er sich selbst einen Jüngling. So hat er denn wenigstens alte Lehrer. Die Gedichte sind gerichtet an die Poesie, an die Natur, an die Geliebte, und obgleich in den Gedanken zart und im Verse rein, haben sie doch nichts Eigenthümliches, sondern erinnern überall an ältere Muster, Klopstock, Matthisson, Goethe, Schiller ꝛc. Die Nachahmung tritt zuweilen etwas stark hervor, z. B. Seite 56:

Göttergleiche, heil'ge Liebe,
Tochter einer höhern Welt,
Du erweckst die schönsten Triebe,
Daß die Brust von Wonne schwellt.

Erinnert das nicht etwas zu deutlich an:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium.

Und folgendes an Matthisson?

Vergiß mein nicht! hallts, wenn mit holden Tönen
Die Brust mir Philomele mächtig füllt;
Und hör' ich fern den Bach durch Kiesel stöhnen,
In dessen Fluth sich taucht des Mondes Bild:
Dann lächelst du mir hold in deinem Licht,
Und leise tönt's! Vergiß mein nicht!

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 113. — 5. November 1830.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

19) Heimathliche Bilder und Lieder, von Karl Rudolf Tanner. Zweite vermehrte Auflage. Aarau, Sauerländer, 1829.

Diese zarten Liedchen unterscheiden sich sehr auffallend von der großen Masse nach hergebrachten Mustern grob zugeschnitzter Gedichte, wovon es jezt wimmelt. Sie haben etwas Eignes, Originelles, als ächte Alpenblumen oder Alpenschmetterlinge. Der Dichter hat auf eine wirklich seltne Weise den Ton wahrer Innigkeit und Herzlichkeit getroffen, den unsre meisten Dichter jezt so unausstehlich affektiren. Man lese z. B. folgendes Gedicht:

Mutterglück.

Du weinest, Kind, an meiner Brust,
Und ich erkenne nicht
Die leise, stumm empfundne Lust,
Die Dir, ersehnt, gebricht;
Gehegt im Schooße liebewarm,
Am Mutterherz in treuem Arm.

Nein, weine nur! Das Menschenherz
Ist einmal so bestellt,
Daß sich die Freude mit dem Schmerz
In einer Brust gesellt;
Daß oft in Glückes Ueberfluß
Die stille Wehmuth weinen muß.

Und wie die Mutter singt, erglänzt
Ihr Blick, die Wimper quillt,
Wie, wenn es in den Thalen lenzt
Der Weinstock überschwillt,
Und aufgegangnes Morgenlicht
In seine reichen Thränen bricht.

Doch ist es nicht die Sprache des Gefühls allein, die wir an dem bescheidnen Dichter schätzen, auch seine Phantasie hat etwas Eignes, eine tiefe seltne Gluth, eine wunderbare Kürze und kühnen Wechsel der Bilder, z. B.:

Herbstlied.

Gleich dem Sittich fliegt der reiche,
Goldne, rothe Herbst vorbey.
Hast du Krug und Schaale? reiche!
Er gibt Most und Beeren frei.

Lauten Sang und still're Grüße
Birgt der Beere treue Brust.
Ach wie ist der Most so süße!
Schlürfe, Herz, die neue Lust!

Doch, o Herbst! aus deinen Kelchen
Hat ein Hauch mir Weh gethan,
Fühl' ich Schmerz und frage, welchen?
Lacht der Wald mich traurig an.

Beyd' wir lachen. Doch ergriffen
Wirft er bald ein Blatt mir dar.
Wohl ich lese. Ferne schiffen
Seiner Gäste lezte Schaar.

Sonnenaufgang auf dem Rigi.

Der Tag tanzt auf dem Eisgefild,
Und weiht den Pfad mit Rosenduft.
Den Wagen lenkt die Sonne mild,
Herüber an der Firne Kluft.

Du, trunknen Auges, Fremdling dort,
Wach auf! wach auf! das Horn ertönt.
Du träumest wohl dies Land mit fort.
Voll Glanz und Lust, durch Sieg gekrönt.

Schau Sempachs Kreuz, bergan dem See!
Da, rechts ab, dampft der Aeg'rimoor!
Hier dunkelt aus dem Blüthenschure,
Heil uns! die hohle Gaß empor!

Auch die kleinern und kleinsten lyrischen Ideen weiß der Dichter mit Anmuth und Leichtigkeit, ohne falsches Gepränge zu behandeln, z. B.

Nachbarshaus.

Es wölbet sich des Nachbars Dach
Weit über seine Fensterlein:
Da flimmert heimlich im Gemach
Der milde fromme Lampenschein.

Ein tiefgesenktes Wimpernpaar
Voll schöner Zucht und holder Scham
Verdecket schier die Augen klar.
Davon ich stete Wonne nahm.

* * *

Ging Jemand ein in selbig Haus,
Sein Scheiden würde schwer daraus.

Trübe Maitage.

Ferne flieht, ihr Wolkenschatten,
Ab den jungen grünen Matten!
Störet nicht die kurze Lust;
Diese Blumen unverschuldet
Haben Schmerz genug geduldet
An des Winters kalter Brust.

Mich wie sie bezwingt Verlangen
Nach der Sonne schönen Wangen,
Deren Auge Freude weint!
Auch der Mensch ist eine Blüthe —
Arm und krank, wenn nicht die Güte
Milder Lieb ihn still bescheint.

Daß der Dichter sehr häufig Wörter und Wendungen des alemannischen, ihm heimathlichen Dialektes gebraucht, ist löblich, weil diese Ausdrucksweisen poetisch sind und weil sie der Dichter durchgängig am rechten Orte, anbringt. Sie passen überhaupt so sehr zu dem naiven Ton des Ganzen, daß man sie als die eigenthümliche Sprache dieses Dichters gelten lassen muß, wenn sie auch im Munde eines andern fremd klingen würden.

20) Der Erdball im Aether. Ein lyrisches Fragment, nebst einigen andern Gedichten, herausgeben von Moritz von Schöler. Zum Besten der Ueberschwemmten. Berlin, gedruckt bey Trowizsch, 1829.

Weder Aratos noch Tiedge ist es gelungen, ein Gedicht über die Sterne zu dichten, das seines erhabnen Gegenstandes nur entfernt würdig wäre. Hier im Unermeßlichen verfliegt sich Pegasus und der kühnste Fittich ermattet. Daher war Schiller so schlau wie der Fuchs in der Fabel, der die zu hoch hängenden Trauben sauer fand. Er sagte:

Im Raume, Freund, wohnt das Erhabene nicht.

Wir unterstehn uns zu behaupten, daß das Erhabene dennoch im Raume wohne, und daß die Sternenwelt einer der würdigsten Gegenstände für die Dichtkunst sey und bleibe, wie wenig es ihr auch gelingen mag, sich desselben zu bemeistern. Das vorliegende Gedicht hat zwar auch nicht viel mehr leisten können, als eine Nomenklatur der bedeutendsten Sterne und allgemeine Betrachtungen über die sie regierenden Kräfte, über die Größe der Natur und die Wunder Gottes; allein es hat doch zugleich den einzig richtigen poetischen Gesichtspunkt festgehalten, aus dem man die Unermeßlichkeit des Raums betrachten kann, indem es dieselbe auf die Unendlichkeit der Zeit, auf den unerschöpflichen Lebenstrieb der Natur, der Geschichte und des Geistes bezieht.

Ja, ew'ges Ringen ist das künft'ge Leben!
Erhöhung — ew'ge — geistiger Natur!
Im zeitlich, räumlich, unbegrenzten Streben
Hemmt sie kein Seigerschlag der Weltenuhr,
Beschränkt sie kein Termon; allein ergeben
Dem großen einz'gen Zweck, verfolgt die Spur
Zum Ziel den Geist, und *mag ers nie erblicken*.
Im Streben selbst liegt ewiges Entzücken!

21) Philomele. Ein lyrisches Gedicht von Wilhelm Heidelberg. Zweite Auflage. Braunschweig, Meyer, 1830.

Das Gedicht singt das Lob der Ländlichkeit und Häuslichkeit. Es beginnt:

Hinaus, hinaus
Ins grünende Feld!
Den Lenz zu genießen,
Das Herz zu erschließen
Am Zauber der Welt.

Im öden Gemäuer
Der Menschenerfüllten,
Dumpf rauschenden Städte,
Empört sich der freye,
Der strebende Geist.

Dagegen:

Im stillen Dörfchen
Weckt uns am Morgen,
Frei von Kummer und frei von Sorgen
Des Ostens flammende Röthe,
Des Schäfers melodische Flöte rc.

Und am Abend tröstet uns die liebe Nachtigall:

Auch ich, geliebte Philomele,
Empfand des Lebens Schmerz und Harm,
Erdrückt beinah war meine Seele,
An Freuden leer, an Hoffnung arm.
Doch jetzt aus deiner Silberkehle
Erschallt das Lied so süß und warm,
Daß ich mich schämr, noch zu hadern,
Und Feuer dringt durch alle Adern.

Aber, so wie der Dichter sich an dem Gesang der Nachtigall ergözt, so sollte sich auch die Welt am Gesange des Dichters laden, was leider nicht geschieht. Hinc illae lacrymae!

Wenn Du, o Mensch, des Dichters Hochgesange
Nicht horchst, undankbar bist und ihn verkennst,
So rührts von Deiner Einfalt her, dem Drange,
Mit welchem du ins Grab der Lüste rennst.

Der Dichter tröstet sich mit Philomele,
Die, wenn sie gleich des Sperlings Mantel trägt,
Und niedrig wohnt, von allen edlen Seelen
Doch hoch geachtet wird, geliebt, gepflegt.

Doch daß Du ihn, den Priester alles Schönen,
Verhehlt er Wahrheit nicht, die Dir mißfällt,
Kannst arg verfolgen, hassen und verhöhnen,
Das ist zu hart, das ist der Fluch der Welt.

Doch weg mit diesen Klagen! Die Nachtigall weiß am besten, was Trost und Linderung gewährt:

Liebe ists, was dich, o Freundin,
So entzückt und so belebt,
Was dich über jede Feindin
Ueber alle Welt erhebt,

Und nun wird das Glück der Liebe besungen und der häuslichen Zurückgezogenheit. Von der menschlichen Liebe aber kommt der Dichter auf die göttliche und aus dem zärtlichen Gesange wird ein Hymnus auf die ewige Seligkeit, womit das Gedicht schließt.

22) Poesien der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstler-Vereins. Breslau, Gosohorsky, 1830.

Die Dichter dieses Vereins nennen sich Geisheim, Grünig, Hoffmann von Fallersleben, Schall, Wilhelm Wackernagel und Karl Witte. Geisheim eröffnet die Sammlung mit einigen sehr anmuthigen Legenden, der große Christoph und der Pilatusberg. Auch sein Gedicht: Rückwärts, zur Feier der Schlacht bei la belle Alliance, spricht eine edle Gesinnung aus. Es heißt darin von Blüchers Denkmal:

Uns sey daran gelegen,
Ein Denkmal ihm zu baun,
Um, wenn sich Stürme regen,
An ihm hinan zu schaun;

An ihm uns stark zu schämen,
Wenn unser Tagsgesicht
Sich rückwärts will bequemen,
Statt vorwärts an das Licht.

Mit Krebsen um die Wette,
Läuft schon so mancher Fuß;
Bei Blüchers Ehrenstätte
Ers bleiben lassen muß.

Da drehts ihm das Genicke
Zum bessern Ziele um
Und lenket seine Blicke,
Vom Tande zu dem Ruhm.

Auch die Scherzlieder, die sich auf schlesische Sprüchwörter beziehen, von Geisheim sind artig. Die Gedichte von Grünig sind gebßtentheils düster und tragisch; die von Hoffmann von Fallersleben dagegen nach seiner Art lustig, kindlich, tändelnd, z. B.:

Kirmeslied.

Frisch! Clarinett,
Und Hackebrett,
Und Brummbaß, Fidel und Fiedel!
Die Mädel sind doch gar zu nett,
Verdienen gleich ein Liedel!

Und Haubumleir!
Noch etwas mehr,
Auch einen muntern Schleifer.
Drum Hopsa! Hopsa! Kreuz und Quer!
Auf! Geiger, Dudler, Pfeifer!

Da drehet sich
Um mich und Dich
Die Welt wie eine Spille.
Ich liebe Dich, Du liebest mich!
Und das ist unser Wille.

Auch Wackernagel und Witte haben manches zarte Lied gesungen, Schall gibt blos Gelegenheitsgedichte. Letztere drei überhaupt haben zusammen vier Gelegenheitsgedichte zum sogenannten Dürerfeste und fünf zum sogenannten Goethefeste geliefert. Goethe wird darin wieder einmal zum Kaiser proklamirt, wie es schon lange vorher Graf Platen gethan. Wir bedauern den guten Kaiser, daß das Ende seiner Regierung in so schwierige und rebellische Zeiten gefallen ist.

23) Spenden aus dem Archive des Sonntagsvereins. Zum Besten der in den preuß. Niederungen durch Ueberschwemmungen Verunglückten. Berlin, Maurer, 1829.

Die Dichter dieses Vereins nennen sich Saphir, Herloßsohn, Wilhelm Förster, Kahlert, Jacobi, John, Liber,

Fischer, Schneider, Ohnesorgen, Löwe. Wenn sie auch in der Geschichte der Lyrik schwerlich Epoche machen dürften, so scheint doch ein heitrer und froher Geist ihren Verein zu beleben, und dies ist immer eine erfreuliche Erscheinung. Der größte Theil der hier gesammelten Gedichte und prosaischen Skizzen und Fragmente ist humoristischen Inhalts, und ihr Lichtpunkt ist die witzige Narrenrede Saphirs. Möge diese lustige Seele sich ja niemals um die gute Laune bringen lassen, wie auch die trübseitige Altklugheit ihn verfolgen mag.

24) Tigurina oder die Ideale. Einige Versuche in Dichtung und Wahrheit von Eduard Sulzer. Zum Besten der Heimathlosen. Zürich, Orell, Füßli und Komp., 1830.

Auch diese Sammlung dient einem wohlthätigen Zweck. Sie hat einen sehr gemischten Inhalt. Die Gedichte sind durchgängig didaktisch und sprechen Edles und Wahres in gebildeter Sprache aus, doch ohne hohen poetischen Schwung. Dann folgen Betrachtungen über die Poesie, worin dem Dichter mancher verständige Wink ertheilt wird. Den Schluß macht eine historische Darstellung der Unruhen in Piemont im Jahr 1821. Sie dürfte der interessanteste Theil der Sammlung seyn, da jene Vorgänge in Piemont bisher noch keine pragmatische und vorurtheilsfreie historische Behandlung erfahren haben.

25) Erato von Franz Freiherrn von Gaudy. Glogau, Heymann, 1829.

Die erste größere Hälfte dieser Gedichte ist in der Manier Heines geschrieben, die andre dagegen trägt ein ernsthaftes, sogar frommes Gepräge. Ihrem poetischen Werthe nach sind die ersten vorzüglicher. Obgleich sie in Ungenirtheit, absichtlicher Liederlichkeit und Frivolität der Sprache wie des Inhalts als Nachahmungen Heines sich nicht verkennen lassen, so sind sie doch weder so pretiös noch so grämlich wie die ähnlichen Nachahmungen Heines von Immermann, sie sind vielmehr durch die heitre Laune, die sie durchgängig beseelt, angenehm und gefällig, und ihre Anspruchslosigkeit geht so weit, daß der Dichter sich muthwillig immer selbst herabsezt, während Immermann umgekehrt uns beständig seine Vortrefflichkeit ins Licht zu setzen bemüht ist. Wir geben hier eins seiner artigsten Liedchen:

Don Crispin steigt durch die Gassen
In dem Leibrock von Vigogne;
Und die braunen Locken duften
Nach Essence de Cologne.

Aus der schneeigen Cravatte
Starren die gesteiften Beschen,
Hinter welchen sich verbirget,
Das geputzte liebe Aeffchen.

Und das Bärtchen à la Sonntag,
Drehet er mit zarten Händen;
Weist den Siegelring, den großen,
Um den Zauber zu vollenden.

Goldne Strahlen werfend, leuchtet
Der Topas der Busenkrause,
Stolz gedenkt Crispin des schönern,
Den er liegen hat zu Hause.

Bald beschaut er seine Füßchen:
Wenn ihn gleich die Stiefeln drücken,
Und die Hühneraugen schmerzen —
Ach sie sind doch zum Entzücken!

Bald erhebt er seine Blicke
Zu den Fenstern schöner Frauen,
Denn er zeigt sich auf der Straße,
Auf daß ihn die Holden schauen.

Und ob sie ihn schon bemerken,
Forschet er mit der Lorgnette
Darauf, daß ihn Alle lieben
Geht er ein die höchste Wette.

Dann beschließt er fest im Herzen,
Nicht zu viel sie zu beachten,
Don Crispin, du Auserwählter,
Spricht er, laß die Schönen schmachten!

Wie der Verfasser von sich selbst spricht, mag man aus Folgendem ersehn:

So lang' ich noch beym Vers- und Schuldenmachen
Kredit und immer will'ge Ohren fand,
Da wogte auf des Lebens Meer mein Nachen
Gar stolz einher — jezt sizt er auf dem Sand.

Ich blieb geborgtes Geld zu lange schuldig,
Las Freunden allzuoft Gedichte vor —
Und Christ und Jude wurden ungeduldig,
Und liehn zulezt mir weder Geld noch Ohr.

* * *

Dumme Streiche und schlechte Gedichte
Hab' ich in Masse zur Welt gebracht;
Und ich stand mir durch beides im Lichte,
Hab durch beides mir Feinde gemacht.
Dumme Streiche, ja, die bereu ich,
Und ich büßte sie wahrlich schwer,
Aber der schlechten Gedichte erfreu ich
Mich, und mach noch täglich mehr.

26) Alexander. Canzone von C. F. B. v. S. Dresden, gedruckt bei Gärtner, 1830.

Ein Lobgedicht auf den verstorbnen Kaiser von Rußland, in den reinsten, wohllautendsten Versen Alles Schöne sagend, was sich etwa von einem Titus oder Trajan sagen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 114. — 8. November 1830.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

27) Gedichte von Rudolf und Herrmann Marggraff. Zerbst, in Kommission bei Kummer, 1830.

Wir lernen in den brüderlichen Dichtern ein Paar neue lyrische Talente kennen, von denen wir uns etwas versprechen dürfen. In der Sprache haben sie sich Goethe und Uhland zum Muster genommen, und sie beurkunden darin eine Fertigkeit und Gewandtheit, wie man sie selten bei jüngern Dichter findet. Ein warmes Gefühl und eine bunte Phantasie kommt ihnen dabei zu Statten, und wenn sie auch dadurch, daß sie einander selbst und beide wiederum ihren romantischen Mustern ähnlich sehn, den Einfluß der Manier verrathen, wenn auch die Lust, sich auf den Wohllaut des Verses und im Duft blumiger Bilder zu wiegen, bei ihnen zu sehr noch über die Originalität der Erfindung, die Form über den Geist vorherrscht, wenn sie auch oft noch an kindlicher Tändelei und übermäßig weichlichen Jugendgefühlen Vergnügen finden, so beweist dies doch nur, daß ihre Gemüther noch in der ersten warmen Gährung begriffen sind, aus der sich gern in spätern Jahren der Geist hell und kräftig ausklärt.

Wir verlangen, die poetische Idee, der Geist soll die Phantasie, und die Phantasie soll die Sprache beherrschen. Ein Gedicht ist um so schlechter, je mehr es nur Sprache ist, sey dieselbe auch noch so korrekt und wohllautend. Es wird schöner, sobald die Sprache nur der Phantasie dient und diese uns mit reichen und bunten Vorstellungen beschäftigt. Es wird am schönsten, wenn in dieser wohllautenden Sprache und in diesen reizenden Bildern auch ein Gedanke hervortritt, wenn eine innre Idee das Ganze durchdringt. Die vorliegenden Gedichte gehören nicht in die erste Klasse, denn so schön ihre Sprache ist, so zieht uns doch noch mehr ihre reiche Phantasie an. Aber sie gehören auch größtentheils noch nicht in die dritte Klasse, weil sie bei aller Lieblichkeit und bei allem Schmuck der Form zu wenig eigne große und neue Ideen verrathen. In den meisten dieser Gedichte herrscht ausschließlich die Phantasie vor, und zwar die rein in den Reizen des Frühlings schwelgende, zwischen Finr und Sonne, Wald und Dämmerung, Blüthen und Sternen, Lilien und Mondschein, Nachtigallen und Bienen selbst wie eine emsige Biene schwärmende Phantasie.

Folgendes Gedicht kann desfalls als Typus betrachtet werden:

Die Augen, die des Himmels Blau besiegen,
Die Grübchen die ein heiter Lächeln gründet,
Des Mannes Schönheit, die mein Herz entzündet,
Seh ich verjüngt in diesem Knaben liegen.

Weil diese Welt erfüllet mein Verlangen,
Darf ich der Vorwelt Dunkel nicht enthüllen,
Zur Nachwelt soll mein Name nicht gelangen.

Ein kleines Haus kann all mein Sehnen stillen;
Zwei Welten mag des Mannes Geist umfangen,
Zwei Wesen sinds, die meine Welt erfüllen.

Uns dünkt, eine zärtliche Mutter lebt wirklich nur in der Gegenwart, aber sie denkt auch gar nicht daran, daß sie sich dabei um die Vorwelt oder Nachwelt zu bekümmern hätte. So sind wir durchgängig mit dem reinen, tiefen, poetischen Gefühl des Dichters einverstanden, wünschen aber nur, daß er seine männliche Erkenntlichkeit der Weiblichkeit nicht als eine Selbsterkenntniß des Weibes gegeben hätte.

30) Die vier Stufen des weiblichen Alters. Von Friedrich Wilhelm Zachariä. Als ein kleines Gelegenheitsgeschenk für deutsche Leserinnen aufs Neue dargeboten. Mit Kupfern. Hanau, Edler, 1829.

Ein bekanntes Lehrgedicht des wackern Zachariä, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorzüglich durch dieses Gedicht und durch seinen Renomisten eine nicht unverdiente Berühmtheit errang. Eine reine Sprache, lebhafte naturgetreue Schilderungen, Wärme für seinen Stoff und eine immer heitre Laune zeichnen ihn so aus, daß er trotz einiges altmodischen Sprachgebrauchs noch heute mit Vergnügen zu lesen ist.

31) Früchte der Einsamkeit von Hermann Siegel. Ein Nachlaß für die Freunde des Heimgegangnen, herausgegeben von Karl Kirsch. Leipzig, Cnobloch, 1829.

Voran steht eine Biographie des Verstorbenen. Dann folgen seine Volkssagen in Prosa und dann seine Romanzen und übrigen Gedichte. Die Sagen und Romanzen sind recht schön, und die Verse des Dichters haben einen dem Ohr sehr gefälligen weichen, melancholischen und zärtlichen Ton, der an den von Hölty und Novalis erinnert, und dem auch der Sinn der Gedichte größtentheils entspricht, z. B.

Neben seiner Heerde lag,
An dem schönen Frühlingstag,
Einst ein Schäferknabe.

Drüber lauschte aus der Mitte
Grüner Linden seine Hütte,
Seine ganze Habe.

Da bewegte seine Brust
Stille, nie gefühlte Lust,
Wundersüßes Sehnen.
Durch die Frühlingslüfte drang
Bald in Klagen sein Gesang,
Bald in Jubeltönen.

„Hätt' ich doch ein Mädchen hier,
Dieses Blümchen gäb' ich ihr,
Himmelsblau und golden
O dann sollte für mein Lied,
Das jezt ungehört entflieht
Mich ein Kuß belohnen!“

Und aus Trümmern öd und leer
Kam ein minnig Mägdlein her,
Röther ward der Knabe.
„Holder Knab ich küsse Dich,
Küsse mich, befreie mich;
Will nun ruhn im Grabe!“

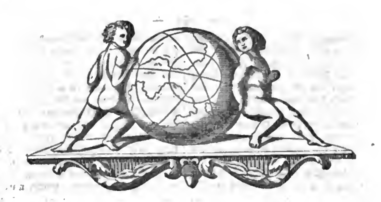
Mund an Mund und Brust an Brust,
Schwamm in süßer Liebeslust
Jezt der holde Knabe;
Doch vom Leichentuch umwallt,
Todtenbleich und starr und kalt,
Ruhn sie bald im Grabe.

Die Romanze, der Fischerknabe, hat dieselbe Sage zum Gegenstande wie Goethes Fischer, und so artig sie ist, erreicht sie doch bei weitem nicht das Lied des Meisters. In solchen Fällen ist es besser zu schweigen, denn das wirklich Gute kann nie noch besser gemacht werden.

32) Lyrische Gedichte von Karl Wilhelm Kirsch. Heidelberg, gedruckt bei Reichard, 1829.

Größtentheils zärtlichen und klagenden Inhalts, natürliches Gefühl, ungesuchte Gedanken, ein reiner und wohlklingender Vers, — aber auch nichts Originelles, nichts sich Auszeichnendes, nur Wiederholung des schon tausendmal von zärtlichen Dichtern Gesagten und Geklagten in den nämlichen sentimentalen Phrasen und Reimen. Doch waren ja auch die Minnelieder älterer Zeit so ziemlich alle nach einem Schnitt, und hier muß man die Blumen auf der Wiese in Masse gelten lassen; zeichnet sich auch keine Einzelne besonders aus, so ist doch der ganze Frühling ein erfreulicher Anblick.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 115. — 10. November 1830.

Literargeschichte.

1) De l'influence litteraire de la révolution française. 1830.

Bei allen Völkern zeigt sich dieselbe Erscheinung. Erst nach gewaltigen Stößen und Erschütterungen ringt sich das Licht und die Wärme recht aus der Tiefe heraus. Die Poesie besonders braucht den Kampf und das Blut der Leidenschaften, um kräftig, farbenvoll und schön zu werden; sie ist wie eine Blume, die nur zwischen Ruinen wächst. So kam Homer, als Griechenland seine Heroenkreuzzüge gegen Asien nach Colchis und Troja gemacht hatte; Virgil und das ganze Augustische Zeitalter giengen aus dem blutigen Streit der römischen Republik hervor; nach der Völkerwanderung kamen die Nibelungen; Die Kämpfe der Guelfen und Gibellinen erzeugten Dante; Englands politische und religiöse Erregungen Milton; ohne die Fronde wäre wohl Corneille nicht gekommen, so wenig wie Chateaubriand ohne die französische Revolution. Aus großen Umwälzungen giengen fast immer große neue Gestaltungen, wie große Dichter und Schriftsteller hervor. Dergleichen gewaltige Momente aber hat jedes Volk nur Einmal, und wenn es nach ihnen wieder zur Ruhe kömmt, folgt große Stille, wie nach heftigem Sturm, oder nur geringe Lebenszeichen. So ließe sich also auch wohl fürchten, Frankreich werde kein zweites geniales Jahrhundert wie das Ludwigs XIV. sehen. Dem ist aber wohl nicht also:

Die griechische und römische Literatur ist untergegangen, weil die Länder, denen sie angehörten, auseinander fielen, und ihre Sitten zu tiefer Verdorbenheit herab sanken. Frankreich kann nicht mit ihnen verglichen werden; sein Volk hat seine alten Sitten großentheils abgelegt und neue vorgenommen, nie ging es zurück, nie stand es still, immer schritt es vorwärts. Es wäre doch sonderbar, wenn die Literatur — die anderwärts immer nur im Sklaventhum unterging — in Frankreich in der Luft der Freiheit nicht gedeihen könnte. Die mächtige Erscheinung einer neuen Macht, da wo früher und noch vor Kurzem nur König, Aristokratie und Hierarchie herrschen wollten, das Erscheinen und kräftig würdige Auftreten des Volks; die gleichere Vertheilung des Vermögens und Unterrichts, wodurch die Macht in Einer Hand möglich wird; der große Grundsatz bürgerlicher und religiöser Gleichheit, den Sitten und Gesetz verlangen, all' diese große Vortheile sichern dem neuen politischen Zustand Dauer und Leben; und ihm wird auch eine neue Literatur entkeimen.

Die Literatur, welche nun beginnt, muß nothwendig ganz anders und abweichend von der alten seyn, denn alle Literatur ist ja nur der Spiegel des öffentlichen

Lebens und der Gesellschaft. Diese aber hat sich ganz geändert und ist nicht mehr gegen sonst zu erkennen. Fassen wir zuerst den religiösen Gesichtspunkt. Ist in dieser Beziehung das heutige Frankreich wie das vor fünfzig Jahren? Die einseitige und materialistische Philosophie des vorigen Jahrhunderts hatte allen religiösen Geist, diese reiche Quelle poetischer Erregung erdrückt. Spott und Unsittlichkeit waren an die Stelle des Glaubens getreten und das Christenthum war zu der Schlaffheit und Ueberkraft herabgesunken, die das Heidenthum zu seinem Untergang reif machte. Darauf aber folgte die Bluttaufe der Revolution, die dem Volke furchtbare, aber heilsame Lehren gab und in ihm beim Anblick des Todes den Gedanken an ein künftiges Leben erweckte. Der Wahnsinn einiger Gottesläugner führte zur Besonnenheit und Klugheit, wodurch die Religion wesentlich gewann. Die Religionsfreiheit wurde laut ausgesprochen und dadurch wurde jeder Glaube gleich achtungswerth, wenn man ihn nur laut und offen bekannte. Der Eklekticismus hat den Gesichtskreis der Philosophie erweitert, Spiritualismus und Vernunft geben sich gegenseitig nach. Diese glücklich gewonnene Stimmung, alles Heilige nicht mehr zu bespötteln, sondern in Ehren zu halten, allen Religionen gleiche Achtung und Schutz zu gönnen, auf eine bessere Zukunft zu hoffen und in dem Christenglauben eine mächtige, in die Wolken reichende Stütze zu finden, alles dies wirkt mächtig zum Aufschwung der Poesie. Diese religiöse Richtung und Stimmung ist freilich noch nicht allgemein in Frankreich, sie öffnet aber schon jezt der Dichtkunst einen hellen, reichströmenden Quell, der bei dem Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts nicht zugänglich war. Nur im Glauben lebt die Kunst, und aus dem leeren Nichts gestaltet sich nichts Großes.

In Frankreichs politischer Gestaltung zeigt sich volle Sicherung der individuellen und nationalen Freiheit; jene durch die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe, diese durch die genaue Abwägung der drei Gewalten. Eine geordnete und allgemeine Gesetzgebung ist auf das Chaos der alten Jurisprudenz gefolgt und in ihrem Geleit Aufhebung der Leibeigenschaft und der Feudalrechte, Gedankenfreiheit, Fähigkeit zu allen Aemtern, so erhielt denn das Volk endlich auch die Theilnahme an der Staatsgewalt, seitdem der Zehnte des Vasallen in die Stimme des Staatsbürgers umgeschaffen worden war.

In der alten Monarchie und in der restaurirten, wenn man sie hätte gewähren lassen — war das Volk für blutwenig gerechnet. Die Künste schleppten sich im breiten Weg des Herkommens hin und suchten ihre Muster nur am Hof, in Palästen und Gesellschaftszimmern. So mußte eine engherzige und conventionelle Natur Herr werden, denn alle charakteristische Wahrheit verschwand vor der königlichen Einförmigkeit und Etikette. Die Poesie war nichts als ein Zeitvertreib des Hofes, eine Sache der Akademie; ihre eigentliche Bestimmung — dem Glauben und der Volkssitte dienstbar zu seyn — hatte sie vergessen. Was geschah nun seit 1789? Dieses nur an Glanz Schmuck, Unterthänigkeit und Schmeichelei gewöhnte Königthum, wandelte aus den goldenen Sälen ins dunkle Gefängniß und aus diesem aufs Schaffot. Das schreckliche Beil der losgelassenen, unbändig gewordenen Revolution schlug Alles nieder, was sich erhob, und erhob Alles, was kroch. Das Höchste und das Unterste des Staatsgebändes ward verrücket und auseinandergerissen. Das menschliche Herz zeigte seine geheimsten Falten, und das Laster gieng mit frecher Stirn umher. Endlich ward Ruhe. Es folgten kaiserliche Siege, Glanz, Macht und Ruhm mit theurem Bürgerblut und mit dem Todesröcheln der Freiheit erkauft. Darauf folgte die Restauration des alten Königshauses, das nichts gelernt und nichts vergessen hatte in dem langen Exil. Es begann sein altes falsches Spiel, bis ihm das reif und mündig gewordene Volk mit Ernst und Macht, aber mit Großmuth den Rückweg wieß. Damit schloß sich die Revolution, denn sie hat nun herrlich erreicht, was sie wollte. In ihrem Lauf war die Sprache — diese Kleidung des Gedankens — oft nackt und energisch, niedrig aber wahr. Die Veränderung in der Hauptsache mußte natürlich auch in die Form übergehen. So änderte sich die Sprache mit den Gewohnheiten und Sitten, sie wurde weiter mit den erweiterten Bedürfnissen. Und in dieser mächtigen Umgestaltung sollte die Literatur kein neues Muster, keine neue Richtung finden? Könnte sie nach so viel Unordnung und Mißgeschick noch leicht und spassend seyn wie ehemals? Sie hat Jahrelang nur Küchen gerochen, der Rosenduft wird ihr nicht mehr zusagen. Sie fühlt ein mächtiges Bedürfniß nach gewaltiger und tiefer Erregung, daher wendet sie sich mit Erfolg zur Schwermuth und zum Ernste. Die Revolution hat so Vielen die bergende Hülle abgerissen, sie hat so viel in seiner wahren Gestalt gezeigt, daß die Literatur unmöglich noch lügen kann. Eine neue Natur hat ihr zum Model gedient, an diese muß sie sich halten. Künftig sinds mehr die Völker als die Könige und Großen, mehr das Allgemeine, als Partikularitäten, die sie darzustellen hat. Auf der einen Seite hilft ihr die freie Macht der Leidenschaften, auf der andern Ideen von bürgerlicher und politischer Freiheit, die eine so reine und stolze Begeisterung geben. Jezt kann sie eine Menge von Gegenständen behandeln, die ihr ehemals unzugänglich waren, oder die sie wenigstens mit den ängstlichen Rücksichten behandelte, die alle Wirkung der Kunst unmöglich machen. Die neuen Entdeckungen in den Wissenschaften und in der Industrie — welche der Freiheit ihr Daseyn verdanken — öffnen ihr einen weiten Weg. Die Besserung und Reinigung des sittlichen Lebens, die Vermeh-

rung des Wissens durch die gleichere Vertheilung des Vermögens, die parlamentarische Beredtsamkeit, die täglich die Nebel der alten Diplomatie durchsichtiger macht, die jüngste Erhebung der Nation, die sich mit Kraft und Maaß Recht verschafft, nöthigen die Literatur bei ihren Leistungen immer den allgemeinen Nutzen im Auge zu haben. Sie sah ein Lebensalter die Menschen offen und unverstellt gegen einander kämpfen und ihr praktisches Studium des menschlichen Herzens hat gewiß dabei gewonnen. Die Revolution schuf eine ganze Welt voll neue Ideen, sie hat auch Vergangenheit und Zukunft durch eine ungeheure Kluft geschieden.

Immer weiter, immer vorwärts schreitet des Menschen Geist. Die französische Literatur wurde von dem alten monarchischen Boden auf den Grund verpflanzt, wo die Revolution Frankreich mit aller Macht hingelockt hat. Wird sie besser seyn als die frühere? Dies kann allein die Zukunft entscheiden. Gewiß ists, sie wird anders seyn. In allen Gemüthern geht eine mächtige Veränderung vor; die jungen Ideen gähren mächtig durch einander, schon jezt sind Werke von ihnen ausgegangen, in denen sich freilich Irrthümer und Thorheiten finden, denn es sind junge Männer, weil Frankreichs Wiedergeburt erst dreißig Jahre alt ist, aber aus ihnen quillt ein kräftigerer Dichtungsstrom und mächtiger Einbildungskraft. All' ihre Fehler sind Folgen des ersten Versuchs, Trivialität und Uebertreibung steht noch an der Stelle der Einfalt und Größe. Sie werden mit der Zeit geringer werden, und endlich ganz verschwinden. Es müssen immer Fehler, Uebertreibungen und Mißgriffe vorausgehen, ehe die Vernunft ihre Herrschaft und ihr Gleichgewicht findet. Oft muß man den Mißbrauch sehen, um zu lernen, was weiser Gebrauch ist. Die französische Freiheit, am heutigen Tag so herrlich und weitleuchtend, mußte die Phasen der Frechheit, der Grausamkeit und des Lasters durchmachen, um zu ihrer heutigen Stellung zu gelangen. Das Schaffot 1793, dies nie ruhende Eisen, bereitete vielleicht die Abschaffung der Todesstrafe vor. Ja, wir glauben fest, daß Frankreich bald eine neue Literatur haben wird. Die Musen, welche nun einmal nicht länger in der alten Mythologie verweilen konnten, zogen sich ins Mittelalter zurück. Es wird die Zeit kommen, wo sie auch dieses erschöpft haben, denn wenig von ihm paßt auf unsere heutige, bessere Zeit, dann wird sich die Literatur ausschließlich an die Erscheinungen und Gefühle unserer Tage halten. Das Studium der einzelnen Menschen an das Studium der Menschheit im Allgemeinen geknüpft, das Christenthum in allen seinen Beziehungen und Folgen, die immer wachsende Thätigkeit in Wissenschaft und Kunst, die große und wichtige Bestimmung der Völker auf dieser Erde, dürften der künftigen Literatur genug zu denken und zu schaffen geben.

Mr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbücher auf 1831.

10) Huldigung der Frauen.

Recht artig gestochne Kupfer, weibliche Charaktere darstellend, die anmuthige Schöne, die gelehrte, die reizende, die stolze, die schmachtende, die sittsame Schöne. Die leztere sieht indeß nicht sehr sittsam, sondern eher etwas frei aus. Die lange Novelle von Kruse ist die erste und beste Gabe des Taschenbuchs. Sie enthält die Geschichte einer Amme, welche die Tochter ihrer Herrschaft mit ihrer eignen verwechselt, die erstere als das ihre erzieht und bürgerlich verheirathet, die leztere aber eine vornehme Dame werden läßt, woraus denn sehr sonderbare Verwicklungen der Nachkommenschaft entstehn. Schade, daß die Erzählung so düster sentimental und nicht vielmehr komisch ist. Interessant ist ferner die von v. Hammer mitgetheilte Vermählungsurkunde einer Sultanin. Die Erzählung von Benedikt, der Pantoffel, ist dagegen fade und die humoristische Erzählung von Stierle-Holzmeister, des Herrn Inspektors Achilles von Eisenfest Staudferien, bleibt weit hinter Jean Paul zurück. Dazwischen mehrere Gedichte von Castelli, Anastasius Grün, Theodor Hell (im Inhalt heißt es Th. v. Hell), Leßmann, Manfred, Maltitz, Neuffer, Rückert ꝛc.

11) Frauentaschenbuch.

Unter den Kupfern sind die Prospekte vom Nürnberger Schloß und von der Kaiserkapelle im Innern desselben, so wie die Abbildungen von zwei Vischerschen Basreliefs am Sebaldusgrabe in Nürnberg das beste; die historischen Kupfer dagegen mißfallen wie gewöhnlich wegen der durch das lange Format gebotenen übertriebnen Länge der Figuren. Unter den Erzählungen ist die orientalische von Leopold Schefer auch die anziehendste und in der Sprache die geistreichste. Die schauervolle Familiengeschichte von G. Döring schildert das Unglück, das eine adelstolze Frau über ihre Familie verhängt, auch wieder einmal ein hundertmal ausgedroschenes Thema. Die mit affektirter Lustigkeit vorgetragne Kriminalgeschichte von Willibald Alexis zeigt auf eine bedauerliche Weise, wie sehr der Verfasser verberlinert ist. Welcher Schrift-

steller, dem der Geist nicht ganz ausgegangen, möchte sich dieser säuerlichen Lustigkeit, dieser faden Witzelei hingeben! Wir glauben, W. A. kann etwas besseres leisten, wenn er aber in der Geschwindschreiberei, in der novellistischen Fabrikarbeit fortfährt, so wird es die üble Gewohnheit ihm bald unmöglich machen, noch etwas besseres zu leisten.

12) Eros. Poetisches Taschenbuch, von N. Meyer. Lemgo, Meyer.

Da dies Taschenbuch nur Jugendgedichte eines ältern Mannes enthält, scheint es nur auf diesen einen Jahrgang berechnet. Die Gedichte sind durchgängig zärtlichen Inhalts und schildern die Empfindungen der ersten Liebe, den ersten Blick, den ersten Kuß, Zagen und Wagen, Sehnen und Erreichen, Trennung und Wiedersehn ꝛc. Ein warmes und reines Gefühl und ein gewandter Vers zeichnen diese Gedichte aus, doch neue Gedanken über das uralte Thema der Liebe darf man darin nicht erwarten, wenn es nicht der ist, daß der Dichter einmal, wenigstens zum Scherz, glücklich seyn möchte.

Wunsch.

Trübe fliehen mir die Stunden,
Sonder Freude, sonder Scherz!
Soll vom Schmerz
Dieses Herz
Nimmer denn gesunden?

Ist Vergangenheit entschwunden,
Lächle freundlich Gegenwart!
Sehnend harrt
Still und zart
Herz um zu gesunden.

Leise, lose, nicht gebunden,
Wonne nur dem Augenblick,
Gieb Geschick
Flüchtig Glück,
Laß dies Herz gesunden!

Was ich ernster einst empfunden,
Fühl ich noch mit stillem Schmerz;
Nur zum Scherz
Laß dies Herz
Einmal noch gesunden!

13) W. Menzels Taschenbuch der neuesten Geschichte. Erster Jahrgang. Mit 24 Porträts. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Die Zeitungen gewähren keine Uebersicht, und ein so voluminöses Werk, wie die treffliche Chronik von Venturini, kann immer nur nach Verlauf von zwei Jahren vollendet werden. Da nun aber eine möglichst umfassende pragmatische Bearbeitung der Zeitgeschichte in möglichst kurzer Frist ein Bedürfniß aller derer ist, die an den Tagesbegebenheiten Interesse nehmen, so hielt es der Verfasser für sehr zeitgemäß, eine Fortsetzung des früher so beliebten Posseltschen Taschenbuchs zu unternehmen, und je im laufenden Jahr die Geschichte des je vergangenen Jahres in zusammenhängender Erzählung zu schildern. Demnach enthält der vorliegende erste Jahrgang die Geschichte des Jahres 1829, und zwar zunächst die vollständige Entwicklung der Unterhandlungen und Begebenheiten im Orient, die in gedachtem Jahre das meiste Interesse auf sich zogen; dann die Geschichte Englands und vorzüglich die Geschichte der katholischen Emancipation; ferner die Geschichte Frankreichs und der verhängnißvollen Krise des 8. August; die portugiesischen Angelegenheiten, die tapfre Vertheidigung Terceiras, die Reise der Königin Maria da Gloria und der neuen Kaiserin von Brasilien nach Rio Janeiro und Don Miguels Eigenmacht; Spaniens traurige Lage, Spanniens Schlächtereien in Catalonien, das Erdbeden von Murcia, die Heirath des Königs; die klägliche Expedition nach Meriko und den Partheienkampf in Meriko, Guatimala, Chili, Buenos-Ayres, den Krieg zwischen Peru und Columbia, die Empörungen gegen Bolivar, die Losreißung Venezuelas; das Gedeihen Nordamerikas und die Wahl des Präsidenten Jackson; die parlamentarischen und journalistischen Kämpfe in den Niederlanden; endlich die Geschichte der übrigen Ruhe und Frieden genießenden Staaten. Dann folgt ein Verzeichniß aller lebenden souverainen oder republikanischen Staatschefs, ein Nekrolog aller 1829 gestorbenen berühmten Personen, ein Verzeichniß aller wichtigen Naturereignisse, Reisen, Entdeckungen und bedeutenden Kunstwerke dieses Jahres, verschiedne, meist statistische Miszellen und endlich eine chronologische Tabelle über alle merkwürdigen Ereignisse des Jahres nach der Folge des Datums. Vier- und zwanzig lithographirte Porträts zieren das Taschenbuch: Polignac, Diebitsch, Paskewitsch, Müffling, Capodistrias, der Sultan, der Kaiser und die Kaiserin von Rußland, Peel, O'Connel, Prinzessin Victorine von Kent, Wellington, Labourdonnaye, die Herzoge von Bordeaux und von Reichsstadt, Maria da Gloria, Don Miguel, der Kaiser und die Kaiserin von Brasilien, Guerrero, Jackson, die Könige von Preußen, Bayern und Würtemberg.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 116. — 12. November 1830.

Literargeschichte.

(Beschluß.)

2) Reflexions sur le déclin des sciences en Angleterre p. M. Babbage, professeur des mathématiques à Cambridge. Paris 1830.

Hier spricht ein unterrichteter Franzose über den Zustand der Wissenschaften in England, das ihm durch langjährigen Aufenthalt bekannt ist, und da wir von ihm rühmen müssen, daß sein Buch keine Spur von Nationalvorurtheil enthält; so können wir ihm mit Vertrauen zuhören, um so mehr, da es den englischen Gelehrten fast immer an genereller Uebersicht und umfassender Anschauung fehlt, weil sie sich häufig nur mit Partikularitäten beschäftigen, in denen sie sich auszeichnen, sich aber darüber verirren. Dieser Vorwurf trifft nicht blos die englischen Gelehrten und ihr gelehrtes Stillleben, sondern scheint den germanischen Stämmen überhaupt eigen zu seyn.

Der Verfasser untersucht in seinem Buch nur die materiellen Ursachen, die in England die Wissenschaften nicht nur am Fortschreiten hindern, sondern sie entschieden zurückdrängen. Mit Recht findet Babbage in der fehlerhaften Errichtung der englischen Universitäten eine der Hauptursachen, warum man sich dort von den Wissenschaften abwendet, woher es denn kömmt, daß ernste und gründliche Wissenschaftlichkeit sich fast ganz aus den höhern Ständen der Gesellschaft verlieren. Dies geht am sichtlichsten aus den Diskussionen im Parlament hervor, so oft da von einem rein scientivischen Zustand die Rede ist. Eine andere Ursache dieser rückgängigen Bewegung liegt darin, daß in England die Wissenschaften keinerlei Aufmunterung erhalten. Gelehrte bilden hier nicht einen eigenen Stand wie in Deutschland und Frankreich und sie genießen nicht einmal die öffentlichen Vorzüge der Handwerker, ungerechnet, daß man weniger damit erwirkt.

Es ist unglaublich, aber es ist wahr, daß in diesem Lande den Wissenschaften und ihren Pflegern durchaus keine nationelle Aufmunterung wird, unter dem Vorwand, das Publikum sey der höchste Richter in scientivischen Arbeiten und belohne sie nach Maaßgabe ihres allgemeinen Nutzens. Dazu gehörte, daß dies Richter-Publikum nicht so entsetzlich ungebildet und unwissend, und daß der öffentliche Nutzen durchaus der rechte Maaßstab für das Verdienst wissenschaftlicher Bestrebungen wäre. Dieser Grundsatz kann nur für praktische Erfindungen und Entdeckungen gültig seyn, nicht aber für die Ergründung abstrakter Wahrheiten. Bei allem diesem Vornehmthun mit öffentlicher Nützlichkeit zeigt sich doch, daß in England lange Zeit zwischen der Entdeckung eines neuen wissenschaftlichen Prin-

cips und dessen praktischer Anwendung liegt, wodurch der Entdecker des neuen Grundsatzes ganz um seinen Lohn kömmt. Sowie das hydrostatische Paradoxon seit 1600 bekannt wurde, aber erst viel später praktisch angewendet. Huygens entdeckte vor länger denn hundert und fünfzig Jahren das Princip von der convertiblen Eigenschaft der Oscillations-Mittelpunkte und des Pendels, aber erst kürzlich hat es der Kapitän Katel zur Anwendung gebracht, um damit aufs sicherste die Länge eines Pendels zu bestimmen. Daraus zeigt sich, daß der Denker, welcher neue Grundsätze entdeckt und Methoden erfindet, durchaus verschieden ist von dem, der sie in Anwendung zu bringen versteht.

Die englische Regierung ist immer übel gefahren, wenn sie dem Rath der einheimischen Gelehrten in wissenschaftlichen Gegenständen folgte. Von ihnen stammen z. B. die irrigen Tabellen, auf welche sich die Berechnung der jährlichen Staats-Annuitäten gründen, und dadurch werden jährlich zwei bis drei Millionen Sterling verloren. Der Umstand, daß dieser Annuitäten-Verkauf ein oneröser Vertrag sey, war Andern längst bekannt, die Regierung aber ist es unter Allen zuletzt inne geworden.

In England ist nur Eins, was zu wissenschaftlichen Arbeiten aufmuntern kann, die gelehrten Gesellschaften. Die Aufnahme in solche Gesellschaften ist bloße Ehrensache und das neue Mitglied hat für seine Acception ein Bedeutendes zu entrichten, wenn es nicht den jährlichen Beitrag bezahlen will. Wir wollen darüber einige Angaben hersetzen, die in dem Lande auffallen können, wo die Gelehrten das Geld nicht in Schäffeln messen. Die Aufnahme in die königliche Societät in London kostet 1260 Franken; in die königliche Societät in Edinburg 635 Fr.; in die königliche Akademie zu Dublin 661 Fr.; in die königliche Societät für Literatur 926 Fr.; in die königliche Societät für Alterthümer 1270 Fr.; in die königliche linnäische Gesellschaft 907 Fr.; in die königliche geologische Societät 837 Fr.; in die königliche astronomische Societät 635 Fr.; in die königliche zoologische Societät 661 Fr.; in das königliche Institut 1260 Fr.; in die königliche asiatische Societät 793 Fr.; in die königliche Gartenbaugesellschaft 1217 Fr.; in die königliche medizinische und botanische Gesellschaft 529 Fr. Referent wundert sich aber weniger über diese Summen, als über die läppische Eitelkeit all' dieser scientivischen Vereine, die das Prädicat Königlich um keinen Preis missen möchten. Was hat denn die Wissenschaft mit dem König zu thun? Sollte man doch meinen, man sey nicht in England voll politischer und nationaler Großartigkeit, sondern in Deutschland, wo ich mit eigenen Augen gesehen habe, daß sich ein Quidam königlich bairischer Deputirter unterzeichnete.

Vergleicht man die Zahl der Mitglieder bei diesen theuren Gesellschaften mit der Zahl der Mitglieder der gelehrten Gesellschaften in Frankreich, in Preußen und in Italien; so zeigt sichs, daß sie in England viel bedeutender ist, und die Eitelkeit der Engländer fühlt sich durch dieses vermeintliche Uebergewicht über den Kontinent geschmeichelt. In England, das eine Bevölkerung von 22 Millionen besitzt, hat die königliche Societät allein 685 Mitglieder, das französische Institut aber, mit seinen vier Akademien — der französischen, der Alterthümer, der Wissenschaften und der bildenden Kunst — eingerechnet seine Korrespondenten nur 407. Nur mit dem kleinen Unterschied, daß hier nur die Auszeichnung und das Verdienst für die Aufnahme der Mitglieder entscheidet, die unterstützt werden, in England dingegen blos das Geld ohne Verdienste. Es ist erschreckend, was der Verfasser von der Einrichtung, den Bemühungen und dem Streben dieser gelehrten Aggregate und Konglomerationen sagt. Besonders die sogenannte königliche Societät in London, welche die Engländer als die erste und vorzüglichste ihres Landes betrachten, sinkt bedeutend in unserer Achtung. Davon nur Einiges. Wer in diesen Verein treten will, muß sich ein Zeugniß seiner Fähigkeit anschaffen, das die Mitglieder unterzeichnen. Dasselbe wird zehn Wochen lang in dem großen Sitzungssaal aufgehängt. Ist der Recipient in der gelehrten und literarischen Welt ganz unbekannt, so hat es keine Schwierigkeiten und er wird ohne Anstand aufgenommen, hat er aber unglücklicherweise ein wissenschaftliches Buch geschrieben, oder erfährt man nur, daß er sehr unterrichtet ist, so werden die Mitglieder schwierig und ängstlich, ziehen überall Erkundigungen über seine gelehrten Arbeiten ein, und wenn er nicht mächtige Protektoren bei Hof hat, so kann er gewiß seyn, daß ihm von allen Seiten schwarze Kugeln gegeben werden. Einige ausgezeichnete Männer unterwarfen sich dreimal dieser Abstimmung, aber immer umsonst. Wahrhaftig, es verlohnte sich nicht der Mühe. Die Wahl des Präsidenten dieser Gesellschaft ist manchmal gar lakonisch und lächerlich. So wurde der gegenwärtige Vorstand durch folgenden Artikel im Protokoll ernannt. „Es ist nach der Meinung des Raths beschlossen worden, daß Davies Gilbert Esq. gewiß von Allen am mehrsten zu der Präsidentenstelle geeignet ist, wir empfehlen ihn also jetzt beim Jahreswechsel dazu.“ Wahrhaftig! diese Empfehlung ist für die andern Mitglieder nicht sehr schmeichelhaft. Eine Menge anderer Mißbräuche nicht zu gedenken.

Referent glaubt übrigens nicht, daß Babbage da, wo er von den Hindernissen der Wissenschaften in den drei Königreichen spricht, den Gegenstand erschöpft habe. So z. B. sagt er kein Wort von dem Unsinn, die jungen, nicht zum gelehrten Stand bestimmten Leute, mit der Erlernung der alten Sprachen jahrelang zu plagen und zurückzuhalten, wie wohl ihnen deren Erlernung von Tag zu Tag weniger nützt; er sagt ferner nichts von den entwürdigenden körperlichen Strafen erwachsener junger

Leute, über die leidenschaftliche Despotie der Schulpedanten, über ihre abgeschmackten und lächerlichen Lehrmethoden u. s. w. Die Riesenschritte, welche alle Wissenschaften seit dem Anfang dieses Jahrhunderts auf dem Kontinent gemacht haben, sind den jungen studirten Engländern ganz unbekannt, für sie ist das Menschengeschlecht nicht fortgeschritten. Kann man sich nun noch über ihre oft auf dem Kontinent zu Tag ausbrechende krasse Ignoranz wundern?

Auf den englischen Universitäten glaubt man, um einen englischen Bürger und ein künftiges Mitglied des Parlaments zu bilden, sey es genug, den jungen Leuten alte Sprachen und einige oberflächliche Kenntniß der Logik und Mathematik beizubringen, denn an andere Wissenschaften wird nicht gedacht, und wollte sie ein Student in Oxford oder in Cambridge vor sich studiren, so müßte er dazu ausdrückliche Erlaubniß haben, oder er würde gestraft, wenn es herauskäme. Die neue Londoner Universität, die nach ganz andern Grundsätzen handelt und lehrt, wo Alles mit dem wissenschaftlichen Fortschreiten unserer Zeit im Einklang steht, wird in einigen Menschenaltern sehr wohlthätig auf den intellektuellen Zustand der Nation wirken, wohlthätiger als die von Einigen für englische Gelehrte vorgeschlagene Auszeichnungen, als Adel, Orden, Titel u. dgl. Dergleichen mag gut seyn für Rußland, oder auch für Deutschland, wo solche Sächelchen noch einigen Werth haben, und wo das gute Volk meint, ein Baron, ein Graf, ein Hofrath, ein Geheimerrath oder ein Mann mit einigen Kreuzen und Binden müsse doch was Rechtes seyn. Dergleichen germanische Bocksbeutelei darf aber in der Nähe des heutigen Frankreichs nicht mehr vorkommen, oder wenn sie vorkommt, so wird ihr, was sie verdient, lächelndes Bedauern. — Besser wäre es, wenn man gute englische Gelehrte durch Geldgeschenke auszeichnete und aufmunterte. Dergleichen wäre ihnen um so nützlicher, da man sich nicht ohne Kosten in der Wissenschaft auszeichnen kann.

Mr.

Sprachlehre.

1) Vollständiges englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch, enthaltend alle in beiden Sprachen allgemein gebräuchlichen Wörter, in zwei Theilen. Nach den anerkannt besten Schriftstellern und vorzüglich dem von Walker über die Aussprache aufgestellten System bearbeitet von J. G. Flügel. Leipzig, bei A. G. Liebeskind, 1830.

2) Wörterbuch der englisch-deutschen und deutsch-englischen Sprache. Vier Bände. Von Joseph Leonhard Hilpert. Karlsruhe, Gottl. Braun. 1828.

Das Erscheinen dieser beiden trefflichen Wörterbücher liefert den besten Beweis, welche Fortschritte in der neuesten Zeit das Studium der englischen Sprache und Literatur in Deutschland gemacht hat. Der Ausdruck, daß einem Bedürfniß abgeholfen wurde, ist hier kein buchhändlerischer Gemein-Platz; denn sehr wahr ist, was Hilpert in der Vorrede sagt, daß die frühern Wörterbücher, zumal in dem Gebiete technischer Ausdrücke, nicht die mässigsten Bedürfnisse befriedigen, und daß man bei wissenschaftlichen, besonders chemischen, geognostischen, naturgeschichtlichen, nautischen und juristischen Wörtern mehr oder weniger vergebens Hülfe bei ihnen sucht.

Treffend ist, was Hilpert über die Entstehung der englischen Sprache sagt: „Sie ist — eine Mengsprache, wenn es eine gibt, — ihren einzelnen Wörtern nach, bald deutsch, bald wälsch, ihrer Verfügung nach ganz deutsch. Die deutsche Sprache kam von Osten her nach England und füllte es, den westlichen, gleichsam einen Halbmond bildenden Theil ausgenommen, welcher wälsch geblieben ist.“

„Mit der Eroberung begann die Mischung der Sprache. Wilhelm, sein Hof und das siegende Gefolge redeten wälsch, und bald auch die Gesetze; die Besiegten sprachen deutsch, die Noth lehrte beide Theile einander verstehen. Es entstanden Wörter, die zur Hälfte deutsch, zur Hälfte wälsch sind, wie overdiligent, overgallant, senseless, surname, whimsical etc. Andere kamen zwei- und dreifach in Gebrauch, wie das römische regal, das deutsche Kingley, das französische royal. — Und so bildete sich nach und nach die heutige Janussprache, die mit einem Munde deutsch, mit dem andern wälsch spricht, ungefähr zu gleichen Theilen; doch so, daß die deutsche Hälfte im Abnehmen, die wälsche im Zunehmen begriffen ist, was von der Nähe Frankreichs und den vielen auch in Deutschland und andern Ländern angenommenen Benennungen neuer Dinge herkommt.“

„Auch andere Sprachen sind vermischt, aber in keiner halten zwei verschiedene Bestandtheile sich das Gleichgewicht, so wie bisher im Englischen. Deutsche Formen werden indessen nicht mehr eingeführt, oder doch äußerst selten (Lord Byron hat fatherland, Walter Scott im Quentin Durward Landsmen gewagt) französische täglich; ja es war unlängst eine Zeit in London, wo, wie vor hundert Jahren in Süddeutschland, nichts für prächtiger galt, als: gallorum late qui splendeat unus et alter assulus pannus.“

Beiden Wörterbüchern ist das große englische Sprachwerk von Johnson-Todd zum Grunde gelegt.

Beide haben bei Anführungen der Beispiele besondere Rücksicht auf Shakespeare genommen. Beide haben die Aussprache und den Accent nach Walkers Pronouncing Dictionary (27ste Aufl.) jedem Worte beigesetzt, was bei der bekannten Schwierigkeit der englischen Aussprache zwar Niemand würde richtig englisch sprechen lehren, was aber doch dem, der bei gebornen Engländern Unterricht genießt, die Aussprache sehr erleichtert, und in zweifelhaften Fällen auf den rechten Weg hilft.

Außerdem hat Hilpert, in der festen Ueberzeugung, daß der Theil für die Lexikographie hauptsächlich von der Etymologie herkommt, durch deren Kraft eine ganze Menge unter einander wimmelnder Wörter und Phrasen gleichsam wie durch einen Zauberspruch „„in die rechte Ecke““ gebannt werden, den Ursprung englischer Wörter, ihre Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit andern Sprachen, besonders mit der deutschen Sprache zu ermitteln gesucht, um die erste oder Grundbedeutung eines jeden Wortes — die Seele desselben — voranstellen und aus ihr die Nebenbedeutungen entwickeln zu können.

Das Flügelsche zeichnet sich in seiner äußern Ausstattung vor dem Hilpert'schen durch Druck und Papier aus, und eignet sich nach seinem Format und innern Anordnung ganz zum Hausgebrauch, während das Hilpertsche eher den Gelehrten zusagen wird.

In beiden aber werden Deutsche und Engländer gewiß nur selten vergeblich Befriedigung suchen.

Um den Leser in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen, folgt hier, was beide Wörterbücher über das Wort Chance enthalten.

Flügel:

Chance (tshânse.) 1. Sing. Der Zufall, das Glück, Ungefähr, die Gelegenheit, der Fall, die Hoffnung, Aussicht, das Schicksal, der Ausgang, Erfolge; (ill —) der Unfall, das Unglück; the — of arms, das Kriegsglück, Waffenglück; by — von ungefähr; it is by mere — es ist ein bloßer Zufall; to take one's — es darauf wagen; to look to the main — sich auf alle Fälle gefaßt machen, die Schickung erwarten; to have a — so glücklich seyn in den Fall kommen; you might have a — to escape, Sie könnten vielleicht entkommen; you must stand the — of it, Sie müssen es darauf ankommen lassen; there is no chance of.... etc., es ist keine Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, Gelegenheit.... u. s. w. 2. Adj. et Adv. zufällig, von ungefähr; in compos, — customer, ein (ungefährer) ungewöhnlicher, seltener Kunde; — game, das Wegspiel, Gegendspiel; medley, der unvorsetzliche Todtschlag, ungefährer Zufall; 3. — S, s. pl. Mat. T. die Wahrscheinlichkeitsrechnung (ein Theil der Analyse.)"

Hilpert:

„Chance, tshânse (Schanze, frz. chance S. 1.) der Zufall, das Ungefähr. By — zufällig, I met him by — Ich begegnete ihm zufällig; it is by mere — es ist ganz zufällig; To bear stoutly the — of fortune, die Schläge des Schicksals mit Geduld ertragen. 2. Das Glück (im Spiele) That has brought my — das hat mir Glück gebracht; To try the — of war, sein Glück im Kriege versuchen; The — of arms is uncertain, das Glück der Waffen ist ungewiß, unbeständig. 3. Der (mögliche) Fall, To take one's — es darauf ankommen lassen, es wagen; To look to the main — auf die Hauptsache sehen. 4. Der Vorfall, die Begebenheit, das Abentheuer. It was a pretty — es war ein mürrischer Vorfall.

Syn. Chance, der Zufall, das Ungefähr; fortune, das Glück. Chance hat weder Ordnung noch Absicht; fortune hat sie, aber ohne Auswahl. Chance macht, wirkt, fortune will. Daher sagt man, Chance brought him to my relief; fortune favoured my escape.

Chance I. Adj. (auch Chanceable) ungefähr, zufällig.

Chance game, tshânse — gâme, S. das Wagespiel, Hazardspiel.

Chance guest, tshânse — gâst S. der zufällige Gast.

Chance — medley, tshânse — mâd — lè (verdorben aus dem frz. chaude mêlée) S. (Rechtssp.) der zufällige Todtschlag bei der Selbstvertheidigung.

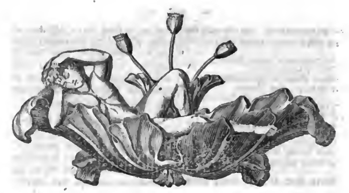
II. Adv. zufällig, von ungefähr."

Hierauf folgen in beiden Wörterbüchern, das Zeitwort Chance und die zusammengesetzten und abgeleiteten Wörter, mit denen wir den Leser nicht ermüden wollen.

Taschenbücher auf 1831.

14) Theobulia.

Bekanntlich ein Taschenbuch der Andacht, wovon jetzt bereits der fünfte Jahrgang erscheint. Die Herausgeber sind Dr. Meißner, Dr. Schmidt und C. Hoffmann. Den Inhalt bilden Gedichte und Abhandlungen von verschiedenen Verfassern; alle sind dem Inhalt nach fromm und erbaulich, jedoch bei weitem mehr moralisirend als poetisch. Unsre Liebhaberei, gestehn wir offenherzig, ist diese Art von Andachtsliteratur nicht. Wir halten solche andächtige Taschenbücher einigermaaßen für Waaren, die Christus nebst andern aus dem Tempel ausgetrieben haben würde. Wir erinnern uns, einst im Kloster Einsiedeln in der Schweiz eine geistliche Lotterie, ein geistliches Kartenspiel u. dergl. mehr gesehn haben. Die Krämer hatten allen möglichen Witz aufgeboten, um ihre geistlichen sieben Sachen unter allerlei modischen Formen den jährlich nach Einsiedeln Pilgernden aufzuschwatzen. Ist es nun mit einem Almanach der Andacht viel anders?



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 117. — 15. November 1830.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

33) Gedichte von Caroline B....n. Herausgegeben von Wilhelm Schnitter. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1830.

Erste Abtheilung. Gedichte an Franz und Rosa Horn, 45 Seiten. Zweite Abtheilung. Geistliche Lieder, 15 Seiten. Dritte Abtheilung. Vermischte Gedichte, worunter wieder vier an Franz Horn, 45 Seiten. Demnach besteht die Hälfte der Sammlung aus nichts als Gedichten an die Familie Horn: „Mochte es von meiner eigenen innigen Verehrung der beiden geliebten Personen, an welche diese Gedichte gerichtet sind, mochte es von meiner Ansicht kommen, daß im Grunde jedes lyrische Gedicht, welches der Moment einer innigen Empfindung eingibt, als ein Gelegenheitsgedicht erscheine, mochte es endlich der Umstand machen, daß ich mich hier auf den Meister aller Dichter, auf Goethe berufen konnte, welcher selbst den Gelegenheitsgedichten das Wort redet, kurz, ich konnte es nur bedauern, daß ich von diesen Poesien, welche die Muse der Verfasserin vor den andern charakterisiren, nicht noch mehrere aufnehmen durfte." Wir bedauern dies gleichfalls. Wir wünschen ganze Bände voll Gedichte auf Franz Horn zu lesen. Wir wünschen uns so recht in diesem Meere von Geist zu baden. Hören wir nur, was die Verfasserin singt:

> Sieh, ich hab' es keine Hehle,
> Daß ich Zimmerluft
> Aller andern vorerwählte,
> Als die Lebensluft.

Stickluft, Mademoiselle, Stickluft. Die Lebensluft weht auf den Bergen.

> Waldesschauer, Meeres Weben
> Hat mich angeweht. —

Das Weben des Meeres, qu'est ce que c'est? Das Weben hat mich angeweht, qu'est ce que c'est?

> Und der Kunst geweihte Hallen
> Prunkgemaches Schmaus,
> Des bewegten Marktes Wallen
> Und das Gotteshaus:
>
> Keinem stolz vorbeigegangen,
> Ach! das geist'ge Licht
> Hob das sehnende Verlangen
> Aber stillt' es nicht.
>
> Sieh da trat ich in — Dein Zimmer
> Mild von Gott geführt.
> Und es sank der eitle Glimmer
> Still von Dir berührt.

Da die Verfasserin selbst sagt, sie habe im Zimmer des Herrn Franz Horn mehr gefunden, als im Hause

Gottes, so ist es nicht zu verwundern, daß sie auch den alten Gottesdienst durch einen neuen ersetzen will:

Ringsum in unsres Deutschlands weiten Gauen,
Sich Tempel und Altar erheben müssen,
Für Franz und Röschen Horn, die Lieben, Süßen,
Im Herzen wackrer Männer, edler Frauen.

Ist denn mein Neu-Kirchthum allzu verwegen,
Will ich, als armes Bethäuslein mich gründen,
O theures Paar, wollst meinen Dienst genehmen!

Da fleh ich brünstig denn für Dich um Segen,
Darf Andachtsvoll stets Deinen Ruhm verkünden,
Dein Fest auch einzuläuten unternehmen.

Denn daß kein höherer Gott ist, als Franz Horn, wird auch aus folgender Stelle klar.

Bei Geburts- und Hochzeitsfestlichkeiten
Darf ein Christ sein gutes Recht verlangen,
Und auf Du und Du beim Hochverehren
Reimend mit dem Kaiser selbst verkehren.

Drum, ob ich als höchsten Herrn Dich halte,
Laß ich doch des Tages Recht nicht fahren.

Doch sinkt der höchste Herr nachher zum vierten Mann, zum Strohmann bei der unterbrochnen Whistparthie herab:

Wohl lehrst Du Goethe, Richter, Tieck
Als würdiges Dichterkleeblatt fassen,
Doch hat in Dir mich besseres Glück
Es viergeblättert finden lassen.

So erfahren wir denn, daß Franz Horn ein größerer Dichter ist, als Schiller, Lessing, Wieland, Klopstock, die Schlegel, Novalis, Uhland, Rückert, rc. rc.

Wir fragen nicht, wie eine solche Gedichtsammlung hat entstehen können? wir fragen nur wie sie konnte gedruckt werden? Vermuthlich hat ein an sich sehr achtbares, ja rührendes Gefühl der Dankbarkeit diese Gedichte diktirt, aber dies Gefühl in Ehren, wie konnte es der Verfasserin einfallen, Schmeicheleien, vor denen Franz Horn selbst im verschlossenen Zimmer, selbst im Traum erröthen müßte, vor aller Welt drucken zu lassen? Unglückselige Rezensirwuth, die dieses Zeitalter ergriffen hat. Ist es nicht genug, den guten Gatten, Vater, Freund, Wohlthäter dankbar und kindlich als solchen zu preisen? Muß man ihn gleich frischweg mit Lorbeern bekränzen, die nur die Dankbarkeit ganzer Völker ihren größten Männern zollen kann? Darf der Sohn, die Tochter ihrer persönlichen Neigung zum Vater das Gewand einer Kritik des Schriftstellers leihen? Macht man dadurch nicht vielmehr den Schriftsteller lächerlich, da Jedermann glauben muß, dieser habe sich das Selbstlob bestellt, sich demselben wenigstens nicht widersezt?

Ist es überhaupt so ganz gleichgültig, so gar keiner gewissenhaften Ueberlegung werth, ob man unnütze Bücher in die Welt hinein schreiben soll oder nicht? Man rechne die edle Zeit zusammen, welche der Autor, Setzer, Drucker, Buchbinder, Leser und Rezensent dabei verschwendet, und die Kosten, die ein so nichtiges Unternehmen verschlingt; kann man dann noch fragen, ob Zeit, Mühe und Kapital nicht für die Menschheit weit nützlicher angelegt werden könnten?

Ich habe vor einigen Monaten in diesen Blättern meine Meinung über Franz Horn ausgesprochen. Bald darauf erhielt ich einen anonymen, doch augenscheinlich von einem Frauenzimmer geschriebnen, Brief aus Berlin, dessen Verfasserin mit der der vorliegenden Gedichte ziemlich nahe verwandt zu seyn scheint. Da er mich widerlegen soll, so würde es Feigheit verrathen, wenn ich der Vertheidigung nicht dieselbe Oeffentlichkeit gäbe, die ich der Anklage gab.

An Wolfgang Menzel.

Wie? Ihn, den Tieck, Dein Meister, anerkannte;
Den Schwab den „Mann von ächtem Schrot und Korn."
Den Fouqué seinen „Freund und Lehrer" nannte;
Der selber schuf und Andern war ein Sporn,
Und stets für Schönheit, Wahrheit, Tugend brannte, —
Den heiter-ernsten, kräftig-milden Horn,
Ihn wagst Du eine Null ein Nichts zu nennen?
Kannst keinen Kern, kein Mark in ihm erkennen? —

Wohlan, Du Papst der Schriftnerwelt! so merke!
Des Mannes, der Dir nichts ist, hoher Werth,
Der Grundcharakter aller seiner Werke, —
Dasselbe ists, was Deine Kritik ganz entbehrt,
Bei allem Uebermaaß von Kraft und Stärke: —
Es ist die Liebe, wie sie Christus lehrt. —
Und was in reiner Liebe ward geboren,
Das gehet nun und nimmermehr verloren.

Die Worte Horn's sind keine Ruthenhiebe,
Sein Tadel gleichet nicht dem Henkerbeil,
Er spricht die Wahrheit, — aber nur mit Liebe,
Er hat ein Urtheil, — nur kein Vorurtheil,
Nicht schleudert er, wie Du, ins Weltgetriebe
Vernichtungsblitz und Donnerkeil;
Er opfert still, ein frommes Herz im Busen,
Auf dem Altar der Grazien und Musen.

Du aber willst mit trotzigem Vertrauen,
Ein neuer Herostratus, den Altar
Verbrennen sammt dem Opferer, zum Grauen
Der Welt. Und wo der heil'ge Tempel war,
Da willst Du Deines Ruhmes Haus erbauen.
O glaube mir, Du hast die Mittel zwar,
Dir ewig-schönen Namen zu erringen, —
Doch wie Dus jezt betreibst, so wirds Dir nicht gelingen!

Was den prophetischen Theil dieser liebreichen Strafpredigt betrifft, so will ich ihn dahin gestellt seyn lassen.

Ich glaube nur auf den moralischen Vorwurf der Lieblosigkeit antworten zu müssen. Frage: hat die Liebe etwas mit der Kritik zu schaffen? Antwort: nein! So wahr es ist, daß hier die Liebe, dort der Haß sich nur allzuoft in die Kritik mischen, so bleibt es doch eben so wahr, daß sie es nicht thun sollen. Ich glaube auf diese Erörterung um so mehr eingehn zu müssen, weil man mir in der That schon öfter den nämlichen Vorwurf kritischer Lieblosigkeit gemacht hat, und bei einer großen Menge Deutscher noch immer die unselige Gemüthlichkeit sich da einmischt, wo sie ganz und gar nicht hingehört. Die Liebe richtet nicht, ist ein altes Sprüchwort, aber die Kritik soll richten, und wird sich daher ohne die Liebe behelfen müssen, so gut wie es die bürgerliche Gerechtigkeit auch thun muß. Der Richter kann der sanfteste, wohlwollendste, liebevollste Mann im Privatleben seyn, bei Ausübung seines Amtes darf er nur die strengste Gerechtigkeit walten lassen. In demselben Fall ist auch der Kritiker. Was in aller Welt sollte aus der Justiz werden, wenn sie aus Liebe da schonte oder wohl gar belohnte, wo sie ihrem Zweck nach strafen muß? Was in aller Welt sollte aus der Kritik werden, wenn sie aus Liebe alles Dumme, Leere, Nichtige, oder alles Schlechte und Gemeine beschönigen wollte? Nicht einmal in der Form darf die Strenge des Urtheils aus Weichmüthigkeit gemildert werden. Wozu sollte es dienen, den Gedanken der Verwerfung in die Sprache der Huldigung einzukleiden? Nein, die Gerechtigkeit macht keine Komplimente, die Wahrheit heuchelt nicht. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Kritik nur die Bücher als Sachen, nicht deren Verfasser als Personen beurtheilen, loben oder tadeln soll, und so kann sie das Werk eines liebenswürdigen Mannes tadeln, und das eines im Privatleben vielleicht schlechten Menschen loben, ohne der Wahrheit und Gerechtigkeit das mindeste zu vergeben, denn wer weiß es nicht, wie sehr verschieden die Menschen und die Bücher sind, wie oft ein herzguter Mann alberne, und ein abgefeimter Schurke sehr geistreiche Bücher schreibt. Die Menschenliebe darf also nie den Kritiker in seinem Urtheil über Bücher irre leiten. Der Kritiker kann und soll nur von einer Liebe durchdrungen seyn, von der Liebe zur Wahrheit, und dieser muß er pflichtmäßig jede andere Liebe aufopfern. Die christliche Liebe steht damit in keinem Widerspruche, vielmehr ist in ihr jene Wahrheitsliebe gerade am tiefsten begründet. Nirgends ist so deutlich und kraftvoll als im neuen Testament die erhabne Lehre gepredigt, daß man unbestochen durch die Zuneigung und uneingeschüchtert durch den Haß der Menschen, um der Wahrheit willen alles andre opfern solle. Die Wahrheit ist freilich, je ächter, desto bitterer, aber auch heilsamer. Wer nur immer die süße laue Milch deutscher Gemüthseligkeit genießen will, der wird die ächte christliche Gemüthskraft nie gewinnen, ohne die es gar kein Christenthum gäbe.

34) Gedichte von Herrmann Waldow. Cöslin, in Kommission bei Hendeß, 1828.

Fromme, friedselige Gedanken in der trivialsten Form. Es ist erstaunlich und gränzt ans Mährchenhafte, daß die Deutschen dieses ewigen Geleyers noch immer nicht müde geworden sind. Was in aller Welt sollen wir doch mit den hunderttausend Matthissoniaden und Tiedgiaden anfangen, die wie die melancholischen Heimchen auf der Flur in unleidlicher Monotonie ewig fortsingen und sich überdies zum Erschrecken vermehren? Wenn Herr Waldow zum hunderttausend und ersten Male singt:

> Der Tag entflieht, die Sonne sinkt ins Meer,
> Und leise von der Dämmerung umschleiert,
> Steht Berg und Thal, dort aus des Friedhofs Poppeln
> Tönt Philomelens leiser Klageton.

wie kann er sich nur irgend vorstellen, daß uns das auch zum hunderttausend und ersten Male noch rühren soll? Wenn er uns die weise Lehre gibt:

> Freund, Du klagst, daß das Geschick
> Dich nicht höher hat erhoben?
> Glaubst Du denn, es blüh' das Glück
> Nur bei den Gewalt'gen oben?
>
> Was das Schicksal Dir verlieh,
> Lieber, damit sey zufrieden!
> Haß und Neid zerstören nie
> Deines Herzens stillen Frieden.

oder:

> O wie bedarf der Mensch so wenig,
> Um fröhlich und beglückt zu seyn!
> Genügsamkeit macht ihn zum König,
> Und hüllen ihn auch Lumpen ein.

so vergißt er wohl ganz, wie unendlich oft die nämlichen Gedanken in den nämlichen Worten von den poetischen Schäfern an der Seine und an der Pegnitz, an der Spree und an der Pleiße dem alten Horaz nachgebetet worden sind? Wenn er mit unendlicher Wichtigkeit anhebt:

> Kennst Du das Wort, deß Wunderkraft
> Die Erde uns zum Himmel schafft,
> Das Seelen über Raum und Zeit,
> Vereint für alle Ewigkeit?
>
> Es ist der Treue heilig Wort,
> Laut töne mein Gesang es fort!
> Ihr will ich ewig wahr und rein
> Mein Herz zum Eigenthume weihn.

so ist das zwar allerdings sehr löblich, aber läßt sich ein tugendhafter Entschluß nicht auch fassen, ohne daß er in solche abgeschmackte Verse eingekleidet wird? Wenn er endlich gar ein Trinklied anstimmt:

Merkt auf, ihr Brüder, allem Edlen, Schönen
Erschalle laut mein Lobgesang,
Es mische sich der Saiten frohes Tönen
In eurer Becher hellen Klang.
Chor. Ja freudig erschalle dein Lobgesang
Zu unsrer Becher hellem Klang.

so darf er es uns nicht übel nehmen, daß wir sein Buch zuschlagen, denn die deutsche Nüchternheit hat uns bereits mit ähnlichen wäßrigen Trinkliedern so überreichlich übergossen, daß die Sündfluth ein bescheidnes Bächlein dagegen ist.

35) Epigrammenlese oder Rückblick auf weniger bekannte, verstorbne deutsche Dichter. Von H. Schröder. Altona, Busch, 1828.

Der Herausgeber hat hier 41 deutsche Dichter von den Todten auferweckt. Er hätte sie immerhin ruhig schlafen lassen sollen, denn sie können uns zu nichts nutzen, als zu beweisen, daß es vor hundert und zweihundert Jahren auch schon müßige Köpfe in Deutschland gegeben hat, die das Papier unnütz beschmiert haben. Von den vielen hundert Epigrammen, die hier gesammelt sind, waren höchstens ein Dutzend des Abdrucks werth.

36) Joachim Rachels aus Lunden in Norder-Ditmarschen, weil. Rektors in Schleswig deutsche satyrische Gedichte. Neue verbesserte und mit dem Leben des Dichters rc. vermehrte Ausgabe, von H. Schröder. Altona, Busch, 1828.

Dieser Dichter ist etwas besser, als jene 41. Er lebte in der Mitte des 17ten Jahrhunderts und hielt sich, was die deutsche Verskunst betrifft, an das Beispiel von Opitz, wie er selber sagt:

Und dennoch darf ich mich, trotz Momus, unterstehn
Die vorgemachte Bahn dem Opitz nachzugehn,
Wiewohl bey weitem nach.

Demnach ist freilich seine Bescheidenheit eben so wenig in Zweifel zu ziehn, als er Ursache hatte, unbescheiden zu seyn. Er mag, was den Gegenstand seiner Satyre betrifft, den Persius und Juvenal vor Augen gehabt haben, allein wie weit bleibt er hinter denselben an Kraft und Dauer zurück! Seine Verspottung böser Weiber, schlechter Kinderzucht, schlechter Poeten rc. ist gutmüthig, matt, langweilig, und nur selten durch einen launigen oder wenigstens derben Zug belebt. Obwohl er noch zu den ältern Dichtern gehört, so mangelt ihm doch die deutsche Kraft eines Hans Sachs, Sebastian Brand, Fischart, Gryphius völlig, und er ist schon durch die Seichtigkeit der Opitzischen Schule verdorben, die, ein Nebenzweig der französisch-holländischen Schule, in der Affektation des Antiken allein das Heil suchte und dem Apoll eine Allongeperrücke aufsezte.

37) Erste Improvisation von Langenschwarz in München. Stenographisch aufgenommen und herausgegeben von F. X. Gabelsberger. München, Finsterlin.

Wir zweifeln an der Aechtheit dieser Nachschrift nicht im mindesten, da wir mit eignen Ohren eine ganz ähnliche Improvisation des Herrn (Doktor nannte sich der Mann auf dem Zettel) Langenschwarz angehört haben. Wer ihn nicht gehört hat, lese die vorliegenden Gedichte und denke sich einen jungen nicht übel aussehenden Mann dazu, der mit bedeutender Dreistigkeit sich vor das Publikum stellt, es fünf bis zehn Minuten warten läßt, bis die arbeitende Muskulatur seines Mundes den ersten Ton von sich gibt, und dann mit lauter Stimme zwei oder drei Worte ausspricht, dann wieder mehrere Minuten pausirt, dann abermals zwei bis drei Worte spricht, dann wieder pausirt und so fort. Wenn sich auch nicht behaupten läßt, daß der Anblick eines im Schweiß seines Angesichts unter schrecklichen Wehen gebärenden Dichters, das tödtlich langweilige Abwarten seiner Pausen und das mühselige Festhalten seiner meilenweit ausgedehnten Konstruktionen und Reime eine angenehme Wirkung hervorzubringen im Stande wären, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Gedichte selbst herzlich schlecht, und daß die mit so großer Anstrengung gebornen Kinder seines Geistes eitel Wechselbälgchen sind, Mondkälberchen, Windeierchen. Wir sind indeß weit entfernt, zu behaupten, daß wir in gleichem Falle bessere Gedichte machen würden. Da stehe nur einer hin und versuche in unsrer nur an schweren Reimen reichen Sprache auf der Stelle ein gutes Gedicht ohne Unterbrechung herzusagen. Das kann wahrlich nur der Teufel und eben deßwegen sollte es ein frommer Christ bleiben lassen, und das Improvisiren den Italienern anheimstellen, deren leicht beweglicher Geist durch eine eben so leicht bewegliche Sprache unterstützt wird, in der es fast so schwer ist, nicht zu reimen, als in der deutschen zu reimen. Auch diesmal scheint es, haben die Italiener Orangen gegessen, und uns die Schaalen über die Alpen herübergeworfen. Sie schmecken schlecht, diese eingeschrumpften, harten, schalen Schaalen; und wir sind nicht geneigt, sie dem Publikum zu empfehlen, indem wir sie mit Lob überzuckern. Nein, der Deutsche braucht zu allem Zeit, er kann nichts improvisiren. Dies beweist unsre ganze lange Geschichte und dies beweist auch Herr Langenschwarz, da seine fürchterlichen Pausen eben so viel Wunden sind, die ihm die Zeit, indem er umsonst mit ihr kämpfte, geschlagen hat. (Forts. folgt.)

Berichtigung.

Nr. 111. Seite 443. Spalte 2. Zeile 14 von unten lies: unbefangenen statt unbesonnenen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 118. — 19. November 1830.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

38) Des Sextus Aurelius Propertius Werke, übersezt von Johann Heinrich Voß. Braunschweig, Vieweg, 1830.

Eine schöngedruckte Ausgabe in groß Oktav. Obgleich der liebenswürdige Properz und unser pedantischer Voß äußerst heterogene Naturen sind, so ist doch durch die anerkannte Meisterschaft des leztern im deutschen Hexameter die Uebersetzung mit all den Vorzügen ausgestattet worden, die man überhaupt an den Vossischen Uebersetzungen der Alten nicht mit Unrecht rühmt, sofern nur dabei auch seine vielfältigen Fehler nicht übersehn werden. Hätte Voß bei gleicher Sprachfertigkeit mehr Geschmack besessen, so würde es schwer, fast unmöglich seyn, ihn in der Uebersetzungskunst zu übertreffen. Nur zu oft thut es uns um die schöngedachten Hexameter leid, deren Form nichts zu wünschen übrig läßt, die wir aber dennoch verwerfen müssen, weil die darin umgekehrte Wortstellung, der fremde Sprachgebrauch und der eben dadurch erschwerte und künstlich auf Schrauben gestellte Sinn uns zurückstößt. Bei jeder Gelegenheit opfert Voß dem Sprachkörper den Sprachgeist, dem Metrum den Sinn auf. Wenn wir gleich auf der ersten Seite des Properz lesen:

> Ja, schon dauert die Wuth mir unablässig ein Jahr lang,
> Da doch dulden ich muß feindlicher Götter Gewalt,

so hat Voß lediglich dem Metrum und der sklavischen Worttreue zu liebe die lateinische Phrase: „dir Wuth dauert mir schon ein Jahr lang" gesezt, da der deutsche Sprachgebrauch durchaus verlangt hätte „ich bin schon ein Jahr lang so wüthend," denn jene Phrase „es dauert mir etwas lange" heißt im deutschen Sprachgebrauch immer nur, „es kommt mir lange vor." Properz sagt lateinisch richtig, meine Wuth dauert schon ein Jahr lang, aber Voß sagt deutsch unrichtig, es komme mir vor, als ob meine Wuth schon ein Jahr lang dauerte. Wenn Voß ferner übersezt (I. 17):

> Mir nur träge besinnt auf keinerlei Künste sich Amor,
> Ja er vergißt, die er kennt, vorige Wege zu gehn,

so ist der Sinn zwar unzweideutig, allein die Vorstellung ist im höchsten Grade undeutsch. Die Verse (II. 17):

> Nicht so ward Marpesa dem lüsternen Phöbus und Idas
> An des Euenusstroms Watergestaden ein Streit,

sind gleichfalls sehr undeutsch. Man kann im Deutschen nicht wie im Lateinischen sagen, sie wurde ein Streit. Man muß sagen, sie wurde ein Gegenstand des Streits,

ein Zankapfel, sie erregte Streit. Der Ausdruck (II. 21):

> Ihr Antlitz war nicht edelem Steine verpflichtet,

ist wieder undeutsch, da es heißen soll: ihr Antlitz hatte dem Schmuck nichts zu verdanken, es war schön durch sich selbst. Das Wort Verpflichtung ist hier viel zu kostbar und fremd. Wunderlich zum mindesten ist der Vers (III. 30):

> Daß Dich ein Frecher mit Zwang nöthige, Liebchen zu seyn.

und ganz fehlerhaft der folgende (III. 46):

> Dies war endlich dem Lauf unserer Thränen ein Ziel,

anstatt: Damit hörten wir endlich auf zu weinen. In den Versen (V. 26):

> So nur winzige Spuren Du gibst von Deiner Vergebung.
> Wehe, wie bald wird dein herrlicher Name Gerücht,

ist der Ausdruck „du gibst Spuren" undeutsch, und „dein Name wird Gerücht" ist ebenfalls undeutsch und zugleich matt; es muß heißen, dein Name wird verrufen. Die Worte (V. 30):

> Beid' an des andern Brust weinen wir Wechselgefühl,

sind schwülstig. Man sagt nicht, ich weine ein Gefühl. Doch, wozu sollen wir die Liste dieser Fehler noch vermehren, da sie sich bekanntlich in allen Vossischen Uebersetzungen finden und das Charakteristische derselben ausmachen. Voß beging diese Fehler mit Absicht, weil er sie nicht für Fehler, sondern für Schönheiten hielt. Er wünschte, die deutsche Sprache so viel als immer möglich in die Formen der griechischen und lateinischen zu schmieden, und seine Vorliebe ließ ihn deßfalls sogar das Unmögliche versuchen. Immerhin bleibt sein Streben nach reinem strengrichtigem Versmaaß und nach möglichst worttreuer Uebersetzung in alle den Fällen, wo er nicht zugleich die gerügten Uebertreibungen sich zu Schulden kommen ließ, musterhaft, und wenn man, jene Vossischen Fehler vermeidend, in das andre Extrem fiele und blos den Sinn des zu übertragendenden Autors wiederzugeben trachtete, ohne der Worttreue und dem Metrum denselben Fleiß zu widmen, würde man nicht weniger Unrecht thun.

39) Des Publius Ovidius Naso Heilmittel der Liebe, übersezt von Friedrich Karl von Strombeck. Zweite, sehr veränderte Ausgabe. Braunschweig, Vieweg, 1829.

Eben so schön in Druck und Papier ausgestattet. Die Uebersetzung ist gefeilt, der Hexameter, wenn nicht ganz so klassisch als durchgängig der Vossische, doch rein und nicht so gezwungen als der Vossische.

> Kommt und hört, was ich euch, betrogene Jünglinge, lehre
> Ihr, die auf jegliche Art triegende Liebe getäuscht.
> Lernt von der Liebe genesen, von dem, der euch lieben gelehrt hat,
> Rettung bringe die Hand, welche die Wunden euch schlug.

Bekanntlich hat Ovid dies Gedicht zur Abkühlung von seiner Kunst zu lieben gedichtet. Er hat die Liebe überhaupt ganz objektiv aufgefaßt, hier gezeigt, wie man die Liebe suchen, finden und genießen, dort wie man sie vermeiden oder sich von ihr losreißen und heilen soll. Mit Recht hat man ihn daher schon früher den Macchiavelli der Liebe genannt, und es ist deßfalls so viel Geist und Witz, so viel Erfahrung und Weisheit in Ovid, daß man billig fragen muß, warum sich fast nur dicköhrige Schulmeister und feuchtöhrige Schulknaben mit dem liebenswürdigen Sänger Amors befassen, während er der eigentlich galanten Welt fremd bleibt.

40) Des Publius Virgilius Maro Werke. Erster Theil: Eclogen. In deutschen Jamben von Dr. J. Nürnberger. Prenzlau, Ragoczy, 1828.

Man hat oft darüber gestritten, ob man die klassischen Dichter im antiken Versmaaß oder ob man sie auch in den, dem deutschen Ohr angemessenern Jamben übersetzen dürfe. Ohne Zweifel ist jenes ziemlicher, wenn Versmaaß sowohl als Wortstellung im Original weniger Schwierigkeit darbieten, wie Homer, und dieses ist ziemlicher, wenn sich Schwierigkeiten finden, wie im Horaz. Homer ist fließend, und der deutsche Hexameter vermag wohl der lieblichen Strömung des griechischen zu folgen. Horaz hat viel kunstreichere Versmaaße, eine viel kunstreichere Wortstellung, so daß die deutsche Sprache nicht nur biegen, sondern wirklich brechen muß, wenn sie diese Künstlichkeit des Lateiners treu nachahmen will, daher sind hier die jambischen Uebersetzungen stets leserlicher und poetischer gewesen, als die in gleichem Metrum verfaßten. Was Virgils Eclogen betrifft, so haben sie wohl mehr die Vorzüge des Homer, weniger die Schwierigkeiten des Horaz, und können sehr gut in Hexametern übersezt werden; inzwischen eignen sie sich auch vollkommen für eine gefällige jambische Uebertragung, wie die vorliegende ist. So ist hier z. B. die berühmte Ecloge Tityrus, die so schön im Hexameter klingt, in nicht minder dem Sinn angemessener Anmuth vorgetragen:

> O Tityrus, Du ruhst im Schatten einer Buche.
> Dein Haberrohr tönt ländlichen Gesang.
> Indeß, Vertriebner ich, mir eine Heimath suche,
> Da mich das Vaterland zu fliehen zwang; —
> Es wiederklingt der Wald von Amaryllis Namen,
> Den Deine süßen Lieder ihn gelehrt.

41) The beauties of the poets of Great Britain with explanatory notes, selected and arran-

ged by Thomas Collins Banfield, late professor at the Caroline-College Brunswick. Vol. I. Brunswick, Vieweg, 1829.

Eine nettgedruckte hübsche Chrestomathie, passend für Anfänger oder solche Freunde des Englischen, die nicht leicht die zerstreuten Ausgaben der englischen Lyriker bei der Hand haben. Mit Recht hat der Herausgeber hier ältere und neuere Dichter von der verschiedensten Farbe zusammengestellt, so daß sowohl die klassische Popesche, als die romantische Byronsche und Mooresche Einseitigkeit vermieden ist. Wir finden Gedichte von: Parnell, Addison, Prior, Pope, Collins, Goldsmith, Swift, Gay, E. Moore, T. Moore, Byron, Campbell, Landon, Southey, Hogg. In diesem ersten Theile ist nur die didaktische, beschreibende und erzählende Poesie berücksichtigt.

42) Italia in hundert und einem Ständchen besungen von einem Morgenländer. Leipzig und Darmstadt, Leske, 1830.

Eine systematische Beschreibung der italienischen Kunstschätze, dem Inhalt nach ein Lehrbuch, der Form nach ein hexametrisches Gedicht. Wir lesen darin z. B.:

Gehet in den Palast, der nach dem Te wird zenennet,
Wenn auch an Gestalt nimmer er ähnelt dem T.
Dorten seht ihr Phaetons Sturz gemalt von Romano,
Schaut 2c.
Auch den anderen Saal (der astrologische heißt er)
Vielfach in Felder getheilt, seltsam ein jedes gefüllt;
Allem Anschein nach auch dies horoscopische Weisheit,
Angewendet hier auf der Gonzaga Geschlecht.
Statt mir zu brechen den Kopf mit der wahren Deutung derselben,
Geh ich in den Saal, der nach der Psyche genannt.

Hiernach muß man sich freilich wundern, warum der Verfasser nicht lieber simpelweg in reiner Prosa geschrieben hat. Uebrigens ist es löblich, daß er sich nicht mit der bloßen Beschreibung begnügt, sondern überall ein Kunsturtheil und zwar ein scharfes beifügt. Schwärmer ist er nicht, am wenigstens für den Katholicismus in Italien, denn unter Anderm singt er von den Mönchen:

Nicht vergällt' euch Genuß die Menge des schwarzen Geziefers,
Das dreikantigen Kopfs überall schwärmet und summt.

Gewiß wird Jeder dieses Buch trotz seiner wunderlichen Form, mit Genuß und Belehrung lesen.

43) Gedichte von Johann Karl Martin Maurer. Nach seinem Tode gesammelt. Regensburg, Rostermundt, 1829.

Die antiken Versmaaße, die Motti aus Horaz, das häufige Anrufen der Muse, die Herbeiziehung bald der griechischen, bald der altdeutschen Mythologie, die Namen Barde, Thuiskon 2c. verrathen auf den ersten Blick, daß der verstorbne Dichter zur Schule Klopstocks, Vossens, Matthissons sich bekannt hat. Insbesondere aber hat er sich Matthisson zum Muster genommen, den er in der Landschaftsmalerei nicht nur öfters erreicht, sondern auch übertrifft, sofern er wenigstens weniger Affektation und Ansprüche hineinlegt. Seine detaillirten Naturgemälde schweifen freilich oft so ins Kleinliche wie die in Brockes irdischem Vergnügen in Gott, doch wenn man dieses Genre nur bescheidentlich für nicht mehr ausgeben will, als es ist, warum sollte man es in seiner Art nicht gelten lassen? Also lassen wir nur den Sänger im Walde singen:

Wenn festlich des Bergwalds beschattetes Grün
Mit Golde sich säumet und abendlich glüh'n
Der Waldburg modernde Trümmer,
Im rosigen Schimmer,

*

Da ists so behaglich im Dämmerungsschein,
Bald durch den romantischen Lerchenbaumhain,
Bald unter alternden Eichen
Im Dunkeln zu schleichen. —

*

Da sieht mich kein Auge, da lauscht mich kein Ohr,
Da hellt der Erinnerung magischer Flor
Vor meinen schmachtenden Blicken
Vergangnes Entzücken.

*

Da lieb ich durch glänzende Birkenalleen
Im Schatten von duftenden Sträuchern zu geh'n, —
Da weht im Haselgebüsche
Mir kühlende Frische.

*

Wie reizend ertönt vom belebten Gesträuch
Ein frohes Koncertchen auf jeglichem Zweig!
Wie munter schwätzet die Sprehe
Von luftiger Höhe.

*

Da seufzet der Dompfaff sein leiseres Lied,
Da gaukelt die Drossel im wankenden Ried,
Dort hüpft auf zitternder Erle
Die pfeifende Merle.

*

Da flattern Fink, Zeisig und Hänfling im Wind,
Dort hacket der Grünspecht am Buchengerind;
Hier wühlt im Moore so leise
Die Schnepfe nach Speise.

*

Hoch klettert das Eichhorn vom westlichen Glanz
Des Abends beschienen, im fliegenden Tanz;
Leis nascht im bergenden Grase,
Der schüchterne Hase.

Noch tiefer entfernt sich am einsamen Weg,
Mein Fußtritt und wandelt durchs dunkle Geheg,
Wo Täubchen Küsse sich tauschen
Und Hirsche nur rauschen.

•

Wie dämmert so schaurig am Felsenkoloß
Mit mosigem Söller das gothische Schloß!
Wie dumpf ertönt aus der Weite
Des Klosters Geläute!

•

Die Wipfel erbleichen, matt glimmet der Hain
Im Purpur. — noch blinket am öden Gestein.
Des Klausners mosige Zelle
Mit stiller Kapelle.

Auch wildere Naturscenen versteht der Dichter in schöner Sprache zu schildern:

So bebt, wenn blitzeträchtig die donnernde
Gewitterwolke in schaurige Mitternacht
Den Erdkreis hüllt, der irre Wand'rer,
Ferne vom wirthlichen Vaterlande. —

•

Der Berge Wipfel zittern, die Eiche stürzt, —
Es stürzt die Tanne in das schwarzwogige
Gebrüll des Bergstroms; ohne Führer
Betet der Wand'rer, und schweigt und staunet. —

Von dieser Art sind die meisten und besten Gemälde des Dichters. Seine vielen Gelegenheitsgedichte an Verwandte, Freunde, Gönner und fürstliche Personen dagegen sind von geringerem Werth und können nur ein lokales Interesse ansprechen.

44) Sämmtliche Gedichte von Chr. Fr. Dan. Schubart. Neue verbesserte Auflage. Drei Bände, Frankfurt a. M., Herrmann, 1829.

Die kräftigen Gedichte des wackern, von der Zeiten Unbill verfolgten Schwaben verdienen den Deutschen in Erinnerung zu bleiben. Manches ist darin freilich altmodisch, allein das gibt ihnen da einen historischen und antiquarischen Werth, wo der poetische aufhört. Schubarts Persönlichkeit würde auch dann noch anziehn, wenn seine Gedichte minder gut wären. Die, worin er über sein hartes Mißgeschick nämlich klagt, nicht weibisch winselt, sind die schönsten, und zugleich die berühmtesten. Wer kennt nicht das unsterbliche Gedicht, die Fürstengruft:

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt!

Entsetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Geußt Schauer über seine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Baare,
Aus hohlen Augen schaut.

An ihren Urnen weinen Marmorgeister,
Doch kalte Thränen nur, von Stein,
Und lachend grub vielleicht ein welscher Meister
Sie einst dem Marmor ein.

Nun ist die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen,
In harte Fesseln schlug.

Wir halten das Gedicht für zu bekannt, als daß wir auch noch seine stärksten Stellen anführen sollten. Nicht minder schön ist das vom tiefsten Schmerz der Gefangenschaft diktirte Gedicht: Deutsche Freiheit.

Da klopfe mir, heilige Freiheit,
Die klirrende Fessel am Arme,
Daß ich stürm' in die Saite
Und singe dein Lob.

Aber, wo find ich dich, heilige Freiheit,
O du, des Himmels Erstgeborne?
Könnte Geschrei dich erwecken; so schrie ich,
Daß die Sterne wankten.

Daß die Erd' unter mir dröhnte,
Daß gespaltene Felsen
Vor dein Heiligthum rollten,
Und seine Pforten sprengten.

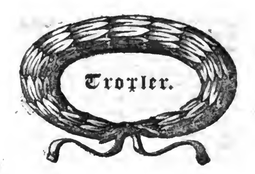
45) Euthymia oder des Lebens Freuden. Ein didaktisches Gedicht in fünf Gesängen von Dr. J. C. Ibling. Leipzig, Barth, 1829.

Der Verfasser besingt in Hexametern die Freuden der Natur, der verschiedenen Lebensstufen, der Gesellschaft, der Wissenschaft und Kunst und endlich die der Tugend und Religion. Er konnte um so mehr überall zur Freude gestimmt werden, als sein Geschmack nichts weniger als gewählt ist, denn er rechnet die Lektüre Gotscheds, Gleims, Ramlers, Tiedges, Kosegartens, Baggesens mit unter die Freuden des Lebens, und zwar unter die vorzüglichsten. Aus dem sentimentalen Lobe dieser Dichter, und aus dem gänzlichen Stillschweigen von Tieck, Arnim, Uhland, Rückert, Heinrich von Kleist, Hoffmann rc., so wie aus der alterthümlichen Sprache, Anrufung der Lyra, häufigen Gebrauch griechischer Namen rc. ersieht man, daß der Verfasser der ältern Dichterschule angehört, die ihm allein Freude machte. Wir wollen ihm diese Freude nicht verbittern, obgleich wir sie auch nicht theilen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Nr. 116. Seite 463. Spalte 2. Zeile 18 von oben lies: Wortfügung statt Verfügung, Z. 31 v. o. l. Kingly. S. 464 Sp. 1. Z. 11 v. o. l. das Heil st. der Theil. Z. 2 v. u. l. Ishanse. Sp. 2. Z. 11 v. o. l. närrischer. Z. 20 v. o. l. Chance-game, Z. 28 Chance-guest und Z. 24 mêlée.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 119. — 22. November 1830.

Universitätswesen.

Die Gesammthochschule der Schweiz und die Universität Basel. Von Dr. Troxler, Professor der Philosophie an der Hochschule Basel. Trogen, Meyer und Zuberbühler, 1830.

Einer der ausgezeichnetsten, wenn nicht der ausgezeichnetste der jezt lebenden schweizerischen Gelehrten, der Philosoph Troxler, sprach in der Vorrede zu seiner jüngst erschienenen Logik den Wunsch aus, die Universität Basel möchte, ihren ehemaligen Glanz erneuend, die gemeinsame Landesuniversität für die gesammte Schweiz werden, und damit sie dies werden könne, möchten die einzelnen Kantone jede kleinliche Eifersüchtelei großherzig abwerfen und möchte Basel selbst seiner Universität einige wesentliche Verbesserungen geben, die sie würdiger machen könnten, jene größere Bestimmung als Landesuniversität zu erfüllen. In diesem Wunsch ist nichts enthalten, was nicht jeder, der die Schweiz kennt, mit vollem Herzen unterschreiben müßte. Basel selbst hat den Wahrheitssinn und die Geradheit des Redenden geehrt und ohne sich durch seinen Tadel gekränkt zu fühlen, ihn vielmehr zur thätigen Mitwirkung für das Bessere selbst an die Universität berufen. Dagegen hat Dewette, der rühmlichst bekannte Theologe, schon seit Jahren Professor und seit Kurzem auch eingebürgert in Basel, eine Vertheidigung des von Troxler angegriffenen gegenwärtigen akademischen Bestandes drucken lassen, worin er unter anderm sagt: „Dem Herrn Troxler sind die Hindernisse, welche der Erfüllung seines Wunsches entgegenstehen, schwerlich unbekannt; er wird sie mit mir vorzüglich in der, bei einer bürgerschaftlichen Verfassung natürlichen, allzugroßen Vorliebe für das Heimische und in der Abgeschlossenheit des besondern Gemeinwesens finden. Welcher Kanton würde sich wohl entschließen, seine höhere Lehranstalt (heiße sie nun Universität, Akademie oder Gymnasium) zu Gunsten einer zu errichtenden Gesammtanstalt aufzuopfern? Jede legend in wissenschaftlicher Hinsicht bedeutende Kantonsstadt würde sich keiner andern wissenschaftlich unterordnen wollen, so wie selbst diejenigen, welche wenig wissenschaftliche Mittel haben, wenigstens ihre Kandidaten der Theologie selbst bilden wollen. Es geschieht in dem einen und andern Kanton, daß ein einziger Professor der Theologie, ja wohl nur ein Pfarrer, den jungen Theologen die ganze wissenschaftliche Bildung gibt, damit sie nicht nöthig haben, auswärts zu gehen. Bei dieser Gesinnung halte ich den Wunsch einer großen Gesammtanstalt vor der Hand noch für unerfüllbar.“

Es scheint uns seltsam, daß mit dieser leider nur allzuwahren Schilderung des status quo eine Entschuldi-

gung gemeint seyn soll. Wer läugnet es, daß die Hindernisse da sind, aber es kommt ja eben darauf an, sie zu überwinden, da sie einer anerkannt guten Sache im Wege stehn. Und damit überwindet man sie nicht, daß man sie für unübersteiglich erklärt, ehe man noch den Versuch gemacht hat, sie zu übersteigen, sondern nur damit, daß man unerschrocken erklärt, diese Hindernisse sollten nicht da seyn, sie beruhen in Verhältnissen, die einer Aenderung wohl fähig sind, sie können weggeräumt werden, wenn nur die Schweizer ihren wahren Vortheil und ihre wahre Ehre ins Auge fassen wollen. In der That, wie edel auch in so vieler Hinsicht die Anhänglichkeit an das Heimische ist, so wird sie doch eben unedel, wenn sie in Engherzigkeit, Spießbürgerlichkeit und in einen Egoismus ausartet, der, weil er nicht zum Wohl und zur Ehre des Ganzen beitragen will, auch vom Wohl und von der Ehre des Ganzen keinen Antheil empfangen kann. Kann nicht beides sehr wohl neben einander bestehn, der Provinzialismus und die Nationalität, der Vortheil der lokalen Unabhängigkeit und des gemeinsamen Zusammenwirkens zu einem allen gleich heiligen, und nur durch die Vereinigung zu erreichenden Zwecke? Wird, um bei dem gegebnen Falle stehn zu bleiben, das Wohl irgend eines Schweizerkantons gefährdet werden, wenn sie auch alle ihre dem Studium sich widmende Söhne nach Basel schicken? Ist der Gewinn, den wohlausgebildete Jünglinge in die Heimath mitbringen, nicht ungleich höher zu schätzen, als die geringen Unterhaltungskosten, die sie aus dem Lande schleppen, indem sie auswärts studiren? Und schleppen sie diese kleinen Summen nicht dennoch hinaus, ja noch größere, sofern sie auf weit entlegnen Universitäten studiren? Das ist einmal unmöglich, daß jeder Kanton seine eigne Universität haben kann, und wir glauben nicht zu irren, (denn wir sprechen nicht blos vom Hörensagen), daß die einzelnen Kantone, wie Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, sowohl wissenschaftlich als politisch und ökonomisch sehr viel gewinnen würden, wenn sie ihre zwitterartigen Lyceen, die für Gymnasien zu viel und für Universitäten zu wenig sind, auf bloße wohlorganisirte Gymnasien reduzirten, und dagegen durch anständige Stiftungen in Basel diese Universität als die gemeinsame aller Kantone, also auch als ihre eigne, in der Weise emporhöben, wie die Universität Jena durch die gemeinsamen Stiftungen und unter der gemeinsamen Obhut der kleinen sächsischen Fürstenthümer in so schönen Flor gekommen ist. Wie, wenn Gotha, Meinungen, Hildburghausen, Altenburg auch lauter kleine Universitäten wären, würde Thüringen sich dabei wohl befunden haben? Würden die Thüringer nicht weit größere Kosten aufgewendet haben, um weit geringere Resultate zu gewinnen? Und würde jemals die Stadt Jena eine so große Rolle in der Geschichte des menschlichen Geistes haben spielen können, würden je so unsterbliche Namen unter ihren Lehrern geglänzt haben?

Man muß auch an die Zeit denken, in der wir leben. Ist ein engherziges, eifersüchtiges, argwöhnisches Benehmen der Schweizerkantone gegen einander, wenn je, so vor allen jetzt zweckmäßig? Will man dem Zufall, der immer von außen kommt, und daher selten Heil bringt, alles überlassen, und selbst nichts thun? In welchem schönern Symbol aber können die alten Eidsgenossen die Einigkeit ihrer Gesinnungen ausdrücken, als in der Gründung einer Landesuniversität, einer Repräsentation nicht des Kantons-, sondern des Nationalgeistes?

Dewette bemerkt ferner wegen Troxler, dieser hätte das Bestehende „mit mehr Liebe“ beurtheilen sollen. Ohne Zweifel schickt es sich für einen Theologen wohl, alles aus dem Gesichtspunkt der Liebe zu betrachten; allein wir wünschten doch von ihm zu erfahren, ob er eine bessere Liebe kennt, als die Liebe zur Wahrheit und zum Recht, und diese gerade ist es, die wir in Troxlers Schrift im vollem Maaße finden. Wir meinen nicht, daß eine Liebe, die das Unvollkommene, um nicht zu sagen Schlimme, beschönigt, irgend christlich sey. Alles zum Besten kehren, heißt nicht alles, was nicht gut ist, doch gut heißen, sondern es heißt, das Nichtgute in ein Gutes verwandeln. Demnach hätten wir von Dewette eher erwartet, er werde das Recht in Troxlers Votum durch sein gewichtiges Votum verstärken, anstatt daß er es nun vielleicht geschwächt hat. Welche gute Meinung auch Dewette gehabt haben mag, so dient doch sein Widerspruch in der That nicht der guten Sache, und der neue Schweizerbürger hätte immerhin alle alten Tugenden der Schweizer in sich aufnehmen können, ohne zugleich ihre alten Fehler zu entschuldigen.

Die Schrift enthält außer dem Abdruck jener Vorrede Troxlers, Dewettes Replik und Troxlers Duplik noch eine Geschichte der alten Universität Basel und eine ausführliche Schilderung ihres gegenwärtigen Bestandes, ein interessantes historisches Dokument für Mit- und Nachwelt. M.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

45) Auswahl von Gedichten zu deklamatorischen Uebungen. Von Aloys Klar, Prof. in Prag. Prag, Krauß, 1829.

Diese Gedichte sind dem um die Beförderung der Wissenschaften vielfach verdienten und deshalb im ge-

sammten Vaterlande hohe Achtung geniessenden Oberstburggrafen von Chotek zugeeignet, und begleitet von einer Uebersicht der auf der Universität zu Prag eingeführten Deklamirübungen so wie andrer Forderungen des guten Geschmacks. Mit Vergnügen sehn wir übrigen Deutschen das Gedeihen der Poesie in Oestreich und das immer häufigere Auftreten ausgezeichneter dichterischer Talente daselbst. — Die vorliegenden Gedichte sind zum Behuf des Deklamirens gesammelt, daher gröstentheils unsern berühmtesten Dichtern entlehnt. Finden sich auch manche von östreichischen Dichtern darunter, die wir mit vorzüglicheren andrer Dichter vertauscht haben würden, so können wir diese lokale Rücksicht doch nicht mißbilligen.

46) Auswahl moralischer Erzählungen und Gedichte für die Jugend von J. G. Melos, herausgegeben von Schwabe. Frankfurt a. M., Jäger, 1830.

Wir sind zwar den platten, ja nicht selten indecenten moralischen Gemeinsprüchen, die in den sogenannten Spruchbüchern alljährlich in Deutschland ein Paar Millionen unschuldigen Kindern eingebläut werden, herzlich feind, doch noch weit mehr den nur in der Form feineren Plattituden, den sogar des lezten moralischen Hebels, des Ernstes entbehrenden Phrasen Goethes, wo er in Lehrbriefen, Tagebüchern, Aphorismen und zahmen Xenien Lebensweisheit zu predigen unternimmt. Sollte irgend eine Privaterziehungsanstalt verrückt genug seyn, dergleichen versifizirte Seichtigkeiten des übrigens großen Dichters unschuldigen Kindern als Regeln der Moral an die Hand zu geben, so wäre es streng zu tadeln, vollends aber muß man es rügen, wenn dergleichen durch Jugendschriften verbreitet werden soll. In der vorliegenden Sammlung, die zur Erbauung der Jugend bestimmt ist, finden wir eine Menge Sprüche von Goethe, z. B.

7.

Das Beste.

Frage nicht, durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib am stillen Orte
Wo Du einmal Platz genommen.

Schaue dann umher nach Weisen,
Und nach Mächtigen, die befehlen;
Jene werden unterweisen,
Diese That und Kräfte stählen.

Wenn Du nützlich und gelassen,
So dem Staate treu geblieben,
Wisse, Niemand wird Dich hassen,
Und Dich werden viele lieben.

Und der Fürst erkennt die Treue,
Sie erhält die That lebendig;
Dann bewährt sich auch das Neue,
Nächst dem Alten erst beständig.

8.

Woher ich kam? Es ist noch eine Frage,
Mein Weg hierher, der ist mir kaum bewußt,
Heut nun und hier am himmelfrohen Tage
Begegnen sich wie Freunde, Schmerz und Lust.
O süßes Glück, wenn beide sich vereinen!
Einsam, wer möchte lachen, möchte weinen?

Ist das Moral für Kinder? Doch jedes Ding hat seine Ursache, der Herausgeber, Herr Oberkonsistorialrath Schwabe, lebt in Weimar, der Verfasser Melos lebte, ehe er starb, auch daselbst und Goethe lebt bekanntlich auch daselbst und ist Minister. Da darf man sich über das, was Schelling Schweifwedelei nennt, nicht wundern, aber kann man mit dem Schweif nicht wedeln, ohne damit der gesunden Vernunft in die Augen zu schlagen? Ist es nicht die plumpste Schmeichelei von der Welt, Goethes Haupt in einer pädagogischen Glorie glänzen zu lassen, und ohne alle besonnene Auswahl Gedichte von ihm, die ganz und gar nicht auf die Jugend berechnet sind, blos weil sie von ihm sind, der Jugend aufzudringen?

47) Kleine Gedichte für Kinder des zartern Alters von Hieronimus van Alphen. Nach dem Niederländischen übersezt. Essen, Bädecker.

Obgleich diese Gedichtchen gar naiv, verständlich und recht kindlich sind, so kommen doch auch Stellen darin vor, die wir gerade nicht empfehlen möchten, z. B.

Die Traube gab mir Vater heut',
Weil ich so fleißig lern',
Ich eß sie nun mit Lust und Freud',
Denn Trauben mag ich gern.

Wohl ziemt dem Kinde froher Sinn,
Dem Fleiß im Herzen wohnt,
Ich werde, wenn ich emsig bin,
Ja immer gut belohnt.

Wenn man auch Kinder noch nicht fest überzeugen kann, daß sie das Gute rein um des Guten willen thun sollen, so ist es doch wohl überflüssig, wenn nicht schädlich, ihnen immer den Lohn guter Handlungen vorzuhalten. In einem andern Liedchen:

Müssig mich herum zu treiben,
Ist doch große Albernheit.
Beten, lernen, spielen, schreiben
Alles dies hat seine Zeit.

Mutter könnte mich nicht lieben,
Trieb ich nichts als Müssiggang.
Das heißt, sagt sie, tagedieben,
Und das Leben währt nicht lang".

ist der lezte Vers für Kinder unpassend, denn Kinder können und sollen noch nicht an die Flucht des Lebens, an den Tod denken.

48) Lieder für die Jugend von H. A. von Kamp. Essen, Bädecker, 1830.

49) Der jugendliche Sängerchor. Eine Auswahl aus den Liedern für die Jugend von H. A. von Kamp. Drei- und vierstimmig in Musik gesezt für die obern Klassen der Elementarschulen und für den Familienkreis von W. Nedelmann. Erstes und zweites Heft. Essen, Bädecker, 1830.

Auch in diesen übrigens sehr gut gemeinten frommen und edlen Liedern finden sich Stellen, die dem jugendlichen Alter nicht wohl angemessen sind. So sollen die Kinder z. B. bei der Ankunft eines neuen Lehrers singen:

Sey uns willkommen hier!
So jauchzt entgegen Dir
Der Liebe Ruf.
Du kommst, von Gott gesandt,
Uns an der treuen Hand
Zu führen himmelwärts —
Welch ein Beruf!

Es ist wohl nur Sache des Lehrers, so ernst über seinen Beruf nachzudenken, nicht die der Kinder. Die wohlmeinenden Erzieher, die in Prosa und Versen der Jugend ihren Beruf und ihre wechselseitigen Pflichten klar zu machen trachten, vergessen darüber zu sehr, daß es weit mehr Pflicht ist, den Beruf zu erfüllen, als darüber zu reflektiren, und daß sie es oft versäumen, ihn zu erfüllen, indem sie zu viel darüber reflektiren. Man denke sich z. B. Kinder, für die doch eben solche Bücher einzig und allein geschrieben sind, mit der Lektüre, vielleicht mit dem Auswendiglernen derselben beschäftigt. Wie viele edle Zeit verlieren sie darüber, wie vieles Nüzlichere könnten sie in dieser Zeit thun! Der Lehrer muß machen, daß ihn die Kinder lieben, aber es ihnen nicht sagen, daß sie ihn lieben sollen, denn wenn er es ihnen auch hundertmal sagte, und er könnte es nicht machen, so wäre es all umsonst.

50) Blumen und Früchte für die Kindheit und das erste Jugendalter. Zur Bildung des sittlichen Gefühls und zur Uebung im feinen seelenvollen Vortrage. Von Gläser. Hannover, Hahn, 1830.

Eine sehr gemischte Sammlung. Liedchen wie das folgende:

Das Kind und die Fliege.

O weh! das war ein harter Stich!
Du böses Thier, da hab ich dich:
Du stichst mich nimmer wieder.
Jezt reiß ich dir die Flügel ab.
Im Laubfrosch finde nun dein Grab;
Er schlucke gleich dich nieder.

Doch nein, ich will nicht grausam seyn.
Es wäre häßlich, wäre klein,
Wollt ich an dir mich rächen.
In Kindesbrust wohne milder Sinn;
Drum kleines Thierchen, fliege hin,
Muße nur nicht wieder stechen!

sind ganz passend für das zartere Alter, weil sie unmittelbar im täglichen Leben anwendbar sind, obgleich der Ausdruck

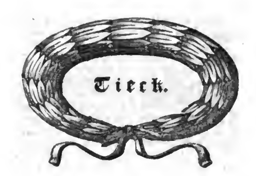
In Kindesbrust wohne milder Sinn

nichts weniger als kindlich ist, da Kinder den Unterschied zwischen ihrer eignen Sanftmuth und der männlichen Rauheit noch nicht machen können. Sehr viele, ja die meisten andern Lieder liegen leider noch weit mehr über den kindlichen Horizont hinaus. So wird z. B. gleich im ersten Gedicht eine Lilie redend eingeführt, die ihre eigne Unschuld mit der des Mädchens vergleicht, zu dem sie spricht, als ob es nicht gerade der Tod der Unschuld wäre, von ihr zu reden. Wer den Mädchen von ihrer Unschuld vorpredigt, geht unwillkührlich oder willkührlich allemal darauf aus, sie darum zu bringen, und wenn ein Mädchen selbst von ihrer Unschuld spricht, so hat sie sie bereits verloren. Hier kann der Pädagoge wahrlich nicht zart, nicht stumm genug seyn. Es gibt eine Zeit, wo die Weinberge jedermann, selbst dem Besitzer verschlossen bleiben, wo Niemand die allmählige Reife des jungen Trauben stören darf. Eine solche Zeit gibt es auch in der Entwicklung der Jungfrau, und Niemand sollte da, wo wahre Unschuld ist, so plump seyn, Redens von ihr zu machen, weil der blosse Hauch des Mundes, der das Wort ausspricht, ihren keuschen Spiegel trübt. Ein Gedicht ferner, das folgendermaaßen anhebt:

Im weiten Reich der Phantasiegebilde,
Da dehnet sich ein räthselhaftes Thal,
In welchem bald durch glückliche Gefilde,
Bald zwischen Dorn und Felsen ohne Zahl,
Ein mächt'ger Strom sich windet, dessen Kraft
Mit jeder Well' ein neues Bette schafft.

dürfte wenigstens „für die Kindheit und das erste Jugendalter," wie auch der Titel sagt, ganz unpassend seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 120. — 26. November 1830.

Taschenbücher auf 1831.

15) Novellenkranz von Ludwig Tieck.

Titelkupfer: ein weibliches Porträt, das dem Leonardo da Vinci zugeschrieben wird, gest. von Fleischmann. Sodann sechs Darstellungen aus Tiecks Oktavian, gest. von Schwertgeburth und Ludw. Meyer, alles recht artige Almanachskupfer und solider, als man sie gewöhnlich findet. — Den Inhalt bilden zwei Novellen von Tieck. Die eine ist der zweite Theil des Dichterlebens, dessen erster vor einigen Jahren in der Urania erschienen war. Bekanntlich hat in dieser schönen Novelle der Verfasser versucht, uns die Person und das Zeitalter Shakespeares näher zu bringen. Wer vermöchte das besser, als Tieck, der in Shakespeare wie in einer andern Natur lebt und webt, und dessen erschöpfende Studien der ältern an Shakespeare sich knüpfenden englischen Literatur und Geschichte allgemein bekannt sind? Wir sahen uns indeß veranlaßt, bei Erscheinung des ersten Theiles jenes Dichterlebens, einen leisen Zweifel auszusprechen, ob der wirkliche Shakespeare genau dem Bild entsprechen möchte, das uns Tieck von ihm gegeben. Es schien uns, das Bild Goethes habe sich zuweilen unwillkührlich dem Zeichner untergeschoben, denn manche Reden Shakespeares, wie Tieck sie in jenem ersten Theil der Novelle anführt, athmeten mehr die vornehme Kälte und selbstgefällige Wohlredenheit eines modernen, auf seinen Lorbeern ruhenden Kunstheroen, wir möchten sagen eines artistischen Wellington, als die sich hingebende Natürlichkeit und das jugendliche und dichterische Feuer eines noch im ersten Schaffen begriffenen Geistes. Diese Bemerkung, die sich uns bei der Lektüre des ersten Theiles aufdrängte, paßt indeß nicht mehr auf den zweiten Theil der Novelle. In diesem leztern tritt Shakespeare überhaupt weniger redend und mehr handelnd auf, und wir finden ihn im Schooß seiner Familie und in den Armen der Liebe wieder, wo denn die Kunst und ihr Streit der Natur weichen muß. — Shakespeare verläßt mit dem jungen Grafen Southampton, der zugleich sein Freund, Geliebter, Schüler und Gönner ist, die Stadt London, um zum erstenmal in seine Heimath, die ihn einst verstoßen, zurückzukehren und eine Aussöhnung mit seiner Familie zu bewirken. Wir erfahren, daß Shakespeare aus jugendlicher Unbesonnenheit, kaum dem Knabenalter entwachsen, sich mit einem rohen Landmädchen in ein Ehebündniß eingelassen habe, daß er, von einem höhern Geist getrieben, sich in seinen bürgerlichen und häuslichen Beruf nicht recht habe finden können und dadurch mit seinem strengen Vater und seiner, ihm an Jahren überlegenen und gemeinen Frau verfeindet, von diesem endlich dahin gebracht worden sey, zu entfliehen. Jezt, als ein schon berühmter

und allgemein hochgeehrter Dichter, glaubt er vor dem Vater in einem bessern Licht wieder erscheinen zu können, und zugleich ist es seine Absicht, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Sein Vorhaben wird glücklich ausgeführt. Der Vater, der den Sohn von Grafen und Herren gefeiert sieht, verzeiht ihm gern und die Frau, jezt mehr als je dem Dichter entfremdet, macht keine Schwierigkeit, das beiden lästige Band der Ehe zu trennen. Shakespeare kehrt zurück und wirft sich mit dem ganzen Feuer einer poetischen Leidenschaft in die Arme eines reizenden Mädchens, aber eine Kollision dieser Schönen mit seinem Freunde Southampton macht, daß er beide verliert. Tieck hat den Dichter durch diese schmerzlichen Situationen mit ungemeiner Zartheit durchgeführt. Welche Wunden werden dem feinfühlenden Herzen durch die Familiengemeinheit und dann durch die Enttäuschungen in Bezug auf die Geliebte und den Freund, die ihm theuersten Wesen, geschlagen, und wie durchaus edel benimmt er sich in dem einen wie in dem andern Falle! Nicht minder schön ist Shakespeare im Glück seiner Liebe geschildert. Hier gewinnt Tieck eine Wärme, eine blühende Sprache der innigsten Zärtlichkeit wieder, wie sie nur in seinen Jugenddichtungen sich findet. Ueberhaupt lasen wir seit lange nichts mehr, was noch auf ein Vorhandenseyn der Liebe in unsern Dichtern hindeuten könnte. Phrasen die Menge, aber die wahre Sprache des Herzens scheint eine todte Sprache geworden. Wie kann man auch noch zärtlich seyn, wenn man nicht mehr natürlich ist.

Wir halten dieses Dichterleben für eine der schönsten Dichtungen Tiecks und können ihre Lektüre den Freunden des Schönen nicht genug empfehlen. Die zweite Novelle dieses Taschenbuchs, die Wundersüchtigen, ist nicht von so tiefer Bedeutung, obgleich wie alles von Tieck, schön geschrieben und reich an Menschenkenntniß und charakteristischen Schilderungen. In dieser Novelle werden die Mißbräuche der geheimen Orden zu der Zeit, da sie besonders in Preußen (unter Friedrich Wilhelm II.) Mode war, in Tiecks bekannter heiterer und ironischer Weise anschaulich gemacht.

16) Taschenbuch für Damen.

Immer bleibt dieses Taschenbuch in Hinsicht auf künstlerische Ausstattung in Deutschland das erste und einzige in seiner Art. Die zehn englischen Stahlstiche des vorliegenden Jahrgangs sind wieder von der höchsten Meisterschaft, besonders das Titelblatt, der Prophet Samuel als Kind, gemalt von Holmes, gest. von Woolnoth, ferner die beiden Landschaften, Boa-Ghant und Benares in Ostindien, erstere von E. Finden, leztere von J. Carter gestochen, sodann das höchst ergözliche Bild von Landseer, gest. von Graves, das einen Affen darstellt, der eine Kaze gepackt hat und mit der Pfote derselben von einem heißen Ofen Kastanien herabiangt. (Die Absicht des Affen ist blos, wie schon die Richtung seiner gierigen Blicke zeigt, der Kastanien habhaft zu werden, und nicht, wie es im erklärenden Text heißt, sich an der Kaze zu rächen. Im Text wird der Kastanien gar nicht gedacht.) Unter den übrigen Stahlblättern zieht vorzüglich das von E. Finden, eine Copie der berühmten Esther von Martin, die Aufmerksamkeit auf sich. Dieser Stecher ist bekanntlich der erste Meister in der Kunst, in den kleinsten Raum die größte Menge von Figuren und in kaum sichtbarer Niedlichkeit noch immer unterschiedbare Gegenstände zu zeichnen, und er hat dieses außerordentliche Talent, das wir in den frühern Jahrgängen dieses Taschenbuchs schon zu bewundern Gelegenheit hatten, auch diesmal wieder bewährt. Die übrigen Stahlstiche sind gleichfalls sehr schön, obgleich wir jenen den Vorzug geben.

Den poetischen Inhalt eröffnen Gedichte von König Ludwig von Bayern, denen Gedichte von Goethe folgen. König Ludwig singt den Ruhm der deutschen Helden, die in den lezten Kriegen gegen Frankreich sich ausgezeichnet, beklagt in einem zweiten Gedicht die Wehen, ohne die in der Kunst nichts Großes entstehen kann (wie der Wurzel, aus der die schönste Blüthe keimt, doch immer etwas schmuzige Erde anhängt), und preist in einem dritten die Griechen glücklich, ihren großen Kampf geendigt zu sehn. Die zwei Goethischen Gedichte sind blos Gelegenheitsgedichte. Der Stern von Sevilla, ein Trauerspiel von Zedlitz, hat nicht wenig Aehnlichkeit mit dem treuen Diener seines Herrn von Grillparzer. Der Gegenstand ist folgender. König Sancho von Kastilien verliebt sich in die schöne Sevillanerin Estrella Tabera, stellt ihr nach und wird darüber von ihrem strengen Bruder, Bustos Tabera, beleidigt. Er will sich rächen, doch auf eine ehrenvolle Weise, und fordert daher einen seiner Edlen, Ortiz, auf, sich mit seinem Feinde zu schlagen, den er ihm anfangs noch nicht nennt. Ortiz gibt sein Wort, diesen Ehrenhandel des Königs mit seinem Schwert auszufechten, und nun erst erfährt er, daß es Bustos ist, mit dem er kämpfen soll, sein treuster Freund und der Bruder seiner Braut, denn Ortiz ist mit Estrella verlobt. Allein er hat einmal sein Wort gegeben und niemals bricht dies ein kastilischer Edelmann, also fordert er Bustos zum Duell und tödtet ihn. Er wird hierauf als Mörder verhaftet, und der König läßt ihn lange auf die Befreiung warten, Ortiz selbst aber ist viel zu loyal, als daß er sich die Freiheit durch Entdeckung des königlichen Geheimnisses erkaufen sollte, ja er ist sogar bereit, das Schaffot zu besteigen, ohne zu verrathen, daß er nur im Auftrag seines Herrn gehandelt. Endlich schämt sich der König doch, ihn hinrichten zu lassen und befreit ihn, doch bleibt das Band

mit Estrella für immer zerrissen. — Wir ehren nichts höher als die Ehre, aber eben darum verlangen wir die Ehre immer nur im Einklang mit der Natur und Vernunft, nicht sie durch Unnatur und Unvernunft lächerlich gemacht zu sehn. In der That finden wir zwischen dem loyalen Kastilianer und dem Indianer, der sich auf Befehl seiner tätowirten Majestät stehenden Fußes die Nase wegschneidet, einen nur geringen Unterschied, und es dünkt uns, dieser Aberwitz der Ehre sey selbst in seiner Schrecklichkeit blos lächerlich, und höchstens in der komischen Poesie brauchbar, wie im Don Ranudo de Colibrados. Uebrigens ist das Trauerspiel in sehr schönen Versen geschrieben. Es folgen Gedichte von Eduard von Schenk, heitern Inhalts, sehr wohllautend und gefeilt. Dann die Erfindung des Porzellans, eine geschichtliche Novelle von Ludwig Robert, nach seiner Art munter vorgetragen. Dann Maria da Giozia, ein kleiner Liederkranz von Wolfgang Menzel und einige Uebersetzungen aus Lamartines Harmonien von Gustav Schwab.

17) Raumers historisches Taschenbuch.

Der zweite Jahrgang dieses Taschenbuchs entspricht vollkommen dem ersten. Das Titelkupfer ist ein Porträt Kaiser Maximilians II. Den Inhalt bilden wieder historische Skizzen: 1) die Geschichte Deutschlands von 1558 bis 1630, umfassend den dreißigjährigen Krieg und dessen Vorbereitungen, vom Herausgeber, F. von Raumer. Gelehrsamkeit, Gesinnung und Styl des berühmten Verfassers dürfen als bekannt angenommen werden. 2) Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Wesen seiner Zeit, von J. Voigt. Diese sehr interessante Abhandlung beschäftigt sich mit der Geschichte nicht nur Königsbergs, sondern auch andern Universitäten und namentlich mit der barbarischen Polemik der damaligen Zeit. 3) Vorbereitung und Ausbruch des Aufstandes der Griechen gegen die osmanische Pforte, von L. Wachler, aus warmer kräftiger Feder geflossen. 4 und 5) Biographien des Andronikus Komnenus von F. Wilken und des Heinrich Stephanus von F. Passow.

18) Hormayr's Taschenbuch für die vaterländische Geschichte.

Auch dieses Taschenbuch ist seinem bisherigen Charakter treu geblieben. Als Titelkupfer ist diesmal das Porträt des Kronprinzen von Bayern gewählt, die übrigen Kupfer stellen die Porträte des Grafen von Armansberg, bayrischen Ministers, und mehrerer östreichischer Herren dar, wie denn auch der Herausgeber mit seiner Ahnentafel, oder Geschichte der ausgezeichnetsten Geschlechter Oestreichs fortfährt. Außer dieser Ahnentafel bilden den Inhalt, wir bisher, theils historische, meist archivarisch-antiquarische Skizzen, theils Volkssagen und Romanzen. Unter den erstern zeichnet sich besonders das historische Tagebuch für Bayern aus, in welchem nach dem Datum alle wichtigen Begebenheiten der bayrischen Geschichte aufgezählt sind, ferner der Heerzug des Ungarkönigs Andreas III. nach Oestreich, die Ahlinger Schlacht rc. Unter den Gedichten stehn zwei von E. v. Schenk voran, dann folgen mehrere von A. Grün, Seidl und Duller. Auch werden eine Anzahl schöner Sagen und Legenden in Prosa erzählt. Der reiche Inhalt dieses Taschenbuchs macht es eben so unterhaltend, als belehrend für den Freund der Geschichte, und die Idee des Herrn von Hormayr, der dieses Taschenbuch seine Entstehung verdankt, nach und nach die zerstreuten Schätze der Spezial- und Lokalgeschichte und besonders auch der lokalen Sagen zu sammeln, ist sehr dankenswerth.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

51) Gedichte in niederöstreichischer Mundart, von J. F. Castelli. Sammt allgemeinen grammatischen Andeutungen über den niederöstreichischen Dialekt überhaupt und einem Idiotikon. Wien, in Kommission bei Tendler, 1828.

Was schon früher Voß im plattdeutschen und Hebel im allemannischen Dialekt geleistet, das leistet hier Castelli im niederöstreichischen Dialekt, und wie es allgemein anerkannt ist, daß Voß und Hebel nicht blos die Sprache, sondern auch die Denk- und Lebensart sächsischer und schwäbischer Bauern mit seltner Virtuosität in ihren Idyllen wiedergegeben haben, so gibt ihnen auch in diesem Vorzug Castelli nichts nach. Indeß stehn alle solche Dichtungen in einem etwas zweideutigen Licht, wenn man sie den ächten Volksliedern gegenüberstellt, die unmittelbar aus dem Volk selbst hervorgegangen sind. Der Gelehrte in seiner Studierstube, der Gentleman in seinem Salon vermag doch niemals in seinem Studium, in seiner theatralischen Nachahmung der Ländlichkeit die Wahrheit der Natur vollkommen zu treffen, und immer unterscheidet man die geschminkten Theaternymphen von den ächten Kindern der Flur. Daher gehn auch solche von Vornehmen im Volkston gedichteten Lieder niemals ins eigentliche Volk über. Nichtsdestoweniger bleibt diesen Dichtungen der Werth guter Genregemälde gesichert, und überdies haben sie noch mittelbares Interesse für den

Sprachforscher, der aus ihnen einen bedeutsamen und schönen Volksdialekt näher kennen lernt.

52) Flinserln. Oest'reichische G'stanz'ln, G'sang'ln und G'schicht'ln. Von Johann Gabriel Seidl. Drittes Heft. Wien, Sollinger, 1830.

Seidl hat den Volkston, namentlich die Schalkhaftigkeit im Sinn und die naive Kürze in der Form noch besser getroffen, als Castelli. Allein auch er kann desfalls keine Ausnahme von der Regel machen. Auch seine Gedichte sind nicht ächte Stimmen des Volks, nur Nachahmungen derselben.

53) Etwas zum Lachen. Von Friedrich Lennig. Dritte Lieferung. Mainz, Müller, 1830.

Späße in der Mainzer Mundart. Da sie durchaus ironisch gehalten sind und keineswegs die Miene annehmen, wahre Volkslieder zu seyn, so können sie auch nicht den innern Widerwillen erwecken, der uns allemal beim Anblick jener falschen Waare ergreift. Uebrigens dürfte auch hier die Bekanntschaft mit dem eigenthümlichen Dialekt interessanter seyn, als der Inhalt.

54) Gedichter vun dien grauße Lamden der Jüdischkeit mit Nume Itzig Feitel Steen vun München. Mit der Anhängerlich versiegen, won die Lußnekoutischen Woet drinne stenne, wie sie bahßen af deutsch. Zwei Heftlich, mit eppes e Rorität vun 12 Kupferstichlich ausgetapezieret. Meissen, Gödsche, 1830.

Judenspäße im Geschmack von Unser Verkehr. Ebenfalls des Dialektes wegen als Curiosum merkwürdig.

55) Dichtungen von J. M. Nahthaler. Kreuznach, Kehr, 1830.

Sie werden anspruchslos als Blätter der Erinnerung aus der Jugend dargeboten, und wenn nicht alles trügt, ist ihr Verfasser schon hoch in den Jahren, denn sie erinnern an die Form Wielands, Bürgers, Stollbergs, die den jüngern Dichtern nicht mehr sehr geläufig ist, obgleich ihre Heiterkeit und Naivetät in vieler Hinsicht unsrer modernen romantischen Steifigkeit vorzuziehn ist. Die Gedichte bestehen aus Epigrammen, Fabeln und Romanzen, und sind ziemlich leichte Waare. Folgendes zeichnen wir als das netteste aus:

Duldung.

Ein Esel sah, daß einem Löwen,
Ein Mückchen auf der Nase saß.
Wie, Majestät! Du duldest das?
Ich sollte König seyn, ich würde mich erheben
Und flugs mit meinem Schweif dem unverschämten Vieh
Solch eine derbe Tracht von Nasenstübern geben,
Daß es sein freches zügelloses Leben
Mit Strömen Blutes von sich spie!

Hm, gähnt der Löwe, hm, mein lieber, alter Esel:
Der Große duldet oft der kleinen Uebel viel.
Du siehst, ich dulde ja sogar noch, daß ein Esel
Unduldsamkeit mich lehren will.

56) Ernst, Frohsinn und Scherz. In Dichtungen mannichfachen Inhalts. Von J. Ph. Neumann, Prof. der Physik am k. k. polytechn. Institute in Wien. Wien, Gerold, 1830.

Außer verschiednen Huldigungsgedichten bei feierlichen Gelegenheiten, vermischte Gedichte in allerlei Weisen. In der Weise Matthissons und Tiedges z. B. sentimentale Anapäste:

Empor hat sein Köpfchen das Keimlein gehoben.
Und fühlt/sich so wonnig und fühlt sich entzückt;
Und rufet mit Staunen, wie schön ist es oben!
Wie glänzt es! wie fächelts! wie bin ich beglückt!

oder Hexameter:

Kühlich wehte der rosige Abend vom herbstlichen Himmel.
Und ich wandelte still in der belebten Allee x.

Dann wieder in der Weise Bürgers oder Langbeins:

Der Ritter Hans ritt einst dahin,
Ein Herlein einzuholen.
Das, lang bethörend seinen Sinn
Als jedes Truges Meisterin
Ihn endlich auch bestohlen.
Es spornt sein Roß der Rittersmann,
Holts Herlein ein, und packt es an.

Im Ganzen sind die komischen Gedichte gedankenreicher als die sentimentalen, die oft gar zu gewöhnlich sind, z. B.

Komm, liebe Harfe, meine Traute!
Komm, höre meiner Sehnsucht Lied!
Nimm ein mit deinem sanften Laute,
Und töne Trost in mein Gemüth.

Wann werden doch endlich die Sänger sich begnügen zu singen, ohne uns immer erst zu sagen, daß sie singen. Es gibt sogar Lieder, in denen ganz und gar nichts weiter gesagt wird, als: wir wollen singen, wir singen und so haben wir denn gesungen.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 121. — 29. November 1830.

Lyrische Dichtkunst.

(Beschluß.)

57) Harmonies poétiques et religieuses par Alp. de Lamartine, membre de l'academie française, Bruxelles, Franck, 1830.

Diese berühmten Gedichte, die man auch zum Theil schon ins Deutsche zu übersetzen angefangen hat, haben außer dem poetischen auch noch einen historischen Werth. Sie führen nämlich das zuerst von Chateaubriand in seinem génie du Christianisme begonnene Werk einen neuen Schritt vorwärts. Bekanntlich war Chateaubriand der erste, der, nachdem die Encyklopädisten, Voltaire und die Revolution das Christenthum zum Spott gemacht hatten, es wieder wagte, die Ehrfurcht für dasselbe in die französischen Herzen zurückzurufen, und Napoleons blos äußere Herstellung der Kirche wurde durch Chateaubriands Beredsamkeit mächtig gefördert. Wie aber das Christenthum auf diese Weise ins Leben und in die Wissenschaft, so wurde es jezt durch Lamartine auch in die Poesie zurückgeführt. Es mußte so kommen. An die Stelle der alten Frivolität ist in Frankreich überall ein würdiger Ernst getreten, der nach einem gewissen Gesetz geistiger Schwerkraft immer zulezt zum Religiösen hinneigen muß. Uebrigens schließt sich Lamartine den Deutschen an, die, wie Klopstock, Witschel, Tiedge ꝛc. religiöse Gefühle in Versen ausgedrückt haben, und er muß insofern seinen eignen Landsleuten neuer und auffallender erscheinen, als uns, die wir ähnliche religiöse Lieder schon in großer Menge besitzen. Hin und wieder ist sogar etwas von der Trivialität der deutschen Liederfrömmigkeit auf Lamartine übergegangen, denn die Betrachtung, daß die ganze Natur Gott ihren Schöpfer preise, daß Gott so groß, der Mensch so klein sey, daß der Mensch, wenn auch nur ein Atom, doch einen Strahl der göttlichen Liebe empfangen ꝛc., darf auf Neuheit oder Tiefsinn wohl keinen Anspruch machen. Im Ganzen aber hat der französische Dichter bei der Behandlung der religiösen Gefühle viel Geschmack gezeigt. Er wechselt sehr geschickt mit dem feurigen Ausdruch der Andacht, des Danks, der Bewunderung, mit der sanften Wehmuth, der stillen Freude, dann wieder mit geistreichen Gedanken und Sentenzen und endlich mit malerischen Schilderungen der landschaftlichen Dekorationen oder andern bildlichen Vehikel ab, an die sich zunächst eine religiöse Empfindung oder Betrachtung anknüpft. Endlich ist seine Sprache bewundernswürdig, wie wir dies schon an seinen frühern Liedern rühmten. Er hat die Sprache so sehr in seiner

Gewalt, daß er ihr eine poetische Kürze zu geben vermag, deren man sie früher kaum fähig gehalten hätte. Man vergleiche nur Verse, wie folgende:

> L'eau berce, le mât secoue
> La tente des matelots:
> L'air siffle, le ciel se joue
> Dans la crinière des flots;
> Partout l'écume brillante
> D'une frange étincelante
> Ceint le bord des flots amers:
> Tout est bruit, lumière et joye;
> C'est l'astre, que Dieu renvoie,
> C'est l'aurore sur les mers.

Hier drängt sich Bild an Bild im kürzesten Ausdruck, und die französische Sprache erreicht in dieser Gedrängtheit die Kraft der deutschen.

Das erste Gedicht ist eine Anrufung an Gott, die alle Wesen zum Lobe Gottes auffordert. Dann folgt eine Nacht- und eine Morgenhymne, die schöne Vergleichung der andächtigen Seele mit einer Lampe im Tempel, Betrachtungen über die Einsamkeit, eine Ermuthigung in Zeiten der Prüfung, das Gebet eines Kindes beim Erwachen, eine Abendhymne, eine Thräne des Trostes, zwei schöne Naturschilderungen vom Golf von Genua und den Apenninen, Andenken an die Todten, der Abend, die Unendlichkeit des Himmels, Hymne an den Schmerz 2c. 2c. Diese Ueberschriften mögen im Allgemeinen die Gegenstände der Gedichte andeuten. Proben zu geben, enthalten wir uns, weil das Morgenblatt deren schon mehrere gegeben hat.

58) Christliche Gedichte von Albert Knapp. Von seinen Freunden herausgegeben. Zwei Bände, Basel, Neukirch, 1829.

Auch diese Gedichte sind durchaus religiösen Inhalts und den vorigen sehr verwandt. Fern von jeder Affektation, und fern von jedem rationalistischen Vorbehalt, spricht sich darin ein vom Glauben tief ergriffenes Gemüth aus. Die Sprache des Gefühls ist hier so ächt, rein und stark, daß auch der leiseste Verdacht von Scheinheiligkeit und künstlicher Andächtelei schwindet, und so unverhohlen und fest wird der Glaube an die Symbola der protestantischen Kirche ausgesprochen, daß hier nicht entfernt an die deistischen, einen bestimmten Glauben umgehenden, Gott nur in der Natur oder in der Vernunft aufsuchenden und vorzüglich den Namen des Erlösers vermeidenden Gedichte zu denken ist, mit denen uns der Halbglauben und Unglauben seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts so reichlich versehn hat. Gereicht nun diese Lauterkeit, dieser Ernst einer religiösen Gesinnung dem Menschen überhaupt zur Ehre, so ist er dem religiösen Dichter noch höher anzurechnen, denn dieser Ernst ist die eigentliche Seele aller frommen Kunst. Selbst ein formloses Gedicht erhält durch ihn einen poetischen Werth, und die schönste Form kann ohne ihn nicht befriedigen, ja sie wirkt zurückstoßend, weil hier ohne ein Heiliges Schönes nie denkbar ist. Was nun die Form, das an sich untergeordnete, an den vorliegenden Gedichten betrifft, so ist es dem Dichter gelungen, ihr die Anmuth zu geben, die unser an so vieles Schöne gewohnte Ohr und unsre gebildete Sprache verlangen. Namentlich sind die Gedichte schön, welche die religiöse Betrachtung an eine Naturbetrachtung knüpfen, und in dieser Art scheint uns besonders das folgende trefflich:

Abendlied.

> Abend ist es; Herr, die Stunde
> Ist noch wie in Emmaus,
> Daß aus Deiner Jünger Munde
> Jene Bitte fließen muß:
> Bleib, o bleib in unsrer Mitte,
> Gieb noch Deiner heilgen Sitte
> Uns im tiefen Erdenthal
> Friedensgruß und Abendmahl!
>
> Hingesunken ist die Sonne;
> Deine Leuchte sinket nicht:
> Herrlichkeit und ew'ge Wonne
> Sind vor Deinem Angesicht;
> Weithin schimmern nun die Sterne,
> In der stillen Himmelsferne,
> Aber Du, o Glanz des Herrn
> Bist der schönste Himmelsstern.

Zuweilen hätten wir jedoch mehr Kürze gewünscht. Gewisse religiöse Betrachtungen verlangen zwar Ausführlichkeit, aber es gibt auch wieder religiöse Empfindungen, die in der gedrängtesten lyrischen Kürze am schönsten und ergreifendsten ausgedrückt werden. Oft muß es dem Dichter genügen, uns nur angeregt zu haben, ohne das, was wir in uns selbst empfinden sollen, näher auszumalen, weil das Weiterreden nicht selten eine Empfindung erstickt, die, wenn der Dichter zur rechten Zeit abgebrochen hätte, lange in uns fortgeklungen wäre.

Der Dichter wendet sich bald unmittelbar zu Gott, zum Erlöser oder zu den christlichen Wahrheiten und Tugenden, bald knüpft er die religiöse Andacht an gewisse äußere Veranlassungen und Gelegenheiten, an die Natur, an Begebenheiten, Feste 2c. an. Ueberall aber ist Liebe zu Gott, Dank für seine Wohlthaten, Gebet um seinen Beistand, Ermuthigung durch den Glauben an ihn und

Furcht und Abscheu vor dem Bösen der wesentliche Inhalt der Gedichte. Ihr Wahlspruch ist immer: Gebt Gott, was Gottes ist! Dieser Satz schließt den andern: Gebt der Welt, was der Welt ist! nicht aus. Nur einmal scheint uns der Dichter der unschuldigen Weltfreude zu nahe getreten zu seyn, in einem Hochzeitliede nämlich Theil I. Seite 143. Hier heißt es:

Selig, wer ein Herz gefunden,
Das in keuscher Innigkeit
Sich mit ihm in Jesu Wunden
Flüchtet aus dem Traum der Zeit,
Flittertage nicht begehrend,
Noch der Sinne leichtes Spiel,
Nein, das Herz und Antlitz kehrend
Auf das ewig schöne Ziel.

In einem Hochzeitliede so geradezu und namentlich alles Irdische ausschließen, ist eben so natur- als selbst bibelwidrig, und streift an die Schwärmerei jener altkatholischen und jungfräulichen Ehen, die den Cölibat selbst noch übertreffen sollten. Ueberdies widerstrebt es dem ästhetischen und natürlichen Gefühl, bei einer heitern und fröhlichen Hochzeit (und soll es nicht jede seyn?) an ein Hineinflüchten in die Wunden Jesu zu denken. Nein, alles hat seine Zeit, sagt mit Recht der weise Salomo.

Es darf nicht übersehn werden, daß der Verfasser auch einige altlateinische Kirchenlieder übersezt hat, namentlich das dies irae, dies illa, das in dieser Uebersetzung einige Verse enthält, die uns gelungener scheinen, als in frühern Uebersetzungen. Noch hat kein deutscher Dichter, dieses berühmte Gedicht ganz glücklich übersezt, obwohl jedem einige Verse am besten gelungen sind. Gleich der erste, einer der allerschwierigsten, scheint uns hier glücklich behandelt:

Jenen Tag, den Tag der Wehen,
Muß die Welt in Brand vergehen,
Wie Prophetenspruch geschehen.

Der neunte Vers ist um so schöner übersezt, als hier der deutsche Reim mit dem lateinischen genau übereinstimmt:

Liebevoller Jesu, siehe,
Wie ich Ziel war Deiner Mühe,
Daß ich jenem Zorn entfliehe!

(Recordare, Jesu pie,
Quod sum causa tuae viae,
Ne me perdas illa die.

59) Das deutsch-evangelische Kirchenlied. Ein Denkmal zur dritten Jubelfeier der Augsburgischen Konfession von E. E. G. Langbecker, Berlin, Oehmigke, 1830.

Eine äußerst fleißige Sammlung aller Nachrichten, die sich über die zahlreichen Verfasser der ältern deutsch-evangelischen Kirchenlieder haben zusammenbringen lassen. Außer dem besondern Interesse, das diese Schrift für den Literarhistoriker und für den protestantischen Prediger haben muß, verdient sie auch die Beachtung der Laien, sofern sie zeigt, wie die meisten jener ältern Gesangbuchlieder nicht, wie etwa heutigstags, von müßigen Poeten und frömmelnden Süßlingen, sondern von kämpfenden Glaubenshelden in der Zeit der Noth und Gefahr recht aus dem Herzen heraus gedichtet worden sind. Diese Bemerkung dürfte so manchem trefflichen Liede, das in der Masse übersehn wird, ein neues Interesse leihen und überhaupt den Werth älterer Kirchenlieder, der durchgängig im Starkmuth und der edeln Festigkeit, wenn auch nicht immer in der Versfertigkeit liegt, besser schätzen lehren.

60) Luthers geistliche Lieder. Paraphrasirt und praktisch behandelt. Ein ehrenvolles Denkmal dieses Mannes bei der dritten Jubelfeier der Augsburgischen Konfessions-Uebergabe. Zum Druck befördert von Riedel, königl. bayr. Pfarrer und Schulinspektor in Pfuhl. Heidelberg, Oswald, 1830.

In Nr. 116 dieser Blätter fanden wir einen königl. bayr. Deputirten; hier nennt sich Herr Riedel einen königl. bayr. Pfarrer. Er könnte eben so gut von einer königl. bayr. Religion sprechen. Die Religion steht unter dem Schutz der Kaiser, Könige, Herzoge und Fürsten, aber sie wird dadurch nicht kaiserlich, königlich, herzoglich oder fürstlich. Es gibt katholische und lutherische, reformirte und dissentirende Pfarrer, aber keine kaiserliche, königliche, herzogliche und fürstliche. Die Kirche ist ohnehin schon erniedrigt genug, und ihre Diener wenigstens sollten nicht so ganz aller Scham entblößt seyn, mit ihren schimpflichen Ketten zu prahlen, am allerwenigsten bei einer Gelegenheit, wo es gilt, den wackern Luther zu preisen. — Der Abdruck der trefflichen Lutherischen Lieder in ihrer alterthümlichen Form ist übrigens sehr dankenswerth, nur hätte sich der Herausgeber die prosaischen Umschreibungen derselben ersparen können, da Luther bekanntlich ein allgemein verständliches Kerndeutsch in gebundner und ungebundner Rede schrieb.

61) Theotima oder Harfenstimme in Sion. Vom Herausgeber der Theomela. Leipzig, Brockhaus, 1829.

Auch hier spricht sich ein frommes volles Herz aus, allein es ist, als ob die Gedanken in der Wonne des Gefühls erstickten. Das Exklamatorische, die Ausbrüche des Staunens und der frommen Trunkenheit lassen den Dichter nicht zur gehörigen Ruhe der Betrachtung kommen. Verse, wie der folgende, sind vorherrschend:

Feyert, Seelenmelodien!
Feyert, Sonnenharmonien!
Heil! die Lieb' ist Gott!
Heilig! heilig! Cherubs-Freude
Jauchze laut durchs Weltgebäude!
Liebe, Lieb' ist Gott!

Doch finden wir auch sehr zarte Schilderungen, in denen die Ueberschwenglichkeit des Gefühls ermäßigt ist, z. B. in dem schönen Liede Seite 41:

Wenn die Nacht vorüberziehet,
Hin nach dunkler Fern'
Und die Morgenröthe glühet
Auf um ihren Stern ꝛc.

Ueberhaupt dürfte diese Sammlung unter der großen Menge geistlicher Liedersammlungen nicht übersehn werden, weil in ihr der Grundton ächte religiöse Begeisterung ist, und weil sich darin mit Ausnahme der allzusehr in die Exklamationen aufgegangenen Lieder mehrere finden, die auch das ästhetische Bedürfniß befriedigen.

62) Religion, Liebe und Treue. Eine Sammlung poetischer Versuche von F. W. Krampitz. Danzig, Wedel, 1829.

Mehrere dieser Lieder unterscheiden sich zwar weder im Inhalt noch Form von den gewöhnlichen Liedern der Andacht und Liebe, andre dagegen zeichnen sich durch eine eigenthümliche Schönheit aus, besonders die Lieder, die auf das Meer Bezug haben. Das schönste darunter ist folgendes, das wohl verdiente, in eine künftige Auswahl der besten religiösen Lieder aufgenommen zu werden:

Morgenlied auf dem Meere.

Sey Wellenaug', o Sonn'! gegrüßt,
Durch das uns Freud' und Seegen sprießt,
Zu Land' und auf dem Meere.
Des Lichtes unerschöpfter Born,
Du füllst des Ueberflusses Horn,
Dir weicht des Nachtgraun's Leere.
Aufwärts — Steigen,
Bild der Wahrheit — Deiner Klarheit
Selbst entgegen,
Die im tiefen Meer sich regen.

Zwar jauchzt nicht hier der Vögel Chor,
Wie fern im Wald zu Dir empor
In mannichfalt'ger Weise;
Doch, wie auf einen Psalm, so lauscht
Mein Ohr, wenn rings das Weltmeer rauscht,
Wie zu Jehova's Preise.
Rastlos — Senden
Laut aufbrausend — Viele Tausend
Meereswogen,
Hymnen auf zum Himmelsbogen.

Wir stimmen in ihr Loblied ein,
Die wir des Tages uns erfreun;
Ihm jauchzt mit frohem Muthe,
Der überall, in Ost und West,
Die milde Sonne scheinen läßt,
Auf Böse und auf Gute;
Freudig — Ehre
Stets durch Tugend — Hier die Jugend
Wie das Alter
Den alliebenden Erhalter.

Taschenbücher auf 1831.

19) Orphea.

Acht Rambergische Kupfer zu der Oper: der Vampyr. Dann wieder eine braunschweigische Novelle von Blumenhagen, ich weiß nicht mehr genau die wievielte in diesem Jahre. Hierauf Dunka, eine poetische Erzählung von Friedrich Kind, die aus Kämpfers Reisen geschöpft die rührende Geschichte einer Russin in dem schönen Versmaaß der serbischen Volkslieder anmuthig vorträgt. Ferner eine gespenstische Novelle von Kruse, endlich einige artige Lieder von Prätzel, Edigna, eine sinnvolle und liebliche Romanze von Gustav Schwab, und Aglaien von Theodor Hell.

20) Claurens Vergißmeinnicht.

Kupfer wie gewöhnlich. An diesen Wiener Fabrikgesichtern ist das Fleisch wie aus Schaum zusammengeblasen, die schwarzen Haarlocken aber sind wie aus Eisen gegossen. Und diese unnatürlichen Mißgebilde findet man doch immer noch so schön, daß sie bereits die meisten Taschenbücher eingeführt haben. Der Inhalt ist auch wie gewöhnlich, doch hat sich der große Clauren diesmal auch in die historische Novelle verstiegen und der Königin Maria von England eine Schamröthe nach der andern abgenöthigt.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 122. — 1. December 1830.

Geschichte.

Es liegen uns eine bedeutende Anzahl mehr oder minder ausgezeichneter Werke über die ältere, mittlere, neuere und neueste Geschichte vor. Auch die Philosophie der Geschichte ist in der jüngsten Zeit nicht ganz leer ausgegangen. Seit dem berühmten Werk Friedrich v. Schlegels, das bei dessen Tode erschien, haben wir von einem andern unsrer ausgezeichnetsten Denker folgende kleine Schrift erhalten:

1) Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Drei Vorträge von J. Görres. Breslau, Max, 1830.

Wie man sagt, daß Winkelmann ein inwendiger Bildhauer, und Tieck ein inwendiger Schauspieler sey, so könnte man auch von Görres sagen, er sey ein inwendiger Baumeister. Wenigstens mahnen uns alle seine Schriften in ihrem logischen Aufriß und in ihrem reichen phantastischen Schmuck beständig an die Kunst Erwins. In allen seinen naturphilosophischen, mythologischen, politischen und historischen Werken zeigt sich der Tiefsinn des gothischen Freimaurers. Alle diese Werke sind ästhetisch nicht anders zu betrachten, denn als Kirchen, wundersam durchdachte, vom tiefsten Grunde bis zur pyramidalischen Spitze planvoll durchgeführte, unerschöpflich reiche Kunstwerke, die sich aber von andern Gebäuden des menschlichen Geistes durch den Ausdruck des Christlichen, Heiligen, Kirchlichen sehr scharf unterscheiden. Daher kommt es denn auch, daß Görres in unsrer Zeit so wenig populär ist. Das Volk, das die Kunst zu verstehn und zu lieben vorgibt, versteht und liebt fast überall nur noch das Flache und ist zu kurzsichtig, um in die Tiefen eines Werkes von Görres einzudringen und die Pracht seiner geistigen Architektur in allen Theilen umfassend zu übersehn. Das Volk aber, das des Denkens sich befleißt, ist in den Propyläen zu profan geworden, um sich nicht durch den Geist, der aus Görres Schriften wie aus einem Allerheiligsten des Tempels weht, zurückstoßen zu lassen. Die Schöngeister begnügen sich daher, ihn schwülstig, und die Schulphilosophen, ihn mystisch zu nennen, und so bleibt einer der reichsten und tiefsten Geister, der Nation nicht nur fremd, sondern wird wohl gar von ihr verschmäht.

Wenn die frühern Schriften von Görres größtentheils schon vollkommen ausgeführten und mit Fleiß und Vorliebe ausgeschmückten Gebäuden gleichen, so ist dagegen und soll das vorliegende nicht mehr seyn, als ein kurzgefaßter Grundriß, der indeß ein Gebäude vom größten Umfang skizziren soll. Görres hat schon früher, nament-

lich in seiner asiatischen Mythengeschichte die ältere, und in seinem Werk Europa und die Revolution die neuere Geschichte in ihrem innern Zusammenhange zu erklären und zur Uebersicht zu bringen versucht, indem ihn beständig die Idee leitete, daß die Weltgeschichte oder das, was in der Zeit sich begibt, wie die Natur, oder das, was im Raum existirt, nach festen vorherbestimmten Gesetzen seinen Verlauf nehme. In der vorliegenden kleinen Schrift nun, versucht er die architektonische Struktur dieser Gesetzmäßigkeit für die ganze Weltgeschichte auszumitteln. Er bezeichnet als die Grundkräfte alles historischen Lebens eine irdische, sondernde, zerstörende und in die niedre Natur hinabführende und eine göttliche, vereinende, erhaltende und einer höhern Natur entgegenführende Kraft, und im Kampfe dieser beiden Kräfte, der mit dem Siege der leztern enden soll, sieht er die bald steigende, bald fallende und doch immer fortschreitende Bewegung der Weltgeschichte vorherbestimmt. Wie diese Kräfte gegen einander stehn, jezt die eine, jezt die andre auf eine Zeit die Oberhand gewinnt, jezt beide sich die Waage halten; wie sie erst in dem physischen Leben der Völker, dann im geistigen Leben sich bekämpfen, also folgen sich nach der Zwei- und Drei- und Vier- und Sechszahl die großen Perioden, die Werkeltage der Weltgeschichte, die endlich ein Sabbath, eine durch den Sieg der Gottheit geheiligte lezte Zeit, schließen soll. — Denen, die sich mit solchen kabbalistischen Zahlenverhältnissen nicht vertraut machen können, müssen wir wenigstens zu Gemüthe führen, daß sich die Welt nothwendig anders darstellt, wenn man den Standpunkt der nächsten engbegränzten Gegenwart verläßt, um sie in ihrem weiten Umfange als Ganzes, Vergangenheit und Zukunft in einen Ring verschlingend, zu überblicken. Wenn bei der Betrachtung der jüngsten Tagesgeschichte, bei der Einsicht in die einfachen und praktischen Zwecke der Völker und in die gemeinen Intriguen der Partheien, wobei alles so ganz natürlich zugeht, allerdings der Gedanke an die mythische Vergangenheit, an die prophetische Ferne der Zukunft, an den heiligen Ursprung und an die heilige Bestimmung des Menschengeschlechts in den Hintergrund tritt, so ist doch Gott, die Vorsehung, der heilige Weltzweck jezt wie immerdar der nämliche, und ein unabweisliches Gefühl sagt uns, daß wir einst jenem ehrwürdigen Hintergrund der Zeiten wieder näher kommen werden. Keine noch so frivole Gegenwart kann uns über den tiefen Ernst der Weltgeschichte täuschen, und es ist heilsam, sich zuweilen zu fragen, von wannen wir gekommen und wo unser Ziel ist.

2) Des Grafen von Lacépède Alter der Natur und Geschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Französischen mit Vorrede und Anmerkungen von Herrmann von Meyer. Frankfurt a. M., Brönner, 1830.

Der berühmte französische Naturforscher Lacépède hat es unternommen, in diesem Werke die Geschichte unsers Planeten von seiner Entstehung an bis in die Mitte der menschlichen Geschichte hinein zu verfolgen. Die Geschichte der Menschen von Adam an ist ihm nur ein zwölftes Zeitalter der Erde, dem eilf andre, verschiedne Perioden der Erdbildung enthaltend, vorangehn. Wir bemerken hierbei, das eine mehr materialistische Betrachtungsweise immer von der Naturgeschichte, eine mehr mystische immer von der Gottheit, jene von der Körperwelt, diese von der Geisterwelt ausgeht. In dieser Weise unterscheidet sich die vorliegende Schrift sehr auffallend von der vorhinbetrachteten unsres Görres. Beide Betrachtungsweisen sind in ihrer Art zu rechtfertigen. Die Fragen der Naturgeschichte, selbst die geringfügigsten, wollen so gut beantwortet seyn, als die wichtigsten Fragen der Religion.

Ueber das Alter der Erde ist schon sehr vieles geschrieben worden, doch hat man darüber noch nichts ausgemittelt, was mehr als bloße Hypothese wäre. Auch Lacépède stellt nur eine Hypothese auf und gesteht dies mit großer Aufrichtigkeit ein. Auch ist es nur die alte Hypothese des Laplace, die er nur erweitert und aus der er neue Konsequenzen gezogen hat. Immerhin ist diese Hypothese originell und eine der interessantesten, wie es von einem so angesehenen Gelehrten zu erwarten war; dennoch ist sie so unhaltbar, als alle andern, ja ihre Trüglichkeit ist noch leichter aufzudecken, als manche deutsche Hypothese dieser Art. Zunächst ist es zu bedauern, daß Lacépède auf die in dieser Beziehung so wichtigen Ansichten unsrer Naturphilosophen z. B. auf die Ansicht von Steffens, der hierin das Tüchtigste geleistet, gar keine Rücksicht genommen hat. Sodann beklagen wir, daß er es verschmäht hat, sich selbst die Einwendungen zu machen und zu beantworten, die jeder nur einigermaaßen sachkundige Leser beim ersten Blick in sein Werk sich zu machen gedrungen fühlt. Ob unsre Klage gerecht ist, wird sich sogleich ausweisen.

Lacépède nimmt an, irgend einmal sey ein Komet an die Sonne gestoßen und habe verschiedne Flocken ihrer feurigen Materie abgerissen, diese seyen dann die Planeten geworden; sie seyen aber, als Sonnenmaterie anfangs noch durch und durch glühend, nach und nach auf der Oberfläche erkaltet, und das inwendige Feuer, das noch jezt nicht ganz erloschen, sey immer aufs neue durch die erkaltete Oberfläche durchgebrochen und habe auf diese Weise die verschiednen Erdrevolutionen gemacht, die der jetzigen Gestaltung der Erde und der Menschenschöpfung

vorausgegangen. — Hierbei fragen wir nur: 1) woher ist die Sonne gekommen? 2) Woher ist der Komet gekommen und warum stieß er an die Sonne? 3) Warum rissen, wenn es so zufällig herging, gerade so viel Fetzen von der Sonne ab und warum ordneten sie sich gerade in einen so schönen Rhythmus, daß die bewundernswürdigen Kepplerschen Gesetze auf sie anwendbar wurden? Warum soll diese abgerissene Sonnenmaterie gerade von glühender Natur gewesen seyn? Ist denn die Sonne wirklich eine brennende Masse? Sollte sie dann nicht auch verbrennen? Ist sie nicht vielmehr ein Körper, der, anstatt selbst zu brennen, nur Wärme erzeugt? Lacépède hat diese Fragen nicht aufgeworfen, aber sie liegen sehr nahe. Er hat von vorn herein schon eine Sonne und einen Kometen, aber die Untersuchung muß vor allen Sonnen und vor allen Kometen anfangen. Ueberdies läßt sich der wundervolle Bau des Sonnensystems durchaus nicht durch einen zufälligen Stoß erklären. Hierin liegt eine ewige Nothwendigkeit, eine vorherbestimmte Harmonie der Dinge.

Die Erklärung, wie die Planeten entstanden seyen, ist äußerst willkührlich, durchaus unbegründet und im Vergleich mit fast allen Hypothesen der Deutschen sogar seicht. Wird aber diese Erklärung ganz beseitigt, nehmen wir die Planeten als einmal vorhanden an, so hat die Ansicht, welche das Innere derselben und zunächst unsrer Erde, für eine feurige Masse hält, viele Wahrscheinlichkeit und ist daher auch den meisten Physikern gemein. Zwar hat uns Lacépède wieder nicht erklärt, warum die glühende Erdmasse sich abgekühlt (warum kühlt sich denn nicht auch die Sonne ab?), und von welcher Natur überhaupt die Einflüsse von außen sind, die jener Gluth von innen seit Entstehung der Planeten entgegenarbeiten, — indeß bleibt die Hypothese von einem Feuer im Innern der Erde durch viele Thatsachen unterstüzt, z. B. durch die Wärme in einer gewissen Tiefe der Erde, durch die warmen Quellen, Vulkane 2c., obgleich damit noch lange nicht ausgemacht ist, daß die innere Erdwärme eine allgemeine und nach innen zunehmende sey, da man überhaupt kaum eine Meile tief ins Innere der Erde eingedrungen ist.

Lacépède meint, jener gegen die Sonne stürzende Komet habe von derselben nur einen Theil ihrer luftförmigen Atmosphäre abgerissen, und diese Feuerluft habe sich erst später zum Erdkörper verdichtet. Im ersten Alter der Natur, sagt er, war die Erde noch im dunstigen Zustande; im zweiten wurde sie zum festen, immer noch feurigen Kern, und bildete um sich, indem sie nach außen erkältete, eine Kruste von Urgebirg, aber das inwendige Feuer duldete die Einschließung nicht und stieß in heftigen Explosionen hier und dort seine Hülle von sich, daher die unregelmäßige Schichtung des Urgebirgs. Im dritten Alter erzeugte die stufenweis fortschreitende Wärmeabnahme das Wasser, welches so lange vom Feuer ausgestoßen und in Dampf verwandelt wurde, bis es endlich desselben Meister wurde und die ganze Erdrinde als ein einziges Meer überdeckte. Im vierten Alter erneuern sich die Explosionen des Feuers, die Erdrinde brach von neuem, das Wasser stürzte sich in die großen Höhlen und die ersten Berge traten als Inseln über die Oberfläche des Meeres hervor. Die neuen Ablagerungen erscheinen als Uebergangsgebirg. Im fünften Alter entstanden durch die Wirkungen der in ihrer ersten Kraft noch sehr energischen Luft auf das vom Wasser entblößte Kontinent die neuen Flötzgebirge. Im sechsten Alter erzeugten neue Explosionen des innern Erdfeuers die vulkanischen Gebirgsarten. Im siebenten Alter brach eine neue Wasserfluth über das Festland her, bedeckte es von neuem und erzeugte neue Erdarten von tertiärer Bildung, z. B. die Braunkohle. Als diese Wasser sich wieder verliefen, entstand aus dem Niederschlage der Grobkalk, im achten Alter. Im neunten kam die Fluth zum drittenmal (aber woher?) und schlug Mergel und Sandstein nieder. Im zehnten verlief es sich abermals und ließ Thon, Torf und Gerölle zurück. Im eilften brach dagegen von neuem das vulkanische Feuer aus und erzeugte die Laven. Im zwölften endlich erhielt die Natur ihre gegenwärtige Bildung und es entstand der erste Mensch, nachdem in den frühern Perioden schon die Thiere und Pflanzen von den Riesenthieren der Urwelt an, nach Maaßgabe ihrer stufenmäßig zunehmenden Organisation entstanden waren.

Gewiß ist diese Art, die Entstehung der verschiednen Erdarten an verschiedne Erdrevolutionen zu knüpfen, und diese aus dem Kampf des innern Erdfeuers gegen die von außen erfolgte Erkältung zu erklären, sehr sinnreich. Auch ist längst schon die Annahme einer gleichzeitigen Entstehung aller Gebirgsarten und organischen Kreaturen von den besten Physikern verworfen worden. Doch wenn auch verschiedne Alter der Natur, verschiedne Perioden der Erdbildung angenommen werden müssen, so bleiben doch leider alle bisherigen Erklärungen derselben nur hypothetisch. Unter den Hypothesen aber scheint uns die von Steffens darum die beste, weil sie nicht, wie die von Lacépède, bei der Physik allein stehn bleibt, sondern auch die Astronomie zu Rathe zieht, und die Perioden der Erdbildung mit astronomischen Perioden in genaue Uebereinstimmung bringt.

Nicht minder eigenthümlich, wie die Ansicht der Natur, ist auch die Ansicht der menschlichen Geschichte, wie sie Lacépède aufstellt. Er sagt, die ersten Menschen seyen Fischer gewesen. „Die wenig nahrhaften und geringzähligen Früchte von Bäumen der wilden Wälder möchten für ihre Bedürfnisse nicht hinreichend gewesen seyn; sie

besaßen noch keine Waffen, keine Schlingen, keine Hülfe, um sich von den durch Stärke und Anzahl furchtbaren Thieren zu ernähren. Sie mußte vorziehen, Fische zu fangen, welche zu schwach waren, um ihnen zu widerstehn, und in jener Epoche zu zahlreich, um ihnen nicht eine eben so reichliche als kräftige Nahrung zu geben." Dann wurden die Menschen Jäger, und später erst Ackerbauer. Kurz, Lacépède bekennt sich entschieden zu der Parthei, welche die Menschheit ganz aus dem Rohen sich herausarbeiten läßt, im Gegensatz gegen die Parthei, welche ein vom Schöpfer mit Weisheit begabtes Urvolk annimmt, das sich im Verlauf der Zeit verschlimmert habe.

Die Frage, wie die verschiednen Raçen aus einem Menschenpaare habe entstehn können, ist auch für Lacépède eine Klippe geworden, an der er scheitern mußte. Er sagt: „Die Verschiedenheit der Schutzörter, in welchen die Menschen den kläglichen Wirkungen der Wärme der Erde entgehn wollten, wirkte mehr oder weniger auf ihre äußere Bildung ein. Ihr Einfluß war um so stärker, da alle Kräfte der Natur zu jener Zeit eine höhere Thätigkeit besaßen, als die, welche man seit den großen Fortschritten der Abkühlung unsres Planeten bemerken kann. Schwächere oder stärkere Abänderungen, welche dieser Einfluß hervorbrachte, gebahren die verschiednen Raçen des Menschengeschlechts." Wie ist es möglich, daß ein großer Naturforscher sich mit einem so seichten Erklärungsgrunde begnügen kann? Die verschiedne Erdwärme könnte höchstens verschiedne Grade, aber nicht verschiedne Gattungen der physischen Ausbildung des Menschen erklären. Das Klima steigert oder beschränkt eine Organisation, aber nur die Zeugung bringt eine andre hervor. Das Klima Afrikas macht niemals einen Europäer zum Neger, nur die Vermischung mit einer Negerin kann ihn zum Vater eines Mulatten machen. Die Raçen haben eben das Eigenthümliche, daß sie in allen möglichen Klimaten und unter allen möglichen Einflüssen der äußern Natur wie der geistigen Bildung, den durch die erste Zuregung in sie gepflanzten Typus niemals verläugnen. Sie sind absolute Gegensätze, keineswegs Produkte des Klimas.

Der Verfasser verfolgt nun die Weltgeschichte bis zu den Zeiten Cäsars, indem er hier nur schon Bekanntes zusammenstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Schriften.

Pensées sur l'homme, ses rapports et ses intérêts. Par Frédéric Ancillon. Tome I et II. Berlin, Duncker et Humblot, 1829.

Ein Potpourri von Aphorismen über Religion, Wissenschaft, Wahrheit, Philosophie, Verstand und Vernunft, Natur, Gesellschaft, Regierungen, Geschichte, Gefühl, Tugend, Pflicht und Leidenschaft, Schönheit, Glück, Literatur, Charakterstärke, Weiblichkeit, Ruhm, Ewigkeit, Engel und über den Schmerz. Eine bunte Menge von Ueberschriften, und das, was darunter steht, ist noch bunter. Da läßt sich den freilich das Charakteristische schwer herausfinden. Der Verfasser gibt keine Doktrinen, sondern nur Ansichten, und die Ansichten selbst gehn keineswegs von einem einzigen Gesichtspunkt aus, wie es auch dem konsequentesten Geist gehn müßte, wenn er nur seine gelegentlichen Einfälle aphoristisch niederschriebe. Was den Gehalt seiner Gedanken betrifft, so ist derselbe ebenfalls sehr verschieden. Die meisten wiegen leicht und sind weder dem Inhalt nach so tief und neu, wie die Aphorismen eines Novalis, noch in der Form so pikant wie die Aphorismen eines Jean Paul oder Börne. Dies gilt vorzüglich von denen, die sich auf Religion und Moral beziehn. Was der Verfasser dagegen über gesellschaftliche und politische Verhältnisse sagt, verräth sehr oft den feinen und erfahrenen Beobachter, z. B. „Im französischen Nationalcharakter herrscht eine Mischung von Lebendigkeit und Gutmüthigkeit, Lustigkeit und Bosheit, Anmuth und Leichtsinn; vorherrschend aber erscheint mir darin die Anlage zur Ironie, wie das Bedürfniß sich wirklich oder wenigstens zum Schein über alles hinwegzusetzen, indem man sich über alles moquirt oder über alles scherzt. Diese Ironie ist nicht gallig, diese Moquerie nicht bösartig, aber sie zeigt doch, daß bei den Franzosen der Kopf das Herz überwiegt." — „Man hat oft von der Undankbarkeit der Könige gesprochen. Eher sollte man ein Buch über die Undankbarkeit der Völker schreiben. Man würde dann sehn, daß die Demagogen, diese feilen Höflinge der Völker, so falsch sind wie die Höflinge der Könige. Das Volk ist eben so der Unbeständigkeit, der Trägheit, dem Neide unterworfen, wie die Könige. Aber die Könige erröthen heimlich über das Böse, das sie thun, und kennen die Reue; die Völker aber erröthen niemals und bereuen nichts."

Dagegen hätte es der Verfasser vermeiden sollen, Gemeinplätze wie folgende mit unter laufen zu lassen: „Thätigkeit erfüllt die Zeit, Vergnügen tödtet sie; Langeweile und Müssiggang lassen sie eines langsamen Todes sterben. — Das wahre Mittel, im Alter glücklich zu seyn, ist, sich mit dem Alter zu versöhnen und nicht die Vergnügungen der Jugend ins vorgerückte Alter mitnehmen zu wollen" ꝛc.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 123. — 3. December 1830.

Taschenbücher auf 1831.

21) Alpenrosen.

Nachdem der ehemalige Herausgeber dieses Schweizertaschenbuchs, Wyß in Bern, gestorben ist, erscheint es in einem neuen Verlag bei Christen in Aarau, besorgt von mehreren schweizerischen Schriftstellern und Künstlern. Es hat durch diese Veränderung sehr viel gewonnen. Wir tadelten früher an diesem Taschenbuch, daß es zu sehr eine bloße Nachahmung der norddeutschen Taschenbücher gewesen, daß es sogar die Mimilis, die ewig in Berlin hätten bleiben sollen, nach den Alpen verpflanzt habe, wohin sie am allerwenigsten gehören, denn wie mag eine Theaternymphe in Schweizertracht neben der ächten Tochter der Alpen stehn! Die neue Redaktion hat sich eine höhere Aufgabe gestellt und dieselbe würdig gelöst. Sie hat es gewagt, nicht blos modische Fabrikarbeit, sondern Poesie zu geben, und wie die meisten unsrer Taschenbücher den Niederungen gleichen, denen sie entwachsen sind, so diese Alpenrosen dem freieren kühneren Hochgebirge. Wie dort meist nur ein flacher Geschmack sich kund gibt, so wird hier die Poesie wieder auf die Höhe geführt, von der sie niemals hätte herabsteigen sollen. Follens wohlgelungene Bearbeitung einer der schönsten Dichtungen des Mittelalters, Malegys und Wiwian, bildet den Kern des Taschenbuchs. Dieses Gedicht gleicht an Laune und Reichthum der Phantasie dem Ariost und übertrifft ihn an Tiefsinn der Grundidee. Nie und nirgends ist die heitre Seite der Negromantie, deren düstre Seite im Faust hervortritt, so liebenswürdig behandelt, als hier, und beide Sagen, Faust und Malegys, ergänzen sich, sind Zwillingsblüthen einer Idee, sind beide gleich tief poetisch. Wie aber in Faust die bunte Zauberwelt in die Nacht des Verbrechens und Todes versinkt, so verklärt sie sich in Malegys im Licht des Frohsinns und der Liebe, worein der Ernst nur so viel Schatten wirft, als nöthig ist, dem wunderlich reichen Gemälde Haltung zu geben. Vielen Freunden ächter Poesie wird die schöne Sage von Malegys schon längst bekannt seyn. Andre werden durch diese wenigen Andeutungen auf ihren hohen Werth aufmerksam gemacht werden. Wir glauben indeß auch, daß der verwöhnte Theil des Publikums, der durch die Alltagsschriftsteller und besonders durch die Novellensudler systematisch um den höhern poetischen Genuß betrogen wird, den Malegys, so ungewohnt auch eine solche Dichtungsart ist, mit großem Vergnügen lesen wird, denn er ist so abwechselnd, unterhaltend und witzig, wie irgend Ariost es ist, und Ariost hat doch wahrlich noch niemand gelangweilt. Und vergessen wir nicht, daß solche Dichtungen keineswegs etwas anders seyn sollen, als Unterhaltungslektüre, daß sie an den Höfen ihrer Zeit wirklich einmal

Unterhaltungslektüre gewesen sind, und ohne Zweifel eine weit geistreicher und ergötzlicher, als es die heutige ist. Der Unterschied liegt nur darin, daß man damals durch etwas Gutes unterhalten seyn wollte, während das Publikum heute bescheiden genug ist, sich auch mit dem Schlechten zu begnügen.

Die Erzählung, der Geist des Gebirges, von Dr. Rudolph Meyer, schildert uns einen Gemsenjäger, der durch einen Sturz vom Felsen in Ohnmacht gesunken, einen wunderbaren Traum hat, in welchem nicht der Berggeist, sondern vielmehr der Geist der Gebirge sich ihm offenbart, nämlich nicht sowohl eine dämonische Person, als die poetische Seele der so erhabnen reichen Gebirgswelt. Die Naturschilderungen, welche der Verfasser bei dieser Gelegenheit macht, sind von Meisterhand entworfen, prachtvoll, glühend lebendig, durchsichtig klar. Nie lasen wir eine schönere Beschreibung der Alpennatur. Wir müssen aber dabei auch bemerken, daß Rudolph Meyer derselbe ist, der zum erstenmal die Jungfrau erstiegen hat (so weit sie ersteigbar ist) und der in diesen hohen Alpenzonen ganz heimisch ist. — Die Erzählung von A. E. Fröhlich, die Badekur zu Schinznach, knüpft an eine gewöhnliche Badeliebesgeschichte gar artige Schilderungen der Lokalitäten an. Bekanntlich liegt das vielbesuchte, glänzende Bad Schinznach im reizenden Aarthale unter dem alten Schloß Habsburg. Von Fröhlich, dem glücklichen Fabeldichter, erhalten wir auch einige schöne Lieder frommen Inhalts. Die Sonette von Xaver Schnyder von Wartensee haben eine vollendet schöne Form; Angela, eine Legende von Pupikofer, ist von schönem Sinn, aber in der Form etwas steif. Die Zeichnungen von R. Meyer, kleine Naturgemälde darstellend, beurkunden abermals seinen zarten Sinn für die Natur. Das Lied vom Gemsenjäger von Reithart ist ächt schweizerisch und von liebenswürdiger Wahrheit." Zum Schluß eine freundliche Erinnerung an den frühern Herausgeber der Alpenrosen von Follen und mehrere musikalische Kompositionen von Schnyder und Th. Fröhlich.

Das Titelkupfer dieses auch äußerlich artig ausgestatteten Taschenbuchs ist eine Madonna des altdeutschen Malers Joh. von Calcar, schön gestochen von H. Meyer. Die übrigen Kupfer sind zwei historische Bilder zur Schweizergeschichte, Geßlers und Rudolf Fürsts Tod von Disteli, dessen Zeichnungen zu Fröhlichs Fabeln wie jüngst erst in diesen Blättern gerühmt, ferner drei äußerst wohlgelungne Bilder aus Martin Usteris Nachlasse, ein neuerwählter Rathsherr, der ein Stoßgebet verrichtet, ein Hahnreih, der von seiner Frau betrogen wird, und ein galanter alter Junggeselle; besonders ist der Rathsherr trefflich gezeichnet und eines Hogarths würdig.

G e s c h i c h t e.

(Fortsetzung.)

3) Ueber den Ursprung der Menschen und Völker nach der mosaischen Genesis. Von Christian Kapp, Prof. in Erlangen. Nürnberg, Schrag, 1829.

Diese Schrift hat einen skandalösen Streit veranlaßt. Ihr Verfasser dedicirte sie an Goethe, Schelling und Hegel. Schelling aber antwortete ihm darauf in einem Briefe, (der in seiner ganzen göttlichen Grobheit sammt der Vertheidigung des Verfassers als Anhang dem Werke beigedruckt ist), unter anderm: „Herr Prof. Kapp hat vor mehreren Jahren die Hefte seines Lehrers, des Herrn Prof. Hegel, über Philosophie der Geschichte öffentlich geplündert; neuerlich hat derselbe aus Heften, die dem Unterzeichneten in Vorträgen über Philosophie der Mythologie nachgeschrieben wurden, Hauptsätze entnommen und als eigne vorzutragen sich erlaubt. Unterzeichneter bedauert wahrhaft, daß Herr Professor Kapp durch Anwendung dieser leichtesten und wohlfeilsten Art als Erfinder zu erscheinen, aus der großen wissenschaftlichen Gemeinschaft, die, wie jede andere, vor allem auf Ehrlichkeit, Rechtlichkeit, und heiliger Scheu vor fremdem Eigenthum beruht, sich selbst ausgeschlossen und in eine Klasse von Scribenten gesezt hat, die, wenn sie ihren Zweck wirklich erreichen könnte, in der Scala der Ehrlosigkeit unter der diebisch genannten Nachdruckerzunft um so viel tiefer stehen würde, als intellektuelles Eigenthum höher wie materielles zu schätzen ist. — Aber mit dem Bewußtseyn solcher Unehrlichkeit, wie Hr. Prof. Kapp sich in die Gesellschaft von Ehrenmännern dringen, sie öffentlich anreden, als seines Gleichen, oder als die er zu beurtheilen vermöchte, ja vor eben demjenigen, dessen Gedanken er die doppelte Schmach angethan, a) sie als seine zu geben, b) sie in der Rohheit zu geben, wie man Geraubtes allein wieder geben kann, mit einem Privatschreiben in der Meinung zu erscheinen, durch hündisches Schönthun und Schweifwedeln die wohlverdienten Fußtritte von sich abwenden zu können, dies übertrifft alles, was einem in dieser Art von literärischer Unverschämtheit vorgekommen.

v. Schelling."

Was den Vorwurf der Schweifwedelei betrifft, so wird es Hr. Prof. Kapp schwer halten, sich dagegen zu rechtfertigen, da wir in seiner Dedikationsschrift in der That Stellen lesen, die wörtlich also lauten: „Nicht mit Ew. Excellenz, dem Minister und Freiherrn von Goethe spreche ich hier — wie hochachtbar auch die Zeichen dieser

Wörter sind, die als Bürgerkronen im Geiste der Kunst und der Erkenntniß der große Fürst um Ihre Schläfe gewunden; ich spreche hier mit dem Dichter-Weisen der Völker, dem jugendlichen Täufer des Beginns einer frisch und frei zu erzeugenden Wissenschaft der lebendigen Natur und Kunst, dessen Muse auch dem Alten Testamente in frühen Tagen sich zugewendet, mit dem Manne, welcher der kleinlichen Eitelkeit enthoben, ein von allen Gepriesener zu seyn, jede, auch der seinigen entgegen gesetzte Ansicht, die ihre Begründung mitbringt, voll Umsicht in Geltung gewähren zu lassen, jenen seltenen Geist hat, der in unbefangener Allseitigkeit in jedem Gewande der inwohnenden Wahrheit sich erfreut und in heiterer Liebenswürdigkeit eben so theilnehmend an Allem, als Seiner Selbst Sich sicher ist."

„In dieser mit dem Leben und der Geschichte fortschreitenden, Theilnahme liegt eben jene Sicherheit, die im Leben das helle Erkennen, die im Alter eine unverwelkliche Jugend — auf die greise Stirn den Lorbeer apollonischer Unsterblichkeit schafft und erhält."

Was den Vorwurf des Ideendiebstahls betrifft, so vermögen wir darüber nicht zu urtheilen, da wir den Vorlesungen Schellings nicht beigewohnt und da das längst-ersehnte Werk von Schelling über die vier Weltalter, worin er seine Ansicht von der Weltgeschichte niederlegen soll, noch immer nicht erschienen ist. Uebrigens beweisen die frühern Schriften des Hrn. Prof. Kapp, daß er in Hinsicht auf Spekulation allerdings nur ein untergeordneter Schüler Hegels und Schellings ist, und wenn er sich hundertmal deren Ideen angeeignet hat, braucht man nicht gerade vorauszusetzen, daß seine hundert und erste Idee nicht dieselbe Quelle haben sollte. Wenn es sich indeß nur um historische Forschungen handelt, die man ohne originellen Spekulationsgeist, durch bloßen Fleiß ergiebig machen kann, so ist kein Grund vorhanden, aus dem wir zweifeln sollten, daß der Schüler etwas gefunden, ohne den Meister dabei zu Rathe gezogen zu haben.

Nun zur Sache selbst. Das Werk ist an Untersuchungen außerordentlich reich, aber an Resultaten leider desto ärmer. Wir machen dies übrigens dem Verfasser nicht zum Vorwurf, denn wir würden selbst in der größten Verlegenheit seyn, auch nur zum kleinsten der Resultate zu gelangen, die wir in seinem Werk vermissen. Den Ursprung der Völker aus dem ersten Buch Mosis so zu erklären, daß es allen wissenschaftlichen Bedingungen genügt, ist keine Kleinigkeit. Wir würden uns nicht im mindesten verwundern, wenn selbst der klare Schelling sich hier verwickelte. Herr Prof. Kapp hat sich die Nebendinge schwer, aber die Hauptsache ungemein leicht gemacht. Wir haben uns mit nicht geringer Anstrengung durch die kritischen Forschungen durchgearbeitet, in denen er mit einem mühevollen Aufwand von Gelehrsamkeit die genealogischen Namen der Bibel mit den mythischen Namen andrer Völker vergleicht; aber das ist alles Nebensache. Wie sind die Völker entstanden? Wie ist es gekommen, daß aus einem Menschenpaare so verschiedne Völkerraçen, weiße Europäer, braune und gelbe Asiaten, rothe Amerikaner und schwarze Afrikaner entstanden sind? Das ist doch wohl die Hauptsache, das ist die Frage, die uns der Verfasser beantworten soll. Aber diese Frage bleibt unbeantwortet. Wozu nützt uns nun all der Ballast von Citaten und Namenvergleichungen? Die Frage nach dem Wie hat der Verfasser mit der nach dem Wann umgehn zu können geglaubt. Er beweist nämlich sehr weitläuftig, daß vor der Sündfluth noch von keinen eigentlichen Völkerunterschieden die Rede sey, und daß diese erst beim Thurmbau beginnen. Aber das wissen wir schon und das ist es nicht, worauf es hier ankommt. Wie ist der Lichtstrahl des ersten Menschen in die Farben verschiedner Raçen zertheilt worden? Wie hat sich außer der Farbe der Bau, die Physiognomie, das Temperament und die Sprache unter den Nachkommen ein und desselben Paares so außerordentlich verändern können? Davon erfahren wir in der langen Untersuchung keine Sylbe. Der Verfasser spricht nur äußerst dunkel von einer mit der Sündfluth eingetretenen Wärmeveränderung in der Atmosphäre, die denn auch auf die physische Veränderung der Raçen Einfluß gehabt haben könnte. Aber wie? Das ist eben die Frage. Wir wissen schon, daß die Völker sich geschieden haben, daß die einen dahin, die andern dorthin gewandert sind, daß die einen sich für höhern und andre für niedern Ranges hielten, daß die einen diese, die andern jene Lebensart, Verfassung, Religion annahmen ꝛc.; aber gerade das, was Herr Professor Kapp, sofern er einmal ein solches Buch zu schreiben unternahm, uns hätte erklären sollen, wie die Völkerscheidung nach den uns bekannten Naturgesetzen möglich war, das weiß er so wenig, als wir.

Auch die Erklärung der sogenannten mythischen Perioden, oder ersten Zeitalter des Menschengeschlechts enthält durchaus nichts, was wirklich einer Erklärung ähnlich sähe, oder nur neu wäre. Der Verfasser nimmt drei Perioden an, 1) die adamitische, worin er die Menschheit mit einem Kinde vergleicht, das noch im Mutterleibe ist, 2) die Zeit der Sündfluth, worin die Menschheit einem Kinde gleicht, das geboren wird und 3) die Zeit des Thurmbaus und der Völkerscheidung, worin die Menschheit einem Kinde gleicht, das zum erstenmal Ich spricht. Diese Vergleichung des ganzen

Menschengeschlechts mit einem einzelnen Menschen ist uralt, und ergibt sich von selbst. Ueber das Zusammentreffen der ersten Entwicklungsepochen der Menschheit mit großen Naturrevolutionen haben Steffens und Schubert uns weit mehr und besseres gesagt, als was Kapp darüber beibringt. Ueber die sittlichen und religiösen Entzweiungen der Urvölker aber enthält Görres trefflichstes Werk, die asiatische Mythengeschichte, Kombinationen, von denen in dem vorliegenden Werke keine Ahnung ist.

Im Styl hat sich Hr. Prof. Kapp leider noch nicht sonderlich gebessert, obgleich er vom Purismus der Hegeli in etwas zurückgekommen ist. An die Stelle jenes Sprachwahnsinns, der in der Schrift „das concrete Allgemeine der Weltgeschichte" wüthete, ist eine überaus ermüdende Trockenheit getreten, der jede Kraft und Grazie mangelt. Wahrlich, es ist uns dabei zuweilen eingefallen: wie kann man denken, wenn man nicht sprechen kann? Wir glauben, die kleine Probe aus der Dedikation, in welcher der Verfasser noch offenbar zur Popularität sich herunterläßt, wird schon einen Begriff von seiner Sprache geben.

4) Abriß der alten Geschichte des Orients, ethnographisch geordnet mit dem Nöthigen aus der Kultur- und Literaturgeschichte, unter steter Hinweisung auf Quellen und Hülfsschriften. Von G. Graff, Oberlehrer am königlichen Gymnasium zu Wetzlar. Mainz, Kupferberg. 1829.

Es muß sehr getadelt werden, daß der Verfasser bei dieser alten Geschichte des Orients nichts als die wenigen Nachrichten der Alten zu Rathe gezogen hat, daher wir auch von ihm nicht mehr erhalten, als die überall in den gewöhnlichen Handbüchern vorkommenden Notizen über Juden, Aegypter, Phönicier, Karthager, Assyrier, Babylonier, Meder, Perser, Griechen, die langweiligen Geschlechtsregister der jüdischen, ägyptischen Könige ꝛc., während Indien und China nur ganz kurz, und auch bei Persien dessen einheimische Religions- und Geschichtsbücher kaum berührt sind. Der asiatische Geist, so wie die früheste Geschichte der größten und wichtigsten asiatischen Völker läßt sich nur aus deren einheimischen Urkunden selbst, nicht durch die trübe Brille der Griechen und Römer erkennen, unter deren Einfluß überhaupt die asiatische Eigenthümlichkeit so sehr verfälscht wurde, und die auch hauptsächlich nur Vorderasien kannten.

Um zu beweisen, wie leichtsinnig der Verfasser über die interessantesten Aufgaben einer alten Geschichte des Orients hinweggeeilt ist, heben wir die wenigen Worte aus, mit denen er die „Kultur Indiens" abfertigen zu müssen geglaubt hat. Wir erlauben uns in Parenthese einen kleinen Kommentar dazu zu geben. Seite 8. „Schlaue Priester (Das ist eine von den Vossischen Dummheiten. Die alten Religionen des Orients sind nicht das Machwerk schlauer Pfaffen, am allerwenigsten die indische. Der tiefsinnige Geist einer ganzen Nation prägt sich in Indiens alter Weisheit aus, und bekanntlich ist diese Weisheit der christlichen sehr nahe verwandt.) erheben alsbald die Lehre des dunkeln Pantheismus (des klaren Monotheismus, hätte der Verfasser sagen müssen, denn dieser ist das innerste Wesen der indischen Lehre, und nur sofern die Inder aus der höchsten Einen Gottheit Emanationen annehmen, hat man diese mit einem Pantheismus verwechseln können), der in der Vorzeit über ganz Oberasien verbreitet war, (in welcher Vorzeit, und was für ein Pantheismus? Doch wohl auch nur die Emanationslehre?), zum Nationalgötterdienste, und, nach ihren egoistischen Zwecken diesen stufenweise in seiner Entartung ausdehnend, umhüllen sie sich, als Diener der Götzen, immer mehr mit dem unverletzlichen Scheine der Heiligkeit und wissen so die Gewalt einer heiligen Gesetzgebung sich in die Hände zu spielen; von ihnen geht der ganze Mechanismus des indischen Staatsgebäudes mit seinen Kasteneintheilungen aus. Frühe schon bildeten sich drei Systeme der indischen Religion, das der Brahmanen, der Buddhaisten und der Dschains; aber der Brahmaismus war wohl der älteste, (nicht blos w o h l, er war in Bezug auf den Buddhaismus, den er als eine Neuerung verdrängte, w i r k l i c h der ältere; wenn aber der Verfasser mit jenem „wohl" auf Ritters vage Hypothese eines noch ältern, dem Brahmaismus selbst vorangehenden Buddhaismus anspielen wollte, so hätte er sich deutlicher ausdrücken sollen), und vor seinem Kastensystem mußten die Buddhaisten nach Hinterindien und Tibet (und auch nach Vorderindien z. B. Ceylan) entweichen." Etwas Näheres übrigens von diesen so verächtlich abgefertigten indischen Systemen anzuführen, hat der Verfasser sich nicht die Mühe genommen.

Auch von den vorderasiatischen Völkern erhalten wir nichts weniger als eine erschöpfende Charakteristik ihres Geistes und ihrer Kultur, sondern nur trockne Geschichtsdata und besonders viele Register von Königsnamen, welche wohl, da das Buch zum Gebrauch in Gymnasien bestimmt ist, das Gedächtniß der Jugend ohne Noth überladen dürften.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 124. — 6. December 1830.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

5) Das alte Indien, mit besonderer Rücksicht auf Aegypten, dargestellt von Dr. P. von Bohlen, Professor zu Königsberg. Erster Theil. Königsberg; Bornträger, 1830.

Wenn irgend ein Werk geeignet ist, den Blick in dem bis jezt so verworrenen Chaos der indischen Literatur zu orientiren, so ist es das vorliegende. Es ist nur allzu wahr, daß man bisher zu voreilig auf die erste unvollkommene Kenntniß der altindischen Schriften Hypothesen über Hypothesen gegründet und über diesen vereinzelten Bestrebungen es versäumt hat, ohne Vorurtheil und mit Fleiß alles zu sammeln, zu combiniren, zu vergleichen, was als ächte Quelle jenes indischen Orientalismus zu betrachten ist. Es scheint sogar, die Ausleger, selbst sehr geistreiche, haben sich darin gefallen, die heiligen Dunkelheiten desselben zu vermehren, anstatt sie aufzuklären.

Der Verfasser hat die Sanskritsprache selbst studirt; obgleich ihm nun aber noch mehrere Quellen unzugänglich geblieben sind, was bei dem verhältnißmäßig geringen Eifer der Engländer, von denen allein die Sammlung und Bekanntmachung dieser Quellen erwartet werden muß, sehr natürlich ist, so hat er doch durch die lichtvollste Anordnung alles dessen, was ihm zugänglich war, ein höchst dankenswerthes Werk zu Stande gebracht, das vor der Hand hinreicht, eine Uebersicht des vorhandnen Materials zu den indischen Studien und eine so scharfe Physiognomik des indischen Geistes zu geben, daß dadurch so manche der bisherigen voreiligen Hypothesen und groben Irrthümer widerlegt werden. Der Verfasser hat sich bestrebt, vollkommen kritisch und nüchtern zu schreiben, im Gegensatz gegen die allzupoetischen und schwärmerischen Ausleger; allein seine Schreibart ist nichtsdestoweniger schön durch ihre Klarheit, und der Gegenstand selbst hat in dieser klaren Behandlung durchaus nur an Interesse gewonnen.

In der geographischen und ethnographischen Einleitung wird zuerst das Land und Volk geschildert. Die Grenzen des alten Indiens werden genauer als bisher bezeichnet und vom Volk wird nachzuweisen versucht, daß es, von kaukasischer Race, ursprünglich von dem Hochgebirge Nordindiens herabsteigend im Süden und Westen die Ureinwohner, eine Negerrace, unterworfen oder verdrängt habe. Wir bemerken hierbei, daß der Verfassee insbesondre darauf ausgeht, auch die alten Aegypter von den Indern abzuleiten. Er sucht im Verfolge des ganzen Buches zu beweisen, daß keineswegs,

wie man früher geglaubt, die ägyptische Kultur der indischen vorhergegangen und auf sie übertragen worden sey, sondern daß im Gegentheil die Aegypter, als ein ursprünglich indischer Stamm, ihre Weisheit schon aus Indien mitgebracht und dieselbe am Nil nur einseitig und in einer monströsen Entartung ausgebildet haben.

Dieser Schilderung des Landes und Volkes folgt eine sehr interessante Uebersicht aller bekannten Quellen der indischen Geschichte und Literatur. Zuerst werden die Nachrichten der Alten über Indien, dann die der ersten Christen zusammengestellt, da bekanntlich vor der Entstehung des Muhamedanismus die orientalischen Christen mit Indien in Berührung kamen. Als aber die Lehre des Islam einen undurchdringlichen Damm zwischen Asien und Europa zog und Europa in den sogenannten finstern Zeiten des Mittelalters nur mit seinen einheimischen Fehden beschäftigt war, giengen mehrere Jahrhunderte vorüber, ehe es wieder einige Kunde von Indien vernahm. Diese wurde durch die Kreuzzüge und Pilgerfahrten eingeleitet, blieb aber noch lange Zeit völlig fabelhaft, bis erst im funfzehnten Jahrhundert die Seefahrten der Portugiesen nach Ostindien und später die Herrschaft der Holländer und Engländer daselbst das alte Fabelland aufklärten, und die eignen Schriften der Inder bekannt und zum Theil übersezt wurden.

Nach dieser Detaillirung der Quellen geht der Verfasser zur Geschichte Indiens über und gibt von derselben eine gedrängte Uebersicht, die das höchste Interesse erregt. In der ältesten Sage werden nur Erbfolgekriege der einheimischen Dynastie erwähnt. Der erste fremde Eroberer, der in Indien einfiel, war Alexander. Das griechische Reich, welches dieser in Baktrien hinterließ, fuhr fort, das benachbarte Indien zu bekämpfen, bis der indische Fürst Amitrochates den baktrischen Einfällen durch entscheidende Siege ein Ende machte. Ein Jahrhundert später brachen die Hunnen (Mongolen) in Indien ein, aber auch sie wurden im Jahr 56 vor Christo glücklich vertrieben. Von da an ist die Geschichte dunkel. Doch begann um diese Zeit der große Kampf des Buddhaismus mit dem Brahmaismus, und die Buddhisten, aus dem brahmanischen Gangeslande vertrieben, gründeten ihre Herrschaft rings um dasselbe her, in den indischen Halbinseln, und Inseln, in China und Tibet. Im neunten Jahrhundert erneuerten sich die Einfälle der nordischen Grenzvölker, aber erst im zehnten begannen die Eroberungen der Muhamedaner. Sebuktegin, ein Tartar aus Chorasan und Muhamedaner, stiftete ein neues Reich, das sein Sohn Mahmud zuerst durch die Eroberung Persiens, dann durch die Indiens erweiterte. Der Fanatismus, den Islam auszubreiten, die unermeßliche Beute in dem reichen Indien und endlich die Uneinigkeit der indischen Fürsten und die Sanftmuth des wenig kriegerischen Volks lockten zu dieser Eroberung. Sie wurde mit einer in der ganzen Weltgeschichte einzigen Grausamkeit ausgeführt. Obgleich die Inder gelobten, sich freiwillig zu unterwerfen und Mahmud alles zu geben, was sie besäßen, wenn er nur ihre alte Religion schonen wolle, war er doch weit entfernt, ihnen diese Gunst zu bewilligen, zerstörte überall die kostbaren Tempel, über deren Pracht er selbst erstaunen mußte, verheerte das ganze Land und ließ binnen sechs Monaten mehrere Millionen Einwohner niedermetzeln, da sie sich nicht zum Islam bekehren wollten. Nach diesem ersten Sturm blieben die Muhamedaner Herren des Landes und fegen es systematisch durch ihre Statthalter aus. Dazu kamen neue Einfälle der Tartaren und Mongolen, im dreizehnten Jahrhundert unter Gengiskan, endlich im vierzehnten unter Tamerlan, der noch zerstörender hausete, als selbst Mahmud, unter dessen Nachkommen, den sogenannten großen Moguls, aber eine mildere Regierung die Wunden des Landes wieder zu heilen suchte. Timurs Dynastie war übrigens tartarisch und keineswegs mongolisch, wie man gewöhnlich angenommen hat. Kaum aber kam Indien wieder zur Blüthe, als es im funfzehnten Jahrhundert von der See aus durch die Portugiesen und später durch die Holländer und Engländer angegriffen, und endlich fast ganz erobert wurde. Diese Christen betrugen sich noch schlimmer als die Muhamedaner, die Portugiesen ließen z. B. indische Fürstinnen, die sich nicht bekehren wollten, von Hunden zerfleischen; unter den Engländern aber begann jenes Verwaltungssystem, das als das Summum civilisirter Barbarei und studirter Unmenschlichkeit längst bekannt ist, jenes Vampyrsystem, durch welches dem indischen Volk langsam der Lebenssaft ausgesogen wird, während die Muhamedaner in ihrer Grausamkeit ehrlicher, den Mord wenigstens rasch vollzogen. So bietet eins der liebenswürdigsten, vielleicht das liebenswürdigste Volk der Erde in seiner Geschichte nur ein langes rührendes Trauerspiel dar, und schwerlich gibt es noch ein andres Volk, das bei so viel Unschuld so viel gelitten, gegen das alle fremden Laster so gewüthet, ohne daß es je diese Laster getheilt hätte; denn der sanfte, fromme, mitleidige Charakter der Inder ist sich immer gleich geblieben.

Der Verfasser geht nun zur Religion der Inder über, und sichtet in der dahin gehörigen Literatur das ächte Alte von den spätern Verfälschungen. Er sucht nachzuweisen, daß der älteste indische Kultus ein einfacher Naturdienst gewesen, der sich allmählich zum Sonnen-, zum reinen Lichtdienst und endlich zur Verehrung eines unsichtbaren höchsten Wesens vergeistigt habe. Monotheismus, die Lehre vom alleinigen, ewigen, geistigen Gotte, ist die Seele des geläuterten Brahmaismus. Der indische Tiefsinn leitete aber wieder aus dieser höchsten

einen und geistigen Gottheit durch Emanation besondre Eigenschaften, Kräfte und Erzeugnisse derselben ab, die als Untergottheiten betrachtet wurden, so zunächst die Trimurti oder Brahma, Siva und Vishnu, die indischen drei Personen der einen Gottheit. Allerdings gaben verschiedne Sekten je einer oder der andern dieser Personen den Vorzug, und die weiterhin in die untern Regionen der Welt ausgeflossenen göttlichen Kräfte erscheinen wieder als untergeordnete Gottheiten; aber diese ganze indische Götzenwelt steht zum brahmanischen Monotheismus durchaus in keinem andern Verhältniß, als die Heiligenbilder zum reinen Christenthum, und ein Inder, der nach Rom oder Spanien käme, würde wahrscheinlich auf den ersten Blick eben so ungerecht über den christlichen Bilderdienst urtheilen, wie die Christen anfangs über den indischen urtheilten. Die indischen Götzen sind in der That nur Bilder und Symbole von Eigenschaften und Kräften einer höchsten unsichtbaren Gottheit, keineswegs selbstständige Wesen. Daher gibt es auch eine große Sekte unter den Indern, welche gleich unsern Protestanten, den Bilderdienst gänzlich verwirft, ohne dadurch die Religion selbst im mindesten zu ändern. — Ueberhaupt hat die indische Lehre sehr vieles mit dem Christenthum gemein, z. B. den Glauben an Einen Gott, den Glauben an ein rein geistiges Wesen der Gottheit, den Glauben an eine Schöpfung der Körperwelt durch den Geist vermittelst des Worts, den Glauben, daß Gott ursprünglich alles gut geschaffen habe, und daß das Böse erst aus der absoluten Willensfreiheit des Menschen, kraft deren er sich zum Guten oder Bösen entscheiden könne, hervorgegangen sey, endlich auch den Glauben an Unsterblichkeit, der übrigens in der bekannten Lehre von der Seelenwanderung eine eigenthümliche Ausbildung erfahren hat.

Sehr interessant ist, was der Verfasser über die Hineinbildung des reinen religiösen Systems in die phantastische Mythologie sowohl als in die einseitigen Sekten- und Kultusunterschiede sagt. Wie bei allen Völkern des Alterthums nämlich, wurde auch bei den Indern das reine Dogma (in den Vedas) in eine heroische Göttergeschichte (in den Puranas) episch eingekleidet. Es würde zu weit führen, in dieses vielumfassende Thema hier weiter einzudringen, wir verweisen auf die äußerst klare Darstellung des Verfassers. Was das Zerfallen des alten Brahmadienstes in zahlreiche Sekten betrifft, so kommt dabei vorzüglich der **Buddhaismus** in Betracht, der so sehr das Uebergewicht gewonnen hat, daß gegenwärtig in Asien 295 Millionen Buddhadiener und nur 80 Millionen Brahmadiener gezählt werden. Der Verfasser vergleicht alle Nachrichten über die Entstehung des Buddhaismus und die darauf gegründeten, verschiedenen Hypothesen. Hieraus ergibt sich ihm, 1) daß die Keime des Buddhaismus schon in der Brahminenlehre selbst enthalten sind, und daß folglich an eine Einwirkung des Christenthums auf denselben, wie viele geglaubt haben, nicht zu denken ist, daß aber auch 2) die eigentliche Buddhareligion erst zwischen dem 5ten und 10ten Jahrhundert nach Christo entstanden sey, und daß demnach die von Ritter aufgestellte Hypothese eines uralten, selbst dem Brahmaismus vorangehende Buddhareligion sehr zweifelhaft ist, so wie auch die Meinung Rhodes, der den Brahmaismus nur für eine Reform des Buddhaismus ausgibt. Eben so gut, meint schon Schlegel, könnte man die Bibel für eine Reform des Koran halten. Der Verfasser weist nach, daß der Buddhaismus nichts anders als eine ausschließliche Geltendmachung des geistigen Elements im ältern Brahmaismus ist. Man könnte sagen, wie dort der Geist sich durchweg verkörpert, so wird hier wieder die Körperwelt durchweg vergeistigt und in einer Dämonenwelt verflüchtigt. In demselben Sinn aber, wie dem so sehr reingeistigen Christenthum doch ein äußerst sinnlicher Gottesdienst entwachsen ist, so auch der buddhistischen Geisterlehre, und, was von nicht geringer Wichtigkeit ist, in beiden, dem buddhistischen und dem katholischen Kultus kommen selbst bis auf Kleinigkeiten die nämlichen Erscheinungen vor, die prächtigen Kirchen, die Klöster und der Cölibat, die Einsiedler und Büßer, die Tonsur und der Rosenkranz, die Kaputze und der Bischofsstab, die Feste und die Fasten, die Glocken und der Weihrauch, die Prozessionen und Reliquien, und endlich die ganze Hierarchie mit dem Papst an der Spitze. Längst hat man auf diese wunderbare Uebereinstimmung aufmerksam gemacht, und daher geglaubt, die Buddhisten hätten jene Dinge erst von den Christen entlehnt, indem die christlichen Nestorianer ihren Einfluß bis auf Indien erstreckt hätten. Unser Verfasser weist aber nach, daß fast alle jene Dinge bei den Indern weit früher vorkommen, als im Abendlande, und daß mehrere derselben augenscheinlich erst später aus dem Orient nach dem Occident verpflanzt wurden, z. B. die Rosenkränze und Glocken.

Uebrigens bemüht sich der Verfasser, zu beweisen, daß die Religion des alten Aegyptens ursprünglich die indische sey, nur einseitig, nach Maaßgabe der Lokalität, ausgebildet. Die Gründe, die er dafür vorbringt, sind sehr erheblich. Auch später nimmt er noch eine Verbindung Indiens mit Aegypten an, durch welche ein indisches Element ins Christenthum gekommen. Bekannt ist wenigstens, daß die Gnosis, welche auf die innere Lehre, und das Anachoreten- und Klosterwesen, was auf den Kultus des Christenthums so großen Einfluß geübt, zuerst in Aegypten überhand genommen, und durchaus mit indischen Ideen nahe verwandt sind. Auch weist der

Verfasser aus bestimmten Zeugnissen nach, daß einige Gnostiker persönlich mit Indern in Berührung gekommen sind.

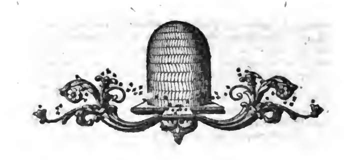
Schließlich protestirt der Verfasser gegen die Annahme, die Christen hätten umgekehrt auf die Religion der Inder irgend Einfluß geübt. Zunächst berichtigt er die Legenden vom h. Thomas und Bartholomäus, die man zu Aposteln der Inder hat machen wollen. Dann weist er nach, daß die Nestorianer eine so einfache Lehre und Sitte hatten, daß sie eben so im Morgenlande von den Buddhisten, wie im Abendlande von den Koncilien verworfen wurde, und daß die wenigen Christen, die man später in Indien widerfand, zwar nach dem buddhistischen Grundsatz allgemeine Toleranz geduldet, aber auch verachtet und oft hart gedrückt wurden, als eine Sekte, mit der man nicht die mindeste Gemeinschaft haben wollte. Das Hauptargument gegen einen christlichen Einfluß auf Indien bleibt aber immer, daß alles, was im spätern indischen Glauben und Kultus vorkommt, einfach aus ältern indischen Ideen sich entwickelt hat, ohne daß es dabei der mindesten Dazwischenkunft einer fremden Lehre, wofür die Inder überhaupt so unempfindlich sich, bedurft hätte.

6) Geschichte des allgemeinen politischen Lebens der Völker im Alterthum. Für Staats- und Geschäftsmänner in Grundzügen entworfen von J. D. von Braunschweig. Erster Theil. Mit zwei Abbildungen. Hamburg, Perthes, 1830.

Ein durchdachtes und in seinen Resultaten interessantes Werk. Wir stoßen gleich im Eingange auf einen obersten Grundsatz, der alle Beherzigung verdient. Der Verfasser sagt nämlich: „Das Leben der Völker ist nicht das eines organischen Ganzen in seiner Entwicklung nach nothwendigen Naturgesetzen, sondern das Reich geistiger Freiheit, die ganze Masse der Thätigkeit, des Bewegens aller einzelnen Glieder des Volks, in freier, sich selbst bestimmender Entwicklung ihres Geistes nach allen Richtungen." Wir sind weit entfernt, diesen Satz in seiner Einseitigkeit allein gelten zu lassen, aber es ist wichtig und dankenswerth, wieder auf jenes Element der Freiheit in der Geschichte aufmerksam zu machen, nachdem man bisher nur zu sehr immer nur an das Element der Nothwendigkeit gedacht hat. Beide sind da, keins läßt sich wegstreiten, in ihrer Wechselwirkung liegt die ganze Bewegung der Geschichte. Der Geist bricht durch den Zwang der Natur, aber die Natur führt die Tyrannei des Geistes zur Mäßigung, die Kraft zur Anmuth zurück.

Der vorliegende erste Theil beschäftigt sich ausschließlich mit der äthiopischen Völkerfamilie. Herr von B. nimmt an, daß dieser alte Völkerstamm von den Hochgebirgen Afrikas ausgegangen sey und sich über die Küsten des rothen und Mittelmeers, bis nach Arabien und Syrien hin verbreitet habe, eine eigenthümliche Kultur aus sich selbst entwickelnd, deren großartige Reliquien wir hauptsächlich noch in Aegypten finden. Diese Ansicht tritt, wie man sieht, schnurstracks der von Bohlen in dem so eben erwähnten Werk über Indien aufgestellten Ansicht entgegen, denn nach dieser leztern stammt nicht nur die ägyptische Kultur, sondern das Volk selbst von den Indern ab. Welche ist nun die richtige? Wir gestehn, daß wir uns nicht entschließen können, mit dem Verfasser die semitischen Stämme von den Mondgebirgen Afrikas herzuleiten. Er nennt die Hebräer den jüngsten und lezten Zweig der äthiopischen Völkerfamilie, der zwar „am weitesten in das Gebiet der kaukasischen Völkerfamilie eingedrungen," aber nichtsdestoweniger ursprünglich aus Afrika hergekommen sey. Dies widerstreitet offenbar den ausdrücklichen und allgemein beglaubigten Anzeichen von einer östlichen Abstammung der Juden. Auch dürfte das, was Herr von Bohlen über die Verwandtschaft der Aegypter mit den Indern gesagt hat, schwer zu widerlegen seyn. Endlich sind durchaus keine Beweise für die Annahme eines kultivirten Urvolks in Hochafrika vorhanden. Man findet davon keine Spuren mehr, und es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß ein solches Volk seinen heiligen Ursitz schwachen und rohen Negern überlassen haben sollte, um nach dem Osten auszuwandern. Auch müßte die Kultur eines solchen afrikanischen Urvolks eine weit charakteristischere Eigenthümlichkeit gehabt haben, als wir sie z. B. in Aegypten finden, wo sich so auffallende Spuren ihrer genauen Verwandtschaft mit der indischen finden. Die stärkste Wahrscheinlichkeit ist offenbar auf Seiten der östlichen oder asiatischen Abstammung der äthiopischen Familie, und nicht der südlichen oder afrikanischen.

Da indeß die Genealogie der Völker, zumal so alter Völker, für die höhern Interessen der Menschheit eben von keiner sonderlichen Wichtigkeit ist, so hat der Verfasser wohl gethan, seiner Hypothese nicht zu tief nachzugrübeln, und uns vielmehr ein lebendiges und anschauliches Gemälde von dem alten Aegypten, so weit es historisch aufgeklärt ist, und namentlich von seiner Staatsverfassung zu geben. Dieses reiche Gemälde füllt, nachdem der Verf. noch alles, was sich über Meroe, den Mutterstaat Aegyptens, sagen läßt, zusammengestellt hat, bei weitem den größten Theil des Werkes aus und wird jedem Leser um so mehr von Intreresse seyn, als man bei den Untersuchungen über Aegypten die religiösen und artistischen Fragen immer vorzugsweise, die politischen dagegen nur nebenbei berücksichtigt hat. (Forts. folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 125. — 8. December 1830.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

7) Bibliothek ausführlicher Völker- und Staatengeschichten nach den bedeutendsten klassischen Werken des Auslandes. Erster Band. Geschichte von Persien von den frühesten Zeiten bis zu den neuesten, nach morgenländischen Quellen, von Sir John Malcolm, Gouverneur von Bombay, bearbeitet von Dr. R. O. Spazier. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Diese Sammlung ausgezeichneter Geschichtswerke des Auslandes, die sehr interessant zu werden verspricht, da es ihr an Material nicht fehlen kann, beginnt mit einem sehr verdienstvollen Werk, das uns die Geschichte Persiens nach einheimischen Quellen klarer als bisher und in vollständigem Zusammenhange darstellt. Es tritt insofern dem trefflichen Werke des Herrn von Hammer über die Türkei an die Seite.

Auf eine merkwürdige Weise hat in Persien von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag die Geschichte immer ein und denselben Charakter beibehalten. Ein kräftiger Häuptling im Innern oder in der Nachbarschaft erhebt sich, erobert ganz Persien und gründet eine Dynastie. Diese Dynastie herrscht eine Zeitlang mit großem Glanze, befördert Religion, Kunst und Wohlstand, macht auswärtige Eroberungen, sinkt aber bald in Schwelgerei und Ohnmacht, zerfällt in Partheien und wird die Beute eines neuen kräftigen Emporkömmlings, der eine neue ganz ähnliche Dynastie gründet, der es über kurz oder lang eben so geht. Dies ist der ganze Inhalt der persischen Geschichte. Die Einführung der Religion Zoroasters und später der Muhameds, die verschiednen Epochen der Kultur haben an diesem Hergange nichts geändert. Die politische Geschichte Persiens ist unter diesen Wechseln der Religionen und Sittenzustände immer dieselbe geblieben.

Malcolm beginnt, indem er dem ältesten persischen Geschichtsschreiber, Firdusi, in die erste Fabelzeit folgt, mit der Dynastie der Paishdaden, von Kajomer gegründet, den man für einen Nachkommen Noahs hält. In dieser Dynastie glänzen die mythischen Namen Dschemshid, Feridun (der den Usurpator Zohak stürzt). Aber als ihre Nachfolger in Schwäche versanken, wurde Kai-Kobad, der aus dem Gebirge Albors hervorging, der Stifter einer

zweiten Dynastie, der Kaianen. Sein Sohn, Kai-Kawus, war der Großvater des Kai-Khosru (Cyrus), und dessen zweiter Nachfolger Gustasp, unter dessen Regierung Zoroaster eine neue Religion gründet. Unter Darab II. (Darius) wurde Persien von Alexander erobert. Bis dahin ist die persische Geschichte mit ungeheuren Fabeln durchwebt, in denen besonders der tapfre und treue Feldherr Rustem, als guter Genius der Kaianendynastie eine große Rolle spielt. Manches stimmt in der persischen Erzählung mit den griechischen Geschichtschreibern überein, doch finden dabei noch manche Zweifel im Einzelnen statt. Reinhistorische Nachrichten über Alexander finden sich bei den Persern nur wenige, dagegen ist er einer der wichtigsten Fabelhelden der persischen Dichter geworden, die seine wunderbaren Abentheuer in unzähligen Gedichten beschrieben haben, die aber alle nur als Mährchen gelten können. Nach Alexanders Tode gründete dessen General Seleucus die dritte Dynastie der griechischen Seleuciden. Diese wurde aber durch die vierte Dynastie der Arsaciden gestürzt, deren Stifter Arsaces (Aschk) ein Nachkomme der Kaianen, das heilige Banner des Darius gerettet und die Perser zur Empörung gegen die Griechen aufgereizt haben soll. Er gründete das parthische Reich, das den Römern so viel zu schaffen machte. (Parthisch heißt übrigens so viel als persisch, da der Name Persien von der Provinz Fars, Phars, Pars herkommt.) Im dritten Jahrhundert nach Christo gründete Ardischir, ein Nachkomme Sassans, der gleichfalls von den Kaianen abstammen sollte, durch Empörung eine fünfte Dynastie, die der Sassaniden. Unter ihnen begannen die ersten Einfälle der Tartaren in Khorassan, dem nördlichen Theile Persiens. Der größte Sassanide war Nuschirwan, der die Tartaren und die Griechen (Kaiser Justinian) schlug, die Lehre des falschen Propheten Masdok unterdrückte und Persien sehr weise verwaltete. Aber seine Nachfolger verweichlichten, wie die Spätlinge aller frühern Dynastien und so fanden denn die Araber, die um diese Zeit den Islam mit Feuer und Schwert verbreiteten, in Persien nur schwachen Widerstand. Im Jahr 641 fiel dieses Reich unter die Herrschaft der „nackten Eidechsenfresser“ wie man die nüchternen Glaubenshelden Arabiens nannte. Die Kaliphen ließen das Land, nachdem sie es fast ganz muhamedanisirt hatten, (nur in den Grenzgebirgen hielten sich noch die alten Anhänger Zoroasters, die Ghebern) durch Statthalter verwalten, die sich häufig empörten. Am glücklichsten war Yakub, der beinahe ganz Persien eroberte und seinen Lehnsherrn, den Kaliphen, in Bagdad selbst belagerte. Nach seinem Tode aber unterwarf sich sein Bruder Amer von neuem der Oberherrlichkeit der Kaliphen. Nach ihm sank die Familie Yakubs in Verfall und unter den verschiednen tartarischen und türkischen Häuptlingen, die den Kaliphen als Söldner dienten und sich zu Statthaltern emporgeschwungen hatten, gelang es einem Turkomanen, Sebectegin, zu Ghisni eine neue Dynastie zu gründen. Sein Sohn Mahmud war einer der größten Helden Asiens und er eroberte nicht nur ganz Persien, sondern auch Indien, das er großentheils zum Islam bekehrte. Dies ist der furchtbare Mahmud, dessen wir bei Bohlens Werk über Indien erwähnten. Seine Herrschaft fällt in das Jahr 1000 nach Christo. Doch schon in der Mitte des 12ten Jahrhunderts stürzte ein neuer tartarischer Häuptling, der Seldschuke Togrul-Beg, Mahmuds Dynastie. Aber auch das Seldschukenreich sank durch die Verweichlichung der spätern Fürsten wieder in sich zusammen, und viele kleine Statthalter bemächtigten sich der Herrschaft, bis 1202 die Mongolen unter Dschengis-Khan Persien überschwemmten und 1253 dessen Enkel Hulaku eine neue mongolische Dynastie in Persien gründete. Aber auch diese gerieth in Verfall und mußte am Ende des 14ten Jahrhunderts dem kühnen tartarischen Eroberer Timur (Tamerlan) weichen, dessen neue Dynastie ihre kriegerische Kraft eben so in den Wollüsten des Harems erschöpfte. Der tartarischen Eindringlinge müde, benutzten endlich die Perser den günstigen Augenblick, ein friedliches und frommes Geschlecht, dessen Vorfahren Heilige zählte, und bis in die frühesten Zeiten des Muhamedanismus hinausreichte, auf den Thron zu erheben. Die Sofis oder Abbasiden gelangten 1490 zur Herrschaft und unter ihnen erreichte Persien die schönste Blüthe, deren es sich je in der Geschichte erfreut hat. Besonders zeichnet sich Abbas der Große aus, er hielt nicht nur im Norden die Tartaren und im Westen die türkischen Sultane im Zaum, die beständig Persien zu erobern trachteten, sondern er vertrieb auch die Portugiesen aus dem persischen Meerbusen und knüpfte Handelsverbindungen mit den Holländern, Franzosen und Engländern an. Außerdem organisirte er Persien trefflich. Allein seine Nachkommen fielen wieder in Schwäche, und im Jahr 1722 bemächtigten sich die tartarischen Afghanen, ein kräftiges Nachbarvolk, der Herrschaft. Ein abassidischer Prinz, Tamasp, erhielt indeß Unterstützung von den Russen, welche die Gelegenheit benutzen wollten, die persischen Provinzen am kaspischen Meere wegzunehmen, und der afghanische König Aschraff mußte indeß mit den Türken kämpfen, die gleichfalls die gute Gelegenheit zu Eroberungen ergriffen. Zwar gelang es Aschraff, die Türken zu schlagen, aber sein Nebenbuhler Tamasp hatte einen General, Nadir, der so geschickt und glücklich war, die Afghanen zu bezwingen und nach der Ermordung Aschraffs ihre Macht in Persien gänzlich auszurotten. Weit entfernt aber, den Thron seinem Gebieter, dem armen Tamasp zu überlassen, sezte sich der glückliche General selbst darauf und wurde unter dem

Namen Nadir Schah der lezte große Herrscher und Eroberer, den die persische Geschichte kennt.

Aus dieser kurzen Skizze ersieht man die ewige Wiederkehr der nämlichen Erscheinungen in Persien. Malcolm hat indeß die Einförmigkeit dieser Geschichte durch Anführung interessanter Sittenzüge und romantischer Einzelheiten ausnehmend belebt. Diesen Schmuck boten ihm die persischen Geschichtschreiber und Dichter von selbst dar, da sich in der Literatur dieses Volks die Phantasie und der poetische Sinn nirgends verläugnen.

Im Anhange stellt der Verfasser Untersuchungen über die Sprache, Religion, Alterthümer und älteste Nachrichten von Persien an. Er findet in der ältern persischen Religion vor Zoroaster Aehnlichkeit mit der indischen. Sehr zweckmäßig ist die Anführung der Quellen, aus denen die ältere Geschichte geschöpft wird. Die Hauptquelle ist Firdusi, dessen prachtvolles Heldengedicht Görres übersezt hat. Die Vereinbarung dieser halb historischen, halb mährchenhaften Sagen mit den Nachrichten der Griechen, namentlich Herodots, ist in einigen Fällen sehr leicht, in andern aber bedeutend schwierig. Malcolm hat versucht, mehrere Namen, die bei Herodot, Moses von Chorene, in der Bibel, und bei Ktesias vorkommen, mit denen des Firdusi auszugleichen; er ist dabei aber auf andre Resultate gekommen, als Herr Hölty in der kleinen Schrift, welche wir sogleich anzeigen werden, weil er nicht wie dieser die beiden ersten Kapitel Zoroasters, welche geschichtliche Andeutungen enthalten, mit zu Rathe gezogen hat. Aus diesem Grunde müssen wir Herrn Höltys Schrift als eine Ergänzung und Berichtigung der Malcolmschen Untersuchungen betrachten.

8) Dsjemschid, Feridun, Gustasp, Zoroaster. Eine kritisch-historische Untersuchung über die beiden ersten Kapitel des Vendidad, von Arnold Hölty. Mit einem Vorwort von Heeren. Hannover, Hahn, 1829.

Diese kleine Schrift hat den Zweck, die Nachrichten der Griechen und Juden über die altpersische Geschichte mit den einheimischen Nachrichten in den ersten beiden Kapiteln des Zendavesta zu vereinbaren, und dabei die irrigen Ansichten, welche Rhode über diesen Gegenstand aufgestellt, zu berichtigen. Der Verf. beweist mit großem Scharfsinn, daß der Dsjemschid des Zendavest der Dejoces des Herodot, Feridun der Phraortes, Gustasp der erste Kyaxares gewesen, daß Zoroaster, der unter Gustasp lebte, im Zendavest geflissentlich nicht alles erzählt, was Herodot erzählt, daß aber beide im Wesentlichen dennoch übereinstimmen, daß auch das alte Testament einige Zeugnisse dafür gibt, und daß die spätere Verwechslung des Gustasp mit dem Darius Hystaspis eine bloße durch die Namensähnlichkeit begünstigte Erfindung oder Täuschung sey. Auch über die Verhältnisse der Perser zu den Medern werden interessante Aufschlüsse gegeben, und namentlich wird Zohak als der mythische Repräsentant der Perser im Gegensatz gegen die Meder bezeichnet. Da diese kleine Schrift nur die Einleitung oder erste Probe einer größeren seyn soll, dürfen wir uns von dieser viel versprechen. So langsam es auch mit der kritischen Auflösung der alten asiatischen Völkerverwirrung geht, so rückt man doch nach und nach damit vorwärts und aus den einzelnen Schlaglichtern, die bald von dieser bald von jener Seite in das mythische Dunkel geworfen werden, dürfte zulezt ein ganzer Tag werden.

9) Kleine historische und philologische Schriften von B. G. Niebuhr. Erste Sammlung. Mit einer Landcharte und Inschrifttafel. Bonn, Weber, 1828.

Unter den vierzehn hier gesammelten Abhandlungen des gelehrten Verfassers dürften vorzüglich zwei auch für ein größeres Publikum von Interesse seyn. Zunächst nämlich die Lebensbeschreibung seines Vaters, Carsten Niebuhr, des berühmten Reisenden. Sie ist eine der anziehendsten Biographien, und die große Reise nach Arabien zieht darin keineswegs allein die Aufmerksamkeit auf sich, sondern auch nicht minder die Lebensschicksale des wackern Mannes in seiner dithmarsischen Heimath, die kleinen Leiden der Philisterei, mit denen er nach seiner Heimkehr zu kämpfen hatte, und sein kräftiges naives Wesen, das ihm in allen Verhältnissen eigen war. — Sodann sind besonders die Untersuchungen über die Geschichte der Skythen, Geten und Sarmaten von hohem Interesse. In diese sehr dunkle Parthei des antiken Nordens wirft Niebuhr ein äußerst heilsames Licht, indem er, was längst hätte geschehn sollen, die überflüssig vielen Völkernamen, welche die Alten im Norden des schwarzen Meeres zusammendrängen, einmal auf die einfachen und allgemeinen, noch jezt festbestehenden Raçenunterschiede zurückführt. Er beweist, daß die Skythen, wie sie namentlich Herodot und Hippokrates schildern, nothwendig Mongolen gewesen seyn müßten, (die kalmukisch-chinesische Raçe), daß aber diese mongolischen Skythen von den Geten (einem thrakischen Stamme) vom schwarzen Meere hinweg weiter nach Norden zurückgedrängt wurden, nachdem diese Geten selbst von den Galatern (Kelten) in Verbindung mit deutschen Hülfsvölkern von Osten her gedrängt worden waren. Aus dem Erscheinen der Kelten in den Gegenden, wo sonst Skythen gesessen,

erklärt sich sehr einfach der Name Keltoskythen. Die Geten zerstörten später, wahrscheinlich unter der fanatischen Herrschaft des Propheten Diceneus, die blühenden griechischen Kolonien am schwarzen Meere, noch später aber erscheinen die Jazygen oder Sarmaten (die slavische Raçe) in diesen Gegenden, wo sie schon Ovid, als er nach Tomi verbannt war, kennen lernte. Ob nun gleich der Name der Skythen im weitesten Sinne häufig von allen diesen im Norden der Donau, des schwarzen und kaspischen Meeres sich tummelnden alten Völkern gebraucht wurde, so kommt er doch ursprünglich nur der mongolischen Raçe zu, die von der thrakischen nach Norden zurückgedrängt wurde, worauf die von Westen her einfallenden gallisch-deutschen Kriegerstämme eine Zeitlang sich im Osten behaupteten, bis die slavischen Stämme das Schlachtfeld zuletzt für sich behaupteten. Auf diese Weise wird eine äußerst bunte Völkerverwirrung in natürliche und einfache Gegensätze geschieden. — Ebenfalls sehr interessant ist die Einleitung zu den Vorlesungen über die römische Geschichte, über welche Niebuhr bekanntlich das gründlichste Werk der neuern und aller Zeiten verfaßt hat; ferner eine Abhandlung über die Geographie des Herodot und über mehrere alte Schriften, Schriftsteller und Inschriften, die nur den Historiker und Philologen von Profession angehn. Doch ist die Abhandlung über Xenophons Hellenika hier noch besonders hervorzuheben, weil sie eine Vertheidigung der athenienschen Republik gegen die ihr vielfach angethanen Verunglimpfungen enthält. „Verbannt und ungerecht beurtheilt vor allen Völkern der Geschichte ist das atheniensische: mit höchst wenigen Ausnahmen werden immer die alten Vorwürfe von Fehlern und Vergehungen wiederholt. Ich würde sagen: Gott bewahre uns vor einer Verfassung wie die atheniensische! wenn die Zeit solcher Staaten nicht unherstellbar vorüber, wir also dagegen sehr sicher wären. Wie sie war, zeigt es eine beispiellose Herrlichkeit in der Nation, daß die berauschende Stimmung einer wogenden Volksversammlung, die Unbemerktheit eines einzelnen schimpflichen Votums, so wenig verwerfliche Beschlüsse hervorbrachten; und hingegen von Tausenden, unter denen der sogenannte gemeine Mann vorherrschte, großmüthige, heldenmüthige, aufopfernde gefaßt wurden, wie der Einzelne, der die Ehre ruhmvoller Ahnen und seine eigne zu bewahren hat, nur in einer gesegneten Stunde sich entscheidet. — Ich will denen, die über die Athenienser als über ein heilloses leichtfertiges Volk, und von ihrer Republik als in Platos Zeit hoffnungslos verloren, deklamiren, ihr Unrecht nicht zur Verantwortung rechnen, denn sie wissen nicht was sie thun. Dabei offenbart es sich aber wie ungenügende Kunde zu Unrecht und Verläumdungen führt: und warum fragt nicht jeder sein Bewußtseyn ob er denn auch über das Vorliegende urtheilen könne? Auch hier wird der Dämon des Sokrates den Redlichen nicht verlassen. Mag darüber ausgeschrien oder gehöhnt werden; ich erbitte mir von Gott für mich, wenn meinem Alter noch prüfende Tage beschieden seyn sollten, und für meine Kinder, die gewiß böse Zeiten erleben werden, nur so viel Selbstbeherrschung, Ueberwindung der Lüste, Muth vor der Gefahr, ruhiges Beharren im Bewußtseyn eines edlen Entschlusses dessen Ausgang unglücklich war, wie es das atheniensische Volk, als ein Mann genommen, (von der Sittlichkeit der Einzelnen ist hier die Rede nicht) gezeigt hat: und wer als Einzelner so ist, und dann nicht mehr sündigt im Verhältniß als die Athenienser, der mag seinem Stündlein ruhig entgegen sehen. — Die Rhetoren waren im Alterthum eine Klasse von Schwätzern, eine Schule der Lügen und der Verkleinerung: durch sie ist Völkern und Männern mancher Fleck angehängt. So hallt es von einer Deklamation in die andere, unter den Undankbarkeiten Athens, daß Paches sich durch den Dolch vor einer Verurtheilung des Volksgerichts habe befreien müssen. Wie es mir wohl that, im verflossenen Jahr, an einer Stelle, wo es niemand suchen wird, zu finden, daß das Gericht ihn verurtheilte, weil er in der eroberten Stadt edeln Frauen die Ehre geraubt hatte! Die Athenienser ließen es ihm nicht zur Straflosigkeit dienen, daß er Mitylene eingenommen, und eine furchtbare Gefahr abgewandt hatte. — Die Väter und Brüder der tausend Bürger, welche bei Chäronea als Freie gefallen waren, die in der Grabschrift freudig bezeugten, daß sie ihren Beschluß nicht bereuten: — Den Ausgang entschieden die Götter, der Entschluß sey des Menschen Ruhm: die dem Redner, auf dessen Rath die Waffen so unglücklich versucht und ihre Lieben gefallen waren, eine goldne Krone ertheilten, ohne zu fragen, ob der Sieger darüber grolle; das Volk, welches, da Alexander von Thebens Schutt her die Auslieferung der Patrioten forderte, sie verweigerte, und ihn lieber vor ihren Mauern erwartete: welches, während die Schmeichler und Furchtsamen tagtäglich warnten, nicht zu reizen, Bürger zum Tode verurtheilte, welche Sklaven gekauft, die durch Eroberung griechischer, Athen feindselig gewesener Städte in der Makedonier Gewalt gekommen waren: das Volk, dessen Dürftige, überwiegend in der Versammlung, der Spende entsagten, die allein ihnen an einigen Festtagen den Luxus von Fleischspeisen schenkte, da sie sonst das Jahr rund nur Oliven, Kräuter und Zwiebeln, mit trockenem Brod und gesalzenem Fisch aßen; die dies Opfer brachten, damit für die Ehre des Vaterlandes gerüstet werde: das Volk hat mein ganzes Herz und meine tiefe Ehrfurcht."

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 126. — 10. December 1830.

Humoristische Literatur.

1) Humoristische Abende von M. G. Saphir. Ein Cyklus Vorlesungen, gehalten im Museum zu München. Augsburg, Kranzfelder, 1830.

Wir haben schon früher einmal den witzigen Herrn Saphir gegen die vornehm thuende Geistlosigkeit der Berliner Bühnendichter in Schutz genommen und thun es heute aufs neue gegen die affektirte Geringschätzung, die man seinem Talent, und gegen die affektirte Indignation, die man seiner muthwilligen Dreistigkeit entgegensezt. Weit entfernt, Saphir über die natürliche Stellung, die er einnimmt, erheben zu wollen, müssen wir doch der Wahrheit die Ehre geben und gestehn, daß er die Rolle eines unterhaltenden Lokalschriftstellers mit seltner Virtuosität durchführt, sich selbst mit liebenswürdiger Bonhommie dem Scherz zum Opfer bringt, eine schwer zu erschöpfende Fülle von Witz und eine unerschöpfliche Fülle von guter Laune besizt, und doch keineswegs so sehr allein aufs Spaßmachen erpicht ist, daß er nicht auch durch seine kühne Wahrheitsliebe in seiner Opposition gegen das Theaterunwesen in allem Ernst viel Gutes stiftete.

Unter den heitern und anspruchslosen Vorlesungen zeichnen sich vorzüglich die aus, die vom Theater handeln. Wir entlehnen daraus folgende sehr beherzigenswerthe Ansichten: „Der Wahn der Schauspieler, daß sie Künstler sind, hat unser Schauspielwesen so heruntergebracht. Seitdem so viel geschwezt worden ist von Kunstbildung, künstliche Uebereinstimmung der Darstellung, künstlerische Auffassung, Kunststyl und Kunsthaltung, seitdem hat das Phantom der Kunst die wirkliche Natur erdrückt, und wir haben gar nichts. Seitdem die Schauspieler angefangen haben zu denken, seitdem spielen sie erbärmlich. Jeder Bediente, der einen Brief bringt, um die Worte zu sagen:

„Das Burgfräulein schickt mich her!"

will das Burgfräulein dramatisch aus der Kehle würgen. Nichts hat der ganzen Schauspielerei so sehr geschadet, als eben die künstlerische Affektation, der luftgeschwollene Pathos, der ausgespreizte Stelzenernst, der hochtönende Sontags-Bombast, die leere hohle Deklamation, der donnernde Lungenflügelschlag und der fortdauernde Pausbackenschall, in dem sich unsre jetzigen Schauspieler so sehr gefallen. — Unser Schauspielwesen ist durch fünf Dinge zu Grunde gegangen. Erstens durch die Unbildung der Schauspieler, zweitens durch ihre prosaische Verbürgerung, drittens durch die Schlechtigkeit unserer Kritik, viertens durch die Frivolität des Publikums, fünftens endlich durch die grundlos schlechte Verwaltung und Lei-

tung der Theatervorstände. — Alles hat seine Schule, seine Studien, alles geht nach und nach von Jugend auf, durch Unterricht seine Bahn zum Zwecke hin, blos der Schauspieler legt sich mir nichts dir nichts heute Abend als gewöhnlicher Mensch nieder, und steht morgen früh als Künstler auf. Er verwundert sich selbst, daß er so von heiler Haut ein Künstler geworden ist, allein er glaubt sichs auf sein Wort. Wenn jemand auf den Schulen nicht mehr gut thut, wenn Papa dem Muttersöhnlein eine Maulschelle versezt, wenn Mama das Töchterlein nicht genug herum lanciren lassen will, was thun sie? sie gehen unter die Schauspieler, und werden Künstler und Künstlerinnen. Wer gibt sich Mühe, sie zu bilden, wer studirt ihnen etwas ein? wer sagt ihnen die Ansichten über dramatische Gegenstände, über Kunst, über Deklamation, über Rhetorik, Mimik u. s. w. Keine Seele! Sie wissen nichts, sie wollen auch nichts wissen, sie probiren es, und sieh da! sie sind wie die Lilien des Feldes, die nicht säen und nicht spinnen und doch existiren.

Früher vermieden wir die Schauspieler, mehr noch aber vermieden die Schauspieler uns, sie schalten uns Philister, Pharisäer, prosaische Brodseelen u. s. w. aber desto inniger lebten sie ihrem Fache. Sie hielten sich eben desto fester und eifriger an ihre Kunst, sie war ihnen heilig; wir sahen sie nur im Cothurn, nur immer im Soccus, nur unter Lampen und Rampen, und wir schenkten ihren Gebilden gerne Glauben und Beifall. Jezt aber, wo sie im Schlafrocke und im Nachtkamisol unter uns herumwandeln, haben wir die Illusion verloren, wir bringen den Köhlerglauben nicht mit ins Theater.

Wenn wir das Heer der Theaterkritiken betrachten, welche die Stimmen über das Theater und über das Theaterwesen angeben, so müssen wir mit Schaudern zurückfahren. — Als wahres Lobhudelmagazin von ganz Deutschland ist die Dresdner Abendzeitung bekannt. Ich habe mir den Spaß gemacht und alle Individuen zusammengezählt, die in der Abendzeitung vom 1. Jan. 1829 bis 1. Jan. 1830 mit dem Namen „deutsche Künstler" belegt wurden und es ergab sich folgendes Facit:

Tragische Künstler	8436
Tragische Künstlerinnen . .	6917
Künstlerische Liebhaberinnen .	9004
Künstlerische Liebhaber . .	8615
Bösewicht-Künstler . . .	2031
Künstler-Mütter	1400
Künstler-Väter	2692
Künstler die Alles spielen .	6007

Summa summarum 55102 Stück Künstler.

Rechne ich nun meine Ansicht dazu, so leben, wie ich die deutschen Theater kenne,

in Wien	6
in Berlin	4
in München . . .	1½
in Hamburg . . .	1

in Frankfurt a. M., in Stuttgart, in Braunschweig, in Cassel, in Hannover, in Darmstadt, in Magdeburg, in Dresden und in Leipzig zusammen auch

. . . 4½

das gibt 16½ Künstler,

bleiben also 55085½ Künstler,

die mir leider entgangen sind.

Die vierte und wahrlich nicht die kleinste Ursache des Verfalls des Schauspiels liegt in der Frivolität des Publikums. — Wir sind überreizt, wir haben uns so abgestumpft für alle solide und nahrhafte Kost, daß wir nur die gewürzteste französische Küche haben müssen, um Geschmack daran zu finden. Das Einfache, das Wahre, das Stillleben der Kunst, die Tiefe des Lebens, den Ernst des Daseyns in allen seinen Gestaltungen auf der Bühne zu sehen, langweilt uns, wir müssen ein Aufgebot von äußerlichen Zuthaten haben, das uns nicht nur rühren, sondern auch kitzeln soll. Allen fünf Sinnen soll ein schwelgerisches Mahl nicht blos aufgetragen, sondern auch eingegossen werden. Ohrenschmaus und Augenweide sind die ersten Forderungen, die unser verflachtes, frivoles und in Sinnenlust befangenes Zeitalter an die Bühne macht, Herzensrührung und Geistesbildung, das überlassen wir den Handwerkern. Die rasende Opernwuth ist das Ungeheuer, welches das Schauspiel und mit ihm das ganze Theaterwesen zu Grunde richtet; diese unnatürliche Aufreizung zeigt von unserer gänzlichen innern Erschlaffung; der kräftige Nero, das Mark unseres Charakters sind weggezehrt, betäubende Staubbäche sinnlicher Eindrücke sollen unser Inneres noch gewaltsam aufwecken, und momentan auf- und anspannen. Neben der Oper müssen wir noch das Ballet haben; das Ballet aber ist nichts als die Einladungskarte der stummen Wollust an die taube Sinnlichkeit. Opernmusik, Tanz, Dekorationen, Maschinerien, Feuerregen, Gruppirungen, alles Mögliche muß zusammengequacksalbert werden, um unserer empfindungslosen Stumpfheit als spanisches Zugpflaster aufgelegt zu werden. In einer solchen Taumel- und Kitzelepoche kann die wahre Kunst keine Würdigung finden, und wo die Würdigung als Impuls fehlt, da muß alles bessere Bestreben der Kunst an und in sich zerfallen.

„Was habt ihr Vormittag gemacht?" fragte einst eine Mutter ihre beiden Töchter, „Nichts!" antwortete die Eine; „und Du?" fragte sie die Andere. „Ich habe ihr gehol-

sen!" In dieser Anekdote läge so ziemlich die Charakteristik unserer deutschen Intendanten und Regisseure; jene thun nichts und diese helfen ihnen dabei. — Soll nach den Selbstwünschen des Intendanten irgend ein Mitglied engagirt werden, ein anderer verabschiedet, soll ein Zweig der Anstalt vergrößert, der andere eingeschränkt werden, so stellt der Intendant dem Regenten von der einen Seite vor: „Das Publikum wünscht es," der Regent, der so gerne den Wünschen des Publikums entspricht, willigt ein, die Neuerung geschieht, das Publikum grollt mit dem Intendanten, allein dieser weiß unter das Publikum zu bringen, es war der Wunsch des Regenten. — Kann man aber von einem Hoftheater-Intendanten, der Intendant wurde, blos weil eben kein Oberstallmeisteramt oder kein Obermundschenkenamt offen war, und er doch etwas werden mußte, kann man mit Recht von ihm verlangen, er soll die Oekonomie des Theaters, das Technische, das Dekorationsfach, das Dramatische, das Artistische und endlich das sogenannte Handwerk der Schauspieler selbst noch wissen oder erlernen? — Betrachten wie die Auswahl der Novitäten, die uns geboten werden und wir forschen vergebens nach den Motiven, die uns gerade das Aelteste von dem Bessern, und das Schlechteste von den neuern Erscheinungen bringt. Wir fragen uns vergebens, wer muß dieses Stück gekauft, wer muß es gewählt, und wer endlich muß es gelesen und als würdig befunden haben, auf einem Hoftheater einem gebildeten Publikum als Novität, als Bratenstück vorzuführen? Sehen wir endlich die verkehrte Besetzung der Stücke, so forschen wir wieder vergebens, wer mag die Rollen vertheilt, wer der Leseprobe, wer der Bühnenprobe beigewohnt haben, und welchen Damenpatronanzen und Protektionswegen und Schleichwegen wir diese Besetzung zu verdanken haben? — Die meisten wissen von Dramaturgie, von Aesthetik, von Kunst und Kunstansicht so viel, wie Don Miguel von reiner Menschenliebe; sie besitzen kein Urtheil, keinen Geschmack und keine Bildung, und sie sind es, die dem Publikum, welches einen großen Theil Personen in sich schließt, die im Schlafe mehr Bildung besitzen, als sie alle, die Schule der Bildung und das Treibhaus der Kunst in aller Glorie vorführen sollen. Der Intendant ist oft ein Spielzeug der Regisseure, die Regisseure ein Spielzeug ihrer Frauen oder Geliebten, diese ein Spielzeug ihrer Freunde, diese wieder das Spielzeug des ersten besten Nähermädchens."

Wenn Saphir auch weiter nichts gesagt hätte, so verdiente er darum schon den warmen Dank aller Kunstfreunde.

2) Das schwarze Gespenst. Taschenbuch für Satyre, Ironie und Persiflage ohne Goldschnitt. Auf das Jahr 1831. Von Eduard Maria Oettinger. Zwei Abtheilungen. Frankfurt a. M., Sauerländer.

Auch den Herrn Oettinger entschuldigen wir und zwar durch die Zeitumstände. Ist es zu verwundern, daß unter dem Preßzwange, bei der allgemein herrschenden Scheinheiligkeit, Pruderie, affektirter Anständigkeit und feindseligen Erbitterung gegen alles, was natürlich, frei und wahr heißt, auf der entgegengesetzten Seite die verfolgte Lustigkeit sich zum Muthwillen, die verhöhnte Wahrheitsliebe zur bittern Satyre steigert? Ein Extrem ruft das andere hervor, und wir wundern uns, daß nicht schon gegenüber dem sentimentalen Blödsinn ein humoristischer Todsinn unter den Schriftstellern ausgebrochen ist, der damit noch kräftiger kontrastirte, als es die im Grunde immer nur spielenden und leichten Scherze der Saphire und Oettinger thun.

Oettinger hat weniger Bonhommie und Laune, aber mehr Spottgeist, als Saphir. Er gefällt immer nur durch seinen stechenden Witz, während Saphir auch durch gutmüthige Lustigkeit gefällt. Beiden ist übrigens die große Abwechslung in der Form gemein. Beide lieben die kurze Waare und geben statt großer Werke nur eine bunte Menge kleiner Artikel. — In dem schwarzen Gespenst finden wir nicht nur der Form, sondern auch dem Gehalt nach einen großen Unterschied. Die vielen Beziehungen auf Lokalitäten und Persönlichkeiten von Theatern, Schauspielern und Dramaturgen haben uns nicht sonderlich angesprochen, weil sie zu sehr von ephemerem Interesse sind und nur an Ort und Stelle ansprechen können. Wenn er dagegen über die Menschen im Allgemeinen, über die Stände, Sitten, Moden, über herrschende Vorurtheile, Täuschungen, Laster spottet, so geschieht dies größtentheils auf eine geistreiche Weise und nicht selten erreicht hier sein Witz eine Höhe, wie wie sie nur bei den besten Köpfen, bei Swift, Lichtenberg, Jean Paul und Börne finden. Doch ist dies nicht durchgängig der Fall, und oft verräth der Verfasser, daß er zu flüchtig geschrieben. Immerhin empfehlen wir dieses schwarze Gespenst als eins der witzigsten Bücher, die in neuerer Zeit geschrieben worden sind.

3) Geißelhiebe, in Form satyrischer Aufsätze, dem Zeitgeist beigebracht, von Eduard Philippi, außerordentlichem Poeten, vieler gelehrten Gesellschaften unbekanntem Mitgliede. Breslau, Aderholz, 1830.

Dieser junge Mann strebt Saphir und Oettinger nach, allein der Sachwitz ist bei ihm noch sehr dem blos tändelnden Wortwitz untergeordnet, und wir rathen ihm,

wenn er dem Zeitgeist wirklich Geisselhiebe beibringen will, sich auch den rechten Fleck auszusuchen und nicht so viel ungefährliche Lufthiebe zu machen.

4) Humoristische Ausflüge und chorographische Skizzen von Emil °°. Leipzig bei Liebeskind, Wien bei Sollinger, 1830.

Sie sind in der That nur humoristische Ausflüge zu nennen, da der Humor darin nicht gemacht wird, sondern nur karambolirt. Wir erinnern uns, einigen der kleinen hier gesammelten Erzählungen schon in Taschenbüchern begegnet zu seyn. Der leichte, gefällige Styl ist sehr zu loben, die Gedanken aber ermangeln der Tiefe und die Erfindung ist arm. Der Verfasser hat öfters seine Zuflucht zu willkührlich neben einander gestellten Wörtern genommen, die er dann einzeln zu Stichwörtern der Erzählung und zu Ueberschriften der einzelnen Kapitel macht. So ist gleich die erste Erzählung nach den Wörtern: Aether, Weberin, Schornstein, Buckel, Bär und Komödie komponirt.

5) Zeriels, des infernalischen Schauspieldirektors Reise auf der Oberwelt. Aus dessen Tagebuch mitgetheilt von F. Nork. Leipzig, im Verlage des lit. Museums, 1830.

Diese Schrift hat es mit dem Theater, mit Literatoren und Rezensenten zu thun. Daß der Teufel dabei mit ins Spiel kommt, ist nicht zu verwundern, doch ist die Einmischung desselben von Lesages diable boiteux bis auf Hauffs Memoiren des Satans so oft gebraucht und mißbraucht, benuzt und abgenuzt worden, daß sie keine sonderliche Wirkung mehr hervorbringt. Der Verfasser verspottet manche literarische und Theaterübel und schont auch die Personen nicht. Dies würde indeß noch löblicher seyn, wenn er immer die Hauptsache träfe und sich nicht zu oft in Lokalitäten und Personalitäten verirrte, die den Leser wenig interessiren, und bei denen es zuweilen scheint, der Verfasser wolle nur eine specielle Malice geltend machen.

Astronomie.

Calendariographie oder Anleitung, alle Arten Kalender zu verfertigen von J. J. Littrow, Direktor der Sternwarte und Professor in Wien. Wien, Heubner, 1828.

Ein sehr nützliches Buch, worin eine vollkommene Erklärung alles dessen enthalten ist, was in den Kalendern, in Beziehung auf astronomische und kirchliche Zeitbestimmungen, und besondre Zeitrechnungen verschiedner Völker und Sekten vorkommt. Damit sind zugleich alle technischen Ausdrücke und die ganze Kalenderterminologie erklärt. Voran steht eine gründliche Erörterung der natürlichen astronomischen Zeitwechsel, nach Jahren, Monaten und Tagen, dann deren Festsetzung erst nach dem julianischen, dann nach dem gregorianischen Kalender, mit Beziehung auf die Kirchenfeste. Hierauf folgt eben so eine Erklärung des russischen, türkischen und jüdischen Kalenders. Ferner gibt der Verfasser eine vollständige Uebersicht über die Aeren oder Zeitrechnungen, deren sich verschiedne Völker bedient haben oder noch bedienen, z. B. die christliche, jüdische, mohamedanische, die altgriechische Zeitrechnung der Olympiaden, die altrömische ꝛc. Dann folgen nähere Auseinandersetzungen der Bahnen, Aufgänge und Konstellationen der Planeten, der Finsternisse ꝛc. und endlich unter dem Titel historische Ephemeriden eine große chronologische Tabelle, worin unter jedem Datum vom 1. Januar bis lezten December die wichtigsten Weltbegebenheiten verzeichnet sind, die an diesem Tage sich ereignet haben. Wenn man dabei so umständlich verfahren wollte, wie der alte Ziegler in seinem Schauplatz der Zeit (vor etwa 100 Jahren) so dürfte ein Foliant, und wenn man gar das Beispiel des Bollandisten, welche nur allein die Geschichte der Heiligen nach dem Datum beschrieben haben, verfolgen wollte, so dürften hundert Folianten nicht mehr hinreichen, das unermeßliche Material zu fassen.

Taschenbücher auf 1831.

21) Rosen.

Die Kupfer gleichen vollkommen denen in Claurens Vergißmeinnicht. Die Wiener Modegesichter möchten dabei noch angehn, wenn nur nicht so ganz abscheuliche historische Bilder, wie das zu Seite 314, das Auge beleidigten. Der Inhalt besteht ganz aus Prosa, nämlich aus sechs Novellen und Erzählungen: 1) von Georg Döring die Geschichte eines Mädchens, die sich edelmüthig bei der Pflege ihrer kranken Mutter, von der sie angesteckt wird, aufopfert; 2) eine Kriminalgeschichte von Blumenhagen; 3) eine Künstlernovelle von Niesner; 4) eine artige Soldatennovelle von Otto v. Deppen, die Flucht eines Gefährten von Schill beschreibend; 5) eine Geschichte aus den Kreuzzügen von C. v. Wachsmann und 6) eine in Prosa übersezte Romanze von Bertrand, die wohl besser in Versen vorgetragen wäre.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 127. — 13. December 1830.

Dichtkunst.

Schillers sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe in Einem Bande. Mit dem Porträt des Dichters, einem Facsimile seiner Handschrift und einem Anhang. München, Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1830.

Dieses eben so prachtvolle als wohlfeile Werk ist die würdigste Form, in der bisher die sämmtlichen Schriften des verehrten Dichters erschienen sind, ein Werk, auf das Deutschland in jeder Hinsicht stolz seyn darf. Man findet darin wohlgeordnet alles beisammen, was Schiller geschrieben, zunächst das Poetische, dann das Wissenschaftliche. Der Anhang enthält mehrere interessante, bisher ungedruckte Briefe des Verfassers aus der frühern und mithin interessantesten Periode seines Lebens. Das Titelkupfer, Schillers Porträt nach Danneckers berühmter Büste, ist vortrefflich, und das dem Brüsseler Nachdruck vorgesetzte Porträt Schillers nimmt sich dagegen wahrhaft lächerlich aus, wie denn der Nachdruck immer ein Kainszeichen auf der Stirn trägt.

Ueber Schillers Verdienst uns bei dieser Gelegenheit auszusprechen, halten wir für überflüssig, sofern wir bei jeder Gelegenheit seinen Namen gefeiert haben und die ganze deutsche Nation ihn kennt, liebt, bewundert. Nicht die Kritik, nicht die Zunft, nicht die Schule, nein die Nation selbst hat Schiller mit unverwelklichen Lorbeern gekrönt,

Wir knüpfen hier noch einige Bemerkungen über ein andres Schiller betreffendes Werk an:

Thomas Carlyle Leben Schillers. Aus dem Englischen, eingeleitet durch Goethe. Frankfurt a. M., Wilmans, 1830.

Es ist charakteristisch, daß im Durchschnitt alle die Bücher, welche seit zehn Jahren durch Goethe eingeführt oder eingeleitet wurden, so gar wenig werth sind. Wir erinnern nur an die elenden Produkte Manzonis und an die jungen Feldjäger. Hatte Goethe keine würdigere Gegenstände der Empfehlung, und welcher Täuschung gab er sich hin, wenn er antwortete, daß man blos nach dem Stempel und nicht nach dem Inhalt urtheilen würde? Nein, wir wissen Goethes Faust und Goethes Feldjäger zu unterscheiden, und wenn dieser jenem nicht schaden soll, so soll auch jener diesem nichts nutzen. Das vorliegende Werk ist übrigens von seinem

Verfasser herzlich gut gemeint, und wir mögen es uns immerhin zur Ehre schätzen, daß ein Engländer sich so sehr um unsern Schiller bemüht. Aber hat der Engländer sich auch ganz darin verläugnet? Mit nichten. Er untersteht sich, uns auf einem Titelkupfer und auf einer Titelvignette seine eignen englischen Landhäuser, dagegen das Haus Schillers und dessen Gartenwohnung in Jena nur auf dem schmutzigen äußern Umschlag abzubilden. Wahrlich ein englisches Zartgefühl! Uebrigens verfolgt der Verfasser chronologisch zugleich das Privatleben und die Schriften Schillers, und gibt sich als einen begeisterten Verehrer desselben zu erkennen. Allein wir vermissen darin ein tiefes und scharfes und vor allen Dingen ein neues Urtheil. Er sagt nur Dinge, die wir schon wissen, und in einer ungefälligen Weitläuftigkeit, da er so weit geht, ganze allgemein bekannte Scenen aus Schillers Trauerspielen als Citate abdrucken zu lassen. Dies mag für das englische Publikum gut seyn, aber in der deutschen Uebersetzung hätte es wegfallen müssen. Die biographischen Nachrichten enthalten ebenfalls Bekanntes und es ist wunderlich genug, daß der Engländer sich so speciell auf Erörterungen der deutschen Schriftstellerverhältnisse eingelassen hat, die uns Deutsche selbst nur noch zum Theil interessiren, denn wer unter uns möchte noch Zeit und Lust haben, sich um die zehntausend kleinlichen Beziehungen unter den Gelehrten und Dichtern zu bekümmern, die vor 30 bis 40 Jahren lebten. Es muß genügen, nur von den ersten Schriftstellern der Nation nur die Hauptsache zu wissen, die Nebenpersonen aber und die Nebensachen müssen verschwinden. Es wäre eine baare Lächerlichkeit, zu glauben, daß die Welt nach hundert oder zweihundert Jahren noch Zeit übrig behalten würde, von den kleinen pecuniären Verhältnissen, Sollicitationen, Bekanntschaften, Besuchen und vom übrigen Alltagsleben verstorbner Schriftsteller Notiz zu nehmen. Was aber doch einmal eintreten muß, nämlich die Vergessenheit jener Kleinlichkeiten, das soll auch je eher je lieber eintreten.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

10) Ueber die Entstehung, Entwicklung und Ausbildung des Bürgerrechts im alten Rom, von Dr. W. Eisendecher. Mit einer Vorrede von A. H. L. Heeren. Hamburg, Perthes, 1829.

Eine mit so bewundernswürdigem Scharfsinn geführte Untersuchung, daß selbst Heeren vom Verfasser sagt: „Mir seinem frühern Lehrer, ward dafür der schönste Lohn, von meinem vormaligen Zuhörer wieder gelernt zu haben." Wir wünschen sehr, daß der trockne Titel nicht hindern möge, diesem interessanten Werke auch in einem weitern Umfange Leser zu verschaffen, als in dem Kreise der Alterthumsforscher und Juristen von Profession. Der Verf. gibt nämlich ein so lebendiges, ja wir möchten sagen warmes Gemälde von der Emancipation der Plebejer im alten Rom, daß wir uns nicht nur unmittelbar in die alte Zeit und alle ihre Verhältnisse hineinversezt fühlen, sondern auch durch eine frappante Aehnlichkeit jenes politischen Kampfs mit dem der gegenwärtigen, unsrer eignen Zeit überrascht werden, so daß uns in der That darin ein Spiegel vorgehalten ist. Der ganze lange innere Kampf in der römischen Republik hatte keinen andern Zweck, als die drückende Priester- und Adelsaristokratie der Patricier zu bekämpfen und dem gemeinen Volke seine ihm vorenthaltenen natürlichen Rechte zu erfechten. Und ist dieser jahrhundertlange Kampf nicht ganz der nämliche, wie der, welcher mit der Auflösung des Mittelalters begonnen und noch immer sein Ende nicht erreicht hat? Der Kampf der im Recht beeinträchtigten Plebs gegen die bevorrechtete Hiero-Aristokratie? — Außer diesem allgemeinen politischen Interesse hat die treffliche Schrift, welche vor uns liegt, noch ein besonders historisches, indem sie mit einem kühnen Federstrich eine Menge Irrthümer aus der Welt schafft, welche bisher die römische Geschichte entstellt haben.

Vor allem beweist der Verfasser, daß die römische Verfassung ursprünglich nicht, wie man immer meint, monarchisch, sondern aristokratisch gewesen sey. Die ersten römischen Könige (reges) waren nichts weniger als Monarchen im modernen Sinn, sondern nur Präsidenten der aristokratischen Republik, die alsbald, da sie mit Hülfe der gemeinen Plebs (Servius Tullius) sich eine größere Gewalt anmaßten, und sich Eingriffe in die Aristokratie (Tarquinius Superbus) erlaubten, von eben diesen Aristokraten gestürzt wurden. Schon vor der Gründung der Republick oder des gemeinsamen Staatsverbandes vieler Familienhäupter, bestand die väterliche Gewalt (patria majestas), welche bei den italienischen Völkerschaften, wie bei den germanischen und früher schon im Orient, zugleich eine politische und kirchliche war. Der Vater war der Despot der Familie, der z. B. seine Söhne ohne Einspruch irgend einer äußern Staatsgewalt tödten oder verkaufen konnte, und er war auch der Priester der Familie, der die Opfer und andere heilige Handlungen verrichtete, daher auch selbst ein heiliges Ansehn genoß. Diese Väter (patres, patricii) pflanzten sich in den Familien durch rechtmäßige Geburt, also durch eine rechtmäßige Ehe (connubium) fort, und die Ehe ward rechtmäßig nur durch heilige Gebräuche (auspicia). Uneheliche Söhne da-

gegen, so wie namenlose Fremdlinge und unterworfene Feinde mußten entweder unter dem besondern Schutz jener Familienhäupter oder Patrone als Klienten leben, oder sie lebten zwar als Freye, aber unter der Herrschaft der Patrizier, deren Rechte sie nicht theilen durften, und von denen sie sich als Plebejer scharf unterschieden. Die Patrizier waren im alleinigen Besitz des Grund und Bodens, sofern sie ihn von den Vätern ererbt, oder nach einer Eroberung unter sich vertheilt hatten. Oefters giengen auch die edlen Geschlechter eines unterworfnen Nachbarlandes in das römische Patriciat über. Genug, alles Land blieb den Patriziern, und den Plebejern blieb nur die Wahl, jenen als Soldaten, Handwerker und Klienten zu dienen. Auch alle Kirchengewalt blieb einzig in den Händen der Patrizier, und da in jenen abergläubischen Zeiten nichts Wichtiges ohne Auspicien unternommen werden durfte, und diese nur von Patriziern verrichtet werden konnten, so erklärt sich daraus leicht das Uebergewicht, welches diese leztern vermöge ihres Charakters über die Plebejer als Laien so lange behaupteten. Endlich waren auch nur die Patrizier Staatsbürger und zu Staatsämtern fähig. Die Patrizier allein bildeten den Staatskörper (populus), sie allein hielten berathende Volksversammlungen (comitia curiata), aus ihnen allein wurde der Senat und jede Behörde gewählt. Die Patrizier allein bildeten auch die Ritterschaft (ordo equestris), die indeß anfangs nur einen militärischen Zweck hatte, und einfach aus der Reiterei bestund, da die Plebejer keine Pferde halten durften.

Die Plebejer (plebs, vulgus im Gegensatz von populus) waren von allen diesen Rechten ausgeschlossen, weil ihnen die Quelle derselben, das Geburtsrecht durch das heilige Connubium fehlte. Daher ging auch, als sie allmählich zahlreicher wurden und sich unter dem Druck des Patriciats emporarbeiten wollten, ihr erstes und hauptsächlichstes Bestreben dahin, sich das Recht des Connubiums zu verschaffen, das Recht, eine unter religiösen Ceremonien feierlich eingegangne Ehe zu schließen und ein forterbendes Geschlecht (gens) zu bilden. Ehe sie es erlangten, genossen sie keine andere Rechte, als das, sich in ihren Komitien, theils zum Behuf der Kriegsbewaffnung, theils zum Behuf der Steuereintreibung zu versammeln. Die Plebejer mußten nämlich allein Steuer zahlen. Erst im Jahr 260 nach Erbauung Roms, als die Plebejer, des unerträglichen Druckes müde, auswandern wollten, gestattete man ihnen Tribunen zu wählen, die aber durchaus keine andre Gewalt im Staate hatten, als eine negative. Sie konnten nichts befehlen und kein Gesetz geben, sondern nur verbieten, (durch das bekannte veto im Senat) was der Plebs allzusehr zum Nachtheil gereichte. Die Patrizier wußten überdies durch alle mögliche Ränke, nicht selten auch durch Bestechung der Tribunen, die Einfalt der Plebejer noch lange zu hintergehn. Die Plebs drang auf eine bestimmte Gesetzgebung, man gab ihr das Gesetz der zwölf Tafeln, die man angeblich aus Griechenland holte, schwärzte aber ein ausdrückliches Verbot des plebejischen Connubiums hinein. Erst im Jahr 309 ertrozten die Tribunen die Bewilligung dieses Connubiums, aber auch weiter noch nichts. Sie hatten damit erst das Recht der kleinen Auspicien erworben, wodurch die Plebejer einstweilen berechtigt wurden, eine gens zu bilden und die dem Patrizier zustehenden Privatrechte zu erwerben. Sie wurden Kleinbürger (minores gentes.) Noch aber fehlten ihnen die großen Auspicien, durch welche sie auch berechtigt werden konnten, Aemter im Staate zu bekleiden. Nunmehr kämpften sie unausgesezt um die Erwerbung auch dieses Rechts, unter heftigem und äußerst ränkevollem Widerstreben der Patrizier. Endlich im Jahr 345 brachten sie es dahin, daß zum erstenmal ein Plebejer ein Staatsamt verwalten durfte, aber auch nur das niedrigste, die Quästur. Im Jahr 354 wurde ein Plebejer auch Tribunus Militum; aber die Patrizier wußten immer wieder die Plebejer aus diesen Vorposten zurückzudrängen und die Alleinherrschaft ihrem Stande zu erhalten. Die Entwicklung dieser politischen Kabalen ist in der Darstellung des Verfassers äußerst klar und vom höchsten Interesse, der treueste Spiegel dessen, was die Aristokratie zu allen Zeiten gewollt und gethan hat, ohne daß es überall so offenkundig geworden.

Weibliche Eitelkeit gab endlich in diesem langen Kampfe den lezten entscheidenden Ausschlag, zum Beweis, daß die Sitten der Gesellschaft oft mächtiger sind, als die Geseze des Staats. Ein liberaler Patrizier, Fabius Ambustus, hatte zwei Töchter, die eine an einen Patrizier, die andre an einen blos des Connubiums, aber noch nicht der übrigen patrizischen Rechte theilhaftigen Plebejer verheirathet. Die leztere wurde nun auf den Glanz ihres Schwagers, der den ihres Mannes übertraf, so eifersüchtig, daß sie sowohl ihren liberalen Vater, als ihren Gatten dahin brachte, alles anzuwenden, um die Plebejer den Patriziern völlig gleich zu stellen. Nun erhob sich ein furchtbarer Volkssturm gegen die Patrizier, aber diese trozten in unablässigem Kampfe noch neun Jahre lang, bis im Jahr 386 alle ihre List abgenuzt, alle ihre Kraft erschöpft war und Lucius Sextius, der erste Plebejer, zum Konsul gewählt wurde. Nun blieb den Patriziern nichts weiter übrig, als sich selbst theils neue Aemter zu schaffen, theils die kirchlichen Aemter für sich allein zu bewahren; aber jene Aemter (die Censur, Prätur, das Amt der curulischen Aedilen) wie diese (das Pontificat) fielen nach und nach alle ebenfalls in die Hände der Plebejer. Am spätesten erlangten diese die legislative

Gewalt in den Komitien neben dem Senat, denn erst im fünften Jahrhundert der Stadt wurden die Plebiscite den Senatusconsulten beigefügt. Doch suchten sich die Patrizier, da nunmehr die Plebs in den patrizischen Populus übergegangen war, einen höhern Rang noch darin zu sichern, daß sie sich im Senat vom Populus absonderten und nicht mehr, wie bisher, die Republik blos Populus, sondern Senatus populusque nannten. Um endlich die alte Eifersucht der beiden Stände noch besser ausgleichen zu können, schuf der berühmte Cajus Grachus einen Mittelstand zwischen beiden, indem er die Ritter, die jezt auch schon zur Hälfte aus Plebejern bestanden, zu einem nicht blos militärischen, sondern auch politischen Stande dadurch erhob, daß er ihnen die früher dem Senat zuständige Gerichtsbarkeit verlieh. Seitdem gab es nur noch ein Volk in den Komitien, und nur noch drei politische Klassen, Senatoren, Ritter und Plebs. Das Patriciat aber hörte als solches auf, ein politischer Stand zu seyn, und behielt nur noch den imaginären Werth altadelicher Namen.

Wir haben bei dieser Darstellung die Resultate, die in die Untersuchung überall verflochtene kritische Berichtigung fremder Irrthümer weggelassen, weil uns die Erörterung derselben zu weit führen würde und der Kenner die großen Abweichungen des Verfassers von den herkömmlichen Ansichten auf den ersten Blick schon erkennen muß. Möge der Leser dieser, namentlich in politischer Hinsicht so äußerst lehrreichen und in das Zeitinteresse tief eingreifenden Schrift selbst seine Aufmerksamkeit widmen.

11) Hannibals Heerzug über die Alpen. Aus dem Englischen von Ferdinand Heinrich Müller. Mit einer lithographirten Charte der Westalpen. Berlin, Enslin, 1830.

Diese Untersuchung macht dem deutschen Fleiß und Scharfsinn alle mögliche Ehre. Die Frage, welchen Weg Hannibal genommen, als er über die Alpen zog, hat viel und oft die Gelehrten beschäftigt. Früher folgte man in der Regel der Angabe des Livius, daß H. über den Mont Genevre gegangen sey. Erst in neuern Zeiten bewies vorzüglich Herr de Luc, indem er den Andeutungen des ältern und zuverläßigern Polybius folgte, daß H. über den kleinen S. Bernhard gezogen. Unser Verfasser wollte anfangs nur die Schrift des Herrn de Luc (oder eigentlich des General Melville, dessen Manuscript nur de Luc geordnet und vermehrt herausgab) Histoire du passage des Alpes par Annibal (1818), übersetzen, entschloß sich aber dann, selbst an Ort und Stelle das Terrain zu untersuchen, reiste nach Savoyen und fand so viele neue Notizen, daß aus der Uebersetzung ein selbstständiges Werk wurde. In diesem Werke nun beweist er aus dem genauen Zusammentreffen des Polybius mit den andern Nachrichten der Alten über die Alpen, mit der wirklichen Beschaffenheit des Terrains und sogar mit lokalen Volkssagen, daß Hannibal von Chambery aus die Isere hinauf über Seez und den kleinen S. Bernhard und von da nach Aosta hinabgestiegen sey. Alle von Polybius angegebnen Entfernungen und Tagmärsche, alle Schilderungen des Terrains stimmen zusammen. Ueberdies war der Paß über den S. Bernhard der am mindesten schwierige und der gebräuchlichste vor der Römerherrschaft, wie der Verfasser aus vielen Stellen der Alten beweist. Aufs klarste thut er dar, daß Hannibal nach Chambery gekommen. Von da an aber ist gar kein anderer Weg möglich, als der über den kleinen Bernhard. Hannibal fand das Thal, in dem er aufwärts zog, wohlbebaut und bevölkert. Dies ist nur beim Thal von Isere der Fall, und auf keiner andern Straße der Westalpen. Nahe der höchsten Wasserscheide des Passes, von wo die Bäche nach Italien strömen, lieferte Hannibal eine Schlacht. Dies konnte nur auf der Ebne bei dem Dorfe Seez geschehn, jenseits welcher der Paß des kleinen Bernhard liegt. Hannibal stieg vom Schlachtfeld aus in gerader Richtung auf die Höhe des Passes, die er vor Augen hatte. Gerade so liegt der kleine Bernhard im Angesicht der Ebne von Seez, und man steigt von da gerade hinauf. Polybius sagt, bei dem Schlachtfeld befinde sich ein weißer Felsen, ein solcher ist noch jezt bei Seez zu sehn, und überdies sagt eine Volkssage, daß unter diesem Felsen einmal eine Schlacht geschlagen worden sey. Auch hat man in dieser Gegend riesenhafte Thierknochen (wahrscheinlich von Hannibals Elephanten) gefunden. Weiter oben unweit des Klosters von S. Bernhard fand der Verfasser einen großen Kreis von Steinen, der allgemein vom Volk der Kreis des Hannibal genannt wird. Wo endlich das Thal bei Donas endet, ist der Weg durch die Felsen gehauen und die Ueberlieferung schreibt dieses merkwürdige Werk dem Hannibal zu. Nachdem der Verfasser aufs gründlichste alle Beweise für seine Meinung vorgebracht, widerlegt er die Meinung der Gegner, daß Hannibal über den Mont Genevre gegangen, eben so gründlich, indem er beweist, daß es rein unmöglich gewesen sey, und daß Livius in seinen Angaben sich selbst und dem Terrain widerspricht. Die dem Werke beigegebne Charte gibt den Zug Hannibals genau so an, wie ihn der Verfasser kritisch ausgemittelt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 128. — 17. December 1830.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

12) Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. Von Heinrich Leo, Professor an der Universität zu Halle. Zwei Theile. Halle, Anton, 1830.

Ein im Ganzen mit einsichtsvollem und umfassendem Geist, im Einzelnen mit großem Fleiß und besonnener Unpartheilichkeit abgefaßtes Geschichtswerk. Gleich weit entfernt von moderner Mißachtung und moderner Ueberschätzung des Mittelalters, faßt der Verfasser dasselbe sogleich in seiner wahren Stellung zwischen dem Alterthum und der neuern Zeit als eine natürliche und nothwendige Uebergangsperiode auf. „Die alte Welt ist dadurch ausgezeichnet, daß in ihr die allgemeine Bildung immer in dem Schooße eines einzelnen Volkslebens und seiner Herrschaft ihren Sitz fand, daß alle Bildung eine volksthümliche war; die neue Welt dadurch, daß die Bildung durch das freie Zusammenwirken einer Reihe von Staaten gehalten wird. Die Umbildung der natürlichen Volksstämme Europas und Asias durch Mischung unter einander, und durch das Einordnen in geistige Richtungen und Systeme, bis zu dem Hervorgehen der europäischen Staaten als solcher, die unter einander nicht blos eine natürliche Beziehung, sondern ein durchgreifendes geistiges Verhältniß haben, bezeichnet die Grenzen des Mittelalters. — Es folgt hieraus, daß das Mittelalter nicht für alle Völker zugleich begonnen und geendet habe; die Germanen waren schon lange davon ergriffen, als die Skandinavier noch in ihrer starren Natürlichkeit verharrten. Außer daß auch sie das Christenthum berührt hat, stehen fast alle slavische Stämme außerhalb der geistigen Erscheinungen, welche das Mittelalter charakterisiren. Bei ihnen reichen sich gewissermaßen die alte Zeit und die neue unmittelbar die Hände. In andern Reichen ist die Fremdartigkeit in der Mischung der Einwohner, und die Schroffheit geistiger Gegensätze, in welche sich die leztern ordnen, bis diesen Tag nicht durch einen Zentralisationsprozeß überwunden worden; z. B. in der Türkey. Da kann man also sagen, daure das Mittelalter des Geistes noch fort.“

Bei der Darstellung im Einzelnen hat der Verfasser die für ein Lehrbuch am besten geeignete Form gewählt, deren sich Heeren bei seinen Handbüchern der alten und der neuen Geschichte bedient, d. h. er hat überall den Text der Erzählung in passende Paragraphen getheilt und diesen erläuternde Anmerkungen so wie die Angabe und kurze Kritik der Quellen in kleinerer Schrift untergeordnet. Dieses Verfahren ist zwar einer zusammenhängenden Erzählung im schönsten historischen Styl hinderlich, dient aber vortrefflich, die Uebersicht zu erleichtern, und das ist

bei einem Lehrbuch vorzüglich wichtig. — Durchgängig bemerken wir in der Bearbeitung den wohlthätigen Einfluß neuerer und neuester Specialforschungen über das Mittelalter, z. B. von Grimm, Savigny, Hammer, Diez, Fallmerayer, Raumer, Monso, Hüllmann, ꝛc.; der Verfasser hat sich der größten Vollständigkeit befleißigt, und nichts unberücksichtigt gelassen, was in jüngster Zeit von so vielen Seiten her für Aufklärung, namentlich der mittelalterlichen Rechtsverhältnisse, Sprache, Literatur und Kunst geleistet worden ist. Durch diesen Reichthum neuer Thatsachen und Ansichten, so wie durch die treffliche Anordnung und vorurtheilsfreie Behandlung des Ganzen hat das Werk einen Vorzug erlangt, den ihm kein älteres Handbuch der Geschichte des Mittelalters streitig machen kann. Obgleich der Verfasser die große Zeit, die er zu beschreiben unternommen, selbst die phantastische nennt und das mystische Element in ihr nicht verkennt, so hat er sich doch nicht verleiten lassen, auch eine phantastische und mystische Geschichte zu schreiben. Ohne sich tief in den Geist des Mittelalters einzulassen, hat er sich begnügt, vorzugsweise die Thatsachen vollständig, rein und geordnet darzulegen, und dem Theologen, Philosophen und Aesthetiker die tiefere Ergründung jenes Geistes anheimzustellen. Theilt er demnach mit Heeren die Trockenheit, so doch auch den Forscherfleiß des reinen Historikers. — Er ist übrigens Heeren auch in der Eintheilung der Geschichte nach Zeiträumen gefolgt, und hat die Eintheilung nach Völkern verworfen, und mit Recht, weil im Mittelalter wie in der neuern Zeit die Völker nicht mehr isolirt standen und das, was gleichzeitig bei verschiednen Völkern geschah, sich verwandter war, als das, was zu verschiednen Zeiten in ein und demselben Volke geschah. Man darf nur an das Aufkommen des Feudalismus und später der Bürgerschaften, der Landstände, an die Kreuzzüge ꝛc. denken, deren Einfluß sich ziemlich gleichzeitig über alle abendländische Völker verbreitete.

13) Geschichte der europäischen Menschheit im Mittelalter. In vier Theilen. Von Anton von Tillier. Frankfurt a. M., Brönner, 1829—1830.

Dieses Werk unterscheidet sich von dem vorigen auf mancherlei Weise. Es ist in fortlaufender Erzählung und blühendem Styl geschrieben, und bezweckt mehr einen Totaleindruck, als daß es bestimmt wäre, das Detail historischer Thatsachen sorgfältig zu sondern und mit kritischen Noten und Citirung der Quellen zu versehn. Auch hat der Verfasser der ethnographischen Methode gehuldigt und die Geschichte jedes einzelnen Volks in seinem Durchgang durchs Mittelalter besonders verfolgt. Dies leztere können wir aus Gründen, die wir oben schon angegeben, nicht billigen. Doch hat der Verfasser, sofern er einmal diese Methode wählte, wenigstens darin eine glückliche Wahl getroffen, daß er im ersten Bande die drei Kernländer des Mittelalters, Deutschland, Frankreich und Italien, im zweiten die andern um jene sich gruppirenden occidentalischen Länder, Spanien, Portugal, England und Skandinavien, im dritten den griechisch-slavischen und türkischen Osten, und endlich im vierten und lezten die Kultur des Mittelalters insbesondere behandelt hat. Diese Sonderung ist eine natürliche und zweckmäßige, obgleich die nach Zeitaltern, wenigstens in Betreff der katholischen Abendländer vorzuziehen gewesen wäre, weil hier das, was die einzelnen romanischen und germanischen Stämme und Staaten unterschied, bei weitem nicht so wichtig ist, als die gemeinsamen Banden der kirchlichen, politischen und sittlichen Verwandtschaft, welche sie alle umschlangen. — Die ersten beiden Theile enthalten die allgemeiner bekannte Geschichte der christlichen Hauptstaaten des Mittelalters in einem gedrängten Gemälde und beredtem Vortrage. Der dritte behandelt den slavischen Nordosten Europas mit etwas mehr Ausführlichkeit, als dies in Handbüchern gewöhnlich ist. Wir müssen es aber um so mehr billigen, als die Bedeutsamkeit der slavischen Stämme bisher in der That zu wenig erkannt worden ist und ihre zunehmende Wichtigkeit in der neuesten Zeit einen Rückblick auf ihre ältere Geschichte besonders interessant macht. Im lezten Theile verdient besonders die Abhandlung Auszeichnung, welche die im Mittelalter herrschenden Begriffe vom Staat erörtert. Dagegen hat der Verfasser bei der Darstellung der Kirchengeschichte und mittelalterlichen Philosophie nicht genug auf das mystische und phantastische Element Rücksicht genommen, das namentlich gegen das Ende des Mittelalters in Folge der abentheuerlichen Kreuzzüge, der hochgesteigerten Religionsschwärmerei, der gothischen Geschmacksausbildung und endlich der neuern dämonisch-astrologisch-sympathetisch-alchymistischen Naturanschauung die geistige Physiognomie des Mittelalters vollendete. Die Scholastik, auf welche sich der Verfasser ausführlicher einläßt, bildete zu der weit wichtigern, in die Kirche und das Volk weit tiefer eingedrungnen Mystik nur den Uebergang, so gut wie in neuerer Zeit die mechanischen Systeme nur den Uebergang bildeten zu den organischen Systemen der Philosophie, die von Schelling an wieder jene ältere Mystik in neuer Form und weiterem Gesichtskreis fortbilden.

14) Geschichte des achäischen Bundes, nach den Quellen dargestellt von Dr. Ernst Helwing. Lemgo, Meyer, 1829.

Dieses Werk enthält die Geschichte der merkwürdigen Eidgenossenschaft, die bestimmt war, die verlorne Freiheit

des alten Hellas herzustellen, die aber dem zermalmenden Uebergewicht der römischen Waffen unterlag. Ist die Geschichte des achäischen Bundes, seiner großen Führer, seiner schönen Hoffnungen und seines tragischen Ausgangs schon an sich sehr interessant, so wird sie es noch mehr in der gegenwärtigen Zeit, in welcher ein neuer achäischer Bund eines glücklichern Erfolges sich erfreut hat. Der Verfasser hat alle vorhandenen historischen Nachrichten sorgfältig zu einem sehr genauen und reichhaltigen Gemälde zusammengetragen, und sein Styl ist klar und gewandt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Legenden.

Legenden, fromme Sagen und Erzählungen. Gesammelt von J. P. Silbert. Zwei Bände. Mit dem wohlgetroffenen Porträt des Verfassers. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung, 1830.

Eine Sammlung von überaus schönen alten Legenden. Es liegt ein Reichthum von Poesie in den Legenden, dessen sich die neuere Zeit bei weitem noch nicht in dem Maaße bemächtigt hat, wie der Schätze, die in den weltlichen Sagen und Volksliedern gefunden werden. Die Schönheit und Erhabenheit des menschlichen Gemüths tritt wohl in keiner Gattung von Poesie so herrlich an den Tag, als in der christlichen Legendenpoesie, ja selbst die Moral und Frömmigkeit findet in keinem Dogma, in keiner theologischen Untersuchung, in keinem Andachtsbuch einen so reinen und tiefen Ausdruck, als in den Legenden, worin Züge von in der That übermenschlicher Größe und engelgleicher Zartheit das Heiligste, zu dem die Seele sich erheben kann, aussprechen. Was sich auch von dem bigotten Aberglauben, von dem grausamen Fanatismus, von der unnatürlichen Entmenschung der Möncherei, von der lügenhaften Sophistik der Jesuiten, und von der Geschmacklosigkeit des Bilderdienstes in die spätern Legenden eingeschlichen hat, dies hebt die fleckenlose Herrlichkeit der ältern ächt christlichen Legenden nicht auf, und selbst bis in die späteste Zeit finden sich immer noch unter dem Wust geschmackloser Pfaffenlegenden einzelne Sagen von schöner und heiliger Bedeutung.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich alle die Legenden, die poetisch die schönsten sind, auch für die frömmsten, für die religiösesten halte. Herr Silbert scheint dieser Meinung nicht gewesen zu seyn, oder er hat unter Frömmigkeit noch etwas mehr verstanden, als ich darunter verstehe. Er hat nämlich bei einer Mehrzahl vollkommen schöner Legenden auch eine Minderzahl, namentlich späterer Legenden aufgenommen, die mir sehr geschmacklos vorkommen, in denen aber der Sammler ohne Zweifel den Triumph gewisser kirchlicher Dogmen fand, deren Annahme bei ihm ein Kriterium der Frömmigkeit seyn möge, es bei mir und gewiß dem größten Theile des Publikums aber nicht sind.

Von dieser Art ist z. B. folgende Legende: „Ein frommer Bischof sah einstmals im Traum, wie ein Knabe mit einer goldenen Angel und silbernen Angelschnur bei einem Brunnen saß und fischte. Und nachdem er seiner Arbeit lange sinnig abgewartet, sieh, da zog er ein wunderschönes Frauenbild von dort heraus. Und als der Bischof erwachte, da sah er denselben Knaben auf dem Kirchhof, wo er vor einem Grabeshügel kniete, und mit frommer Inbrunst betete. Da trat er vor ihn hin und fragte: Mein Knabe, was thust Du da? Der fromme Knabe antwortete: Ich bete für meine liebe Mutter das Vater unser und den Psalm Miserere! — Da erkannte der Bischof, daß die Seele dieser Matrone durch das Gebet des Knaben aus dem Reinigungsort erlöset worden, und daß das Vater unser die goldne Angel, und der Psalm die silberne Angelschnur gewesen war.“

Da wird denn doch, zu Ehren des Fegfeuerdogmas, mit der an sich so poetischen und heiligen Kindesliebe etwas läppisch gespielt. In einer andern Legende heißt es: „Ein Mönch lag auf dem Tode. Sein Abt befahl ihm, nicht eher zu sterben, bis er von einem Geschäft zurückgekehrt sey. Da aber der Abt lange ausblieb, starb der Mönch. Der Abt kommt zurück, sieht den Todten, und befiehlt ihm, aufzuwachen. Der Mönch wacht wirklich auf und erzählt, er sey in den Himmel gekommen, aber er habe sich daselbst nicht niedersetzen dürfen, weil er gegen den Befehl seines Abts, also ungehorsam gestorben sey. Hierauf bittet der Mönch den Abt, er möge ihm doch nun erlauben, zu sterben, und der Abt erlaubt es ihm.“

Das ist noch ärger. Hier wird sogar, zu Ehren der Priesterherrschaft, der Himmel selbst lächerlich gemacht. Wieder in einer andern Legende entschließt sich eine lustige Jungfrau, auf die Vorstellung ihres Beichtvaters, dem Tanz zu entsagen, um dereinst das Vergnügen des Tanzes desto besser im Himmel selbst zu genießen. Sie lebt und stirbt fromm und sieht in der Todesstunde „Jesus und seine liebreiche jungfräuliche Mutter, mit Chören schneeiger Jungfrauen, die sich in ewigen Reigen erfreuen“ (Theil I. Seite 332). Ist das

nicht eine überaus abgeschmackte Vorstellung vom Himmel? Uebrigens heißt es vom Tanz, der doch wahrlich in alle Ewigkeit ein unschuldiges Vergnügen bleibt, Th. II. Seite 195. „Sieh, mein Sohn, beim ersten Reigen setzen sie die Füße in leichtfertige Bewegung; und dadurch wird gleichsam der Annagelung der Füße des gekreuzigten Heilandes gespottet; beim zweiten spannen sie die Arme aus und vereinen Finger und Hände; was fürwahr zum Spott der ausgespannten Arme und angenagelten Hände des Herrn gereicht. Beim dritten tanzen sie mit blumigen Kronen auf dem Haupte in Form eines Kranzes; wodurch die Dornenkrone des Herrn verhöhnt wird. Fünftens ist der weichliche und süße Klang der Saitenspiele eine Verspottung der bittern Klagen des Gekreuzigten. Sechstens wird durch die eitle und sündliche Freude das Herz Christi verwundet; die vorwitzigen und unzüchtigen Blicke, Berührungen, Gedanken und Worte aber sind eben so viele Lästerungen, die sie gegen Christus ausstoßen, und womit sie sein heiliges Angesicht verspeien."

In einer Legende kommt ferner ein Crucifix vor, von welchem herab Christus gegen einen frommen Ritter eine Verbeugung macht, und zwar eine ziemlich tiefe (I. 273). Gegen alles gesunde Gefühl streitet folgende Legende, obgleich der fromme Thomas a Kempis selbst sie erzählt: „Eine tugendhafte Frau aus Friesland begab sich einst in die Kirche, die heilige Messe zu hören und ward sehr geärgert, als ein Priester an den Altar trat, der nicht nur sehr unwissend war, sondern auch seiner Sitten wegen in bösem Rufe stand. Und sie sprach murrend in sich selbst: Wie magst Du einfältiger und unreiner Mensch es wagen, an den heiligen Altar zu treten; und wie wirst Du wohl dies so wunderbare Sacrament wandeln können! Und sie war darüber sehr unmuthig, blieb jedoch in der Kirche und wohnte der Messe bei. Als aber nach der Wandlung das Sacrament erhoben ward und alles Volk dasselbe auf den Knieen anbetete, da ward diese Matrone von großer Furcht ergriffen, dieweil sie statt der heiligen Hostie, die Gestalt der heiligen Menschheit Christi in den Händen des Priesters sah. Nachdem nun das heilige Opfer zu Ende war, offenbarte sie dies Gesicht einem frommen Priester und beichtete ihm in Demuth, welche böse Gedanken sie wegen des Messelesers gehegt hatte. Dieser aber, nachdem er die Geschichte aufmerksam angehört und bei sich erwogen hatte, sprach zur Matrone: Gott hat dies um des Heiles eurer Seele willen also zugelassen, auf daß ihr in Zukunft nichts böses argwöhnet, noch auch an der wahrhaften Consecration zweifelt, ob diese auch durch einen Priester vollbracht werde, der in bösem Rufe steht, ja sogar ein böses Leben führt. Und als sie dies vernommen hatte, ward sie im Glauben gestärkt; und stellte Gott das Urtheil über seine Priester anheim."

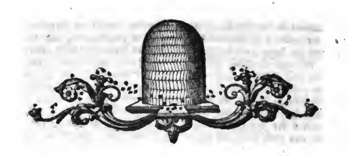
Auch ein frommer Betrug wird vom heiligen Apollinaris erzählt (II. 401). Der Heilige verfälscht eine Handschrift zu guten Zwecken. Aber das ist eine jesuitische Moral, die nicht genug verabscheut werden kann. Es gibt keine „edle Lüge" und der frömmste Legendenschreiber ist, wenn er eine statuirt, nicht minder frivol, als Kotzebue. Auch die verschiednen Legenden, in denen gesagt ist, daß Gott und die Heiligen die Frömmigkeit der Gläubigen und deren Wohlthaten für die Kirche nicht nur mit ewiger Seligkeit, sondern auch schon mit zeitlichen Gütern belohnen, hätten billig aus der Sammlung wegbleiben können. Würden sich solche spätere, sehr gemeinen Zwecken dienende und sehr geistlos erfundene Priestermährchen nicht in diese Silbertsche Sammlung eingeschlichen haben, so würde sie auf eine weit höhere und allgemeinere Anerkennung Anspruch machen dürfen. Doch ist am Ende unser Widerwille gegen die schlechten Legenden ungerecht. Sie sind wenigstens historisch interessant, und indem der Herausgeber von allen Arten der Legenden, der guten und schlechten, Proben gibt, erfüllt er zwar nicht die Pflicht des ästhetischen, aber doch des geschichtlichen Sammlers.

Wir vermissen übrigens in dieser Sammlung noch viele der schönsten Legenden, und es wäre zu wünschen, daß einmal eine geschmackvoll und geschichtlich geordnete, möglichst vollständige Sammlung erschiene, die nur die fromme Weitläuftigkeit des Styls zu vermeiden hätte, welche den Quellen eigenthümlich ist.

Unterhaltungschrift.

Der Subaltern oder das Tagebuch eines britischen Offiziers. Aus dem Englischen von G. Nagel. Hannover, gedruckt bei Telgener, 1829.

Eine Schrift, sehr ähnlich dem Invalidenklubb, dessen wir früher in diesen Blättern erwähnten. Ein Offizier wählt darin verschiedne Abentheuer aus seinen Feldzügen und Kantonirungen und schildert die Lebensweise eines Soldaten recht en Detail. Der Schauplatz ist übrigens Spanien, wo der Verfasser unter Wellington gegen die Franzosen mitkämpfte und hinlänglich Gelegenheit hatte, interessante Scenen des kleinen Kriegs zu erleben und uns auszumalen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 129. — 20. December 1830.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

15) Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Geschichte von Italien von Heinrich Leo. Vier Bände. Geschichte der Deutschen von J. C. Pfister. Zwei Bände. Hamburg, Perthes. 1829—30.

Dieses von anerkannten Meistern der Wissenschaft redigirte und vom Verleger durch eine sehr anständige äußere Ausstattung unterstützte Unternehmen ist das vorzüglichste in seiner Art, und beruht auf einer ungleich solidern Basis, als mehrere ähnliche Sammlungen, die in neuerer Zeit zu Tage gekommen sind, obgleich wir keine einzige tadeln möchten, da auch die minder vom strengen Geist der Wissenschaftlichkeit durchdrungnen Sammlungen doch durch populäre Behandlung der Geschichte und durch ihre Wohlfeilheit im größern Publikum Kenntnisse verbreiten, die, wenn nicht sehr exakt, doch sehr nützlich sind, und die einmal, so lange strengwissenschaftliche Werke zugleich voluminös und theuer bleiben, einen sehr dankenswerthen Ersatz für die nicht zu erreichenden gründlichern Studien darbieten. Ueberhaupt aber ist das Umsichgreifen geschichtlicher Lektüre eine der schönsten und bedeutsamsten Erscheinungen unsrer Zeit. Es spricht sich darin ein Bedürfniß nach politischer Erfahrung aus, das einen reinern Grund und einen reinern Zweck hat, als das früher vorherrschende Bedürfniß nach bloßen politischen Theorien.

Leos Geschichte von Italien verdient wie seine Geschichte des Mittelalters die dankbarste Anerkennung. Sie ist nach den in neuern Zeiten bereicherten Quellen und Forschungen aufs fleißigste zusammengetragen und nach der Zeitfolge, mit Unterordnung der einzelnen Staatenunterschiede, eingetheilt. Wenn diese Darstellung der so inhaltreichen Geschichte Italiens schon in Bezug auf die Begebenheiten von hohem Interesse ist, so ist sie es noch mehr in Bezug auf die Auseinandersetzung der innern politischen Verhältnisse, auf welche Herr Leo die größte Sorgfalt verwendet hat. Was jene Begebenheiten betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß Italien, obwohl seit dem Umsturz des Römerreichs immer in sich zerrissen, gegen außen ohnmächtig und fremden Einfällen ausgesetzt, dennoch bis auf die neuern Zeiten der Brennpunkt für die Geschichte des Kontinents gewesen ist. Italien war der Mittelpunkt des altrömischen, dann des katholisch-hierarchischen Weltreichs, daher war es auch der Zielpunkt der Völkerwanderung, so wie später der Römerzüge und der aufstrebenden französischen Politik. Auch war es die

Wiege, wie des Christenthums so der Wissenschaft und Kunst für das ganze aus der Barbarei sich herausbildende Abendland, und endlich auch die Wiege jener Politik, die ganz Europa überflügelt, die neue Hierarchie des Verstandes gegründet und eine neue Reformation im Zeitalter der Volksrevolutionen nothwendig gemacht hat. In Italien laufen viele Hundert Fäden zusammen, deren äußre Enden wir in der Geschichte der übrigen Länder finden, und wie die genaue Kenntniß der deutschen Geschichte am meisten geeignet ist, die eine große Seite des Mittelalters, die germanische oder ghibellinische aufzuhellen, so die italienische vorzüglich, um die andre Seite, die romanische und guelfische verstehen zu lernen. — Was die Darstellung der italienischen Verfassungen und der allmählich durch alte und neue Erfahrungen und durch den Konflikt aller möglichen Glaubens-, Standes- und Völkerinteressen in diesem Lande sich ausbildenden hierarchischen, despotischen, konstitutionellen, aristokratischen, demokratischen, feudalistischen, civilistischen, föderalistischen Politik betrifft, so hat der Verfasser dafür das Mögliche geleistet und uns die so wunderbar verschiednen und doch nach Zeit und Lokalität fast immer klugen und großartig erscheinenden Verfassungen des alten Italiens klar und schön auseinandergesezt. Wer diese bald rasch wechselnden, bald (wie in Venedig) lange sich erhaltenden gesetzlichen Zustände mit den fast unzählbaren politischen Intriguen, Verschwörungen, diplomatischen Treulosigkeiten, Staatsstreichen, Empörungen, Usurpationen rc. vergleicht, welche die italienische Geschichte so unterhaltend machen, der bekommt ein Bild des politischen Lebens, wie es in der Geschichte aller übrigen Völker kein zweites gibt, ein ungemein lehrreiches Spiegelbild aller Politik überhaupt, lehrreicher als selbst Machiavelli, der aus diesem Ozean der Politik doch nur seinen Krug gefüllt hat. Wir machen auf diese Punkte vorzüglich aufmerksam, um auch Staatsmänner und Gebildete jedes Standes, die nicht gerade Zunftgelehrte sind, zur Lektüre dieses schönen Werkes zu ermuntern, wie es denn immer unser Zweck ist, die Scheidewand zwischen Zunft und Volk zerstören, und in die todte Wissenschaft der Schulen die lebendigen Interessen des Volks, in das gemeine Leben aber den höhern Geist der Bildung hinüberleiten zu helfen. Die Zeit verlangt dies und bewirkt es auch. Unter den Gelehrten nimmt Geschmack und Berücksichtigung des Zeitgeists und unter dem Volk nimmt das Bedürfniß nach Kenntnissen und die Theilnahme an populären Bearbeitungen der sonst ihm verschlossenen Wissenschaften überhand. — Wir bemerken übrigens noch, daß der vierte Band von Leos Geschichte von Italien nur bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts reicht.

Pfisters Geschichte der Deutschen hat die beste Empfehlung an der vortrefflichen Geschichte von Schwaben, welche der Verfasser schon vor Jahren dem Publikum vorgelegt hat, und die anerkannt zu den reichhaltigsten Specialgeschichten gehört. Wie es übrigens mit der Geschichte unsres Vaterlandes steht, das verhehlt sich der Verfasser nicht. Er gibt davon selbst ein ziemlich trauriges Gemälde: „Einem heutigen Geschichtschreiber von altem Adel ist das Wort entfallen: man sehe der deutschen Geschichte wohl an, daß nur Männer vom Bürgerstande sich damit beschäftigt. Richtiger würde er gesagt haben, das Geschäft sey größtentheils Stubengelehrten (von jedem Stande) überlassen gewesen, und es fänden sich überhaupt selten in einem Individuum gelehrte Kenntnisse aller Art, philosophischer Ueberblick, Vertrautheit mit den Kabinetten und zugleich eigene Anschauung des Volkslebens vereinigt. Daher haben die Meisten auch mehr für den betrachtenden Theil der Nation, als für Geschäftsmänner geschrieben, und wir sind erst durch Ausländer (Montesquieu, Hume, Robertson) auf höhere Ansichten unserer Geschichte aufmerksam gemacht werden. — Wo die Quellen selbst noch nicht im Reinen sind, wo die Kritik erst angefangen hatte, theilweise das Ihrige zu thun, da blieb großer Spielraum für jeden, nach seinem Sinne zu verfahren. Vieles ist blindlings nachgeschrieben worden, und hat seitdem für unumstößliche Wahrheit gegolten. Das Bild, das wir erhalten, ist oft nur ein gemachtes. Eine kurze Vergleichung der Resultate wird zeigen, daß wir nicht zuviel sagen. Welche Widersprüche über die wesentlichsten Gegenstände und Fragen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten! Kein Volk der Erde kann ein solches Denkmal von seinen Feinden aufweisen, wie die Deutschen in der Germania von Tacitus. Was würden andere Nationen sich damit wissen, wie viel besser würden sie den Inhalt schon geltend gemacht haben! Bei uns ist man noch nicht einmal darüber einig, ob das unsterbliche Werk ächt, und wenn, ob es Dichtung oder Satyre, oder zum Theil oder ganz historische Wahrheit seyn solle. Wenn der Römer die Treue, die Gastfreundschaft, die Keuschheit, die Tapferkeit unserer Voråltern preist, so beschuldigt sie ein berühmter Sprachforscher unserer Zeit der tiefsten Rohheit, des Jähzorns, der Trunkenheit, der Raubsucht, der Entführung, der Nothzucht, der Sodomiterei. Hermann, der Stolz der Nation, gilt bei manchen nur für einen Ränkemacher. Noch ist der Ursprung der meisten heutigen Völkerschaften nicht im Klaren. Nach Möser sind die Sachsen uralte Insassen, nach Andern kommen sie von skythischen Saken, wieder nach Andern von den Geten an der Donau. Dem Einen sind die Geten Stammväter der Gothen, Andere lassen sie aus Skandinavien kommen, Andere dahin einwandern. Die Thüringer leitet ein Theil von den Gothen, ein anderer von den Hermunduren her. Die Bojen sollen durchaus Gallier seyn, die Bajoarier aber dennoch

Deutsche. Den Franken wird sogar die Ehre deutscher Abkunft abgesprochen; sie sollen von dakischer oder slavischer Abkunft seyn. Und so geht es durch die ganze Geschichte herunter, mit den Genealogien wie mit den Deduktionen. Ja es ist noch nicht einmal ausgemacht, ob wir Teutsche oder Deutsche sind. — Bei so vielen Widersprüchen im Einzelnen ist es kein Wunder, wenn sich auch das Urtheil über die ganze Gestalt unserer Geschichte bei der größern Menge wie bei den Gelehrten, sehr verschieden ausgesprochen hat. Als was für ein Auswuchs wird das *Feudalwesen* betrachtet! Wie verschieden sind die Meinungen, ob Deutschland einen *Adel* gehabt! Dann die *Hierarchie*! an dieser weiß ein Theil auch gar nichts Gutes und Gesundes zu finden, nichts als Unheil und Fesseln für die Menschheit. Nein, entgegnen Andere, in ihr war allein das Heil; sie hat die Freiheit der Völker gegen die Tyrannen gerettet. Die Reichsverfassung überhaupt, „das heilige römische Reich deutscher Nation,“ was für ein unbehülfliches, altgothisches Gebäude, sagen Viele, welch ein Koloß ohne Geist und Leben ist es gewesen! Wir sehen Männer und Jünglinge mit hochherzigem Vaterlandsgefühl vor die Ruinen Deutschlands treten; Andere wissen sich eben so viel damit, einen recht gemeinen Maaßstab daran zu legen. — Unter einer solchen Verwirrung der Begriffe muß es doppelt schwer seyn, wirkliche Widersprüche zu lösen, wenn im Charakter der Nation selbst, wie in der Verfassung, solche hervortreten. Der Deutsche, sagt man, *liebt* sein *Vaterland* über Alles, und doch sieht man verhältnißmäßig nirgend so viele *Auswanderer*. In allen Welttheilen ist der Deutsche zu Hause.

Von deutscher Kraft reden Männlein, welche das leibhafte Bild der Verweichlichung und Entnervung sind. Für seine Freiheit, wird behauptet, thut der Deutsche Alles; und wer hat seinen Nacken geduldiger *gebeugt* und auch Andern dazu geholfen? — Deutsche Treue und Biederkeit ist uraltes Sprichwort. Aber wie oft sind die heiligsten Bündnisse *gebrochen* worden! Wie oft haben Deutsche sich lieber mit dem Feinde, als unter sich selbst gegen diesen vereinigt! — Selbstständig soll der Deutsche seyn, festhaltend an der guten, alten, *väterlichen Sitte*: und wo ist knechtischere Nachahmungssucht alles Fremden, wo größere Neigung dem auswärtigen Verdienst den Vorzug vor dem einheimischen zu geben! (Gallomanie, Anglomanie.) — *Einfach* ist der Deutsche, offen und gerade zugehend: und doch erscheint keiner eifersüchtiger auf Ceremoniel und Titulaturen! Gründlicher Verstand hat die Deutschen in Künsten und Wissenschaften die Bahn brechen lassen; in den wichtigsten Erfindungen sind sie vorangegangen: und nun lassen sie alle die Völker, die von ihnen gelernt haben, mit Geringschätzung auf sich herabblicken. Wie weit dünkt sich John Bull über den deutschen Michel.“

Aus diesen goldwahren Worten, wofür man, so bitter diese Wahrheit ist, den Verfasser lieben muß, kann man den Geist erkennen, in dem dieses Geschichtswerk abgefaßt ist. Es hat den seltnen Vorzug, von keinem Vorurtheil ausgegangen zu seyn. Wir Deutsche sind in so sich durchkreuzende Widersprüche gerathen, daß wir nicht nur, wie Madame Staël sagt, immer entweder mehr oder weniger sind, als was wir seyn sollten, nämlich Menschen, sondern auch immer mehr oder weniger, als wofür wir uns halten. Wir setzen uns eine falsche Bestimmung und erfüllen sie nicht einmal. Nicht wir selbst, sind wir nur das Product unsrer Einbildungskraft, der Doppeltgänger unsres Doppeltgängers.

Doch wir wollen nicht zu tief in die Jean-Paulsche und Börnesche Satyre fallen, obgleich sie äußerst verführerisch ist. Die Geschichte von Pfister reicht in den vorliegenden beiden Theilen nur bis zum Ende des 13ten Jahrhunderts, umfaßt also die altgermanische Zeit und die erste glänzendste Periode des Reichs bis zur Begründung der Fürstenaristokratie unter dem ersten Habsburger. Da die Kultur immer erst eine späte Blüthe der Macht und Freiheit ist, so fällt auch die Kultur des Mittelalters, in Wissenschaft und Kunst, Gewerb und Handel erst in die folgende habsburgische und lothringische Periode, und wie glänzend desfalls diese Periode ist, so muß sie dennoch schon als eine Zeit des Verfalls angesehn werden. Bis zum lezten Hohenstauffen war Deutschland groß, mächtig, herrlich, einig, vom ersten Habsburger an wurde es immer kleiner, ohnmächtiger, gemeiner und uneiniger. Daher findet auch Pfister in jenem ersten Theil der deutschen Geschichte Gelegenheit genug, die Ehre der Deutschen ins Licht zu stellen, und zwar gereinigt von den patriotischen Lobhudeleien, mit denen neuere Deutschthümler schlechtweg alles Altdeutsche bis in den Himmel erhoben haben. Auch hier ist, nach Wielands Spruch, die Hälfte schöner als das Ganze. Wir sind der Darstellung des Verfassers, die so sehr voll Wahrheit, Unbestochenheit, männlicher Herbheit und Schönheit ist, mit großem Vergnügen gefolgt, und laden unsre Leser ein, dasselbe zu thun. Diese Geschichte verdient vor der deklamatorischen von Menzel und vor der unkritischen und oft sogar abgeschmackten von Luden bei weitem den Vorzug.

16) Kabinetsbibliothek der Geschichte, oder Geschichte der merkwürdigsten Staaten und Völker der Erde. Herausgegeben von einem Verein von Historikern, begonnen unter Mitwirkung

und Leitung von Galletti. Gera, Hennings, 1829.

Von dieser großen Sammlung liegen uns vor die Geschichte Griechenlands von Möller, des osmanischen Staats von Galletti, Brasiliens von Lebrecht, Frankreichs von Möller, Ostindiens von Hahn, Persiens von Galletti, Rußlands von Galletti, Oestreichs von Galletti, Schwedens von Fritsch, Schlesiens von H. Gr. v. S., Großbritanniens von Hüne, Bayerns von A. von Schaden, die Geschichte der Bartholomäusnacht aus dem Französischen von Jacobs, und Fains Denkwürdigkeiten von 1812 und 1813. Außer den letztgenannten, als Supplemente hinzugefügten Uebersetzungen, sind die übrigen Werke sämmtlich den bekannten französischen résumés ähnlich, nämlich kurzgefaßte, populär vorgetragne Geschichtserzählungen, die solchen Lesern, welche nicht gerade einen gründlichen historischen Unterricht verlangen, doch eine allgemeine Kenntniß der Geschichte beibringen. Man hat das Unkritische solcher Sammlungen oft bitter getadelt, aber die résumés haben dennoch mehr als irgend eine andre überrheinische Waare verdient, nachgeahmt zu werden. Es kommt wahrlich nicht viel darauf an, ob in solchen populären Bearbeitungen sich Nachlässigkeiten finden, an denen die strenge Kritik Anstoß nehmen muß, aber es kommt sehr viel darauf an, daß dem größern Publikum wohlfeile und übersichtliche Werke in die Hand gegeben werden, aus denen es die Geschichte kennen lernt. Die Wahrheiten, die auf diese Weise verbreitet werden, sind so heilsam, daß jene kleinen Sünden gegen die Kritik dabei gar nicht in Betracht kommen.

17) Die Vorzeit, dargestellt in historischen Gemälden, Erzählungen rc. Zur Belehrung und Unterhaltung. Sechstes bis neuntes Heft. Ulm, Ebner, 1829—30.

Diese „Vorzeit" ist „Unsrer Zeit" nachgebildet, und hat zum Zweck, Gemälde aus der ältern Geschichte zu geben, wie Unsere Zeit Gemälde aus der neuern Geschichte gab. Kann das Interesse für die Vorzeit auch nicht so lebhaft seyn, als das für die Gegenwart und jüngste Vergangenheit, so ist es immer verdienstlich, auch ihre Kenntniß durch solche auf die äußerste Popularität berechnete und „beispiellos wohlfeile" Werke mehr und mehr unter dem Volk zu verbreiten. Die Wahl ist glücklich. Die vorliegenden Hefte enthalten die Befreiung der Niederlande und die Kreuzzüge, also zwei der interessantesten Begebenheiten der Vorzeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Schriften.

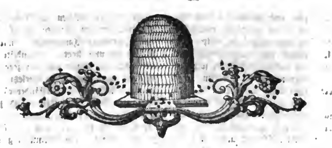
Anthologie deutscher Aufsätze mit französischer Uebersetzung und französischer Aufsätze mit deutscher Uebersetzung aus den Werken von Goethe, Schiller, Humboldt, Jean Paul, Frau von Staël, Racine, Barthelemy und Mery rc. Frankfurt a. M., Brönner.

Eine interessante Musterkarte durchgängig trefflicher und doch sehr entgegengesetzter Stylarten, zur Vergleichung und Uebung im Uebersetzen glücklich ausgewählt. Man ersieht übrigens daraus, daß es uns Deutschen weit leichter wird, die Franzosen gut zu übersetzen, als ihnen, die Eigenthümlichkeiten des deutschen Styls wiederzugeben. Dies fällt insonderheit bei der französischen Uebersetzung einiger Stellen aus Goethes Faust und aus Jean Paul auf. Die schlagende Kürze des Goetheschen Verses, der phantastische Bilderreichthum, die überraschende Wendungen und Sprünge der Jean Paulschen Prosa sind für das französische Normalmaaß überall zu kurz oder zu lang, während umgekehrt die Verse eines Racine und die Prosa einer Staël nur wenig so ächt französische Schwierigkeiten haben, daß die gefügige deutsche Sprache sie nicht überwinden könnte. Einer der wichtigsten Unterschiede beider Sprachen, der auf die wechselseitigen Uebersetzungen großen Einfluß hat, besteht darin, daß die Franzosen viele Begriffe mit einem Wort ausdrücken, wir aber für einen Begriff viele Worte haben, und ferner, daß die französische Sprache sich besser in kurzen Sätzen ausnimmt, während die Deutsche gern in Perioden ausschlägt, die wie ein Baum ihre Zweige nach allen Seiten ausbreiten.

Taschenbücher auf 1831.

22) Moosblüthen, zum Christgeschenk von F. W. Carové. (Frankfurt, Brönner.)

Wie das Moos nur erst das Sehnen nach dem Lichte bezeichnet, ohne schon wie die vollendete Pflanze sich in lichttrunknen Blüthen daran zu sättigen, so sollen diese zarten Lieder die zu dem Himmlischen sich wendende Sehnsucht ausdrücken. Niedliche Kupfer nach Umrissen von Runge entsprechen ganz dem Inhalt, den wir jedem gebildeten frommen Gemüth freundlich empfehlen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 130. — 24. December 1830.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

18) Das System der praktischen Politik im Abendlande. Von Karl Vollgraff. Vier Theile. Gießen, Ferber, 1828—29.

Wir erwähnen dieses Werk unter den Geschichtswerken, weil es die Politik durchaus historisch auffaßt, weil es eine Geschichte und Kritik der Staatenverhältnisse Europas von den ältesten Zeiten an bis jezt enthält. So wenig neu der Gegenstand ist, so neu ist diese Auffassung desselben. „Was mich (vorzugsweise) veranlaßte, dieses Werk auszuführen, war die Entdeckung, daß das Wort Staat seit Jahrhunderten auf dem Papiere gefunden wird; troz dem, daß Ströme Blutes wegen seiner vorgeblichen oder auch ernstlich gemeinten Einführung vergossen worden sind; troz dem endlich, daß sich sogar einzelne Formen desselben vielfach vorfinden, diese aber nur tauben Nußschaalen gleichen, indem das, was allein, ohne alle Rücksicht auf Form, den Staat eigentlich ipso facto bildet, der liberale und centripitale Staats-Charakter, unter den germanischen und slavischen Völkern nirgends zu finden ist, und nie existirt hat, weil sie keine Staats-Völker, sondern blos Familien- oder Haus-Völker sind, so daß es eigentlich eine unbillige Zumuthung ist, etwas anders seyn zu sollen, als sie sind und wofür sie nur allein Sinn haben."

Diese originelle Ansicht führt der Verfasser, nachdem er vorher den Begriff eines Staates und in einer geistvollen Darstellung der antiken Politik (zweiter Band) die Wirklichkeit eines Staats auseinandergesezt hat; vernämlich im dritten Theile, der sich mit den germanisch-slavischen Stämmen beschäftigt, auf eine äußerst scharfsinnige Weise durch. Er entwirft zunächst ein Bild des deutschen und slavischen Nationalcharakters, worin wir fast lauter Eigenschaften entdecken, welche dem Staate feindselig sind. „Die germanischen Völker zeichnen sich durch drei hervorragende Hauptleidenschaften aus, durch ihren sittlich-unbegrenzten Freiheitsbegriff, durch ihre Habsucht und durch ihre Hochschätzung des weiblichen Geschlechts." Aus dem ersten entspringt nun der Egoismus, die Persönlichkeit der Rechte, die Geburts-, Standes- und Rechtsverschiedenheit, die Abentheuerlichkeit, die Vorurtheile der Ehre und Ehrerbietung, die Hoffahrt und die Kriecherei, endlich und vor allem der Haß gegen alle Oeffentlichkeit aus Egoismus, Dünkel oder Scham. Aus der Habsucht entspringt hinwiederum die politische Freibeuterei, die Blutsaugerei der Beamten, das Schäfchen ins Trockne bringen der Reichen, der nur auf Erwerb gerichtete Spießbürgersinn und der Widerwille, gemeinsame Staatslasten zu tragen. Aus der Galanterie end-

lich entspringen Zeitvertreibe und Richtungen des Gemüths, die den politischen Sinn gleichfalls erschlaffen. Hieran knüpft sich auch die unpolitische, ja antipolitische schöne Literatur. Aus diesem und einer Menge verwandter Erscheinungen unsers Nationalcharakters, sucht der Verfasser nun unsre Staatsunfähigkeit zu beweisen. Wir sind nicht geneigt, die Folgerungen des Herrn Professor Vollgraff zuzugeben, aber die Thatsachen, auf die er sie gründen will, sind nichtsdestoweniger wahr. Ja, wir leiden an all den unpolitischen oder antipolitischen Lastern, die der Verfasser so sorgfältig aufgesucht und mit so liebenswürdigem Sarkarmus beschrieben hat, und die Politik hat uns dafür, wie die ganze deutsche Geschichte beweist, oft genug bestraft. Der Verfasser geht aber in seiner Trostlosigkeit offenbar zu weit, wenn er auf eine Besserung völlig resignirt, und den Fehlern, anstatt für ihre Ausrottung zu rathen, nur schmeichelt. Das Resultat seiner vielumfassenden, so recht die faulen Flecken und die Schattenseite der deutschen Geschichte herauskehrenden Untersuchung ist folgendes: „Hieraus nun, so wie aus der Totalität des ganzen Charakters erklärt sich nun auch, warum den modernen Völkern zulezt oder doch vorzugsweise unter allen Regierungsformen, wenn es nun einmal gewählt seyn müßte, und wenn und wo Wahl noch jezt überhaupt rechtlich zulässig wäre und seyn sollte, nur allein fürstliche, erbliche Alleinherrschaft zusagt, und warum sie historisch fast stets zu dieser Form oder besser zu diesem Rechtsverhältnisse instinktartig und ohne große Schwierigkeiten zurückkehrten, wenn sie solche einige Zeit verlassen.“

Er fügt hinzu: „Nur ein gänzliches Verkennen ihrer eigenen Macht über die Gemüther der modernen Völker, nur ein bis zur Unerträglichkeit getriebener Mißbrauch mit ihrer Gewalt und ihren Reichthümern stürzte Throne, und ließ Freistaaten entstehen, nicht aber ein sittliches Bedürfniß der Völker nach lezteren.“

Daher findet er auch in unsern modernen Verfassungen schlechterdings noch nichts, was einem Staate ähnlich sey, sondern nur Sicherstellung der Privatrechte. Th. IV. Seite 245. „Es haben also und zunächst die modernen Völker des Abendlandes, namentlich die germanischen, zu allen Zeiten, vor und nach ihrer Einwanderung in das versunkene Römerreich, bis auf diese Stunde unter sich Verfassungen gehabt, nur aber keine, und noch dazu aus einem Guß gefertigte Staatsverfassungen, sondern eben nur Verfassungen, d. h. durch Volkscharakter, Lebensweise und eigenthümliche Beherrschungs-Formen bedingte und durch Gebrauch und Gewohnheit succeßiv festgestellte Rechte und Pflichten zwischen Schutzherren und Beschüzten, also blos Rechtsverfassungen, welche sich zu eigentlichen Staatsverfassungen (wie sie nur das Alterthum kannte) ungefähr verhielten und noch verhalten, wie das jus privatum zum eigentlichen jus publikum; denn da diesen Rechtsverhältnissen zwischen Herrn und Unterthanen kein höherer sittlicher Humanitäts- und Staatszweck zum Grunde lag und liegt, so handelte und handelt es sich dabei auch jezt immer nur um gegenseitige Sicherstellung derselben gegen gewaltsame Verletzungen und Uebertretungen durch Urkunden, Landständeversammlungen und eine, die innere Garantie bildende und sich wie das Mittel zum Zweck verhaltende wohlgeordnete freie Justizverfassung und Pflege in der Art, daß man sogar auswärtige Fürsten und Staaten um Vermittlung und Uebernahme der äußeren Garantie solcher Hand-Vesten rc. angieng und noch angeht. Noch einmal sey es aber wiederholt gesagt, daß da, wo nur und allein die Rechte aller Einzelnen und deren Schutz, Gesellschafts- oder Aggregationszwecke sind, der Staat schlechterdings nicht ins Leben treten kann.“

Unsre Meinung ist nun, daß der Verfasser vollkommen Recht hat, sofern er bestimmte geschichtliche Thatsachen der Vergangenheit und Gegenwart aus einem natürlichen Grunde erklärt, daß er aber Unrecht hat, wenn er daraus auch die Zukunft bestimmen und im Voraus die Ansichten und Handlungen der Nachwelt in gewisse Grenzen einschränken will. Seine Ansicht der germanischen, der ganzen christlich-occidentalischen Staatenwelt ist gewiß eine vollkommen richtige, aber diese Staatenwelt, wie sie aus dem Mittelalter hervorgegangen, hat jezt einen Wendepunkt erreicht, und es läßt sich wohl nicht verkennen, daß in die Repräsentativ-Verfassung bereits ein positives politisches Element eingetreten ist, ein Princip der Schöpfung und Gestaltung, nicht blos der negativen Abwehr und kümmerlichen Erhaltung. Es bildet sich allerdings wie in Amerika, so auch im alten Europa ein neues Bürgerthum, eine nicht mehr blos passive Philisterei, sondern ein activer Civismus, eine Oeffentlichkeit, ein Staat und ein Staatsleben. Oder was ist jenes Wesen, das den Spießbürger zu großmüthiger Aufopferung seiner Habe, ja zu Heldenthaten und zum Opfertode begeistert, jenes Wesen, das die bedeutendsten Talente der Nation fast ausschließlich beschäftigt, das die Regierungen selbst aus der alten Bequemlichkeit herausreißt und sie mit dem Glanz des Genies und der Beredsamkeit umgibt, — was ist dieses geheimnißvolle Wesen, dem alles dient, anders, als das öffentliche Wesen, jene res publica, jener Staat der Alten? Nie zwar kann bei uns dieser Staat in der schroffen Härte wieder aufleben, die ihn bei den Alten zerstörte; aber der Natur, der Menschlichkeit und dem Privatglück sich wohlthätig anschmiegend erhebt er nur um so großartiger und kräftiger. Wir, auf der Höhe der Geschichte, zwei vollendete Zeitalter hinter uns, müssen zu der Ueberzeugung gelangen, daß weder die einseitige, alles Privatleben und Privatglück unterdrückende

Staatsgewalt der alten Welt, noch die alles öffentliche Leben und alles öffentliche Glück zerstörende Privatgewalt des Mittelalters natürlich, vernünftig und auf die Dauer möglich sey, daß vielmehr die innigste Ausgleichung des Wohls Aller mit dem Wohl des Einzelnen gesucht werden müsse und im Repräsentativstaat (gleichviel ob von monarchischer oder republikanischer Form) gefunden werde.

(Die Fortsetzung dieses historischen Artikel folgt im künftigen Jahrgang.)

Musikalische Literatur.

1) **Die Musik. Anleitung, sich die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen, um über alle Gegenstände der Musik nöthige Urtheile fällen zu können. Handbuch für Freunde und Liebhaber dieser Kunst, von Carl Blum. Breslau, 1830, Schlesinger.**

Das Buch ist eine wörtliche Uebersetzung des französischen Werks von Fetis: „La musique mise à la portée de tout le monde" — mit nur wenigen, meist unbedeutenden Anmerkungen eines Mannes, der seit lange französisches dramatisches Geflügel für die deutsche Küche zuzubereiten gewohnt war, und mit Herrn Hell darin wetteiferte.

Herr Fetis hat nun ein populäres Buch liefern wollen, worin er der größeren Masse des Publikums die allgemeinsten Begriffe von der Musik in ihren einzelnen Theilen, deren Verhältniß untereinander, das historische von deren Entwicklungen u. s. w. beizubringen suchte. Dies ist um so löblicher, als man auch die allgemeinsten Begriffe der Kunst bisher nur aus streng wissenschaftlichen und trocknen Lehrbüchern lernen konnte, die das Allgemeine von dem Besondern nicht trennen, und nur für solche geschrieben waren, die sich eben der Kunst ganz widmeten. Doch ist es auch wieder Pflicht, der Oberflächlichkeit der Masse nicht dadurch Vorschub zu thun, daß man ihr die Sache als gar zu leicht darstellt, und insofern fällt es uns an Fetis auf, daß er ein Buch verspricht, nach dessen Lesung jeder über diese Kunst, (mithin auch über die Produkte derselben) nun urtheilen könne, ohne sie gerade studirt zu haben. Also auf das „Urtheilen" wäre es auch hier wieder abgesehn, und somit nur ein Versuch, den Parisern so schnell und so leicht als möglich aus der Verlegenheit zu helfen, wenn sie, wie es nun einmal Mode geworden, über Musik mitsprechen wollen. Indeß ist das Buch selbst nicht so schlimm: es ist in vielen Theilen dürftig, doch im Grunde so, daß wir zu Herrn Fetis Ehre annehmen können, es sey jener Titel eine List unter einem Modeartikel solidere Kenntnisse und Ansichten zu verbreiten. Wir bemerken dabei, daß Fetis stark über Rossini herfällt, und daß es daher jezt Mode wird, ihn schlecht, und Mozart und Beethoven wieder vortrefflich zu finden. Das hat denn auch sein Gutes.

Der Inhalt des Werkchens zerfällt in vier Theile; der erste hat es nur mit den Rudimenten der Kunst zu thun, die schon jedem Kinde beim Klavierunterrichte beigebracht werden. Der zweite Theil handelt von der Melodie, Harmonie, der Komposition, der Stimme, den Instrumenten, der Instrumentation und der Form der Gesang- und Instrumentalstücke; der dritte von der Ausführung in Gesang und der Instrumentalkunst. Die Art der Behandlung ist hier populär und gut, doch zu dürftig, wenn nicht oberflächlich: namentlich hätte das Wesen, die Bedeutung der Harmonie tiefer aufgefaßt, an mehreren Beispielen erläutert werden sollen, da hier die meiste Unwissenheit und das größte Dunkel herrscht. Der vierte Theil enthält die Analyse der Empfindungen, welche jeder einzelne Theil der Musik hervorbringt, und ist noch dürftiger behandelt.

Wenn wir unter solchen Umständen auf die vorliegende Erscheinung einen Werth legen, so geschieht es nicht des Inhaltes, sondern der Anlage, der Tendenz und des, durch sie gegebnen Beispiels halber. Von den Franzosen ist die populäre Literatur in allen Zweigen ausgegangen, aber in jeder Hinsicht auch erst von andern Völkern, welche Gründlichkeit und Tiefe zu ihrer Gewandtheit, Leichtigkeit und Umsicht beachten, vervollkommnet worden. Es ist im höchsten Grade zu wünschen, ein deutsches Buch der Art möchte durch Herrn Fetis Werk veranlaßt werden. Der Verf. desselben müßte aber alle rohen Elemente voraussetzen, und wenn er z. B. von Ton- und Tonarten handelte, deren verschiednen Charakter und ihre geistige Bedeutung, so weit die Wahrnehmungen und Forschungen bis jezt ausreichen, zur Anschauung zu bringen suchen, wie es Seidel in seinem Charinomos versucht und dadurch das allgemeine Publikum veranlassen, auf diese hin zu horchen und sich von der getroffnen oder verfehlten Wahl in bestimmten Fällen, dem Zweck des Musikstücks im Ganzen gemäß, Rechenschaft zu geben. Er müßte bei der Melodie nicht nur die individuelle Charakteristik der Situationen und persönlichen Charaktere, sondern auch die der Nationalität untersuchen, und durch die, nicht mangelnden Beispiele bei den großen Meistern erläutern. Er müßte bei der Harmonie z. B. die Bedeutung der Uebergänge, der verschiednen Dissonanzverhältnisse und deren Auflösung angeben; bei den Instrumenten, deren verschiednen Charakter so wohl einzeln, als, wenn sie verbunden wirken, auseinandersetzen;

aus allen diesen Elementen dann zusammen die Analyse der musikalischen Wirkung, und der durch sie erregten jedesmaligen Empfindung hervorsuchen; das Verhältniß zwischen Gedanken und Mittel, zwischen Wort und Ton, in tragischer wie komischer Beziehung nach dem Vorhandnen ermitteln u. s. w. Das ist es, was uns fehlt, und dessen Mangel die Dunkelheit, das Schwanken im Urtheil überall veranlaßt, und der fernern, höhern Ausbildung der Musik im Wege steht. Es gehört dazu freilich ein Mann, der weder bloßer Musikgelehrter, noch bloßer Musikliebhaber ist; es gehört dazu kritisches und philosophisches Talent besonderer Art, und vielfache Kenntniß des Vorhandnen. Es ist das aber nicht unmöglich, wie mehrere einzelne, in dieser Art unternommene Arbeiten mehrerer Männer beweisen; und diese Arbeiten werden immer häufiger und vollkommner werden, je mehr man die Nothwendigkeit, von diesen höhern Seiten die Musik und deren Erzeugnisse aufzufassen und zu beurtheilen erkennen wird. Auf der Stufe, auf welcher die Musik jezt steht, kann sie nicht stehen bleiben; ihre Behandlung muß bedeutungsvoller, verständlicher, und darum die Kunst selbst noch bei weitem mehr in die andern geistigen Erzeugnisse jeder Art eingreifender werden. Denn das ist ihre Bestimmung. Isolirt wirkt sie schwer, und sinkt endlich in sich zusammen; verbunden und getragen von den übrigen Künsten und der Wissenschaft ist sie Alles.

In dieser leztern Beziehung müssen wir besonders auf eine von des Herrn Fetis treffenden Bemerkungen, Wünschen und Vorschläge, deren allerdings auch in diesem leicht gearbeiteten Buche sich finden, aufmerksam machen. Es ist nämlich ganz auffallend, und zeigt nur vom Mangel an allgemeiner Einsicht in die Bedeutung dieser Kunst, daß der Staat sich wenig, selten oder in den meisten Ländern noch nie der eigentlichen Pflege derselben angenommen, wie es doch bei Malerei, Plastik, Poesie und Wissenschaft durch die verschiednen Akademien seit Jahrhunderten geschehen ist. Niegends, außer im Konservatorium zu Paris werden Instrumentalisten und Komponisten mit Hülfe und unter Aufsicht des Staates gebildet, und das auch nur theilweis, Sänger aber ebenfalls gar nicht. Es kann das nur daher kommen, daß man die Musik immer noch wie Kant und nach ihm Krug neben der Reit- und Gartenkunst unter die bloßen Vergnügungsschönheiten stellt. So ist der musikalische Künstler und Sänger ein, wenn nicht von Gott, doch sonst von aller Welt verlassener Mensch, dessen Bildung und Richtung so zufällig bleibt, wie sein Talent; troz aller Lorbeerkränze und ephemerem ungeheurem Gehalte, ein halber Vagabund. Zufall entscheidet, ob und was für Unterricht und Bildung er in seiner Kunst erhält, ob und welchen Lehrern er in die Hände geführet wird. Die Laune der Masse und Mode wirft ihn hin und her. Warum können nicht auch musikalische Akademien errichtet werden, die wie die andern über die Wissenschaft, so über das wahre Interesse der Kunst theoretisch durch Lehren, wie praktisch durch Aufführungen, mit vom Staat angestellten und besoldeten Professoren wachen, und in denen jeder für sein Geld, wie arme Talente in Freistellen, einen verständigen Unterricht bis zur Reife erhalten können; abgetheilt in Klassen nach Alter und Fortschritten, Richtung und Wahl des Talentes, mit angestellten Prüfungen, Graden und Zeugnissen? Wir haben wenigstens achtzehn öffentliche Malerschulen in Deutschland für eine Kunst, deren Blüthezeit troz aller neueren Bestrebungen längst vorüber ist, und die nicht des 10ten Theils der Theilnahme selbst in großen Städten sich erfreut, als die Musikfreunde sie jeder jezt zählt. Es wäre das zugleich auch ein vortreffliches Mittel, verdienstvollen und ausgezeichneten Musikern für Lebenszeit eine sichere Stellung zu verschaffen; jezt sind acht bis zehn Kapellmeisterstellen, nach Gunst und Zufall oft vergeben, Alles, was ihnen als höchster Lohn ihres Talentes und ihrer Studien vom Staate geboten wird. Die Kosten solcher Anstalten kommen durch das Lehrgeld eben so gut hier ein, wie bei andern Instituten.

Besonders nothwendig, und hierzu veranlaßt uns schon Herr Fetis, sind solche Anstalten für den **Gesang** und, fügen wir hinzu, für musikalisch dramatische Künstler. Hier vergeuden der Zufall und schlechte Lehrer jährlich eine Menge der schönsten Stimmen, an denen überhaupt kein Ueberfluß ist. Wie oft müssen wir nicht bedauern, daß eine vortreffliche Naturanlage ohne die nöthige Bildung geblieben ist, während auf der andern Seite eine schlechte Stimme die ungemessenste Ausbildung bekommen hat, durch Künstlichkeiten nun den Mangel zu ersetzen sucht, und zur Steigerung der Unnatur der Kunst selbst beiträgt. Aber der Hauptübelstand ist die verkehrte Methode der gewöhnlichen Lehrer, die, theils mit Eitelkeit, theils mit Eigennutz meist ihre Schüler und Schülerinnen recht schnell vorwärts bringen, sie durch Bravourgesang glänzen lassen wollen, und sogar oft durch übertriebnen Kraftaufwand und Anstrengungen die vollständigste Zerstörung der Stimmen herbeiführen.

Eine Bemerkung des Herrn Fetis hierbei müssen wir zum Schluß noch herausheben: — daß die Stimmen selbst nach Provinzen klimatisch sind. Für Frankreich liefert nämlich die Picardie die besten Baßstimmen, die besten Tenore Languedoc, und zwar in der Gegend von Toulouse, die klangvollsten und umfassendsten Weiberstimmen Burgund und die Franche-Comté. — Es wäre treffend, wenn man in Deutschland dasselbe zu erforschen suchte.

R. O. Spazier.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 131. — 27. December 1830.

Musikalische Literatur.

(Fortsetzung.)

2) Für Freunde der Tonkunst. Von Friedrich Rochlitz. Dritter Band. Leipzig, bei Carl Knobloch, 1830.

Der dritte Band dieses Werkes des edlen Rochlitz wird den wahren Freunden der Tonkunst eben so willkommen seyn, als die beiden ersten. Es ist wohl seit dreißig und noch mehr Jahren niemand in Deutschland, der so vielseitig und wahrhaft segensreich für diese edle Kunst gewirkt hat, als er. Das Gute Alte hat er nicht untergehen lassen, und das Gute Neue hat er beschützt und gehoben. Wie viele junge talentvolle Musiker hat er nicht, mit der edelsten Humanität, ins Leben eingeführt, indem er die Welt auf ihre Werke und deren Werth, sie selber aber auf ihre Fehler aufmerksam machte. Der Inhalt dieses Bandes zerfällt in verschiedene Abtheilungen, als: 1) Zur Erinnerung an Zeitgenossen und einige ihrer Hauptwerke, namentlich, Naumann und sein Vater Unser, Fesca, Tag Danzi, Salomon, Karl Gottlieb Berger, Neukomm und seine Grablegung Christi, Karl Maria v. Weber und sein Oberon. Alle diese Aufsätze sind voller vortrefflicher Bemerkungen und Erfahrungen aus dem Leben dieser Künstler und des Verfassers über dieselben. Nur einiges anzuführen, so ist in dem Aufsatz über Naumann, folgendes Urtheil des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, über N. und die Musik überhaupt sehr tief gefühlt und gedacht; Er sagt: „Ich setze N's. eigenthümlichsten Vorzug darein, daß er zwar ein Meister der Harmonie, aber zugleich und vornehmlich ein Meister der Melodie ist. Seine Musik soll uns zu Herzen gehn; der Verstand soll diese Wirkung nur unterstützen und befestigen. Und so erprobt sich seine Musik auch an mir. Seine Melodien, so sprechend und doch so einfach, so innig und doch so unleidenschaftlich; es hat mir immer geschienen, als könne solche Melodien (hört! hört!) nur ein wahrhaft guter Mensch ersinnen, und, wie er es thut, festhalten und fortführen. Es ist, als läge ihm gar nichts dran, selbst zu gelten, sondern nur die Sache geltend zu machen. Darum, wie sehr mich auch gute Musik anderer neuer Meister reizt, spannt, mitunter entzückt: mein Gefühl wird von keiner andern eben in der Art, wie von der seinigen, bewegt, und keine hallet auch so lange in mir nach. Gebe ich mich ihr ungestört hin, so stimmt sie mich allemal so, daß ich Freude machen, etwas Gutes thun möchte. Das kann ich anderer wenigstens nicht so oft und in dem Grade nachrühmen. Andere regt mich wohl mehr, aber auch leidenschaftlicher auf; und leidenschaftlich aufgeregt

wird man ohnehin genug. Ich kann nicht glauben, daß die Kunst eigentlich hierzu da ist.“ —

Die Gedanken und Ideen des Verfassers über die Musik und den Gesang der alten Griechen (über welche schon so viel gefaselt worden) wird jeder als richtig erkennen, welcher etwas tiefer über diesen Gegenstand nachzudenken im Stande war, als unsere trockenen Philologen. Der Verfasser sagt in dem Aufsatz über Neukomm, unter vielem anderen, sehr beherzigenswerthem, folgendes: Neukomm gieng, (in der Komposition der Chöre zu Schillers Braut von Messina) wie man offenbar muß und auch Andere gethan haben, davon aus, daß man im Chore der Alten zuerst zu unterscheiden, abzusondern habe, was vom Chorführer, in den Dialog und gewissermaßen in die Handlung gezogen, allein vorzutragen, und was dann von ihm, wie die andern Personen sprechen, zu sprechen sey — und was von Allen vereint (bei den Alten in den Zwischengesängen, bei Schiller in den Stellen die er angibt) vorgetragen werden solle. Von Lezterem ist hier nur die Rede. Daß auch nur dies — wohl zu merken: nach unserem Sinne des Worts gesungen, auch nur, nach diesem unserm Sinn, deklamatorisch gesungen worden sey (recitativisch, etwa Gluck-Reichardtisch): das ist geradezu unmöglich. Führte darauf nicht schon die kunstreich verschlungene Struktur und Sprache dieser Chöre, vollends zusammengedacht mit dem, was wir von der Gesangsart der Alten, besonders der Dramatischen Sicheres wissen, so würde darauf schon führen, (von den Philologen ist dies gar nicht oder doch nicht in dieser Beziehung beachtet worden,) was von der Beschaffenheit der Instrumente der Alten, und von ihren Hülfs- und Erleichterungsmitteln, jenen ihren sogenannten Gesang zu ordnen und bei der Ausführung in Ordnung zu erhalten, ganz deutlich von ihnen selbst, den Alten, gemeldet wird. Ihr dramatischer Gesang war eine höchst bestimmte, höchst genaue, rhetorische, nicht, in unserem Sinne, musikalische Deklamation. Alles, was davon, jenen andern — unsern modernen Begriff zu fassen verhindert, (Struktur und Sprache der Chöre, Instrumente, Hülfsmittel,) und vieles Andere dazu: alles das zeigt sich, halten wir diesen Begriff davon fest, als vollkommen übereinstimmend, zweckmäßig, ja, bei gewissen Fällen, nothwendig. Ich sage: eine höchst bestimmte, höchst genaue, rhetorische Deklamation, und beziehe diese Beiworte nicht blos auf den Sinn und die Rhythmen der Verse, so wie auf das Tempo im Ganzen und die Bewegung im Einzelnen, worin sie gesprochen werden sollten, sondern auch auf Ton und Modulation der Stimmen beim Sprechen, so daß, wie in jenem, also auch in diesem, was deklamirt wurde, vollkommen so herauskam, als ob Einer, nur vielfach verstärkt, es ausspreche. Ueber jedes hiezu gehörige vereinigte sich der Dichter mit dem Chorführer und dieser studirte es dann mit den Choristen ein. Von ihm hieß es daher Modos fecit. — Das Hülfsmittel für Fest- und Gleichhaltung des Grundtons der Deklamation Aller — des Grundtons von welchem hernach die Modulation der Stimmen, bei höhern Accenten, Schlußfällen, gesteigertem Affekt u. s. w., abhieng — war die Lyra, welche diesen Grundton und seinen Akkord, arpeggirend angab. — — Die Alten besassen musikalische Harmonie und eine strenggeregelte; aber sie besassen sie in ihrem Sinne, in unserem Sinne aber nicht. Sie besassen sie, wenn darunter verstanden wird, ein gesetzmäßiges, gleichzeitiges Verbinden wohllautender Tonstufen, d. h. Akkorde, sie besassen sie nicht, indem darunter verstanden wird, ein gesetzmäßiges, gleichzeitiges Verbinden wohllautender Tonreihen, d. h. Melodien der strenger, oder doch melodischer Gänge bei freier Musik unserer Art. Unsere Harmonie ist durchaus eine Erfindung geistvoller, tiefsinniger Klosterleute des Mittelalters, vor der Orgel.“ Das Buch enthält: 2) Materialien. Aesthetisch-philosophische Gedanken in musikalischer Hinsicht abgehandelt. Diese Abtheilung enthält sehr viel Schönes und durchaus Würdiges und Wünschenswerthes. 3) Ansichten z. B. über J. S. Bachs Kantate: „Eine feste Burg ist unser Gott,“ wahrhaft geistreich und für dieses erhabene Werk des großen Meisters begeisternd. 4) Gespräche: der Organist und der Doktor und der Besuch. Aus diesem leztern noch etwas zum Schluß. Unter anderm über Vorschritt oder Rückschritt der Tonkunst heißt es:

„Was ist es denn, was Männer meiner Art und meiner Erfahrung an die Tonkunst, oder vielmehr an ihre Erzeugnisse in Dichtung oder Praxis, durch Hochachtung und Liebe bindet? Was sie in dieser Verbindung mit ihnen erhält? Das blos sinnlich Reizende — wohin auch alle gewöhnliche Virtuosenkünste gehören — reizt wenig mehr; es erschöpft sich und die Empfänglichkeit dafür ebenfalls. Das blos Phantastische und Pikante — ist wirklich Geist darin und Wahrheit, ist es nicht Erzeugniß jener überspannten Launenhaftigkeit oder erzwungenen Bizarrerie, wozu sich jezt so Mancher stachelt, dann wird es für den Augenblick wohl interessiren, doch auch nur für den Augenblick, und befriedigen kann es nimmermehr. Alles blos durch Geschicklichkeit, Fleiß und Routine hervorgebrachte wiederholt sich und läßt dann kalt. Zu dem blos Lärmenden, Tumultuarischen, Kreischenden, gewaltsam Hin- und Herreißenden will ich gar nicht heruntersteigen. — Das bleibt, was, außer, außerdem, daß es künstlerisch recht und gut ist, zugleich — daß ich so sage — menschlich groß, menschlich edel und schön hervortritt: groß, edel und schön im Geist und Gemüth oder Charakter. — Ich finde es jezt überhaupt, und in Allem was Menschen schaffen, selten, und fast nirgends ganz rein, ganz ent-

schieden. Die Welt ist anders geworden; sie ist unruhig, gewaltsam aufgeregt in allen ihren Kräften; selbst die Ziele sind verrückt, oder doch zweifelhaft gemacht und verhüllet. Ringen und Wagen, Kämpfen, Versuche, zu zerreißen oft ohne neu anzuknüpfen, all überall und in Allem. — Ist das nun so in Allem, wie könnte es in der Tonkunst anders seyn."

Offenbares Talent zu besitzen, Vieles gelernt und geübt, Vieles wahrhaft in der Gewalt zu haben: an diesem mangelt es in der Tonkunst jezt weniger, als jemals. Aber das reicht nicht aus, um wahrhaft und vollgültig, auch in ihr, darzulegen, was menschlich groß, edel und schön ist. Man muß dieß seyn, man muß was man besizt und was man ist, gemessen zusammenfassen, gemessen beisammen erhalten; man muß es zu deutlich erkannten, sichern und würdigen Zwecken verwenden. So waren, so verfuhren die großen Meister der Vergangenheit. Allerdings wurden sie dabei durch ihre Zeit erleichtert, ja darauf hingesucht, indeß die jetzige unsern Meistern es sehr erschwert und sie davon ablenkt. Was jezt in brausende Bewegung gesezt ist, muß erst ausgähren — sich abklären. Das Caput mortuum muß zu Boden gefallen: Das Reine, Stärkende, Erquickende, und dann auch Ausdauernde, muß sich oben gesammelt haben. Bis Dahin.... sagt Ref. dem edlen Rochlitz, für das ganze Buch seinen herzlichsten, wärmsten Dank für sich und im Namen der Sache, und wünscht, daß ihm Gott noch lange Leben und Gesundheit schenke, damit wir noch manches solches Büchlein von ihm erhalten.

3) Hinterlassene Schriften von C. Maria v. Weber. 3 Bände. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1828.

Allerlei Buntes zu Scherz und Ernst — ja oft bitterer Ernst in Beiden — wie es in eines tüchtigen, für das Tiefste und Heiligste glühenden, Künstlers Seele aufsteigt. Da merkt man bald an jeder Zeile, daß diese Aufsätze durch den Drang aus dem Innern, nicht durch äußere Veranlassung entstanden. Die tiefen Bemerkungen über das ästhetische Wesen der Seele, die hier theils durch Kritik der Kunstwerke und des Treibens und Lebens der Künstler, theils durch humoristische Darstellungen in Prosa und in Versen von allerlei musikalischen Zu- und Umständen in Stadt und Land, so wie durch die trefflichste Satyre über die Thorheit der Künstler und des Publikums, niedergelegt sind, werden Jedem, der sich für Kunst interessirt, besonders aber den Künstlern von dem größten Nutzen seyn. Als Beleg hiezu nur Einiges: W. schrieb von Prag aus, wo er bis 1816 Direktor der Oper war, die er neu gründen mußte: „Ich fand einen Musikgeschmack, der durch die ehemalige italienische Oper und dann durch die Mozartsche Periode eine seltsame Gestaltung erhalten hatte. Es war ein unruhig ins Blaue hinauswünschender Geist, der mit sich selber nicht einig war, was er wünschen sollte. Die Natur der italienischen Oper erfordert wenige, aber ausgezeichnete Künstler. Einzelne blitzende Steine, gleichviel in welcher Fassung. Alles Uebrige ist da Nebenwerk und unbedeutend. Der Deutsche greift alles tiefer, er will ein Kunstwerk, wo alle Theile sich zu einem schönen Ganzen runden. Er verschmähet auch den lebendig thätigen Sinn des Franzosen nicht, der nur immer etwas vorgehen — Handlung sehen will. Sein tiefes Gemüth ergreift und umfaßt alles Vorzügliche ꝛc." Als wahrhaft edler Lehrer, der seinen Zögling nicht nur die Kunstfertigkeit beibringen wollte, sondern auch die geistige Veredlung, die ihr lezter und höchster Zweck ist, schrieb er an einen seiner Schüler: „Daß Sie mein Schüler geworden, gab mir Gefühl der Pflichten für Ihr Wesen überhaupt, denn ich kann die Kunst nicht vom Menschen trennen, der in ihr lebend erst recht eigentlich das ganze Leben ehren lernen soll. Sie wissen, wie sehr ich jene sogenannte Genialität verachte, die in dem Künstlerleben einen Freibrief für alles zügellose Treiben und das Verletzen alles Sittlichen, bürgerlich Achtungswürdigen zu besitzen glaubt. — — Es ist gar zu süß, sich so ganz gehen zu lassen, — aber hier muß sich nun die eigene Kraft des Menschen bewähren, ob er die Geister beherrscht und sie nur freiwalten läßt in dem ihnen von ihm angewiesenen gezogenen Kreise, oder ob er, von ihnen besessen, sich als Wahntoller wie ein Fakir zum Preise des Götzendienstes dreht. Um diese dämonischen Einwirkungen aber zur reinen Begeisterung zu läutern, ist beharrlicher Fleiß der erste Zauberspruch. Wie thöricht ist es, zu glauben, daß das ernste Studium der Mittel den Geist lähme. Nur aus der Herrschaft über dieselbe geht die freie Kraft, das Schöpferische hervor, nur vertraut mit allen schon betretenen Bahnen und frei sich auf ihnen bewegend kann der Geist neue finden" ꝛc. — Ist es nicht wichtig, daß ein Künstler wie Weber, der die Wahrheit dieser Gedanken mit den Werken bewiesen, auch es so aussprechen, zu heilsamer Zähmung des Hochmuths derjenigen Kunstjünger, die auf kaum betretener Dornenbahn des ächten und gereiften Künstlers, schon sich auf dem Olymp dünken, ehe sie den Parnassus nur von ferne gesehen? — Ferner: „Nur der innig harmonisch verwandte Ton bringt die Saite zur Erzitterung, er weckt ihr innres Leben, ohne es zu berühren; ein Glas sprengt der ihm eigene zu stark angegebene Ton. So kann auch des Menschen Herz, trifft Du dessen Ton, ergriffen, bewegt, zum Mitklingen, bis zum Zerspringen gebracht werden."

Der zweite und dritte Band enthalten Rezensionen über Kompositionen, die theils gedruckt erschienen, theils

in Konzerten oder auf der Bühne zur Ausführung gediehen, vermischt mit einigen allgemeinen Schilderungen des geselligen Zustandes dieser oder jener Stadt, in deren Mitte ihn seine Verhältnisse geführt haben. In jedem dieser Aufsätze spricht sich der Mann von vielseitiger Bildung, klarer Ansicht, wohlwollender Würdigung und jener tiefen Kenntniß seiner Kunst aus, der nicht, (wie die meistens nur ums liebe Brod aber nicht aus innerem Beruf schreibende Kritiker jetziger Zeit) an unfruchtbarem Formelwerk sich aufhält oder mit pedantischem Absprechen sich in nichtssagende Phrasen verliert, sondern sich ihrer selbst vollständig bewußt, den Blick auf das Wesentliche und mithin auf das allgemein Verständliche richtet, keiner Schule noch Zeit huldigend, sondern das ewig Wahre und Schöne unter allen Gestalten anerkennend und ehrend. Ref. kann nicht umhin, aus dem humoristischen Theil dieser Schriften eine Probe beizufügen, und zwar aus der Parodie der großen Oper in Paris: Handwurst: (mit großem Anstand hervortretend, spricht.)

Leidenschaft, Wortsturm, Deklamation,
Das ist das Höchste, all' anderem Hohn.
Siebenmal höher gestrichene Noten
Sind unsrer Leidenschaft kreischende Boten:
Hinauf in die Höhn
Mein ehrlicher Baß,
Das Kühnste begehn,
Tenor's Rechte faß'.
Der stets tapfre Jüngling,
Der wird sich schon wehren
Und von den Altisten das Nöth'ge begehren!
Und so geh es fort und fort,
Immer hinauf,
Verdrängt der gemeinen Natürlichkeit Lauf.
Und seyd ihr so endlich zum Höchsten gestiegen,
Gelingt es gewiß, fallt ihr nicht, zu fliegen.
Die Füße der Tänzer, die Fühlen dann weiter,
Die edlen Gefühle, die eure Begleiter.
Klopfet nicht süß verwirrt fränkisches Herz,
Wenn in den Entrechats tobet der Schmerz.
Wenn aus des Pirrouets wirbelndem Drehen
Deutlich die heiligste Freundschaft zu sehen.
Singen und tanzen, und tanzen und singen,
Das nur kann wahrhaft das Höchste erringen.
Trommeln, Posaunen, vier Hörner, mein Bester,
Ja nicht vergessen in Ihrem Orchester,
Siebenmal modulirt in einem Takte,
Wer fragt nach Ursach mehr, wenn es nur paßte,
Blasen Hoboen, Klarinetten und Fidlen,
Mehr als zu drei andern Opern vonnöthen,
Würden die Bässe und Geigen zum Rauchen,
Könnten sie gar noch den Tamtam gebrauchen,
Dann seyn Sie ruhig und ganz außer Sorgen,
Ruf ist ihr Eigenthum, Sie sind geborgen.

4) Die Tonkünstler Schlesiens. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Schlesiens vom Jahr 960 bis 1830. Von C. J. A. Hoffmann. Breslau, Aderholz, 1830.

Dieses an 500 Seiten starke Werk führt alle nur irgend ausgezeichnete, in Schlesien geborenen oder eine Zeitlang in Schlesien einheimisch gewesenen Tonkünstler in alphabetischer Ordnung auf und gibt Nachrichten vom Leben und den Werken derselben. Der außerordentliche Fleiß, womit diese sehr zerstreuten Nachrichten hier gesammelt sind, verdient gerühmt und anderwärts nachgeahmt zu werden, da es für die Geschichte der Kunst von Werth ist, das Andenken ihrer Beförderer zu bewahren. Indeß dürften der Namen wohl zu viele seyn und der Sammler hätte sich begnügen können, nur die bedeutendsten aufzunehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbücher auf 1831.

23) Spindlers Vergißmeinnicht.

Dieser zweite Jahrgang des Taschenbuchs ist um vieles glänzender, als es der erste war. Drei Stahlstiche von Fleischmann und vier Kupferstiche von L. Beyer, gereichen ihm zur Zierde. Die vier Erzählungen, zu welchen diese Bilder gehören, sind der alleinige Inhalt des Taschenbuchs und vom Herausgeber selbst. Mit dem meisten Vergnügen haben wir die Erzählung Furchtlos und Treu gelesen. Der Held derselben ist ein Pendant zu dem berühmten Kaspar Hauser, und der Verfasser hat mit der ihm eignen Wärme der Phantasie die kindliche Genügsamkeit des jungen Gefangnen im Kerker und sein romantisches Erwachen in der glänzenden Welt geschildert. Er versezt aber seinen Helden aus Nürnberg nach Eßlingen und aus der Gegenwart in den Anfang des 16ten Jahrhunderts und läßt ihn an dem schwäbischen Bauernkriege Theil nehmen. Der Held erzählt seine Geschichte selbst, und der alterthümliche Styl seiner Zeit, so wie insbesondre der kindlich fromme Ton des Fündlings sind trefflich gehalten. Die Erzählung Nenuphar, ist ein reiches phantastisches Gemälde im orientalischen Mährchenstyl, Engelliesbchen, eine Malernovelle, aber zum Glück eine heitre und lachende, denn der sentimentalen haben wir vielleicht schon zu viele. Die Mohrin von Toledo hat eine sehr romantische Hauptfigur, ein treues maurisches Mädchen, das sich auf die edelste Weise für ihre Gebieterin aufopfert. Möge der liebenswürdige Verfasser bald sein größeres Werk, den Invaliden, erscheinen lassen, von dem wir uns viel versprechen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 132. — 31. December 1830.

Naturwissenschaft.

Polemische Blätter zur Beförderung der spekulativen Physik, herausgegeben von Henrich Steffens. Erstes Heft. Breslau, im Verlage von Josef Max und Komp., 1829.

Eine der auffallendsten Erscheinungen im Reich der Wissenschaften war das plötzliche Verschwinden der Naturphilosophie, nachdem sie sich mit so großem Geräusch angekündigt hatte und von einer Menge äußerst genialer Männer in einen überraschend schnellen Flor gebracht worden war. Auf einmal und wie durch Verabredung verstummte Schelling, verstummten seine berühmten Schüler alle, oder sie fingen an, von ganz andern Dingen zu reden, Görres, Steffens, Troxler, Oken mischten sich in die Politik, Görres, Steffens, Eschenmayer, Schubert, Baader warfen sich in die Theologie und schienen in ihren mystischen Tiefen die Natur zu vergessen. Steffens wurde sogar Dichter und fing an Romane zu schreiben. Wo blieb nun die Naturphilosophie? Sie schien in der Mitte zu zerbrechen, und die Natur fiel in die Hände der Empiriker, die Philosophie in die Hände Hegels. Beide ihre Feinde, wurden beide ihre Erben und erklärten sie auf immer für todt. Der Stifter der Naturphilosophie, Schelling, schien sich um die Lehre, die er einst mit so viel Geistesaufwand gegen einen sehr unbedeutenden Feind, Jakobi, vertheidigt hatte, jezt, da sie von allen Seiten bedrängt war, nicht im mindesten mehr zu bekümmern, und seine Schüler schienen ebenfalls alle Liebe, alle Theilnahme für eine Sache verloren zu haben, für die sie einst glühend begeistert waren.

Läßt sich die Abspannung aus der Ueberspannung erklären, so kann doch ein so reiches Leben, wie es in der Naturphilosophie aufgegangen ist, nicht mit einem schmählichen frühzeitigen Tode enden. Die Schläfer fangen an, wieder aufzuwachen. Ich habe unlängst in diesen Blättern auf Troxler aufmerksam gemacht, der nach langem Stillschweigen, und nachdem er eine Zeitlang die Philosophie mit der Politik vertauscht zu haben schien, plötzlich in seiner „Naturlehre“ mit verjüngter Kraft in die alte Bahn der Naturphilosophie wieder eingelenkt ist und einen geschichtlichen Ueberblick über die Philosphie überhaupt als Einleitung in seine neuen Bestrebungen gegeben hat. Nun tritt auch Steffens auf ähnliche Art auf, bedauert die lange Vernachläßigung der Naturphilosophie, wirft sich zum Ritter der verkannten Sache auf und gibt ebenfalls einen geschichtlichen Ueberblick über den Gang der Naturwissenschaften als Einleitung in seine neuen Bestrebungen.

Es ist in jeder Hinsicht schätzenswerth, daß dieser geniale Schriftsteller sich einer Thätigkeit wiedergeschenkt

hat, die ihm, und der er am besten ansteht. Steffens kann seiner Natur und Bildung nach unmöglich in der Theologie, oder Politik, oder Poesie den Rang einnehmen, den er in Naturwissenschaften behauptet. Der Glanz, den er auch seinen Leistungen in jenen andern Fächern zu geben gewußt, hat er doch nur mehr oder weniger von seiner Naturphilosophie geliehen. Alles andre ist ihm Nebensache, Abgeleitetes, nur die Naturphilosophie ist ihm Hauptsache, Erstes. Er gesteht dies selbst, vielleicht ohne es zu wissen, indem er im Eingang vorliegender Blätter den frappanten Satz aufstellt: „Die Ansicht, welche eine bestimmte Zeit von der Natur habe, sey die Grundlage ihres ganzen Wissens, und wirke auf alle Richtungen des Lebens, sie bestimme die gesellige Ordnung, die Sittlichkeit, ja die Religion.“ Enthält dieser Satz in seiner Allgemeinheit für die übrige Welt eine Uebertreibung (da sich die Naturansicht, die sittliche, religiöse immer *wechselseitig* bestimmen), so ist er doch in Bezug auf Steffens vollkommen wahr. Steffens muß diesen Satz aufstellen, weil alle *seine* Ansichten aus seiner *Natur*ansicht hervorgehn, weil er ein Naturphilosoph ist. Hätte er dieses Genie für die Natur nicht, wäre er z. B. ein religiöses Genie, so würde er wahrscheinlich auch den Satz aufstellen, die *Religion* sey die Grundlage aller Lebensrichtungen und Lebensansichten.

Nachdem er eine Rundreise durch das Universum der Wissenschaften gemacht, nähert er sich wieder seinem Polarstern, kehrt zu dem Punkt zurück, wovon er ausgegangen. Die alte Liebe erwacht in ihm, und nicht ohne eine gewisse Beschämung erinnert er sich, was er ihr schuldig war und ist. Seine Vorrede beginnt: „Ich habe bis jezt geglaubt, daß wir, was wir geistig erzeugen, sich selbst überlassen müssen, und an dem erregten Streit keinen Theil nehmen. Es ist ein Irrthum. Die Gabe, die uns geliehen ist, sollen wir nicht blos ausbilden, sondern auch *schützen*. Die Naturphilosophie hat durch diese Gesinnung der *Bessern* offenbar *verloren*. Aus diesem Grunde habe ich beschlossen, Hefte herauszugeben, die ausführliche *Kritiken* der herrschenden physischen, chemischen, physiologischen Theorien aus einem *spekulativen* Standpunkt enthalten sollen.“

Das erste Heft enthält die *historische Einleitung* zu diesem Unternehmen, und selbst diese erst zur Hälfte. Der Verf. bespricht darin nur die ältere Naturansicht des Mittelalters und die moderne Naturansicht bis zum Beginn der Naturphilosophie, ohne noch diese selbst zu charakterisiren. Das zweite Heft wird erst die Einleitung beschließen. — Diese geschichtliche Einleitung war sehr nothwendig. Es gibt nur *ein* Mittel, in der allgemeinen Verwirrung aller Wissenschaften sich zurecht zu finden, und dieses Mittel ist Uebersicht und Vergleichung aller Systeme und Meinungen, und dazu kann man wieder nur gelangen durch die *Geschichte* derselben, durch genaue Verfolgung des Weges, den jede Wissenschaft von ihrem Ursprung bis zu ihrer gegenwärtigen Ausbildung oder Entartung genommen hat. Dieses historische Verfahren wird jezt allgemein, in *allen* Wissenschaften herrschend. Man kann es nirgends mehr umgehn. Es ist das Kriterium des wissenschaftlichen Fortschrittes in unserer Zeit und zugleich das charakteristische Kennzeichen der gegenwärtigen Literaturepoche.

Die hier dargebotene kurze Geschichte der Naturwissenschaft ist freilich nur eine Skizze, aber auch als solche von hoher Bedeutung. Es gibt sehr ausführliche Geschichten, in deren reichem Detail nichtsdestoweniger die Hauptpunkte, worauf es ankommt, verschwinden. Steffens hat mit Uebergehung der Nebensachen, die Hauptpunkte ausschließlich hervorgehoben, und weniger den Mann dem Manne, ein einzelnes System dem andern, als ein Zeitalter dem andern, eine ganze Jahrhunderte umfassende Naturansicht der andern gegenübergestellt.

Er unterscheidet die Zeit des Mittelalters *vor* und die moderne Zeit *nach* Copernikus, und nimmt die Entdeckung, daß die Erde *nicht* der Mittelpunkt des Weltalls, sondern ein unbedeutender Planet sey, als den Wendepunkt der Naturansichten alter und neuer Zeit an. Die alte Zeit nun charakterisirt er auf eine äußerst treffende Weise und mit einer jezt ziemlich seltnen Sachkenntniß, da die Naturforscher in der Regel ihren Stolz darein setzen, die Systeme der magischen und alchimistischen Zeit *nicht* zu kennen. Ich hoffe, Steffens wird, wenn er von der *Naturphilosophie* sprechen wird, noch einmal auf jene Zeit zurückkommen, denn noch vermisse ich in seiner Charakteristik derselben die Rücksicht auf das gnostische Element derselben, die Rücksicht auf die philosophische Baukunst der Paracelsisten und Rosenkreuzer. Er bezeichnet nur im Allgemeinen den *magischen* Grundcharakter jener alten Naturweisheit, den Glauben an eine *beseelte*, dämonische Natur, und die verkehrte Methode, vermöge welcher jene Alten die Natur *beherrschen* wollten, ehe sie sie *kannten*. — Die neue Zeit erscheint dagegen als die der *Entzauberung*. Aller Schein verschwindet, eine nüchterne Wirklichkeit fordert zur *Untersuchung* auf. Die Erde ist nicht mehr die ruhende Mitte der Welt, die Materie ist nicht mehr der Wohnplatz dämonischer Gewalten und das Vehikel magischer Zauberkräfte. Die Astrologie verschwindet vor der Astronomie, die Magie vor der Mathematik und Mechanik, die Alchimie vor der Chemie, die Dämonologie vor der Naturgeschichte. Diese neue Epoche der Naturwissenschaften zerfällt aber wieder in zwei Zeiten. Die erste ist die der *mechanischen Physik*, welche mit Copernikus beginnt und in Newton ihre Vollendung findet. Dies ist die Zeit der großen Entdeckungen der mechanischen Naturgesetze, der Himmelsbe-

wegungen, der Schwere, des Pendels, und die Zeit des großen Kalkuls, der Erstaunen erregenden mathematischen Berechnungen aller quantitativen Verhältnisse in der Natur. Diese Zeit hat ihre Aufgabe gelöst; ganz und in allen Theilen vollendet ist, was sie uns überliefert, die Lehre der Naturmechanik. Allein dem äußern Mechanischen der Natur liegt ein innres Dynamisches, ein Leben zu Grunde, das allen diesen Bewegungen und Kräften den ersten Anstoß gibt; den äußern Quantitäten liegen innre Qualitäten zu Grunde, die sich empfinden, aber nicht messen und berechnen lassen. Daher mußte die Naturwissenschaft von der mechanischen zur qualitativen Physik fortschreiten, und wie sie vorher mehr mit der unorganischen der Mathematik unterworfnen Natur, mit Himmelskörpern, Himmelsbahnen und elementarischen Kräften und Wirkungen zu thun gehabt hatte, mußte sie sich jezt mehr zur organischen Natur und zur Physiologie wenden, da im Organismus die tiefste und unerschöpflichste Quelle der Qualitäten ist. Hier sucht nun Steffens darzuthun, daß die unermeßliche Arbeit der Naturforscher noch verhältnißmäßig zu wenig Resultaten geführt hat, daß die Einheit, das höchste Princip noch nie gefunden werden konnte, daß eben daher eine unendliche Verwirrung und Zwietracht entstanden ist, ein geistloses Experimentiren, Klassifiziren, Versuchen und Meinen, Behaupten und Bestreiten, aus dem nur eine Erlösung möglich ist — durch Spekulation, durch Naturphilosophie. Mit diesem bedeutsamen Wink schließt die gehaltvolle Abhandlung.

Wir wollen ihm nicht vorgreifen, wir wollen abwarten, wie er die Naturphilosophie charakterisiren, und wie er beweisen wird, daß sie die Verwirrung zu lösen bestimmt und fähig sey. Einstweilen genüge es uns, seine Schilderung dieser Verwirrung zu beherzigen. Sie ist sehr treu, unwidersprechlich. Sie zeigt, wie viel mit einem ungeheuern Aufwand von Kraft geleistet worden ist, und wie doch die ganze solide Masse von Ruhm, dessen so viele große Entdecker und Systematiker insgesammt sich erfreuen, in Dunst zerfährt von den Räthseln allen, die noch zu lösen übrig sind. Mit Recht sagt Steffens, wir wandeln noch in Nacht und kaum erhellen unser Dunkel einige Sterne; noch tagt nicht einmal die Morgenröthe der Naturwissenschaft, denn noch hat ja niemand das Licht begriffen, und erst wer uns sagen könne, was das Licht sey, werde die Naturahnung zur Naturwissenschaft erheben.

Da die erste Sturm- und Drangperiode der Naturphilosophie vorüber ist, dürfen wir wohl nicht zweifeln, daß Steffens die Grenze derselben nicht verkennen werde. Jeder voreilige Vorschritt würde sonst abermals einen Rückschritt veranlassen, und da es hier auf kluge Vertheidigung einer schwer angefochtenen guten Sache ankommt, den Gegnern Blößen geben.

Zum Schluß sey es mir erlaubt, dem genialen Verfasser einige Kleinigkeiten vorzuwerfen. Wir sind wohl alle überzeugt, daß nichts ohne eine höhere Lenkung geschieht. Wozu also bei einzelnen Erscheinungen so oft erwähnen, daß sie nicht dem bloßen Zufall, sondern der Vorsehung ihren Ursprung verdanken? Dies gibt einer rein wissenschaftlichen Darstellung einen unpassenden pietistischen Anstrich. Betrachtet man die Sache einmal aus dem wissenschaftlichen Standpunkt, so kommt es nur darauf an, was entdeckt oder gefunden worden ist, nicht wie? Ob der Zufall oder eine wunderbare Einwirkung der Vorsehung zu einer neuen Entdeckung geführt hat, diese selbst bleibt immer dieselbe, und nur darauf kann es der Wissenschaft ankommen. Die ganze Natur preist Gott. Ist, was entdeckt wird, von Gott, so wird auch wohl, daß es entdeckt wird, von Gott seyn. Wozu dies nun immer hinzusetzen? — Eine andre Eigenthümlichkeit von Steffens ist die, daß er bei jeder Gelegenheit sagt, er finde etwas bedeutend, was die flache Ansicht der gemeinen Menschen unbedeutend finde. Wozu dieses beständige Anpreisen des eignen feinern Sinnes. Er zeige, daß er ihn habe, aber er sage es nicht immer selbst.

Musikalische Literatur.

(Beschluß.)

5) Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst. In Beantwortung der von der vierten Klasse des königl. niederl. Instituts, im Jahre 1826 ausgeschriebenen Frage: Welche Verdienste haben sich die Niederländer, namentlich des 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts, im Fache der Tonkunst erworben? Und in wie weit können die niederländischen Tonkünstler dieser Zeit, welche sich nach Italien begeben, Einfluß auf die Musikschulen gehabt haben, welche kurz nachher dorten entstanden sind? Eine mit der goldnen Medaille gekrönte Preisschrift von R. G. Kiesewetter zu Wien.

Mémoire sur cette Question: Quels ont été les merites des Neerlandais etc. par Mr. F. J.

Fetis, Professeur de Musique au conservatoire de Paris. Mit der silbernen Medaille gekrönt. Beide Abhandlungen in einem Band in 4. Amsterdam, bei J. Müller und Komp., 1829.

Beide Abhandlungen, besonders aber die des Herrn Kiesewetter, sind für jeden denkenden Musiker und Musikliebhaber sehr interessant. Sie enthalten die Geschichte der Tonkunst von ihrem Beginnen als harmonische Kunst, welche sie erst, nachdem man das Mittel zur harmonischen Behandlung, die Noten gefunden, hat werden können. Es ist hier sehr klar dargethan, daß die Tonkunst in den Niederlanden begonnen, und zu einer bedeutenden Höhe gestiegen war, als sie in den übrigen Ländern und namentlich auch in Italien, noch in der Kindheit lag. Besonders wichtig, als praktischer und theoretischer Beweis des Abgehandelten, sind die musikalischen Beilagen, als Darstellung der Entstehung und der Fortschritte des Gesanges mit mehrern Stimmen und der allmähligen Ausbildung des Kontrapunktes. Diese Darstellung fängt mit dem ganz rohen und kindischen Quinten- und Oktavensingen, welches die Sänger zuerst ex tempore thaten, mit Beispielen um das Jahr 1280 an; dann folgt ein 3stimmiges französisches Trouvere von Adam de la Hale von demselben Jahre, ein englisches Siegeslied zur Feier des Siegs bei Azincourt im Jahr 1415.

So folgt dann eine ganze Reihe Tonstücke von den Niederländern du Fay (der Gründer der päpstlichen Kapelle in Rom), Ockenheim, Jasquin des Prez, Crespel, Gambert, Willaert, Rare, Mouton, Orlando Lasso, Gandimel. Letzterer war der Lehrer des Palestrina, Gründer der römischen Schule, durch welche die Tonkunst in Italien sich festen Fuß errungen, und zu höherer, nicht blos harmonischer, sondern besonders melodischer Idealität empor geschwungen hat.

Encyklopädische Literatur.

Unter den Werken, die das berühmte Konversations-Lexikon veranlaßt hat, bemerken wir: 1) Der Versuch eines ästhetischen Kommentars zur allgemeinen deutschen Realencyklopädie (Konversations-Lexikon) oder systematisch geordnete Anleitung für Dilettanten, in Beziehung auf die Lichtseiten und Eigenthümlichkeiten einer jeden Wissenschaft und Kunst, zur Erweckung eines höhern und allgemeinen Interesses für die verschiednen Zweige des menschlichen Wissens; mit Hinweisung auf die einschlagenden Artikel, von Kulenkamp. Erste Abtheilung. Wissenschaft. Erfurt und Gotha, Hennings, 1831. Da die alphabetische Anordnung des Konversations-lexikons allerdings den Zusammenhang der zu ein und derselben Wissenschaft oder Kunst gehörigen Artikel zerreißt, so ist ein Kommentar wie der vorliegende, worin besonders auf diesen Zusammenhang aufmerksam gemacht wird, gewiß wünschenswerth; allein da dennoch das Werk im Ganzen ein Lexikon zum Handgebrauch bleiben muß, so hätte Herr Kulenkamp sich auch der präcisesten Kürze befleißigen und in scharfen Umrissen jede Wissenschaft charakterisiren, nicht aber rhetorisch und mit Einflechtung von schönen Stellen aus Dichtern das Werk weitläuftiger machen sollen.

Von dem 2) Konversationslexikon für den Handgebrauch in Einem Bande (zweite Auflage, Leipzig, Gerhard Fleischer, 1829) sind die ersten drei Lieferungen erschienen, und von dem 3) Allgemeinen historisch-statistisch-geographischen Handlungs-, Post- und Zeitungslexikon, eingeleitet von Ehrmann und Schorch, fortgesetzt von Richter (Erfurt und Gotha, Hennings, 1830) der fünfte Band. Vollendet ist 4) das allgemeine Fremdwörterbuch oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unsrer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Beziehung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung von Dr. Heyse. (Fünfte Auflage. Hannover, Hahn, 1829.) Von diesen drei Werken ist jedes in seiner Art zu loben. Das erste kann zwar des engern Raumes wegen nicht so vollständig seyn, als das Brockhausische Konversationslexikon, ist aber dennoch außerordentlich reichhaltig und zweckmäßig redigirt. Das zweite ist ein unentbehrliches Handbuch für Geschäftsmänner und Zeitungsleser, da es alles enthält, was man sonst mühsam aus Geschichtswerken, statistischen und geographischen Werken sich zusammensuchen mußte. Das dritte endlich ist nicht weniger unentbehrlich, da die Sprachmengerei noch keineswegs aufgehört hat, wir vielmehr noch täglich aus den englischen und französischen Journalen neumodische Kunstausdrücke in unsre Sprache aufnehmen. Herr Heyse ist übrigens als gründlicher und fleißiger Sprachforscher schon längst rühmlich bekannt.

Berichtigung.

Nr. 127, Seite 505, Spalte 2, Zeile 6 von unten lies: erwartete. S. 506, Sp. 2, Z. 21 v. u. l. reges. S. 507, Sp. 1, Z. 19 v. o. l. ihres priesterlichen Charakters. S. 508, Sp. 1, Z. 21 v. o. l. der Resultate. Nr. 128. S. 510, Sp. 1, Z. 5 v. o. l. Manso. Z. 25 v. o. l. dem st. den. S. 511, Sp. 2, Z. 8 v. o. l. mögen

